Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden

Hundertundsechster Band

Juli / September 1919

BERLIN
Verlag der Zukunft
Großbeerenstraße 67
1919

Inhalt.

Die Zukunft

Berlin, den 5. Juli 1919

Gestern und Morgen

Dies irae

Achtundzwanzigster Juni; fünfte Nachmittagsstunde. Zwischen je zwei Regenböen eines Sonnenreiches kurze Herrlichkeit. Dicht am berliner Kurfürstendamm, auf wilmersdorfer Gelände, zwei Tennisturniere. Weiße Blusen, Röcke, Hosen. In der Mitte, auf hoher, von dünnen Holzbeinen getragener Kanzel, der Kampfrichter. Keine Lücke in dem Zuschauergedräng um den Zaun. Viel Jugend. Kräftig schlanke Männer, die nicht nur der Mützenrandstreif über den Brauen als Offiziere, bedienstete oder ausgeschiedene, erweist. Mädchen und Frauen in munterem Eifer. Jetzt ein Aufschrei der Freude; jetzt das Lippenzwitschern ärgerlicher Enttäuschung. Spieler und Gaffer in fast andächtigem Ernst der Sache hingegeben. Und in jeder Pause das fröhlichste Getummel. „Bier gefällig?" „Mit fremdem Racket noch alles Mögliche. Weiß der Deibel, wo meines verkramt is." „Wann fängt denn die Austernprinzessin an?" „Wenns nicht wieder gießt, morgen Mariendorf oder Stadion." Halb Sechs. In Versailles ist die Unterzeichnungceremonie nun wohl zu Ende. Herr Dr. Bell, Rechtsanwalt aus dem Ruhrbezirk, und Herr Müller, ders vom Parteisekretär bis zum Reichsminister für Auswärtiges gebracht, im Juli 1914 den Willen der deutschen Genossen zu Ablehnung jedes Kriegskredites den französischen Sozialisten angezeigt, im Juni 1919 auf

dem weimarer Parteitag den Friedensvertrag einen „Schurkenstreich“ genannt hat, haben, als Vertreter der Reichsregirung, ihre Namen und das Siegel der Republik unter den Vertrag gesetzt. Ein dem Menschenblick groß scheinendes Stück deutscher Geschichte ist abgeschlossen; fast aller seit Fritzens Polentheilung eingebrachte Gewinn verloren; Bismarck, wie Marxens reizbares Prophetenhirn früh ahnte, in der Außenwelt Episode geblieben. An diesem Tag werden in der Hauptstadt des Deutschen Reiches Tennisturniere ausgefochten. Werden abends alle Possentheater, Singspielhallen, Kinos gestürmt. Ist auf Tanzdielen, in Luxusschänken, Bars, Spielklubs kaum ein Plätzchen zu erstehen. Zu solchem Zeitvertreib haben, heute, unsere Menschen die Laune, den Kopf. Deutsche. („Was wollen Sie? Die Trauerwoche ist ja im Mai escomptirt worden. Nur sahs da nicht etwa anders als an diesem fidelen Sonnabend aus.“) Die Straßenstimmung wie an jedem Wochende. Nirgends eine Spur von Erregung, auch nur von Dem, was heute Ereigniß wird. Doch? Vorn auf der Elektrischen, hinter dem Fahrer, höre ich neben mir den Namen Haniel. So heißt der liebenswürdig frische Diplomat, der in Washington des klugen Bernstorffs Erster Gehilfe war, in Spaa und Versailles der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht blieb. Endlich also ein Zeichen politischer Regsamkeit aus dem Gewimmel Vergnügter. Nein. Der den Namen aus dem Abendblatt angelte, spricht von dem Stall, nicht von dem Gesandten; von dem aus Hamburg nach Berlin verlegten Derby, das, auf der Rennbahn im Grunewald, den Wettstreit zwischen den Ställen Graditz und Haniel entscheiden soll. Fast zwei Spalten darüber in der Zeitung. (Papiernoth.) Auch auf dem Heimweg klingt kein an an den welthistorischen Vorgang erinnerndes Wort an mein Ohr. Ich blättere im Tagebuch Edmonds de Goncourt vom Februar und März 1871. „Wie konnte die Hand eines Franzosen solchen Vertrag unterschreiben! Hunderttausend hungernde, durch die Niederlage zuchtlos, sittenlos gewordene Menschen ohne Nährmittel in der Hauptstadt: daraus muß Aufstand, Aufruhr, Plünderung werden. Bismarck kann seine Falle zuklappen

lassen und hat Vorwände für den Einzug in Paris. König Wilhelm in der versailler Spiegelgalerie, dicht vorm Auge des Vierzehnten Louis, dessen Steinbild im Hof steht, zum Deutschen Kaiser ausgerufen! Das, an diesem Ort: mit Frankreichs Größe ist es nun aus. Zuchtlosigkeit, die das Heer getötet hat, wird auch die Gesellschaft töten. Morgen werden wir den Feind in der Stadt haben. Gott bewahre für alle Ewigkeit Frankreich vor diplomatischen Verträgen, deren Redaktoren Rechtsanwälte sind! Die Sonne scheint hell, aber man sieht so viele Raben, hört vom Himmel her solches Gekrächz wie sonst nie in dieser Jahreszeit. Die Menschen, denen ich begegne, setzen die Füße behutsam, trippeln beinah und scheinen doch glücklich, wie Genesende, die zum ersten Mal wieder gehen. Durch die Champs-Élysées stampft eine erregte, schwatzsüchtige Menge, die der Drang, Luft zu schöpfen, ins Freie trieb; sie achtet gar nicht darauf, daß ein Kaffeehaus, weil es den Preußen während der Besetzung jede Nacht offen blieb, von Rächerhänden zerstört worden ist. Die Friedensbedingungen scheinen mir so unerträglich, Frankreichs Untergang ist mir, wenn sie erfüllt werden müssen, so gewiß, daß ich fürchte, der Krieg werde wiederbeginnen, ehe wir dazu bereit sind." Unsere Morgenblätter spinnen die Melodie ins Borussische weiter. Die Kreuzzeitung trägt einen Trauerrand (wie nach dem Tode des ersten Zars Nikolai, den ihr Gerlach damals den Vater Preußens nannte und dem zu Ehre die Gardeoffiziere schwarze Bändchen mit Trauermedaillen an die Uhr hingen). Leidartikel mahnen an die Pflicht, in jedem deutschen Kinde den Trieb zu Rächung der dem Vaterland angethanen Schmach zu nähren. Todesanzeigen künden, daß Einem „der Schmachfriede das Herz brach", Einer erspart blieb, „Deutschlands tiefste Erniedrigung zu sehen". Abklang der Gemüthstonart, die einst schrie: „In stolzem Glück zeige ich den Heldentod unseres einzigen Sohnes an"; der Empfindenssphäre, in der schlaue Händler Broches und Armbänder mit der Aufschrift absetzten: „Auch mir war es vergönnt, ein theures Kind dem Vaterland zu opfern." Im Meistersang ist ein Stollen vollendet. So schreiten wir in den Frieden.

Memento

Aus der „Antwort der verbündeten und verbundenen Mächte auf die Bemerkungen der Deutschen Delegation über die Friedensbedingungen" habe ich noch ein paar Stücke übersetzt, die das Gedächtniß bewahren muß.

„Weil Oberschlesien nicht zum Königreich Polen gehörte, als die Theilungzeit diesen Staat zerstückte, liegt das Problem hier anders als in Posen und Westpreußen. Die Behauptung, Polen habe kein juristisch erweisliches Recht auf Oberschlesien, ist zulässig; mit höchstem Ernst aber muß die Angabe zurückgewiesen werden, daß Polen auch nach den Grundsätzen des Präsidenten Wilson kein Recht auf Oberschlesien habe. In den abzutretenden Bezirken ist die Volksmehrheit unbestreitbar polnisch. Jedes deutsche Hand- und Schulbuch lehrt die Kinder, daß die Bewohner nach Ursprung und Sprache Polen sind. Die verbündeten und verbundenen Mächte hätten die von Deutschlands Regirung selbst geforderten und angenommenen Grundsätze gröblich verletzt, wenn sie Polens Recht auf diese Bezirke mißachtet hätten. Jetzt verleugnet die Deutsche Regirung diese Schlußfolgerung; sie unterstreicht die Behauptung, Wunsch und Interesse der Oberschlesier wehre sich gegen die Trennung von Deutschland. Unter diesen Umständen wollen wir die Antwort auf diese Frage den Hauptbetheiligten überlassen und haben deshalb, statt schleuniger Hingabe des Gebietes an Polen, die Vorbereitung einer Volksabstimmung beschlossen. Die hätten wir gern vermieden; denn die Vorbereitungzeit wird ziemlich lang, die Besetzung durch fremde Truppen wird nöthig sein und eine unabhängige Sonderkommission wird bis zur Abstimmung das Gebiet verwalten müssen. Damit Deutschland nicht von Willkür der seinem Industrieleben unentbehrlichen Stoffe beraubt werden könne, bestimmt ein neuer Artikel des Friedensvertrages, daß in allen abgetretenen Theilen Oberschlesiens alle Mineralien, besonders Kohlen, den Deutschen unter den selben Bedingen erlangbar sein müssen wie den Polen. Die Wiederherstellung des Polenstaates ist ein großes Geschichtereigniß, das nicht ohne die Zerreißung mancher Bande, ohne zeitweilige Schwie-

rigkeiten und Beeinträchtigung vieler Einzelnen vollendet werden kann. Wir sind aber fest entschlossen, den zu Polen kommenden Deutschen, wie jeder anderen völkischen, religiösen, sprachlichen Minderheit, wirksamen Schutz zu sichern. Eine Vertragsklausel verbürgt ihnen Glaubensfreiheit und das Recht, ihre Sprache zu sprechen, in ihrer Muttersprache die Kinder zu erziehen. Den Deutschen wird in Polen Verfolgung, wie Polen sie in Preußen zu erdulden hatten, erspart bleiben. Die Deutsche Regirung erklärt jeden Zustand für unannehmbar, der Ostpreußen von dem übrigen Deutschland abtrenne. Deshalb muß sie an die Thatsache erinnert werden, daß Ostpreußen Jahrhunderte lang ein Sonderleben führte und erst seit 1866 in eigentlichem Sinn von den politischen Grenzen Deutschlands umfaßt ist. Die deutschen Geschichtschreiber haben stets betont, daß Ostpreußen nicht urdeutsches Land, sondern eine deutsche Siedlung sei. Gewiß wäre es für Deutschland bequemer, wenn dieses vom deutschen Schwert einst den Ureinwohnern entrungene Land in dichter Berührung mit dem echten Deutschland bliebe. Aber Deutschlands Bequemlichkeit darf nicht damit erkauft werden, daß die Zerstückung einer anderen Nation verewigt wird. Außerdem ist für die in Ostpreußen lebenden Deutschen, nicht ganz zwei Millionen, die Landverbindung mit Deutschland unvergleichlich weniger wichtig als für die Gesammtheit der Polen die Sicherung eines direkten Ausganges ins Meer. Der größte Theil des ostpreußischen Handels mit Deutschland geht über See und wird deshalb von der Rückgabe Westpreußens an Polen kaum berührt. Uebrigens wahrt der Vertrag durchaus die Bedeutung des Schienenstranges, der Ostpreußen mit Deutschland verbindet; die zu diesem Zweck beschlossenen Artikel sind gründlich durchgesehen und so gestaltet worden, daß dem Verkehr in der polnischen Zwischenzone nicht das geringste Hinderniß bereitet werden kann. Warum Deutschland sich gegen die für einzelne Bezirke Ostpreußens von uns geplante Volksabstimmung sträubt, ist schwer zu verstehen. Nach allgemeiner Angabe lebt im Bezirk Allenstein eine beträchtliche Polenmehrheit. Die deutsche Note behauptet dagegen, er sei nicht von unbe-

streitbar polnischem Volk bewohnt und die Polen dieses Bezirkes seien dem Wunsch fern, sich von Deutschland zu trennen. Gerade aber, weil hier die politischen Wünsche nicht ganz klar zu erkennen sind, wollen wir sie durch die Volksabstimmung feststellen. Nur da, wo über den Volkswillen Zweifel bleibt, ist Abstimmung nöthig; nicht, wo er sich deutlich ausspricht. Staunend sehen wir, daß die Deutschen noch in der Stunde, da sie das Selbstbestimmungrecht der Völker als Grundsatz anerkennen, die Anwendung der ihm dienlichsten Mittel weigern. Auch die Behauptung, der Hingabe des memeler Gebietes widerspreche das Nationalitätenprinzip, müssen wir zurückweisen. Dieses Gebiet war immer litauisch, hat eine nach Abkunft und Sprache litauische Volksmehrheit; und die Thatsache, daß die Stadt Memel selbst zum großen Theil deutsch ist, giebt Deutschland nicht das Recht, seine Oberhoheit dem ganzen Gebiet aufzuzwingen, dessen Hafen, Memel, obendrein dem litauischen Staat den einzigen Ausgang ins Meer bietet. Die Lösung des danziger Problems ist mit dem gewissenhaftesten Ernst erstrebt worden; und will der Stadt Danzig die Wesensart wiedergeben, die sie Jahrhunderte lang hatte und erst verlor, als sie, gewaltsam und wider den Willen der Einwohner, dem Preußenstaat einverleibt wurde. Weil Danzig zum größten Theil deutsch ist und lange schon war, soll es auch jetzt nicht an Polen fallen. Doch in der Zeit seiner Zugehörigkeit zur Hansa war es, wie viele andere Hansestädte, nicht von Deutschlands politischen Grenzen umfaßt, sondern im Bund mit Polen, das ihm lokale Selbstverwaltung gewährte und reiche Handelsblüthe ermöglichte. Dieser in Jahrhunderten bewährten Stellung wird seine künftige ähneln. Die Wirthschaftinteressen Polens und Danzigs decken einander. Als größter Weichselhafen braucht Danzig ein festes Verhältniß zu Polen. Seit Deutschland Westpreußen mit Danzig annektirte, hat Polen den freien Ausgang ins Meer verloren, auf den es ein Recht hatte. Diesen Ausgang wollen wir ihm wiedergeben. Die Zulassung in den Verkehr deutscher Häfen würde nicht genügen. Der, freilich, sehr schmale polnische Küstenstrich muß an Polen zurückfallen. Mit

vollem Recht fordert Polen auch, selbst über seinen einzigen Hafen und dessen Ausgestaltung zu verfügen und die Wege zwischen diesem Hafen und Polen von fremder Aufsicht frei zu halten. Denn auch in diesem Rechtsbereich, einem der für sein nationales Leben wichtigsten, darf Polen nicht schlechter stehen als irgendein anderer Europäerstaat.

Der Krieg hat uns Verlust so ungeheuren Umfanges und so verschiedener Art bereitet, daß auch das Tilgungproblem ungeheuer groß und schwierig geworden ist und nur durch ein ständiges Organ gelöst werden kann, das, mit kleinem Personal und weitreichender Vollmacht, die Lösung auf den von der allgemeinen Wirthschaftlage gewiesenen Wegen sucht. Dieses Organ soll die Reparation Commission (Tilgungausschuß) sein. Das in der Note der Deutschen Delegation davon gegebene Bild ist so unähnlich und verzerrt, daß uns schwer wird, zu glauben, die Vertragsbedingungen seien mit kaltem Blut und Aufmerksamkeit geprüft worden. Die Kommission ist weder ein Werkzeug des Zwanges noch ein Mittel zu listiger Schmälerung deutscher Hoheitrechte. Sie verfügt weder über Truppen noch über irgendwelche Exekutivgewalt auf deutschem Boden; sie kann weder, wie angedeutet wurde, in das Erziehungwesen noch in andere Einrichtungen Deutschlands eingreifen. Ihre Aufgabe ist, festzustellen, was gezahlt werden muß, was Deutschland zu zahlen vermag, und den Mächten, in deren Auftrag sie handelt, zu berichten, wenn Deutschland seiner Verpflichtung nicht genügen kann. Sie darf Deutschland nicht andere Wege vorschreiben, als es selbst für die Geldbeschaffung gewählt hat. Die Delegation hat offenbar nicht verstanden, daß die der Kommission vorgeschriebene Prüfung des deutschen Steuersystems das deutsche Volk eben so wie die verbündeten und verbundenen Mächte schützen soll. Da dieses System an sich uns nicht interessirt, unsere Neugier nicht reizt, soll die Prüfung durchaus nicht inquisitorisch sein; sie ist aber unentbehrlich für den Fall, wo die Anzeige, die Deutsche Regirung könne nicht zahlen, ernstlich erwogen werden muß. In der

von Herrn Clemenceau unterschriebenen Note vom zweiundzwanzigsten Mai ist schon gesagt worden: ‚Alle Völker Europas haben Verluste erlitten, alle werden lange Zeit Lasten zu tragen haben, die kaum erträglich sind. Verluste und Lasten sind die Folgen des deutschen Angriffes. Gerechtigkeit fordert, daß Deutschland mit allen aufwendbaren Kräften das von ihm bewirkte Unheil austilgt. Die Ursache seiner Leiden ist nicht der Friedensvertrag, sondern das Handeln Derer, die den Krieg erzwungen und dann in die Länge gezogen haben.‘ Das Entschädigungangebot der Deutschen Delegation bringt, statt fester Zusage, nur vage Formeln, aus denen die Bereitschaft spricht, einer durchaus nicht deutlich umgrenzten Pflicht zu genügen. Die Erwähnung des in Gold zu zahlenden Betrages von hundert Milliarden Mark soll den Glauben wecken, hier werde ungemein viel geboten; sofort aber lehrt die Prüfung, daß es nicht so ist. Denn die Summe soll nicht verzinst, bis 1927 überhaupt nichts gezahlt, sondern nur Kriegsgeräth abgeliefert und ein großer Theil von Deutschlands eigenen Schulden auf andere Mächte übertragen werden; von 1927 an sollen Theilzahlungen (von unbestimmter Ratenhöhe) beginnen, die sich über ein Halbjahrhundert erstrecken würden. Diese langsichtigen Hoffnungen haben heute wenig Werth: und sind, dennoch, Alles, was Deutschland den Opfern seines Angriffes zu Ersatz ihrer Leiden, zu Erleichterung ihrer Lasten anbietet. Die Deutsche Delegation sagt: ‚Nur die Rückkehr zu den unwandelbaren Grundlagen der Moral und Kultur, zur Treue gegen abgeschlossene Verträge und übernommene Verpflichtungen, wird der Menschheit ihr Fortleben möglich machen.‘ Nach viereinhalbjähriger Dauer des Krieges, der entstanden ist, weil Deutschland diese Grundlage verließ, kann unsere Antwort nur den Satz wiederholen, den Präsident Wilson am siebenundzwanzigsten September 1918 gesprochen hat: ‚Der Grund, der die Forderung von Friedensbürgschaften erzwingt, ist die Thatsache, daß wir mit Partnern zu thun haben, deren Wort als unzuverlässig erwiesen wurde.‘

Die von der Deutschen Delegation übersandte Denkschrift über die Schuldfrage behandelt zum großen Theil nur eine Seite der in den Jahren vor dem Krieg in Europa entstandenen Situation. Den künftigen Geschichtschreiber mögen die Angaben und Urkundencitate gewiß recht werthvoll dünken; uns haben sie weder neue Thatsachen enthüllt noch bekannte anders deuten gelehrt: und wir können deshalb von unseren Schlußfolgerungen nichts zurücknehmen, nichts darin ändern. Um so weniger, als die drei Fassungen, in denen uns die Denkschrift zugegangen ist, beträchtlich von einander abweichen. Unerschüttert bleibt unsere Ueberzeugung: Die unmittelbare Kriegsursache war der wohlüberlegte Beschluß der für die deutsche Politik Verantwortlichen und ihrer Genossen in Wien und Budapest, den Völkern Europas die Lösung eines europäischen Problems durch Bedrohung mit Krieg aufzuzwingen und den diesem Zwangsversuch Widerstrebenden sofort den Krieg zu erklären. Die Kaiserliche Regirung hat die Ablehnung der (zuvor von ihr gar nicht erst geprüften) ungemein weit gehenden Zugeständnisse gebilligt, mit denen Serbien die unverschämten und unerträglichen Forderungen Oesterreich-Ungarns beantwortete. Sie hat die Mobilisirung der austro-ungarischen Streitkräfte und den Beginn des Krieges gegen Serbien gebilligt und zäh jede Vermittlung, Konferenz, jeden versöhnlichen Vorschlag abgelehnt, trotzdem sie genau wußte, daß der von einer Großmacht beschlossenen Mobilmachung überall ähnliche Beschlüsse folgen mußten und mit jeder Stunde so ein Stück der Hoffnung auf friedliche Entwirrung schwand. In elfter Stunde erst, als der Krieg schon unvermeidlich schien, rieth sie dem Bundesgenossen zu Mäßigung. Und selbst an dieser Stelle, der einzigen, die zu Gunst Deutschlands sprechen könnte, kommt die Denkschrift nicht über einen Zweifel hinweg; sie sagt: ‚Der Grund für die Verzögerung der Antwort des wiener Kabinets auf diesen Vorschlag ist uns unbekannt'; und fügt den unterstrichenen Satz hinzu: ‚Das ist einer der wesentlichsten Punkte, die noch klargestellt werden müssen'. Darf man nicht vermuthen, daß, nach einem im deutschen Auswärtigen Amt wahrlich

nicht seltenen Brauch, die eigentlichen Machthaber offiziöse Mittheilungen ausgetauscht oder schon zuvor Abkommen vereinbart hatten, die einigermaßen anders lauteten als die auf dem offiziellen Weg übermittelten? Daß die Versuche zu Friedenswahrung mißlangen, soll jetzt der russischen Mobilmachung zu Last geschrieben werden. Die Deutsche Regirung stellt sich, als wisse sie nicht, daß diese Aktion Rußlands die unmittelbare und nothwendige Folge der von ihr gebilligten Mobilmachung in Oesterreich-Ungarn und dessen Kriegserklärung an Serbien war. Dieser verhängnißvolle Beschluß nahm den Staatsmännern die Entscheidung und gab sie militärischen Befehlshabern. Die deutschen Staatsmänner sind aber auch dafür verantwortlich, daß sie, während Oesterreich selbst noch zu zögern schien, eilig den Russen, dann den Franzosen den Krieg erklärten. Dabei ging es so hastig zu, daß die Kaiserliche Regirung, weil die Kriegserklärung auf triftige Gründe nicht zu stützen war, Vorwände erfand, deren Hinfälligkeit nun längst erwiesen ist. Die Deutsche Delegation muß zugestehen, daß die Regirung sich nicht die Mühe gab, die ihr gemeldeten Behauptungen, die sie als Grund zur Kriegserklärung veröffentlichte, zuvor auch nur nachzuprüfen. Das Studium der deutschen Vertheidigungschrift hat uns in der Ueberzeugung bestärkt, daß die Ereignisse, die den Kriegsausbruch bewirkt haben, durch das vorbedachte Planen und Wollen der höchsten Machthaber in Wien, Budapest und Berlin geworden sind. Deutschland, sagt man uns, mußte sich rüsten, um gegen russischen Angriff gewaffnet zu sein. Scharf bezeichnend ist aber, daß, als Rußland von Japan im Fernen Osten geschlagen und von der darauf folgenden Revolution im Inneren zerrüttet war, die Deutsche Regirung sofort, mit verdoppelter Kraft, weiterrüstete, um durch Bedrohung mit Krieg die Nachbarn unter Tyrannenjoch zu zwingen. Rußlands Zusammenbruch war ihr der Anlaß zu Mehrung der eigenen Macht, nicht zu dem Versuch, die Rüstungen zu begrenzen und, in Eintracht mit den Westmächten, den Weltfrieden zu sichern. Deutschlands Gesammtorganisation stand ja auch im Zeichen der Absicht auf Angriff. Sein östliches und westliches Eisenbahnsystem,

der Mobilmachungplan, der längst fest gewordene Vorsatz, durch Einbruch in Belgien die französische Sperrlinie zu umgehen, die bis ins Kleinste fertige Vorbereitung und Ausrüstung, die Umsicht, die diesseits und jenseits der Grenzen Alles für die Stunde des Kriegsausbruches in Bereitschaft hielt: Angriff, nicht Vertheidigung, war die Losung. Die Militärlehre, wonach Deutschland sich nur durch Vorsprung ins Nachbarland wehren könne, schuf die Vorwände, hinter denen die zu Sicherung raschen Sieges in Ost und West nothwendigen organisatorischen und strategischen Pläne geschmiedet wurden. Das ganz vom Preußengeist erfüllte Deutschland ist der Vorkämpfer des Machtwillens und der Gewaltthat, der Zettelung, des Truges und rauhen Verfahrens in allen internationalen Angelegenheiten geworden. Um seine Selbstsucht und Machtgier zu sättigen, hat es Jahrzehnte lang die anderen Nationen durch Feindschaft, durch die Aussaat von Eifersucht und Haß zu trennen, den breiten Strom der Demokratie und Menschenfreundschaft zu dämmen gestrebt. Deutschland war in Europa der Eckpfeiler der Autokratie. Und da es erkannte, daß sein Ziel auf anderem Weg nicht zu erreichen sei, hat es den Kriegsplan ausgebrütet und ausgeführt, der den Tod und die Verstümmelung von Millionen menschlicher Wesen verschuldet und den ganzen Erdtheil verwüstet hat. Daß diese Beschuldigung des deutschen Volkes auf Wahrheit gegründet ist, hat die deutsche Revolution selbst anerkannt. Sie hat die Regirung, als die Feindin von Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, gestürzt. Diese Regirung war in ihrer Außenpolitik der Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit nicht weniger feindlich als in Deutschland selbst. Auch im internationalen Verkehr hat sie sich als anmaßend, gewaltthätig, tyrannisch erwiesen. Und unleugbar ist ihre Schuld an dem gräßlichen Geschehen der letzten fünf Jahre."

(General Graf Montgelas, ein Mitglied der Schuldkommission, ersucht mich, festzustellen, daß, erstens, der bayerische Gesandtschaftbericht vom achtzehnten Juli 1914 von dem Ersten Sekretär, Herrn von Schoen, verfaßt, der Gesandte selbst damals auf Urlaub war; und daß, zweitens, die Angabe, Wiesners wichtiger Bericht aus Belgrad sei nicht in

Berlin vorgelegt worden, sich nicht nur auf die Akten, sondern „auch auf die Aussage des speziell mit diesen Akten betrauten Beamten des Auswärtigen Amtes" stütze. Ich muß annehmen, daß ein Gesandtschaftrath Gehörtes richtig wiederzugeben vermag, sehe in der Thatsache, daß Schoens Berichte mit Szögyenyis im Inhalt durchaus übereinstimmen, einen bündigen Beweis und meine, daß den berliner Regirern der härteste Tadel gebührt, wenn Wiesners Bericht, der die Schuldlosigkeit der serbischen Regirung meldete, also jeden Grund zur Kriegserklärung wegräumte, ihnen verborgen werden konnte. Denn ihre Pflicht war, dem Gang des belgrader Ermittelungverfahrens nachzuforschen.)

„Unsere Forderung, Deutschland solle allen Rechten und Ansprüchen auf Ueberseebesitz entsagen, ging, gemäß dem fünften der Vierzehn Grundsätze des Präsidenten Wilson, zunächst von dem Interesse der Eingeborenen aus. Deutsche Zeugnisse selbst, amtliche und private, aus der Zeit vor dem Krieg und die vor dem Reichstag, besonders laut von den Herren Erzberger und Noske, erhobenen Anklagen beweisen, welche Methoden die deutsche Kolonialverwaltung anwandte; in grelles Licht rücken sie die grausame Härte des Druckes, die Willkür der Requisitionen, die verschiedenen Formen der Zwangsarbeit und zeigen, wie dadurch in Ostafrika und in Kamerun weite Landstrecken entvölkert wurden. Weltbekannt ist das tragische Schicksal, das die Deutschen in Südwestafrika dem Hererostamm bereitet haben. Auf dem Gebiet kolonialer Civilisirung ist Deutschlands Unzulänglichkeit so offenbar geworden, daß wir uns nicht in einen zweiten Versuch entschließen, nicht die Verantwortlichkeit dafür auf uns nehmen durften, dreizehn bis vierzehn Millonen Eingeborener in die Lage zurückzustoßen, aus der sie der Krieg erlöst hat. Auch waren wir verpflichtet, die eigene Sicherheit und den Weltfrieden vor einem militärischen Imperialismus zu schützen, der sich Stützpunkte zu schaffen strebte, um von ihnen aus gegen andere Mächte eine Politik der Einschüchterung und der Eingriffe treiben

zu können. Wir sind gewiß, daß der Verlust der Kolonien die normale Entwickelung der deutschen Wirthschaft nicht hemmen wird. Im Gesammthandel Deutschlands betrug der Handel mit den Kolonien nur ein Bruchtheilchen: 1913 in Ein- und Ausfuhr je ein Halbprozent. Von den eingeführten Produkten (Baumwolle, Kakao, Kautschuk, Palmkerne, Tabak, Jute, Kopra) kamen nur drei Prozent aus deutschen Kolonien. Die Erholung Deutschlands, seiner Finanz, Industrie, Handelserträge wird von ganz anderern Umständen bestimmt werden. Und die Kolonien konnten, wegen ihres Klimas und anderer Lebensbedingungen, nur eine eng beschränkte Schaar deutscher Auswanderer aufnehmen.

Wir haben den Einspruch der Deutschen Delegation gegen den Beschluß geprüft, Alle, die verdächtig sind, die Gesetze internationaler Sittlichkeit, heilige Verträge und Grundregeln des Rechtes gebrochen zu haben, vor Gericht zu stellen. Wir müssen wiederholen, daß wir in diesem Krieg ein vorbedachtes Verbrechen gegen Leben und Freiheit der europäischen Völker sehen. Er hat Millionen Menschen getötet, Millionen verkrüppelt und hinterläßt den Erdtheil im Zustand entsetzlichen Leides. Ueberall herrscht Hungersnoth, Krankheit, Arbeitlosigkeit; und Jahrzehnte lang werden die Völker unter den Lasten und Wirrnissen stöhnen, die der Krieg ihnen auflud. Im Namen des Rechtes fordern wir deshalb die Bestrafung der vor der Menschheit für all dies grause Geschehen Verantwortlichen. Solche Bestrafung ist auch zu Abschreckung all Derer nöthig, die später etwa versuchen möchten, dem Muster von gestern nachzustreben. Unser Friedensvertrag soll anders sein, als bisher, nach Tradition und Frontrichtung, Friedensverträge waren; denn keinem ist je gelungen, die Wiederkehr von Kriegen zu hindern. Unser Ziel ist die Herrschaft des Rechtes über alle Völker; und dieses Ziel ist nur zu erreichen, wenn Die gestraft werden, die in diesem Angriffskrieg der schlimmsten Verbrechen, des unmenschlichsten Handelns schuldig wurden. Der deutschen Behauptung, vor den von den verbündeten und verbundenen Mächten einzusetzenden Gerichts-

höfen müsse das Verfahren von Befangenheit getrübt und ungerecht werden, entgegnen wir: Die unmenschlichen Handelns oder eines Rechtsbruches Beschuldigten dürfen nicht von Mitschuldigen gerichtet werden. Um den deutschen Drang nach Eroberung und Herrschaft zu hemmen, haben fast alle Völker der Erde sich vereint. Die von ihnen einberufenen Gerichte werden also das Urtheil des größten Theiles der civilisirten Menschheit aussprechen. Der Vorschlag, Vertreter von Völkern, die nicht im Krieg mitgekämpft haben, in die Gerichte zuzulassen, kann nicht ernstlich erwogen werden. Der Endspruch der Geschichte wird bezeugen, daß wir jedem Angeklagten unparteiisch gerechte Behandlung verbürgt haben. Rückhaltlos erklären wir schließlich, daß die öffentlich gegen den Ex-Kaiser erhobene Anklage nur der Form nach, nicht in ihrem Grundwesen, zum Justizbereich gehört. Diese Anklage erfüllt eine Forderung hoher internationaler Politik, die Mindestforderung zu Sühne des ärgsten Verbrechens gegen die internationale Sittlichkeit, die Heiligkeit der Verträge, die Urgesetze allen Rechtes. Wir wollen die Formen und Normen ordentlichen Gerichtsverfahrens, das dem Angeklagten alle Freiheit, alle Rechte zu seiner Vertheidigung sichert und das Urtheil in die feierlichste Weihe hebt. Wenn der Vertrag ratifizirt ist, werden wir die Liste der auszuliefernden Personen vorlegen."

Phantom

Die „Schmachparagraphen" waren in der vorigen Woche das Hauptthema der Presse und der Privatgespräche. Schmachparagraphen: so hat die Offiziersprache, deren besondere Ausdrucksform schon wieder an allen Fronten, in allen Winkeln Oeffentlicher Meinung sichtbar wird, die Artikel des Friedensvertrages getauft, die von Deutschland die Anerkennung der Thatsache erzwingen, daß der Krieg durch das Handeln und Nichthandeln der Kaiserlichen Regirung entstanden ist, und die Auslieferung der Männer fordern, die eines Verbrechens gegen Kriegsgesetze und Kriegsbräuche verdächtig sind. Wochen lang war von diesen Artikeln kaum die Rede; sie wurden auch aus der Notenmitrailleuse der Deutschen

Delegation nur schwach beschossen. Plötzlich, in der letzten Stunde, standen sie im Vordergrunde des Interesses. Konnten sie die Klippe werden, woran der Friede scheiterte, dann wars Kurzsicht, das viel zu früh, viel zu laut, viel zu oft ausgesprochene „Unannehmbar" nicht gerade auf diese Artikel zu stützen, deren Umformung wohl gelungen wäre, wenn „the Allied and Associated Powers" zu rechter Zeit klar erkannt hätten, daß um den Preis einer Konzession an ein national befangenes Gefühl der Vertragskern rasch zu sichern war. Auch im Gespräch mit einzelnen Verhandlungführern war aber nicht zu merken, daß auf diese Bedingungen ein Schwergewicht gelegt werden solle. Als dann die Behauptung des immer in und von schöner Illusion lebenden Ministers Erzberger, ihm sei der Verzicht auf diese Bedinge zugesagt worden, sich als Irrthum erwies, schien in Regirung und Nationalversammlung ein paar Stunden lang das ganze Friedenswerk in Frage gestellt; und erst der kräftige Eingriff der Unabhängigen Sozialisten erzwang von der Mehrheit den Entschluß, trotzdem die Unterzeichnung des Vertrages anzukünden. Seitdem liest und hört man an allen Ecken, Deutschland habe sich selbst Schmach angethan.

Der österreichische, von Deutschland annektirte und hoch über sein Verdienst gepriesene Dramatiker Grillparzer ließ einen seiner unheroischen Menschen sprechen: „Nur eine Schmach weiß ich auf dieser Erde und die heißt: Unrecht thun." Spricht das Wort (wie ich glaube) Wahrheit, so kann Unrechtsbekenntniß niemals Schande einbringen, kann auch die Ehre, eines Individuums oder Volkes, nicht dadurch befleckt worden, daß es gezwungen wird, Unrecht hinzunehmen. Ein Areopag, in dem Platon, Sokrates, Jesus, Franz von Assisi, Spinoza, Hume, Pascal, Washington, Kant säßen, würde, als Rath der Neun, gewiß nicht vor dem Urtheilsspruch zaudern, daß ungerechte Demüthigung nur den Erzwinger, nicht den Erdulder schändet. Deutschland hört, leider, eines ganz anderen Areopages Stimme. Hier wird, auch von Leuten, die sich „Demokraten" nennen, das höchste Lob eines Menschen oder einer That durch das Wort „ritterlich" ausgedrückt, mit oder ohne Bewußtsein also in bürgerlicher

(Das heißt: civilisirter) Zeit das Werthmaß der Ritter- und Kriegerepoche angewendet, deren Ueberwindung in der Gefühlssphäre doch schon Goethe ersehnte. Hier gilt deshalb auch noch der Sonderbegriff einer „Ehre“ des Privilegirten, die durch Anhauch verletzlich ist und drum noch sorgsamer als ein bleichsüchtiges Jüngferchen behütet werden muß. Wer Corpsstudent oder Offizier ist oder war, nimmt einen unfreundlichen Blick oder das Zufallswort eines Aufgeregten zum Anlaß der Herausforderung zu Waffenzweikampf; und muß fürchten, wenn ers nicht thut, als „nicht satisfaktionfähig“ und ehrlos aus seiner Kaste gestoßen zu werden. Hier gehen außerdem mindestens hunderttausend Männer grimmig umher, die durch die Revolution um ihre für Lebensdauer gesichert scheinende Existenz als Offiziere und Unteroffiziere gebracht worden sind und die der Friedensvertrag abscheulich dünkt, weil er der Deutschen Republik nur eine Polizeitruppe von hunderttausend Mann erlaubt. Bedenkt man obendrein noch, daß gerade die von dem Auslieferungzwang Bedrohten, hohe Offiziere, Exminister, Großindustrielle, Spitzen der Beamtenschaft, breiten Einfluß in die Oeffentliche Meinung haben, so wird der Lärm begreiflich. Menschen, die zwanzig Jahre und länger nach bester Kraft im Heer gedient haben und nun, mit Frau und Kind, in diesen Tagen höchster Theuerung ohne Einkommen und Vorbildung zu einem neuen Beruf sind, haben selten die innere Ruhe, die zu bescheidener Ergebung in Schicksal räth, und horchen drum mit gierigem Ohr auf jedes Schlagwort, das Trost verheißt. Eins davon hat der alte Marschall Hindenburg, der nicht klanglos verschwinden wollte, in Umlauf gesetzt, als er schrieb, er ziehe ehrenvollen Untergang schmählichem Friedensschluß vor. Wie er und die Tausende, die sein Wort nachbeten, sich den Untergang eines Volkes von vierundsechzig Millionen eigentlich vorstellen, erfährt man nicht; auch nicht, ob im Schwarm die Meisten nicht meinen, der „Untergang“ werde vor ihrer Thür Halt machen. Schmach, scheint mir, würde die Nation auf sich laden, die an ein Ehrenphantom die Zukunft ihrer Kinder verschwendete.

Und nur das Phantom einer Ehre, die nicht, nach Scho-

penhauers edlem Ausspruch, „das äußere Gewissen“ ist, steht hier auf dem Spiel. Säßen in hohen Aemtern und Parlamenten nicht so Viele, die, mit oder ohne Bewußtsein, als Hehler oder Begünstiger Mitschuld am Thun und Unterlassen der Kaiserlichen Regirung auf sich geladen haben: nicht um eine Stunde wäre das Zugeständniß verzögert worden, daß diese Regirung das Unglück des Krieges verschuldet habe. Warum hat man sie, sammt zwei Dutzend Dynastien, sonst gestürzt? Doch nicht etwa, weil sie „Fehler gemacht“ hatte. Das wäre kein zulänglicher Grund zu Umsturz aller Staatseinrichtungen. Das Weltgewissen, also die innere Ehre der Menschheit, forderte das Bekenntniß: „Wir wurden nicht überfallen; die Schuld am Ausbruch des Krieges vertheilt sich zwischen Deutschlands Militaristen und unfähige Staatsleiter.“ Durch dieses Bekenntniß, das die Versöhnung beschleunigt hätte, wäre das deutsche Volk nicht belastet worden. Denn der (noch in Clemenceaus „Lettre d'envoi“ vom sechzehnten Juni ausgesprochene) Glaube, das Volk habe den Krieg gewollt, ist eben so irrig wie die in dem selben Schriftstück angedeutete Meinung, die Revolution wäre schon früher möglich gewesen. Die Verfasser und Billiger solcher Sätze unterschätzen, trotz vierjährigem Erlebniß, die ungeheure Kraft der deutschen Kriegsmaschine, die vom August 1914 bis in den Oktober 1918 Alles beherrschte, alles ihr Hinderliche zermalmte und nur von außen her, durch Lähmung der Willenstransmission, zu zerstören war. Hätte die Heeresleitung einen deutschen Pétain gefunden, der, wie der Retter Verduns nach den gefährlichen Meutereien von 1917, mit neuen, selbst gefundenen Methoden den wankenden Geist der Armee wieder zu festigen, das „ravitaillement moral“ zu sichern vermochte, dann wäre, selbst nach den zehn Wochen steter Rückzüge, Rückschläge, trotz Matrosen und Kommunisten, der völlige Zusammenbruch vermieden worden. Auch vor dem Krieg war diese Maschine so stark, daß ihre Geräusche, wenn sie mit Vollkraft lief, alles Andere übertönten. Um die Schlachtflotte, in deren Bau er die Mission seines Lebens sah, vollenden zu können, mußte Admiral von Tirpitz immer wieder verbreiten, das

auf unsere Weltmarkterfolge neidische England, „perfidious Albion“, das von je her der stärksten Kontinentalmacht Tot≠feindschaft geschworen habe, werde nur durch das hohe „Risiko“ des Kampfes gegen unsere Marine an der Erfüllung des Herzenswunsches gehindert, Deutschland zu vernichten. Deshalb dürfe die Relation des englisch≠deutschen Flotten≠status nicht, wie Haldane und Winston Churchill anboten, 2 : 1, sondern im äußersten Fall 16 : 10 sein. Vor jedem Reichstagstreit um eine Heeresvermehrung wurde die Feind≠säligkeit großer Schichten Rußlands und Frankreichs grell illuminirt. Mit den Zwecken des Militarismus und Mari≠nismus, deren Vertreter sicher überzeugt waren, dem Vater≠land treu zu dienen, vertrug sich nicht die Erkenntniß, daß die „Einkreisung“, der von King Edward geschaffene Trust oder Pool nur Defensive, nicht Offensive, Begrenzung, nicht Vernichtung, als Ziel hatte. Und weil Jeder, auch wenn ers nicht zugab, empfand, wie schlecht und schädlich die von Wilhelms Effektsucht und Zickzacklaune bestimmte Politik sei, weil Allen eingeschwatzt worden war, ringsum lauere Verschwörung und nur die Wahl der günstigsten Kriegs≠stunde könne uns retten, glaubten im August 1914 sogar die Sozialdemokraten, sogar Liebknecht und Eisner, an die Nothwendigkeit des Krieges. Bewußt gewollt und ersehnt hatte ihn nur die Kerntruppe des Militarismus. Nicht ein≠mal Tirpitz (der nachdrücklich gewarnt hat), nicht die Re≠girung und erst recht nicht Großindustrie und Großfinanz, die damals noch nicht ahnen konnten, welche hohen Ge≠winnchancen ein moderner Techno≠Industriekrieg bietet. Der Nordostseekanal war noch nicht fertig umgebaut, der Höchst≠stand der Flotte (aus der, wie der Seelord John Fisher, zu spät, erkannte, erst Englands Uebergang zum Dreadnought≠Typ einen gefährlichen Gegner gemacht hatte) noch nicht er≠reicht, weder für die zu langem Krieg nothwendigen Roh≠stoffe noch für Festungproviant und Volksernährung vor≠gesorgt, im Juli Getreide exportirt, nicht überallher impor≠tirt worden. (Hätte ich, sagte Ballin mir, „eine Ahnung von nahendem Krieg gehabt, hätte man mich benachrichtigt: bis an den Rand hätte ich Deutschland mit Getreide vollge≠

pumpt.“) Nicht „gewollt“ war hier der Krieg; hier aber wurde der Ausbruch verschuldet. Die Schuld ist politisch unableugbar und wird, weil man sie hartnäckig leugnet, von verständlichem Irrthum der Welt als moralische Schuld gebucht. Die Presse war im Kriege geknebelt und ist, seit die Revolution, die sich in demokratische Forderungen beschränken sollte, die Brandfarbe des Kommunismus annahm, so verängstet, daß sie scharfen Tadel des Ancien Régime wie Giftstoff scheut. So ist gekommen, daß die breite Volksmasse die Vorgänge vom Juli 1914 heute noch nicht kennt, nicht weiß, daß am dreizehnten Juli in Wien die völlige Unschuld Serbiens, in Berlin der Inhalt des wiener Ultimatums bekannt wurde, daß der russischen eine austroungarische Mobilmachung, die, freilich, als „nur gegen Serbien gerichtet“ gelten sollte, voranging, und deshalb überzeugt ist, auch die politische Schuld sei jenseits der deutschen Grenze zu suchen. Der Zwang zu Schuldbekenntniß, dessen Berechtigung man nicht zugeben will, wird als Frevel empfunden. Das Heilmittel gegen diesen Wahn bringt nur die Verbreitung der Wahrheit, nur eine unparteiisch ausführliche und dem Aermsten erreichbare Darstellung der Kriegsgenesis.

Ein stärkeres Mittel wird nöthig sein, um den Zorn über den Zwang zur Auslieferung Verdächtiger zu schwichtigen. Er hat dem Exkaiser, dem die Desertion fast überall die Achtung entwurzelt hatte, schon mehr Sympathien eingetragen, als seine Feinde wünschen dürfen. Der in ewiger Selbsttäuschung, in ewiger Hirntheaterei Lebende fände sich vielleicht auch in die „Rolle“ des vor irdischem Weltgericht Angeklagten und wäre auf „the most solemn judicial character“, den die Verhandlung gegen ihn haben soll, am Ende noch stolz. Wenn er vor der längeren aber in kürzere Qual flieht, wenn der stets Labile den Nerven den Entschluß abtrotzt, vor der Auslieferung Gift zu nehmen? Die Enthauptung des englischen Karl Stuart war nöthig, um die Strafbarkeit der Könige und die Souverainetät des Volkswillens dem noch allzu theokratisch monarchengläubigen Europa im Lichtschein eines blinkenden Beiles zu offenbaren. Kann heute aber Vernunft rathen, einen Abgethanen

auf der Leiter des Mitleides in den Weiheglanz des Martyriums zu heben? Nur den Monarchisten, nicht den ehrlichen Demokraten Deutschlands, würde dadurch gedient. Und der Menschheitsache, die auf dem Panier der verbündeten und verbundenen Mächte steht, ist der Wilhelm, der dem Unglück seiner Heimath furchtsam entfloh, nützlicher als der Wilhelm, der die Sündenschuld mit seiner Freiheit oder gar mit seinem Leben bezahlt. Meminisse iuvabit!

Befehlshaber, denen Barbarei, Niedertracht, wie sie, angeblich, in Lille und anderswo sich ausgetobt haben soll, Industrielle, denen systematische Zerstörung der Konkurrenzbetriebe nachzuweisen ist, müssen vor Gericht gestellt werden. Ich stimme auch mit Denen überein, die das Versenken von Fracht- und Passagierschiffen als unsittliche, also unmenschliche That verurtheilen; und mancher Tauchbootkommandant hat schon in der Kriegszeit eben so gedacht. Dennoch: tapfere Menschen, die mit dem Einsatz ihres Lebens, ohne Selbstsucht, im Glauben an Nothwehr des Vaterlandes, in eingedrillter Gehorsamspflicht, empfangene Befehle blind ausführten, dürfte ein gerechter, also kluger Sieger nicht vor sein Gericht fordern. Das ist zwar nicht, wie im „Reply" des Rathes der Vier von deutschen Kriegsgerichten gesagt wird, ein Tribunal von Mitschuldigen, aber ein aus Feinden zusammengesetztes, das der Angeklagte nicht für unbefangen halten könnte. Nach Deutschlands Verfassung darf Niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden. Wenn einzelne, viele Angeschuldigte unter Berufung auf diesen Grundsatz sich gegen die Auslieferung wehren, wenn Gewalt angewandt, eine Jagd auf Menschen gemacht werden muß: wäre Das ein der Menschheit würdiges Schauspiel? Daß Strafe bessere, ist uralter Glaube. Daß Strafe eine Weltanschauung (und Das ist der Militarismus) ausroden, auch nur ändern könne, wird kein moderner Geist wähnen.

Da das Strafrecht längst über die Abschreckungtheorie hinausgewachsen ist, kann aber nur von einem Wandel des sittlichen Empfindens heilsame Wirkung erhofft werden. Justice begins at home. Wer edle Moral will, muß in seinem eigenen Wollen der höchsten Moralforderung genügen. Der

wird nicht genügt, wenn in den Friedenszustand nun das Kriegsrecht übernommen wird, das vor Feindesgericht zwingt. Jetzt, nach Deutschlands Unterschrift, wäre die Verkündung, daß die Erledigung des Strafverfahrens, die Hauptverhandlung gegen Verdächtige hinausgeschoben werden soll, bis Deutschland in den Völkerbund aufgenommen, also auch in den Völkerbundstribunalen, die allein über Kriegsthaten urtheilen dürften, vertreten ist, viel mehr als ein „schöner Gestus": wäre sie der nicht in Deutschland nur von den besten Herzen ersehnte Beweis, daß die Sieger nicht die Zwingburg neuer Gewalt, sondern den fest in die Erde gemauerten und hoch in den Himmel beseelter Menschheit ragenden Tempel neuen Friedens bauen wollen und daß die Internationalisirung des Gerichtsstandes, wie die der Meere, Flüsse, Mischvolkgebiete, der Sozialgesetze und Kriegsschuldentilgung, zu dem Ideenkreis des Völkerbundes, nicht zu dem vermoderten Urväterhausrath des Racherechtes gehört.

Seisachtheia, Entlastung von Schuld, ist dem sittlichen Leben Deutschlands eben so nöthig wie dem Bestand der Finanzen, der Wirthschaft. Durch Wortgenörgel und Datengequengel, durch Advokatensätze, die einem Zeugen „ein krankes Gehirn", dem zweiten „Ueberalter", dem dritten, weil er noch nicht in Gesandtenrang thront, Unfähigkeit zu klarer Wiedergabe des eben Gehörten zuschreiben, mit der apolitischen Behauptung (die Bismarck als Kinderei thatenlustiger Offiziere abthun würde), der Beginn österreichischen, von Deutschland laut gebilligten Krieges gegen das orthodoxe Serbien habe keinen Grund zu Mobilmachung in Nikolais Riesenreich gegeben, wird das belastende Gewicht so wenig vermindert wie durch die „Feststellung", das für die Urtheilsbildung wichtigste Beweisstück sei in Berlin nicht vorgelegt worden. („Die Archive braucht man nicht dreißig Jahre geschlossen zu halten. Die Depeschen und Berichte sind, auch wo einmal Etwas drin steht, doch Denen unverständlich, die Personen und Verhältnisse nicht kennen. Die Hauptsache liegt immer in Privatbriefen und vertraulichen Mittheilungen, auch mündlichen, was, Alles, nicht in den Akten steht": Bismarck.) Am dreizehnten Juli

1914 wußte Wien aus dem Bericht des Sondergesandten Wiesner, daß Serbiens Hof und Regirung mit der Ermordung Franz Ferdinands nicht das Geringste zu thun hatten; kannte Berlin den Inhalt des Ultimatums, das „so überpfeffert sein müßte, daß es Serbien nicht schlucken könne“, aber, auf Britaniens und Rußlands Zurede, dennoch geschluckt wurde. Da Berlin alle Vermittlungvorschläge abgelehnt, aller Ablehnung bis in die vorletzte Stunde den Wienern vertraulich mit stärkstem Nachdruck gerathen, das Wortpfand des Zars, sein Heer, so lange noch irgendwelche Verständigungmöglichkeit sichtbar bleibe, nicht zu bewegen, mißachtet und sechs Tage vor Oesterreich-Ungarn, um dessen Sache es ging, den Krieg erklärt hat, ist die politische Schuld der berliner Machthaber unbestreitbar; und nur durch deren offenes Eingeständniß der Verdacht zu entkräften, daß die Kaiserliche Regirung oder gar Deutschlands Volk bewußt den Krieg gewollt habe, also auch moralisch schuldig geworden sei. Genau so falsch und so schädlich wie die stete Betheuerung der berliner Unschuld ist die Angabe, erst die Revolution oder „das hochverrätherische Treiben hinter der Front“ habe die Niederlage bewirkt. Seit den furchtbaren Enttäuschungen vom neunzehnten Juli und achten August 1918 hatte die Oberste Heeresleitung die Nothwendigkeit schnellen Friedensschlusses erkannt. Weil das Auswärtige Amt nicht den Fühlungversuch meldete, den sie „den ganzen September über voll Spannung erwartete“, beschloß sie am Achtundzwanzigsten, Waffenstillstand erbitten zu lassen. Als am ersten Oktobernachmittag die Nachfolge Hertlings noch nicht gesichert war, telegraphirte Feldmarschall von Hindenburg: „Wenn bis heute Abend sieben bis acht Uhr Sicherheit vorhanden ist, daß Prinz Max von Baden die Regirung bildet, so bin ich mit dem Aufschub bis morgen Vormittag einverstanden. Sollte dagegen die Bildung der Regirung irgendwie zweifelhaft sein, so halte ich die Ausgabe der Erklärung an die fremden Regirungen heute Nacht für geboten.“ Da der badische Prinz das Kanzleramt erst mit Zustimmung des Großherzogs übernehmen und nur der Kaiser diese Zustimmung erbitten konnte, ließ in der zweiten Oktobernacht die Heeres-

leitung Wilhelms Sonderzug in Köln anhalten, mit dem karlsruher Schloß telephonisch verbinden: und konnte um Mitternacht die Zustimmung nach Berlin melden. Fünfzehn Stunden zuvor hatte sie gesagt: „Jeder Tag bringt den Gegner seinem Ziel näher und wird ihn weniger geneigt machen, einen für uns erträglichen Frieden zu schließen. Deshalb darf keine Zeit verloren werden. Jede vierundzwanzig Stunden können die Lage verschlechtern und dem Gegner Gelegenheit geben, unsere augenblickliche Schwäche klar zu erkennen. Das könnte die unheilvollsten Folgen für die Friedensaussichten wie für die militärische Lage haben." Am dritten Oktober: „Die Lage verschärft sich täglich und kann die Oberste Heeresleitung zu schwerwiegenden Entschlüssen zwingen. Unter diesen Umständen ist es geboten, den Kampf abzubrechen, um dem deutschen Volk und seinen Verbündeten nutzlose Opfer zu ersparen. Jeder versäumte Tag kostet Tausenden von tapferen Soldaten das Leben." Diese Urkunden wachen Gewissens beweisen, daß die militärische Niederlage längst besiegelt war, ehe außer einzelnen Sprudelköpfen von hemmungloser Einbildnerkraft irgendwer, ehe auch nur das Sturmsehnen eines Unabhängigen an nahe Revolution glaubte. Wozu leugnen, was jedes Auge in heller Sonne sieht und was dem von vier Jahren ungeheurer Leistung müden Heer eben so wenig die Ehre mindert wie dem deutschen Volk die Unzulänglichkeit seiner nach Diplomatenlorber lüsternen Regirer? Und wozu noch einmal, von der Spitze des allzu hohen Protestnotenhaufens herab, über Gewaltanwendung stöhnen? Die Antwort war so zu ahnen, wie sie dann im „Temps" stand. „Daß Deutschland der Gewalt weichen muß, ist die Folge der militärischen Niederlage, die es erleiden mußte, weil es sich in Krieg gegen die stärksten Mächte des Erdballes eingelassen hatte. Und alle diese Mächte sind gegen Deutschland aufgestanden, weil es Oesterreichs Krieg gegen Serbien gebilligt, durch die Schändung der belgischen Neutralität den Einbruch in Frankreich ermöglicht und den schrankenlosen Tauchbootkrieg begonnen hat. Deutschland konnte in Frieden leben und, vielleicht, auf Friedenswegen bis auf den besten Platz der Welt gelangen. Weil es mit

Gewalt seinen Willen durchsetzen wollte, ist das Walten der Gerechtigkeit darin zu erkennen, daß es von höherer Gewalt jetzt in Achtung des Rechtes gezwungen wird." Von den stärksten Mächten des Erdballes besiegt, von höherer Gewalt bezwungen: selbst auf die Waffenehre, Sonderehre des Soldaten fällt aus solchem Urtheil kein Makel. Nicht der kleinste auf die Nation aus dem viel gescholtenen, doch kaum je wörtlich angeführten Artikel 231 des Friedensvertrages: „Deutschland giebt zu, daß es mit seinen Bundesgenossen durch Angriff alle von den verbündeten und verbundenen Regirungen und von deren Völkern erlittenen Verluste und Schäden verursacht hat und für alle, als für Folgen des Krieges, verantwortlich ist." Schmachparagraph? Als Angreifer gilt stets, wer den Krieg erklärt hat, und jeder Unterlegene als haftbar für des Siegers ersetzlichen Verlust. So wars in dem Frieden, den Sparta den Athenern, Scipios Rom den Karthagern aufzwang (die alles in Italien und Spanien eroberte Land, auch Sizilien und Sardinien hingeben, auf offener See fünfhundert Schiffe verbrennen, ihre für Angriff gedrillten Elephanten ausliefern, das römische Besatzungheer nähren und löhnen, fünfzig Jahre lang den Römern hohen Tribut zahlen und hundert Geiseln stellen mußten). In zwei Jahrtausenden ists so geblieben. Und daß Deutschland nicht erst sein Zama, nicht den Beginn der Vernichtung abgewartet hat, bringt ihm und den Führern des Heeres gewiß nicht Schande.

Fürsten und Heerführer haben, seit die Antike hinsank, über ihre Verantwortlichkeit anders denken gelernt. In seiner Kriegsgeschichte erzählt Caesar, der in Alesia belagerte Gallierhäuptling Vercingetorix habe, da auf Ausfallserfolg nicht mehr zu rechnen war, seinem Heer zu Waffenstreckung gerathen und sich, obwohl er den Krieg nicht aus Selbstsucht, sondern für die Freiheit Allgalliens geführt habe, bereit erklärt, durch Selbstmord oder Selbststellung den Zorn der Römer zu schwichtigen: denn ins Schicksal müsse Jeder sich fügen („quoniam sit fortunae cedendum"). In Caesars Triumphzug schleppte er seine Ketten nach Rom und wurde dort hingerichtet. Wilhelm denkt anders; hat die erste Gelegenheit zu Opferthat für

das Volk, das ihn so lange ertrug, so lange geduldig ihn prangen und schwelgen sah, nicht ergriffen. Und die löbliche Anstandsregung des Herrn von Bethmann, der sich erboten hat, vor dem Gericht der Westmächte die Verantwortlichkeit für das politische Handeln seines Herrn zu tragen, kann ihn nicht im Bezirk kriegsherrlicher Gewalt entbürden. Auf der steilen Höhe dieser Befehlsgewalt war er von „ministeriellen Bekleidungstücken" (Bismarck) nicht wärmer geschützt als Bonaparte, dessen Auslieferung, wenn er sich in Flucht erniedert hätte, sicher gefordert worden wäre und nach dessen Verbannung preußische Prinzen und Prinzessinnen über den schwächlichen Unfug wütheten, „Nöppel, das Scheusal, am Leben zu lassen". Der Bancbanus von Hohenfinow, eine ins Norddeutsch-Oberpräsidiale gedörrte Frucht von Grillparzers Kümmerstrauch, steht auf der Liste der hundertdreißig Auszuliefernden wohl obenan und hätte sich nicht geschadet, wenn er noch eine Leitersprosse höher, bis in das Geständniß geklettert wäre, daß er in der beklemmenden Julidämmerung des Jahres 14 mit Lust nach Wahrheit jämmerlich geirrt habe. In acht Monaten hat die Regirung der Deutschen Republik, die Tausende, als Rebellen, töten, Tausende, als der Neigung in Terror Verdächtige, einkerkern ließ, noch nicht den schüchternen Versuch gemacht, einen Derer zu packen, die des Bruches giltiger Kriegsbräuche beschuldigt wurden. „Von Versöhnung mit anderen Völkern kann nicht die Rede sein, so lange nicht von deutscher Seite ein ehrliches Wort des Abscheus über ganz unfaßbare Uebelthaten der deutschen Kriegsführung ausgesprochen ist. Dabei handelt es sich nicht etwa um Dinge, die dem Krieg unvermeidlich angehören, sondern um Ueberschreitungen des Völkerrechtes und um Vergehen gegen die Menschlichkeit, die über alle bisherige Praxis hinausgingen und die Ursache einer moralischen Blokade gegen das deutsche Volk geworden sind. Deren Wirksamkeit wird uns in ganzem Umfang erst nach dem Friedensschluß klar werden. Anderswo gab es genau so viele schlechte Elemente wie bei uns; der Unterschied lag darin, daß bei uns auch die überwiegende Mehrheit der

anständigen, selbstlosen und menschlichen Elemente mit der Unanständigkeit und Unmenschlichkeit solidarisch wurde, sobald sie dem Staatsinteresse zu dienen vorgab. Mögen die geistigen Führer Deutschlands nun, endlich, das große Lügensystem der ‚deutschen Propaganda' in den Kriegsjahren als solches erkennen, mögen sie die Anklage des Auslandes mit ehrlicher Wahrheitliebe anhören und bedenken, daß man keinen stärkeren Beweis neuen Lebens geben kann als gründliche und furchtlose Selbstanklage. Wir können das von uns Angerichtete mit Geld überhaupt nicht wieder gut machen, sondern nur dadurch, daß wir durch eine wahrhaft heroische Absage an unseren Machtwahn dem Weltgewissen eine ganz neue Tiefe und Stärke geben." Diese Sätze schrieb Professor Foerster, Bayerns Vertreter in der Schweiz. Er erwähnt die von der pariser Akademie der Wissenschaften bestätigte Anklageschrift der liller Gelehrten, die Ausraubung und Zerstörung belgischer und nordfranzösischer Industriebetriebe, nennt die Namen Beschuldigter; zu Ermittlung und Ahndung ist nichts geschehen. Statt wider die „Penalties" des Vertrages zu toben, mußte man wenigstens den Willen zu Reinigung des eigenen Hauses zeigen. Noch aber ist nicht einmal die Einsetzung des Staatsgerichtshofes beschlossen. Statt die vom Auslieferungverlangen Bedrohten in Zorn zu hetzen, mußte man sie ermahnen, aus freiem Willen sich dem Feindesgericht zu stellen und, wenn sie schuldig gefunden wurden, fürs Vaterland, wie Millionen ihrer Brüder, des Leidens Kreuz auf sich zu nehmen. Solche Mahnung wäre nicht ohne Echo verhallt. Weil hier kein Drang nach der Enthüllung lästiger Wahrheit fühlbar wurde, weil allein die Verwüstung der Picardie sechshunderttausend Menschen, sechshunderttausend Nährer des Rachetriebes, noch heute zwingt, heimlos durch Frankreich zu irren, stieß die Sühneforderung englischer Puritaner nirgends auf unbrechbaren Widerstand. Dennoch, hoffe ich, wird sie, die den Amerikanern, der Franzosenmehrheit, der großen Gefolgschaft der Edward Grey, Robert Cecil, Henderson nicht behagt, vertagt werden, bis der Völkerbund Deutschland umfaßt. Abschreckungstrafe? Keine überwöge die vom Krieg selbst

aufgebürdete. Feuerbach sogar, der am Spätabend des achtzehnten Jahrhunderts die Strafe als „Sicherungmittel“ pries, könnte wirksameres nicht ersinnen. Horchet, Alle, hinaus! Die Grenzschranken fallen, die Welt wird, endlich, wieder weit. Und über Millionen Gräber ruft die Glocke zu ernstem Fest der Menschheit. Gedenket, Sieger, in dieser Stunde, daß Großmuth den Gewährer stets reichlicher noch als den Empfänger belohnt. Gedenket, Unterlegene, daß Ehre nicht von Willkür zu geben, zu nehmen ist und, wie das innere Gewissen, durch unbeugsame Strenge gegen eigenen Fehl niemals getrübt, stets nur in reineren Glanz gehoben wird.

Des Lebens Pulse

„So sehr uns bayerischen Bauern der großmäulige Preuße junkerlicher Qualität als Staat und Mensch verhaßt ist, wünschen wir um der Arbeiter und des Mittelstandes willen nichts weniger als seinen Untergang. Zum Untergang Preußens als Nation aber muß es totsicher führen, sofern die Ebert und Scheidemänner mit ihren schwarzblauen Konsorten nicht rechtzeitig Vernunft annehmen. Sie, die im heimischen warmen Neste dem großen Morden zusehen durften, können und wollen nicht begreifen, was es heißt: Der Feind im Land.

Wären unsere Ebert und Scheidemänner draußen in der Front gewesen, hätten sie die Knechtung und Sklaverei mit eigenen Augen gesehen, in der sich die französische Bevölkerung des besetzten Gebietes vier Jahre lang befand, sie würden nicht einen Augenblick zögern, die uns gestellten, freilich schweren Friedensbedingungen zu unterzeichnen. Da sie aber all das Elend selber nicht schauten, ist es einigermaßen zu verstehen, wenn sie glauben, die Verantwortung für die Folgen der Nichtunterzeichnung tragen zu können. Von den politischen Folgen will ich absehen; ich möchte nur die wirthschaftlichen schildern und auch nur diese insoweit, als ich mit eigenen Augen sah, wie schwer die Farnzosen im besetzten Gebiet vier Jahre lang daran zu tragen hatten. Denn daß uns die Feinde bei einer Besetzung besser behandeln als wir sie, ist nicht anzunehmen, können wir aber auch nicht verlangen. Der Schade für die Bevölkerung von Stadt und Land wäre, im Fall einer feindlichen Besetzung, gleich groß und schrecklich. Abgesehen von der verschärften Blockade, die die Feinde bei Nichtunterzeichnung über ganz Deutschland sofort verhängen würden und die unfehlbar furchtbare Hungersnoth für Arm und Reich in den Städten bringen würde, könnte kein Scheidemann und kein Ebert die Franzosen und Czechen hindern, uns Landleuten das Vieh aus dem Stall und das Getreide vom Speicher zu nehmen und uns zu Fronarbeiten zu zwingen. Und was das Schlimmste bei Allem wäre: wir

könnten uns nicht einmal beklagen, weil wir es selber so gewollt und der Bevölkerung unserer Feinde vier lange Jahre eben so gemacht haben.

Was war dieses La Grande Tosse für ein wohlhabendes Dörfchen in Friedenszeiten! Die Ställe gespickt voll Vieh, die Felder und Wiesen strotzend von Frucht und Futter. Und 1916? Eine, höchstens zwei Kühe im größten Stall, das übrige Vieh beschlagnahmt und geschlachtet von den Divisionen der deutschen Armee. Wo das schönste und fetteste Futter auf den Wiesen wuchs, dorthin fuhr der deutsche Artillerist oder Trainsoldat mit einem Wagen, mähte das Gras und verfütterte es für seine Pferde. Die Eigenthümer der Grundstücke konnten sehen, wo sie ihr Futter für ihr Vieh hernahmen. Das Selbe war es mit dem Getreide. Was da war, wurde beschlagnahmt und abtransportirt. Hatten die Leute nichts mehr zu essen, so stand ihnen die Wahl frei, entweder zu verhungern oder bei der deutschen Feldküche Dörrgemüse und ‚Blaue Heinrichsuppe' zu fressen. Dafür mußten sie dann unter deutscher Aufsicht ihre Felder bestellen, damit die Soldaten Wilhelms ernten konnten. Das Unmenschlichste aber von Allem waren die Deportationen. Dieses herzzerbrechende Wehklagen der Frauen und Mütter, der Kinder und Greise, wenn sie von ihren Lieben, von Heim und Hof weggerissen und, nur mit dem Allernothdürftigsten versehen, einem fremden Land und ungewisser Zukunft überführt wurden! Ich bin kein Weichling von Natur, habe zu allen Zeiten meinen Mann gestanden, wenn es heiß herging, und neben drei Auszeichnungen während der siebenunddreißig Monate meines Schützengrabenlebens mit anderen Kameraden die Anerkennung des Höchstkommandirenden unserer Armee im Tagesbefehl erhalten; aber dieser Jammer ging auch mir zu Herzen und ich weiß nicht, ob ich mehr geweint habe aus Mitleid mit den unschuldigen, unglücklichen Franzosen oder aus Zorn und Scham über ein System, das die Menschen zu Maschinen machte und alles Gefühls menschlichen und politischen Anstandes bar war. Damals schon sagte ich mir: Deutschland, Das bringt Dir keinen Segen! Nun haaben wir die Vergeltung. Und nun weinen und klagen diese Jammermenschen um Scheidemann und Ebert über die Schmach, die ganz unschuldiger Weise dem armen deutschen Volke angethan wird von seinen Feinden.

Es fragt sich nun, wie das deutsche Volk die ihm auferlegten schweren Bedingungen mildern kann. Vor Allem: Unterzeichnen! Unterzeichnen auf alle Fälle! Nichtunterzeichnen wäre das Ende des Deutschen Reiches, bedeutete den Tod ungezählter Tausender im Inland und den Tod vieler unserer Lieben in feindlicher Gefangenschaft. Die Scheidemänner und Genossen können auf die Hilfe der französischen Sozialisten nicht hoffen. Für sie wird sich nie und nimmer der Finger eines englischen Arbeiters rühren. Aber die Suppe, die sie sich selber eingebrockt haben, die sollen sie auch selber auslöffeln. Sind sie dann in den Orkus verschwunden, so wird die Zeit für die Räthe gekommen sein. Dann erst werden die ehrlichen deutschen

Sozialisten ihren französischen und englischen Brüdern die Hände reichen dürfen... Dann erst ist Deutschland und das deutsche Volk gerettet. Alle anderen Wege führen zum Untergang."

Der Bauer, der an die münchener Neue Zeitung (deren Redaktion den Beweis der Echtheit anbietet) diesen Brief schrieb, ist, mag er auch Junker und Räthe verkennen, gescheiter als mancher Magister. Wagt heute noch ein Politikerkopf die Behauptung, der deutschen Menschheit hätte die Weigerung der Unterschrift genützt? Der Feind wäre schon im Land. In dem Deutschland, das kaum noch genießbares Fleisch, kein Fett zu Wundheilung, Milch-, Eier-, Kartoffelnoth hat, Kranken verdauliches Brot entziehen muß, den Eisenbahnbetrieb nur mühsam noch gegen Strikegefahr sichert und in dessen aufgequollener Hauptstadt aller Gleisverkehr stockt. Unruhen in Westfalen und Schlesien. Hamburg „von Regirungtruppen jenommen". (Endet noch unter dem neuen Reichsministerium nicht die Serie solcher Heldenthaten? Hamburger Kaufleute versichern, daß längst vor dem Truppeneinzug die Stadt ruhig war. Und in jeder Zone hat der Noskismus sich als Vorfrucht des Kommunismus bewährt.) Offizieraufrufe gegen die „Strohpuppen-Regirung" und die „Hochverräther in Weimar", für den in „unverbrüchlicher Treue geliebten Allerhöchsten Kriegsherrn und Kaiser", der, nach dem Kanzelwort eines Hofpredigers (giebts die denn noch?) „zu schade war für sein Volk und um den die ganze Welt uns beneidete". Auch wer nicht an unklugen Putschversuch der Militärmonarchisten glaubt, dessen Folge Generalstrike, blutiger Bürgerkrieg, Vorstoß Fochs auf drei Fronten wäre, erschaudert wohl bei der Vorstellung, das geliebte Land dieses Zustandes sei von erbitterten Feinden besetzt worden. Ein Schwarm Sachverständiger hatte, weils gewünscht wurde, öffentlich bezeugt, Kohlenmangel könne Nachgiebigkeit nicht erzwingen. Nach der Unterzeichnung des Vertrages las mans anders. „Die Elektrizitätwerke können noch drei, die Gasanstalten noch sieben Tage den Betrieb aufrechterhalten und noch ist nicht abzusehen, ob in den nächsten Tagen die nothwendige

Kohlenmenge nach Berlin geführt werden kann." Berlin ohne Straßen-, Stadt-, Vorort-, Untergrundbahn, ohne Licht, Maschinenarbeit, Nahrungzufuhr: den Neinschreiern wäre schnell bei ihrer Gottähnlichkeit bang geworden. Und die Ablehnung des Vertrages hätte noch einmal die Klammer geschlossen, nach deren Lockerung erst Vernunft auch in den Westländern lauter als bisher sprechen wird. Da die Bleibsel deutscher Vernunft den Trutz der Preußen und der Träumer von neuer Dumping-Herrlichkeit überwogen haben: lasset nun des Lebens Pulse wieder in lebendiger Frische schlagen. Die Saat wogt der Ernte zu. Du wirst, Deutschland, gesunden. Wenn das Rasseln berstender Felsenthore, das Getöse nahenden Himmelslichtes Dich nicht schreckt. Tönend wird für Geistesohren schon der neue Tag geboren. Willst dem alten nachträumen, der doch nie auferstehen kann? Raffe aus Greisesweh, Deutschland, Dich ins Hoffen kräftiger Jugend.

Nichts mehr von „Schmachfrieden" und Demüthigung. Selbst nur kann Jeder sich Schmach bereiten; und that ers, so wird Demuth ihm Pflicht. „Der Vertrag belastet Deutschland nicht mit untragbarer Bürde und ermöglicht ihm den Rückgewinn seiner Weltstellung": Das steht in Wilsons Friedensbotschaft an das Volk von Amerika. Die den Mann, weil er, auf fremder Erde, waffenlos, nicht im ersten Treffen heraklischen Sieg erstritt, wieder schmähen, müßten immerhin bedenken, ob wir ihn nicht noch brauchen werden. Die nach seinen Vierzehn Punkten langen, sollten sich erinnern, wie gell sie deren Grundsätze einst verschrien; daß aus ihnen und aus den Waffenstillstandsbedingen fast alles in Versailles Geforderte schon drohte; daß deshalb noch am zweiten Oktober General Ludendorff nur „als Grundlage, nicht aber als vom Feind auferlegte Bedingungen" die Punkte annehmen wollte. Zehn Tage danach wurden sie als Bedingungen, an denen nicht mehr zu rütteln sei, angenommen. Nach der falschen Gleisstellung war von dem Verhandlungweg nicht mehr viel zu hoffen. Was hier, fern von Amtsnimbus, gefordert wurde, ist gewährt worden. Bündiger Verzicht auf das linke Rheinufer (der nur um den hohen Preis des anglo-amerikanischen Schutzvertrages den Militaristen Frankreichs zu entringen war). Das Saargebiet nicht französisch:

dem Völkerbund unterthan, in der Verwaltung einer deutschen Stimme Gehör verbürgt, der Rückkauf der Gruben nach fünfzehn Jahren erleichtert. Danzig nicht polnisch: Freie Stadt und Freiheit den für Deutschlands Wirthschaft wichtigen Bahnsträngen zugesagt. Volksabstimmung in, gesicherter Kohlenbezug aus Oberschlesien. Der Rechtsbereich der Reparation Commission fest eingezäunt und Vorschläge eines deutschen Parallelausschusses willkommen. Die Frist zu Söldnerentlassung, die in Hast gefährlich werden könnte, gelängert und allgemeine Abrüstung verheißen. Der Wunsch, Deutschland bald im Völkerbund zu sehen, stark betont. Die Einung mit Oesterreich nicht gehindert. Und deutlich ausgesprochen, daß der Vertrag nicht starr durch den Wandel der Zeit ragen, sondern stets „neuem Ereigniß und neuen Lebensbedingungen angepaßt werden soll". Er ist hart (zweiunddreißig Gegner Deutschlands mußten ihm zustimmen), gründet ein Polenreich, dessen Riesenumfang, eine Folge von Brest-Litowsk und dem Rundgriff nach Rußland, schwer zu halten sein wird; er bringt aber keinem Sieger, wie sonst jeder Friedensvertrag that, Profit, keinem auch nur Viertelersatz der Kriegskosten und läßt Frankreich, dem Männer, Geld, Maschinen, Industrie und Fruchtbaustätten fehlen, in ärgerer Noth als die Niederlage von 1871. Der versailler Pakt ist nicht Kerker noch Tod; ist nur ein Durchgang. Mit uns wandelt auch er sich. Entmuthiget nicht selbst durch den Schwatz von Schande, Vernichtung, Untergang das Gewimmel Eurer Menschen. Dem Rüstigsten schwindet der Frohmuth zu Arbeit, wenn er täglich hört, sie zinse doch nur niederträchtigen Feinden, und wenn ringsum geplärrt wird, die Heimath sei unrettbar verloren, der Schild ihrer Ehre von Grünspan verschmutzt. Wird ihr durch Verschimpfung des Feindes von gestern, des Partners von morgen gedient? Den einzigen Ertrag, der aus der tragischen Junistunde zu heimsen war, das von würdiger Beugung unter Schicksalserlebniß erworbene Vertrauen, müßte das Dauergezeter uns rasch wieder rauben. Das Schicksal, dessen Bereiter und Werkzeug zu lieben, heischt von den Ueberwundenen Pflichtgebot. Unerträglich schweres? Lamartine, der den Franzosen die Zweite Republik schuf, hat den Pfad gewiesen, auf

dem solche Pflichtlast Seisachtheia, also beglückendes Herzenswunder, werden kann; und der Frühdemokrat Freiligrath übertrug die edlen Verse in sein derb geliebtes Deutsch:

„O rolle stolz und frei, zieh Deines Wegs gelassen,
Du Nil des Occidents, Nationenbecher Rhein,
Und schwemme mit Dir fort den Ehrgeiz und das Hassen
Der Völker, die geschaart sich Deiner Woge freun!
Warum denn hassen uns? Warum ein Band gezogen,
Das Gott ein Gräuel ist, weil es die Stämme trennt?
Hebet den Blick empor, schaut auf zum Himmelsbogen:
Ob eine Grenze wohl sein blau Gewölbe kennt!
Nationen (stolzes Wort für eine schlechte Sache),
Ist Euch die Liebe nur im eignen Hause Pflicht?
Zerreißt die Fahnen doch! Was soll am Strom die Wache?
Wer hat ein Vaterland? Die Selbstsucht nur, die Rache.
Die Bruderliebe, wahrlich, nicht!"

Was der von zehn Kreisen in die Constituante gewählte „konservative Demokrat" Lamartine, im Geburtjahr des Kommunistischen Manifestes, gegen Beckers Trutzlied vom deutschen Rhein in Hymnenform fügte, kann uns morgen Erlebniß werden. Muß: wenn Europens Festland nicht Phalangenzuchthaus oder Museum werden soll. Der Rhein wird Schweizern, Franzosen, Deutschen, Niederländern, die Elbe, sogar deren Mündungstück, fortan auch den Czechen gehören und über beider Ströme Bett werden die Flaggen aller Völker wehen. Die Supranationale wird; und kränkelt ihr Körper, der Völkerbund, noch: aus manchem Angstkind ist ein von Lebenskraft strotzender Menschensäer geworden. Die in Graus und Jammer des Krieges, längst schon verlorenen, himmelhoch jauchzten, sind jetzt zu Tode betrübt; just die bis in den Herbst mit blitzblanken Augen Muntersten zu den oft gevehmten „Flaumachern" abgeschwenkt. Weil sie die einsame Hoheit unseres Schicksals noch nicht begreifen, noch nicht, es „grenzenlos", mit allem Ueberschwang eines Schillergefühles, zu lieben, entschlossen sind, mit der Elle, die für Gestriges taugte, es messen und danach, als nicht groß, nicht breit genug, grämlich bemäkeln. Lothringer, Polen, Dänen haben unter rauhborstiger Preußenherrschaft die Wesensfarbe bewahrt. Zittert Ihr vor der Gefahr, daß die von Fremdvolk umfangenen Deutschen, deren

Glaube, Schule, Sprache, Brauch unter supranationalem Schutz steht, auch die Fasern der Seele schnell oder sacht von dem Stamm lösen? Wäre um die mit billiger Butter, Chokolade, Schlagsahne, Geschäftsbequemlichkeit Weggeköderten wie um der Volkheit zerronnenen Werth zu trauern? Widert Euch der Kloakenstank unverdeckter Entsittlichung? Folge des Krieges, des öden Nutzenskultes, der würdelosen Würdenstreberei, die ihm vorangingen, der Lüge, die ihn gebar, säugte, in den Wulsttrug „großer Zeit" aufpäppelte. Schneidet das Krebsgeschwür, die majestätisch funkelnde Lüge, aus Deutschlands Leib: und mit ihm gesundet das Herz. Floß nicht an einem Kriegstag mehr Blut, ward nicht an jedem mehr Gräuel als, trotz dem neuen Militarismus, unter allen Monden seit dem Sturz der Monarchie? Sah nicht auch die Kindheit, noch die Pubertät des Christenthumes Schwarmgeister, Wirrköpfe, böse Narren und Zinsangler an üblem Werk, nicht Ketzergericht, Hexenhammer, Sektengemetzel: und gölte, wer drum die junge Lehre bespien hätte, nicht dem Sanftesten als ein hirnloser Tropf? Wird aus Militärstrike und Lohnbewegung nicht bald Revolution des Geistes, offenbart sich der Segen errungener Freiheit nur in der einträglichen Erlaubniß, Kitzelbilder, Hurenhausbräuche, lesbische und kinaedische Wonnen im Kino zu zeigen, führen alle Bergpfade zum Tempel einer Idee, eines Ideals weitab von der staubigen Landstraße offiziellen Staatswesens: dann, freilich, welkt alle in jäher Lenzhitze aufgeblühte Hoffnung. Dann aber scheltet auch nicht das Gekribbel der vom heiligsten Wahn Gefoppten, die hinter den hehrsten Wortfassaden den Lügenschwamm, hinter dem feierlich dröhnenden Ruf zu Opferaltären den faulen Pfuhl wittern, in dem Staat den Erzfeind, Erzlügner hassen, nur nach Gewinn und Genuß, nach Betäubung und Gierweide trachten, auf die Rennwettmaschine oder Roulette stieren, mit dem erschobenen oder erspielten, nicht leicht versteckbaren Papiergeld jedem flinken Mädel die Mühe kundiger Lustschürung lohnen und, wenn gerade kein stärkerer Prickelreiz lockt, ein Tennisturnier begaffen. Ruhe und Ordnung sind nicht immer nur dem Philister gute Dinge; dürfen aber erst in ein gesäubertes Deutschland

wiederkehren, dessen Wahrheit nicht häßlich, dessen Schönheit nicht Kaiserkitsch, dessen Mythos nicht verschimmelte Propagandawaare ist, dessen Kultursehnen nicht Spießerherrschaft, dessen Gott-Natur nicht vernagelte Götzen duldet. Das Thor dieses Deutschlands, einer nicht von Pfahl und Schlagbaum, von Schildfarben und Wappenthieren eingegrenzten Menschheitprovinz, öffnet, zunächst einen schmalen Spalt nur, der Friedensvertrag. Anfang ist er, nicht Ende, wie Greiner fürchten; und nicht starr, sondern, als ein Lebendiges, dem Lebensgesetz der Wandlung unterthan. Kein Böllerschrei grüßte die Unterschrift. Die Geschütze, die im Schloßhof, vor dem Steinbild des Vierzehnten Louis, die Geburt des Deutschen Reiches mit Krach und Qualm gefeiert hatten, sucht der Blick jetzt vergebens. Friede auf Erden. Aus dem Schwert werde Pflugschar; aus dem wölfisch den Nachbar umlauernden Raufebold der in Halbpart von Glück und Leid standhafte Genosse. Ueber die Trümmer des letzten Krieges, den Schutt unnützen Erinnerns hinweg! Auf der Halde, die in Mittagsglanz hängt, verlobe sich Deutschland froher, Werth, nicht Waare nur, zeugender Arbeit. Schöpferischer, nicht erquälter, nicht einen Klüngel nur mästender Arbeit der Herzen und Hände. Im Kreis der Rechtsgenossen, der sich morgen aus Volkheit in Menschheit weitet, werbe das Herz Vertrauen. Wo Erdkräfte durch Menschengeist zu erlösen und fruchtbar zu machen sind, rege, ihm treu zu Dienst, sich die Hand. Ueber uns waltet ein Bauer, ein Müller. Beider Mund hat oft den Glauben an Internationale gekündet. Wenn sie die Arbeiterverbände aller zur Einfügung in den Völkerbund bereiten Länder zu dem Zweck einen, dem Russenreich, das in neue Lebensform auferstehen, sie aber nicht einem Milliardär oder Trust danken will, Köpfe, Maschinen, für Ural und Kaukasus, an der Lena und Wolga taugliches Geräth zu liefern, dann führen sie Deutschland aus dem Purgatorium rasch in das Eden würdigster Pflicht, stützen die Völkergemeinschaft auf wuchtige Pfeiler, rüsten die einzige Weltrevolution, die nicht erst Chaos gebiert, und schreiben ihre Namen, Bauer und Müller, unverwischbar ins Gewölb des einzigen Himmels, zu dem Menschenandacht morgen noch aufblicken wird.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die **Auszahlung** der für das Geschäftsjahr **1918** auf **10 pCt.** festgesetzten **Dividende** erfolgt **sofort** in **Berlin** und **Bielefeld** bei der **Deutschen Bank**, in **Berlin** bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft** und bei dem Bankhause **Gebr. George**, Charlottenstrasse 62.
Wegen Aushändigung je einer Aktie für 10 Aktien gegen Verzicht auf die Sondervergütung bezw. wegen Auszahlung der Sondervergütung von 10 pCt. bei Nichtbezug neuer Aktien ergeht besondere Anzeige.
Berlin, den 21. Juni 1919.

Vereinigte Kammerich' und Belter & Schneevogl'sche Werke Aktiengesellschaft.

Der Vorstand.
Max Gustav. **Richard Kusserow.**

Bilanz am 31. Dezember 1918.

Aktiva.	M	Pf	Passiva.	M	Pf
Grundstücks- u. Gebäude-Kto.	3 360 570	—	Aktien-Kapital-Konto . . .	2 000 000	—
Pferde-Konto	79 000	—	Reservefonds-Konto	200 000	—
Rollwagen, Pläne, Geschirre			Spezial-Reserve f. d. Umstell.		
und Stallutensilien . . .	1	—	in die Friedensverh. . . .	50 000	—
Patent-Möbelwagen	1	—	Talonsteuer-Reserve-Konto .	2 500	—
Güterschuppen-Konto . . .	1	—	Hypotheken-Konto	1 759 100	—
Inventarien-Konto	1	—	Konto-Korrent-Konto . . .	812 586	34
Formular-Konto	1	—	Aval-Konto	380 830	—
Kautions-Konto	383 232	25	Dividenden-Konto	600	—
Konto für Beteiligungen . .	114 170	—	Gewinn . . . M. 719 029,48		
Hypotheken-Amortis.-Konto	203 485	97	Abschreibungen „ 287 006,56	432 022	92
Hypotheken-Konto	45 000	—			
Effekten-Konto	625 943	75			
Konto-Korrent-Konto . . .	759 211	09			
Wechsel-Konto	2 907	95			
Kassa-Konto	18 300	27			
Lager-Konto	12 197	66			
Futter-Konto	30 030	92			
Versicherungs-Konto . . .	3 584	40			
	5 637 639	26		5 637 639	26

Die auf **12%** festgesetzte **Dividende** gelangt **sofort** gegen Dividendenschein **Nr. 33** bei dem Bankhause **Georg Fromberg & Co., Berlin,** Jägerstr. 9, sowie an **unserer Gesellschaftskasse,** Kaiserstrasse 41, zur Auszahlung.
Berlin, den 21. Juni 1919.

Berliner Speditions- und Lagerhaus-Aktien-Gesellschaft
(vormals Bartz & Co.)
Der Vorstand.

Vulcan-Werke Hamburg und Stettin Actiengesellschaft.

Bilanz am 31. Dezember 1918.

Vermögen.	M. pf	Verbindlichkeiten.	M. pf
Kasse	165 212 [illegible]	Aktienkapital	[illegible]
Effekten	2 354 [illegible]	Obligationen [illegible]	9 418 [illegible]
Debitoren	[illegible]	[illegible]	[illegible] 50
Materialvorräte, fertige und in Arbeit befindl. Gegenstände	[illegible]	Reserve-Fonds	[illegible]
Hamburger Werks-Anlagen und -Einrichtungen	17 [illegible]	[illegible]	2 [illegible] 000
Stettiner Werks-Anlagen und Einrichtungen	[illegible] —	[illegible]-Konto	18 [illegible]
Aval-Konto . M. 21 606 224 80		[illegible]-Konto	[illegible] 864 73
		[illegible]	271 887 638 70
		[illegible]-Konto	177 412 50
		[illegible]-Konto	[illegible]
		[illegible]	25 180
		[illegible] für 1918	[illegible]
		Aval-Konto . M. [illegible]	
	[illegible]		[illegible]

Gewinn- und Verlust-Konto am 31. Dezember 1918.

Soll.	M. pf	M. pf	Haben.	M. pf
Abschreibungen 1918		[illegible]	[illegible]	[illegible] 77
Reingewinn		[illegible]		
Verwendung:				
Dotations-Konto	[illegible] 21			
Kirche in Bredow	5 000			
Tantiemen	[illegible]			
Dividenden	[illegible] 200 000			
	[illegible]			
		[illegible] 77		[illegible] 77

Bilanz am 31. Dezember 1918.

Aktiva.		M. pf	M. pf
An Grundstücke und Gebäude		[illegible]	
— 3% Abschreibung	M. [illegible]		
Extra-Abschreibung	[illegible]	[illegible]	[illegible] 24 [illegible]
„ Gruben		[illegible]	
— 8% Abschreibung	M. [illegible]		
Extra-Abschreibung	[illegible]	[illegible]	[illegible]
„ Maschinen und Kessel		[illegible]	
— 10% Abschreibung	M. [illegible]		
Extra-Abschreibung	[illegible]	[illegible]	[illegible]
„ Waren			[illegible]
„ Cassa und Postscheck			[illegible]
„ Effekten			[illegible]
„ Debitoren			[illegible] 818 44
„ Betriebsmaterialien			[illegible]
			[illegible]

Passiva.	M. pf	M. pf
Per Aktien-Kapital		[illegible]
„ Obligationen		[illegible]
„ Reservefonds		[illegible]
„ Spezial-Reservefonds		[illegible]
„ Dividenden-Ergänzungsfonds		[illegible]
„ Kriegs-Reservefonds		[illegible] —
„ Agio		[illegible] —
„ Sparkasse		[illegible]
„ Obligationszinsen		[illegible]
„ Nicht erhobene Dividende		[illegible]
„ Kreditoren		[illegible] 592 57
„ Tratten		[illegible]
„ Talonsteuer		[illegible]
„ Interim		[illegible] —
„ Zinsen		[illegible]
„ Kläranlagen		[illegible]
„ Gewinn: Vortrag aus 1917	[illegible]	
Gewinn in 1918	[illegible]	[illegible] 91
		[illegible]

Gemäss dem Beschluss [illegible] Generalversammlung gelangt eine Dividende von 15 [illegible] Mark 150 [illegible] Verteilung. Dieselbe kann von heute ab [illegible] No. 26 bei unserer Kasse [illegible] Direction der Disconto Gesellschaft Berlin [illegible] Frankfurt a. M., bei der Norddeutschen Bank in Hamburg, Hamburg, [illegible] A. Schaaffhausen'schen Bankverein Akt.-Ges., Cöln [illegible] Dresdner Bank, Frankfurt a. M. [illegible] bei der Vogtländischen Bank, Abteilung der Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt, Plauen i. Vgtl., in Empfang genommen werden.

Hirschberg (Saale), den [illegible]

Lederfabrik Hirschberg vorm. Heinrich Knoch & Co.

[illegible] Knoch. [illegible] Knoch.

Vom Büchermarkt

Peter Petersen, Gemeinschaft und freies Menschentum die Zielforderungen der neuen Schule. Eine Kritik der Begabungsschulen. (Perthesschriften zum Weltkrieg, neue Folge, Heft 6.) Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha. Preis zwei Mark.

Scharf und geistvoll unterzieht der Verfasser die Kultur der Gegenwart einer grundsätzlichen Prüfung und gelangt dabei zur Ablehnung des Schlagwortes vom „Aufstieg der Begabten." Vom Problem der Begabung aus gesehen lautet für ihn vielmehr die Aufgabe: „Rechte Sichtung und Schichtung der Begabungen innerhalb der Volksgemeinschaft."

Unter Ausschaltung vor allem der wirtschaftlichen und parteipolitischen Belange stellt Petersen sodann reine sittliche Ziele auf, die Idee der Gemeinschaft und des freien Menschentums, in denen er die hinter der deutschen Revolution stehenden geistigen Triebkräfte erblickt, also die Ideen, welche im sozialistischen Staat die Gesellschaft tragen müssen.

Wie diese Ideen die ganze Allgemeine Deutsche Volksschule durchdringen sollen, wird dann eingehend erläutert in fünf Abschnitten, die das Schema der neuen Schule, die Frage der Grundschule, das Begabungsproblem, die humanistische und realistische Volksschule sowie die Gemeinschaftspflege in der Schule behandeln, wobei alle „Gabel- und Zinkenschulen" abgelehnt werden. Beachtenswert ist auch die Stellungnahme Petersens zur Lehrerbildungsfrage, insbesondere zur Frage des Universitätsbesuchs aller Lehrer.

Die Schrift ist tief, klar und durchaus neuartig in der Erfassung dieser brennenden Zeitfrage und verdient unbedingt die allgemeine Aufmerksamkeit.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt vom Verlag „Der neue Merkur" in München bei, dessen Lektüre wir unseren Lesern ganz besonders empfehlen.

Die Zukunft

Berlin, den 12. Juli 1919

Zu neuen Ufern

„Internationaler Arbeitertrust als Helfer aus russischer Wirthschaftnoth? Wenn ich den letzten Satz Ihres vorigen Heftes richtig verstehe, ists so gemeint. Im Ernst?" Im Ernst. Rußland braucht große Mengen landwirthschaftlicher und industrieller Maschinen, braucht schnell Lokomotiven, Wagons, Schienen, Motore, Bagger, Turbinen, Arbeitgeräth aller, wirklich: aller Art. Schnell; sonst verdorrts in seiner unbestrahlten Einsamkeit. Rußland muß seine Industrie wieder aufbauen, muß sie weiten und, endlich, die ungeheuren Schätze seiner Erde ans Licht schürfen. Kupfer, Erz, Gold (aus dem Lenaland), Mangan, Baumwolle, Feldfrüchte jeglicher Sorte, Holz, Blei, Leder, Pelz: Alles ist daher zu holen. Die Republik der Sowjets ist bereit, Organisatoren, Technikern, Betriebsleitern, Industriestrategen, Mechanikern, Schöpferköpfen, Meistern und Vorarbeitern so hohen Sold zu zahlen, wie in einem Land verlangt werden muß, in dessen Hauptstädten dem Arbeitlosen, zu Arbeit Untauglichen für den Tag sechzig Rubel gezahlt werden. Sie kann auch Konzessionen, Ausbeutungerlaubniß, Pfänder von einem Europäeraugen kaum ermeßlichen Werthumfang vergeben. Möchte aber, natürlich, nicht, daß der ganze Gewinn von ein paar Großkapitalisten und Unternehmersyndikaten gesäckelt werde. Beim Bedenken der gewaltigen Möglichkeit und der Hemm-

nisse, die sich gerade den (in die Vernunft der Wirklichkeit heimkehrenden) Bolschewiki entgegenthürmen, kam mir der Gedanke, den ich vor acht Tagen hier andeutete. Wenn die Trade-Unions, Amerikas Arbeitritter, die Confédération Générale du Travail, unsere Gewerkschaften und Arbeiterräthe, wenn die Arbeiterverbände aller zur Einfügung in den Völkerbund bereiten Länder zu diesem großen Zweck sich einten: könnte das Werk nicht gelingen? Ein Kulturwerk im eigentlichen Wortsinn, das die Völkergemeinschaft auf wuchtige Pfeiler stützt, eine nützlich zeitgemäße Weltrevolution, ohne Umweg durch Chaos, erwirkt und die Genossenschaften der Handarbeiter in den Rang vermögender Weltmächte hebt. Ein Riesenschritt auf dem Weg zu Umordnung des sozialen Zustandes wäre gethan; und dem Lande, das den Muth zum Aufruf, zum Entwurf eines Grundrisses gefunden hätte, würden alle Länder zu Dank verpflichtet, deren Regirer sich heute bang fragen, wie sie, mit siecher oder erschöpfter Wirthschaft, schnell die auf Gipfel gestiegenen und doch meist auch objektiv berechtigten Wünsche ihrer Arbeiterschaft erfüllen sollen. Weils noch nie, noch nirgends war, kanns auch nicht werden? Wir wären verloren, wenn unsere Hoffnung sich an den Greisenwahn klammerte, was war, müsse bald, könne je, in dem Menschenblick absehbarer Zeit, wiederkehren. Nevermore. Das war ja der verhängnißvolle Irrthum unserer Versailler: daß sie wähnten, unerträglich, unannehmbar sei jeder Wirthschaftzustand, in dem ein hansischer Großkaufmann und Devisenbesinner nicht so frei athmen könne wie einst im Mai deutscher Aufschwungstüchtigkeit; daß sie sich in den Trugschluß verleiten ließen, der harte Friedensvertrag erst verwüste das Paradies tropisch blühender Exportwonne und Welthändlerei, das doch schon 1914, vom Samum des Krieges, verschüttet worden war und dessen Auferstehung kein „Siegfriede" erzaubern konnte. (Welcher vermochte denn, Amerika und England in die Freundlichkeit und fairness zu zwingen, ohne die, noch im zaunlosen „Mitteleuropa", unsere Wirthschaft immer nur hinken und, fern von Seeluft, keuchen würde? Wer, noch heute, nicht merkt, daß dem fleißigsten, kühnsten, betriebsamsten, geschmeidigsten Indu-

strievolk nur die kluge Gefälligkeit der Angelsachsenreiche den Aufschwung der letzten Jahrzehnte ermöglicht hat. Der, freilich, lernts hienieden nicht mehr.) Jetzt muß und jetzt kann Neues werden. Reißet von Banden freudig Euch los! Nur, um unseres einzigen Himmels willen, morgen nicht etwa das alte Spiel; nicht die Frage, ob, vielleicht, Gebündel mit Japan, Getechtel mit Italien, öliger Flirt mit Rumänien erlangbar, von irgendeinem in Paris nicht ganz Befriedigten ein Gunstzeichen, Kußhändchen zu erwedeln wäre. Das war, leider, einmal; und wird, hoffen wir, nie wieder sein. Rußland: da wartet eine Lebensfrage deutscher Wirthschaft auf Antwort. Soll das Geschimpf auf die Bolschewiki uns sättigen, die Furcht vor Ansteckung treudeutscher Seelen uns Jahre lang lähmen? Oder wollen wir warten, bis ein Koltschak oder ein Ueberkoltschak, als der größere Rurik, den Erdtheil Rossija wieder in kapitalistische Ordnung bringt? Der Bolschewismus ist nicht Räuberei, nicht Menschheitende; ist eine Weltanschauung, ein Gedankenbau aus uraltem, aus „neu" gefärbtem, zu kleinem Theil auch aus zuvor nicht benutztem Stoff. Platon und die Essener, liparischer und galiläischer Kommunismus, Prokrustes und Rousseau, Bakunin, Blanqui, Marx: Alles ist drin; und Uljanow-Lenin hat draus die Nothhütte gebaut, in der die Thätigen, die Arbeit Leistenden nach der Befreiung vom Alben des Zarismus ein Stündchen lang aufathmen konnten, während ringsum Alles atomisirt werden sollte, damit für den Neubau des Dauerhauses die Grundfläche frei werde. Dieser Nothbaumeister hat einen stählernen, also biegsamen Willen. Seit er spürte, daß seine Kommunistensiedelung ohne Hilfe von draußen, ohne Führermenschen und modernes Wirthschaftgeräth niemals gedeihen könne, ruft er, immer wieder, laut: „Schicket uns Männer, für Praxis und Theorie, liefert uns das zu Schatzhebung, Werthschöpfung Nothwendige und heischet dafür jeden uns erschwinglichen Preis!" Ist seitdem der Urgedanke des Kommunismus geborsten, der Glaube an das Allheil des Räthesystems, des Sowjetsegens zerbröckelt? Nicht heute darf uns die Frage aufhalten. Lasset den Russen die politischen Experimente, die ihr Herz, ihr Abgrundsehnen begehrt; nur: helfet ihnen zum Aufbau moderner Wirthschaft. Erzdumm war schon, daß wir nicht

lange vor den versailler Wehentagen uns ihnen (apolitisch) verbanden oder, wenns Euch lieber war, gegen sie den Westmächten unseren Beistand anboten; daß wir einsam, als ein armsäliges Waisenkind, vor die Zweiunddreißig hintraten. Wollen wir nun still sitzen und vor uns hin flennen, bis Lenin den Amerikanern Bodenausbeuterrechte gigantischen Maßes geben, die Japaner, die allein durch den Krieg finanziell und industriell Gestärkten, nach Sibirien, ins Goldland und weiter westwärts winken muß? Wozu haben wir angeblich internationalen Sozialdemokraten die Regirungmacht überlassen, wenn sie weder zu Haus das Vertrauen der Arbeiter wahren noch die Kräfte ihrer Welt zu neuem Thun ballen können? Die Arbeiterschaft des Völkerbundes als Unternehmer des russischen Wirthschaftbaues, in größtem Umfang die Erfahrung des Unternehmers, auch in Drang und Noth, erwerbend, besitzend: da würde Weltwende. Muß denn die unvermeidliche Entwickelung ins Internationale sich auf jedem Gefild wider Deutschlands Beharrungwillen, Neuerunghaß vollenden? Wer den Augenblick ergreift, ist der rechte Mann. Zu machen ists. Zeigt der Westen sich spröd: fanget, Deutsche, nur an! Wir können schließlich auch mal zu vernünftigem Zweck sechs, acht Millionen Menschen mobilisiren. Die brächten rasch (die Kriegsindustrie und der Bahnbau in besetztem Gebiet hats erwiesen) Beträchtliches fertig; und an Köpfen, an baumeisterlichen Menschen sogar wäre kein Mangel. Trauernd auf Europas Brandstatt hocken mögen alte, verkalkte Völker. Speramur agendo. Deutschland muß der Welt, muß sich selbst beweisen, daß es noch, daß es jetzt erst Schöpferleistung vermag, daß es den Willen zu, die junge Freude an Neuem und die Kraft, es, sich zu Glück und Keinem zu Leid, in Freiheit zu gestalten, hat: dann ist es gerettet.

Fast jedes Franzosenauge, das auf den Kriegslauf rückschaut, verweilt in Andacht bei der Marne, an deren Ufer in zwei Sommern, 1914 und 18, Allmacht dem deutschen Vordrängen zu gebieten schien: „Bis hierher sollst Du kommen und nicht weiter; hier sollen Deine stolzen Wogen sich brechen.“ Vergessen ist, daß zuvor schon einmal an dieser Stelle dem von Feindesheeren überrannten Frankreich ein

Hoffnungstrahl winkte. Am achten März 1814 schrieb Kronprinz Friedrich Wilhelm aus Chaumont an die Schwester Charlotte: „Hätten wir nicht heftige pariser Träume gehabt, wären wir ohne Zweifel schon drin im großen Sündenpfuhl. Paris lockte uns, trotz unserer Deutschheit, und wir verbrannten uns die Nase. Erstlich Blücher, der vereinzelt höchst dumm vorgerannt war; als Dieser sich hinter die Marne ziehen mußte, wollten wir nun hier mit der sogenannten Großen Armee, erstaunlich terribel wie eine Wetterwolke, Nöppeln und seine Lutetia aufessen; aberscht: wir rannten, wie unvernünftig, einzeln vor, bekamen einzeln Kloppe ohnte (und) da bemächtigte sich unser ein bewußtes Panikum. Und wie wir unvernünftig vorgerannt, rannten wir jetzt zurück; und erst, als man sich Bar-sur-Aube hatte nehmen lassen, merkte man, Nöppel schicke uns nur wenig nach und sei bei Troyes stehen geblieben, um abzuwarten, was Blücher thun würde. Dieser Held und würdige Säbel schlüpfte fut und gerade auf Lutetia zu. Jetzt ermannten wir uns endlich, als die Reserven schon zwei Meilen hinter Langres standen. Papa trug sehr viel dazu bei; statt den Kaisern (von Rußland und Oesterreich) nach Chaumont zu folgen, blieb er mit uns zu Colombey-les-deux-Églises und wohnte dem blutigen Gefecht von Bar-sur-Aube bei. Unser Panikum scheint sich, Gottlob, vor der Hand gelegt zu haben und wir stehen so ziemlich wieder da, wo wir vor den letzten, nur durch unsere Schuld herbeigeführten und bedeutend gewordenen Unfällen standen. Jetzt steht dieses Welttheiles Schicksal auf Blüchers Säbelspitze ... Eben sind von Blüchers Seite beunruhigende Nachrichten gekommen. Nöppel soll zu Berry-au-Bac sein. Noch ist nichts Gewisses darüber. Wird Blücher in diesem Verhältniß geschlagen, so steht es sehr schlimm; wird Nöppel geschlagen, so kann es in acht Tagen aus sein, mit ihm, seinem Reich und seinem Krieg. Es steht sehr mißlich. Der HERR und seine Heerschaaren mögen sich unser annehmen, wie es bis jetzt so augenscheinlich geschehen ist. (Eine Zeile Ausrufzeichen.)" Blüchers Februaroffensive war zunächst mißlungen, er selbst, Kleist, Wittgenstein, der Kronprinz von Württemberg geschlagen worden und die Marne schien den Vormarsch zu hemmen. Ende März wurde Paris dann ge-

nommen; in den Wochen, wo es als unerreichbar galt, nannten Prinzen und Generale es „einen militärisch ganz unwichtigen Punkt". Ungefähr wie gestern. Noch eine ferne Aehnlichkeit wird dem Gedächtniß sichtbar. Vor Rauchs Fritzendenkmal haben neulich junge Führer und Mannschaft eines Söldnercorps die französischen Fahnen verbrannt, die wir, nach Artikel 245 des Friedensvertrages, zurückgeben mußten. Auch, wie in der Zeitung stand, zwei Fahnen aus den Kriegen gegen Bonaparte? Zu deren Rückgabe waren wir nicht verpflichtet. In Paris wurden 1814, vor dem Einzug der damals verbündeten Briten, Russen, Oesterreicher, Preußen, auf Befehl des Marschalls Sérurier vierzehnhundertsiebenzehn Fahnen und Standarten, die, als Trophäen aus zwei Erdtheilen, im Invalidendom aufbewahrt worden waren, sammt dem Degen und den Orden Friedrichs des Großen zu einem Haufen geschichtet und verbrannt. Damit der Feind selbst die Asche nicht heimsen könne, wurde sie von der Jena-Brücke in die Seine geschüttet. Das geschah am dreißigsten Märzabend. Als am nächsten Mittag der Adjutant des Zars Alexander die Fahnen sehen wollte, fand er keine mehr im Haus und im Dom der Invaliden. Der Feind hatte kein Recht, das Brandopfer zu tadeln. Diesmal war die feierliche Verpflichtung zur Rückgabe vorangegangen. Das gilt auch für die Versenkung der deutschen Kriegsschiffe, die bei Scapa Flow internirt waren. Im November war die Versenkung erwartet worden. Jetzt? Nicht die Feinde wurden diesmal gekränkt (England hatte die Vernichtung selbst empfohlen), sondern die eigene Regirung, die an der Erfüllung übernommener Pflicht gehindert und genöthigt worden ist, von dem Vergehen ihr Unterthaner morgen Entschuldigung zu erbitten. Dritte Aehnlichkeit: Marschall Joffre und die Generale Sir Douglas Haig, Sir David Beatty und Pershing sind von der Univertität Oxford zu Ehrendoktoren der Rechtswissenschaft ernannt worden; den selben Ehrengrad erklommen 1814 Kaiser Franz, Friedrich Wilhelm der Dritte, Metternich, Blücher und der russische General Fürst Lieven. Den rothen Doktortalar und die steife Aufnahmefeier hat ein Jahrhundert nicht verändert. Näht Geschichte auf Mannequins verschiedener Länge und Breite nur neue Kleider?

Artikel 245 (er steht in dem Abschnitt, der uns das bittere Weh der Trennung von den sechs Flügeln des Genter Altars, von unseren Theil an dem „Mystischen Lamm“ der Van Eyck und von den Abendmahltafeln des Dirk Bouts bereitet) fordert, außer den seit 1870 aus Frankreich als Beute hergebrachten Trophäen, Archivstücken, Kunstwerken, „alle politischen Papiere, die am zehnten Oktober 1870 im Schloß Cerçay, bei Brunoy (Seine-et-Oise), das damals dem Minister a. D. Rouher gehörte, von deutschen Befehlshabern weggenommen worden sind.“ Ich muß gestehen, daß ich von diesen Papieren nie mehr als dunkel wirres Gerücht vernommen hatte; und Alle, von denen noch Auskunft zu hoffen war, hoben die Achseln. Herr Léon Chénebenoit hat, im „Temps“, auf die Spur geholfen. Rouher, der „Vicekaiser“, der noch am vierten September, nach Sedan, dem Senat vorsaß, war mit seiner Familie dem Republikanerzorn nach England entflohen; hatte in seinem Schlößchen Cerçay aber die wichtigsten Staatspapiere zurückgelassen. Dort fand sie die einrückende Siebenzehnte Division. Die guten Mecklenburger durchschnüffelten das Zeug ein Bischen und wollten es eben vernichten oder zum Einwickeln benutzen, als ein gebildeter Offizier dazu kam, in den Briefen allerlei bekannte Namen sah und befahl, die ganze Papiermasse an das Auswärtige Amt zu schicken, das in Versailles, Rue de Provence 14, seine Kriegskanzlei hatte. Oeffentlich hat Bismarck nur einmal die Waffen aus Rouhers Sammlung genützt: als er, nach dem Erscheinen von Benedettis Buch „Meine Mission in Preußen“, Louis Napoleons Absicht auf Belgien, auf „eine belgische Kompensation für Sadowa“ enthüllte. Gewiß ist aber, daß ihm aus Rouhers Arsenal auch gegen deutsche Fürsten und Staatsmänner wirksame Waffen in die Hand geliefert waren. Der Hesse Dalwigk, der Schwabe Varnbüler, der Saxo-Oesterreicher Beust, der bayerische Graf Bray und andere der Vorherrschaft Preußens widerstrebende Minister hatten von 1865 an in politischem Verkehr mit Rouher gestanden. Für den um die Schöpfung deutscher Einheit Bemühten wars, just in den Tagen von Versailles, ein kaum überschätzbarer Hort. „Die Winselbriefe süddeutscher Könige an den dritten Kaiser Napoleon, Beusts und Brays Zettelungen mit Gramont, die

unvorsichtigen Briefe Dalwigks und Varnbülers: alle Schreiber hatten darauf gerechnet, daß niemals ein fremdes Auge ihre Briefe lesen werde. Man male sich Bismarcks Freude über diesen Fund! All seine deutschen Feinde, all die Lästigen, die so lange sein ehrgeiziges Planen durchkreuzt hatten, waren nun in seiner Hand. Eine Veröffentlichung, im Reichsanzeiger oder im Moniteur de Versailles: und ganz Deutschland schrie in Wuth auf." Herr Joseph Reinach sagts in dem Buch „Eine historische Erpressung". Und Albert Sorel in der diplomatischen Geschichte des Einheitkrieges: „Bismarck benutzte die Papiere zur Bedrohung der süddeutschen Höfe, die, wenn er seine Geheimnisse enthüllte, vor der Oeffentlichen Meinung in üblem Licht standen und deren durch die Drohung geweckte Angst die zwischen ihren Staaten und Preußen schwebenden Verhandlungen sehr erleichterte." Der Diplomat Rothan in dem Buch „Politique française": „Der Raub dieser Papiere ist ein für unsere diplomatische Geschichtschreibung unersetzlicher Verlust." Für die Rückforderung haben die Herren Reinach und Piccionni, der Leiter der pariser Staatsarchive, sich eingesetzt. Wir wollen hoffen, daß der Fund gut bewahrt ist (besser als Manches aus uns näherer Zeit) und nun, endlich, ans Licht kommt. Von den Briefschreibern lebt keiner mehr; und gerade jetzt wäre die Erkenntniß lehrreich, welche von fern unsichtbaren Hindernisse die Reichsgründung erschwerten und welche Glückszufälle dem Meister ermöglichten, aus einander feindlichen Elementen, dennoch, haltbare Einheit zu schaffen.

Der hamburger Aufruhr, der in der Presse ein paar Tage lang das Gezeter über den „Raubfrieden", „Schmachfrieden" ersetzte, war durch die Entdeckung bewirkt, daß die für Massenabsatz arbeitende Fabrik von Heil ihre Konserven aus dem Fleisch von Ratten, verreckten Hunden und Katzen bereitet hatte. Pestgestank verrieth, allzu spät, das infame Treiben; die stürmende Menge fand die eklen Kadaver, tobte ihre erste Wuth an dem schuftigen Fabrikbesitzer aus, der auf so schmähliche Weise Profit erjagt hatte, und wandte, noch heiß von Zorn und Blutdunst, sich danach in die gewiß nicht ungebührliche Frage um, ob denn keine Behörde der

Freien Stadt die Pflicht empfunden habe, solchen großen, für die Volksernährung, Volksgesundheit wichtigen Betrieb unter Aufsicht zu stellen. Was weiter, auf den Wegen mittelalterlicher Gassenjustiz, geschah, schildert anschaulich ein Privatbrief, dessen Hauptstück ich drum hier abdrucke.

„In Hamburg waren Rathhausmarkt und Jungfernstieg von aufgeregten Menschen erfüllt. In ihrer Mitte zogen sie einen Karren. Ein älterer, kreidebleicher Mann stand vornauf und hielt mit bebenden Händen ein Schild mit der Inschrift: ‚Ich bin der Meister der Heil-Fabrik.‘ Hinter ihm eine zweite Tafel: ‚Die Vorarbeiter.‘ Die Leute hielten in beiden Händen Ratten, Katzen, Hundetheile. Ab und zu hielt der Wagen. Dann mußten die Leute aus einem Topf essen. Ich konnte nicht sehen, was. Einige behaupteten, es sei rohes Katzenfleisch, Andere ‚Heil-Bouillon‘. Die Sache hatte durchaus das Wesen einer Volksjustiz. Die Masse (mit viel Gesindel vermischt, aber Alles ohne Waffen, Schutzleute oder Volkswehrmänner waren nicht zu erblicken) genoß das Schauspiel. Die sittliche Empörung war nicht sehr einheitlich. ‚Die können dja nix davör.‘ ‚Aber natürlich: Die haben dja doch Schweigegelder genommen.‘ ‚Dafür haben sie doch auch schönes Geld verdient.‘ ‚Das kann man keinem Menschen verdenken in diese Zeit.‘ Der Zug ging johlend weiter. Gegen Abend hörte ich schießen. Mit Bekannten im Fährhaus. Um neun Uhr kam der ‚Ober‘ angestürzt. ‚Wir können nicht weiter serviren. Sie kommen. Das Atlantic wird gestürmt.‘ (Was sich später als falsch herausstellte.) Vor dem Fährhaus stand Einwohnerwehr. Solvente Leute. Weiß rothweiße Binde am Unterarm und das übergehängte Gewehr über bourgeoisem Mantel. Vor vorgehaltenem Gewehr stand unser Wagen. ‚Sie gestatten.‘ Und ein tüchtiger Prokurist durchsuchte die Sitze des Autos. ‚Danke sehr. Sie können fahren.‘ Und wir fuhren unter anschwellendem Gewehrlärm der Stadt zu. Am nächsten Morgen ging ich an die Innenalster. Sie war von einer dichten Zuschauermenge umlagert. ‚Das Rathhaus wird gestürmt.‘ ‚Die Bahrenfelder sind gefangen.‘ ‚Die Volkswehr ist mit zwölftausend Mann übergetreten.‘ Wilde Gerüchte liefen von Mund zu Mund. Auf der anderen Seite war ein wüster Auflauf. Er schob sich johlend gegen das Wasser. Nun flog irgendetwas ins Wasser; tauchte wieder auf. Gewehrschüsse hinterdrein. Es verschwand; und tauchte wieder auf. Neue Schüsse. Dann versank es. Plötzlich kam Etwas auf uns zugeschwommen. In die Menschen, die

bisher, wie innerlich ferne Zuschauer einer Filmvorführung stumm, erstaunlich, ohne kundgegebene Antheilnahme, gefolgt waren, kam plötzlich eine erregte Bewegung. Einzelne liefen ein Stück fort, blieben aber dann wieder stehen; Frauen fingen zu weinen an. Im Hintergrund schrie, immer wieder, ein dicker Herr: ‚Immer ruhig Blut bewahren.' Bewaffnete Burschen stürzten herbei. Das Gewehr vorgestreckt. Litewka, offener Rock, Schiffermütze, halb Matrose, halb Hafenarbeiter, halb Soldat, halb Rowdy: ‚Da kömmt der Bahrenfelder.' ‚Nieder mit dem Bluthund!' ‚Haut dat Aas.' Einer der Kerle wollte schießen. Aus dem Publikum rief man: ‚Nicht schießen!' Der Kerl setzte wieder ab. Inzwischen hatte der Bahrenfelder die Treppe erreicht. Er kroch halbtot herauf. Leichenfahl; ein netter junger Bursch. Einer von den Kerlen stürzte mit erhobenem Kolben vor. Ein anderer schrie: ‚Wieder rein ins Wasser!' Da trat ein baumlanger Matrose vor. ‚Der hat Strafe genug gehabt.' Aber die Anderen wollten nicht. Der Matrose fing zu sprechen an. Er schien in einer Rednerschule gelernt zu haben. Man hörte die Worte ‚Kapitalismus' und ‚Proletariat', ‚mißleitet', ‚nicht verantwortlich machen'; ‚das Volk soll selbst entscheiden'. Es war offenbar nicht ohne Eindruck auf die ‚Aufständischen'. Sie wollten sich der ‚Volksstimme' fügen. Darauf wurde von einer Zufallsmenge abgestimmt über das Leben eines Menschen! Es sprach sich nach hinten weiter. Alle reckten die Arme. Die erdrückende Majorität war für den armen Jungen. Er taumelte davon, Thränen in den Augen und einen unbegreiflichen Ausdruck im Gesicht. Man hätte ihm gern zugesprochen, aber man wagte es nicht recht; denn die ‚Anderen' standen noch etwas verblüfft und uneins debattirend zusammen. Dann trollten sie ab. Der Bursch war schon fort. Vielleicht war das Zuschauerthum das Unbegreiflichste daran."

„Nicht Neider nur wisperten, Erzherzog Franz Ferdinand habe den Verzicht auf den Thron nicht ganz ernst genommen, habe den Sinn der Eidesformel, die am achtundzwanzigsten Juni 1900 in der Kleinen Rathsstube der Hofburg sein Mund sprach, seine Hand unterschrieb, schon als Thronfolger über den ihr erdachten Rahmen gedehnt. Herzogin: Das klang, als Titel seiner Frau, beinahe wie Erzherzogin. Und wenn der „Generalinspektor der gesammten bewaffneten Macht der Monarchie" in dieser Eigenschaft (des Kriegsherrn im Frieden),

in einen Garnisonort einzog: durfte dann die Frau neben ihm sein? Mußten die Behörden, militärische und bürgerliche, ihr dann nicht wie einer Erzherzogin huldigen? Konnte der Bürgermeister eines bosnischen Nestes mit dem Spürsinn eines Ceremonialgelehrten unterscheiden, was der Frau des Erzherzogs, was der Erzherzogin gebührt? Und unterschied er nicht, dann war die Eideshülse schon entkernt und aus Mißbrauch konnte mählich Gewohnheit werden. Denn die Einrichtung morganatischer Ehe begrenzt den Geltungbezirk der Frau ins Haus, in familiären und gesellschaftlichen Verkehr. Diese Grenze hat der Mann überschritten, der, als Generalissimus (Vertreter des Kaisers), seine Frau neben sich in den Einzugswagen setzt und ihr von den Verwaltunghäuptern amtlichen Gruß erzwingt. Hier lauerte Gefahr. Wäre die Summe von Mißgriffen, die das Attentat in Sarajewo gelingen ließ, möglich geworden, wenn nicht der Entschluß, die Manöverreise in eine Huldigungfahrt münden, der Herzogin die den Töchtern des Erzhauses vorbehaltenen Ehren spenden zu lassen, das ganze Räderwerk der bosnischen Polizei und Stadtverwaltung in Wirrniß gerissen und blinder Zufallswirthschaft das Thor geöffnet hätte?" Vor fünf Jahren, sogleich nach der Ermordung Franz Ferdinands, habe ich diese Sätze hier veröffentlicht. Jetzt sind in „Danzers Armeezeitung" Notizen des (1914 der kaiserlichen Adjutantur zugehörigen) Feldmarschall-Lieutenants Margutti zu lesen, die mein Ahnen leidig bestätigen. Auf dem schönbrunner Arbeitstisch des Generaladjutanten Grafen Paar, des dem alten Kaiser ein Jahrzehnt lang nächsten Gehilfen, sah Margutti die Programme für die bosnische Reise Franz Ferdinands und seiner Frau. Er notirt: „Auch das für die Reise der Herzogin von Hohenberg, die direkt nach Sarajewo fahren sollte, zeigte ganz die hochoffizielle feierliche Form, die sonst einzig und allein üblich war, wenn der Kaiser als Staatsoberhaupt und Herrscher reiste. Daß diese Programmform nun auch für eine Reise der noch hinter den Erzherzoginnen rangirenden Gemahlin des Thronfolgers gelten sollte, mußte in Hofkreisen allgemein als ein neuer Schritt aufgefaßt werden, der die Herzogin wieder um eine Stufe aufwärts führen sollte." Einspruch? Die Programme waren schon fertig gedruckt und

sollten dem Kaiser nur „zu Kenntnißnahme“ vorgelegt werden, da alles zur Ausführung Nothwendige, wie das Oberst-hofmeisteramt meldete, schon vom Belvedere, der Residenz Franz Ferdinands, aus „unabänderlich“ angeordnet worden sei. Das, sagte Graf Paar, „ist denn doch ein starkes Stück“. Der alte Franz Joseph war zu müde, um das Nein zu sprechen, das er dann, dem heftigen „Herrn Neffen“ ins Auge, begründen mußte; und ging deshalb, den Brecher ehrwürdigen Brauches nicht mehr zu sehen, am nächsten Morgen, acht Tage früher, als geplant war, in sein liebes Ischl. Dorthin kam am achtundzwanzigsten Junimittag die Meldung des Doppelmordes. (Die erste, vom Oberhofmeister des Erzherzogs, sprach, in erquickendem Kurialstil, mehrfach von den „höchsten Leichen“.) Paar brachte die Depesche dem Kaiser; kam schon nach drei Minuten aus dessen Zimmer zurück und sagte zu Margutti: „Der Kaiser speist heute allein. Morgen früh gehts nach Wien.“ Auf die Frage, wie der Greis die Schreckenskunde aufgenommen habe, nach einer Pause: „Er hat in seinem Leben so viel Böses durchgemacht, viel Schlimmeres als Das! Er hat nicht viel gesagt. Er schloß die Augen, blieb ganz in Gedanken versunken und sprach dann: ‚Entsetzlich! Der Allmächtige läßt sich nicht herausfordern! Eine höhere Gewalt hat die Ordnung wiederhergestellt, die ich, leider, nicht zu erhalten vermochte.‘ Später hat er alles für die Ueberführung der Leichen und das Ceremoniale Erforderliche mit der bei ihm nie genug zu bewundernden Präzision angeordnet. Du weißt, Margutti, wie der Kaiser mit dem Erzherzog stand. Sie waren einander menschlich entfremdet. Und nun kam noch die Heirath hinzu. Selbst nach des Erzherzogs feierlichem Thronverzicht für seine Kinder wurde der Kaiser nie die Besorgniß los, daß der Erzherzog, von seiner geistig ungewöhnlich begabten, aber auch überaus ehrgeizigen Frau gedrängt, einmal doch Mittel und Wege finden werde, um seinem ältesten Sohn die Thronfolge noch irgendwie zu sichern.“ Margutti fragt, ob der Kaiser nicht fürchte, der Mord werde politische Folgen haben. Paar: „Nicht im Geringsten. Es ist eins der tragischen Ereignisse, wie er sie schon öfter in seiner Fa-

milie erleben mußte. An irgendwelche Folgen für unsere Monarchie denkt er ganz gewiß nicht." In Franz Josephs erstem Erlaß stand denn auch, des Doppelmordes Ursprung sei in dem „Wahnwitz einer kleinen Schaar Irrgeleiteter" zu suchen. Serbien schien ihm schuldlos. Und sein Glaube wurde durch den Bericht des Ministerialbeamten Von Wiesner bestätigt, der am dreizehnten Juli, als Ergebniß seiner Untersuchung, aus Belgrad meldete, Hof und Regirung Serbiens habe mit dem Attentat keine Gemeinschaft. Wie, dennoch, möglich wurde, den bedächtigen, nach Conrads Zeugniß geistig noch durchaus klaren Greis zur Absendung des Ultimatums und, nach Serbiens demüthiger Antwort, zur Kriegserklärung zu stimmen? Ein Theil des Hochadels war wüthend, weil die Gräfin Chotek, Herzogin von Hohenberg, im Bestattungceremoniale auf Befehl des Kaisers, der ihr die angemaßten Monarchenehren nicht verzeihen konnte, so weit von dem Thronfolger distanzirt wurde. Magyarenhaß nützte die Gelegenheit zu Hetze gegen die seiner Herrschsucht lästigen Südslawen. Berlin rieth, „das Ultimatum so zu überpfeffern, daß die Serben es nicht schlucken können". Franz Joseph fürchtete, für zu alt, zu schlaff und kriegscheu gehalten zu werden; und sagte schließlich: „Wenns sein muß, wollen wir mit Anstand untergehen." Oft hatte er schwierige, nicht zu Eile nöthigende Entscheidung mit dem Wort hinweggeschoben: „Das mag der Herr Neffe auslöffeln!" Nun hat Erzherzog Karl, der Sohn des schönen Lüdrians Otto und einer Sachsenprinzessin, den der Kaiser am neunundzwanzigsten Juni 1914 auf dem penzinger Bahnhof als Thronfolger, den dritten, begrüßt hatte, den ganzen Napf ausgelöffelt. Rudolf im Lustbett, Franz Ferdinand auf der Straße gemordet, Karl entthront, verbannt; alle Drei irgendwie Weibesopfer. Tu, felix Austria, nube? Marguttis Notizenblatt beweist (auch Denen, die es noch nicht wußten), daß der Hingang des zweiten Thronfolgers den Kaiser nicht „erschüttert" noch gar „ins Herz getroffen" hat. Eben so thöricht wie dieser Schwatz war, noch blinder nur, der Wahn, Franz Ferdinand sei vom Haß der Slawen getötet worden. Deren schimmernde Hoffnung war der einer Slawin hemmunglos hingegebene Erzherzog, der auf dem

Hradschin sich zu Böhmens König krönen lassen und die Uebermacht der Magyaren aus dem Schaft brechen wollte. Auch, daß ihm weder Rußland noch eine Westmacht (außer dem von ihm leidenschaftlich gehaßten Italien) mißtraute, habe ich schon vor fünf Jahren gesagt. „Sein Wirken nährte in West so rothbackige Hoffnung, daß, zum ersten Mal nach vier Jahrzehnten, England sich zur Kotirung einer ungarischen Staatsanleihe entschloß und pariser Finanzschreiber fragten, warum Frankreich dem Vorgang nicht folge. Oesterreichs Feinde hatten den Thronfolger nicht wie den Führer himmlischer oder höllischer Heerschaar gefürchtet. Den Mächten der Triple-Entente hat sich am Veitstag kein Alb von der Brust gelöst. Das Staatsgeschäft der Doppelmonarchie ward durch den Tod Franz Ferdinands nicht erschwert. Wer Geschichte als Erlebniß fühlt und, seit dem Bukarester Frieden, die Spannung der Willensstränge, den Zeiger des Manometers betrachtet hat, weiß, dennoch, was in Südost sich aus Nebeln braut. Heißer Sonntag war, als ich, am Bahnhof Zoologischer Garten, ausrufen hörte: ‚Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajewo ermordet!‘ In der Hauptstadt der Bosna, die altserbisches Siedlergebiet war, ein Ziel neuserbischen Sehnens ist. In der selben Sekunde trieb Ahnung den Ruf auf die Lippe: ‚Das ist der Krieg!‘ Aus Bosnien, hatte Peter Schuwalow geschrieben, ‚kommt einst die gefährlichste Bedrohung des europäischen Friedens; wie Fels ist in mir die Ueberzeugung fest, daß dort der Zünder ist, der das Pulver in Flamme treibt. Rühret nicht muthwillig daran!‘“ Wieder achtundzwanzigster Juni: 1919; Friedensschluß in Versailles.

Ein neuer Pressesport ist, täglich den Deutschen zu erzählen, wie heftig in Amerika der Zorn über den versailler Friedensvertrag tobe und wie völlig das Volk dem Präsidenten, weil er diesem Vertrag zustimmte, sein Vertrauen entzogen habe. Die letzte Nachricht, die ich las, meldete, der Name Wilsons sei, als ihn ein in Carnegie-Hall redender Senator nannte, von der Mehrheit der Zuhörer ausgepfiffen und durch diese Demonstration der Wuth wieder bewiesen worden, daß „auch drüben“ der Nimbus des Präsidenten zerstört sei. Fast jeder

Tag bringt ähnliche Meldung. Der (nicht ganz ungefährliche) Zweck ist: den Glauben zu nähren, der Vertrag sei ein so schändliches Teufelswerk, daß alle halbwegs nach Gerechtigkeit strebenden Menschen ihn empört verdammen, und aus der Wurzel dieses Glaubens die Triebe sprießen zu lassen, deren Frucht der Wille zu Rächung der höllischen Tücke werden soll. Nach Jahren dichter Absperrung ists hier, wo amerikanische Zeitungen selten und spät ankommen, schwer, sich von der Volksstimmung in der großen Republik ein deutliches Bild zu machen. In keinem Lande der Welt war sie, seit die Völker aus der Rolle des Chors in die Mithandelnder vorgetreten sind, aus dem in der Sphäre von Senaten Geschehenden erkennbar, wo immer, natürlich, autoritäre, manchmal auch plutokratische Luftströmungen stärker sind als in den von der Volksmasse bewohnten Thälern. Ich neige in den Glauben, daß die Amerikaner europamüde geworden sind, von der aus Asien vorspringenden Halbinsel, die sich einen Sondernamen und ein Recht auf ewige Weltherrschaft anmaßt, das Auge wieder dem ungeheuren Kreis ihrer eigensten Interessen zuwenden, und fürchte, daß sie sich früher, als der Menschheit lieb sein könnte, von Europa politisch desinteressiren werden, weil dessen Enge ihrem Thatendrang nicht genügt und weil die besondere Form ihres Idealismus, ihr metaphysisches Sehnen, das durch den Ertrag der großen Geldsammlungen für Zwecke des Christenthums jetzt wieder bestätigt worden ist, hier, auf dem dürren Boden des nüchternsten Rationalismus, keine Erfüllung findet. Trotz allen von der noch immer laut fortarbeitenden Propagandamaschine ausgespienen Meldungen ist mir, leider, unwahrscheinlich, daß die Antipathie gegen Deutschland schon tief genug abgeebbt ist, um die Verurtheilung des Friedensvertrages zu ermöglichen, von der uns erzählt wird. Vielleicht glaubt man drüben nicht mehr, die Hauptthätigkeit deutscher Soldaten habe im Aufspießen holder Säuglinge bestanden, vielleicht ist man auch gegen andere Angaben der Filmpolitik mißtrauisch geworden und sieht in dem Verbrennen von Partituren und Klavierauszügen deutscher Tonkunstwerke nicht mehr ein würdiges Symbol sittlichen Unwillens. Ganz

aber kann die Antipathie nur durch Deutschland selbst aus=ausgetilgt werden, durch entschlossene Abkehr von Brutalitätkult und Parvenuhochmuth und durch Wahrhaftigkeit, die keinen Fehler Einzelner, keinen der Nation ableugnet oder beschönigt. Dem Amerikaner, der Deutschland kennt, braucht Niemand zu schwören, daß hier durchaus nicht nur „Hunnen" wohnen. Und manches Erlebniß auf europäischem Festland hat die Kriegsmannschaft der Neuen Welt erkennen gelehrt, wie nah neben Heroismus Kleinlichkeit und Habgier hausen kann. Bismarck, der, trotz seinem stark betonten Preußenthum, stets Antimilitarist und von der Militärpartei deshalb niemals geliebt war, sagte, der kluge Instinkt eines großen Volkes zeige sich auch darin, daß es sich hüte, „den Haß anderer Völker, selbst befreundeter, zu heirathen."

Die selbe Erde, die Amerikas Kriegern die tiefe Kluft zwischen Ideal und Realität zeigte, hat sie schmerzhaft wohl auch dem Auge des Präsidenten sichtbar gemacht. Wenn die Unerreichbarkeit des Ideals vom Streben danach entmuthigen müßte, wäre die Menschheit nicht über das missing-link zwischen Affe und Höhlensiedler hinausgelangt. Wer ohne Parteivorurtheil, ohne americo= oder germanocentrische Brille das Produkt der pariser Berathungen betrachtet, muß bekennen, daß es dem Ideal fast so nah gekommen ist, wie die Entstehungstunde und der angehäufte Völkerhaß erlaubte. Nie zuvor ist ein Friedensvertrag ethisch so tief unterkellert, nie von einem, ehe er noch in Kraft trat, offiziell und feierlich angekündet worden, er werde allen neuen Ereignissen und Lebensbedingungen angepaßt werden, also nicht starr die Entwickelung hemmen. Von diesem (kaum noch erwähnten) Beschluß, der bald zu Aufnahme des durch entsetzendes Erlebniß geläuterten Deutschland in den allem senatorischen Widerstand trotzenden Völkerbund führen muß, erwarte ich, nicht für uns nur, das Heil. Der Mann, der in dem Aufruhr rohster Leidenschaften dieses Ethos, diesen Willen zu reinerem Menschheitzustand durchzusetzen vermochte, hat, so weitab das Erreichte auch von seinem Ideal blieb, gewiß sein Vaterland würdig vertreten und es, für immer, aus dem von Dummheit begünstigten Verdacht gehoben, nur die Heimath des Ringens um

materielle Güter zu sein. Nach einem weisen Wort Goethes ist, freilich, Niemand für seinen Kammerdiener groß. Der in der Intimität des Alltages, mit den Jedem anhaftenden Mängeln, Schwächen, Wunderlichkeiten Gesehene verliert, gar vor Dienersauge, das nur Kleines scharf erblickt, leicht den Nimbus des aus der Ferne Angeschauten. In Menschlichkeit Größe zu suchen, ist nicht leichter, als in Größe Menschlichkeit zu finden. Jedes Staatshaupt, auch das ungekrönte, scheint dem in hero-worship alten Stils Gewöhnten kleiner, wenn ers lange in der Nähe sieht. Daß nach Jahren der Beschäftigung mit allgemein-menschlichen Interessen, die mancher „Realpolitiker" doch nur für Phraseologie hält, Amerikas große Sonderbedürfnisse sich kräftiger regen, alte und neue Wünsche, Persönlichkeiten, ehrgeizige Hoffnungen sich in den Vordergrund drängen, begreife ich. Unglaublich aber klingt mir die hartnäckig wiederholte Behauptung, die Volksgunst, die Liebe der schlicht empfindenden Masse habe sich von Dem abgewandt, der mindestens doch als ein Moses neuer Welt das Gelobte Land und den hinführenden Weg gezeigt hat. Lange in Aller Blickpunkt zu stehen, ist Jedem gefährlich. Ehe er Minister wurde, hat Herr von Bülow gesagt, sein Monarchen-Ideal verkörpere sich in dem Kaiser von China, den nie Einer nah sehe. Der Graf, Fürst, Kanzler Bülow ist von diesem Ideal abtrünnig geworden. Sonst hätte das Schicksal Deutschlands und seines Kaisers, der immer und überall sichtbar, leider auch weithin hörbar war, sich am Ende doch anders gestaltet.

Wilhelm . . . Die öffentliche Anklage der verbündeten und verbundenen Mächte hat ihn aus der Vergessenheit geschaufelt. Aus Holland wird berichtet, daß er in Amrongen nach alter Gewohnheit Hof hält, zu Vorträgen „befiehlt", den Anzug vorschreibt, souveraine Urtheile über die Austrocknung des Zuydersees, wie früher über Marinekonstruktionen und Keilschrifturkunden, abgiebt, eine wahre Gespenstersonate der Majestät spielen läßt und aus der Fülle der ihm jetzt zugehenden Depeschen, Adressen, Huldigungen die Hoffnung schöpft, die Auferstehung in majestätische Wirklichkeit zu erleben. Daß er die Wünsche des kleinen

Volkstheiles, der an der Rückkehr in Militärmonarchie, deren Aemter und Würden interessirt ist, mit der (ihm höchst ungünstigen) Meinung der tief überwiegenden Volksmehrheit verwechselt, ist, gerade an ihm, verständlich. Alles in den letzten Wochen Geschehene beweist aber, nicht nur durch Hofprediger-Reden, Aufrufe eines Offizierfrauen-Bundes und ähnlich „zeitgemäßer" Ligen, wie dem Flüchtling der Zwang, sich dem Gericht seiner Gegner zu stellen, nützen, wie schnell er ihm in „Sympathie" helfen würde. Und wenn Herrn Wilhelm, weil ihm persönliche Schuld nicht nachzuweisen wäre, gerechte Richter freisprechen müßten? Wurden auch die Folgen solchen Prozeßausganges bedacht?

Der Angeklagte könnte sprechen:

„Gegen Ende der kieler Regattawoche ist mir die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Frau gemeldet worden. Er war mein Freund: deshalb brach ich die Feste ab und fuhr, in der Hoffnung, ihm in Wien die letzte Ehre erweisen zu können, nach Haus. Politische Folgen des Ereignisses konnte ich um so weniger erwarten, als mir berichtet wurde, der alte Kaiser Franz Joseph habe die Nachricht von der Ermordung seines Neffen und Thronfolgers ganz ruhig aufgenommen. Er stand ja mit dem Neffen sehr schlecht und bereute, die morganatische Ehe mit einer Hofdame erlaubt zu haben. Auch mein Kanzler meinte, ernste Verwickelungen seien nicht zu fürchten, und drängte mich, die alljährliche Nordlandreise anzutreten. Am fünften Juli wurde mir das vom Grafen Hoyos nach Berlin gebrachte Memorandum überreicht und vom Botschafter Oesterreich-Ungarns gesagt, wenn Serbien die von ihm geforderte Genugthuung verweigere, werde eine Strafexpedition nach Belgrad nöthig sein. Mir lag nur daran, daß Oesterreich im Dreibund wieder als ein kräftiges Glied funktionire: deshalb stimmte ich dem begrenzten Plan Wiens zu und ließ mich bewegen, meinen Oheim, den König von Rumänien, um Zügelung seiner Irredenta zu bitten und den mir höchst antipathischen Zar der Bulgaren als Flankendeckung des Dreibundes zuzulassen. Trotzdem ich an eine Weltkrisis nicht glaubte und gewiß war, daß Frankreich, mit

schlechten Finanzen und ohne Schwere Artillerie, Rußland von gewaltsamem Eingriff abhalten werde, befahl ich pflichtgemäß am sechsten Juli den Chefs meines Heeres und meiner Flotte, alles für plötzlichen Kriegsausbruch Nothwendige vorzubereiten. Abends reiste ich ab, empfing unterwegs nur beruhigende Meldungen, wollte, wenn eine etwas bedrohlicher klang, jedesmal heimkehren, wurde aber von Bethmann beschworen, nicht durch verfrühte Rückreise Europa zu beunruhigen, das sonst glauben werde, wir planten Krieg. Von dem Inhalt des wiener Ultimatums, der am dreizehnten Juli in Berlin mitgetheilt wurde, von den Vermittelungvorschlägen Greys und anderer Staatsmänner erfuhr ich nur wenig. Eine Randbemerkung von meiner Hand wird beweisen, daß ich die von Serbien angebotene Genugthuung ausreichend, Oesterreichs Mehrforderung übertrieben fand. Am Sechsundzwanzigsten kam ich, von ängstlicher Ahnung aufgescheucht, abends, gegen den Wunsch des Kanzlers, unerwartet zurück und sah dann bald, wie thöricht meine Leute gewirthschaftet hatten, weil sie Bülows Erfolg in der bosnischen Sache, zu Gunst ihres schwachen Prestiges, nachahmen wollten. Wie schnell und scharf ich im Friedenssinn eingriff, zeigen die drei Depeschen, die, auf meinen Befehl, die Oesterreicher in strengem Ton zu Nachgiebigkeit ermahnten. Daß man hinter meinem Rücken den alten Botschafter Szögyenyi anders informirte und in den Glauben brachte, ich sei gegen die Annahme des englischen Vermittelungvorschlages, ist nicht mir als Schuld anzurechnen. Ich habe Bethmann, mit dessen diplomatischer Juliarbeit ich sehr unzufrieden war und den ja jetzt auch das Gewissen getrieben hat, sich für seinen Kaiser dem Gericht anzubieten, damals nur behalten, weil ich glauben mußte, der von den Alldeutschen angefeindete Kanzler gelte in London, Paris, Petersburg als vertrauenswürdig. Als der besonnene Chef meines Generalstabes mir sagte, die russische Gesammtmobilisirung sei für uns so bedrohlich, daß wir ihre Zurücknahme durchsetzen oder selbst Rußland den Krieg erklären müßten, konnte ich nicht die Verantwortung deutscher Lebensgefahr auf mich nehmen. Eine große Zahl glaubwür-

diger Zeugen, deren Vernehmung Ihre Gerechtigkeit nicht ablehnen kann, wird bekunden, wie oft ich mit äußerster Energie mich gegen Krieg gesträubt und für die Erhaltung des Friedens eingesetzt habe; so oft, daß die Franzosen mich als ‚Guillaume timide‘ verspotteten und fast als feigen Schwächling hinstellten. Zufallsworte können auch vor Ihrem politischen Gericht nicht strafbar sein. Wirksam zu handeln aber vermochte ich nach der Verfassung erst nach erlangter Zustimmung des Kanzlers, der durch seine Gegenzeichnung die Verantwortlichkeit für jeden politischen Schritt des Kaisers übernehmen mußte. Das gilt, natürlich, auch für die belgische Sache, für den Beschluß des Unterseekrieges und so weiter. Militärisch war ich an die Darstellung der Obersten Heeresleitung gebunden. Die wird bezeugen, daß ich vermeidbare Grausamkeit, unnöthige Barbarei niemals wollte und daß, zum Beispiel, Miß Cavell am Leben geblieben wäre, wenn nicht ein wüthiger General die Hinrichtung befohlen hätte, ehe meine Begnadigungdepesche eintraf ...“

Das würde in dem Gerichtsverfahren wider Wilhelm gesagt werden. Noch mehr. Das, alle Vertheidigerrede, entschuldigt ihn nicht vor dem Tribunal der Geschichte. Vor einem von seinen Feinden gebildeten, das ihn irdischer Strafe unterwerfen will, ihn oder seinen Anwalt so sprechen zu lassen, wäre nicht sehr weise. Bedenket, wem damit genützt, wem geschadet würde, Republikaner der Welt! Und erwäget auch, daß der Angeklagte Wilhelm von Hohenzollern den Vortheil hätte, zum ersten Mal in seinem Leben lange nicht gesehen, nicht gehört, Augen und Ohren seit acht Monaten so fern gewesen zu sein wie die alten, in goldener Sänfte durch die stille Palaststadt getragenen Kaiser von China.

Er wagt nicht, sich zu regen. Hat Jeden abgewiesen, der ihn bat oder mahnte, unerschrocken vorzutreten und selbst, von der Heimath, von den Häuptern neutraler Länder, Gericht und Spruch (Feststellung-Urtheil nennts die Sprache des Bürgerrechtes) zu fordern. Hundertmal schrie sein nasales Berlinerpathos in Kriegerreihen, für Kaiser und (nebenbei, weils mal zur Formel gehört) Vaterland dürfe kein Opfer zu schwer, auch des Lebens nicht zu kostbar scheinen. „Den letzten Blutstropfen! Das kannch verlangen! Das mußch

verlangen!" Zwei Millionen Deutsche hat der Krieg, das Kriegserlebniß getötet; ein Krüppelheer wandert durch das Land. Der den Krieg erklärt, ihm, in Pleß, Luxemburg, Charleville, Kreuznach, Homburg, Spaa, nicht das kleinste Behagensopfer gebracht hat und dem nicht von Schleiern Getäuschten doch als die eitles Fleisch gewordene Kriegsursache vorm Auge steht, duckt sich ängstlich; hebt nicht, als an seiner Person der von Menschengewimmel inbrünstig ersehnte Friede zu scheitern droht, den Kopf mit der undulirten Scheitelsträhne; ermannt sich nicht in Vertrauen auf „unseren alten deutschen Gott", den seine Zunge alltäglich aufmarschiren ließ, in dessen Hand er sich aber nicht so sicher fühlt wie hinter Maschinengewehren. „Die Furchtsamkeit des Kaisers ist fast der einzige Aktivposten in meiner Rechnung für Deutschlands Zukunft": sagte Bismarck 1893. Würde nicht, immer noch, alles zu Urtheilsbildung Nothwendige den Deutschen verschwiegen oder verlogen: nicht des innerlich krummsten Dorfpastors Stimme spräche heute für Diesen. Er wäre vom Volksthing gerichtet. Für ihn, der sich ins amronger Schlößchen, wie zuvor in sein Bellevue, verkrochen hat, rühren sich die Nächsten. Prinz Eitel Friedrich von Hohenzollern (nicht mehr: von Preußen) und seine jüngeren Brüder, die, unbelästigt, in Potsdam, Rheinsberg und anderswo sitzen, haben sich, dem Vater den „entehrenden" Gang vor Gericht zu sparen, dem König von England als Geiseln angeboten. Ein unkluger, unschöner Gestus. Wo Begriffe fehlen, stellt in dieser unaufhaltsam sinkenden Schicht stets das Wort „Ehre" sich ein. Der Tischoffizier in einem Gardekasino kann nicht glauben, Wilhelm würde entehrt, wenn er die Verantwortlichkeit des Amtes auf sich nähme, in dessen Wonnen er drei Jahrzehnte lang geschwelgt hat; die Bereitschaft, sich fremdem Gericht zu stellen, könne die Ehre Allerhöchstdesselben so häßlich beflecken wie die Flucht aus dem Unglück seiner Landsleute. Und King George weiß nicht nur, wie in Kriegszeit der Herr Vetter und drei seiner Neffen von ihm sprachen, sondern auch, daß sie sich an ihn, den politisch Machtlosen, wenden, weil ihr Dünkel sich nicht in Gespräch mit dem pariser Rath der Fünf, dem allein die Entscheidung zusteht, herablassen mag. Würdiger und wirksamer war

der Brief des alten Herrn von Hindenburg an den Marschall Foch. (Hätte er, als Feldherr, im Oktober zum Feldherrn gesprochen: Waffenstillstand und Friede wären nicht ganz so hart geworden.) Als achter Bittgänger für den Allerhöchsten Kriegsherrn von gestern kam Bruder Heinrich; und rüttelte „im Namen der Gerechtigkeit" an dem Thor des Buckingham-Palastes. Gerechtigkeit forderte längst ein Verfahren, das über die Entstehung des Krieges und über die „deutschen Gräuel" Klarheit zu schaffen versuchte. Könnten wir auf ungehemmtes Walten der Gerechtigkeit, wie auf Granit, bauen, dann erst dürften wir Wilhelms Feinden zurufen: „Ne bis in idem! Denket des alten Rechtssatzes und heischet nicht den durch den Verlust der Krone, durch die Entmachtung seines Hauses Bestraften noch einmal, wegen der selben Vergehen, vor den Richter." Da noch die letzte Juninote, die erste des Kabinets Bauer, Deutschlands Schuld am Kriegsausbruch heftig bestritt, würde uns geantwortet: „Nicht als Schuldigen habt Ihr ihn abgesetzt, sondern als Einen, dessen Beutezug mißlang; und noch der am am sechsten Juli auf Preußens Kanzeln verlesene Hirtenbrief huldigt ihm hymnisch." Warnt aber nicht Vernunft, nicht das Allbekenntniß zu Güte, durch eine lange Reihe schwer aus Mißtrauensdunst zu lösender Strafprozesse die Entgiftung des Völkerverkehrs aufzuhalten und rückwärts die Blicke zu lenken, deren Vorschau dem Erdtheil, der Erde nun Saat streuen, in Erntehoffnung helfen soll? Der Menschheit wird neuer Tag; und aus dem Scharlach seiner Frühe flammt vor Europa, nicht vor Deutschland nur, die große Frage auf, wie in Millionen Hirne und Herzen der Wille zu, die Freude an Arbeit zu pflanzen sei, ohne die heilsam Neues sich niemals entwirken könnte. Jedem Thätigen werde der vom Ertrag seiner Arbeit ihm gebührende Theil. Und schürt ihm die Gewißheit, daß sein freudiger Fleiß auch ihm selbst Zins einträgt, das Feuer des Willens, dann lauscht seine Seele bald wieder dem Wort redlicher Menschenliebe. Lasset die Toten Tote begraben, Entgeistete selig sprechen oder verdammen. An dem Tag, der Menschenerniederung und Maschinenvergottung nicht mehr dulden will, wird den Lebenden Pflicht, in würdiger Demuth, unverzagt, um das Vertrauen, die Freundschaft der Nächsten, der Fernsten zu werben.

Was in Weimar nicht gesagt wurde

Und darum, meine Herren, habe ich die Frage vor Ihnen . . . aufgerichtet: Warum haben wir hier im weimarer Theatersaal zwischen banalen Citaten aus der ‚Goethestadt' uns unhumanistisch, unhuman, vorgestrig betragen? Warum haben wir so viel gelogen?

Das Pathos hat der Krieg entwerthet; seit es aus einem feiertäglich höchstpersönlichen Gut bei uns zum staaterhaltenden Zweck in das Register der Stimulantia degradirt wurde, fehlt es in den Stunden, wo es die Seele erwartet, oder verfehlt sich selbst. Bemerken Sie denn nicht, daß heute hier in genau jenen Tönen gaudirt wurde wie anno 1914, nur in Moll? Mit dem unermeßlichen Prae des Besiegten ausgestattet, mußten wir nicht der Menschheit Würde vertreten, vollends an dieser Stätte? So tief ist die Verfälschung des Pathos in die Herzen gewachsen, daß Niemand die falschen Töne anklagt, die ehedem als politisches Mittel galten. Präsidenten, neue und alte, und Parteien recitirten hier ihre Schlagworte, als stände der Landesherr in der Loge und Alles wäre von Fahnen erstickt. Wie 1914.

Schlimmer! Damals konnte, von einem Kaiserwort getäubt, noch Einer oder der Andere, unwissend, bona fide den Krieg der Vertheidigung führen. Und als, nach Allem, nun wieder drei Monate lang in der Presse geweint wurde, log wenigstens nur die Presse, ein paar Unabhängige und der einsame Herausgeber einer Wochenschrift ausgenommen. Es galt, ein paar Prozent vom Preis mit Thränen herunterzuhandeln... Wundervoller Anlaß für den Chronisten, sich superlativisch zu erhöhen. Aber Wir? Warum denn hat sich das gehorsamste Volk der Welt vor acht Monaten der Männer entledigt, die es für schuldig hält? Um heute, rührend und beschämend, wegen eines ‚Paragraphen' sich vor die Fürsten schützend zu stellen, hinter die es sich nicht mehr stellt! Vier Stunden vor der Unterschrift verweigern Sie, meine Herren, die Gefolgschaft, um den Mann zu schützen, den Sie gestürzt haben? Ich begreife, wenn Seeleute wider Vertrag die Flotte versenken; sogar (vielleicht), wenn Heißsporne Fahnen verbrennen. Aber Sie wollen als Männer und Berufene gelten, im Amte der Regirenden, und spielen Theater wie Wilhelm von Amrongen?

Wär' es nicht gewagt, die Tragik des Weltkrieges an seinem Ende auf Eine Formel zu bringen, man dürfte sagen: Hier wurden zehn Millionen getötet um den Gedanken ihrer Na-

tionalität; als aber Alles vorüber war, erkannten die Kämpfer Dieses, worum gekämpft worden, für ein Ideal zweiten Ranges, das einem allgemeinen Bunde der Nationen weichen muß. Blutroth bestrahlt, rückte das Kampfziel in Dämmerung; und die Gefühle, um die man rang, verloren ihren Werth, als sie befriedigt waren. Nie war der Gedanke übernationaler Menschlichkeit populärer als am Ende dieser nationalen Unmenschlichkeit, und was vor hundertfünfzig Jahren Lessing als die heroische Schwachheit, vor hundert Jahren Goethe beinah allein erkannte, erkennen Millionen erst, weil es vier Jahre verleugnet wurde. Die besten Herzen, die hellsten Köpfe, in fünf Jahren weiser geworden, die Jüngsten gerade wirken für Verwischung nationaler Grenzen und Gedanken und erkennen, wie Geist und Seele kosmisch bleiben und aller Landesfarben spotten.

Wollen wir nicht in dieser letzten Stunde der Welt beweisen, wie der schwertgeschlagene Deutsche noch immer der siegende Denker ist? Zwischen den weinenden Aufrufen der Professoren und Minister führen die illustrirten Blätter von gestern glänzende Sommerrennen vor, wo herrliche Pferde von schönen, Spitzen tragenden Frauen lorgnettirt werden, und nur die Unterschrift zeigt, daß wir in Karlshorst sind und nicht in Auteuil. Landestrauer wird ‚verordnet', aber die Operette darf weiterspielen, ‚mit Weglassung der Tänze und burlesken Wendungen'. Während wir angeblich untergehen, erscheinen illustrirte Romane, sechshundert Mark Subscriptionpreis, und sind vergriffen.

Wer von Ihnen, meine Herren, hat denn um Danzigs, um Saargemünds willen nicht geschlafen? Sie protestiren? Fühlen Sie nicht, daß jene zwei Millionen Deutsche, die im Sande des Chemin des Dames, im Granit von Gallipoli, auf dem Grunde des Meeres längst vermodert sind, tausendmal mehr bedeuten als die Abtretung der gleichen Anzahl ‚Seelen'? Soll denn der Deutsche von der Saar und Weichsel sterben? Ist denn diese franko-polnische Kultur der halbe Tod? In Oberschlesien, wo ich lange lebte und arbeitete, wo Hütten und Gruben von Bahnen verbunden sind, deren erste mein Großvater baute, wo hundert Erinnerungen mich lokalpatriotisch bewegen, war ich von polnischen Bauern umgeben. Trotzdem mag der Volkswille vielleicht nach Deutschland hin entscheiden. Doch woher soll ich das Pathos aufbringen, wenn übermorgen dieses mein Mutterland zu Polen gehört, weil eine Mehrheit es wünscht?

Und wer will einen Anderen des schlechteren Volksthumes

zeihen? Ist Dies nicht meine Sprache, in der zu bilden ich bestrebt bin? Und ist sies weniger, wenn sie von sechzig Millionen gesprochen wird, statt von fünfundsechzig? Zahlen, Wirthschaft, falsches Pathos... Und endlich erhoben sich, um 1915, Menschenstimmen, die Gottes Stimme in sich trugen, und nicht mehr die irdischer Könige. Und nun, da uns die große Probe gestellt wird, versagen wir und reden, weinen, schimpfen und klagen, wie nur ein Imperialist es thun mag, der Größe seines Volkes mit Größe des Quadratraumes verwechselt, den es beherrscht.

Den Deutschen wird Alles schwer, heißt es in der Urschrift des Wilhelm Meister, und über ihnen wird Alles schwer. In Weimar lassen Sie mich ein altes Vorurtheil widerlegen.

Vor siebenundfünfzig Jahren ergriff in Preußen ein Mann die Regirung, dessen einziges, inniges Streben war, die deutschen Stämme zu einen. Er liebte nur Preußen, dieser Junker aus der Mark, und wenn sein Herz seinen Kopf eine Schwäche kostete, so wars dieser Wunsch, Preußen groß zu sehen. Er hatte das Amt noch nicht angetreten, da entwickelte er schon, in London wars, sein Programm: drei Kriege, die er zur Einigung der Deutschen brauchte. Er führte sie, gewann sie, in Versailles schloß er den Ring, höchst unpathetisch, verachtend alle Dekoration, die Militärs und Fürsten wollten. Die beiden Provinzen fielen ihm als Morgengabe zu, doch niemals waren sie sein Ziel, ja, er wehrte sich gegen Moltke, die eine von Beiden zu nehmen. Denn in Bismarck lebte eine Idee, kein bloßer Ehrgeiz, er führte noch Krieg zu verständigem Zweck, als Umweg zu staatlichem Zusammenschluß. Nicht nach Zahlen: nach Gedanken ordnete sein Geist das Volk und die Völker. Darum war das Ziel des Mannes, der die Errichtung des Imperiums als ‚Kaiserscherz‘ bezeichnete, nie Imperialismus. Für Balkanpläne, die fünfzig Jahre später mit einem Schlagwort Berlin-Bagdad die Welt beunruhigten, hatte er nur das Wort von ‚den Knochen eines pommerischen Grenadiers‘; und selbst Kolonien lehnte er innerlich ab. Sein Geist war eng im Sinn weiser Beschränkung, und als ihm in Nikolsburg ein Siegeszug nach Wien offen stand, erzwang er durch Drohung seiner Demission von seinem Herrn den sofortigen Frieden und quittirte die Erregung mit einem Weinkrampf.

Was kann Bismarck für König Wilhelms Enkel, der ihn verstieß? Wo stehen in seinem Buch imperialistische Floskeln, wie sie eichengeschmückte Oberlehrer unter seinem Standbild

in die Reihen der Kriegervereine brüllten? Das einzige wahre Erbe dieses Deutschen, das Reich, ist unzerstört; denn auch ohne die Reichslande wäre es 71 das Reich geworden. Nun sind ihm ein paar Ecken abgezwickt: und darum wäre es weniger Reich? Sind wirklich hundert Milliarden, die wir zahlen wollen, die deutsche Volkskraft? Wo ist denn Frankreichs geblieben? Ist unser Land nicht, beinah einzig, unberührt, als wäre Krieg nie gewesen?

Nein, meine Herren! Lassen Sie uns zum ersten Mal erweisen, daß wir nicht mehr feudal sind, sondern human, nicht mehr Orden, Epaulettes und Parademarsch ehren, sondern die Ideen, die in dieser kleinen Stadt ein einziger Geist einsam wälzte, als draußen nationale Brandung scholl. Dieser Friede ist schwer, aber viel leichter, als ihn die Leute aufgelegt hätten, die jetzt von uns entmachtet sind und die wir als Sieger in unseren Reihen gefürchtet hätten. Trennen wir uns, endlich, vom alten Geist! Denn bis heute hatten wir zwar eine Revolution, aber keine Resurrektion. Erklären wir vor aller Welt, daß wir am letzten Tage dieses Krieges glücklich aufathmen, weil wir erst jetzt, indem wir ihn verloren, das falsche Pathos der Einzüge, des Geldes, der Stapelläufe, des Machtzuwachses mit dem echten Pathos der Beschränkung, des Geistes, der Versenkung, des inneren Wachsthums wieder vertauschen können. Denn nicht an Saar, Weichsel und Oder hängt Deutschlands Werth, sondern an Weimar, wo wir tagen.

Das war über Potsdam vergessen worden. Beider Blüthe war vor anderthalb Jahrhunderten; aber Potsdam ist nach seinem innersten Wesen Vergangenheit, Weimar ist Zukunft. Endlich sind wir die höchst unmoderne, bald verschwindende altmodisch-historische Weltmacht los; endlich können wir wieder so groß werden wie in der Zeit, als wir beinahe machtlos waren. Dieser horizontale Friede wird von den vertikalen Mächten vernichtet werden, die fordernd aufsteigen. Unseren alten Staat hat das Glück zum ersten Opfer einer Weltauffassung geweiht, die untergeht. Aus der Ecke des versailler Spiegelsaales nickt uns freundlich leise, uns, den Besiegten, das vertriebene Ideal zu und denkt: Es hat lange gedauert, bis diese Denker und Dichter sich auf sich selbst besannen, es hat sie viel gutes Blut gekostet. Von heute ab sind sie weder Fürstendiener noch Sklaven noch Bettler, sondern frei!"

Emil Ludwig.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft

Berlin, den 19. Juli 1919

Der Bote ruft

Woher?

Viele Leser, schreiben Sie mir, „möchten endlich einmal wissen, was denn mit der Feststellung bewiesen werden solle, daß der oft erwähnte Bericht der berliner Bayerischen Gesandtschaft vom achtzehnten Juli 1914 nicht von dem Grafen Lerchenfeld, sondern von dem Ersten Sekretär verfaßt worden ist.“ Sie ahnen es selbst, Herr Major: daß Mißverstand eines jungen Diplomaten den Bericht gefärbt habe. Weil der Beweis nicht gelungen, in allem irgendwie Wesentlichen die objektive Wahrheit des Berichtes, gegen jeden Widerspruch, erwiesen ist, habe ich die Personenfrage stets, als unbeträchtlich, weggeschoben. Der Gesandtschaftsrath Dr. Von Schoen giebt, nach Gesprächen mit dem Unterstaatssekretär Zimmermann und dem Geheimrath Von Rosenberg, Datum und Hauptinhalt des in Belgrad vorzulegenden Ultimatums richtig an. (In Berlin sind die wiener Forderungen fünf Tage zuvor bekannt geworden; an dem selben Dreizehnten, der ins wiener Auswärtige Amt die Meldung trug, daß alle Merkzeichen gegen den Verdacht sprechen, Serbien habe auch nur im Allergeringsten zu dem Attentat von Sarajewo mitgewirkt.) Richtig ist, daß Graf Tisza „anfangs gegen ein schärferes Vorgehen war“; daß man die Vorlegung des Ultimatums verzögerte, weil „man die Abreise der Herren Poincaré und Viviani aus Petersburg abwarten möchte, um nicht den Zweibundmächten eine Verständigung über eine Gegenaktion zu erleichtern“; daß man,

wie in Berlin, auch „in Wien durch die gleichzeitige Beurlaubung des Kriegsministers und des Generalstabschefs sich den Anschein friedlicher Gesinnung gab“; daß schon in der ersten Juliwoche „die austro-ungarische Regirung ermächtigt wurde, mit Bulgarien wegen Aufnahme in den Dreibund zu verhandeln“; daß in der selben Zeit, auf Anregung der Deutschen Botschaft, am Ballhausplatz die Frage erörtert worden war, ob Italien durch Hingabe des südlichen Trentotheiles bei Kriegsausbruch wohl zu beruhigen wäre. In dem Bericht steht: „Daß Serbien die mit seiner Würde als eines selbständigen Staates unvereinbaren Forderungen nicht annehmen kann, liegt auf der Hand. Die Folge wäre also der Krieg. Hier ist man durchaus damit einverstanden, daß Oesterreich die günstige Stunde nützt, selbst auf die Gefahr weiterer Verwickelungen hin. Ob man aber wirklich in Wien sich dazu aufraffen wird, erscheint Herrn von Jagow und Herrn Zimmermann noch immer zweifelhaft. Man hätte es hier daher auch lieber gesehen, wenn mit der Aktion gegen Serbien nicht so lange gewartet und der serbischen Regirung nicht die Zeit gelassen würde, etwa unter russisch-französischem Druck von sich aus eine Genugthuung anzubieten. Hier wird man, mit dem Hinweis darauf, daß der Kaiser auf der Nordlandreise, der Chef des Großen Generalstabes und der Kriegsminister in Urlaub seien, behaupten, durch die Aktion Oesterreichs genau so überrascht worden zu sein wie die anderen Mächte.“ Thatsachen und Stimmungen: Alles ist, bis ins Kleinste, richtig dargestellt; Alles in Einklang mit den Depeschen des Grafen Szögyenyi und den Notizen des Herrn Dr. Muehlon über Gespräche mit den Herren Helfferich und Krupp von Bohlen. Aus späteren Berichten der Bayerischen Gesandtschaft, für die nun wieder Graf Lerchenfeld voll verantwortlich ist: „Die zweifellos redlichen Bemühungen Greys, für die Erhaltung des Friedens zu wirken, werden den Gang der Dinge nicht aufhalten. Die zwei Ultimata werden, in Petersburg und Paris, selbstverständlich ablehnend beantwortet werden. Preußischer Generalstab sieht Krieg mit Frankreich mit großer Zuversicht entgegen. Rechnet damit, Frankreich in vier Wochen niederwerfen zu können.“ (Ist auch dem Generalstabschef Oesterreich-Ungarns amtlich

gesagt worden.) „Im französischen Heer kein guter Geist, wenig Steilfeuergeschütz und schlechteres Gewehr. Die Neutralität Belgiens kann Deutschland nicht respektiren. Der Generalstabschef hat erklärt, daß selbst die englische Neutralität um den Preis einer Respektirung Belgiens zu theuer erkauft wäre, da der Angriffskrieg gegen Frankreich nur auf der Linie Belgien möglich sei." Die berliner Regirung hat, immer wieder, versichert, sie sei von dem wiener Ultimatum jäh überrascht worden, habe den Inhalt bis zur Veröffentlichung nicht gekannt, stets zu Mäßigung gerathen, an Krieg und Kriegsbereitung (Wilhelm, Moltke, Tirpitz, Falkenhayn auf Sommerreise) nicht gedacht, Greys Vermittlermühen nicht für aufrichtig gehalten, Italien durch den Dreibund verpflichtet geglaubt, nur im Drang tiefster Noth den Einbruch in Belgien gestattet. Alles unwahr. Und Alles wahr, was in den bayerischen Berichten steht (die, wie vier Minister öffentlich bezeugt haben, Graf Hertling den münchener Kollegen verheimlicht hat). Durch die dickste Unterstreichung der Thatsache, daß einen dieser Berichte der Geschäftsträger, nicht der Gesandte selbst, verfaßt hat, wird nicht ums kleinste Quäntchen der Werth dieser Urkunden geändert. Sie beleuchten ein Gebirg amtlicher Lügen; und lehren Unbefangene verstehen, daß die Ueberzeugung, der Krieg sei in Berlin „gemacht" worden, schon fest eingewurzelt war, ehe bekannt wurde, daß (zwar nicht am fünften Juli ein Kronrath, aber) am sechsten Juli der potsdamer Kriegsrath beschlossen hatte, die militärische Vorbereitung des Feldzuges zu beginnen. Die Gerichtsverhandlung über die Genesis wird nicht schwierig sein.

Ob die Oberste Heeresleitung Politik getrieben habe? Seit Blüchers und Gneisenaus Tagen hats in Preußen jede versucht. Denken Sie an den Kampf der Generalstabsgötter gegen Bismarck. In unserem Massen- und Industriekrieg wars fast unvermeidlich. Militärischer Eingriff in Politik hat schon die Pflanzung und Züchtung des Glaubens bewirkt, Deutschland sei überfallen worden und in der Wahl zwischen Frieden und Krieg darum nicht frei; des Glaubens, der die Sozialdemokratische Fraktion in Bewilligung der ersten Kriegskredite trieb, trotzdem sie deren Ablehnung den pariser Genossen durch den Mund des Herrn Müller, der jetzt

Reichsminister für Auswärtiges ist, noch am Tag vor der Mobilmachung feierlich gelobt hatte. Die letzten und an Ruhm reichsten Häupter unserer Heeresleitung (die ja, Beide, Bücher angekündet haben), werden Einwirkung ins Politische nicht leugnen. Der verhängnißvolle Beschluß, das Polenreich wiederherzustellen, war, als ihnen in Pleß die Kriegsführung anvertraut wurde, schon Ereigniß; die dafür verantwortlichen Herren Bethmann und Burian wähnten, das polnische Rechtsgefühl werde sich mit der Rückgabe des russischen Beutestückesbegnügen und willig auf das von Oesterreich und Preußen eingesäckelte verzichten. Herr von Bethmann ist dann von den Generalen, für die er in dem schlesischen Fürstenschloß mit fast heftigem Eifer eingetreten war, aus dem Kanzleramt gestürzt worden. Er stöhnte zwar über die „ewigen Eingriffe der Heeresleitung", drängte sich aus jeder Klemme aber in ihren Nimbus und schickte ihr politische Berichte, die nun, wie alle zum Streit Hauptquartier wider Wilhelmstraße gehörigen Urkunden, nicht nur in Weimar gelesen werden. In den Antworten wurde der Kanzler meist derb abgekanzelt. Dazu forderte seine Leichtgläubigkeit oft auch heraus. Ende Juni 1917 sieht er Frankreich und England „kriegsmüde", „das Regime Poincaré erschüttert, die Stellung Lloyd Georges nicht mehr vollkommen fest"; warnt schüchtern vor „militärisch nicht absolut nothwendigen Luftangriffen auf London"; wagt, auszusprechen, daß der Tauchbootkrieg England bis in den Spätherbst noch nicht „zur Kapitulation zwingen werde"; und schreibt: „Sollte sich die Vorstellung festsetzen, daß wir bei der jetzigen Kriegslage Friedensmöglichkeiten wegen der Unerreichbarkeit gewisser Kriegsziele ausschlügen, so wären unabsehbare Folgen für unsere innere Widerstandsfähigkeit gewiß. Auch die Rücksicht auf Oesterreich-Ungarn, wo die antideutsche Stimmung stetig wächst, führt zwingend zu dem selben Schluß. Die verbreitete und schwer zu bekämpfende Vorstellung, daß sich die Gegner der (inneren) Neuordnung eines starken, vielleicht im Endergebniß entscheidenden Rückhaltes erfreuen, trägt in die gesammte innere Lage ein Moment täglich wachsender Unruhe, die radikale Forderungen belebt, die Gesammtsituation aber schwächt. Fasse ich Alles zusammen, so befinden wir uns in einer

inneren Lage, die schwer ist, aber durch ein muthiges Zu-
sammenhandeln aller maßgebenden Faktoren überwunden
werden kann und wird." In der breiten Worthülse steckt,
als Kern, die Bitte, die Heeresleitung möge den Gegnern
der „Neuordnung" (Osterbotschaft, preußisches Wahlrecht)
ihre Gunst entziehen. Das will sie nicht thun. Feldmar-
schall von Hindenburg antwortet mit hartem Tadel der Er-
nährungpolitik, der Kohlenversorgung, der Bangniß vor
„aufpeitschender" Wirkung von Luftangriffen; und schreibt
grollend: „Ein Abladen der Schuld auf meine Schultern, wie
es, mit völligem Unrecht, in der polnischen Frage und in der
Frage der belgischen Arbeiter geschah, lehne ich im Voraus
ab. Der Zustand wäre nicht eingetreten, wenn im Volk die
Ueberzeugung herrschte, daß die Regirung mit festem Willen,
ohne nach rechts und links und nach außen zu sehen, ihren
Weg geht. So aber wirkt auf die Volksstimmung, insonder-
heit in der Kriegszielfrage und auf dem Gebiet der Neu-
orientirung, nicht die Rücksicht auf das allgemeine Staats-
wohl, sondern, ungehemmt, diejenige auf Privat-, Partei-
und Sonderinteressen. Ich bin daher der Ansicht, daß innere
Schwierigkeiten viel mehr als die getäuschten Hoffnungen
auf ein nahes Kriegsende die Schuld am Sinken der Stimmung
tragen. Wann der Augenblick gekommen sein wird, an
welchem das Gewebe der gesammten Kriegswirthschaft unserer
Feinde zerreißt, kann ich nicht mit Bestimmtheit voraus-
sagen; daß er aber in absehbarer Zeit kommt, ist mir sicher."
Der Empfänger dieses barschen Briefes weiß nicht, daß ihn
dessen Schreiber zuvor schon dem „Allerhöchsten Vertrauen"
zu entwurzeln versucht hat. In einer Immediateingabe hat,
noch im Juni, Herr von Hindenburg dem Kaiser empfohlen,
„mit den Führern der rechts stehenden und der Mittelparteien
Fühlung zu nehmen". Die des Centrums und der National-
liberalen „erblicken in dem Fehlen jeder straffen Führung
und einer starken Hand im Inneren und in der Scheu der
Regirung vor scharfen und durchgreifenden Maßnahmen
eine schwere Gefahr und glauben nicht, daß der Kanzler
nach seinem politischen Vorleben im Stande sein wird, die
deutschen Forderungen nach außen rückhaltlos zu vertreten.
Bei den rechts stehenden Parteien überwiegt naturgemäß
die Kritik an der Politik des Kanzlers, da sie Sonderwünsche,

die ihnen der Kanzler erfüllen könnte, nicht haben. Sie stehen daher in offenem Kampf. Sie fürchten vom Kanzler eine weitere Verringerung der Staatsgewalt, ein Abbröckeln von der Macht der Krone und ein schrittweise weiteres Nachgeben nach innen und nach außen. Euer Majestät werden aus einer solchen Fühlungnahme meines Erachtens die Ueberzeugung gewinnen, daß die rechts stehenden Parteien noch immer die Vertreter desjenigen Theiles des Volkes sind, der auch jetzt noch am Ehesten und ohne Forderungen bereit ist, selbstlos für Euer Majestät bis zum Letzten einzustehen, mögen auch seine Führer im Festhalten am Bestehenden und im Betonen ihres Standpunktes manchmal zu weit gegangen sein. Die sozialdemokratischen Tendenzen sind in Wahrheit bei Weitem nicht so verbreitet, wie nach dem Auftreten ihrer Führer und nach der Rücksicht, die sie genießen, angenommen werden kann. Zu Beginn des Krieges sagte sich der sozialdemokratische Theil der arbeitenden Bevölkerung überhaupt von seinen Führern los, so daß Diese einlenken mußten. Leider übernahm es die Regirung nicht, ihrerseits nun die Führung zu übernehmen. Die führerlose Masse ist dann allmählich wieder in die Hand der sozialdemokratischen Häupter gekommen; aber es sind heute mehr denn je ‚Mitläufer'. Gefährliche Zeichen des Wachsthumes sind aber schon vorhanden. Die sozialdemokratische ‚Arbeitgemeinschaft' hetzt die niedrigsten Instinkte auf und die sozialdemokratische Mehrheit ist gezwungen, um nicht an Einfluß zu verlieren, ebenfalls alle Forderungen ihres Anhanges, mögen sie noch so albern und ungerecht sein, zu vertreten. Wenn somit eine sozialdemokratische Gefahr zur Zeit noch nicht besteht, so ist es doch hohe Zeit, daß die Regirung die Zügel straffer nimmt. Die schwerste Sorge ist aber augenblicklich das Sinken der Stimmung im Volk. Sie muß gehoben werden; sonst verlieren wir den Krieg. Auch unsere Bundesgenossen bedürfen einer starken Rückenstärkung; sonst ist die Gefahr vorhanden, daß sie abfallen. Dazu gilt es im Inneren die schwierigsten wirthschaftlichen und für die Zukunft bedeutsamsten Fragen zu lösen, wie die Ernährungpolitik, Vorbereitung der Umstellung in die Friedenswirthschaft und so weiter. Es entsteht die Frage, ob der Kanzler zur Lösung dieser Fragen (und sie müssen

gelöst werden, sonst sind wir verloren) im Stande ist." Zweifeln Sie noch, ob da Politik getrieben wurde?

Eben so zeitwidrige neben den (noch unzulänglicheren) Kanzlern Michaelis und Hertling. Der Kronprinz hat die Parteiführer zu sich gebeten, aus ihren protokolirten Urtheilen dem Vater bewiesen, daß kaum einer das Bleiben Bethmanns wünsche, im Bund mit der Mutter und den Generalen die Entlassung des „schlappen Kerls" erlangt; und sechster Kanzler ist ein der großen Politik ferner, dem Kaiser selbst unbekannter Unterstaatssekretär, dessen Ernährungpolitik dem fünften herbe Scheltrede eingebracht hatte. Herr Michaelis rühmt im Reichstag die Wirkung des Tauchbootkrieges, der England so schädige, „daß dem Friedensbedürfniß nicht lange mehr entgegengewirkt werden könne", und singt den „großen Führern des Heeres" ein Loblied. Das stimmt, in jeder Noth, noch mit letzter Lungenkraft, auch das greise Schulfüchschen an, das im selben Jahr in die Kanzlerwohnung schlüpft. Keiner dieser zwei Betmänner bereitet der Heeresleitung Freude. Herr von Kühlmann, der sich in Brest doch gehorsam den Befehlen des Hauptquartiers unterthan hatte, wurde abgesägt, weil ihm im Reichstag das (seit dem ersten Kriegsquartal hier oft wiederholte) Wort entfahren war, durch militärische Mittel allein sei der Völkerkampf nicht zu enden. So unfromme Zweifel wollten die Leiter des Heeres nicht dulden. Wann? In der zweiten Julihälfte des Jahres 1918: als der Fehlschlag der dritten Offensive schon unverkennbar, die Freiheit des Entschlusses von unserem ins feindliche Hauptquartier übergesprungen war und, nach dem Franzosensieg bei Villers-Cotterets, die düstere Nothwendigkeit schnellen Friedensschlusses aus rosigen Schleiern tauchte. Das Volk und sein Parlament sollte nicht ahnen, daß eine Wetterwolke heraufziehe. Und die Reden, die in diesem Monat unaufhaltsam beginnender Niederlage das Preußische Herrenhaus hörte, lehren erkennen, mit welcher Hoffnung die dem Hauptquartier Nächsten noch immer gefüttert wurden. Staatssekretär a. D. Dernburg: „In den absoluten Siegeswillen des deutschen Volkes und in sein Siegesrecht setze ich nicht den mindesten Zweifel." Staatsminister Freiherr von Rheinbaben: „Auf die Becken von Briey und Longwy ist die feste Hand zu legen; nur dann ist die Zu-

kunft unserer Industrie gesichert." Herr Dr. Borchers: „Saget dem Feind eindeutig und klar: Das und Das brauche ich, darum behalte ich so viel von Dem, was ich Euch abnehme; denn wir sind Sieger." Graf Behr: „Unsere Truppen und ihre unvergleichlichen Führer haben unsere Feinde zermalmt. Eine Welt von Feinden haben wir vernichtend aufs Haupt geschlagen." Staatsminister Friedberg: „Wir sind überzeugt, daß uns der Sieg gar nicht mehr zu entreißen und daß dieser Sieg nicht mehr in weiter Ferne zu suchen ist." Die Militärpolitik, deren Schall diesen Gespensterreigen bewegte, blieb bis in den Spätherbst trutzig aufrecht. Acht Tage vor dem Entschluß, Waffenstillstand zu erbitten, ließ der Feldmarschall an alle Ecken des Reiches den Aufruf kleben, der sprach: „Wir haben im Osten den Frieden erzwungen und sind stark genug, es auch im Westen zu thun." Spuk....

Dem Brief eines Arztes entnehme ich die Hauptsätze:

„Wir sind dabei, den größten Krieg zu liquidiren, den die Weltgeschichte kennt. Er hat die Mordwaffen zu nie geahnter Vollendung entwickelt, er hat alle Begriffe von Menschen- und Völkerrecht, die wir für das unzerstörbare Gewissen der Welt hielten, über den Haufen geworfen, er hat Gräuelthaten erwirkt, vor denen die Schamröthe als eine matte Reaktion des geschändeten Menschheitbewußtseins erscheint. Lille und Kalisch, Lusitania und Tubantia, Baralong und Dahomey; so viele Namen, so viele Dolchstöße in das Herz der allumfassenden Brüderlichkeit. Sind die Männer, die den Befehl zur Wegschleppung der liller Frauen und Kinder gegeben haben, die Schiffe mit Hunderten Unschuldiger torpedirten, die Schiffbrüchige in das Wellengrab stießen, die weiße Frauen viehischen schwarzen Wächtern auslieferten, Verbrecher wie Geldschrankknacker und Raubmörder? Nein. Jeder von ihnen mag ein Musterbeispiel aller Bürgertugenden, ein treuer Freund, ein guter Vater und liebender Gatte sein. Die Thaten, die ihren Befehlen entsprangen, nennt man ja auch nicht Verbrechen, sondern militärische Nothwendigkeiten, Repressalien, Vergeltungmaßregeln. Sie sind auch nicht auf das Schuldkonto des Einzelnen zu schreiben; sie sind die emporgeschleuderten Funken des Weltbrandes, die Krankheitzeichen der Kriegspsychose.

Während des ganzen Krieges hat die neutrale und feindliche Presse nie aufgehört, über grasse Verletzungen des Völkerrechts durch die deutschen Militärbehörden zu berichten. Bewiesen war Manches, geglaubt wurde Alles. Diese Pressenotizen

haben den Brunnen der Versöhnlichkeit vergiftet, den uns unbegreiflichen Haß gegen Alles, was deutsch heißt, emporlodern lassen und ständig geschürt, sie haben bewirkt, daß der Bischof von Canterbury erklären konnte, man müsse untersuchen, ob ein Deutscher überhaupt menschlicher Regungen fähig sei.

Das deutsche Volk hat von Alledem nichts gewußt. Unsere Pressecensur arbeitete gründlich; und Berichte von Reisenden, die von den ungeheuerlichen Anklagen des Auslandes gegen die deutsche Kriegführung erzählten, riefen empörte Ablehnung, höchstens ungläubiges Kopfschütteln hervor. Uns war ja auch unmöglich, den Gerüchten auf den Grund zu gehen, Thatsachen von Lügen zu sondern oder gar die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen. So paradox es klingen mag: Deutschlands Unglück wurde, daß es den Krieg mit allen seinen Schrecknissen Jahre lang als Sieger in Feindesland tragen mußte. Man glaube nicht, daß amerikanische, englische, französische Truppen in einem eroberten Deutschland reine Engel gewesen wären. Doch wir sind die Besiegten, die Rechnung wird uns präsentirt und muß beglichen werden.

Zunächst haben sich die Vorgänge in Lille zu einer Handlung französischer Intellektueller verdichtet. Die Académie de Médecine in Paris hat erklärt, nicht mit deutschen Aerzten auf internationalen Kongressen zusammentreffen zu wollen, ehe die deutsche Aerzteschaft die liller Vorgänge klargelegt hat. Was aber wäre damit gewonnen? Wenig. Der Fortschritt der Wissenschaft ist bisher durch internationale Kongresse kaum gefördert worden; wir könnten also ruhig auf die Theilnahme an ihnen verzichten. Und wären die liller Berichte so getreu, wie sie, leider, scheinen: bedürfte es erst der lockenden Aussicht, bei offiziellen Festessen geduldet zu sein, zu dem Entschluß, die für erwiesene Gräuelschuld Haftbaren aus der Gemeinschaft zu scheiden?

Die Feinde verlangen, daß wir zunächst unser eigenes Haus säubern. Wir hätten das Selbe von ihnen gefordert, wären wir Sieger geblieben. Mag es so sein; irgendwo muß ein Anfang gemacht werden. Wir belasten damit nicht unser Schuldkonto, zerfleischen damit nicht den kranken Leib des deutschen Volkes. Wir wollen nicht Anklagematerial für einen Staatsgerichtshof sammeln noch um Gnade winseln; wir wollen nur die Ehre für uns in Anspruch nehmen, mit der Aufklärungarbeit begonnen zu haben ohne Voraussetzung der Nationalität, ohne rechtliche Folgerungen für den einzelnen Schuldigen. Unser Werk wird das wahre Antlitz des Krieges entschleiern und dem Bewußtsein der Völker die Erkenntniß einhämmern: ‚Diesem Krieg darf keiner folgen.‘ Wir wollen Wahrheit.

Vier Vertretern des neutralen Auslandes werden sich Deutsche, Männer und Frauen, zu einer Kommission vereinen, die alle Anklagen prüfen, die Spreu vom Weizen sondern und bewiesene Thatsachen ohne Schonung Schuldiger entschleiern will. Zu Vertuschungmanövern ist nicht mehr die Zeit. Was wir in Deutschland thun, wird, so hoffen wir, auch in Frankreich und England geschehen. Kommissionen aller Staaten, die in den Krieg verwickelt waren, sollen die Kriegführung ihres Landes vom Standpunkt der reinen Menschlichkeit prüfen und den Beweisstoff zu einer gewaltigen Anklageschrift zusammentragen. Der Kriegsunrath aller Völker soll zu einem Berge gethürmt werden, zu einem Monument von der Menschheit Schande."

Einverstanden, Herr Doktor. Seit die ersten Anklagen durch die Welt schrillten, habe ich hier gemahnt: Prüfet; und antwortet mit Freispruch oder Verurtheilung. Das sollte nicht sein. Jetzt sind wir im neunten Monat nach dem Selbstmord der Kaiserei. Der Friede ist geschlossen, die Blockade aufgehoben, der Verkehr mit den Westvölkern wieder erlaubt. Die Anklagen sind nicht geprüft worden; und dem Alltagsgegrein über den „Verleumdungfeldzug unserer Gegner" horcht, auch wenns aus dem Mund eines Hochgeborenen kommt, draußen Niemand mehr. Ihre Kommission Unbeamteter wird, endlich, den deutschen Willen zu Wahrheit erweisen. Muß sie das Handeln von Männern nachprüfen, deren Auslieferung verlangt wird: um so besser für die Beschuldigten, denen dann unbefangenes Urtheil gewiß ist. Vergessen Sie Serbien nicht. In diesem Jahrzehnte lang schuldlos von Wien und Budapest gequälten Lande, dessen Volk Belogene für den Brandstifter hielten und drum „von der Erde vertilgen" wollten, ist furchtbar gesündigt worden. Bulgarischer Kriegsbrauch weckte Nacheiferung.

Den Männern und Frauen aus dem preußischen Kreis Namslau: Ihre Beschwerde scheint auch mir fest begründet. Erst die im Juni geänderte Liste der Friedensbedinge hat Ihren Heimathkreis getheilt und das nordöstliche Stück den Polen zugesprochen. Da der Kreis weder dem Polenreich zugehört hat noch von unbestreitbarer Polenmehrheit bewohnt ist, muß ihm das Recht zu freier Abstimmung gewährt werden. Die, schreiben Sie, wird für Deutschland sprechen. Darf das über alles Hoffen schwellende Großpolen sich Gebiet wünschen,

dessen Bewohner nach Erlösung aus Fremdjoch schmachten? Wiederum rächt sich, daß unsere Regirer nie versucht haben, die Ostprobleme dem pariser Rath der Vier wahrhaftig darzustellen. Von seiner Gerechtigkeit müssen Sie zunächst die Weitung des Abstimmbezirkes erbitten. Durch die Gewährung würde Niemand geschädigt. Stimmt, unter Amerikaneraufsicht, die Mehrheit für Polen, so haben Sie geirrt. Im anderen Fall die Weltrichter vor Fehlspruch bewahrt, dessen Folgen bald in neuer Ansehensschrumpfung spürbar würden.

„Wer den Klängen, den Bildern der Fremde das Ohr und das Auge verschließt, kann leicht erschlaffen. Er verlernt (oder lernte nie), daß die Schwarzkünstler und Heinzelmännchen der Heimath sich emsig mühen, ihn und Seinesgleichen an jedem Morgen mit Honig zu letzen, vor jedem Mittagsmahl mit russischer Sakuska in Eßlust zu reizen, für jede Nacht mit Wärmflaschen auszustatten. Hier heißts, Englands Handelsflotte (die bisher ein Schiff von hundert verlor) sei schon zur letzten Oelung fertig. Dort werden die gefangenen Russen so oft vorgeführt wie in Opernaufzügen mannichfach vermummte Statisten. Gestern zerrauften Inder und Araber des Britenleun Mähne; morgen mäht ihm und seinen Wüstengefährten die Osmanensichel die Köpfe vom Rumpf; und übermorgen setzt vielleicht Ferdinandus Rex den Heldenfuß auf die bebende, verblutende Flanke. Ob so unwürdiges Getös, Geschwätz, Getrüg nicht im Haus reifer Menschen entbehrlich wäre? Gewiß ist, daß es nirgends und niemals lange genug währen kann. Daß einmal der Tag dämmert, in dessen Nebelröthe die Gehätschelten, Gefütterten, Eingewickelten zuerst ungeduldig, dann mißtrauisch, endlich im Willensstrang schwach werden. Drum ists nöthig, dem Feind ins Antlitz zu schauen, seine Stimme zu hören, den Puls seines Willens zu fühlen. Drum müßte dem Herrn Meinungredakteur, der sich einen Patrioten und Schlaukopf gar dünkelt, weil er zwischen je zwei Hauptsätze eines lehrsamen Berichtes sein unwahrhaftiges Schnoddersprüchlein klemmt, als einem unredlichen Händler die Kundschaft entzogen werden. Nicht darauf kommts an, daß aus dem Holzpapier nur Rosinen zu naschen sind und nie Bittermandeln den Gaumen ärgern, sondern auf die

Erhaltung der Volkswillenskraft für eines ungeheuren Krieges unerrechenbare Dauer. Die Jungtürken haben ihren, vor tausend scharfen Augen, lange vorbereiteten Feldzug gegen den westöstlichen Dreibund, den einzig noch lebenden, begonnen. Welchen Zeitraum er füllen, wohin er führen, ob er auch uns nützen wird, kann heute kein Sterblicher wissen (und der Politiker, ders ahnt, darf es, auch wenn er vor Behörden nie schlottern lernte, nicht sagen). Eins nur: Noch der Nutzen müßte, von beiden Zinsgenießern, eines Tages furchtbar theuer bezahlt werden. Deutlich aber, schroff sogar müssen wir unsere Sache von der des Paschas und Prinz-Gemahls Enver scheiden. Osmans Glück auf den steilen Weg! Doch was da wird, ist nicht unser Krieg. Wer den Türken als den Genossen unseres Kampfes huldigt, nimmt, auf jedem Platz, dem Deutschen Reich die Bleibsel gewichtiger Zuneigung und fördert das Spiel unserer Feinde, die schon die neue Mär ausschreien. ‚Sie könnens allein nicht schaffen und haben sich, am Thor der Verzweiflung, die Khalifenhorde gemiethet.' Schlimm genug, daß auf berliner Straßen ein Geschmatz wie von Bruderküssen hörbar (und bis in den Athem Oeffentlicher Meinung ruchbar) wurde. Schlägt der Türke den Russen, unterschlägt er dem Franzosen Schuldsumme und Zins, bleibt der Balkanbund und der Herr über Libyen still, steht der Islam gegen den angelsächsischen Bändiger auf: wir werden jeden Streich behutsam münzen. Aber wir bleiben allein. Die Stunde zu Genossenschaft ist verstrichen. Pflicht jetzt: scharfe Trennung der Verantwortunglasten. Deutschlands Grenzen sind beinahe wieder frei. Seine Völker noch des Kampfes nicht müde; und fähig, eine Million neuer Krieger in den nächsten Lenz zu schicken. Saget ihnen, was ist. Das Wagniß war ungeheuer. Dennoch: Wir habens mit wachen Sinnen gewagt."

Die Verbreitung des Heftes, in das ich diese Sätze geschrieben hatte, wurde, im November 1914, vom Oberkommando verboten. Die Jungtürken, die Enver und Talaat, thronten in Glanz (und hatten schon vor dem Kriegsausbruch ihre Mitwirkung zugesagt). Heute? Sind sie in der Hauptstadt des von ihrer Gewissenlosigkeit verlüderten Reiches zum Tod verurtheilt (aber „unauffindbar"). Das Khalifenrecht, mit dem, vor vierhundert Jahren, der Türken-

sultan, als Eroberer Egyptens, sich umgürtet hat, ist schmählich verthan. Und an die vom Großwesir geführte Delegation schrieb in der letzten Juniwoche Herr Clemenceau:

„Herr Präsident, der Rath der verbündeten und verbundenen Großmächte hat die am siebenzehnten Juni ihm übergebene Denkschrift aufmerksam gelesen und durchgeprüft. In der Darstellung des politischen Gezettels, das den Eintritt der Türkei in den Krieg begleitete, und der darauf folgenden Tragoedien hat Eure Excellenz keinen Versuch gemacht, die Verbrechen der türkischen Regirung abzuschwächen oder zu entschuldigen. Ausdrücklich oder schweigend giebt diese Denkschrift zu, daß die Türkei keinen Grund zu Streit mit den Mächten der Entente hatte; daß sie Deutschlands gefügiges Werkzeug wurde; daß der grundlos begonnene und grausam geführte Krieg Metzeleien ermöglichte, deren vorbedachte Abscheulichkeit alles von der Geschichte irgendwo Verzeichnete übertraf. Die Darstellung schreibt diese Verbrechen aber einer Regirung zu, für deren Mißthaten man das Türkenvolk nicht verantwortlich machen dürfe, und behauptet, in diesen Verbrechen, unter denen die Mohammedaner nicht weniger als die Christen gelitten haben, sei nicht die Spur religiösen Fanatismus sichtbar. Sie seien durchaus nicht in Einklang mit der Osmanenüberlieferung, mit der geschichtlich verbürgten Art, der Türkei unterthane Rassen zu behandeln. Um das religiöse Gleichgewicht in der Welt zu wahren, um der Forderung von Politik und Gerechtigkeit zu genügen, müsse man die Türkei, ungeschmälert, in den Grenzen lassen, die sie vor dem Ausbruch des Krieges hatte. Wir können weder der Schlußfolgerung zustimmen noch die Gründe, auf die sie gestützt wird, anerkennen.

Nicht für eines Augenblickes Dauer bezweifeln wir, daß die jetzt in der Türkei Regirenden die Politik ihrer Vorgänger rückhaltlos verwerfen. Wären sie durch sittliche Bedenken selbst nicht so sehr, wie sie es sind, dazu verpflichtet, so empföhle doch Vortheilserwägung ihnen den schärfsten Tadel. Als Personen haben die Mitglieder der Regirung von heute allen Grund und alles Recht zu schroffem Tadel einer Politik, deren Ergebniß ihrem Vaterland solches Unheil gebracht hat. Immerhin aber muß das Urtheil über eine Nation von dem Handeln der Macht bestimmt werden,

die dem Heer befiehlt und die internationale Politik leitet. Die Türkei darf auch nicht glauben, den Folgen dieser gerechten Lehre deshalb zu entgehen, weil in der ernstesten Krisis ihrer Geschichte die Leitung des Staatsgeschäftes in die Hände von Menschen gesunken war, denen alle festen Grundsätze der Ueberzeugung, alle Regungen der Nächstenliebe fehlten und die nicht einmal den Erfolg herbeizuzwingen vermochten. Das Verlangen nach völliger Wiederherstellung in den alten Gebietsumfang wird aber nicht nur auf die Meinung gestützt, die Türkei dürfe nicht für die Fehler ihrer Minister haftbar gemacht werden, sondern auch auf tiefer liegendes Grundgebälk: die Geschichte der Türkenherrschaft soll, in Vergangenheit und Gegenwart, für die Berechtigung des Verlangens zeugen. Wir möchten weder unnützen Wortstreit beginnen noch Eurer Excellenz und deren Gefährten unnöthige Pein bereiten. Wir bewundern die vortrefflichen Eigenschaften des Türkenvolkes und bringen ihm Wohlwollen entgegen. Doch auf die Art, wie es fremde Rassen zu regiren pflegt, darf es nicht stolz sein. Die Erfahrung ist zu langwierig und hat sich zu oft wiederholt, als daß Zweifelsmöglichkeit bliebe. Die Geschichte meldet Siege und Niederlagen der Türkei, nennt ihr unterjochte und aus ihrem Joch befreite Völker. In allem Wandel der Zeit und des Schicksals ist aber nicht ein Fall erkennbar, in Europa, Asien, Afrika nicht einer, wo der Aufzwingung türkischer Herrschaft nicht das Welken der Wirthschaftblüthe und das Senken des Kulturstandes in dem beherrschten Land gefolgt ist. Europäischen Christen, mohammedanischen Syrern, Arabern, Afrikanern: Allen brachte Türkensieg Zerstörung. Niemals und nirgends hat der Türke sich fähig gezeigt, das im Krieg Eroberte im Frieden gedeihlich zu entwickeln. Und wo ihm die Herrschaft entrissen wurde, da ist, immer und überall, die Wirthschaft des entjochten Landes wieder aufgeblüht und sein Kulturstand höher geworden. Herrschertalent wurde niemals fühlbar.

Aus diesen Thatsachen ergiebt sich uns ein unabweisbarer Schluß. Da die Türkei, ohne Herausforderung von unserer, ohne entschuldigenden Grund auf ihrer Seite, die Mächte der Entente angegriffen hat und geschlagen worden ist, hat sie den Siegern das schwere Gewicht der Pflicht aufgebürdet,

für die Zukunft der verschiedenartigen Völker zu sorgen, aus denen ihr zerklüftetes Reich bestand. Diese Pflicht möchten wir wenigstens so weit erfüllen, wie es in Eintracht mit den Wünschen und den dauernden Interessen der Völker geschehen kann. Ungern aber sehen wir, daß die Denkschrift von ganz anderer Erwägung ausgeht: von der angeblich religiösen Wett-streites. Nach dieser Auffassung müßte das Osmanenreich nicht zum Nutzen der in ihm lebenden Mohammedaner und Christen unangetastet bleiben: wäre seine Erhaltung durch das religiöse Empfinden von Leuten geboten, die das Türken-joch nie gefühlt oder schon vergessen haben, wie schwer es auf ihm Unterthanen lastet. Die ganze Kriegsgeschichte lehrt, daß diese Auffassung, ohne jede Grundlage, in der Luft schwebt. Welche religiöse Bedeutung konnte ein Kampf haben, der das protestantische Deutschland, das katholische Oesterreich, das orthodoxe Bulgarien und die musulmanische Türkei zu Aus-plünderung ihrer Nachbarreiche verbündet sah? Die einzige Gelegenheit, wohlbedachten Fanatismus zu schmecken, bot, im ganzen Verlauf des Krieges, die Niedermetzelung armeni-scher Christen auf Befehl der türkischen Regirung. Eure Ex-cellenz sagt aber, in der selben Zeit und auf Befehl der selben ansehnlichen Leute seien so viele harmlose Musulmanen un-ter so grausigen Umständen getötet worden, daß der Verdacht religiöser Parteilichkeit kaum oder gar nicht haltbar sei. Die Regirungen sollen also in der Kriegszeit wenig Sektengeist gezeigt haben. Den Mächten der Entente war er ganz fern. Und dieses Urtheil gilt heute noch ohne die allergeringste Aenderung. Jedem ist die Gewissensfreiheit gegönnt und jede Weihstätte ist sorgsam behütet worden; Staaten und Völker, die vor dem Krieg musulmanisch waren, sind es noch heute. Kein Gegenstand religiösen Empfindens ist angetastet, nur die freie Bethätigung dieses Empfindens ist gesichert worden. Wo wir Verbündete Aufsichtrechte erwarben, da hat sich der Zu-stand zum Guten gewandelt. Die Behauptung, durch die Ge-bietsminderung, die einen historischen Musulmanenstaat ver-kleinere, werde der Musulmanensache in allen Ländern ge-schadet, gestatten wir uns abzulehnen; sie scheint uns irrig. Die neuere Geschichte der in Konstantinopel thronenden Re-girung kann denkenden Musulmanen nicht ein Quell der Freude oder des Stolzes sein. Aus Gründen, die wir zuvor

andeuteten, hat der Türke sich an eine Aufgabe gewagt, für die er nicht recht geeignet war und die ihm deshalb wenig Erfolg eintrug. Unter günstigeren Umständen, in einem seiner Wesensart besser angepaßten staatlichen Rahmen, in einfachen, nicht so schwierigen Verhältnissen mag er die schlimme Ueberlieferung, Korruption und Zettelsucht vergessen, sich ganz von ihr lösen: dann, vielleicht, bewährt er an neuem Werk sich aufs Neue, erwirbt zu den oft erprobten Gaben des Muthes und der Disziplin noch andere und mehrt dadurch den Glanz seines Landes und mittelbar den seines Glaubens. Wenn wir nicht irren, wird Eure Excellenz verstehen, nach welcher Richtung unser Hoffen neigt. An einer auffälligen Stelle der Denkschrift wird gesagt, die Türkei wolle mit aller Kraft sich wirthschaftlicher und geistiger Kulturarbeit widmen. Keine Wandlung könnte stärker als Sensation wirken, keine tieferen Eindruck machen und höheren Nutzen bringen. Wenn Eure Excellenz diese Wandlung erwirken und ihr die Männer vom Türkenstamm gewinnen kann, wird sie jeden Beistand verdienen und jeden von unserer Kraft zu leistenden sicher erhalten."

Mekka und Medina, Bagdad und Basra, Erserum und Trapezunt sind verloren, die Türken aus Afrika, aus der Herrschaft über die Meerengen Südosteuropas, aus Syrien und Mesopotamien in ihr Anatolien verdrängt. „Ein dem Verderben verfallenes Reich vermag selbst nothwendige Reformen nicht mehr zu ertragen": schon von der Türkei, deren Joch die Griechen abschüttelten, hats Treitschke gesagt. Ob der Sultan, weil die Mohammedaner Indiens ihn nicht ganz entmachtet sehen möchten und kein Westreich dem anderen den Vorrang am Bosporus gönnt, in Konstantinopel hindämmern darf oder nach Brussa weichen muß? Mohammeds Europäerreich war. Daß Deutschland auch dieses sterbende Imperium in ein Bündniß köderte, hat nichts eingebracht als die Mitverantwortlichkeit für die Abschlachtung einer Million armenischer Christen und den Haß des tüchtigen, vor dem stumpfen Blick prassender Machtschänder vom Hunger gezehnteten Türkenvolkes; hat den Krieg, uns nur zu Schaden, verlängert, einen hohen Hügel deutschen Geldes gekostet und verstrickt uns noch heute in Schuld. Wilhelms Weg nach Damaskus war theuer.

Wohin?

Sind zugleich mit dem Kranken Mann die zwei Mächte gestorben, die um sein Erbe rauften? Oesterreich wird klein; erlangt aber, weil es in bescheidener Würde sich reuig zeigt, leidlichen Frieden und frühe Aufnahme in den Völkerbund, der es in Gemeinwirthschaft mit Czechen, Slowaken, Südslawen, Walachen, Ungarn, Bulgaren knüpfen wird. Rußland (der den Bolschewiki unterworfene Theil) ruft die Menschheit in ein Eden, über dem die Sonne nicht wankt. Aus einem französischen Bericht habe ich das Hauptstück von Lenins Botschaft an die Dritte Internationale übersetzt.

„Seit in allen Ländern die revolutionäre Bewegung des Proletariates sich schleunigt, ist die Bourgeoisie, sammt ihren Agenten in den Arbeiterverbänden, hitzig bemüht, philosophisch-politische Gründe aufzustöbern, die zur Vertheidigung der Ausbeuterherrschaft tauglich scheinen. Zu diesen Gründen gehört die Verdammung der Diktatur und die Verherrlichung der Demokratie. Die Verlogenheit dieses in der Kapitalistenpresse und auf der berner Februarkonferenz der Gelben Internationale bis zu Ueberdruß wiederholten Geredes sind Jedem offenbar, der nicht die Grundsätze des Sozialismus verrathen will. Ohne die Klassenfrage zu klären, bietet man die Begriffe Demokratie und Diktatur ‚im Allgemeinen' aus und behauptet, den Blick auf die Gesammtheit der Nation gerichtet zu haben. Das ist eine Verhöhnung des sozialistischen Grundsatzes, der Lehre vom Klassenkampf, die zwar vom Mund verkündet, aber im Handeln der ins Lager der Bourgeoisie übergelaufenen Sozialisten nicht mehr fühlbar wird. Denn in keinem civilisirten, keinem kapitalistischen Land giebt es andere Demokratie als bürgerliche. Eben so giebt es nur Diktatur der bisher unterdrückten Klasse, des Proletariates, das den Widerstand der um ihre Herrschaft ringenden Unterdrücker und Ausbeuter brechen will. Die Geschichte lehrt, daß keine geknechtete Klasse jemals zu Macht gelangt ist noch gelangen konnte, ohne eine Strecke der Diktatur durchschritten zu haben, in der sie die politische Macht eroberte und mit Gewalt den bis in Verzweiflung erbitterten, kein Verbrechen scheuenden Widerstand der Ausbeuter niederschlug. Die (heute von den für

Demokratie, gegen Diktatur ‚im Allgemeinen' zeternden Sozialisten gestützte) Bourgeoisie hat durch Aufstände und Bürgerkriege die Macht erobert, mit Gewalt Königthum, Adel, Sklavenhalter zerschmettert, mit Gewalt jeden Erhebungversuch gehindert. In Büchern, Flugschriften, Kongreßbeschlüssen, Propagandareden haben, tausend- und abertausendmal, die Sozialisten aller Länder dem Volke gezeigt, daß diese bürgerlichen Revolutionen das Wesen des Klassenkampfes hatten. All das Gebrüll und Geflenn über die, wie jede Diktatur, zu verdammende Diktatur des Proletariates verräth also die Sache des Sozialismus und geht von Deserteuren aus, die der Bourgeoisie Dienste leisten und dem Proletariat das Recht auf seine Revolution bestreiten. Die bürgerliche Reformirerei wird in der Stunde angepriesen, wo sie in der ganzen Welt Bankerot gemacht und der Krieg einen Zustand geschaffen hat, der die Revolution fördert. In die klarsten Formeln der Wissenschaft haben Marx und Engels die Meinung gefaßt, daß jede noch so demokratische bürgerliche Republik immer nur eine Maschine sein kann, die, im Dienst von Bourgeoisie und Kapital, die Arbeiterklasse, alle Schaffenden ausnützt. Daß er diese Grundwahrheit des Sozialismus anerkenne, hat jeder der heute für Demokratie gegen Diktatur Tobenden bei all seinen Göttern beschworen: nun aber, in der Zeit proletarischer Gährung, revolutionärer Bewegung, da die Bedrückungmaschine, endlich, zerstört werden soll, möchten diese Verräther den Glauben anpflanzen, die ‚reine Demokratie' sei den Arbeitern beschert, die Bourgeoisie sei zu Verzicht auf allen Widerstand, zu gehorsamer Beugung unter den Willen der Arbeitermehrheit bereit; als ob nicht auch in einer demokratischen Republik der Zweck der Regirungmaschine die Knechtung der Arbeit durch das Kapital wäre. Die pariser Commune, deren historische Bedeutung Marx klarer als irgendein Anderer erkannte, hat überall, in Verwaltung, Rechtspflege, Heer, Polizei, den bürgerlichen Regirungapparat von oben bis unten zu zerstören versucht und, ohne Unterscheidung zwischen den Mächten der Gesetzgebung und der Exekutive, den Arbeitermassen die Rechte der Selbstverwaltung ge-

sichert. Alle bürgerlichen Demokratien unserer Zeit, auch die von den Verräthern des Sozialismus wider besseres Wissen proletarisch genannte Deutsche Republik bewahren den alten Regirungapparat. Das ganze Geschrei zum Ruhm der Demokratie soll also nur die Vorrechte der bürgerlichen Ausbeuterklasse vertheidigen. Als Beispiel für die Grundsätze der reinen Demokratie kann die Versammlungfreiheit dienen. Jeder seiner Klasse bewußte Arbeiter begreift sofort, wie unsinnig es wäre, den um ihr Leben und Vorrecht ringenden Ausbeutern die Versammlungfreiheit zu gewähren. Die ließ weder in England 1649 noch in Frankreich 1793 das revolutionäre Bürgerthum den Monarchisten und Edelleuten, die fremde Truppen herbeiriefen und ‚sich versammelten', um die Auferstehung der Königsmacht vorzubereiten. Wenn jetzt das längst schon reaktionär gewordene Bürgerthum von dem Proletariat Versammlungfreiheit für die Ausbeuter fordert, die sich mit allen Kräften doch gegen Enteignung wehren wollen, dann können die Arbeiter solchen bürgerlichen Heuchlern nur ins Gesicht lachen. Die Arbeiter wissen auch nur allzu gut, daß die ‚Versammlungfreiheit' selbst in einer noch so demokratischen Republik ein leeres Wort ist. Die Reichen haben die schönsten öffentlichen und privaten Gebäude zu ihrer Verfügung, haben Muße und können sich, wann sie wollen, unter Regirungschutz versammeln. Von Alledem haben die Stadt- und Landproletarier, die Kleinbauer, also die tief überwiegende Volksmehrheit, nichts: und so lange dieser Zustand währt, ist die Gleichheit, also die reine Demokratie, der reine Schwindel. Um die wahre Gleichheit, die dem Arbeiter nützliche Demokratie zu erobern, muß man zuvor den Ausbeutern all ihre schönen öffentlichen und privaten Räume nehmen, den Arbeitern Muße schaffen und ihre Versammlungen von bewaffneten Arbeitern, nicht von junkerlichen oder kapitalistischen Offizieren und ihnen blind gehorsamen Soldaten, schützen lassen. Dann erst kann, ohne Verhöhnung der Arbeiter, der Aermsten, von Versammlungfreiheit und Gleichheit die Rede sein.

Auch die Preßfreiheit ist eine der großen Losungen reiner Demokratie. Millionenmal (jeder Arbeiter weiß es)

haben die Sozialisten aller Länder zugestanden, daß diese Freiheit eine Lüge ist: denn die besten Druckereien, die größten Papiermengen sind im Besitz der Reichen und die Macht des Kapitals über die Presse zeigt sich besonders da in unverhülltem Kynismus, wo, wie in Amerika, das demokratisch-republikanische Staatssystem weit entwickelt ist. Zunächst muß dem Kapital die Macht genommen werden, Schriftsteller zu miethen, Verlagshäuser aufzukaufen, Zeitungen zu erwerben und zu korrumpiren: dann erst kann wahre Gleichheit, wahre Demokratie entstehen, die dem Arbeiter und dem Bauer zu seinem Recht hilft. Und Das ist nicht möglich, ehe das Joch des Kapitals gebrochen, der Widerstand der gestürzten Ausbeuter gelähmt ist. Was der Kapitalist Freiheit nennt, war immer die Freiheit der Reichen, sich noch mehr zu bereichern, die Freiheit der Armen, zu verhungern; was er Preßfreiheit nennt, ist sein Recht, die Presse zu bestechen, mit seinem Geld Oeffentliche Meinung zu machen und zu stützen. Wahre Freiheit und Gleichheit kann erst in der Kommunistengesellschaft entstehen, die Keinem Bereicherung auf eines Anderen Kosten erlaubt, jede unmittelbare oder mittelbare Geldherrschaft über die Presse hindert und allen Arbeitern und Arbeitergruppen ermöglicht, in Gleichberechtigung sich der staatlichen Papiermengen und Druckmaschinen zu bedienen. In Deutschland, dem Europäerstaat, der den Kapitalismus in die vollkommene Form entwickelt hat, haben die ersten Monate der nach der Niederlage des Kaiserreiches errungenen Republikanerfreiheit den deutschen Arbeitern und der ganzen Welt gezeigt, daß diese bürgerliche Demokratie alle Züge der Klassenherrschaft trägt. Wo Gefangene, Menschen, die in der Gewalt und Obhut der regirenden Sozialpatrioten waren, von Offizieren und Kapitalisten getötet werden und die Mörder straflos bleiben konnten, da herrscht die Diktatur der Bourgeoisie. In solchem Zustand ist, als Mittel zur Entmachtung der Ausbeuter und zur Hemmung ihres Widerstandes, die Diktatur des Proletariates nicht nur berechtigt, sondern geradezu unersetzlich, weil nur sie die Masse der Arbeitenden wirksam gegen die Diktatur der Bourgeoisie vertheidigt, die den Krieg

herbeigeführt hat und neue Kriege vorbereitet. Die Sozialisten sehen auch nicht, daß die Formen der Demokratie, seit ihren frühsten Anfängen im Alterthum, sich jedesmal geändert haben, wenn eine Klasse die Herrschaft einer anderen überlassen mußte. Nur der dümmste Dummkopf kann glauben, die den tiefsten Grund aufwühlende Revolution aller Menschheitgeschichte, der noch nie erschaute Uebergang der Macht von einer ausbeutenden Minderheit auf die Mehrheit der bisher Ausgebeuteten, sei im Rahmen der alten bürgerlich-parlamentarischen Demokratie möglich, fordere nicht neue, den gewandelten Lebensbedingungen angepaßte Formen. Von der Diktatur mittelalterlicher Feudalmächte und bürgerlicher Kapitalisten unterscheidet die des Proletariates sich eben darin, daß sie nicht Diktatur einer Minderheit ist, sondern, zu Gunst der ungeheuren Mehrheit, die Macht und den Widerstand einer kleinen Minderheit, der Bodenbesitzer und Kapitalisten, niederzwingt. Das Wesen der Sowjets, der Räthe, zeigt sich darin, daß die unveränderliche und einzige Grundlage aller Regirungmacht und ihres Verwaltungapparates die bisher vom Kapitalismus unterdrückte, nun organisirte Masse ist: Arbeiter und Halbproletarier (Kleinbauer, die nicht Andere ausbeuten und deshalb stets genöthigt sind, wenigstens einen Theil ihrer Arbeitkraft zu verkaufen). Diese Masse war, in der noch so demokratischen Republik, deren Gesetz ihr die formale Gleichheit gab, durch tausend Bräuche und Kniffe von thätiger Theilnahme am politischen Leben, von aller Nützung der Rechte und Freiheiten ausgeschlossen; und ist erst jetzt berufen, durch ihre Räthe entscheidend zu demokratischer Staatsleitung mitzuwirken. Die Gleichheit aller Staatzugehörigen, ohne Unterschied von Geschlecht, Religion, Rasse und Nationalität, diese von der bürgerlichen Demokratie immer und überall verheißene, niemals und nirgends aber verwirklichte und unter der Herrschaft des Kapitalismus auch nicht erreichbare Gleichheit wird durch die Diktatur des Proletariates, durch die Macht der Sowjets, sofort Ereigniß. Nur diese Macht kann auch die Armeen, die nicht allein in der Monarchie Werkzeug zu Massenknechtung sind, von bürgerlichem Kommando lösen und mit dem Proletariat verschmel-

zen. Ohne Waffnung des Proletariates und Entwaffnung der Bourgeoisie ist der Triumph des Sozialismus undenkbar. Nur die Gewalt der Räthe-Organisation vermag mit einem Streich den ganzen überlieferten Apparat bürgerlicher Verwaltung und Rechtspflege zu zertrümmern. Und die Zertrümmerung dieser Regirungsgewalt ist das Ziel, das alle Sozialisten, Marx vornan, sich gesetzt haben: und erst, wenn es erreicht ist, kann Gleichheit und Freiheit werden. Die Menschewiki und Sozialrevolutionäre, die über Verfolgung klagen, verschweigen die Thatsache, daß sie von den Bolschewiki bekämpft werden, weil sie, wie in Deutschland die Scheidemann und Genossen, im Bürgerkrieg die Partei der Bourgeoisie gegen das Proletariat ergriffen haben. Unsere Aufgabe ist: die breitesten Massen der Arbeiterschaft in die Erkenntniß zu leiten, daß die bürgerlich parlamentarische durch die proletarische Demokratie ersetzt werden muß; auf allen Gebieten der Industrie, in Heer und Flotte, unter Kleinbauern und Landarbeitern die Macht der Räthe durch feste Organisation zu stärken und in den Räthen eine zuverlässige, ihrer Pflichten bewußte Kommunistenmehrheit zu sichern."

Und Menschen so irren Strebens sollen wir die Wirthschaft aufbauen? Ihnen und den Franzosen; mit einem mobilen Heer von Industrieschöpfern, Baumeistern, Technikern, Handarbeitern, das, reichlich genährt und gelöhnt, in einem Monat das sonst im Jahresring reifende Werk vollendet. In welchem Weltlenz sprach Sturm je gelinder? Der Bürger mag sich wahren; seine Demokratie wird zerstampft, wenn nicht redliche Güte ihr das Vertrauen der Masse wirbt. Wars nöthig, die berliner Straßenbahner, die ein Sümmchen zu Kleidung ihrer Frauen und Kinder forderten, bis in Erschöpfung striken zu lassen, statt, wie im kapitalistischen England die konservativste Regirung gethan hätte, früh und unermüdlich Vermittelung anzubieten? Wars klug, im Gedräng zwischen Lenin und Cachin der Geldmacht einen Sieg über Arme zu erstreiten? Wie froh, spricht der alte Prophet, „blicken wir auf die Füße des Boten, der Frieden kündet, des Heiles Nahen ansagt und auf Zion herabruft: Dein Gott soll herrschen!" Der Fuß des Boten erklomm schon den Berg. Die Friedensbotschaft tönt hold durch den Staub der Straße.

Nach einer betrübend stillosen Sitzung der Nationalversammlung, deren heisere Nachtigalen die hundertmal gehörten Lieder ihres Zornes und Schmerzes durchaus noch einmal in müde Ohren trillern und schluchzen wollten, ist der Friedensvertrag von dem Präsidenten der Deutschen Republik ratifizirt worden. Die wirthschaftliche und die geistige Blockade ist aufgehoben. Und vielleicht räth Vernunft den Siegern doch, dem Gast von Amerongen, der noch im Oktober 1918 seine ewige Illusion in die kindhaft klingenden Worte entlud, er werde sich „mit Hilfe der Sozialdemokratie ein neues Reich aufbauen", nicht in den Glanz bonapartischen Martyriums zu helfen und die Verhandlung gegen Brecher sittlicher Menschheitgesetze bis in die Zeit hinauszuschieben, wo die Vernarbung der Kriegswunden begonnen und die Weltversöhnung von solchem Sühnverfahren nicht allzu Arges mehr zu fürchten hat. Dieser Vertagungbeschluß, der kein berechtigtes Interesse, nur das unberechtigte gieriger Rachsucht, verletzen könnte, würde deutlich den Willen der Allied and Associated Powers erweisen, aus den Dünsten und Nebeln alten Grolles auf das freie Feld zu kommen, auf dem das eigentliche Werk der Friedensstiftung, das, wie Präsident Wilson nach seiner Heimkehr richtig gesagt hat, erst jetzt beginnen kann, in reiner Luft möglich wird. Und schon die Offenbarung dieses Willens, die in die feierliche Form einer Weltbotschaft gekleidet werden müßte, würde ein wohlthätiges Wunder wirken.

Gelingen, schnell gelingen kann das Werk nur, wenn in seinen Dienst die Hauptkräfte Oeffentlicher Meinung und stillen Mühens um Verständigung gestellt werden. Ist ein Weltkongreß der Presse morgen noch nicht möglich, so sollten doch schnell, da man wieder ungehindert reisen und intime Briefe schreiben kann, die politischen Zeitungleiter aller Länder sich in den Entschluß einen, auch in ihrem großmächtigen Reich den Kriegszustand zu enden. So lange er herrscht, so lange man aus dem Lande des Feindes von gestern nur Häßliches, Abscheu, Mißtrauen, Furcht oder Haß Nährendes berichtet, dem verbündeten Land aber jede Kritik, auch die sachlich nothwendige, erspart, kommt die

Welt nicht zu Ruhe. Noch wird, auch, leider, in Deutschland, alltäglich gesündigt. In jedem Land und in jeder Nation ist Gutes und Schlechtes, edler und niederer Trieb zu sehen. Wer nur das Schlechte meldet, fälscht seinem Leser das Bild und handelt nicht würdiger als der Priester, der auf der Kanzel eine andere Glaubensgemeinschaft beschimpft, weil seinem Blick ihr Dogma verstaubt, ihr Ritus ungesund scheint. Denn als Priesterschaft, nicht als Geschäft oder als Schemel zum Aufstieg in Staatswürde, muß das Amt Derer empfunden werden, die mit der Ehre belastet sind, Tausenden oder Millionen das Abbild ewig sich neu gestaltender Welt und die Deutung des Geschehens vor die Seele zu rücken. Grenzlos ist heute das Reich und die Macht der Presse, die, in Freiheit und Vollbewußtsein ihrer Verantwortlichkeit, alle Parlamente und andere Kontrolinstanzen durch ihre Leistung überflügeln könnte, und unerschöpflich drum ihr Vermögen, Nutzen und Schaden zu bereiten. Soll der Kriegsbrauch, den Feind täglich zu verteufeln, sich selbst und seinen Genossen zu vergotten, den Wahnsinn der Metzelei überleben, dann wars nicht der Mühe werth, einen Friedensschluß zu erstreben, der, zum ersten Mal in der Menschheitgeschichte, mehr sein soll als ein kurzer oder langer Waffenstillstand zwischen zwei Raub- oder Rachezügen. Vorbedingung aller Versöhnung ist Erkenntniß eigenen und fremden Wesens. Was die Zunge, vor deren Gefahr die Epistel Jacobi mit schöner Einfalt warnt, zu wirken vermag, ist neben dem der Schreib- und Druckmaschine Erreichbaren wie die Wasserverdrängung einer Karawele aus den Tagen des Kolumbus neben der eines modernen Ozeandampfers. Und wiederum muß doch der Journalist auf jede Entdeckerreise gehen wie ein Kolumbus und nicht aus Enttäuschung und Aerger die Schilderung des Neulandes verzerren, das er, statt des von ihm gesuchten Indiens, fand. Nicht, das Schlechte, Schädliche zu verhüllen, soll Pressepflicht werden; nur, mit unlähmbarem Eifer das Gute, der Vermenschlichung Nützende zu suchen und jeden Keim zu pflegen, aus dem echte Kultur Blüthe und Frucht empfangen kann. Denn Kultur ist Gemeinbesitz aller schon civilisirten Völker; und wo dieser Besitz

nicht gemehrt, wo er gar gemindert oder in schmutzige Gefäße eingezwungen wird, da ist zu Trauer Grund, auch zu ernster Mahnung, doch niemals zu Schadenfreude. Umstellung der Presse in Friedensdienst: allen Ländern sei es Parole!

Die Werkstatt des Diplomaten ist enger beschränkt; doch seine Arbeit nicht weniger wichtig. Da der Krieg die Monarchie (im alten Wortsinn: Auto- oder Krypto-Autokratie) vernichtet, die letzten vier Kaiserreiche begraben hat, hängt die Auslese der Diplomaten nicht mehr an der Frage nach ihrer Tauglichkeit für höfischen Verkehr. Die Tage der Botschafter, die Prinzen, auch Prinzessinnen, Hofmarschälle und noch höher betitelte Schranzen ihrem politischen Geschäft dienstbar machten und, wie Siegerstriumph, dem vorgesetzten Minister meldeten, daß sie „das Ohr Seiner Majestät" errungen (meist wohl eher erschmeichelt) haben, sind, mit anderen Resten von Byzanz, weggeschwemmt worden. Noch aber, auch Das lehrt der Blick in die Vorgeschichte des Krieges, ist der Idealtypus des aufrichtiger Demokratie angepaßten Diplomaten nicht in Vollreife gediehen. Jeder Politiker kennt Einzelexemplare von ansehnlichem Werth; ihrer Seltenheit wegen waren sie schnell, wie ein kostbares Buch oder Kunstblatt, „vergriffen". Der Botschafter oder Gesandte braucht, als Vermittler zwischen zwei Regirungen, zwei Staatsinteressen, keinen Schöpfergeist; nur gründliche Kenntniß beider Länder, insbesondere ihrer wirthschaftlichen und sozialen Struktur, so viel Menschenkunde, wie zu richtiger Schätzung und Behandlung nöthig ist, innere Selbstzucht, die keiner Laune, keiner noch so berechtigten Erbitterung die Herrschaft überläßt, und den festen Willen, niemals, unter keinen Umständen, etwas dem Lande, in dem er beglaubigt ist, Schädliches zu thun. Auch nicht, wenn es ihm aus der Centrale befohlen worden ist. Bismarck, der selbst, in seiner kurzen Diplomatenlaufbahn, in Petersburg und Paris immer die eigene Ueberzeugung als Kompaß des Handelns nahm, forderte von dem Gesandten den Gehorsam des Unteroffiziers, der auf Befehl sofort einschwenkt. Ohne solchen Gehorsam, der die Einheit internationaler Politik sichert, kommt auch der nicht vom Genius bediente Staats-

mann nicht aus. Ist aber der Diplomat nicht mehr der Vertreter eines Monarchen, sondern einer Nation, nicht mehr von der Zufallsgnade eines Hofes, sondern vom Willen des frei sein Schicksal gestaltenden Volkes auf den Posten des Botschafters und Vermittlers gestellt, dann haftet er auch dem gesammten Volk mit Charakter, Wollenssumme und Ueberzeugung für den ihm zugewiesenen Theil des Staatsgeschäftes und darf nicht Weisungen ausführen, die er nach ernster Erwägung im Innersten mißbilligt. Wars schon bisher ungerecht, für die Sünden der Centralstelle (wie in Berlin oft geschah) einzelne Diplomaten verantwortlich zu machen: fortan muß und wird die persönliche Verantwortlichkeit Norm sein. Wie dem Mann der Presse, so werde dem Chef einer Mission Ueberzeugung die Fahne, deren Sinken er nicht überleben will und mit der er niemals unrühmlich fällt.

Daß Deutschland sich noch nicht in so würdige Sitte erzogen hatte, nahm ihm in der Zeit des nationalen Kampfes ums Dasein die Möglickeit, seinen tüchtigsten Diplomaten in Führerstellung zu verwenden: den Grafen Bernstorff. Hat er in Amerika die Pflicht des unantastbaren Gastes, des immunen Botschafters verletzt und heimliche Giftmischerarbeit geduldet oder wurde ihm nur zugeschrieben, was das Heer der ihm nachgeschickten Agenten verschuldet hatte? Er hat die zweideutigen Noten und Akte der berliner Regirung gewiß niemals gebilligt, hat, immer wieder, mit stärkstem Nachdruck, vor Allem gewarnt, was Amerikas stolzes Selbstgefühl kränken könnte; aber geglaubt, in solcher Nothzeit auf seinem Posten ausharren zu müssen. Dazu rieth die ererbte Auffassung von Pflicht und Recht des Monarchenvertreters im Ausland. Von einem Mann, der schon, ehe es hier Mode wurde, Demokrat war, wäre dieser Rath ehrwürdig verwitternder Ueberlieferung nicht befolgt worden, wenn er gewußt hätte, daß wissentlich falsche Instruktion ihn zwang, in Washington für wahr auszugeben, was bald danach durch das Handeln der berliner Regirung als unwahr erwiesen wurde. Er hatte gehofft (und hatte Grund, es zu hoffen), in Willensgemeinschaft mit dem Präsidenten, den er sehr hoch schätzt, den allen Völkern annehmbaren Frie-

den vorbereiten zu können, der dem Führerkopf Amerikas schon damals nur „vor endgiltigem Sieg einer Kriegspartei“ erreichlich schien; und konnte nicht ahnen, daß, während man ihn zu dieser Friedensstiftung ermunterte, in Berlin der unbeschränkte Tauchbootkrieg geplant wurde, dessen Ausbruch der Botschafter den Vormännern der Vereinigten Staaten stets als außerhalb der Möglichkeit liegend bezeichnet hatte. Mit schwerem Herzen, in der Gewißheit, daß die Entscheidung nun gegen Deutschland fallen werde, kam er zurück; wurde von den Schuldigen verdächtigt, die über den Ozean gesandten Agenten zu fest an der Kette gehalten, die Heimath seiner Frau zu zärtlich geschont zu haben, und sechs Wochen lang nicht zum Kaiser zugelassen, dem er doch das erste wahre Wort über den neusten und mächtigsten aller Feinde Deutschlands sagen konnte. Als er, endlich, dann im Großen Hauptquartier war, hörte er von dem Feldherrn die Frage: „Sie wollten Frieden machen? Nach Ihren Instruktionen aus der Wilhelmstraße glaubten Sie wohl, wir seien militärisch erschöpft und könnten nicht weiter?“ Des Botschafters verständige Antwort lautete: „Nein; aber ich glaubte und glaube noch, politische Vernunft empfehle, Frieden zu machen, ehe wir erschöpft sind und nicht weiter können.“ Die Liebe der Militaristen hat die Antwort ihm nicht erworben. Das war in der Zeit der Immediateingabe gegen Herrn von Bethmann.

Daß Graf Bernstorff nicht, statt eine als falsch erkannte Politik zu vertreten, aus dem Amt gegangen war, zwang ihn, als Erschöpfung von Heer und Volk zu schnellem Friedensschluß trieb, in Verzicht auf das Amt, das ihm, nach Erfahrung und Können, gebührte. An der Spitze des vielköpfigen Friedensausschusses konnte er in der wichtigsten Zeit seinen Willen wohl um so weniger durchsetzen, als der Minister Graf Brockdorff-Rantzau, sein Vetter, in Versailles anderen Einflüssen zugänglich und leicht geneigt war, jeder aus Berlin kommenden Anregung zu mißtrauen, weil er hinter jeder eine Intrigue des nach dem Auswärtigen Ministerium schielenden Kollegen Erzberger witterte. Aber wir sind zu arm an Männern von internationaler Geschäftserfahrung, um für die Dauer auf die Mitarbeit eines Politikers verzichten zu können, der klug und dennoch nicht ängstlich ist.

Wir sind arm an Männern, die zu Diplomatenarbeit taugen, und werden in der heute herrschenden Partei nicht leicht brauchbare Kandidaten finden. Der Sozialdemokrat wird auch im Ausland sich im Kreis der Parteigenossen am Wohlsten fühlen und schwer dem Drang widerstehen, für die Lehre des Marxismus Propaganda zu machen. Klassenkampf und Revolution sind aber keine Exportartikel. Jede Nation (Lenin spürts) wehrt sich zornig gegen Versuche, ihr aus dem exterritorialen Haus eines Fremdlandvertreters Formen aufzudrängen, die nicht ihr freier Wille gesucht und gefunden hat. Deutschland, das auf Vertrauenserwerb angewiesen ist, muß sich vor solchem Versuch noch sorgsamer als jedes andere Land hüten. Ob es schon in naher Zeit Gesandte empfangen und beglaubigen, ob der Verkehr einstweilen durch Geschäftsträger erledigt wird: in jedem Fall muß die Personenauswahl das Ergebniß gründlicher, unparteiisch sachlicher Erwägung sein. Denn das hohe Werk haltbarer Friedensstiftung kann nun erst beginnen; und zu vollenden vermag es nur die versöhnliche Eintracht all der zu Gutem willigen, Neuordnung nicht furchtsam scheuenden Kräfte, die des Menschheitgewissens Säulen sind.

Hinter uns Irrwahnsverhängniß, um uns wirres Geräusch und dickes Staubgewölk. Schrie aus dem Baumnest ein Uhu? Starke Herzen sind auch in Dunkel nicht zu schrecken. In den ungesäuberten Gassen der Armuth höret Ihr: „Es wird nicht so schlimm.“ Nicht so schlimm, wie es war, als das Land ohne Seele sich in ewigem Glanze sah. Nicht so schlimm: wenn der unwürdige Brauch, den Sieg feindlicher Uebermacht und die Schuld gestürzter Götzen zu leugnen, mit der Wurzel ausgejätet, Ueberhebungsucht nicht mehr, als Kraftmerkmal, angestaunt, der neue Tag aus neuem Auge geschaut wird. Schon erklimmt er die dunstigen Höhen. Und die junge Sonne ruft Jedem, der sein Schicksal lieben und die finsterste Brudersphäre mit dem Blick geduldiger Güte umfangen lernte, ins Thal hinab: Die Stunde, die Dich im Innersten zur Weihstatt geläutert findet, gebiert Deines Gottes Herrschaft.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G m. b. H. in Berlin.

Ausserhalb des besetzten Gebietes und der neutralen Zone liegend

Bad-Nauheim

Am Taunus
b. Frankfurt a.M.
Sommer- u. Winterkurbetrieb

Hervorragende Heilerfolge bei **Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel-** und **Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmarks-,** ::: **Frauen-** und **Nervenleiden.** :::
Sämtliche neuzeitliche Kurmittel — Gesunde, kräftige Luft — Herrliche Park- und Waldspaziergänge — Vorzügliche Konzerte, Theater, Tennis, Golf, Krocket.
Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt.
Man fordere die neueste Auskunftsschrift C. 28 vom „Geschäftszimmer Kurhaus Bad-Nauheim“.

Sanatorium Schierke i. Harz

mit Tochterhaus
Kurhotel Barenberger Hof
Das ganze Jahr geöffnet
Näheres durch Prospekt
Aerztl Leit.: San.-Rat Dr Kratzenstein Wirtschaftl. Leit.: Th. Johannsen.

PELTZER

Neue Wilhelmstr. 5
Telephon: 11017

Keine Postkarten, sondern nur künstlerische **Aktphotographie.** Man verlange Probesendung. Postfach 2 Hamburg 31.

Wiener Restaurant

Friedrichstr. 88
Mittelstr. 57—59
TELEPHON:
Zentrum 4086

KRZIWANEK

Pilsner Urquell — **Weltberühmte Küche**

Café Grunewald

Altberühmtes, vornehmes Restaurant
Paulsborner Straße 48
Leitung in Händen des bekannten Hotelfachmanns Emil Gelling

Geschäftliche Mitteilungen

Nordseebad Westerland auf Sylt. Von der Badeverwaltung wird uns mitgeteilt, daß eine Beeinträchtigung des Besuches in keiner Weise zu erwarten ist, da die nach Ratifikation des Friedensvertrages vorzunehmende Abstimmung in der zweiten Zone erst für Ende August geplant ist.

Die Deutsche Hypothekenbank (Actien-Gesellschaft), Berlin, kündigt laut Bekanntmachung im heutigen Anzeigenteil von ihren 4½% Hypothekenpfandbriefen Serie 17 einen Teilbetrag von 10 000 000 M. zur Rückzahlung auf den 31. Oktober 1919. Die gekündigten Stücke [illegible] Ausstellungsdatum 15. Juli 1907.

Die Zukunft

Berlin, den 26. Juli 1919

Vor der Kranzrede

Die Kammern der Argentinischen Republik haben in freundlichen Depeschen ihrer Freude über die Unterzeichnung des Friedensvertrages Ausdruck gegeben und gesagt, durch den Entschluß, die versailler Bedingungen anzunehmen, habe die Deutsche Nationalversammlung dem Gebot des Rechtes und der Menschlichkeit gehorcht. In dem weimarer Parlamentsbericht stand hinter diesem Satz: „Lebhafter Beifall". Der Abgeordnete, dem die Pflicht zugefallen war, das Telegramm zu verlesen, hatte über den Vertrag, der den Argentinern vom Geist gerechter Menschlichkeit durchweht scheint, im Mai einen Artikel veröffentlicht, dem er den (nicht nur Kriminalisten kindisch klingenden) Titel „Vorsätzlicher Raubmord" gab. Wird in den Seelen Tag? Daß in unsere undicht gewordene Arche der erste Oelzweig aus einem wirthschaftlich so wichtigen, den Feinden des Deutschen Reiches von 1914 so eng befreundeten Land gespendet wurde, ist froh zu begrüßen. Und ernsthaft die ernste Mahnung zu bedenken, die dem Gruß aus der großen Lateinerrepublik gesellt war. Die Völker der Erde sind, fast alle, gern bereit, den Verkehr mit Deutschland wieder aufzunehmen, wenn es unzweideutig zeigt, daß es nicht mehr das Deutschland von 1914 ist und, dessen Schuld zu sühnen, schweres Opfer nicht scheut. Diese Völker wissen, daß der Versailler Friede nicht unverändert währen kann, währen soll. Nahe und von Zeit zu Zeit zu

wiederholende Vertragsrevision ist uns mehrmals, zuletzt in der vom Kongreßpräsidenten Clemenceau unterschriebenen Lettre d'envoi vom sechzehnten Juni, zugesagt worden. Die Stunde, „neuen Thatsachen und Umständen" die harten Bedinge anzupassen, wird um so früher schlagen, in je ruhigerer Würde Deutschland vor dem Auge der Welt steht. Zweimal hat, in vernünftig klarer Rede, Graf Bernstorff seine Parteigenossen, die „Demokraten", ersucht, den zinslosen Streit über den Vertrag zu begraben. Was durch die Aufschürung glimmender Kriegsfunken, durch die Aufpeitschung des in Thierheit nistenden Rachetriebes erwirkt wird, lehrte jeden nicht Blinden die Nacht sehen, in der auf einer Hauptstraße Berlins ein französischer Sergent, ein waffenlos spazirender, gemordet wurde. Nie wieder darf auf unserer Erde Aehnliches werden. Würdige Beugung unter Schicksalserlebniß wirbt uns Achtung und Vertrauen. Das kann Der nicht fordern, dessen Zorn Schmähworte auswirft und in alle Lüfte schreit, rohe Banditengewalt habe ihn in Duldung tiefster Schmach gezwungen. Und fordert ers, so weckt er auch in kühlem Land nur den Widerhall mißtrauischen Hohnes.

„Lebend bekommen sie mich nicht. Wird meine Auslieferung gefordert und beschlossen, dann mögen sie meine Leiche nach Paris holen!" In der Zeitung stand, diesen Satz habe der Mann gesprochen, der Kronprinz von Preußen und des Deutschen Reiches war. Hat er ihn wirklich gesprochen, dann hat der (unbewußte oder bewußte) Wunsch, dem Vater unähnlich zu sein, wieder einmal die Stimme klarer Vernunft überschrien. Dieser Wilhelm würde wohl nicht, wie der andere, die ganze liebe Familie zu einem Sturm von Gnadengesuchen bestimmen, auch nicht mit Telegrammen über eine Erkrankung das Mitleid der Welt zu wecken versuchen. Wäre er, als König und Kaiser, in die Lage seines Vaters gekommen: ihm war der allein würdige Entschluß zuzutrauen, freiwillig sich zum Erscheinen vor jedem Gericht, das ihm unbeschränkte Vertheidigung verbürgte, zu erbieten. Nun ärgert er sich wahrscheinlich über „Papas" unschöne Gesten, glaubt, weil er sich unschuldig fühlt, seine

Auslieferung könne nur von Haß und Rachsucht, nicht von reinem Rechtsempfinden, gefordert werden, und sagt, statt um Mitleid und Gnade zu winseln: „Nur meine Leiche bekommen sie.“ Das wäre um die Ecke gedacht. Der gerade Weg des Denkens mußte in die Erkenntniß münden, daß der Unschuldige nichts zu fürchten hat, also ruhig den Ruf vor jedes aus ehrenhaften und angesehenen Männern zu= sammengesetzte Gericht erwarten kann. Mir ist keine That= sache bekannt, nicht einmal eine Verdächtigung, die Grund zur Anklage des Exkronprinzen gäbe. Wird, dennoch, seine Auslieferung von den Feinden des Hohenzollernreiches ver= langt, so wäre die Forderung nur durch das völlig falsche Bild zu erklären, das die Welt von diesem Manne hat.

Er gilt für idiotisch dumm: und ist über den Durch= schnitt intelligent; für entartet: und ist kerngesund; für häß= lich: und ist, was kleine Mädchen einen hübschen Mann nennen; für brutal: und ist eher weich; für eine Miniatur= ausgabe des Vaters: und hat seinen Drang, anders zu scheinen, immer fast zu grell illuminirt. Kronprinz sein ist nicht leicht; wers lange sein muß und sich nicht nur amusiren will, hat, im Schatten des Thrones, ein freudlos heikles Dasein. Jeder Andere, des Milliardärs und des Bettlers Sohn, kann sich, wenn er stark und fleißig ist, selbst sein Schicksal schmieden. Der Kronprinz muß still sitzen, bis zwei Augen geschlossen sind, denen Sohnesliebe noch lange Sehkraft wünschen muß. Er darf auch nicht ungeduldig scheinen, nicht der Parteiung oder des Hanges in Widerspruch verdächtig werden. Der Kö= nig ist ihm allmächtiger Gott: denn er weist ihm den Aufent= haltsort an, die enge oder weite Pflichtensphäre, das Einkom= men, meistens auch die Braut. Weh dem Thronfolger, wenn er laut zu murren wagte, weil er Unwiederbringliches entgleiten und die Krone, die er einst zu tragen hofft, gefährdet sieht! Wilhelm hat laut gemurrt; und hatte deshalb am Kaiserhof nur in der frommen Mutter eine Stütze. Sein Widerspruch, der öfter fühlbar als hörbar wurde, war in allem Politischen zu lange knabenhaft unbedacht. Mit einem Schein von Recht wird ihm jetzt darum nachgesagt, er habe den Krieg gewollt. Das Wort vom „frischen, fröhlichen Krieg“, das

die Franzosen ihm zuschrieben, ist ungefähr siebenzig Jahre alt und stammt von einem deutschen Professor der Geschichte. Daß aber ein junger Reiteroffizier manchmal sich in das Erlebniß des Krieges sehnte, ist begreiflich. Niemand konnte ahnen, wie unritterlich, wie tückisch ein moderner Industrie- und Material-Krieg ist; der Kavallerist nicht, daß solcher Krieg ihm kaum noch beträchtliche Aufgaben stellt. Und wer ein Stehendes Heer haben will, darf nicht schelten, wenn in dessen Cadres der Wunsch lebt, nicht immer nur for show und in Herbstmanövern zu fechten. Auch der Schauspieler würde sich nicht mit Generalproben begnügen.

Wilhelm ist in der plöner Kadettenanstalt und in der potsdamer Garde erzogen, nie in Staatsverwaltung und Politik gründlich eingeweiht, stets nur gedrillt worden, sich als „Offizier Seiner Majestät" zu fühlen. Er war beliebt. Wo er auf deutschem Boden sich sehen ließ, umlärmte ihn der Jubel des regirbarsten aller Völker. Weil er schlank war, kein Loth Fett auf dem langen Rumpf hatte, gut zu Pferd saß, eine charmante Frau und hübsche Kinder zeigte, noch nie einen Menschen oder eine Gesellschaftklasse öffentlich kränkte, für muthig gehalten wurde und auch sonst „anders als Papa" war. Er schien sorgenlos glücklich. Hundert Hände mühen sich überall ja, die Carosserie eines Thronfolgerschicksals zu polstern. Auf weichen Radreifen sausts von Wonne zu Wonne. Wer sich damit begnügt, sieht an seinem Himmel kein Wölkchen. Wilhelm ritt, saß im Auto oder im Luftschiff, exerzirte sein Husarenregiment (das er und das ihn ernstlich lieb hatte), freute sich wie ein Fähnrich an Sport, Spiel, Flirt, scheute kein tollkühnes Leibeswagniß und war (oder schien) immer „fit". Seine große Passion war die Birsch. In allen deutschen Waidbezirken, in Schottland, Italien, Britisch-Indien ist er auf die Birsch, die Einzeljagd gegangen und in dem „Jagdtagebuch", das er vor sieben Jahren veröffentlichte, hat er davon erzählt.

„Diese kleinen Skizzen, schlicht und schmucklos, sollen keinen Anspruch auf schriftstellerischen Werth erheben. Lose Blätter sind es, genommen aus dem Tagebuch eines Menschen, der die echte, waidgerechte Jagd liebt und dem die

schöne, große Natur ein unversiechbarer Quell von Schön=
heit und Lebensfreude ist. Der Zügel, die Büchse, der Berg=
stock sind meiner Hand gewohnter und gefügiger als die
Feder. Von ganzem Herzen bedauern wir Waidmänner die
Menschen, denen die Birsch versagt oder unbekannt ist.
Und wenn ich sage: ‚Jagd', meine ich eigentlich: ‚Birsch'.
Denn mir scheint, wer über die Jagd überhaupt nachdenkt,
diese wunderbare Verbindung von Kampf, Naturgenuß,
Selbstbetrachtung, läßt nur die Birsch gelten und spricht
der Treibjagd nur eine Berechtigung als Schießübung, aber
keine waidmännische zu. Die Lust am Kampf allein (an
Dem, was wir heute noch ‚Kampf' nennen dürfen) ist es
wahrlich nicht, die uns Jäger hinauszieht ins Revier. Das
große Buch der herrlichen Gottesnatur öffnet sich willig
und ganz von selbst dem echten Waidmann. Im glühenden
Aufgehen der Sonne oder im müden, lautlosen Mittagsschlaf
der Natur, im sanften Abend, der seinen Frieden über Wald
und Feld breitet, im wilden, stöhnenden Föhn im Gebirge
redet die große, herrliche Natur mit immer verschiedenen,
immer gewaltigen Stimmen zu uns einsam birschenden Jä=
gern und singt uns das Hohe Lied des Schöpfers. Ueber
religiöse Gefühle und Auffassungen zu sprechen, ist eine
diffizile Sache. Ich weiß nur das Eine: ich, dem die Maxime
des großen Ahnherrn: ‚In meinem Staat kann Jeder nach
seiner Fasson selig werden' aus innerster Seele gesprochen
ist, habe mich meinem Gott nie näher gefühlt, als wenn
ich, die Büchse über den Knien, in der goldenen Frühe des
einsamen Hochgebirges oder in der rührenden Stille des
abendlichen Forstes saß. Das bescheidene Gefühl der eige=
nen Kleinheit und Nichtigkeit im Vergleich zur ewigen, un=
endlichen Natur und im Angesicht der Werke unseres Schöp=
fers (nenne man ihn, wie man wolle), das träumerisch Aus=
ruhende und die Gelegenheit zu stiller Betrachtung im Wechsel
mit ehrlicher Anstrengung und Anspannung des Körpers
und Geistes zur Ueberlistung des Wildes: dies Alles er=
fährt vielleicht Keiner schöner und besser als der echte Jäger.
Solche in der großen Natur einsam verlebte Stunden machen
allein schon das Erdendasein lebenswerth; und manche Abend=

birsch kann meines Erachtens an Schönheit und Frieden durch nichts übertroffen werden." Die Treibjagd liebte Kronprinz Wilhelm nicht; entzog sich ihr, so oft ers durfte, und spräche wohl noch härter über ihr Wesen, wenn sie nicht ein Lieblingvergnügen seines Vaters wäre. In Eckartsau drei Dutzend Hirsche, in Donaueschingen eine Fuchsbrigade im Lauf eines Jagdtages. Seit der Unheilszeit Ludwigs des Sechzehnten hat kein Regirender so viele Thiere zur Strecke gebracht. Wer sich das Wild in Rudeln vor die Büchse, die Standgabel hetzen läßt und allen Komfort eines üppigen Hofes in den Wald mitnimmt, braucht weder Ausdauer noch überlegene List. „Schießübung": sagt der Kronprinz. Der von 1739, der preußische Fritz, hat aber auch die Birsch verdammt. („Man verfolgt mit wildem Eifer ein Thier und hat seine grausame Freude daran, es zu töten.") Der junge Fritz will dem Vater unähnlich scheinen. Der junge Wilhelm? Schlicht, schmucklos, bescheiden: solche Worte scheint seine Feder zu streicheln; er citirt Faust und räth, fast mit Goethes, fast mit Bismarcks Worten, die Welten bewegende, Welten beseelende Macht nach freiem Belieben zu taufen. Das verdient Anerkennung. Wo Andacht geweckt, das Gefühl in Wirbel gerissen werden soll, ist, hier und da, dem Leser, als hörte er das Gesumm und Gesaus aus einer Muschelwölbung; als müsse er das Ohr reiben, damit ihm die Wortschälle nicht dumpf vorüberrauschen. Weile, sprach Flaubert zu Maupassant, so lange vor einem Baum, einer Wiese oder Hütte, bis Du sie sehen lernst, wie nur Dein Auge sie sehen kann; auch Dein Ausdruck wird dann persönlich werden. Der des Kronprinzen riecht manchmal nach dem Gemeinplatz, auf dem er wuchs. Manchmal. Was sich tief eingedrückt hat, formt sich zu kräftigem Ausdruck. Mittag im indischen Jungle: „Grelle, weiße Sonne, Hunderte brauner Kerle, ein scharfer, fremder Geruch, wie man ihn nur dort findet, so ein Duftgemisch von Knoblauch, Sandelholz und Holzkohle." Auerhahnjagd im Schwarzwald: „Mit wortlos vorgestrecktem Arm zeigte mir der Jäger etwas Dunkles. Einen schwarzen Klumpen, so schien mirs, der auf dem Schnee einen absonderlichen Tanz aufführte. Der Hahn!

Stumm und vorsichtig schlichen wir weiter, mit großer Mühe uns durch den tiefen Schnee arbeitend. Dann zwei- bis dreimal tief Athem geholt, die Flinte entsichert: der Schuß kracht und der eben noch so tolle Tänzer, der lebenslustige Minnesänger sinkt zusammen im Schnee. Einen schönen Tod hat er gehabt, der stolze Kerl: aus dem vollen Liebeswerben heraus direkt in die ewigen Jagdgründe!" Morgenfrühe im schlesischen Kreis Oels: „Die Sonne ist aufgegangen, die Vögel werden laut, Alles riecht nach frischer Erde, nach nassen Wiesen und Korn. Und zwischen dem Korn leuchten farbige Tupfen, wilde Blumen."

Schon dieses hübsche, gerade gewachsene Buch, vornehm, weils nicht mehr vortäuschen will, als es zu bieten hat, müßte jeden Unbefangenen lehren, daß der Verfasser weder Cretin noch Barbar, sondern ein gut begabter Mensch mit hellem Auge, frischem Sinn und liebenswürdigem Wesenston ist. Das Buch ist der saubere Spiegel einer nicht großen, doch in Gesundheit anmuthigen Persönlichkeit und einer in Deutschland ungewöhnlichen Erzählerkunst. Und in diesem Spiegel sieht der Autor nicht, wie auf Photographien und manchmal, mit auffälligem Sportschmuck, in der Wirklichkeit, kokett aus, sondern schlicht und bescheiden. Jagd und Pferde, Frauenreiz und Theater: mehr schien er nicht zu brauchen. Dem Volksempfinden war er fern. Daß er einmal hundert Proletarierkinder für die Ferien nach Langfuhr, wo er Regimentskommandeur war, einlud, war ein freundlicher Einfall; doch nicht mehr. In das Alltagsleben, das mit der Grausamkeit ungebändigter Natur die Brauchbarsten ausliest, tönte nur die Auto-Huppe der vorbeisausenden Kaiserlichen und Königlichen Hoheit hinein, die schon in Staubgewölk verschwunden war, als um entblößte Häupter noch Jubelrufe schallten. Jubel, der noch durchaus unverdient war, der nur eine Hoffnung grüßte; der nur im Innersten ganz Starken aber ungefährlich ist.

Zu diesen Stärksten durfte man den Kronprinzen niemals zählen. Doch ihn auch nicht aus dem Auge von Raemaekers und anderen Karikaturisten sehen. Die nützen das kleine, verkümmert scheinende Kinn zur Zeichnung eines Idioten: und der belustigte Betrachter vergißt, daß dieses Kinn

auch Friedrich der Große, das einzige Genie des Hohenzollernhauses, hatte, dem der junge Kronprinz äußerlich, leider nur äußerlich, auch sonst ähnelte. Die machten einen närrischen Gecken aus ihm, weil er die Mütze schief trug, den Taillegurt eng schnürte, auch in der Uniform das Wesen des Sportsman zu Schau trug. Warum that ers? Weil er sich von dem ewig feierlichen Pomp, der theaterhaften Korrektheit des Vaters unterscheiden wollte. Der verachtete den Reitsport, schalt den großen Bonaparte einen Parvenu, hatte für alle moderne Kunst (die er gar nicht kannte) nur grobe Schmährede, gab sich für den Hort des Friedens aus. Der Sohn hätte am Liebsten jedes gefährliche Rennen mitgeritten, sammelte Napoleon-Bilder, sah sich die verwegensten Dramen und Gemälde an, besuchte den Theaterdirektor Reinhardt oft in dessen Wohnung, belauschte diesen Regiemeister auf vielen Proben und pries den „Segen des Krieges". Weil er dumpf wohl ahnte, wie schlecht und gefährlich die in Berlin getriebene dekorative Politik, die immer wiederkehrende Folge von schriller Herausforderung und furchtsamem Rückzug sei, aber in den Irrthum verleitet wurde, nicht die Herausforderung, sondern der Rückzug sei zu verdammen. Im Krieg hat er den Krieg früh hassen gelernt. Der Vater, der ihn nie gern in der Sonne sah, mußte ihm, widerwillig, die Führung einer Armee anvertrauen. Anderen Thronfolgern wird in solchem Fall, um ihnen Lorber zu sichern, der fähigste Generalstabschef ausgesucht. Diesem wurde der Mann gesellt, der den blutigen Fehlschlag von Verdun verschuldete. Mit militärischen Erfolgen, an denen im Voraus nicht zu zweifeln war, sollte der Name des Kronprinzen im Volksbewußtsein nicht verbunden werden. Der jüngere Wilhelm hielt sich niemals für einen Feldherrn, fügte sich bescheiden dem Willen Sachverständiger, zeigte stolz einen Brief, in dem General Ludendorff ihn gelobt hatte, sorgte auf seine Weise für die Soldaten (leider auch durch reichliche Zufuhr von Alkohol), seufzte laut, weil sein Rath nie gehört, fast jeder Wunsch ihm im Großen Hauptquartier abgelehnt wurde, und tröstete sich mit allerlei Vergnügung, die auch allzu laut, viel zu sichtbar wurde. Der Bewunderer unseres stärksten Szenenkünstlers lernte,

leider, nie den Werth der Lebensregie erkennen, die gerade an Höfen doch unentbehrlich ist. Die schiefe Mütze und das Geschlender hat ihm mehr geschadet als manche Entgleisung in Brüllpolitik. Und daß er in der Galanterie nicht immer den richtigen Takt hielt, Stunden lang, mitten im Krieg, einer Operettenprobe zusah, die Cigarettenstummel auf den Fußboden warf, wurde ihm (am Meisten, natürlich, von der Großmacht der Hausmütter) arg verdacht. Als Kapitalverbrechen dürfte der Strengste selbst solchen Fehl nicht buchen.

Ein von Natur schüchterner Mensch, der in die Pose altpreußischer „Schneidigkeit“ gedrängt wurde. Im Kern des Wesens anständig, Gentleman, von Lüge, Heuchelei, Prahlsucht abgeneigt, physisch tapfer, sehnsüchtig, Gutes zu stiften; aber schlecht erzogen, schlecht umgeben, leicht bestimmbar und ohne Vorstellung vom Denken und Wollen der Volksmasse. Zeigte es ihm Einer, wie es ist, so war er hitzig bereit, zu helfen, zu bessern; aber seelisch nicht stark genug, um dem Schwarm der Militaristen, Höflinge, Allteutschen zu widerstehen, die ihm Tag vor Tag erzählten, das Volk brauche und wolle nur „stramme Führung“, die feste Hand eines Herrn. Auch in sich selbst zu unsicher, um ohne Schwanken auf einer Ueberzeugung zu stehen. Manchmal muß er die Katastrophe geahnt haben. In fröhlicher Tafelrunde hat er, plötzlich, gerufen: „Wer kommt aber mit nach Sankt-Helena?“ Nach einem dunklen Tag: „Ich kann im Nothfall noch Trainer werden; aber Papa?“ Malte ihm dann ein Trunkener die Gewißheit triumphalen Sieges, der sein Haus in neuen Glanz tauchen werde, so schwand jede Sorge. Nur Prinzen sind noch als Siebenunddreißigjährige so leichtgläubig. In einem seiner Feldbriefe sah ich den Satz, dem Präsidenten Wilson dürfe man, weil er ganz in den Händen der Rüstungindustrie sei, nicht rückhaltlos vertrauen. Mit solchen Märchen wurde er gefüttert. Er hat nie ernsthaft arbeiten gelernt, ist nie vor eine ernste Aufgabe (die er ersehnte) gestellt worden und hat nie die Mahnung gehört, deren Nothwendigkeit schon der erste Russenzar Nikolai Pawlowitsch empfand, als er zu einem Franzosen sagte: „Wir Fürsten müssen immer danach trachten, uns so zu zeigen, daß uns das ungeheure Vorrecht un-

seres Ranges verziehen wird." Konnte solcher Gedanke dem Verwöhnten kommen, den, ohne Leistung, Jubel umtoste?

Daß er mehr Jubel erntete als der Vater, der dadurch eifersüchtig wurde und nicht schwächlicher als der Sohn scheinen wollte: nur Dies hat zum Entstehen der Stimmung, die den Kriegsausbruch begünstigte, mitgewirkt. Nur eben die Existenz dieses Kronprinzen und Rivalen, der länger, als nöthig war, sich als Jüngling, als Reiterlieutenant gab. Einfluß hatte er nicht; was er empfahl, war dem Männerhof des Kaisers von vorn herein verdächtig. War, auf dem Gebiet der Politik, auch meist falsch. Höchst thörichte Telegramme des Kronprinzen wurden von Kaisergünstlingen herumgereicht. Muß man ihn deshalb so hart verurtheilen? Herrisch, hochmüthig, grausam war er nie. Die Truppen achteten ihn, weil er Gefahr nicht scheute. Seine Fehler werden durch die Welt, in der er aufwuchs und die ihn gefangen hielt, erklärt. Seine guten Gaben zu entwickeln, zu verwenden, wurde ihm nicht erlaubt. Neun Monate fast sitzt er nun auf einem armsäligen Inselchen, in einer kleinen, dürftigen, kaum heizbaren Wohnung mit schlecht schließenden Fenstern, fern von Frau und Kindern, zeichnet die Fischer von Wieringen, ist an den Schläfen, jetzt schon, ergraut; und hat in den mir bekannten Briefen an seine Freunde nie mit einer Silbe über sein persönliches Schicksal geklagt. Wie unpopulär er schon in der letzten Kriegszeit geworden war, weiß er wohl nicht. („Der mit der schiefen Mütze? Lieber noch der Olle!") Diese Unpopularität war eben so unverdient wie zuvor die brausende Volksgunst. Beide verdankt er einer Negation: dem Gegensatz zum Vater. Den hat er seit dem Sturz nicht wiedergesehen. Dessen Haltung kann ihm nicht gefallen. Noch jetzt ist er unfrei: darf sein Handeln nicht, vor Aller Augen, von dem des Vaters scheiden. (Der, davon bleibe ich überzeugt, braucht gar nicht vor Feindesgericht zu zittern. Entweder begnügen die Westmächte sich mit Hollands erster Weigerung, dem Entkrönten das Asylrecht zu kürzen; oder sie vertagen den Prozeß bis in die Zeit nach Deutschlands Aufnahme in den Völkerbund, gegen dessen Zuständigkeit als Rechtsinstanz Gewichtiges nicht zu sagen wäre. Diesem Wunsch, den ich im Juni

hier aussprach, haben Briten und Franzosen zugestimmt. Und die amerikanische Delegation hat schon am vierten April, in einer Sonderdenkschrift, gesagt, sie könne die Einsetzung eines internationalen Strafgerichtes gegen den Exkaiser und die Lehre von „negativer Kriminalität“ nicht billigen.) „Nur meine Leiche ...“ Je öfter ichs bedenke, desto unglaublicher klingt mir das Wort. Aus mürrischer Laune mags aufgespritzt sein. Der vielgescholtene Kronprinz steht gewiß nicht auf der Auslieferliste. Eben so gewiß aber ist mir, daß er längst sich vor jeden Richter angeboten hätte, wenn er dem Willenstrieb gehorchen dürfte. Daß ers, noch heute, nicht darf: Kronprinzenverhängniß. Nirgends, sagt Treitschke, „wird so wie in dieser Stellung der Geist des Widerspruches gereizt, nirgends der nothwendige Unterschied der Generationen, die einander niemals ganz verstehen können, schmerzlicher empfunden.“

Wilhelm hat Wilhelm um das verhängnißvolle Glück gebracht, als Kaiser zu thronen, und ihm die Möglichkeit gesperrt, dem Leben ernsten Inhalt zu geben, im Engen wenigstens irgendwo schöpferisch zu wirken. Furchtbar, hoch über Gebühr, ist der Jüngere gestraft; und menschlichen Mitleides durchaus würdig. Ich sehe keinen Grund, ihn vor internationales Gericht zu laden, und keinen, ihn an freier Bewährung seines Wollens und Könnens zu hindern. Ist er bereit, in der selbst von seinem Heros Bonaparte in Ehrfurcht anerkannten Republik der Geister mitzuarbeiten, so öffne sie dem von Leichtsinn Entsühnten still das Thor.

Still; wenn sie ihres Bestandes sicher sein darf und nicht vor der Wiederherstellung monarchischer Staatsform zu beben braucht. Sicher fühlte sich schon in frühster Kindheit die dritte, auf den Trümmern des zerschlagenen Kaiserreiches entstandene Französische Republik: und wollte, um mit der Kraft dieses Gefühles zu prunken, den Prinzen aus den Familien Bourbon und Orleans ihr neu schimmerndes Haus nicht sperren. Zu den Wählern, von denen er einen Sitz in der Nationalversammlung erbat, hatte der Herzog von Aumale gesprochen: „Frankreich ist, als konstitutionelle Monarchie oder als liberale Republik, nur durch ehrliche und geduldige Politik, durch den Geist selbstloser Eintracht zu retten. In meinem

Empfinden, meinem Leben und der Ueberlieferung meines Hauses ist nichts, was mich von der Republik scheidet. Will Frankreich diese Staatsform endgiltig annehmen, so werde ich mich vor seinem Hoheitrecht verneigen. In mir ist kein persönlicher Ehrgeiz und ich werde mit redlichem Eifer an jedem Versuch mitarbeiten, die freisinnige, haltbare, saubere Regirung zu schaffen, die Frankreich braucht." Die Aufhebung des Gesetzes, das die Bourbons und Orleans vom Boden Frankreichs verbannt, wird gefordert. Thiers, das Haupt der jungen Republik, widerspricht heftig. „Wie soll ich denn in Ruhe regiren, wenn Henri der Fünfte in Chambord, der Herzog von Aumale in Chantilly, Napoleon in Prangins sitzt? Die Prinzen von Orleans möchten die Rolle spielen, die Louis Napoleon 1849 gespielt hat." Weil der kluge Knirps aber entschlossen war, fürs Erste „jede Kröte hinunterzuschlucken", begnügte er sich mit der Warnung und blieb auf seinem Posten, als, im Juni 1871, mit großer Mehrheit das Banngesetz abgeschafft und die Wahl des Herzogs von Aumale und des Prinzen von Joinville bestätigt wurde. Doch schon im nächsten Sommer mußte er, in dessen Ohr alltäglich Geraun von Monarchistenverschwörung drang, mit zorniger Stimme in die Versammlung rufen: „Sie haben uns eine Regirungform gegeben, die man Republik nennt!" Drei Monate danach dem Prinzen Jérome, dem Vetter des entthronten Kaisers, die Erlaubniß zur Reise durch Frankreich weigern. Unter dem selben Oktobermond wandte Graf Chambord (dem die Getreuen als dem fünften Henri huldigten) sich schroff gegen den Gedanken an Versöhnung mit der Republik, „deren Weg sicher in den Abgrund führe". Justus et tenax: so wollte er gesehen sein; lieber noch machtlos bleiben als einer Gewissensschiebung die Macht danken. Dieser Starrkopf hat die Republik in das neue Banngesetz genöthigt, das allen Thronanwärtern die Grenzen verriegelte. Nur er? Für die Monarchie focht in Frankreich die Mehrheit der streitbaren Kirchenmannschaft und alles im Herzen der alten Armee Zugehörige, von Ruhmsucht oder Herrschgier an ihre Fahnen Gebundene. Jedes Stehende Heer neigt in den Wunsch nach Monarchie. Ueber Bonapartes Rückkehr aus Elba sagt Wilhelm Oncken:

„Die Armee, die der Kaiser hinterlassen hatte und die durch die zurückkehrenden Gefangenen und Festungbesatzungen sich mehr als verdoppelte, bildete ein gefährliches Riff in dem sonst wohlgesicherten Fahrwasser der Restauration. Diese Armee wäre für den Kaiser selbst, wenn er jemals dem Krieg entsagen mußte, eine geradezu tötliche Gefahr geworden: und deshalb entsagte er lieber der Krone als dem Krieg. Was wollte er denn machen, sagt Vitrolles mit Recht, mit den vierzigtausend Offizieren, die er weder ernähren noch töten konnte? Ludwig der Achtzehnte entließ fünfzehn- bis zwanzigtausend dieser Offiziere und setzte sie auf Halbsold. Das that er nicht aus Uebermuth, sondern aus Noth. Eine Armee, aus dem Weltkrieg erwachsen und für den Weltkrieg unterhalten, war um die Hälfte zu groß, sobald ein Weltfriede kam, dessen Voraussetzung der Verzicht auf jede Weltherrschaft war. Diese Tausende von Halbsoldoffizieren gingen als Prediger eines ingrimmigen Mißvergnügens in die Departements und wurden dort die natürlichen Mittelpunkte einer künftigen allgemeinen Meuterei. Aber diese Entlassungen hätte auch Napoleon vornehmen müssen, wenn er je einen Frieden wie den von Châtillon annahm; und weil er wußte, daß solch ein Friede ihn mit Schande töten würde, deshalb zog er einen Sturz vor, der ihm wenigstens die Schande des Friedensschlusses und des Kampfes mit der eigenen Armee sparte. Weil er aber so genau wußte, daß er als Soldatenkaiser ohne beständigen Krieg gar nicht Kaiser sein konnte, deshalb war seine Rückkehr an die Spitze einer nach Freiheit und Frieden dürstenden Volkes das unnatürlichste Verbrechen, mit dem ein Gewohnheitfrevler ohne Ehre und Gewissen jemals die Langmuth der Vorsehung herausgefordert hat. In Fontainebleau grüßten ihn zehntausend auf Halbsold gesetzte Offiziere. Umgeben von einem Schwarm von Soldaten und Bauern, fuhr er am späten Abend des zwanzigsten März in den Hof der Tuilerien ein." Dieses Urtheil verkrümmt sich in Moralpfaffenton und mißt den Lebensdrang des Dämons mit der Elle, die für kalt klügelnde Philister paßt; ist aber heute noch erwägenswerth. Heute erst recht. Deutschland wird fortan kein zu Krieg taugliches

Heer haben. Der Verdacht (den im Preußenparlament neulich ein Unabhängiger Sozialdemokrat aussprach), man wolle heimlich eins bereiten, eine große, militärisch bis ins Kleinste ausgebildete Schutzmannschaft aufstellen, die Generalkommandos und andere Behörden nur vermummen, ist gewiß grundlos. Kein irgendwie noch Vernunft Naher kann Umgehung der Friedensbedinge planen; redliche Erfüllung der das Heerwesen berührenden wird überall die Abrüstung schleunigen, die wir, nicht nur in der Absicht auf gesunde Finanzwirthschaft, wünschen müssen. Aber wir haben nicht vierzigtausend, sondern, wenigstens, hunderttausend „Prediger ingrimmigen Mißvergnügens" im Land. Offiziere und Unteroffiziere, die sich verloren wähnen, wenn nicht schnelle Wiederaufrichtung der Monarchie gelingt. Aus dieser Schicht ertönen die Klagelieder über versunkene Herrlichkeit; in ihr wurzeln die Gefühle, deren rührend-grotesken Ausdruck das Sendschreiben von vier wackeren Schlesierinnen an die Regirungen der Westmächte bot: „Wir Schlesierinnen haben unserem Lebensalter entsprechende Bedeutung für die werdende Bevölkerung und damit für die deutsche Zukunft. Selber ohne Schuld am Krieg, sind wir angesichts der nie wieder gut zu machenden deutschen Schmach bereit, statt Seiner Majestät des am Krieg überdies eben so unschuldigen Kaisers und Königs Wilhelm uns zu stellen und zu erdulden, was ihm geschehen würde." Ein Leckerbissen für Clemenceaus spitze Greiseszunge. Wer den Ingrimmspredigern den Weg in leidlich gesichertes Lebensbehagen bahnt, ihnen und ihrer Gemeinde beweist, daß die deutsche Noth die Folge der Kaiserwirthschaft, nicht der Revolution getauften Militärmeuterei, ist, Der schützt das Grundgebälk der Republik besser, als das strengste Banngesetz je vermöchte. Wozu den ganzen Schwarm deutscher Thronanwärter, Zollern und Reuß, Wittelsbach und Waldeck, ins Ausland scheuchen? Sie werden dem Land nicht schaden, das die Republik, Selbstbestimmungrecht und Verantwortungpflicht, stolz als das Glück Mündiger empfinden lernt. Will der in Wieringen ergraute Prinz in Oels Landwirth, in Graditz Pferdezüchter werden, gar in ein seinem Können gemäßes Staatsamt sich fügen: Glückauf!

Die Deutsche Republik muß Mißtrauischen zeigen, daß sie ihres Bestandes sicher sein darf. Was den Glauben an solche Zuversicht lockert (im Kleinen, zum Beispiel, auch das häßliche Dauerverbot der berliner Tageszeitung „Die Republik"), kräftigt das Trachten Derer, die, zu Haus und draußen, mit der Mär krebsen, das Spektakel deutscher Mummenschanz neige dem Ende zu, werde kaum den Herbst überdauern.

Beim helischen Aufgang des Hundssternes erblickt mein Auge eine Spritzfluth von Schimpf- und Scheltartikeln. Schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens! „Sie wissen doch, daß Harden für uns nicht existirt?" Nicht gedacht soll seiner werden; hofft man aber, ihm was Schmieriges ans Zeug flicken zu können: hurtig sei es versucht. Seit Jahrzehnten gehts so; und die Thatsache, daß Einer, der so lange mit der „Oeffentlichkeit" einer weithin verbreiteten Zeitschrift lohnen und strafen könnte, niemals sich Lober warb noch in Gevatterschaft einfilzte, müßte immerhin für ihn zeugen. „Ausjeschlossen!" Jetzt soll ich in Holland (wo ich, leider, seit sechs Jahren nicht war) einem Interviewer Gräßliches gesagt haben: daß ich Wilhelm, den Vater, in den Höllenrachen verdamme, ein Gesetz fordere, das allen Bewilligern von Kriegskredit für immer die Wählbarkeit nimmt; und anderes Ruchlose. Die Leser der „Zukunft" kennen mein Urtheil über diese kleinen und großen Gegenstände deutscher Politik und werden für eines Augenblickes Dauer ihre Stirn entrunzeln, wenn sie hören, daß irgendein wirres Gefabel mich in den Rang der „Hochverräther", also fast auf die Höhe heute Regirender hob. Noch heiterer wird sie der „Beweis" stimmen, daß ich nicht immer wie heute dachte, am dunklen Eingang in den Krieg anders sprach als seit den Tagen, die mir dessen Vorgeschichte bis in die Spinnenwinkel aufhellten, also in den Troß der Konjunkturpolitiker zu reihen sei. Der dümmsten dann jedenfalls. Vom ersten Kriegsquartal an ein Gestöber von Beschlagnahmen, drei Dauerverbote, die Zerstörung des mühsam Geschaffenen und nie, trotz aller Ermunterung, ein Schritt, die wüthende Militärgewalt zu sänftigen: schlauere

Konjunkturnützung scheint mir ersinnbar. Richtig ist, daß auch mich das Kriegserlebniß in Wesentlichem gewandelt hat (sonst müßte ich mich schämen). Um die „Beweise" stehts, dennoch, übel. Wer in polares Denken gewöhnt ist und nach vielfarbiger, vieltöniger Darstellung strebt, dem Leser nicht mit Hammerswucht eine Meinung, nur eine, ins Hirn nageln, sondern das Spektrum alles Sehenswerthen vors Auge bringen, das ganze Orchester des Meinens hörbar machen will, Der ist jedem Citaterupfer, jedem Dutzendstaatsanwalt leichte Beute. Soll er sich bis in den Beweis bücken, daß er, was nun ihm zugeschrieben wird, als ein anderer Empfindensschicht entsproßtes Urtheil ins Licht gerückt hat? Wollt Ihr den Weg meines Erlebens vom Frühjahr 1914 bis in den Winter 1917 abschreiten, so leset das Buch „Krieg und Friede"; wollt Ihr nicht: schimpfet weiter. Weiter. Wolffs Telegraphen-Bureau verschickte den Auszug eines Rügeartikels der Deutschen Allgemeinen Zeitung (die jetzt oft bessere Aufsätze bringt) gegen mich. Daß ich „scharf von Deutschlands Mitschuld am Ausbruch des Krieges sprach, habe im Ausland großes Aufsehen erregt". Kindswahn. Von dieser „Mitschuld" und dem deutschen Präventivkrieg habe ich schon in der Drangzeit militärischer Censur, habe ich laut auch in Artikeln gesprochen, die ich auf die Bitte Regirender für das feindliche Ausland schrieb. Dadurch soll heute „Aufsehen erregt" werden? An Mitschuld mindestens zweifelt doch wohl kein Wacher mehr. Im Juni hat der Achte Deutsche Friedenskongreß verkündet, „daß die entscheidende Schuld am Ausbruch des Weltkrieges die alte deutsche und die österreich-ungarische Regirung in Gemeinschaft trifft." Zweitens: Der Bericht des wiener Ministerialrathes Von Wiesner, der am dreizehnten Juni 1914 aus Belgrad meldete, der Verdacht serbischer Mitschuld an dem Mord von Sarajewo sei unhaltbar, ist der berliner Regirung nicht mitgetheilt worden. Weiß ich; und habs hier, zweimal, erzählt. Hat die berliner Regirung, ehe sie das deutsche Volk in Kriegsgraus riß, niemals gefragt, ob Serbien mitschuldig, zu einer „Strafexpedition" also Grund sei, oder ist sie belogen worden: nur darum handelt sichs. Der in dem Regirungblatt angedeutete Zweifel, ob der Bericht „echt" sei,

kommt zu spät. Das Hauptstück des Berichtes ist im April veröffentlicht, im Mai mit dem Sondergutachten der Amerikanischen Delegation in eins der deutschen Weißbücher aufgenommen und in Wien nicht angefochten worden. Der Bericht ist echt; und erweist die Fahrlässigkeit der Berliner, die sich weder um das Ermittelungverfahren kümmerten noch, später, die Gewißheit schufen, daß Oesterreich-Ungarn bereit sei, gegen Rußland Krieg zu führen (den es dann ja auch erst sechs Tage nach uns erklärt hat). Drittens: Der Kriegsrath vom sechsten Juli soll „ein ähnlich böswilliges Phantasiegebild wie die Legende vom Kronrath" sein. Diese (von mir nie geförderte) Legende entstand aus der Angabe des Fürsten Lichnowsky: am fünften Juli 14, „bei der entscheidenden Besprechung in Potsdam", sei beschlossen worden, mit Oesterreich, auch, wenns nöthig werde, in einen Krieg gegen Rußland, zu gehen. Die Angabe ist richtig; nur war nicht Kronrath, sondern Zwiesprache mit Szögyenyi, der einen Brief Franz Josephs und ein Memorandum der wiener Regirung ins Neue Palais gebracht hatte. Vier Botschafter, Mensdorff, Lichnowsky, Wangenheim, Morgenthau, haben den Vorgang erwähnt; und als in Berlin ein Mitregirer die Herkunft des (nur in den Nebenumständen irrigen) Gerüchtes ergründen wollte, antwortete der Nächstuntergebene, im Gerede habe der Diplomatenempfang vom fünften sich wohl mit der militärischen Berathung vom sechsten Juli versträhnt. Nach dieser Antwortschrift verzichtete der Frager auf das Schwergeschütz amtlicher Ableugnung. Von Alledem wird zu sprechen sein, wenn, endlich, die von dem Staatssekretär Kautsky gesammelten Akten der Kriegsgenesis aus der Dunkelkammer geholt werden. Böswilliges Phantasiegebilde oder Reitende Artilleriekaserne: nach der Zusage deutscher Waffenhilfe mußte der Kaiser, ehe er auf eine lange Reise ging, die für die Wehrmacht Verantwortlichen zu sich rufen und die Vorbereitung des Feldzuges anordnen. Mußte, selbst wenn er den Krieg gegen Großmächte noch zu vermeiden hoffte; sonst fehlte er seiner Kriegsherrnpflicht. Wilhelm hat sie erfüllt, hat den Beginn der Vorbereitung befohlen: und dürfte den Leugner „böswillig" schelten. Was blieb von der Schlammfluth? „Mußt

mir meine Erde doch lassen stehn und meine Hütte, die Du nicht gebaut, und meinen Herd, um dessen Gluth Du mich beneidest." Die putzig Offiziösen aber sollten, ehe sie rauher dran gemahnt werden, sich erinnern, daß Deutschland Republik geworden ist und daß mit unwahrhaftiger Vertheidigung der Kaiserei und ihrer Handlanger von gekränkten Notenschreibern (oder den Rächern zweier Ulrichs) diesem Deutschland, unserem, nur geschadet wird.

Mit diesem Deutschland, das von dem alten, in seiner Wesensart völlig vollendeten in klarer Strenge sich scheiden will, werden die Völker der Erde gern wieder verkehren. Das Britenparlament hat (im Unterhaus gegen vier Stimmen; wohin ist der Empörungsturm, der uns gemeldet wurde, verbraust?) die Ratifizirung des Friedensvertrages beschlossen. Sobald ihm noch zwei Großmachtparlamente zugestimmt haben, tritt er in Kraft und drei Viertelmillionen Deutscher kehren aus Kriegsgefangenschaft heim. Der Willkommensruf der Kehle, das frohste Aufathmen des Herzens genügt nicht. Die dem Vaterland Wiedergegebenen müssen vom ersten Tag an empfinden lernen, daß der noch häßliche, von Pflichtengerümpel verengte Nothbau auf dem Fels des Volkswillens ruht, das um hohen Preis erworbene Recht zu wahren, um keinen, würde noch so viel Blendplunder zugewogen, es je zu verschleißen. Die Ernte wird, mag auch in weiten Bezirken die Heumahd verregnet sein, viel reicher, als von der schlecht gepflegten Ackererde zu hoffen war. Köpfen und Händen kann, fürs Erste, fruchtbare Arbeit nicht fehlen. Der Kampf um die Schule, um Lehrstoff und Lehrplan, gegen pfäffische Dualisten, Monisten beginnt; der um den geistigen Inbegriff von Demokratie, um die Sozialisirung der Seelen ist morgen in heißere, reinere Gluth aufzuschüren. Ringsum harrt Menschheit, horcht, gäbe sich gern uns in Brudergefühl. Willkommen, frei Gewordene, im Frühroth deutscher Freiheit! Der Rohbau ist unschön, der First nicht gesichert; noch kein Richtfest. Lachet der Flüche und der Gesänge von der Herrlichkeit morschen Glimmers. Zu Schicksalsgestaltung seid Ihr, sind wir berufen. Und sie muß gelingen, findet das Neue uns neu.

Unser Soll und Haben

„Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt, so gut man kann, man fühlt sich wohl physisch und ökonomisch verletzt, aber nicht moralisch; der Zwang beschämt Niemanden und es ist kein schimpflicher Dienst, der Zeit zu dienen; man gewöhnt sich, von Feind und Freund zu leiden; man hat Wünsche und keine Gesinnungen." Das klingt wie Entschuldigung von heute, der Männer, die am Anfang des Krieges glaubten und hofften, glaubten an die Reinheit der deutschen Sache, an die Wahrheit des Vertheidigungskrieges, hofften auf rasche Abwehr, auf Sieg über die Welt. Ist aber vor hundert Jahren geschrieben, von dem alternden Goethe, wie er die Zeit der Entstehung von „Werther" und „Götz" in „Wahrheit und Dichtung" schildert. „Im Frieden hingegen thut sich der Freiheitsinn der Menschen immer mehr hervor, und je freier man ist, desto freier will man sein. Man will nichts über sich dulden: wir wollen nicht beengt sein, Niemand soll beengt sein; und dies zarte, ja kranke Gefühl erscheint in schönen Seelen unter der Form der Gerechtigkeit." Es war die Zeit des Sturmes und Dranges, rein innerlich. Noch wagte sich das Gefühl nicht ganz an die Oberfläche. Erst Rousseau und seine Jünger, erst die Französische Revolution verkündeten auch die äußere Freiheit, die unveräußerlichen Menschenrechte, die Befreiung vom Druck absoluten Regimentes, Aufhebung jeder Leibeigenschaft und Sklaverei, rüttelten an allen Privilegien und bereiteten den Boden für Das, was damals Brüderlichkeit hieß und heute Sozialismus. „Dieser Geist und Sinn zeigte sich überall, und gerade da nur Wenige bedrückt waren, wollte man auch Diese von zufälligem Druck befreien, und so entstand eine gewisse sittliche Befehdung, Einmischung der Einzelnen ins Regiment, die mit löblichen Anfängen zu unabsehbar unglücklichen Folgen hinführte." Auch hundert Jahre alt.

Heute ist es nicht Rousseau, auf dessen Lehre sich die Stürmer und Dränger berufen, sondern Tolstoi. Die alte Kultur des Westens, Demokratie und Parlamentarismus, Industrialisirung und Kapitalismus werden verworfen und aus dem Osten soll das Licht des neuen Tages aufsteigen. In Revolutionzeiten ist alles Alte feindlich und die extremste Meinung, die dem einfachsten, bestimmtesten Ziele folgt, wird stets die Oberhand über die früheren Verbündeten erlangen. In Zeiten des Unglücks und innerer Unruhen kann keine Halbheit bestehen; sie muß in sich selbst zusammenbrechen. Und Forderungen setzen sich

mit Leichtigkeit durch, deren Kühnheit in normalen Zeiten nur kranken Hirnen entsprossen scheint. Und war Alles schon einmal da, Goethe beschreibt es. „Hieraus entstand eine halb eingebildete, halb wirkliche Welt von Wirkung und Gegenwirkung, in der wir späterhin die heftigsten Angebereien und Verhetzungen erlebt haben, welche sich die Verfasser von Zeitschriften und Tagblättern mit einer Art von Wuth unter dem Schein der Gerechtigkeit erlaubten und um so unwiderstehlicher dabei zu Werke gingen, als sie das Publikum glauben machten, vor ihm sei der wahre Gerichtshof."

Die Propaganda des Kommunismus redet ja eine Sprache, die jedes Volk und jeder Einzelne versteht, ihre Elemente sind so einfach wie Noth und Tod, wie Neid und Hunger. Es leuchtet so leicht ein: der Uebergang von einer Ordnung der Dinge, wo Alles den Einzelnen gehörte, zu einer anderen Ordnung, wo Alles Allen gehören soll, Allen gemeinsam. Nur das Volk der Besitzer, Herr in der Gesellschaft, wie es Herr in der Regirung geworden ist. Wie es die alten Verfassungen zerbrochen hat, so wird es die alten Formen der Gesellschaft zerbrechen. Auf den Trümmern Neues bauen, das Glück Aller. Was primitives Volksbewußtsein des agrarischen Rußland als Gebilde für den neuen Staat erdacht hat, Räthesystem, Ständeverfassung nur der handarbeitenden Klassen, wird den entwickelten Industriestaaten und Demokratien, die auf ständigen Austausch geistiger und materieller Güter angewiesen sind, als neuste Wahrheit, als allein seligmachende Religion angepriesen, aufgedrängt. Ein Prokrustesbett, in das Alle hineinpassen sollen; den Kleinen werden die Glieder verrenkt, den Großen die überragenden Köpfe abgeschlagen. In Zeiten politischer Gährung werden die Menschen von zwei Leidenschaften getrieben, von der Liebe zu ihren Ideen und von der Lust zum Herrschen. Und jede politische Partei hat in ihren führenden Gruppen neben den Trägern der Idee, den Idealisten, eine große Reihe von Menschen, die ihre Person, und oft noch mehr, die ihre Interessen in und durch die Partei zur Geltung bringen wollen, Streber und Schieber. Und weil in Zeiten leidenschaftlicher Erregung die einzelnen Parteien sich nicht vergleichen, sondern besiegen wollen, jede nur ihren Standpunkt für den richtigen, die geringste Abweichung schon für eine Sünde hält, wird die Revolution noch lange kein Ende finden. Auch die beste Verfassung wird hieran nichts ändern, denn erstens sind die wirthschaftlichen Zustände zu schwankend, um einen Ruhepunkt zuzulassen, noch wollen die Parteien, die von der

Regirung ausgeschlossen sind, die Revolution beendet sehen, sondern hoffen stets, in einer neuen Phase nun endlich selbst einmal zur Herrschaft zu gelangen.

So sahen und sehen wir in Rußland, nachdem es die Ketten des Zarismus abgeworfen hatte, ein stets wechselndes Bild der herrschenden Gewalten, alle nur zerstörend, keine bis jetzt wirklich aufbauend, nicht mehr Gleichheit der Rechte fordernd und gewährend, sondern Gleichheit rohesten Genusses. Und hinführend zu völliger Verelendung. Keine Sicherheit mehr für Leben und Lebensnothwendigkeiten, von Besitz und Eigenthum ganz zu schweigen. Hohn auf Fortschritt des menschlichen Geistes. Aber jetzt soll auch Deutschland diesem Bolschewismus verfallen. In allem Ernst: der rothen Fluth soll die gelbe Schlammfluth Halbasiens folgen.

Muthlos und thatlos sehen die „Führer" des Volkes auf diese Entwickelung, haben kein Vertrauen auf die eigene Kraft noch auf die des Volkes. Alles verloren in den Lügen und Enttäuschungen der Kriegsjahre. Wollen dem Terror durch größeren Terror begegnen, dem Strike von unten durch organisirten Bürgerstrike, Raub und Plünderung durch alten Militarismus in noch widrigerer Form, Niederknüttelung geistiger Gegner. Bilden Polizeitruppen und Wehren, die keine Gewähr in sich tragen; und haben sie den schwelenden Brand an einer Stelle gelöscht, flammts an anderer neu auf. Noch ist keine Macht im neuen Reich als die Gewalt, die ungeistige; und das Gute geschieht wie das Böse durch Anwendung und mit der Roheit gewaltsamer Eingriffe.

Nichts wird das Neue aufhalten, sobald es Nothwendigkeit geworden ist und der rechte Augenblick da sein wird. Noch sind wir mitten in der Entwickelung, noch denkt Jeder nur an sein kleines Ich, alle Instinkte der Selbsterhaltung, des Erraffens und Gierens sind wach, noch sind alle Maßregeln der Regirung nicht darauf gerichtet, die Gegensätze zu versöhnen und die Gegner zu einigen, sondern darauf, sich in der Macht zu behaupten. Die Revolution wird und kann erst dann zum Segen werden, wenn die Menschen sich darüber verständigen werden und verständigen müssen: die Einen ohne Zwang Das abtreten werden, was sie zu viel haben, die Anderen nur Das fordern und sich mit Dem begnügen werden, was ihnen wirklich fehlt. Denn Keiner hat heute, in Deutschlands schwerster Prüfungzeit, ein Recht, zu fordern. Jeder hat nur die Pflicht, zu geben. Freiwillig zu geben, damit ihm nicht genommen werd[e].

Was wir jetzt um uns sehen, ist nicht die Folge der [...]

volution, sondern die konsequente Fortsetzung der wilhelmischen Zeit, der Politik des Obrigkeitstaates und der Unterthanen, die gewöhnt sind, auf Kommando Trauerwochen zu feiern oder Hurra zu schreien. Weite Kreise der Besitzenden wundern sich, daß die Arbeitscheu nicht weichen will, daß Hunderttausende nicht Schmach darin sehen, als Arbeitlose auf Kosten der Allgemeinheit zu leben und nur gelegentlichen möglichst mühelosen Erwerb (mehr oder weniger ehrlicher Art) mitzunehmen. Moral und Sittlichkeit nie gekannten Tiefstand erreicht haben, getanzt und gelüdert, gespielt und geschoben wird. (Verschiebe nicht auf morgen, was Du heute verschieben kannst.) Alles nur selbstverständliche Fortsetzung der „Kriegswirthschaft", die fünf Jahre lang die ganze Mannheit, zehn Millionen, von jeder Produktion wegführte und nur destruktiv beschäftigte, in Krieg und Lagerleben der Arbeit entwöhnte, zu Raub und Mord und Plünderung als tägliche Erscheinung hinwies, für Verbrechen am Menschenthum „auszeichnete" und beförderte. Einfache Hirne können nicht so rasch sich wieder umstellen, Das, was gestern in Feindesland Ehre brachte, heute in der Heimath als Verbrechen zu empfinden. Eigenthum und Menschenleben sind keine unantastbaren Güter für die Heimgekehrten. Je mehr ihnen versprochen wird, desto mehr werden sie fordern; und gerade den unvernünftigsten Schreiern ist der größte Zulauf gewiß.

Können und wollen wir überhaupt wieder gesunden, so müssen wir reinen Tisch machen mit den Sünden des alten Kurses. Denn alles Alte ist in Revolutionzeiten feindlich. Und hat man sich des Volkes einmal zur Erlangung der Macht bedient, so kann man es nicht wieder seines Dienstes entlassen; klug ist es, ihm das Erreichte nicht streitig zu machen, sondern es zu regeln. Das Volk aber will, ganz gleich, wie der Friedenschluß aussieht, heraus aus der Schuldknechtschaft Dessen, was es Kapitalismus nennt, will in keinem Fall (wahrscheinlich nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa) Jahrzehnte lang für Zinsung und Abtragung der Kriegslasten fronden, nicht den eignen Rentnern, nicht fremden. Und Niemand wird es zwingen können, hierfür zu arbeiten. Das Volk verlangt (und jeder Finanzminister wird es durchsetzen und die Nationalversammlung wird es bewilligen müssen), daß die Besitzklassen diese Entschuldung auf sich nehmen, daß das neue Reich nicht die Schulden des alten als Hypothek mit sich schleppt.

Nach dem Zusammenbruch von Jena gab der preußische König sein Silbergeschirr her; auch jetzt, in einer Zeit, wo dem

ganzen Volke Armuth und Noth bevorsteht, will es keine Schlemmer und Prasser unter sich dulden, keine Millionäre, deren Vermögen durch Zins und Rente sich ständig mehrt und Hunderte und Tausende unter das Joch spannt, ein Unternehmen nach dem anderen an sich reißt und dem Großkapital die Herrschaft auch weiterhin sichern will. Ganz wie früher die Ritter den Bauer „legten", ihn von Haus und Hof jagten, um die eigene Herrschaft abzurunden, so kauften die Thyssen und Stinnes allerorten einen Zweig der Wirthschaft nach dem anderen auf, um ihre neuen Millionen zu werthen, kauften die Großbanken alte Firmen auf, um das Netz ihrer Polypenarme dem Handel aufzuzwingen, enstanden Waarenburgen als Filialen übergroßer „Kleinkaufleute", umklammerten Trusts und Syndikate, Branchenverbände und ähnlich lautende Wirthschaftgebilde die ganze Industrie bis zur Verkaufstätte hin. Und was noch zu verderben war, thaten die Kriegsgesellschaften, die unter der Maske der Gemeinwirthschaft großkapitalistische Gebilde schädlichster Art waren und sind, Wucherer am Volk und seiner Ernährung, eben so wie an seinem Vermögen.

All Das brauchen wir nicht im neuen Reich. Und das Uebel muß an der Wurzel getroffen, die Vermögensanhäufung so scharf beschnitten werden, daß neue Schöße nicht so schnell nachwachsen und geile Triebe verhindert werden. Alles Geschrei über die furchtbaren Friedensbedingungen wird verstummen, wenn jeder Einzelne wieder an seine Arbeit gehen und sich vom Erleben dieses wahnsinnigsten aller Kriege innerlich befreit haben wird. Dann werden auch die vielen Lehren pseudo-sozialistischer Herren verstummen, die am Liebsten die Zwangwirthschaft verewigen möchten. Vermögen aufzuhäufen, wird sich nicht lohnen, wenn das Reich die Uebergewinne für sich in Anspruch nimmt, was sicher eintreten wird, um aus der Schuldenwirthschaft herauszukommen. Man wird kleine Vermögen von zehn Prozent an und große Multimillionäre bis achtig Prozent besteuern müssen, auf die Gefahr hin, daß der Staat auf diese Weise Mitbesitzer von Latifundien für Ansiedlungen und von Industrieunternehmungen (in gemischtwirthschaftlicher Form) wird und auf diese Weise ein großer Theil der Sozialisirung, Mitbestimmung des Reiches und Mitbesitz an Fabriken, Waarenhäusern und vielem Anderen automatisch in Erfüllung geht. An die übermäßige Auswanderung der Vermögen vermag ich nicht zu glauben, da es anderen Staaten ja nicht viel besser geht als uns, auch Frankreich dem ungeheuren Defizit rathlos gegenübersteht, selbst die neutralen

Staaten wohl einzelne stark bereicherte Privatkapitalisten, aber zerrüttete Finanzen als Ergebniß der Kriegsjahre haben. Auch das Erbrecht muß zu Gunst des Reiches geändert werden; geborene Rentner haben in einem gänzlich verarmten Lande keine Berechtigung. Denn darüber müssen wir uns doch klar werden, daß wir als Volk völlig bankerot geworden sind. Wir haben uns, statt vor zwanzig Jahren den Völkerbund vorzubereiten und mit den konkurrirenden Reichen Verträge über Abrüstung zu schließen, blind in einen vernichtenden Konkurrenzkampf eingelassen, zuletzt gar noch in diesen Krieg, — und wir sind unterlegen, haben Alles verspielt, was wir hatten, und noch Wechsel auf die Zukunft gegeben, die unsere Kinder belasten werden. In Versailles standen wir dann vor der Versammlung der Gläubiger, die um so unerbittlicher waren, weil sie eben auch unsere Konkurrenten sind und bei dem Kampf eben so große Verluste erleiden mußten. Wann hätten aber die Gläubiger in einer solchen Versammlung dem Schuldner seine Zahlungunfähigkeit geglaubt? Wann hätten Konkurrenten je daran gedacht, dem Schuldner mehr als das nackte Leben zu lassen oder gar ihm die Mittel zu gönnen, wieder heraufzukommen? Niemals!

Alles Mögliche und Unmögliche war in den letzten Monaten im deutschen Blätterwald zu hören, aber kein Wort davon, daß etwa eine der Familien, die die „Ehre" so hoch schätzt, daß sie ein eigenes Patent darauf zu haben meint, die Beute, die der Vater, der Sohn oder Bruder aus Feindesland nach Haus geschickt hat, Teppiche, Möbel und Schmuck (wer weiß, was Alles da „requirirt" wurde?), dem Reich, dem Volk zur Wiedergutmachung zur Verfügung gestellt habe. Oder wissen sie vielleicht nicht, daß es Raub ist? Wissen sie nicht, daß Alles, Pfennig vor Pfennig, von uns, von dem armen Volk, zurückgefordert wird? Aber Empörung herrscht in allen Zeitungen, daß man uns noch für die Alten hält, daß man die „Republik" für eine Maske und ihre Herren Anführer für Männer hält, die die Welt anführen wollen.

Nur Wahrheit und Klarheit kann uns helfen, nur völlige Abkehr von all dem Prunk und Gepränge der Wilhelmerei. Flitterkram paßt nicht für arme Arbeiter. Und nur als Arbeiter können wir der Welt wieder Achtung abringen, nur als arme, aber ehrlich denkende Menschen. Dann wird auch die Idee kommen, an der wir gesunden werden, das Ideal und die Männer der Wahrheit.

Hamburg. Ludwig Ollendorff.

Ulrike

Ulrike, erstmals denunzirt am zwölften März 1918 vom General und Kommandeur der Infanteriedivision 221 als „strotzend von Gemeinheiten und seinem ganzen Inhalt nach als unzüchtige Schrift zu bezeichnen, die geeignet ist, das Scham- und Sittlichkeitgefühl, und zwar auch in geschlechtlicher Beziehung, zu verletzen."

Ulrike, gleich darauf denunzirt in einer alldeutschen Zeitung, als geeignet, damalige deutsche Politik zu kompromittiren.

Ulrike, weiterverfolgt von der Staatsanwaltschaft in Leipzig nach der Novemberrevolution und zur Einstampfung vorgeschlagen, aber vom Schöffengericht im Juni freigegeben.

Ulrike ist auf Betreiben und Berufung der Staatsanwaltschaft Leipzig gegen dieses Urtheil wieder beschlagnahmt. Aufs Neue steht, diesmal vor Berufsrichtern, Verhandlung gegen das unglückliche Mädchen an.

Was ists, das inmitten von Blockade, drohendem Staatsbankerot, Kommunistenaufständen, Hinrichtungen, Kaiserauslieferung, Generalstrikes diesem Büchlein unserer Staaterhaltenden aktuelles Interesse sichert? Wie kommt es, daß im Augenblick, wo der „bessersituirte" Theil des deutschen Volkes selbst an seinen Lieblingen in den Künsten keine rechte Freude hat, er sich unentwegt die Unterdrückung dieser kleinen Erzählung angelegen sein läßt, in der nicht der kleinste kommunistische Vorschlag gemacht wird, ja, das von aller Politik weit fortspricht? Weil es das Schamgefühl, und zwar auch in geschlechtlicher Beziehung, verletzt? Hat denn in dieser unvergleichlich unglücklichen Situation heute der Normaldeutsche keine bedeutendere Sorge als die, sein Schamgefühl m geschlechtlicher Beziehung vor Verletzung zu schützen, während wir doch von allen Seiten vernehmen, man sehe ihn oft in Umständen, die das Schamgefühl, und nicht nur das geschlechtliche, übriger Volkstheile gröblich insultiren? Nein. Ich glaube nicht, daß ihn so sehr und in solcher Hinsicht kränkt, was mit Ulrike vorgeht. Nicht einmal, daß es zwischen Mann und Frau als ein Natürliches und mit reifer Kunst Geschildertes passirt. Aber, daß es sich zwischen (sage und schreibe) dem Vollblutjuden und (Achtung!) einer preußischen Komtesse ereignet . . . !

Nämlich: Alle gewesene Revolution ist dem Justament-deutschen, und was sich bis zum Sozialdemokraten an ihn anschließt, vollkommen gleich, wenn nur von dem Nachrevolution-Deutschen tüchtig weiter irgendwelchen Attrapen, Allegorien, Metaphern, Ideologien und anderen Schablonen gehuldigt wird. Er begreift sogar den Bolschewiken, der, einmal an der Macht, Macht für sich ausnutzt, da er ja den Begriff der Ueberlegenheit, des Herrschens und Regirens auf die Nachwelt rettet. Er beneidet und bekämpft, aber versteht ihn. Begreift Alles, was, unter neuem, selbst erschreckendem Namen, Klassenunterschied bestehen läßt. Denn nur auf dieser Voraussetzung, wo und wie immer, lebt er noch.

In Ulrike aber scheint ihm, unabhängig von politischen Dogmen, das Bollwerk bestürmt und eingerissen, das allein ihm Dasein rettet. Da ist die Thür in eine Welt aufgemacht, in der, wie in sternheimischer überhaupt, als in einem Gleichniß von besonderer Deutlichkeit, gesetzte Schranken zwischen Lebendigen, und gerade nicht geschlechtliche, mit einer Selbstverständlichkeit fallen, die ihm gründlich übel macht.

Denn: sinkt aus Welt, was er Kulturbeherrschung, Kant den Werth an sich, Hohenzollern aber den deutschen Gott nannte und was bei uns mit neuem Namen Republik oder gar noch anders heißt, so gäbe es ja auf einmal nicht nur in biologischer und sozialer, sondern sogar in geistig begrifflicher Welt keine Unterschiede und das aus ihnen resultirende Elend nicht mehr. Wären etwa wirklich Jude und Gräfin mitmenschlich eins und dürften mit einander, was an und für sich für Alle möglich ist, dann..., dann, wirklich, gute Nacht, Soldat!

Das ist des Falls „Ulrike" logisches Gelenk; und aus ihm der zu erwartende Richtspruch über meine Person hinaus eine deutsche geistige Entscheidung aus dem Jahr 1919.

Damit ist bewiesen, warum die Anklage weiterging, doch nicht, warum Vertheidigung schweigt. Warum wollen die jungen Schreibenden Deutschlands, die mich mit Inbrunst nachahmen, es bei diesem schweigenden Respekt lassen? Sie sollten nicht nur mit Verbeugung vor mir in ihren Büchern schreiben: „Gong schickte Ruf aus Gold und Blech durchs Haus." Sondern öffentlich und deutlich sagen: Wir wollen reines Kunstwerk nicht so hypokritisch verfolgt! Karl Sternheim.

Endlich!

Wir haben sie wieder, die einst geliebten,
die wehe vermißten, wir schwer Betrübten,
Glanz und Ehre sind wieder da.
Vergessen ist alles Brennen und Morden,
wir haben sie wieder: die Titel und Orden:
Hurra!

Wie fruchtbar reich fiel nicht der Regen!
Da zeigt sich des Krieges erziehlicher Segen;
aus tausend Knopflöchern blitzt das E. K.
Wer Glück hat, stammt noch aus kleinerem Ländchen,
dann heftet ein Bruderband rasch sich ans Bändchen —
Hurra!

In Strömen rieselts von Wien, von Bulgaren,
selbst halbe Monde der Janitscharen,
ich sammelte Alles, was ich ersah.
O Feinde, mit Vielen im Bunde, beglückte!
Ihr ruft, von zwanzig Nationen geschmückte,
Hurra!

Den Herrn Kommandeur, man fragt ihn: „Wie steht es?
Berichten Sie über die Truppe, geht es?
Kann sie auch stürmen, Nein oder Ja?"
Doch ob sie gebrochen die Uebermacht litte,
ihm leuchtet in Wolken der Pour le Mérite:
Hurra!

Wie glänzte milde, gütig und weiser
die Zollernbrust unserm geliebten Kaiser
(er stand dem Ordensvertheiler so nah):
den Schmuck ertrug er mit anderen Lasten,
nahm Orden und Sterne für sich aus dem Kasten:
Hurra!

Dem Ritterbrauch, den er laut stets besungen,
ihm hält er die Treue in Amerungen,
des Muthes Zeichen trägt er auch da.
Dem Volke verzieh er gern, wollt' es bereuen,
möchte Orden und Titel leutsälig verleihen —
Hurra!

Kopf hoch! Wer heut einen Orden erstrebert,
erhält ihn zwar nur von Noske und Ebert;
doch glänzt er nicht auch aus Weimar und Spaa?
Erlöst vom Albdruck moderner Gelüste:
endlich wieder die alte Kiste!
Hurra!

Emil Ludwig.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft

Berlin, den 2. August 1919

Wir sind auf dem Weg

Die Wendung

Der Rohbau der Deutschen Republik ist unschön, der First nicht gesichert; noch nicht das Bewußtsein naher Vollendung, das zum Richtfest stimmt. Ueber die Farben der Bänder, die das Richtbäumchen, die Zier des Holzdaches, schmücken sollen, hat man schon hitzig gestritten. Soll auf dem Giebel ein Hahn wachen, ein Donnerbesen Gewittersdrohung abwehren, ein schiefes Kreuz aus Pferdeköpfen den Vormarsch der Seuche von dem werdenden Menschenheim abwenden? Wird mit dem Verzeichniß der Bauregeln und der Hausgesetze noch andere Urkunde in den Thurmknopf gekapselt? Denn: daß ein Thurm in Gewölk hinauf ragen, der Giebel reichen Schmuck tragen müsse, war Gewißheit, ehe noch Einer wußte, ob in dem kahlen Gerüst ein Menschenheim werden könne. Und schon treten behäbig Parlirer vor, Maurer und Zimmerleute, und sprechen, als habe die Stunde zur Weihe des Dachkranzes geschlagen. Den Betrachter wandelt die Lust an, so hastigen Eifers zu lächeln. Den aber erwirkte diesmal ein in Dumpfheit richtiges Gefühl. Gestern war und morgen wird kein Richtfest; die Kranzjungfer braucht noch nicht das helle Feierkleid glattzubügeln und den Becher zu füllen, den der Parlirer nach dem Segensspruch austrinken und von der Sparrenkanzel in die Tiefe werfen soll. Um eines großen Schrittes Weite aber sind wir vorwärts

gekommen. Die Verfassung ist fertig. Kein Bau aus Granit über Stahlrippen. Auch zwischen Betonwänden läßt sich leben. Am Eingang steht: „Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen und von dem Willen beseelt, sein Reich in Freiheit und Gerechtigkeit zu erneuen und zu festigen, dem inneren und dem äußeren Frieden zu dienen und den gesellschaftlichen Fortschritt zu fördern, hat sich diese Verfassung gegeben." Hier stock' ich schon. Sind die deutschen Stämme einig, Oberbayern mit Pommern, Rheinländer mit Märkern, und bliebe, wenn ihr Wille sich frei regen dürfte, der größte Staat im erneuten Deutschenreich unangetastet? Sind sie auch nur über den Inbegriff von Freiheit, Gerechtigkeit, Fortschritt einig und war ihr Herz je, wärs in der Wallung einer Mittagsstunde, beim Werk des Verfassungbaues? Sie haben die alte Verfassung, in deren fünftem Lebensjahrzehnt, kaum gekannt, das Werden der neuen der in luftlosem Kleinstadtraum handwerkenden Parlamentsbureaukratie überlassen und nicht einmal ihre Presse zu Erörterung der Grundrechte genöthigt. Wer weiß denn genau, wie weit sich fortan der Machtbereich des Einzelstaates streckt und was über das Schulwesen, den Quell alles Willens zu Gut oder Bös, beschlossen ist? Immerhin: das Gerüst steht; und andere Bälkung wird morgen nicht so schwer zu erlangen sein wie unter der Kaiserei. Als vor acht Jahren hier die Baufälligkeit der Reichsverfassung gezeigt, zu Modernisirung des veralteten Werkes gemahnt wurde, kam die Antwort: Wer daran rührt, weckt die Eigensucht reizbarer Dynastien und gefährdet ein ehrwürdiges Kunstgebild, das bleiben muß, wie es ist, oder nicht sein wird. Nun ists nicht mehr. Ist Republik. Deren Minister sich in das Gelöbniß, die Republik zu wahren, aufgereckt, deren stärkste Parteien sich in das Bekenntniß geeint haben: „Das deutsche Volk ist Jahre lang schmählich belogen worden." Dieser Mehrheit und ihrem Ausschuß, der die Geschäfte führt, haben die Monarchisten ihr Mißtrauen ausgesprochen. Höheres Lob konnten sie ihr nicht spenden. Die Zeit würdeloser Heuchelei scheint verronnen. Deutschlands Lunge hofft auf reinere Luft. Noch ist kein Richtfest. Um eines großen Schrittes Weite aber sind wir vorwärts gekommen.

Vier Wochen nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages hat der Ministerpräsident der Deutschen Republik in der Nationalversammlung gesagt: „Aus einer kleinen Gruppe, deren Ideal die Wiederherstellung eines von Waffen starrenden, auf die Zahl seiner Bayonnettes stolzen Kaiserreiches ist, dringt der Schrei nach Rache. Dieses Ideal und diesen Schrei bekämpfen wir mit aller Kraft. Wir wollen und müssen arbeiten und wenden uns mit Abscheu von dem Gedanken an Revanche.“ Und der Reichsminister des Auswärtigen hat gerufen: „Wir wollen uns der Welt als ein friedliches Volk zeigen. Das Schwert kann und soll nicht mehr ein Mittel deutscher Diplomatie sein. Die thätige Liebe, mit der wir den Wiederaufbau der verwüsteten Gebiete Nordfrankreichs beginnen und vollenden wollen, soll unsere Revanche werden.“ Wie in Athen einst die Botschaft vom Sieg bei Marathon, so müßte in den Ländern der Allied and Associated Powers die Meldung dieser Reden begrüßt werden. Denn sie erst sichert den Sieg; sie erst bezeugt den Willen zum Frieden und zu Fügung in Schicksalsverhängniß. Wohl wird Mißtrauen noch zischeln: „Worte sind billig. Wie könnte das besiegte, entwaffnete, in Abrüstung gezwungene Deutschland anders sprechen? Der ‚Boche‘ ist verschmitzt und will jetzt, weils nicht anders geht, in der Maske des Pazifisten das Vertrauen der Welt erlisten.“ Wer so denkt, irrt; und sein Irrthum kann der Menschheit, also auch ihm selbst, gefährlich werden. Noch lange nach der Niederlage hat Deutschland, leider, anders gesprochen (sonst hätte es einen besseren, zu rascher Weltberuhigung tauglicheren Vertrag erlangt); und daß heute solche Ministerreden möglich sind und den Beifall der Parlamentsmehrheit erringen, deutet den Beginn einer Wandlung des deutschen Geistes an. Dieser Wandlung sich zu freuen und sie mit freundlichem Herzen zu fördern, empfehlen Pflicht und Interesse Jedem, der nicht Deutschland vernichten, sondern es zu Mitwirken an der Ausgestaltung aller vorwärts weisenden Gedanken der Menschheit gewinnen will. Fünf Jahre lang haben die Militaristen dem deutschen Volk ins Ohr geschrien: „Auf Deine Vernichtung ists abgesehen. Wenn

Du auch nur für eine Stunde weich wirst, müde scheinst,
vor der Anwendung des grausamsten Kriegsmittels zauderst,
bist Du verloren. Deine Feinde reden zwar von Recht und
Gerechtigkeit; hinter diesem Phrasenmantel lauert aber die
Gier nach Gewinn und der brennende Wunsch, die längst
beneidete Macht des Konkurrenten zu zerbrechen. Sieg oder
Tod: Du hast keine andere Wahl.“ Unter dem Druck der
Militärcensur konnte solcher Verführerrede, die alle Gewissens=
stimmen übertönen sollte, niemals laut genug widersprochen
werden. Und da der Friede für Deutschland furchtbar hart
ist und anderen Europäerländern zwar nicht Entschädigung
von dem Kostenaufwand, aber ungeheuren Machtzuwachs
beschert (allein dem British Empire Gebiete im Umfang des
Vereinigten Königreiches), behaupten die überlebenden Mi=
litaristen nun, ihre Prophetie sei als richtig erwiesen, Ver=
nichtung Deutschlands das Ziel des Krieges gewesen. Dar=
über muß, ehe es zu spät ist, Klarheit werden.

Ich habe an den „Vernichtungwillen der Feinde“, den
die Oberste Heeresleitung und die ihr unterthanen Regir=
ungen täglich wie eine Kriegsflagge hißten, niemals geglaubt:
weil ich keiner Nation, auch nicht den tief erbitterten, vom
Schauspiel der eigenen Größe leicht in Taumel berausch=
ten, egocentrisch sich selbst als das Maß aller Dinge sehen=
den Franzosen, den närrischen Wahn zutraue, ein Volk,
dem in vier Reichen mindestens achtzig Millionen Menschen
angehören, das erst vor einem Halbjahrhundert mühsam seine
Einheit (die „kleindeutsche“: mit Ausschluß Oesterreichs)
erstritt und in dem Weltkrieg die entsetzlichste Probe von
der Kraft seiner Physis gab, sei zu vernichten. Für Jahr=
zehnte, die im Leben eines Volkes ein Augenblick sind,
wäre Vernichtung möglich geworden, als Deutschland, viel
zu spät, mit einem von Enttäuschung zerrütteten Heer und
einem von Entbehrung blutleer gewordenen Stadtvolk, auf
die Fortsetzung des Amoklaufes verzichten mußte. Damals
siegte im Lager unserer Feinde die Entente Cordiale von
Menschlichkeit und Vernunft. Der Friedensvertrag ist dann
doch, zum großen Theil durch die Unklugheit und Unauf=
richtigkeit der in Deutschland Regirenden, ein drückendes

Zwangsgesetz geworden, das alle Lebenden, Väter und Söhne, in Fürsorgeerziehung nöthigt. Daß trotzdem, schon vier Wochen nach der Unterzeichnung, deutsche Minister so reden dürfen, wie die Herren Bauer und Müller geredet haben, muß von den Häuptern des Völkerbundes beachtet werden.

Diese Reden zeichnen den Grundriß des Programms, das eine aus Sozialdemokratie und Katholikenpartei gebildete Regirung ausführen will. Wenn der Kitt der Machtgemeinschaft diese Parteien zusammenhält, haben sie eine schmale, aber zulängliche Mehrheit, die verbreitert wird, sobald die bürgerlichen Demokraten wieder in die Regirung eintreten. Dieser Möglichkeit ist das Programm angepaßt. Reaktion und Revolution, Monarchismus und Kommunismus lehnt es mit gleicher Schroffheit ab und wagt sogar, die Diktatur des Proletariates zu verwerfen, die den Kirchenvätern des deutschen Sozialismus doch, mindestens für die Uebergangszeit, unentbehrlich schien. Der Sozialismus des Herrn Bauer geberdet sich nicht viel wilder als der, den Herr Lloyd George im „Budget des Volkes" und in der Schlacht gegen die Besitzer städtischer Latifundien, Herr Wilson von der Harvard-Zeit bis in den Kampf gegen Eisenbahnkönige verfocht. Nur ein vor dem Spektrum unserer Industriekultur Blinder kann ja zweifeln, daß eine Neuordnung der Besitzrechte unvermeidlich geworden ist, dem Handarbeiter die Mitwirkung am Betriebswesen und ein Antheil am Gewinn nicht lange mehr zu bestreiten sein wird; und Klugheit und Sittlichkeit einen sich zu dem Rath, aus freiem Willen zu gewähren, was sonst erzwungen würde und bald danach die Erzwinger zu neuer Machtforderung kitzelt. Vielen deutschen Wünschen, fast allen, die eine rasche Revolution des Geistes ersehnen, wird in diesem Programm Erfüllung nicht einmal versprochen. Denn es ist ein Programm sozialistischer und katholischer Gewerkschaften, will zunächst dem Bedürfniß kleiner Leute genügen und hält sich auf flachem Land ohne Hochgebirg. Den Vertragspartnern aber bietet es Alles, was sie verlangen mußten und erhoffen konnten: den Willen, alle erfüllbaren Bedingungen zu erfüllen, der Heimath Ruhe zu sichern und sie friedlich der friedlichen Welt einzufügen, die von allen Völkern er-

sehnt wird. Deshalb ist die Verkündung dieses Programmes in jedem vom Krieg berührten Lande der Erwähnung werth.

Soll diese neue Welt, endlich, werden oder soll der Versuch, sie zu schaffen, wieder scheitern, wie noch jeder, seit, vor zweihundert Jahren, der Abbé de Saint-Pierre die Monarchen Europas zu einem Kongreß lud, der den Frieden sichern und ein internationales Schiedsgericht einsetzen sollte? Jeder ist gescheitert, weil nur den hellsten Hirnen die Nothwendigkeit allmenschlicher Solidarität bewußt geworden war und weil es seit dem Frieden von Utrecht in dem zu Uebermacht aufgeschwollenen Europa immer von Triumph geblendete Sieger und immer Besiegte gab, die Vergeltung, Rache, neue Eroberung planten. Bliebe dieser seelische Status nach dem Frieden von Versailles unverändert, dann stünde nicht nur Mr. Wilson, der das von Sully und Saint-Pierre, von Grotius, Rousseau, Kant Erträumte in Wirklichkeit gestalten wollte, auf den Trümmern seiner Hoffnung. Kein Unbefangener kann heute noch behaupten, Deutschland allein sei das Hinderniß der von uralter Prophetie verheißenen Völkergemeinschaft. Im Juni hat der Deutsche Friedenskongreß, nach gewissenhafter Prüfung des Thatbestandes, öffentlich ausgesprochen, „daß die entscheidende Schuld am Ausbruch des Krieges auf Deutschland laste". Im Juli hat die von der Volksmehrheit frei gewählte Regirung den Beschluß verkündet, alles zur Hebung der „moralischen Valuta" Deutschlands irgendwie Mögliche mit ehrlichem Eifer zu thun und die „Revanche" nur in dem Werk der Nächstenliebe zu finden, die das von deutschen Waffen Zerstörte von der Arbeit deutscher Hände aufbauen läßt. So hat in dem besiegten Frankreich, 1871, Niemand, auch Thiers nicht, vom Platz eines Regirenden aus zu sprechen gewagt. Noch dreißig Jahre nach Sedan hörte ich von dem General Galliffet das Bekenntniß, er könne sich nie wieder sehen lassen, wenn Frankreich erführe, daß er Deutschlands Sieg der Ueberlegenheit des deutschen Heeres zuschreibe. Verdient die Resignation, die Selbstbescheidung eines vom Gipfel des Machtwahnes jäh in freudloses Pflichtleben gestürzten Volkes nicht vom Gekränkten selbst Anerkennung?

Die, antwortet man draußen, soll ihr auch werden; aber

erst, wenn sie noch gründlicher erprobt ist. Man weist auf das andere Deutschland, das neben dem der Herren Bauer und Müller noch lebt: auf die Offiziere, die sich gegen die Republik aufbäumen, mit der von ihr abgeschafften Fahne des Kaiserreiches durch die Straßen ziehen und ohne Scham das Lied vom Siegerkranz des Kaisers spielen lassen; auf den Troß der Parteien, die Deutschland „über Alles" vergrößern wollten und es, trotz dem Aufgebot aller Kriegsmittel eines von modernster Technik und Chemie unterstützten Dschenghis-Khan, doch nur verkleinert haben. Und man sagt uns: „Wartet geduldig und zähmet erst die noch überlauten Ruhestörer; wenn das neue Deutschland das alte ganz überwunden hat, werden wir gern überlegen, wie ihm zu helfen ist."

Aber wir können nicht warten. Und die von den Westmächten gewünschte Ueberwindung kann nur gelingen, wenn die Feinde von gestern dazu mitwirken. Da die Hauptarbeit der Nationalversammlung, die Verfassung der Republik, gethan ist, wird bald ein neues Parlament zu wählen sein. Weht von West kein wärmerer Wind in unser einsames Land, weckt das offene Regirungbekenntniß guten Willens kein freundliches Echo, wird den Militaristen und Nationalisten durch die Auslieferungpflicht die Agitation noch erleichtert, dann ist den Extremen, links und rechts, ein Wahlerfolg ziemlich sicher. Wieder wird dann erzählt werden, der „Vernichtungwille" unserer Feinde sei unbeugsam: also nur von Waffengewalt und Verbündung mit anderen Unzufriedenen oder von Weltrevolution eine Schicksalswandlung zu hoffen. Dürfen die Stifter des Völkerbundes eine deutsche Parlamentsmehrheit wünschen, die aus Monarchisten und Kommunisten besteht? Auch diese einander totfeindlichen Welten könnte für eine Weile der Kitt gemeinsamen Machtwunsches und gemeinsamen Hasses gegen die Bourgeoisie zusammenhalten.

Jeder Amerikaner, Brite, Franzose, der die letzten Monate mit offenem Auge in Deutschland verlebt hat, weiß, wie furchtbar der Friedensvertrag die Aufgabe Derer erschwert hat, die zu Vernunft, zu würdiger Einordnung in den Zweck geläuterter Menschlichkeit mahnen. Ihr gerade im Stillen gefährlicher Kampf hat, dennoch, das nun ver-

kündete Regirungprogramm ermöglicht. Das aber dürfte nicht ohne Widerhall, nicht in eisige Luft verklingen. Nie wird ein weiser Erzieher Zwang länger anwenden, als unbedingt nothwendig ist: denn er fühlt, daß unnöthiger Zwang die Seele des Zöglings verbittern, vergiften müßte. Deutschland hat unbarmherzig harte Worte gehört und, jetzt endlich, in zornloser Bescheidenheit darauf geantwortet. Dieser Ton und die Seelenstimmung, aus der er kommt, wird, fürchte ich, nicht dauern, wenn in das deutsche Volk sich die Ueberzeugung einwurzelt, daß es auch nach dem Einzug neuen Geistes niedergedrückt, in Quarantaine gehalten werden soll. Nicht die Entlastung von irgendeiner Pflicht zu Wiederherstellung, Aufbau, Unrechtstilgung begehren oder erhoffen wir; nur das sanfte Sausen erwärmter Luft, das uns zuruft: „Wir verstehen einander wieder, sprechen die selbe Sprache und können versuchen, in brüderlicher Eintracht auf dem Grund gleichen Menschenrechtes zu leben."

In die Klarheit

Deutschland ist mit Parlamentarierreden so hastig überfüttert worden, daß es neue nur noch müde beschnüffelt. Wir haben die freiste, reinste, herrlichste Demokratie der Welt; die Sozialisirung „marschirt", „ist da"; machet, Kinder, nur nicht gar so oft Strike; Arbeit allein kann uns retten; horchet hübsch unserer Mahnung und gebet uns die süße Ruhe, die heilige Ordnung zurück. Tausendmal beleckter Brei, von dessen Duft die magerste Katze mit gebuckeltem Rücken weicht. Wozu solchem Wortschwall erst lauschen? Werden Gesetze draus, so wird „unsere Partei dazu Stellung nehmen". Aus den Reden der neuen Minister muß ich dennoch, um die Richtung ihres Wollens anzudeuten, ein paar Sätze rupfen. „Wir müssen die Waffen der Bildung und der Kenntnisse an das ganze Volk vertheilen. Das ist die einzige Bewaffnung des Proletariates, die uns den Sieg für das ganze Volk verbürgt. Mit Gewaltsamkeit ist keine Entwickelung zu fördern. (Der Reichswehrminister Noske sitzt neben dem Redner.) Wir müssen wieder Respekt vor Sachkenntniß und Erfahrung bekommen und deren Erwerbung jedem Befähigten ermöglichen. Jede Diktatur lehnen wir, als ein brutales, geistloses,

unzweckmäßiges Mittel, entschieden ab. Der Arbeiter soll nicht mehr nur ‚lebendige Maschine‘, Arbeitkraft sein, sondern im Prozeß der Produktion Mitbestimmer werden. Durch ständige Lohnforderungen werden die Verhältnisse nicht gebessert. Neben den Löhnen klettern die Preise in gleichem Tempo und sinkt die Kaufkraft des im Uebermaß gedruckten Papiergeldes. Das führt dann in eine Assignatenwirthschaft mit nachfolgendem Bankerot. Von unserem Wirthschaftprogramm erhoffen wir eine Senkung der Preise.“ (Dieses Ziel und der hinführende Weg ist hier schon vor Monaten gezeigt, der Milliardenkredit viel zu spät beschlossen worden.) „Die Ersetzung des persönlichen Arbeitvertrages durch den kollektiven hat die Macht der Organisationen wesentlich gestärkt. Wie jeder Staat zu Gunst des Völkerbundes auf einen Theil seiner Souverainetät, so muß jetzt auch jeder Deutsche auf einen Theil seines Selbstbestimmungrechtes zu Gunst der Allgemeinheit verzichten. Jeden Versuch der Reaktion werden wir mit der äußersten Entschlossenheit bekämpfen. Die Herren, die solchen Versuch machen möchten, ahnen nicht, wie groß die unerschütterliche Front wäre, der sie sich gegenübersähen.“ Dieses Bekenntniß republikanisch nüchternen Menschenverstandes las der Ministerpräsident Bauer vor, ein der Fünfzigerschwelle zuschreitender Ostpreuße, der aus der königsberger Volksschule als Schreiber zu einem Rechtsanwalt kam, später der Generalkommission der Gewerkschaften vorsaß und dem engsten Gefährtenkreis des Präsidenten Ebert zugehört. Allzu banal, gar nicht sozialistisch und ganz unwirksam dünkt mich das über die Strikesucht Gesagte. Jeder schilt jetzt die „unersättlichen“ Arbeiter; und als die in den Betrieben der berliner Straßen- und Hochbahn Angestellten, um eine Zulage durchzusetzen, den Strike durch zwei Wochen streckten, wurde auf allen Fronten der Oeffentlichen Meinung gegen sie mobil gemacht und die armen Menschen waren, wo sie sich in Diensttracht sehen ließen, nicht vor Schimpf, kaum vor Schlägen sicher. „Dem Mittelstand, den Beamten gehts noch viel schlechter.“ Richtig; ist daran der Arbeiter schuld und ihm zu verargen, daß er für sich sorgt und mit der Massengewalt, seiner einzigen Waffe, seiner Klasse Lebensmöglich-

keit zu erkämpfen strebt? „Von hundertfünfzig sind die Kerle auf fünfhundert Mark im Monat gestiegen: und noch nicht zufrieden!" Richtig (ungefähr: denn nicht immer, nicht oft sinds fünfhundert). Zuvor aber sind diese Menschen gezwungen worden, Schulden zu machen. Und was nützt verdreifachter Lohn, wenn die Preise ums Fünf- bis Fünfzehnfache gestiegen sind? Eine Familie von vier Köpfen, vier Magen, die sich 1914 mit hundertfünfzig Mark einrichten konnte, kommt mit fünfhundert jetzt nicht aus. Zehn Stunden oder noch länger Dienst auf überfüllten Wagen, als Nahrung nur schlechtes, mit üblem Ersatzstoff beschmiertes Brot, nirgends ein Glas nahrhaften Bieres, weder Kaffee noch Thee: Uebermuth gedeiht nicht in solchem Lebensstand. Und schließlich braucht der Fahrer oder Schaffner mal für sich, die Frau, die Kinder einen Rock, eine Bluse, ein Hemd, ein Paar Stiefel, Kochtöpfe, Geschirr, Leinwand. Der dürftigste Männeranzug kostete vor vier Wochen noch dreihundert Mark. Woher das Geld nehmen? Die Aktiengesellschaften lehnten eine Sondergabe ab. Strike. Der wird in der ungünstigsten Zeit, im leeren Berlin gewagt (warmes, trockenes Wetter, Schulferien, Sommerreisen); wird von Tausenden meist jämmerlicher Wagen, deren schwache Pferde von niederträchtiger Profitsucht geschunden werden, bekämpft; und mißlingt. Mußte die Wuth der auf Leiterwagen oder Schusters Rappen Genöthigten sich entladen: warum brüllte sie gegen härtere Noth Leidende auf und schonte just die Leute, die weder Vermittelung anboten noch Geldgier hinderten, dürre Klepper von früh bis in die Nacht, fast ohne Pause, mit Menschenlast voll befrachtete Karren übers Pflaster schleppen zu lassen? Ich will glauben, daß die Aktiengesellschaften, die fremdes Kapital verzinsen müssen, nicht jedem Angestellten ein paar Hundert Mark zugeben konnten. Dann mußte die Aufsichtbehörde ihnen erlauben, den Fahrpreis zu erhöhen. Der ist (oft genug habe ichs hier gesagt) zu niedrig; noch heute. Ist schon in Hamburg höher. Bei unserem Geld- und Preisstand kann Niemand fordern, in einem leidlich sauberen, beleuchteten Wagen eine halbe oder eine ganze Stunde lang, von Lichtenberg bis in den Grunewald, von Schmargendorf bis an den Stetti-

nerBahnhof, noch viel weiter für achtzehn oder zwanzig Pfennige zu fahren. Fünf mehr, auf die Arbeiterkarte zwei oder drei: und eine Zugabe konnte gewährt werden. Für ein Plätzchen auf Brettern oder einem wollenen Flohnest wurden vierzehn Tage lang eine Mark, zwei und darüber gezahlt. Die ärmlichste Einkäuferin entsetzt sich nicht, wenn Mohrrüben, Kohlrabi, Spinat um fünf oder zehn Pfennige theurer geworden sind. Die Schneckenpost, die sich Stadtbahn nennt, fordert für die Strecke Charlottenburg-Friedrichstraße vierzig Pfennige; welches eherne Weltgesetz bestimmt, daß die bequemere Straßenbahn, deren Ausstattung doch der Zweiten Bahnklasse gleicht, viel billiger sei? „Ist ja auch so in Ordnung gekommen." Nein. Noth hat die Armen gekirrt. Die „Machtprobe" (nach dem Graus der Niederlage noch allzu vielen Deutschen ein lieber Begriff) scheint gelungen. Von den zuvor Ruhigsten aber hört man bittere Worte. „Die ganze Presse, außer den Unabhängigen, war ja gegen uns. Wir wurden beschimpft und, als es wieder losging, verhöhnt. Mußtens schlucken. Doch unser Tag kommt." Wenn solche Leute dann zu den Kommunisten umschwenken, empört sich das Bürgergefühl. Am dritten Tag war Verständigung, Einigung möglich. Herr Lloyd George, der auch nicht faulenzt, hat täglich für Strikers Zeit. Unsere regirenden Sozialisten wollten „das freie Spiel der Kräfte" nicht stören; trotzdem laut nach einem Vermittler gerufen wurde, rührten sie sich nicht, rührte sie nicht das Sorgenbündel ihrer Genossen. So, Herr Ministerpräsident, darfs nicht weitergehen. Verschreien und Verbieten hilft auf die Dauer nicht. Die Ursache und Rechtsgrundlage muß in jedem Fall von Massenstrike sofort geprüft und jede zu Schlichtung des Streites taugliche Kraft ohne Säumen aufgeboten werden. „Den Kerls mal zeigen, was 'ne Harke is": mit dieser Losung sind wir bis nach Versailles gelangt; werden auch die ehrsamen „Bürgerräthe" in den Abgrund stolziren. Gründlich geprüfte, glaubwürdige Zahlen ins Licht! Wie steht das Unternehmen, wie die Arbeiterschaft und welcher Ausgleich der Bedürfnisse ist möglich? Daß der Arbeiter im Großbetrieb fortan, in der von ihm überblickbaren Sphäre, mitreden, mitbestimmen darf, ist gut, weils

nothwendig ist; noch wichtiger aber, daß er, jeder, am Gewinn des Unternehmens betheiligt werde. Dann wird er „wieder arbeiten lernen“, froher als je bisher an der Maschine, der Drehbank stehen, deren Leistung auch ihm nun zinst, und Vernunft wird die Auslese, den Aufstieg der Fähigsten ordnen. Die Betriebskosten wüchsen himmelhoch? Der Steuerfiskus nimmt doch vom Ueberschuß den Löwentheil. Und der Arbeiter, den der Krieg die Massenmacht erkennen lehrte, will nicht mehr „nur für Vorstand und Aktionäre schuften“. Schnell, Herr Bauer; sonst wirds im Herbst eklig.

Als ich so weit geschrieben hatte, fand ich in der „Freiheit“ den Wortlaut der Rede, die der Abgeordnete Haase gegen das Programm des Herrn Bauer gehalten hat. Was, fragt er, „sollen die Arbeiter denn thun, wenn die Löhne zur Abtragung der Schulden nicht genügen? Sollen sie dann nicht das einzige Mittel, das ihnen in der kapitalistischen Wirthschaftordnung nach dem Gesetz zusteht, anwenden, um zwischen Lohn und Preis einen Ausgleich herbeizuführen? Sollen sie, die oft nur noch ein Hemd, deren Frauen und Kinder oft schon lange keins mehr besitzen und die, bei den Preisen von heute, auch keins kaufen können, nicht durch Aufgebot ihrer wirthschaftlichen Kraft ihre Lage so zu verbessern streben, daß sie das dem Kulturmenschen Nothwendigste anschaffen können? Die zahlungfähige Moral Satter überlassen wir Anderen. Wenn Herr Noske noch so viele Strikeverbote herausdonnert: dadurch löscht er das Feuer sozialer Vulkane nicht. Strikes werden unnöthig, wenn man die berechtigten Forderungen der Arbeiter vor dem Ausbruch befriedigt. Wir wollen nicht Verzettelung der Arbeiterkräfte; wir wollen sie für künftige Kämpfe aufspeichern, auch, Das sagen wir offen, für einen etwa nothwendigen politischen Strike. Heute sind Sie entsetzt, wenn man davon spricht; früher waren in Ihren Reihen Viele, die dieses Kampfmittel empfahlen; und Sie können es den Arbeitern nicht nehmen, die, ohne Maschinengewehre und Handgranaten, eine politische Umwälzung herbeiführen wollen. Die Arbeiterklasse mißtraut der Regirung vor Allem deshalb, weil auch sie nicht die Amnestie gebracht hat, die man nach Friedens-

schluß erwarten mußte. Die Tausende von Frauen und Kindern, deren Männer und Väter eingekerkert sind, haben das Recht, zu verlangen, daß diese Männer und Väter ihnen, endlich, zurückgegeben werden. Ich erwarte es nicht von Herrn Heine, nicht von Herrn Noske, glaube aber, daß von Ministern, deren Denken und Fühlen mit normalem Maß gemessen werden kann, dieser Akt der Versöhnung zu fordern ist. Auch diese Minister haben verbrannt, was sie früher angebetet haben. Aber ich hoffe, daß sie nicht wieder vor der ganzen Welt sich selbst so beflecken werden, wie wir es erlebt haben." In einem Land, wo die Radikalsten so reden, ist Verständigung möglich. Wenn Weisheit führt. Die darf den politischen Strike nicht vehmen: denn er wird, unter Opfern, für ein Ideal, ein Geistiges gewagt und steht im sittlichen Urtheil drum höher als der Kampf um zulänglichen Erwerb. Den muß sie, mindestens in dem leicht durchleuchtbaren Bereich der Großindustrie, dem Arbeiter sichern. Was er braucht, ist in jedem Bezirk schnell zu erforschen und aus jeder Preiswandlung wieder zu errechnen. Wird der Arbeiter an dem Gedeihen des Werkes dadurch interessirt, daß auch ihm, wie dem Darleiher des Kapitals, ein Theil des Gewinnes zufließt, dann wird ers sorglicher als bisher betreuen und schwerer in Arbeitweigerung zu überreden sein. Das Gespenst der Kohlennoth schleicht heran. Das Saarbecken fehlt und die Partner des Friedensvertrages dürfen Kohlenlieferung fordern. Worauf wartet die Regirung? Am Niederrhein und in Westfalen kann und muß die Förderung beträchtlich erhöht, kann und muß sie vervielfacht werden. Betheiligung der Knappschaft am Grubengewinn und rascher Bau von Arbeiterhäusern: anders gehts nicht. Kein Geld? Eine Papiermilliarde mehr macht den Bankerot nicht schlimmer. Erlöset Deutschland von dem Uebel der wilden Freicorps, die nur „zu thun" haben, wenn irgendwo Arbeiter sich heftig regen und den immer bereiten Mob in ihre Bewegung mitreißen. Die Waffengewalt, die einzig erlaubte, darf nicht dem Befehl von Männern unterthan bleiben, denen die Republik ein Gräuel, die Monarchie Ehrenleiter, Pfründenhort oder Schlüssel zum Geld-

schrank ist. Verkaufet oder vermiethet Schlösser, Kasernen, Kommandopaläste, Uebungplätze; und duldet nicht, daß Reichs- und Staatsämter Jahre lang, „zu Abrechnungzwecken", Lungererstätten bleiben. Ein tüchtiger Agent findet für die restaurirten Burgen gewiß Käufer; sogar, vielleicht, einen, der den Marmortrödel der Siegesallee sammt dem Holzgötzen um hohen Preis übers Meer entführt. Wo sind die blauen, rothen, weißen, grünen, schwarzen Uniformröcke, die Hosen, Helme, Riemen, Stiefel, Tornister, Knöpfe, Litzen der Vorkriegszeit? Wo die Rechnungabschlüsse der Kriegsgesellschaften und Propagandaämter? Noch immer werden Hunderte von Zimmern für Behörden gesucht, für Miethe und Einrichtung Unsummen bezahlt. Verschleudertes Geld. Deutschland braucht kein Kolonialamt, kein „monumentales" Marineamt, nicht, nur zwischen Havel und Spree, ein Dutzend Schlösser, kein Palais für ein Civilkabinet Seiner Majestät, weder ganze Häuserviertel fürs Kriegsministerium noch ein Riesenhotel für „die Beschaffung von Waffen und Munition". Deutschland braucht Kohle.

Der Bau von Arbeiterhäusern gäbe einer breiten Schaar von Söldnern und aus der Gefangenschaft heimkehrenden Kriegern auskömmliche Beschäftigung. Und was wird mit den Anderen? Rühret die Werbetrommel für den Wiederaufbau in Frankreich und Rußland. Beide Werke müßten im größten Stil, unter der Leitung der fähigsten Köpfe, begonnen, vollendet werden. Je mehr Menschen sich melden, desto schneller gehts. Frankreich, das eine halbe Menschenmillion haben will, wird sich nicht gegen eine ganze sträuben. Auch der Landwirth, Techniker, Bauer, Taglöhner, fände in Ost und West lohnende Arbeit. Auf unserem Acker- und Weideland wird schleunige Sozialisirung, Umordnung der Besitzrechte kaum so leicht möglich werden, wie mancher Sozialist träumt, der von dem Stimmenverlust in den (mehr und mehr den Unabhängigen zuneigenden) Städten auf dem Bauerland entschädigt zu werden hofft. Die Großgrundbesitzer, denen im Januar von Mitregirern gesagt worden war, das laute Gerede von Landauftheilung sei nur für die Galerie, brauche sie also nicht zu schrecken, sind ängstlich geworden, seit sie hören,

der Bauer werde oft schon im Winkel gefragt, welchen Theil vom Gutsland er für sich fordere, und greifen erst jetzt deshalb die Regirung heftig an. Das ist kein Unglück. Aber der Bauer, dessen Stimmzettel den um ihre Mehrheit im Stadtproletariat bangen Ebertinern aufhelfen soll, müßte früh arg enttäuscht werden. Die Zahl Derer schwillt, die mit ihren Papiergeldhaufen Boden erkaufen möchten; Erdbesitz gilt ja als unzerstörbar. Doch schneller noch als der Geldwerth ist die Lust zu schwerer Körpersarbeit gesunken; und da das zum Bauen Unentbehrliche vom Einzelnen kaum erlangbar ist, scheint Neusiedelung großen Umfanges fürs Erste gar nicht möglich. Die sachverständigsten Landwirthe bestreiten die sozialistische Behauptung, der große sei dem kleinen Bodenbetrieb unter allen Umständen vorzuziehen; sie wehren sich gegen den Versuch, aus Industrieerfahrung abstrahirte Wahrheit auf die ganz anderen Verhältnisse der Landwirthschaft anzuwenden, deren Gesundheit durch vernünftige Mischung beider Betriebsformen bedingt sei. Wie ein Fohlen vom Kleinbesitzer am Besten aufgezogen werde und erst im zweiten Lebensjahr auf die breiten Weideflächen eines großen Gutes tauge, so sei auch für andere Thiere, sei für Zucht und Bau von allerlei Art der Wechsel der Betriebsformen nützlich. (Was, schrieb mir ein Landwirth, „nützen die besten Erntemaschinen, wenn, wie nach den Regengüssen dieses Jahres, das Getreide wirr durcheinanderliegt? Stehen sie lange im Schuppen, dann verderben sie. Handarbeit bleibt in unserem Beruf stets wichtiger als Maschinenarbeit.") Auch dem Landarbeiter, Herr Bauer, muß ein Theil des Gutsertrages gesichert werden; dann wird er vor der Ernte schwer für Strikebeschlüsse zu haben sein. Vorbedingung ist aber, daß eine Kommission Sachverständiger (nicht Bureaukraten noch Parteibonzen) die Rente landwirthschaftlichen Großbesitzes genau ergründet und Vorschläge macht, aus denen ein System für Ertragberechnung und Buchführung zu bereiten ist. Der Großgrundbesitzer muß, endlich, gezwungen werden, Geschäftsbücher zu führen; und diese Buchführung, durch die jede Verschleierung des Ertrages und Eigenverbrauches gehindert würde, ließe sich

wohl verstaatlichen. Erst nach solcher Vorbereitung wird, in hellerer Zeit, die neue Besitzordnung, die der res publica dienende Landvertheilung schadlos erlangbar sein.

„Völkerstreit darf nicht mehr mit Pulver und Blei ausgefochten werden. So lange Menschen leben, die sich an diese Kriegsjahre erinnern, so lange Krüppel, als lebendige Wahrzeichen dieser entsetzlichen Jahre, durch die Straßen der Dörfer und Städte gehen, wird in keinem der Länder, die den Krieg mitgemacht haben, einem Staatsmann gelingen, das Volk wieder in einen Krieg zu führen. Die Zeit ist vorbei, in der Menschenleben so niedrig im Werth standen. Wir wollen die Welt überzeugen, daß wir ein friedliches Volk sind, in dessen Reihen nur einflußlose Minderheiten nach militärischer Rache schreien und das, in Gemeinschaft mit den Nachbarn, die zertrümmerte europäische Kultur wieder aufbauen will. Unser Wille zur Erfüllung des Friedensvertrages muß bis an die Grenze unseres Könnens gehen. Kein Volk hat in diesem Kriege unschuldiger gelitten als das Belgiens, kein anderes hat so viele Opfer gebracht wie das französische; wir müssen deshalb die Stimmung dieser Völker verstehen lernen. Mit den Esthen und Letten wünschen wir in guten Beziehungen zu leben; in die inneren Angelegenheiten der baltischen Völker wird die Regirung der Deutschen Republik sich nicht einmischen und sie denkt nicht daran, dort mit Maschinengewehren Kultur zu verbreiten. Auch das litauische Gebiet werden wir schleunig räumen. Aus dem geistigen Drahtverhau müssen wir heraus; die Völker dürfen einander nicht mehr durch die Gasmaske betrachten. Mehr denn je wird künftig die Aufgabe der deutschen Diplomatie sein, das kulturelle und wirthschaftliche Leben der anderen Völker kennen und richtig schätzen zu lernen. Bessere, vertiefte Kenntniß des Auslandes, aber auch des Inlandes und seiner wahren Bedürfnisse wird die erste Aufgabe des neuen auswärtigen Dienstes sein. Nur vom Fortschritt des demokratischen Gedankens kann Deutschland die Wiederherstellung seines Ranges unter den großen Völkern erhoffen. Die Methoden der Machtpolitik sind begraben. Mit unserer Hilfe muß die Vertrauensatmosphäre geschaffen

werden, die Europa braucht, wenn es in Ruhe athmen will.“
Das sind ein paar Sätze aus der Rede des Reichsministers
Müller. Hübsche Sätze, friedlich, ohne falsche Waden und
Brustwülste, die den Harnisch ersetzen sollen. Macchiavel-
lisch kann selbst ein in Boche-Haß verbissener Franzose sie
nicht schelten. „Jeder Nachbar, der Dich nicht als Verbün-
deten gegen eine ihm und Dir gefährliche Macht braucht,
wird immer trachten, sich, sobald es Gelegenheit erlaubt,
auf Deine Kosten weiter zu strecken. Das muß er, und wärst
Du sein Bruder, thun; sonst ist er nicht klug. Wer einen
Staat gründet und ihm Gesetze geben will, muß von der
Gewißheit ausgehen, daß alle Menschen bösartig sind und
in der ersten Stunde günstiger Gelegenheit ihr böses Wesen
offenbaren werden.“ So spricht der Florentiner, den Prinz
Fritz zu widerlegen, dem König Fritz nachzueifern versucht
hat; und wäre gewiß (was, mindestens, ungewiß ist), daß
Macchiavelli ernste Lehre, nicht Satire größten, einen Swift
übertreffenden Stils, geben wollte, dann müßten Romanen
schaudernd bekennen, daß Einer aus ihrem Stamm das Lehr-
gebäude schuf, worin (nach mancherlei Modernisirung durch
Arndt, Fichte, Treitschke) der preußische Militarismus, das
Schreckbild ihrer Nächte, heute noch seine Beulen streichelt.
Genosse Müller sieht, aus verträumten Augen, die Welt an-
ders; würde dem weisen Baruch Spinoza selbst, dem großen
Sozialisirer der Seele, nicht glauben, daß Jedes Recht nur so
weit reiche, wie seine Macht gebietet. Im Frühjahr hätte
solche Ministerrede Schaden abzuwenden vermocht; und
noch jetzt ist sie löblich. Die gewichtigen und ausführ-
lichen Beschwerden des Herrn Haase mußte der Minister
bündiger und kräftiger bescheiden. Der Abgeordnete bot
Zeugen dafür an, daß die Baltenprovinzen nicht von den
deutschen Truppen geräumt, sondern noch neue, mit Waf-
fen, Munition, Flugzeugen, Vieh, Getreide, ganzen Wagons
voll Sekt und Kaffee, hingeschickt und in Berlin von einem
„Oberkommando Nord“ Freiwillige für die Wehr der Balten-
barone zusammengetrommelt werden. Unter dem Verdacht
fortwährender Zweideutigkeit kann das Auswärtige Mini-
sterium nicht arbeiten; und ein Land, wo Söldner Versamm-

jungen sprengen, in Gemeindesitzungen eindringen, Männer willkürlich verhaften, eines Formfehlers verdächtigte Frauen bis aufs Hemd blößen und auspeitschen, kann nirgends Vertrauen erwerben. Der Minister antwortet, der Truppennachschub ins Baltikum sei schon lange verboten und jeder wider den Befehl handelnde Offizier komme vors Kriegsgericht. Er fördert sein Staatsgeschäft (gerade, weil ihm ein paar in Brest und Bukarest „Bewährte" noch allzu nah sind) besser, wenn er die schleunige Räumung des Baltenlandes zur Kabinetsfrage macht und die rasche Schließung aller Werbebureaux, die Auflösung der Freicorps, die Aufhebung des Belagerungzustandes und aller Stand- und Kriegsgerichte erwirkt. Nach solchem Thatbeweis erst wird ihm die Welt glauben, daß er von dem „Fortschritt des demokratischen Gedankens" das Heil Deutschlands erhofft.

Aus kühler Luftschicht ließ er ein paar pigmentlose Worte über Rußland fallen. Seltsame Personalia. Ein münchener Standgericht hat den Russen Axelrod, den Herr Lenin sehr hoch schätzt und als diplomatischen Agenten nach Deutschland geschickt hatte, wegen Hochverrathes zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurtheilt. (Ein anderes den jungen Herren Toller, der in viel weiterem Bezirk als der ins Finanzgebiet beschränkte Herr Axelrod in der Räthe-Regirung mitgewirkt hatte, zu fünf Jahren Festung. Wie die Würfel fallen.) Die Berufung des Russen auf das Diplomatenrecht der Exterritorialität wurde vom Auswärtigen Amt nicht anerkannt. Dessen Beamte, spricht der Minister, „sind über den Verdacht erhaben, daß sie von politischen Gesichtspunkten bestimmt wurden". Mag sein; welches Hohngelächter aus Bebels Fraktion hätte aber nach so majestätischer Antwort Fürst Bülow gehört! Ich weiß nicht, ob Herr Axelrod versucht hat, die Verfassung Bayerns (die durch „Hochverrath" und Revolution entstanden war) gewaltsam zu ändern; kann aber kein Fünkchen tieferer Staatsweisheit in dem Beschluß (einer von Sozialdemokraten beherrschten Regirung) finden, den Russen, der nicht mehr auf deutschem Boden war, an ein Militärgericht ausliefern zu lassen, das den uneigennützigen Fanatiker einer Idee als Ehrlosen ins Zuchthaus kerkert und im Bereich russischer Sowjets lebende Deutsche der Gefahr harter, schon vor dem Urtheil angedroh-

ter Vergeltung aussetzt. Der Reichspräsident sollte nicht warten, bis aus Weimar der Antrag kommt (gegen den seine Fraktion doch wohl nicht stimmen könnte), die endgiltige Annahme der Reichsverfassung durch die Begnadigung aller wegen politischer Vergehen und Verbrechen Eingesperrten zu feiern. Zweiter Russenfall. Seit vielen Monaten sitzt Herr Radek, Lenins höllisch kluger und kühner Propagandachef, der den ubiquitären Herrn Helfferich, Carolum Maximum, auf seiner ruhmreichen Botschafterfahrt nach Moskau einholte, im berliner Zellengefängniß. Die langwierige Untersuchung hat nicht ein Schuldstümpfchen hervorgeschaufelt, worauf auch nur eine Anklage zu stützen wäre. Der Minister spricht: „Radek wird freigelassen werden, sobald die Sowjet-Regirung erklärt hat, daß er mit ihrer Genehmigung nicht nach Deutschland zurückkehren wird." So arminisch darf heute selbst Der nicht mehr denken, dessen Taufname den Herrn und den Mann verzwillingt. Ob die Regirung im Kreml Versprechen giebt oder weigert, ist für den Rechtsfall Radek belanglos; die Vermuthung, Einer könne übermorgen lästig werden, kein rechtlich giltiger Grund, ihn heute in Ketten zu legen. „Wer vorsätzlich und widerrechtlich einen Menschen einsperrt oder auf andere Weise der persönlichen Freiheit beraubt, wird mit Gefängniß bestraft; wenn die Freiheitentziehung über eine Woche gedauert hat, so ist auf Zuchthaus bis zu zehn Jahren zu erkennen": § 239 StGB. Dauer oder Ende der Haft hat nur der zuständige Richter zu bestimmen; und er wäre des hohen Amtes unwürdig, wenn er sich von dem Wunsch irgendeiner Ministerialinstanz lenken ließe. Als Politiker müßte Herr Müller sich der Zufallsgunst freuen, die ihm Gespräche mit den Bolschewiken Radek und Axelrod ermöglicht; eine bessere Willenstransmission zu und von Lenin, Trotzkij, Tschitscherin ist gar nicht ersinnbar. Nur in Nordost hemmt keine Schranke unsere Politik und Wirthschaft. Nur Rußland winkt uns; und wird sich hüten, das erste Reich, das ihm Hilfe verheißt und gewähren kann, selbst, durch die Einschleppung des dem Industrieland ohne Rohstoffe unerträglichen Bolschewismus, zu zerrütten. Auf solchen Export waren die Leninisten so lange bedacht, wie sie inbrünstig glaubten, ihre

Religion werde schnell, könne aus eigener Kraft, ohne Fremd-hilfe, siegen. Das war. Schon im März 1918 hat Lenin öffentlich „den Stillstand der Offensive gegen das Kapital" und sogar „eine Rückwärtsbewegung" befohlen. „Wir müssen die durch den Krieg, die Niederlage und die Wirthschaft der Bourgeoisie zerstörten Zeugerkräfte unseres Landes wiederherstellen. Dazu brauchen wir Fachleute aus den verschiedenen Gebieten des Wissens, der Technik und Praxis. Mit den Verhältnissen muß sich auch die Methode des Kampfes ändern. Wir hatten die Herabsetzung der hohen Gehalte auf den Verdienst eines Durchschnittsarbeiters versprochen und erreicht: und müssen jetzt, nach altem Bourgeoisbrauch, den besten bürgerlichen Fachleuten sehr hohen Sold gewähren. Statt durch unsere Rückständigkeit Milliarden zu verlieren, müssen und können wir fünfzig oder hundert Millionen im Jahr ausgeben, um ,Sterne Ersten Ranges' zu bezahlen, mit deren Hilfe die gesammte Volksarbeit nach dem letzten Wort der Wissenschaft und der Technik umzuorganisiren, ihr das beste Rechnungwesen und die genauste Kontrole zu sichern ist. In jeder Revolution giebt es Stunden, wo das Sprengen der alten Einrichtung, und andere, wo die Säuberung der Sprengtrümmerstätte wichtiger ist. Die Räthe dürfen nicht erstarren und in Selbstzufriedenheit verknöchern. Für bestimmte Arbeitprozesse müssen wir mit aller Entschlossenheit die schrankenlos diktatorische Gewalt Einzelner fordern. Um so mannichfacher müssen dann aber die Formen der Kontrole sein, die, von unten her, die Macht der Sowjets vor Verkümmerung schützt." (Bruchstückchen aus der deutsch im Verlag der Aktion erschienenen Schrift „Die nächsten Aufgaben der Sowjet-Macht".) Im April hat der Allrussische Vollzugsausschuß der Räthe die Anwerbung der besten Organisatoren, die Einführung von Akkordlohn und die Nützung der fruchtbarsten Lehren des Taylor-Systems empfohlen. In den seitdem verstrichenen fünfzehn Monaten ist die Noth größer, der von Vernunft geforderte „Rückschritt" rascher geworden. Und von diesem Land, diesem kaum erst angeschürften Erdtheil soll ein Pestgurt uns noch länger trennen? Keine Vertretung durch Gesandtschaft und Konsuln; weder Brief- noch Waarenverkehr; zehn bis zwölf

Tagereisen von Berlin nach Moskau. Und Ihr pfauchet, weil in Oberschlesien, dessen Hauptindustrie auf Rußland angewiesen war, manche Hoffnung sich gen Polen wendet? „Wenn die neuen Minister die Arbeiterverbände aller zu Einfügung in den Völkerbund bereiten Länder zu dem Zweck einen, dem Russenreich, das in neue Lebensform auferstehen, sie aber nicht einem Milliardär oder Trust danken will, Köpfe, Maschinen, für Ural und Kaukasus, an der Lena und Wolga taugliches Geräth zu liefern, dann führen sie Deutschland aus dem Purgatorium rasch in das Eden würdigster Pflicht, stützen die Völkergemeinschaft auf wuchtige Pfeiler, rüsten die einzige Weltrevolution, die nicht erst Chaos gebiert, und schreiben ihre Namen, Bauer und Müller, unverwischbar ins Gewölb des einzigen Himmels, zu dem Menschenandacht morgen noch aufblicken wird.“ Zum zweiten Mal mußtet Ihrs hören. Daß Deutschland, wenn der Westen sich spröd zeigt, auch allein, mit seinen Schöpferköpfen, baumeisterlichen Menschen, Technikern der Land- und Stadtwirthschaft und einem mobilisirten Arbeiterheer, das große Unternehmen wagen kann, habe ich vor drei Wochen hier gesagt. Keiner Westmacht käme daraus Grund zu Beschwerde. Die deutsche Bilanz würde gebessert; und wer die russische Wirthschaft in Ordnung, die sie noch niemals kannte, in Blüthe bringt, Der leistet der Menschheit einen ins Uebersinnliche fortwirkenden Dienst. Dem Präsidenten des Reichsministeriums scheint spät erst ein verwehter Glockenton die Kunde von der Entwickelung im Osten zugetragen zu haben. Jetzt weiß er von Gut und Bös. Lieber heute als morgen mit Axelrod und Radek die Möglichkeiten besprechen. Flink einen anderen Müller, den dicken Doktor Augustum, nach Moskau. Sputet Ihr Euch nicht, dann spannt England, wo General Smuts, ein Kommender Mann, zu Verständigung mit den Bolschewiki rieth, die Polen vor; oder Amerika machts in versöhnlicher Sozietät mit Japan, das schon eine Hypothek auf Sibirien hat. Und schrill klingts dann wieder: Zu spät!

Matthaei Offenbarung.

Spät kam der Finanzminister Erzberger in den Entschluß, von schmählich Vergangenem den Schleier zu heben. Doch

er kam. Zu spät, leider, um den Friedensvertrag zu lindern; früh genug, um den Deutschen, die nicht blind sein wollen, aus Irrthum in grelle Klarheit zu helfen. Warum so spät? Nicht nur, weil er von Jämmerlingen beschimpft, aus hundert Tintenfäßchen, nach unaustilgbarem Landesbrauch, mit Jauche bespritzt wurde, sondern, weil auch er, der gegen Büttelfäuste gehürnte „Volksvertreter", die Beschuldigung scheute, er habe den Feinden Geheimnisse ausgeplaudert, deren Bergung vom Wohl des Vaterlandes gefordert war. Deshalb hat er geschwiegen, bis Deutschland und Britanien den versailler Pakt bestätigt hatten. Noch jetzt hört er ja die Anklage, er habe 1917 von dem Elendsgemälde des bethulich eitlen Grafen Czernin einen Vorhangszipfel weggezogen, 1919 „die Vertragsannahme in Aussicht gestellt und dadurch, in beiden Fällen, der deutschen Sache geschadet". Unfaßbar, daß Erwachsene solcher Spukmär glauben. Wie es vor zwei Jahren in Wien, Prag, Budapest, Krakau, Laibach, Triest, wie vor zwei Monaten zwischen Aachen und Memel aussah, wußten die Häupter der Westmächte bis ins Kleinste und ihr Planen wäre nicht Truglichtern gefolgt, wenn Ottokar, Moppy und andere Unmögliche ein Papagenoschloß vor den Prälatenmund des nicht einzuschüchternden Schwaben gehängt hätten. Der, tuscheln Schwätzer, könne nicht schweigen. Er kann; und wirds beweisen. Er wußte immer, „was auf wen", hat in fünf Kriegsjahren dicke Pfeilbündel gehäuft und sein Köcher ist noch nicht leer. Der fleißige, merkwürdig begabte, in alle Sättel gerechte Mann hat Allerlei auf dem Kerbholz und wurde seit dem Herbst manchmal zum Aergerniß. Dreimal aber hat er sich den Dank Aller verdient, die Deutschland nicht als Rummelplatz oder Parzellenwüste sehen wollten. Als er das dreiste Taschenspiel mit Tauchbootziffern aufdeckte und den Reichstag in die Friedensresolution überredete, die noch unzulänglich war, doch einen Vernunftkeim hoffen ließ. Als er, in Einheitfront mit dem Kollegen Noske und unter starker Flankendeckung durch die Stoßtruppe der Unabhängigen, den Entschluß zur Vertragsannahme durchdrückte, ohne die Deutschland heute zerfallen, nicht nur von der Mainlinie zerschnitten, ein blutendes, röchelndes Staatengeknäuel wäre. Und zum dritten Mal, als er im

Drang jetzt, während der Sirius sich für den Frühaufgang putzte, auszusprechen wagte, was hinter dem Pompvorhang war. Im dreifachen Erzpanzer solcher Leistung darf er Vergebung läßlicher Sünde und ungenauer Angabe fordern. Mit verhaltenem Athem lauschte die Nationalversammlung der Apokalypsis. War dem Hohen Haus wirklich all das von Erzbergers Excellenz Berichtete, von den Ministern Bauer und Müller Ergänzte noch neu? Dann muß erlaubt sein, Goethes freundlich censirenden Satz über den Ilmgeist in zeitgemäßen Sinn umzudeuten: „Dieses ist artig und gewissermaßen ein Spiegel der geistigen Höhe unserer jetzigen weimarischen Gesellschaft." Die anglo-französische Zwischenfrage nach dem päpstlichen Ruf zu Verständigung, die Antwort des gottseligen Gemeinschaftmannes Michaelis, der Empfang des Nuntius im Großen Hauptquartier, die „realen Garantien", an die, von drei Kanzlern, Belgiens „Freigebung" geknüpft wurde: Das war, Alles, den von Volkswahl Geweihten neu? Dann wissen sie wohl auch nicht, daß der Zufallskanzler Michaelis, dem Rom Etwas wie die Brutstatt des Antichristus ist, den Abgeordneten Erzberger, der seit drei Jahren mit großem Troß und Praß „die Wahrheit ins Ausland" exportirte (und sich nun doch entsetzt, weil sie in Deutschland kaum noch zu finden ist) staunend fragte, ob er denn, außer dem Mandat, auch ein Amt habe. Dann kennen sie nicht die Szene aus dem Jüngsten Gericht, die Wilhelm, immer taktvoll, beim Dessert dem Priester-Diplomaten vormimte. „Wie soll denn dieser König von Italien eines Tages vor seinem Herrgott stehen? Du meineidiger Halunke, wird ihn Der fragen, was hast Du auf die Anklage des Vertragsbruches, des Treubruches zu erwidern? Meine Minister und mein Volk, wird der Zwerg stottern, haben mir so lange zugeredet, bis ich ... Nee, Männeken, fährt der Herrgott dazwischen, so kommste mir nicht wech! Hast Du Deine Krone von Deinen Ministern, Deinem Volk oder von mir, elender Kerl?" Von Signorellis Gemälde, von Buonarottis gar weht uns so grauser Schauder nicht an. „Unser alter deutscher Gott als Urberliner": bis auf die pariser Boulevards ist Gespöttel darüber vorgedrungen. Niemals in den Reichstag Seiner Majestät? Die Ehrfurcht vor Abgeordneten schrumpft ins Wesenlose.

Das erbärmliche Gedräng der Erklärer, Wortverdreher, Düftler und Leugner währt noch fort. Keiner wills gewesen sein. „Dreht Euch nicht um, der Plumpsack geht 'rum!" Jeder von ihm Geschlagene beschwört seine Unschuld. Rechtfertigungschriften, Weißbücher, Verhandlungen (öffentliche, versteht sich) vor dem Staatsgerichtshof werden angekündet. Alle ekelt das Schauspiel. Dennoch muß es sich vollenden. Der Akt, von dem sich in Weimar der Vorhang hob, spielt im Sommer 1917. Rasch einen Rückblick. Wie es, schon damals, im deutschen Heer aussah, haben hunderttausend Briefe erzählt, deren Schreiber, Offiziere und Mannschaft, noch heute nicht ans Licht wollen. Ich wähle ein gedrucktes Zeugniß; ein Stück aus der Schrift: „Der Offizierhaß im deutschen Heer", die, im freiburger Verlag von Bielefeld, jetzt erst erschienen ist.

„Gleiche Löhnung, gleiches Essen,
Wär' der Krieg schon längst vergessen.

So steht es in den Unterständen angeschrieben, so schließen ungezählte Gespräche, so heißt es immer wieder in den Feldpostbriefen. Fassen wir sogleich den Sinn des Reimwortes ins Auge: der deutsche Soldat ist überzeugt, daß Derjenige, der durch hohe Löhnung und gutes Essen gegen die Entbehrungen des Krieges gesichert ist, also der Offizier, an der Fortdauer des Krieges interessirt ist. Nun hat der deutsche Soldat in seiner übergroßen Mehrheit seit Monaten nur noch einen Wunsch: Frieden, sofortigen Frieden, Frieden fast um jeden Preis, sei es auch um den Preis der Rückgabe der Reichslande, sei es auch (fügt der Bayer hinzu) um den Preis eines russischen Ostpreußen. Thron und Vaterland, Freiheit und Macht: diese Vorstellungen haben unter dem stetigen Druck jeder Schreckniß und jeder Entbehrung, der eigenen und besonders der Lieben zu Haus, ihren Zauber zum größten Theil verloren, zumal der Kampf fast nirgends auf dem Boden der Heimath ausgefochten wird und so die beste Kraftquelle für den modernen Bürgersoldaten gerade in Deutschland nicht fließt. ‚Daß doch der Schwindel endlich aufhöre', ist längst technischer Ausdruck geworden; ‚wenn doch die Ernte ganz verregnen möchte, dann wäre gleich Schluß', konnte man, selbst von Bauern, während der Regenperiode immer wieder hören. Es ist eingetreten, was oft vorausgesagt wurde: das deutsche Volk, das, wenn auch nicht von der Gesetzgebung, so doch von der Regirung und Verwaltung des deutschen

Staates ausgeschlossen ist, hat, ohne politische Begabung, wie es nun einmal ist, an dem Schicksal dieses Staates fast alles Interesse verloren. Dann aber verliert in seinen Augen der Krieg jeden für das Volk vernünftigen und allgemeinen Sinn und erscheint ausschließlich, zumal der Glaube an den ‚Ueberfall' wankend geworden ist, als eine verruchte Quälerei, der der Einzelne so schnell wie möglich entrinnen möchte. Jeder erzählt ohne Scheu, wenn er sich ‚gedrückt' hat; und je geschickter er es angestellt hat, desto größer ist sein Ansehen unter den Kameraden. Man ist überzeugt, daß auf Seiten des Feindes, dem, je länger der Krieg dauert, man sich immer mehr angeähnelt fühlt, die Verhältnisse völlig gleich liegen: auch der Feind ist nur ein Unglücklicher, durch die gleiche finstere Gewalt in die gleiche Hölle gestoßen; im Uebrigen bringt man ihm, gleichviel, wie er heiße, fachmännische Hochachtung entgegen. Dann aber ist der wahre Feind Derjenige, der diesen Krieg am Leben erhält, am Leben zu erhalten interessirt ist; und Das ist eben, nach dem krausen Gedankengang des gemeinen Mannes, der Offizier. Und zwar sind es besonders die mittleren Offiziere, Hauptleute und Stabsoffiziere, auf die er abzielt, weil sie nicht, wie der Lieutenant, wenigstens das Leben selbst als Preis ihres vermeintlichen Wohllebens einsetzen, während er die Zurückhaltung der Generalität und der Generalstäbler aus der Feuerlinie natürlich billigt. So kommt es, daß der deutsche Soldat fast allen Haß, fast alle Erbitterung, die sich während des Krieges in ihm aufgehäuft haben, gegen seinen Offizier kehrt, wobei er gern den ‚guten' Offizier doch immerhin als Ausnahmeerscheinung gelten läßt. ‚Rache' ist der einzige männliche Gedanke, der sich noch aus seiner Brust schwingt, Rache, ‚wenn wir erst wieder daheim sind . . .'

Es gilt, dieser Thatsache furchtlos ins Auge zu sehen. Sie ist so bedeutsam, daß neben ihr alle Aufgaben der Strategie und Taktik, der inneren und äußeren Politik in nichts versinken würden, wenn diese Aufgaben nicht mit jener Thatsache in engster Beziehung stünden. Aber schneidige Angriffe, kühne operative Bewegungen und besonders erfolgreiche strategische Rückzüge sind von einer Truppe, die ihre Führer, statt zu vergöttern, vielmehr verflucht, nur noch selten zu erwarten; die Gestaltung des Friedens ist damit besiegelt; und die Zeit nach Friedensschluß muß im Innern einen wilden Radikalismus bringen. Denn der Haß gegen den Offizier überträgt sich auf die staatliche Obrigkeit überhaupt, deren Eckstein er in

Deutschland darstellt und gegen die sich ohnedies im Zusammenhang mit den wirthschaftlichen Schwierigkeiten so viel Zündstoff angehäuft hat. So zieht die Sozialdemokratie, weil sie den Krieg, den heutigen Staat und den im Offiziercorps verkörperten ‚Militarismus' bekämpft, fast das ganze Heer (Theile der Bauernschaft ausgenommen) in ihren Bann.

Im Friedensstande ist es völlig gerechtfertigt, daß der Offizier viel besser verpflegt wird als die Mannschaft. Diese wird zweckmäßiger ernährt, als es die Meisten im Civil gewöhnt sind; die Verwöhnten unter ihnen dienen einjährig und haben das Recht der Selbstbeköstigung. Auch lebt der Offizier nicht besser als andere Personen seiner Bildung- und Einkommensstufe; seine Leistung ist beträchtlicher als die des Mannes und oft eben so anstrengend; die Gelage, denen er sich etwa hingiebt, sind dem Auge des Mannes entzogen und erregen daher keinen Neid. In diesem Kriege ist Alles von Grund auf anders. Die Verpflegung des Mannes genügt nicht mehr voll, um ihn zu den übermenschlichen Leistungen zu befähigen, die verlangt werden müssen; bei jedem Bissen schmeckt er die Noth der Seinen mit, die ihm aus Jammerbriefen und eigener Anschauung nur zu gut bekannt ist; und wer, weil er wohlhabend ist (wir haben ja das ganze Volk in Waffen vor uns), die Seinen versorgt weiß, kann immerhin doch der seinen Gewohnheiten nicht entsprechenden Kost keinen Geschmack abgewinnen, zumal, wenn er, wie jetzt die Mehrzahl unserer Soldaten, im reifen Alter steht. Auf der anderen Seite des ‚Grabens' sieht er den Offizier, der, wie so viele kaum der Schulbank entronnene Jünglinge, durch sein hohes Gehalt in die Lage versetzt wird, besser als im Civil zu essen und besonders zu trinken und Beides unvergleichlich besser als der gemeine Mann. Dieser aber sagt sich, voll ingrimmigen Neides, daß er viel härter arbeitet als Jener, und stellt mit peinlicher Genauigkeit fest, daß der Offizier, wo ihn die Umstände nöthigen, aus der Mannschaftküche zu speisen, die besten und größten Stücke als selbstverständliches Vorrecht in Anspruch nimmt. Es wurmt ihn, daß der Offizier oft genug das Essen unter Lebensgefahr der Träger für sich in die Kampfstellung schaffen läßt, während er in der Ruhestellung, im Kasino, sich überhaupt keine Einschränkung auferlegt: der Soldat wird entrüstet Zeuge unausgesetzten Becherns, hat hundertfach Gelegenheit, berauschte Offiziere zu sehen, und entzieht deshalb dem ganzen Stande die Achtung. Ja, er muß oft genug erleben, daß die Kasino-Verwaltungen

alle besseren Lebensmittel der Umgebung, besonders Eier und Butter, mit Beschlag belegen, so daß der Offizier noch seine Familie versorgen kann, während dem Mann hierdurch die letzte Möglichkeit entgeht, sich eine geringe Zukost zu verschaffen. Ist es ein Wunder, wenn er im immer wiederholten Gespräch erbittert fragt: Muß Das so sein? Muß Der besser essen als ich, der weniger arbeitet? Muß er schlemmen, wenn ich gerade das Nothwendigste erhalte und die Meinen nicht einmal Dies? Das ist ungerecht . . . Die Abhilfe ist hier einfach genug. Es müßte strenger Befehl ergehen, daß der Offizier aus der Mannschaftküche ißt. Was für die vielen Künstler, Gelehrten und wohlhabenden Bürger in reifem Alter unter seinen Leuten gut genug ist, kann für ihn nicht zu schlecht sein. Das Wort vom Volk in Waffen muß auch hierin zur Wahrheit werden. Die Kluft, die bisher zwischen den ‚beiden Ständen' bestand, wäre mit einer ersten Brücke überspannt, dem ‚Militarismus' ein Giftzahn ausgebrochen. Dies schließt nicht aus, daß der Offizier, wo er Gelegenheit dazu hat, die Kost aus seiner Tasche ergänzt; Das darf ja auch der Mann. Aber Trinkgelage sind gänzlich zu verbieten, nicht nur aus dem Gesichtspunkt einer ungerechten Gegensätzlichkeit, sondern auch dem der moralischen Bloßstellung des Offizierstandes. Wenn das russische Volk bei Kriegsbeginn wie ein Mann auf fast jeglichen Alkoholgenuß verzichtet hat und hierdurch die Voraussetzung seiner überraschenden militärischen Erfolge schuf, so wird der deutsche Offizier auf Burgunder und Champagner verzichten müssen, wenn er den Katzenjammer militärischer Mißerfolge eines Heeres scheut, das die Achtung vor dem Führer verloren hat."

Das hat, nicht für irgendwelche Oeffentlichkeit, sondern zu Weitergabe an hohe Kommandostellen, im September 1916 (nicht: 17) Dr. Hermann Kantorowicz, Professor der Rechte an der Universität Freiburg in Baden, geschrieben, der als Unteroffizier im Feld war und dessen ernste, unangekränkelte Vaterlandliebe die lesenswerthe Schrift klar bekundet. Warum er jetzt aus dem Dunkel ins Licht tritt? „Mich bewegt allein der Wunsch, um unseres unglücklichen Volkes willen, so weit an mir ist, dem neuen Lügenhandwerk der alten Lügenmeister entgegenzutreten, die politische Haltung der Warner während des Krieges nachträglich zu rechtfertigen und durch Beleuchtung gemachter Fehler ihre Wiederholung zu verhindern. Die ‚Kriegsaufklärung' (später:

‚Vaterländischer Unterricht') war Volksbetrug. Wahr ist, daß unser unvergleichliches Heer, kurz bevor es von vorn erschlagen worden wäre, ‚von hinten erdolcht wurde'; aber ermöglicht hat Das kein Anderer als unsere verblendete Heeresverwaltung, der das Völker bewegende Wort ‚Gerechtigkeit' Schall und Rauch war.“ Im Sommer 17 war über Feld und Heimath der Himmel noch viel dunkler umwölkt; der Hoffnung auf Westsieg längst der Fittich geknickt; und nirgends ein Ziel, das der Seele mit heiliger Lohe winkte. Amerika kommt. Der Riese. Wie könnte, was bisher nicht gelang, gegen noch dichtere Massen gelingen, denen in jeder Nacht Geschütz und Geschoß, Tanks und Flieger nachwachsen und nie der kräftigste Nährstoff, fast nie der leckerste fehlt? Zu Haus aber zeugt schamloser Terror immer neues Lügengekribbel. Frontstimmung froher als je. Sieg auf Sieg. England keucht schon; hat keinen Frachtraum. Und da soll der Yankee uns schrecken? Oesterreich in Vollkraft, Schulter an Schulter, Bulgarien ein Fels, die Türkei von der Inbrunst Heiligen Krieges durchglüht, Polens Herz dem deutschen Erlöser verlobt. Fahnen heraus! Lernten die Lügenzungen mählich an ihr Geschöpf glauben? Ahnten sie, daß die alte, in solchem Zar und Sultan, solchen Kaisern verkörperte Monarchie, der Hort ihres Seins und Begehrens, ohne triumphalen Sieg sterben müsse, und wehrten sich deshalb gegen alles Trachten nach Verständigung? Die Revolution, die wahre, hat in Ost Scheinsieg erwirkt; die Revolution genannte Kachexie des Heeres hat dessen völlig besiegten Leitern die Ausflucht in schmähliche Anschuldigung des von ihrem blinden Willen vorwärtsgepeitschten Volkes ermöglicht. Das weiß jetzt, wie es von Ministern und Generalen, von Kaiser und Hofgesinde belogen wurde; weiß, daß nicht Knechtssinn zu Sühnung der auf Deutschlands Namen gehäuften Schuld rief. Von Gauklern, Götzendienern, Mördern, von Allen, die lügen und Lüge lieben, will es, wie einst der Offenbarer Johannes, sich scheiden und, wie er, auf reinem Weg zum Baum des Lebens gelangen. Der Nebel fällt. Vom Hundsmaul herab strahlt uns der schönste Stern.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft

Berlin, den 9. August 1919

Götzendämmerung

„In welchen Händen sind wir gewesen!" Das flüchtigste Gespräch und fast jeder nicht in Geschäftliches beschränkte Brief wiederholt diesen Entsetzensruf, seit, endlich, die ersten Akten des Auswärtigen Amtes und der Reichskanzlei veröffentlicht worden sind. Den jetzt Lautesten wäre zu antworten: Ihr wolltet in diesen Händen sein; Ihr schlürftet, wie Firnwein, die alltäglich kredenzten Lügentränke, deren Ruch längst doch, nach dem guten Wort des Lyrikers Werfel, den Duft des Blutes überstank; Ihr sträubtet Euch gegen jede Mahnung zu Vernunft und hättet die Kunde, ein Hauptfeind habe, die Möglichkeit anständigen Friedens zu ertasten, einen Fühler (so nennt Ihrs) ausgestreckt, nur zum Versuch neuer Wuthschürung genützt; hättet geheult: „Jetzt, wo die Brieder schlapp werden, sollen wir den Pflock zurückstecken? Ausjeschlossen! Nu erst recht feste druff!" So dachten Industrieherren und Großgrundbesitzer, Bankiers und Pfarrer, Händler und Professoren, Beamte und Handwerker; auch ein großer Theil der Handarbeiter noch, die oft die Herrlichkeit der Internationale gepriesen und, seit sie mündig waren, Sozialdemokraten gewählt hatten. Bis in den Herbst 1918 regte an keiner zu Entscheidung berufenen Stelle jemals sich ernstlich der Wille zu bescheidener Verständigung, war an keiner je auch nur die Bereitschaft, das den Belgiern gethane Unrecht

zu sühnen. Der Zweck aller „Friedensangebote", die immer zweideutig blieben, immer schon durch ihren hochfahrenden Ton die Annahme hinderten, deren Regirung und Reichstag sich aber pharisäisch rühmten, war, die Feinde vorzuködern und, wenn sie sich in freundliche Rede bequemt hatten, zu rufen, nun sei ihre sieche Schwachheit offenbar geworden und, die Wankenden zu überwinden, nur ein letzter, leichter Kraftaufwand noch nöthig. Witterten sie die Falle, blieben stumm oder antworteten barsch, dann erscholl der Ruf, der Mildeste müsse erkennen, daß gegen diese verstockte Räubersippe selbst das grausamste Kriegsmittel erlaubt sei. Die meisterwähnte berliner Friedensofferte hätte nach der Uebertragung ins Bürgerlich-Private gelautet: „Sie haben wie ein Schweinhund gegen mich gehandelt und sind deshalb nach Gebühr von mir gezüchtigt worden. Weil ich aber ein guter Kerl bin, will ich, wenn Sie in der nächsten Woche nach Treptow kommen, Ihnen sagen, unter welchen Bedingungen ich den Verkehr mit Ihnen wieder aufnehmen würde." Vergleichet: obs nicht genau so war; und erwäget, ob irgendein Mensch oder Staat von mittlerem Selbstachtungbedürfniß solcher Einladung folgen könnte. Weil die Antwort so schroff klang, wie jeder Politiker erwarten mußte, weil sie nüchtern, ohne Spur von dem in Kriegspresseämtern ihr angedichteten „Hohn und Spott", die Kriegsziele bezeichnete, die nun, leider, erkämpft worden sind, wurde sie, zu „Begründung" des schrankenlosen Tauchbootkrieges ausgenützt. Aus keiner der schüchternen Reichtagsaktionen sproß ein Hoffnunghälmchen, weil keine (der Abgeordnete Erzberger gabs zu, wagte aber nicht, sich wider den Brauch zu stemmen) möglich war, wenn nicht über Deutschland der Himmel sich wieder einmal getrübt hatte. „Erst, wenn die neue Offensive versumpft, läßt sich im Reichstag was machen; früher kriegen Sie die Leute nicht an den Start." Und wars so weit, konnte die ungeheure Lügenmaschine zwar noch Niederlagen verschweigen, doch nicht mehr Siege bauschen, dann waren die Westmächte spröd. Ihr oben habt nicht das Recht zu Gestöhn und Schreckensruf. Eure ganze Gesellschaftschicht war im Geheimniß der Trugverschwörung. Ihr wolltet „dem Volk

die Religion erhalten"; den Aberglauben an die Weisheit irdisch thronender Allmacht. Ihr habt die Götzen gefüttert, in deren Händen Deutschland gewesen ist.

„Darf auch nur für eine Sekunde gefragt werden, ob es wichtiger sei, das Gesicht zu wahren, das Phantom einer ‚Ehre' zu retten, die zum Wappenschild im Leichenzug des deutschen Volkes werden könnte, oder die Zukunft von siebenzig Millionen deutscher Menschen zu verbürgen? Der Unterseekrieg kann nichts Entscheidendes in absehbarer Zeit erreichen. Der Bruch mit Amerika bedeutet allermindestens Verlängerung des Krieges bis tief ins Jahr 1917. Der Feind würde enttäuscht und in Resignation gezwungen, wenn wir rasch unverrückbare Verständigungbasen mit Amerika fänden. Entschließt unsere Heeresleitung sich zu schimmerloser, unbrechbarer Defensivkriegsführung, von der allein noch Heil zu hoffen ist, dann können wir, ohne Zersplitterung und rasche Abnutzung unserer Wehrkraft, warten und jedem rachsüchtigen Feind zurufen: Da Du nicht Frieden willst, wirf uns aus dem eroberten Gebiet!" Am zweiundzwanzigsten April 1916 schrieb ich diese Sätze an Herrn von Bethmann. Der entschloß sich zwar zum „Rückzug" nach der Sussex-Note des Präsidenten Wilson (dem zuvor die Endung des „rücksichtlosen" Unterseekrieges zugesagt, das Versprechen aber gebrochen worden war); doch die funkelnden Ziffern des Herrn Helfferich blendeten bald danach den im Innersten stets unsicheren Kanzler. Auf dem Umweg über das „Friedensangebot" ließ er sich in den Tauchbootkrieg verleiten, der Amerika in den Weltkrieg riß und damit Englands sehnlichsten Wunsch erfüllte. Die Heeresleitung denkt nicht an flauen Defensivkrieg, ist des Sieges sicher und spricht mit spöttischem Bedauern über den armen, durch falsche Instruktion bethörten Botschafter, der sich in Washington um Friedensschluß gemüht habe. Bald nach Neujahr 1917 läßt Kaiser Karl von Oesterreich in Paris leis anpochen. Er fühlt, daß seine Krone verloren, der Zerfall seines Reiches unaufhaltsam ist, wenn er nicht rasch Frieden erlangt. Am letzten Märztag übergiebt Prinz Sixtus von Parma dem Präsidenten Poincaré den Brief seines Schwagers Karl. (Der

Brief ist später, da Herr Clemenceau ihn als Aufmunterungsmittel benutzt hatte, für das Werk eines Fälschers erklärt worden; aber Niemand hats geglaubt.) Im Mai bringt der Parma-Bourbon einen zweiten Brief Karls. Der will die Ansprüche Italiens, Serbiens, Rumäniens befriedigen und hofft, sein theurer Freund Wilhelm werde, wenn er König von Polen heiße und Galizien erhalte, Elsaß-Lothringen den Franzosen zurückgeben. Trügt die Hoffnung, dann wird Oesterreich-Ungarn auch zu Sonderfrieden bereit sein. (Daß Graf Czernin, der all Das wissen muß, jetzt noch behauptet, erst durch eine Indiskretion des Herrn Erzberger habe man in Paris und London mit Wonne erfahren, wie es in Oesterreich stehe, zeugt immerhin von Verwegenheit.) Aus dem pariser Geplänkel wird nichts, weil die Westmächte dem jungen Kaiser nicht die zu Dämmung des berliner „Siegeswillens" nöthige Kraft zutrauen und ihre Völker nicht durch Enttäuschung von einem Frühlingshoffen herabstimmen wollen. Im deutschen Hauptquartier und in Berlin wird der große Sturmangriff auf den Kanzler vorbereitet. Ein Mann, der sich so lange gesträubt hat, „das wirksamste Kriegsmittel, unsere Unterseewaffe, die England in sechs Monaten sicher auf die Knie zwingt, anzuwenden" (Herr von Tirpitz wird in seinem Buch beweisen, daß er selbst die von Pohl-Bethmann beschlossene Anwendung niemals wollte); ein Mann, der das bewährte preußische Wahlrecht ändern, mit allerlei Freiheitverheißung herumfackeln will, muß schleunig abgesetzt werden. Im Juni wird er aus dem Hauptquartier unsanft gemahnt, mit aller Kraft für „die innere Geschlossenheit des Volkes" zu sorgen. Das soll heißen: Auch jetzt, am Ende des dritten Kriegsjahres kein Kampf um Grundsätze der Politik, keine Mehrung des Bürgerrechtes, die Kronrechte mindert; Burgfriede, Fronteinheit, Durchhalten, Siegeswille, Fahnen heraus, Hurra. Er stimmt, in der Antwort an den Generalstabschef, ängstlich zu; wagt aber, zu schreiben: „Die Vorstellungen von der schnellen und durchschlagenden Wirkung des Unterseekrieges sind als übertrieben erkannt worden. Damit ist die weit verbreitet gewesene, auch im Verkehr zwischen Front und Heimath genährte sichere Erwartung des Kriegs-

endes noch vor dem Herbst zusammengebrochen. Um die herabgedrückte Stimmung wieder zu heben, müssen vor Allem die wirthschaftlichen Schwierigkeiten bekämpft werden. Die Kriegszielfrage sollte ganz ruhen, keinesfalls zu einem Gegenstand gemacht werden, bei dem die verschiedenen Volkstheile, womöglich nach ihrer politischen Parteirichtung und unter Anrufung militärischer und politischer Autoritäten, gegen einander ausgespielt werden. Die Aussichten eines Friedens, den wir diktiren könnten, sind so unbestimmte und jedenfalls in so weite Fernen gerückt, daß die Vorspiegelung eines fetten Friedens bei dem langen und schweren Weg, den wir noch zu durchlaufen haben, zu neuen und verderblichen Enttäuschungen führen müßte. Sollte sich die Vorstellung festsetzen, daß wir bei der jetzigen Kriegslage Friedensmöglichkeiten wegen Unerreichbarkeit bestimmter Kriegsziele ausschlügen, so wären unabsehbare Folgen für die innere Widerstandsfähigkeit gewiß. Auch die Rücksicht auf Oesterreich-Ungarn, wo die antideutsche Stimmung stetig wächst, führt zwingend zu dem selben Schluß. Ueber den Herbst hinaus wird es sich schwerlich an der Stange halten lassen. Selbst wenn wir im Stande sein sollten, allein den Krieg über den Winter fortzuführen, könnten wir nicht damit rechnen, im nächsten Frühjahr oder überhaupt zu irgendeinem im Voraus bestimmbaren Zeitpunkt durch den Unterseekrieg völlig Meister unserer Feinde zu werden. Der letzte Luftangriff auf London hat nach zuverlässigen Nachrichten die Wuth des englischen Volkes so gesteigert, daß englische Staatsmänner, die an sich einem Friedensschluß geneigt waren, erklärt haben, keine englische Regirung, die nach solchen Vorgängen mit Deutschland verhandeln wolle, würde sich auch nur einen Tag vor der Volkswuth halten können. Da ich nicht zu erkennen vermag, daß so geartete Luftangriffe militärisch absolut nothwendig sind, darf ich die Bitte aussprechen, von ihnen, wegen ihrer verderblichen politischen Folgen, abzusehen."
Statt geradheraus zu sagen, er könne seine Politik nicht länger nach Hoffnungen richten, aus denen niemals Wirklichkeit werde, und müsse deshalb fordern, daß die Heeresleitung dem von ihm, dem allein Verantwortlichen, gewiesenen Ziel

ohne neues Irrelichteriren zustrebe, bückt er sich in eines Bittstellers Ton. Der schon klingt aber den Generalen nach „Pessimismus" (so nennen sies). Die Kriegsführung habe, zu Land, zu See, in der Luft, irgendwo, irgendwann enttäuscht? Das erdreistet der Mann sich anzudeuten? Dafür gebührt ihm Eins auf den Schnabel. Die Antwort kommt erst nach zwölf Tagen; ist aber auch nicht von Pappe. „Ich stimme Eurer Excellenz darin zu, daß die Stimmung in der Heimath zweifellos herabgedrückt ist. Den Grund hierfür sehe ich jedoch nicht, wie Eure Excellenz, in erster Linie in getäuschten Hoffnungen auf ein frühes Kriegsende (früh: nach drei Jahren), sondern in bedeutend höherem Maße in wirthschaftlichen Schwierigkeiten und innerpolitischen Unstimmigkeiten. Der Einfluß unverantwortlicher Organe auf die Volksstimmung ist stärker als der der Regirung und der zur Führung des Volkes berufenen Beamtenschaft. Dieser Zustand wäre nicht eingetreten, wenn im Volk die Ueberzeugung herrschen würde, daß die Regirung mit festem Willen, ohne nach rechts und links und nach außen zu sehen, ihren Weg geht." So wird, auf fast sechs Folioseiten, der Kanzler heruntergehunzt. Sieben Tage danach stürzt er; nach allerhöchstem Huldbeweis. Die Generale sind nach Berlin gekommen, haben durch Abschiedsgesuche den Rücktritt des lästigen Mannes erzwungen; der Kronprinz hat nachgeholfen, der Kaiser nachgegeben und dann gestöhnt: „Das war der größte Fehler meines Lebens."

In keinem anderen Land hätte der Generalstabschef so an den Ersten Minister zu schreiben gewagt, wie Herr von Hindenburg an den Kanzler schrieb; in keinem wäre solcher Uebergriff militärischer Gewalt in das Gebiet der Politik möglich gewesen. Der Ton des Schreibens ist der des rügenden Vorgesetzten; der Sinn, unverhüllt: Was wir Soldaten machen, ist vortrefflich, ist über jede Kritik erhaben, alles von Euch gemachte aber elende Stümperei. Die Regirung, schreibt der Feldmarschall, ist weder umsichtig noch gerecht; sie hat die dem Volk fest versprochene Nahrung nicht geliefert, dem Schleichhandel und Wucher nicht das Rückgrat gebrochen, weder für Trocknung des Nährstoffes noch für Futtermittelersatz gesorgt. Ihr Kohlenkommissar war unzulänglich. So-

fort kann das Feldheer die fünfzigtausend Kohlengräber, die von ihm verlangt werden, nicht freigeben; das Mögliche wird geschehen, um ernste Schwierigkeiten im Winter zu vermeiden. „Sollte Das aber wider Erwarten nicht möglich sein, so betone ich schon jetzt (um das Hochkommen anderer Urtheile so weit wie möglich zu verhindern), daß ich die Schuld an solchen Zuständen lediglich in den Versäumnissen und Fehlgriffen früherer Zeit und in der anfänglichen Scheu vor durchgreifenden Maßnahmen erblicken kann. Ein Abladen der Schuld auf meine Schultern, wie es mit völligem Unrecht in der polnischen Frage und in der Frage der belgischen Arbeiter geschah, lehne ich im Voraus ab." Wie das Volk, dem elf Millionen Männer und die zu deren Unterhalt nothwendigen Lebens- und Transportmittel entzogen sind, zu ernähren, wie ohne zureichende Bergmannschaft die nöthige Kohlenmenge zu fördern sei, wird nicht angedeutet. „Das Feldheer hat sich ohne Weiteres mit der Möglichkeit eines weiteren Kriegswinters abgefunden. Es ist jedem einzelnen Soldaten am Feind selbstverständlich, daß alle Gefahren, Entbehrungen und Nöthe ertragen werden müssen, bis wir zu einem brauchbaren Frieden gelangt sind." Das glaubte man im Großen Hauptquartier, weil, wie Professor Kantorowicz schreibt, „die höheren Stäbe den ‚Durchbruch" ungünstiger Nachrichten über ihren Abschnitt aus frevelhaftem Eigennutz ‚abzuriegeln' pflegten; mindestens seit Verdun aber war der Einsturz unserer von Eisen starrenden Front nur eine Frage der Zeit." Hätte die Heeresleitung, statt blind den Berichten ihrer Nicolai & Co. zu vertrauen, die mit Beschwerdebriefen bombardirten Abgeordneten oder andere Politiker gefragt, ihr Urtheil wäre richtiger geworden. Karl Liebknecht allein bekam aus dem Feld ganze Haufen von Zustimmungbriefen. Der Abgeordnete Haase könnte Bände im Format des Großen Brockhaus mit den Beschwerden Empörter füllen. Aber auch der Verband Deutsch-Nationaler Handlungsgehilfen hatte schon im Februar 1916, in einer Eingabe an das Kriegsministerium, auf die gefährliche, besonders dem Offizier feindliche Stimmung der Truppen hingewiesen. In der vor acht Tagen hier erwähnten Schrift „Der Offi-

zierhaß im deutschen Heer" steht: „Jahraus, jahrein sahen die Leute, daß das Gesetz, dessen Uebertretung an ihnen erbarmunglos geahndet wurde, von Hütern dieses Gesetzes straflos verletzt werden konnte: hier, nicht in Moskau, wurde die Saat der Rechtsverachtung und der Zuchtlosigkeit ausgestreut, die Spartakus jetzt erntet." Adelige Gardeoffiziere und kluge Techniker erzählten mir, wenn man oben die wirkliche Stimmung der Mannschaft ahnte, würde man den Traum von Westsieg nicht länger träumen. Das war 1916; als das Hoffen auf rasch wohlthätigen Eingriff der neuen Heeresleitung zerronnen war. Neben den noch leidlich harmlosen Verschen „Gleiche Löhnung, gleiches Essen und der Krieg wär' längst vergessen" las man in den Unterständen bald danach: „Ich sag' es frank und frei: Wenn Wilhelm mit Cylinder geht, Auguste nach Kartoffeln steht, dann ist der Krieg vorbei!" Manches Aehnliche. Die Frontkrieger hatten sich gewöhnt, von der ablösenden Mannschaft mit dem Wort zu scheiden: „Auf Wiedersehen im Massengrab!" Der Feldmarschall aber glaubte, das Heer habe sich mit dem vierten Kriegswinter „ohne Weiteres abgefunden". Und Männer, die über die Haltbarkeit ihres Werkzeuges so völlig getäuscht sind, wähnen sich zu endgiltiger Antwort auf die Gipfelfragen internationaler Politik berufen; reden von Wesen und Geschichte des Britenvolkes, als ob sie irgendwas davon gründlich erforscht hätten; und blasen immer wieder das Lied von der „inneren Geschlossenheit", die den Sieg sichere. Der Marschall bestreitet schroff alles vom Kanzler in Demuth Vorgebrachte; Luftangriffe auf London seien militärisch höchst nützlich, politisch durchaus nicht schädlich, der Tauchbootkrieg habe nicht enttäuscht und der Tag, der England zu Friedensschluß zwinge, liege nicht mehr in weiter Ferne. „Es würde meines Erachtens ein Unheil für unsere staatliche und wirthschaftliche Zukunft bedeuten, wenn wir einen englischen ‚Verständigungfrieden' (die Anführstriche, in denen dieses Wort immer steht, sollen zeigen, wie lächerlich die Heeresleitung der Begriff dünkt) annähmen, ohne daß wir durch einen Abfall Oesterreich-Ungarns und eine gleichzeitige eigene Agonie zum sofortigen Frieden gezwungen

wären. Ein solches ungünstiges Zusammentreffen halte ich aber für äußerst unwahrscheinlich.“ Im Herbst 19 ists dann Ereigniß geworden. Am siebenundzwanzigsten Juni 1917 hat Herr von Hindenburg dem Kaiser schriftlich empfohlen, „mit den rechtsstehenden Parteien Fühlung zu nehmen, die keine (vom Kanzler erfüllbaren) Sonderwünsche haben und noch immer die Vertreter desjenigen Theiles des Volkes sind, der auch jetzt noch am Ehesten und ohne Forderungen bereit ist, selbstlos für Eure Majestät bis zum Letzten einzustehen“. Die „innere Geschlossenheit“ soll also durch straffere konservative Politik, als Herr von Bethmann leistet, erwirkt werden: der, wie erwiesen ist, falscheste Rath, der in dieser Zeit zu geben war. Fast jeder Satz des Schreibens enthüllt die (dem Soldaten, nicht dem Berather des Kaisers verzeihliche) Unkenntniß des politischen Zustandes und Bedürfnisses. Von der Freisinnigen Zeitung, einem berliner Blatt, dessen „Siegeswille“ unüberbietbar war, wird gesagt: „Sie vertritt mit der Blindheit, wie sie dem bürgerlichen Freisinn eigen ist, den Parlamentarismus in reinster Form. In diesem Ziel ist sie mit den großen Blättern des jüdischen Freisinns, dem Berliner Tageblatt und der Frankfurter Zeitung, durchaus eines Sinnes. Diesem Ziel glaubt die freisinnige Presse unter dem jetzigen Kanzler näher zu kommen. Einem starken Staatswesen, wie wir es brauchen, hat sie niemals zugestimmt und wird sie niemals zustimmen. Wenn sie den Kanzler für den Vertreter eines starken Staatsgedankens hielte, würde sie ihn sicher nicht stützen. Sozialdemokratie und Freisinn haben ihn bisher gestützt, weil sie sahen, daß er ihrem Drängen nachgab. Es ist bezeichnend, daß unmittelbar nach Eurer Majestät Osterbotschaft bei beiden Parteien die Forderung des gleichen Wahlrechtes erhoben, die Theilnahme von Parlamentariern an der Regirung und die sofortige Neuorientirung verlangt wurde. Diese Forderungen traten immer stärker hervor. Anscheinend sind aber seit Kurzem Zweifel darüber aufgetaucht, ob der Kanzler so weit gehen wird und darf. Eine Mehrheit für die Politik des Kanzlers besteht nicht. Die Parteien und Kreise, die ihn augenblicklich stützen, thun Dies nur bedingt und aus egoistischen,

dem Staatswohl entgegengesetzten Interessen. Dem scheint zu widersprechen, daß der Kanzler bei seiner letzten großen Rede eine Art Vertrauensvotum fast des ganzen Reichstages erhielt. Diese Vertrauenskundgebung bezog sich aber, wie ich aus vielen Anzeichen schließe, nicht auf den Kanzler und seine Politik, sondern sie erfolgte lediglich auf die vom Kanzler betonte Uebereinstimmung der Reichsleitung mit den Bundesgenossen und der Obersten Heeresleitung. Ich bin überzeugt, daß die Führer der rechts stehenden Parteien und der Mittelparteien des Reichstages, wenn sie von Eurer Majestät befragt werden, diese Meinung bestätigen würden." Was soll geschehen? Die Regirung muß „die Zügel straffer nehmen", die „Begehrlichkeit der linken Parteien" abwehren, den rechten beweisen, „daß der beschrittene Weg nicht in den Abgrund führt", und „das Ansehen des monarchischen Staates" wiederherstellen. So sieht im Sommer 1917 das Programm der Herren von Hindenburg und Ludendorff aus; das Programm von Generalen, denen Sozialismus eine mit Zaum und Peitsche zu hemmende Verirrung, Parlamentarismus ein Ziel ruchlosen Strebens, gleiches Wahlrecht nur vom Weg in den Abgrund zu holen ist und die nach dem (bei „innerer Geschlossenheit") sicheren Sieg die Zügel straffer anziehen, die monarchische Staatsgewalt stärken wollen. Das wird in währender Militärdiktatur geschrieben, in einem Zustand luftloser, lichtloser Unfreiheit, wie nicht das alte Preußen von 1807 sie kannte. Für dieses Staatsideal soll das Volk bluten und hungern. Durch allzu devote Fügung in den Willen der Heeresleitung hat Herr von Bethmann seine Mehrheit gelockert, verloren. Weil er den Generalen noch zu liberal, zu „scheu vor scharfen und durchgreifenden Maßnahmen" ist und nur in dem Schein ihrer Gunst Vertrauensvoten heimst, stürzen sie ihn. Und küren den im Kollegenkreis bespöttelten Unterstaatssekretär Michaelis.

Der hat in der zweiten Juliwoche noch stramm vor dem Kanzler gestanden; giebt jetzt aber Theobaldo die huldvolle Censur: „Hochverdienter Mann". Und redet, wie die „großen Führer unserer Heere" es wünschten. „Der Unterseekrieg leistet mehr, als man von ihm erhofft hatte. England wird

dem Friedensbedürfniß nicht lange mehr entgegenwirken können. Dem Eingriff Amerikas sehen wir ohne schwere Bedenken zu. Wir haben ausgerechnet, wie viel Frachtraum erforderlich ist, um eine Armee von Amerika nach dem europäischen Kontinent zu bringen, wie viel Tonnage dazu gehört, um ein solches Heer zu ernähren. Frankreich und England können es selbst kaum, ohne ihre eigene Kriegswirthschaft zu beeinträchtigen. Nach unseren bisherigen Erfolgen werden wir auch des neuen Gegners Herr werden. Wir und unsere Bundesgenossen können also jeder weiteren Entwickelung der militärischen Ereignisse mit ruhiger Sicherheit entgegensehen. In der inneren Politik bin ich nicht des Willens, mir die Führung aus der Hand nehmen zu lassen.“ Der von Centrum, Sozialdemokratie, Freisinn eingebrachten Friedensresolution stimmt er (mit der Klausel: „Wie ich sie auffasse“) zu. Warum nicht? Sie hindert, wie Herr Erzberger später „festgestellt“ hat, ja nicht einmal Friedensschlüsse im Stil von Brest und Bukarest. Der Beschluß, den die Unabhängigen fordern (Friede ohne Annexionen irgendwelcher Art und ohne Entschädigung von den Kriegskosten, Wiederherstellung Belgiens und Sühnung des ihm gethanen Unrechtes), wird, auch von der Sozialdemokratischen Fraktion, abgelehnt. Ueber Belgien darf nicht in unzweideutigen Sätzen geredet werden. Auch nicht, als das Rundschreiben des Papstes, der als erste Voraussetzung friedlichen Abkommens die Räumung und völlige Freiheit Belgiens nennt, nach sieben Wochen beantwortet wird. Daß der Staatssekretär Benedikts die Zwischenfrage Englands und Frankreichs, ob mit der Räumung, Wiederherstellung, Unabhängigkeit Belgiens zu rechnen sei, nach Berlin weitergegeben und, wieder nach etlichen Wochen, eine unklare Antwort erhalten hat, brauchen die guten Kinder im Reichstag gar nicht zu wissen. Unter dem Siegel tiefsten Geheimnisses sagt Herr von Kühlmann dem Abgeordneten Scheidemann, Belgien jetzt zu erwähnen, sei unklug, weil man darüber schon in den nächsten drei oder vier Wochen mit England verhandeln werde. „So weit sind wir? Famos!“ Der Kanzler spricht: „Wir haben kein besetztes Gebiet preisgegeben. Die Reichsleitung hat für mögliche Friedensverhandlungen freie Hand.

Das gilt auch für Belgien." Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes: „So lange unsere Gegner von dem Wahn ausgehen (die Klügeren unter ihnen wissen, daß es ein Wahn ist), es könnte der Augenblick kommen, in dem das deutsche Volk unter das kaudinische Joch verächtlicher Forderungen kriecht, so lange wird dem Schwert das Wort bleiben müssen. Ein einiges Deutschland kann nicht geschlagen werden." Herr Kaempf, der übelste Präsident, den der Reichstag je hatte: „Schon am zweiten Mai habe ich die Anmaßung des Präsidenten Wilson zurückgewiesen, die er sich in Verhetzung zwischen Kaiser und Volk herausgenommen hatte. Jetzt versucht er wieder die gleiche Verhetzung. Er wird bei dem gesunden Sinn der deutschen Bevölkerung auf Granit beißen. Auf unserer Seite steht Recht und Menschlichkeit. Wir werden durchhalten bis zum glücklichen Ende für Kaiser und Reich."

Als der münchener Nuntius die franko-britische Zwischenfrage nach Belgien den Berlinern vorgelegt hatte, wurde ins Schloß Bellevue (wo Wilhelm sich während des Krieges sicherer fühlte als im Neuen Palais und im Alten Schloß) ein Kronrath berufen, dessen Ergebniß der Kaiser in den Satz faßte: „Die Annexion Belgiens ist bedenklich, Belgien kann wiederhergestellt, doch muß sein enger wirthschaftlicher Anschluß an Deutschland herbeigeführt werden." Herr Michaelis hat die Generale Von Hindenburg und Ludendorff anders verstanden; er denkt, da sein hochverdienter Vorgänger, trotzdem er den Kaiser für sich hatte, gefallen ist, müsse ein nicht so hell von der Majestät Begnadeter sicherer gehen; und schreibt drum einen Tag nach dem Kronrath an den Marschall: „Ich nehme als Forderungen der Obersten Heeresleitung, an denen unbedingt festgehalten muß, in unsere Verhandlungpläne auf, daß Sie Beide zum Schutz unserer westlichen Industrie in erster Linie Lüttich und ein Sicherungsgelände fordern." Darauf deutet kein Wort in dem vom Kaiser am Ende des Kronrathes unterschriebenen Satz. Außerdem: „Wirklich enger wirthschaftlicher Anschluß Belgiens, Nutzung der Rohstoffe in den besetzten Gebieten, günstige Wirthschaft- und Verkehrsentwickelung auf Eisenbahnen und Wasserstraßen, Vorzugsplätze im Hafen von Antwerpen, Einfluß auf die

deutsch orientirte flandrische Bevölkerung, Auferlegung zum
Selbsttragen der von uns den Nachbarn zugefügten Schäden,
Ausschaltung des englischen Einflusses an der Küste Flan-
derns und Nordfrankreichs und die Forderung des Rück-
erwerbes unserer Kolonien als Ausgleichsobjekt." Die Form
des Sprachgefäßes ist eben so abscheulich verpfuscht wie
das Moralempfinden, aus dem der Inhalt troff. Das im Stand
fleckloser Unschuld überfallene, verwüstete, ausgeraubte Bel-
gien soll (mindestens auf Jahre hinaus) Lüttich und dessen
Umkreis hergeben, seine Rohstoffe und besten Hafenplätze
dem Einbrecher zu Verfügung stellen, ihm Einfluß auf die
Vlamen (die selbständig, aber nicht „deutsch orientirt" sein
wollen) gewähren, auf die Freiheit seiner Wirthschaft, Eisen-
bahnen und Wasserstraßen verzichten, selbst den Wiederauf-
bau der Industrie bezahlen, sich von England, dem Neutralität-
bürgen und Retter, scheiden, zuvor von ihm aber die Rück-
gabe der deutschen Kolonien erpressen: dann erst wird das
Königreich geräumt und „freigegeben". Die Generale sind
einverstanden, fügen aber noch vier Bedinge hinzu. Der
„maßvolle Friede" muß noch vor Neujahr 18 (also in drei
Monaten) geschlossen, der deutschen Marine müssen „Stütz-
punkte in- und außerhalb unseres Kolonialreiches", dem
deutschen Heer alle Rechte zu „mehrjähriger Okkupation"
gewährt werden und „wir müssen in Lüttich unbeschränkte
Herren der Lage bleiben; ich vermag mir nicht zu denken,
daß wir in irgendeiner absehbaren und vertragmäßig fest-
gesetzten Zeit aus Lüttich herausgehen könnten". Der Mar-
schall schreibt: „Weite patriotische Kreise werden den Ver-
zicht auf die flandrische Küste als einen schweren Schlag
empfinden"; den „Verzicht" auf rechtwidrig, ohne Kriegs-
erklärung, nach dem Bruch des soeben erneuten Ehren-
wortes, von dem Forderer und Bürgen belgischer Neutra-
lität geraubtes Land. Von Entschädigung Belgiens dürfe gar
nicht die Rede sein; daß es selbst die Kosten des Wiederauf-
baues trägt, „wird schwerlich irgendein Deutscher als einen
betonenswerthen Gewinn auffassen". Dem kleinen Land
waren dreitausend Millionen Mark, alle erraffbaren Roh-
stoffe, die stärksten Motore, die werthvollsten Maschinen-

theile genommen, ganze Industrien zerstört, war durch das unsaubere Gezettel mit dem Häuflein der Flamingants gefährliche Zwietracht eingeschleppt, ein Arbeiterheer in Sklavendienst weggeführt, unentbehrliches Geräth entrissen, die Wolle aus den Matratzen gezupft worden. „Unvermeidliche Nothwendigkeit des Krieges": nennts Herr von Hindenburg. Daß Belgien die Kosten des Aufbaues und der Neuanschaffung selbst trägt, ist kein „betonenswerther Gewinn" für Deutschland. Das handelt „maßvoll", wenn es nach ein paar Jahren der Gesammtokkupation nur noch Lüttich und Umkreis behält und dem in Wirthschaft und Verkehr geknebelten Vasallenstaat einen Schein politischer Selbständigkeit läßt. Denn: „Daß Entschädigungen in Frage kommen könnten, darf bei unserer militärischen Lage nicht vorausgesetzt werden". Fünfzehnter September 1917.

Dem Brief des Marschalls ist eine Denkschrift des Generals Ludendorff beigelegt. Die inneren Schwierigkeiten wird die feste Leitung der jetzigen Regirung überwinden. Oesterreich-Ungarn, Bulgarien, Türkei sind uns fürs Nächste sicher; unser Vierbund ist viel fester als der uns feindliche Verband. Der Tauchbootkrieg wirkt. Italien steht vor eine Krisis. Den Franzosen, auch den Briten schon, gehts schlecht. „Der Drang nach Frieden wird in England stärker. Sollte es ernsthafte Schritte unternehmen, so wäre Das ein Zeichen, daß es nicht mehr glaubt, den Krieg zu gewinnen. Von hier bis zu der Ueberzeugung, daß es ihn nur noch verlieren kann, ist kein weiter Schritt." Die alte Melodie. „Unsere militärische Lage ist günstiger als die der Entente. Unser Bündniß ist fester. Die Schwierigkeiten im Innern sind bei uns geringer." Das glaubt der klügste Kopf im Großen Hauptquartier; der Allumfasser, dessen Beschlüssen der Marschall immer zustimmt. Er fordert Kurland, Litauen (dessen Grenze über Grodno hinaus nach Süden gehen muß), Verbreiterung Ost- und Westpreußens und Oberschlesiens; das Erzbecken von Briey-Longwy, das Gebiet auf beiden Seiten der Maas und südwärts bis Saint-Vith, Lüttich, Besetzung Belgiens, bis es sich zu engstem Wirthschaftanschluß an Deutschland und zu Selbstzerschneidung in ein Wallonien, ein Vlamland entschließt; Bünd-

niß mit Japan, das den Niederländern ihre indischen Kolonien verbürgt und dadurch das Königreich Holland in unsere Sphäre zieht; Fesselung Dänemarks durch günstige Handelsverträge; Flottenstützpunkte; ein Kolonialreich in Afrika und Absatzgebiete in Südamerika. Wenn Japan uns Holland angeködert hat, „kommen wir wieder an die England gegenüberliegende Festlandsküste und erhalten eine Stellung England gegenüber, die uns ermöglicht, unseren Handel im nächsten Krieg aufrechtzuerhalten. Die Neutralität Belgiens ist ein Phantom, mit dem praktisch nicht gerechnet werden darf." Dieses Phantom galt achtzig Jahre lang als ein unverletzlich heiliges Grundgesetz im Statut von Europa. Moltke und Bismarck haben „damit gerechnet" und der Schöpfer des Deutschen Reiches hat gefragt, ob ihm ernstlich Einer die Eselei zutraue, durch den Bruch des Neutralitätvertrages den Franzosen die Sympathie der ganzen Welt zu sichern. Das hat der fünfte Kanzler vollbracht. Und der General, der ihn aus dem Amt geworfen hat, wagt die Behauptung, am vierten August 1914 habe Deutschland nur ein Phantom aus seinem Wege geräumt.

„Ein Höllenkunststück ward da erfunden, ein Pferd des Todes, klirrend im Putz göttlicher Ehren; ein Sterben für Viele ward da erfunden, das sich selber als Leben preist. Müde wurdet Ihr im Kampf: und nun dient Eure Müdigkeit noch dem neuen Götzen. Alles will er Euch geben, wenn Ihr ihn anbetet, der neue Götze: also kauft er sich den Glanz Eurer Tugend und den Blick Eurer stolzen Augen. ‚Auf der Erde ist nichts Größeres als ich, der ordnende Finger bin ich Gottes': also brüllt das Unthier. Und nicht nur Langgeohrte und Kurzgeäugte sinken auf die Knie!"

Wären die Episteln der Generale an einen Staatsmann gelangt, der, ohne das Willenskaliber und musische Seherwesen Bismarcks, auf Weltkenntniß und Erfahrung gestützt, von dem Bewußtsein ungeheurer Verantwortlichkeit berathen war, dann wäre seine Erwiderung zugleich die Antwort auf Deutschlands Schicksalsfrage, die eine, einzige, geworden. Ich will anzudeuten versuchen, wie ich mir diese Antwort denke. „Die Zuschriften Eurer Excellenz habe ich mit der Aufmerksamkeit gelesen, die Männer von beträchtlicher

Leistung auch für Ausflüge auf ihrem Schaffenskreis fernes Gebiet fordern dürfen. Das in Tapferkeit ausdauernde Heer, die geduldige Kraft der Nation, der schon im Frieden bewährte Bund von Industrie, Wissenschaft, Technik und die wachsame Umsicht der Obersten Heeresleitung haben eine lange Reihe rühmlicher Erfolge bewirkt. In Waffengemeinschaft und Kommandoeinheit mit den starken Armeen Oesterreich-Ungarns, der Türkei und Bulgariens sind nicht nur auf Nebenkriegsschauplätzen, sondern auch gegen den Andrang russischer Massen Siege erstritten und im Laufe von drei Jahren große Stücke des russischen Reichsrandes besetzt worden. Daß diese drei Jahre im Westen uns keinen zinsenden Gewinn brachten, alles Aufgebot von Findigkeit und Muth seit den Marnetagen uns nicht um eines Schrittes Breite vorwärts half, ist gewiß nicht Mängeln der Strategie und Taktik, am Wenigsten solchen aus der Zeit Ihrer Befehlsführung, zuzuschreiben; muß aber erwähnt werden. Denn die Länge der Frist, in der anständiger Friedensschluß möglich ist, wird durch die militärische Lage bestimmt. Selbsttäuschung wäre Verbrechen. Im Kampf gegen England und Frankreich, denen Amerikas Geld und Rüstungindustrie hilft, haben wir uns behauptet, einen Entscheidung auch nur verheißenden Sieg aber nicht zu erringen vermocht. Daß ihn unser geschwächtes Heer dem durch den Zustrom frischer, vollkommen gerüsteter Amerikanertruppen gestärkten Feind abringen könne, ist unwahrscheinlich. Auch im Osten soll haltbare Entscheidung und Friedensschluß erst durch das Wirken der Bolschewiken gesichert werden, deren Einfuhr nach Rußland militärischer Rath empfohlen und durchgesetzt hat. Ob diese Einfuhr uns nicht mit eben so üblen Folgen überraschen wird wie andere auf militärischen Rath gefaßte Beschlüsse, bleibt abzuwarten. Der Einbruch in Belgien hat die Welt gegen uns aufgebracht, die Kriegserklärung an Rußland und Frankreich hat Italien und Rumänien aus der Vertragspflicht gelöst, der rücksichtlose Tauchbootkrieg die Vereinigten Staaten unseren Feinden zu aktiver Kriegsführung gesellt. In all diesen Fällen ist die politische hinter die militärische Erwägung zurückgetreten. Als nützlich hat diese Rangord-

nung sich bisher nicht erwiesen. Bleibt sie giltig, so gleiten wir völlig in den Zustand, den die Welt ‚Militarismus' nennt und der nicht durch den Schein politischer Geschäftsleitung entstellt, sondern in unbegrenzter Diktatur der Heeresleiter klaren Ausdruck finden sollte. So lange der Reichskanzler allein die Verantwortung trägt, so lange die politische Absicht der Zweck, der Krieg nur das Mittel ist, muß, nach Clausewitz, ‚der militärische dem politischen Gesichtspunkt untergeordnet werden'. Diese Erkenntniß vermisse ich in den Zuschriften Eurer Excellenz. Man könnte ihnen das Motto setzen: ‚Was wir brauchen, müssen wir haben'. Ohne hier in das schwierige, auch für den Staatsmann aber ungemein wichtige Gelände der Ethik abzuirren, stelle ich die praktische Frage: Können wir alles uns wirklich oder angeblich Nothwendige erlangen? Meine Antwort ist: Nein; die der Generale: Das jetzt noch nicht Erlangbare schafft uns der nächste Krieg, den unser Friedensschluß klug vorbereiten muß. Hier schon trennen sich unsere Wege. Ich glaube weder, daß irgendeinem Herrscher, Feldherrn, Staatsmann in irgendwie absehbarer Zeit gelingen wird, große, in der Kulturform der Industrie, also auch im Gedankenbau des Sozialismus lebende Völker in neue Kriege zu reißen, noch will ich an einer Entwickelung, die solches Planens Gelingen erleichtert, mitschuldig werden. Frieden, nicht Krieg, vorzubereiten, verpflichtet mein Amt mich; und nur ein vor allen großen Zeichen der Zeit Blinder könnte dieser Pflicht fehlen. Mag es dem Ohr des Kriegers utopisch, meinetwegen kindisch klingen: ich weiß, daß die von diesem Kriege gezehnteten, erschöpften, zerquälten Völker und daß die totkranken Staatsfinanzen die Abrüstung überall schnell erzwingen werden. Feldherrlicher Thatendrang will Rußland an den äußersten Rand von Europa schieben, dem Franzosenreich das Erz ausbrechen, England unter steter Küstenbedrohung halten, unsere Macht von Antwerpen oder zunächst von Rotterdam bis nach Bagdad strecken, sie unangreifbar schirmen, uns in den wichtigsten Gewässern Flottenstützpunkte, in Afrika ein Imperium, in Südamerika Hauptmärkte sichern. An solches Ziel zu gelangen, ist auf einer Utopia möglich, nicht,

nach des Politikers Urtheil, in unserer gemeinen Wirklichkeit. Heftiger als je seit den Tagen der großen Eroberer, deren Werk, von Timur bis auf Bonaparte, niemals gedauert hat, wird die Menschheit morgen sich gegen schrankenlose Uebermacht und ‚Weltherrschaft‘ eines Volkes sträuben. Doch dieser Streit über Grundauffassungen würde erst nöthig, wenn wir in Paris und London stünden und hoffen dürften, New York zu besetzen; jetzt ist er zwecklos. Ich unterschätze die Schwierigkeiten, Nöthe, Reibungen im Lager der Feinde nicht; darf aber nicht verkennen, daß unsere viel ärger sind. Oesterreich-Ungarn ist über die Grenze seiner Kraft hinausgezerrt worden, Bulgarien enttäuscht und mürb, die Türkei, die nach Armenien nun auch Mesopotamien verloren hat, nur durch die Gier der herrschenden Verbrechertrias noch an uns geknüpft. Alle Drei sind zum Umsinken müde, im Empfinden den deutschen Kampfgenossen tief entfremdet; alle Drei haben schon heimlich mit dem Feind verhandelt und werden weiter verhandeln, weil ihnen klar geworden ist, daß wir im günstigsten Fall für uns, in keinem für sie nützlichen Friedensschluß erwirken können. Auf Hilfe von ihnen, auch nur halbwegs kräftige, ist nicht mehr zu rechnen; und neue Bundesgenossenschaft nicht zu erwerben. Die immer wieder auftauchende Meinung, Japan sei (ich weiß nicht, durch welche Lockmittel) aus seiner starken, der Expansion nach China nicht hinderlichen Sozietät zu uns hinüberzuziehen, ist weder durch den Ertrag der stockholmer Gespräche noch sonstwo bestätigt worden. Japans behutsam verwegene Staatsmänner, die mit kleinem Einsatz großen Gewinn säckeln wollen und deshalb allen Bitten um Waffenhilfe taub blieben, würden höchstens doch am Tag sicheren deutschen Sieges das Lager wechseln. Einstweilen werden sie die Zerrüttung des Russenreiches zu sachter Dehnung ihrer Einflußsphäre nützen, die im Frieden von Portsmouth ihnen versagte Hälfte der Insel Sachalin nehmen, in der Mandschurei, Mongolei, Ostsibirien, auf Korea und den Südseeinseln den Wohlstand ihres Landes mehren, die Vormundschaft über China festigen, aus Amerika und Australien das Mißtrauen zu scheuchen versuchen. Als Bundesgenosse wäre Japan

uns nur werthvoll, wenn ein starkes, innerlich ruhiges, uns aufrichtig befreundetes Rußland des Bundes Mittelstück würde und den Ausbau des Landweges ermöglichte. Dieser Dreibund, dem China nicht widerstehen könnte und den Amerika, das englische und das lateinische, in seinen Kalkul einstellen müßte, wäre wirthschaftlich und militärisch jedem anderen überlegen. Wo aber wüchse in einem Rußland, dem wir Polen, Litauen, die Ostseeländer genommen haben, selbst unter einem Zar Freundschaft für Deutschland? Je länger der Krieg währt und an Europas Mark zehrt, desto wahrscheinlicher wird der Nord- und Südamerika, Ostasien (Japan und China) und Rußland umfassende west-östliche Wirthschaftbund, der Menschen, Rohstoffe, Kapital, Schöpferköpfe, Könige und Kärrner aller Technik, Absatzstätten, alles für Land- und Stadtwirthschaft größten Stiles Nothwendige hat, um Europa sich kaum zu kümmern und das Britisch Empire nur noch als den Born der fähigsten Verwalter und nüchternsten Rechner zu dulden braucht. Uns aber mahnen nähere Gründe, den Krieg schnell zu enden. Wir fechten für die Erhaltung naturwidriger, also unerhaltbarer Staaten, Oesterreichs und der Türkei, wider den Willen aufstrebender Völker und die Vorstellung neuer Welt; und müssen, endlich, erkennen, daß wir uns zu hoch gebläht, unseren Aufstieg nur als Folge deutscher Tüchtigkeit, nicht auch als Ergebniß anglo-amerikanischer Gunst, gesehen haben und daß wir, mit unserem Bischen Kohle und Eisen, wenn auch stattliche Mengen von Erz und Holz hinzukommen, weder aus eigener Kraft Weltwirthschaft treiben noch jemals die Mächte des Erdwestens zu Beistand zwingen können. In der Hoffnung auf ein Wunder den Krieg fortzuführen, der uns unersetzliche Manneskraft gemordet, Physis und Moral des Volkes angekränkelt hat, der in jedem Monat dreitausend Millionen Mark kostet, in dem wir die Genossen auf Subsidienkrücken mitschleppen müssen und, trotz all diesen Opfern, die Zeit gegen uns arbeitet, wäre Wahnsinn und Frevel, für den ich nicht verantwortlich sein will. Nach meiner Ueberzeugung ist das Programm der Heeresleitung unausführbar; bringt der Versuch, es auszuführen, das Reich in Lebensgefahr. Eben so

fest ist in mir der Glaube, daß jetzt, vor Amerikas Eingriff und dem Abfall der östlichen Genossen, würdiger Friede noch zu erlangen ist, wenn wir durch klare Bejahung der uns vorgelegten Frage, ob wir Belgien in ungeschmälerte Freiheit wiederherstellen und von allem Verlust entschädigen wollen, Briten und Amerikanern das ideale Kriegsziel als schon erreicht zeigen. Belgiens Neutralität ist nicht ein Phantom, sondern ein Pfeiler europäischen Völkerrechtes, dessen Bruch wir sühnen müssen, um nicht in alle Zukunft mit einem der Imponderabilien belastet zu werden, die, nach dem Wort Bismarcks ‚viel schwerer wiegen als die materiellen Gewichte.‘ Da ich aus älteren Schriftsätzen weiß, daß die Heeresleitung sich höheren Volksvertrauens rühmt, als eine Regirung im Krieg zu erwerben vermochte, werde ich den Zwiespalt unseres Wollens dem Reichstagsausschuß, nicht nur dem Kaiser und dem Bundesrath, unverhüllt zeigen. In Kenntniß aller zu Urtheilsbildung nothwendigen Thatsachen und Wetterzeichen muß entschieden werden, ob Rechtsverachtung, Eroberung, Stärkung monarchischer Gewalt, Rüstung zu neuem Krieg oder Achtung fremder und vom deutschen Volk erkämpfter, erdarbter Rechte, Einordnung in den nach Vergeistigung, Veredlung des Völkerwettstreites lechzenden Menschheitwillen, Demokratie und Friede auf unserem Banner die Leitworte sein sollen. Die Wahl der ersten Losung, der kriegerischen, würde mich in der selben Stunde schwerer Amtspflicht entbinden.“

Was thut der Betmann Michaelis? Er fleht die Generale an, „Besucher einseitig annexionistischer Richtung“ in den Glauben zu überreden, daß der so schön (auch, freilich, „einseitig“) vereinbarte Friede nicht als ein „fauler“ anzusehen sei. Und schreibt an den Nuntius:

„Sind wir mithin im heutigen Stadium der Dinge noch nicht in der Lage, den Wünschen Eurer Excellenz zu entsprechen und eine bestimmte Erklärung über die Absichten der Kaiserlichen Regirung im Hinblick auf Belgien und auf die von uns gewünschten Garantien zu geben, so liegt der Grund hierfür keineswegs darin, daß die Kaiserliche Regirung grundsätzlich der Abgabe einer solchen Erklärung abgeneigt wäre oder ihre entscheidende Wichtigkeit für die Frage des Friedens unterschätzte oder glaubte, ihre Absichten und die ihr unumgänglich nöthig scheinenden Garantien könnten ein unübersteigliches Hinderniß für

die Sache des Friedens bilden, sondern darin, daß gewisse Vorbedingungen, die eine unbedingte Voraussetzung für die Abgabe einer derartigen Erklärung bilden, noch nicht genügend geklärt zu sein scheinen."

Dieser seifig glatte Bandwurm wird in die Kanzlei des Kardinals-Staatssekretärs getragen. Der auf die Errungenschaft des ins Allerheiligste zugelassenen Siebenmännerausschusses stolze Reichstag hört keine Sterbenssilbe von der franko-britischen Zwischenfrage und von der Antwort, die den hitzigsten Drang nach Frieden in Eisschauern erkälten mußte, nicht das leiseste Wörtchen von dem im Hauptquartier vorgeschriebenen, in Berlin ehrerbietig angenommenen Programm. Seine Mehrheit schwört, Belgien werde „freigegeben", sei also kein Friedenshinderniß. Fragt man aber die Räthe des Auswärtigen Amtes, dann sprechen selbst die gescheitesten: „Bei uns überwiegt die Auffassung, daß wir die belgische Karte noch nicht aufdecken, das kostbarste Pfand, den wichtigsten Gegenstand künftiger Verhandlung nicht durch vorzeitiges Versprechen entwerthen dürfen." Auch diese Ueberklugen kennen den Septemberpakt der drei Gewaltigen nicht; und haben noch nicht begriffen, daß Verhandlung erst in Sicht kommen kann, wenn der Wahn zerschlitzt ist, aus der plumpsten Unrechtsthat aller neuen Geschichte sei vom Thäter noch Profit zu erpressen. So wars in den drei Kriegsjahren Bethmanns, in den vier Monaten der MichaelisMuckerei; so bleibts unter den zehn Monden, die den Lebensdocht des Grafen Hertling für Minuten aufglühen, dann mählich verglimmen sehen.

Dieser siebente Kanzler kann in seiner ersten Rede dem Reichstag den Funkspruch melden, der Lenins Bereitschaft zu Friedensverhandlungen anzeigt; und in die Helle dieser Freudenpost tönt der Listige den Gesammtbericht. Stimmung und Bündnisse fester als je, Finanzen kerngesund, Sieg auf Sieg; „die Vertheidigung der heiligsten Güter hat uns (mit Enver, Talaat, Djemal, Ferdinand-Symeon) zusammengeführt und wir werden aushalten bis zum Endsieg"; „dem thörichten Gerede, daß der deutsche Militarismus den Krieg verlängere, ist jeder Boden entzogen worden; der Herd des Militarismus ist in den Ländern der Feinde; die haben die Friedenshand des Papstes nicht ergriffen." Am selben dreißigsten November-

tag höhnt Herr von Kühlmann „den kleinen Zauberer aus Wales", Lloyd George, der die Hoffnung seines Anhanges enttäuscht habe; sagt, „in den westlichen Demokratien strebe Alles mehr und mehr auf die Diktatur hin"; stimmt den Grundsätzen der Bolschewiken zu (weder Annexion noch Tribut, Selbstbestimmungrecht jedes Volkes); und „stellt fest, daß die päpstliche Kundgebung vom Westen her nicht beantwortet werden wird und daß Frankreich und England entschlossen sind, nur auf die Gewalt zu bauen". Er weiß, daß sie geantwortet, nach der Vorbedingung alles Verhandelns geforscht und, gewiß im Einverständniß mit dem Papst, hinter die Ausflucht des Kanzlers Michaelis nicht eine Zeile mehr verschwendet haben. Die in Brest und Bukarest aufsprießende Hoffnung hält Oesterreich und die Türkei noch einmal, locker, im Bund; „es ist unsere allerletzte Chance", sagte mir damals ein kluger Türke von hohem Rang. Der Befehl der deutschen Heeresleitung hindert den feierlich zugesagten profitlosen Frieden, der die Welt an Deutschlands Wort und Willen zu Menschheitrecht glauben gelehrt und auch in West die Kriegerischen entwaffnet hätte. Oesterreich empfängt weder Ottokars Frieden noch ukrainisches Brot; die Türkei soll ihr Schicksal an die Laune Bulgariens hängen, das Konstanza, den Schlüssel zu Osmans Hausthor, erhält. Beide können nicht länger warten und bergen die Vorbereitung des Abfalles kaum noch. Schon schwillt in Frankreich das Amerikanerheer, sind unzählige Geschütze, hunderttausend Automobile, unübersehbare Tankgeschwader an Land ausgeladen. Aber die deutsche Offensive, der ein Anfangserfolg beschieden war, wirds, hören wir täglich, dennoch schaffen. Nach Paris? Bis an die Pyrenäen, Kleingläubige, scheucht unser neues Stickgas die Sippe. Als Graf Hertling über das „Faustpfand" Belgien allerlei Vieldeutiges gesagt hat, glauben, im Reichstag und draußen, die Meisten, nun sei die Freiheit und Entschädigung des Königreiches gesichert. Heute weiß Jeder, welche „realen Garantien" Heeresleitung und Kanzler noch damals forderten. Alle deutschen Zoll-, Steuer-, Monopol-, Münz- und Noten-Gesetze sollten in Belgien gelten, die Markwährung eingeführt, unsere Reichsbank als belgische Central-

notenbank anerkannt, alle während der Besatzungzeit bewirkten Eingriffe in Privatrechte legitimirt werden. Belgien sollte sich „in allen Zoll- und Handelsvertragsangelegenheiten" von Deutschland vertreten lassen, auf alle Entschädigung „über die in der Kriegszeit gewährten Entgelte hinaus" verzichten und seine Eisenbahnen einer von deutschem Kapital beherrschten Aktiengesellschaft überlassen. Dann wurde es „frei". Auf die Zerstückung in Wallonien und Vlamland scheint nicht mehr gerechnet worden zu sein. Der „bevorzugte Platz" im antwerpener Hafen wurde noch verlangt. Sonst wohl nichts Beträchtliches. Belgien sollte geben, nicht nehmen; sich loskaufen, nicht von unverschuldetem, unvorhersehbarem Verlust entschädigt werden. In das Joch eines so bedingten Friedens sind nur völlig Ueberwundene zu pferchen. Das wissen die Generale, weiß der ihnen gehorsame Kanzler. Im Juni 1918, der so säuberlich die Auslösung des Faustpfandes ordnet, noch bis in die Julimitte sind sie des Sieges, des Triumphes gewiß. Am achtzehnten Juli wendet sich das Glück und kehrt sein Antlitz nie wieder dem deutschen Heer zu. Was dann geschah, offenbart die „im Auftrag des Reichsministeriums herausgegebene Vorgeschichte des Waffenstillstandes", deren „Vorbemerkung", obwohl Stücke daraus schon veröffentlicht worden sind, hier als ein Ganzes abgedruckt werden muß, damit klar zu erkennen sei, wie die Regirung von heute die Vorgänge sieht, die kein ihr Zugehöriger zu hemmen, zu fördern vermochte.

„Die Veröffentlichung ist erforderlich geworden, um der Legendenbildung entgegenzutreten. Viele Kräfte sind an der Arbeit, die Wahrheit zu entstellen. Zum Theil kann man ihnen den guten Glauben nicht mehr zusprechen, aber zum Theil ist Unkenntniß die Ursache der Entstellungen. Ueber die Verhandlungen dieser Zeit muß daher vollständige Klarheit verbreitet werden. Das Volk will die Wahrheit und jeder der Betheiligten hat Anspruch darauf.

Die Urkunden sollen ein objektives Urtheil über die Verhandlungen zwischen der Obersten Heeresleitung und der politischen Reichsleitung während der Liquidation des Krieges ermöglichen. Deshalb ist Alles aufgenommen worden, was in den genannten Akten an Aeußerungen der Obersten Heeresleitung

gegenüber der Reichsleitung enthalten ist. Ausgangspunkt der ganzen Friedensaktion ist die Kaisersitzung in Spaa am vierzehnten August 1918. Während General Ludendorff noch Mitte Juli 1918 mit Bestimmtheit erklärt hatte, daß die jetzige Offensive den Feind endgiltig und entscheidend besiegen werde, wird jetzt angenommen, daß es nicht mehr möglich sei, den Krieg militärisch zu gewinnen, und daß daher an eine Verständigung mit dem Feind, und zwar durch neutrale Vermittelung, zu denken wäre. Doch wird nicht etwa der Auftrag gegeben, die Anknüpfung sofort vorzunehmen. Der Entschluß des Kaisers lautet vielmehr:

,Es müsse auf einen geeigneten Zeitpunkt geachtet werden, wo wir uns mit dem Feinde zu verständigen hätten';

und nach ihm faßt der Reichskanzler die Berathung dahin zusammen:

,Diplomatisch müssen Fäden, betreffend eine Verständigung mit dem Feinde, im geeigneten Moment angesponnen werden, ein solcher Moment böte sich nach den nächsten Erfolgen im Westen.'

Generalfeldmarschall von Hindenburg führt im Anschluß hieran aus,

,daß es gelingen werde, auf französischem Boden stehen zu bleiben und dadurch schließlich dem Feinde unseren Willen aufzuzwingen.'

Mit dem Ergebniß dieser Sitzung stimmt es überein, daß der Reichskanzler Graf Hertling ein sofortiges Friedensangebot in der Sitzung des Preußischen Staatsministeriums vom dritten September 1918 ablehnt und daß die weitergehenden österreichischen Wünsche eines direkten Appelles an alle kriegführenden Länder nicht gebilligt werden. Die deutsche Anschauung, daß eine neutrale Vermittelung vorzuziehen und daß auch für diese ein günstigerer Zeitpunkt, nämlich die Konsolidirung der deutschen Front, abzuwarten sei, wird bis zum zehnten September in zahlreichen Verhandlungen den Oesterreichern gegenüber vertreten, um sie von ihrem offenen Appell zurückzuhalten.

Erst am zehnten September tritt eine Aenderung ein. Generalfeldmarschall Von Hindenburg spricht sich zwar nochmals gegen den Appell an alle kriegführenden Länder aus, erklärt sich aber nun ,mit der Vermittelung einer neutralen Macht zur Herbeiführung einer Aussprache ohne Aufschub einverstanden'. Der Widerspruch Oesterreichs, das an seinem Vorschlage festhält und der neutralen Vermittelung widerspricht, führt zu weiteren Verhandlungen mit Oesterreich. Als die Oesterreicher trotz dem

deutschen Widerspruch ihren Appell hinausgehen lassen, dessen höhnische Zurückweisung man voraussieht, entschließt man sich von deutscher Seite, die neutrale Vermittelung nebenher zu suchen. Die Versuche führten nicht zum Ziel.

Inzwischen verschärft Bulgariens Zusammenbruch die Situation wesentlich.

Vom einundzwanzigsten September an taucht in den Aktenstücken der Gedanke auf, zur Einleitung der Friedensverhandlungen direkt an Amerika heranzutreten. Vorbereitungen werden getroffen. Am neunundzwanzigsten September ist Staatssekretär Von Hintze wieder im Großen Hauptquartier. Das Ergebniß der Berathungen zeigt sich in dem Telegramm Hintzes an sein berliner Amt vom neunundzwanzigsten September, neun Uhr vierzig nachmittags:

> ‚Bitte auf Grund Befehl Seiner Majestät und Zustimmung des Herrn Reichskanzlers, in Wien und Konstantinopel vertraulich mittheilen, daß ich vorschlage, Präsident Wilson Frieden anzubieten auf Grund seiner Vierzehn Punkte und ihn einzuladen, Friedenskonferenz nach Washington zu berufen nach Aufforderung zum sofortigen Waffenstillstand. . . .
>
> Wenn unsere Verbündeten zustimmen, würde die in Bildung begriffene neue Reichsregirung den Vorschlag auf geeignetem Wege an Präsident Wilson gelangen lassen, so daß der Vorschlag erst von ihr ausgehen würde.‘

Noch am selben Abend gehen aus Berlin die Telegramme nach Wien und Pera ab. Die Uebereinstimmung mit Wien wird nach Rückfragen herbeigeführt und die Technik der geheimen Uebermittelung durch die Schweiz mit Bern verabredet.

In diesen Tagen tritt die Aktion in ein neues Stadium. Während ursprünglich die Oberste Heeresleitung von der Einleitung von Friedensschritten vor einer Konsoldirung der militärischen Lage ganz absehen wollte, später Vorsicht empfahl, bittet sie jetzt auf das Dringendste, das Friedensangebot gerade wegen der akuten Gefährdung der militärischen Lage sofort hinausgehen zu lassen. Am ersten Oktober kommt eine ganze Reihe von Telegrammen und Telephongesprächen aus dem Großen Hauptquartier mit dem gleichen Inhalt nach Berlin. ‚Heute halte die Truppe; was morgen geschehen könne, sei nicht vorauszusehen.‘ Man solle das Friedensangebot ‚sofort hinausgehen lassen und damit nicht erst bis zur Bildung der neuen Regirung warten, die sich verzögern könne. Heute halte die Truppe noch und wir seien in einer würdigen Lage; es könne aber jeden Augenblick

ein Durchbruch erfolgen und dann käme unser Angebot im allerungünstigsten Moment'. Und spät abends: ‚General Ludendorff erklärte mir, daß unser Angebot von Bern aus sofort nach Washington weiter gehen müsse. Achtundvierzig Stunden könne die Armee nicht noch warten. . . . Der General betonte, daß Alles darauf ankomme, daß das Angebot spätestens Mittwoch nacht oder Donnerstag früh in den Händen der Entente sei, und bittet Euer Excellenz, alle Hebel dafür in Bewegung zu setzen.' Am selben Nachmittag läßt Hindenburg dem Vicekanzler Von Payer mittheilen, wenn bis heute abend sieben bis acht Uhr Sicherheit vorhanden sei, daß Prinz Max die Regirung bilde, könne bis zum nächsten Morgen gewartet werden; sollte dagegen die Bildung der Regirung irgendwie zweifelhaft sein, so halte er die Ausgabe der Erklärung heute nachts für geboten. In einem Vortrag, den der Vertreter der Obersten Heeresleitung am zweiten Oktober vormittags vor den Parteiführern des Reichstages hält, kommt auch in diesem größeren Kreise die drängende Lage scharf zum Ausdruck.

Prinz Max von Baden sträubt sich aufs Heftigste gegen die gewünschte Friedensaktion, weil sie in dieser Form und in diesem Augenblick einer militärischen Zwangslage die deutsche Situation für die Friedensverhandlungen offenbar sehr ungünstig gestalten würde. Er berichtet hierüber am elften Oktober:

> ‚Am Abend des ersten Oktober sei ihm der Reichskanzlerposten angeboten mit dem gleichzeitigen Verlangen, sofort die Friedensvermittelung Wilsons nachzusuchen; er habe sich dagegen gesträubt und mindestens acht Tage warten wollen, um die neue Regirung zu konsolidiren und nicht den Eindruck hervorzurufen, als handelten wir bei unserer Bitte um Friedensvermittelung unter dem Druck eines militärischen Zusammenbruches.'

Am zweiten Oktober bittet General Ludendorff um den Entwurf der Note und läßt nachmittags selbst eine Fassung telephoniren, die im Wesentlichen mit dem späteren Wortlaut übereinstimmt.

Der Prinz hält seine Bedenken aufrecht. Noch am dritten Oktober stellt er schriftlich eine Reihe von Vorfragen, darunter die Frage:

> ‚Ist die Oberste Heeresleitung sich bewußt, daß die Einleitung einer Friedensaktion unter dem Druck der militärischen Zwangslage zum Verlust deutscher Kolonien und deutschen Gebietes, namentlich Elsaß-Lothringens und rein polnischer Kreise der östlichen Provinzen, führen kann?'

Am selben Tage übersendet Hindenburg, der in Berlin anwesend ist, dem Reichskanzler nochmals schriftlich die Erklärung,

daß die Oberste Heeresleitung auf ihrer Forderung der sofortigen Absendung des Friedensangebotes bestehen bleibt.

Nach eingehender Besprechung unter den Staatssekretären geht die Note unter diesem Druck der Obersten Heeresleitung in der Nacht vom dritten zum vierten Oktober hinaus.

In der Zeit bis zum Eintreffen der Antwort erklärt der Reichskanzler am sechsten Oktober nach dem vorliegenden Protokoll nochmals: ‚Ich habe gegen Note gekämpft, erstens, weil ich Moment für verfrüht hielt, zweitens, weil ich an Feind im Allgemeinen mich wenden wollte. Jetzt müssen wir Konsequenzen in Ruhe überlegen. Jetzt muß Lage an der Front festgestellt werden, und zwar durch gewiegte Offiziere. Armeeführer müssen gehört werden.‘ Die Staatssekretäre äußern sich im selben Sinn. Der Gedanke ist offenbar der, daß Ludendorff die militärische Lage auf Grund eines Zusammenbruches der Nerven zu schlecht beurtheilt haben könnte. Nun entsteht ein eigenthümlicher Konflikt, der sich durch die ganzen weiteren schweren Verhandlungen hinzieht: General Ludendorff sieht in der Befragung anderer Generale ein Mißtrauen und läßt für diesen Fall mit seinem Abschied rechnen, von dem die Reichsleitung eine Beschleunigung des Zusammenbruches befürchtet.

Der von Rathenau in der Vossischen Zeitung veröffentlichte Plan einer levée en masse wird erörtert, aber fallen gelassen, weil die militärischen Stellen, insbesondere Ludendorff selbst, sich von ihr nichts versprechen.

Wilsons Antwort ist vom fünften Oktober. Sie verlangt eine nähere Festlegung auf die Punkte des Präsidenten in dem Sinn, daß beim Eintritt in die Diskussion nur noch eine Verständigung über die praktischen Einzelheiten ihrer Anwendung stattfinden soll. Ferner wird die Räumung der von Deutschland besetzten Gebiete gefordert und drittens eine Frage nach den in Deutschland maßgebenden Gewalten gestellt.

Am neunten Oktober ist eine mündliche Verhandlung mit Ludendorff, der einen kurzen Rückblick auf die ganze Kriegsgeschichte giebt. In dieser Verhandlung erklärt Oberst Heye wiederum: ‚Es wäre Hazardspiel der Obersten Heeresleitung, wenn sie den Friedensschritt nicht beschleunigte; es kann sein, daß wir bis zum Frühjahr halten, es kann aber auch jeden Tag eine Wendung kommen. Gestern hing es an einem Faden, ob Durchbruch gelang. Truppe hat keine Ruhe mehr. Unberechen-

bar, ob Truppe hält oder nicht. Jeden Tag neue Ueberraschungen. Ich fürchte nicht eine Katastrophe, sondern möchte Armee retten, damit wir während der Friedensverhandlungen sie noch als Druckmittel haben.‘

Der zuletzt angedeutete Gedanke wird wiederholt von der Obersten Heeresleitung aufgenommen. Ludendorff vertritt den Standpunkt, daß Deutschland nicht gezwungen sei, alle Forderungen anzunehmen, daß insbesondere eine Forderung auf Preisgabe deutscher Festungen abgelehnt werden könne. Aber die Antworten auf die Frage, wie lange noch Widerstand geleistet werden kann, lauten wechselnd und unsicher. Ludendorff anwortet dem Staatssekretär Dr. Solf auf die Frage, ob die Front noch drei Monate gehalten werden kann, verneinend; und auf die Frage des Prinzen Max:

> ‚Kann beim Scheitern der gegenwärtigen Friedensaktion trotz dem Abfall eines der beiden uns noch verbliebenen Bundesgenossen der Krieg allein von uns noch fortgeführt werden?‘

lautet Ludendorffs Antwort stark bedingt:

> „Wenn eine Kampfpause im Westen eintritt, ja“.

Die deutsche Erwiderung auf Wilsons Antwort ergeht noch in vollem Einvernehmen mit der Obersten Heeresleitung. Auf Wunsch des Generalfeldmarschalls Von Hindenburg wird ausdrücklich ausgesprochen, daß Deutschland von der Annahme ausgeht, daß auch die mit den Vereinigten Staaten verbundenen Mächte sich auf den Boden der Grundsätze des Präsidenten Wilson stellen.

Die zweite Note des Präsidenten Wilson vom fünfzehnten Oktober wird wesentlich schärfer. Sie trennt zum ersten Mal den Frieden vom Waffenstillstand, dessen Bedingungen ‚dem Urtheil und dem Rathe der militärischen Berather‘ überlassen werden müssen, spricht von ungesetzlichen und unmenschlichen Praktiken der deutschen Streitkräfte und erklärt, daß die ganze Durchführung des Friedens ‚von der Bestimmtheit und dem befriedigenden Charakter der Bürgschaften abhängen wird‘, welche in den grundlegenden Fragen der inneren Gewalten gegeben werden können. Oesterreich erhält eine besondere Antwort. Die Bestürzung über diese Note in ganz Deutschland und namentlich ihre Wirkung auf das Heer ist offenbar groß. Der Widerspruch regt sich überall, der Stolz bäumt sich auf und die Oberste Heeresverwaltung möchte zurück. Nur erhebt sich die schwere Frage, ob man noch zurück kann. Denn die Offenbarung der schlechten Lage nach vierjähriger Behauptung

des sicheren Sieges hat inzwischen im Ausland und Inland ihre Wirkung gethan.

Das Verhältniß zwischen der Obersten Heeresleitung und der Reichsleitung dreht sich. Die Oberste Heeresleitung fragt an, ob die deutschen Massen noch einmal in den Kampf bis zum Aeußersten mitgehen würden oder ob die moralische Widerstandskraft dafür zu sehr erschöpft sei. Staatssekretär Dr. Solf sieht in diesen Zeilen nicht nur einen Appell an das deutsche Volk, sondern zugleich eine Verschiebung der Verantwortlichkeit.

,Warum sei denn die Stimmung so gedrückt? Weil die militärische Macht zusammengebrochen sei. Jetzt aber sage man: Die militärische Macht wird zusammenbrechen, wenn die Stimmung nicht durchhält. Diese Verschiebung dürfe man nicht zulassen; sie passe schlecht zu den eigenen Worten Ludendorffs, der mit dem Kriegsminister einig gewesen sei, daß eine levée en masse nicht möglich ist.'

Am siebenzehnten Oktober sind drei Sitzungen. Ueber die mittlere Sitzung mit Ludendorff, in der die gesammte Lage nach allen Richtungen durchgesprochen wird, liegt eine ausführliche Niederschrift vor. Ludendorff äußert sich hoffnungvoller als vor zwei Wochen über die Möglichkeit, über die nächsten Wochen hindurch Stand zu halten. Aber seine Aeußerungen sind unbestimmt, wechselnd und je nach der Stimmung gefärbt; sie finden gegenüber der Wucht der Thatsachen, die zur Sprache kommen, zum Theil kein volles Vertrauen. Hatten vor Kurzem Ludendorff und Heye es selbst als Hazardspiel bezeichnet, wenn sie den Friedensschritt nicht beschleunigten, so heißt es jetzt:

,Der Krieg ist kein Rechenexempel. Es giebt im Krieg eine Menge Wahrscheinlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten. Was schließlich eintrifft, weiß kein Mensch. Als wir im August 1914 nach Ostpreußen kamen und mit Hilfe meines treuen Mitarbeiters Hoffmann die Befehle zur Schlacht von Tannenberg ausgegeben wurden, da wußte man auch nicht, wie es gehen würde, ob Rennenkampf marschiren würde oder nicht. Er ist nicht marschirt und die Schlacht wurde gewonnen. Es gehört zum Krieg Soldatenglück; vielleicht bekommt Deutschland doch auch wieder einmal Soldatenglück.'

Auf die zusammenfassende Frage, ob die Westfront bei Ueberführung der Kräfte aus dem Osten (deren Möglichkeit noch zweifelhaft ist) nach drei Monaten noch stehen werde, antwortet Ludendorff:

,Ich habe schon dem Herrn Reichskanzler gesagt: Ich

halte einen Durchbruch für möglich, aber nicht für wahrscheinlich. Innerlich wahrscheinlich halte ich den Durchbruch nicht. Wenn Sie mich auf mein Gewissen fragen, kann ich nur antworten: Ich fürchte ihn nicht.'

Zu seinen eigenen früheren Erklärungen sagt Ludendorff:

,Es ist auch heute so, daß wir jeden Tag eingedrückt und geschlagen werden können. Vorgestern ist es gut gegangen; es kann auch schlecht gehen.'

Die Möglichkeit einer Auffüllung der Truppen im Westen durch Räumung Weißrußlands und der Ukraine, das Aushalten mit Materialien und Produkten, namentlich mit dem nur noch für wenige Monate reichenden Oel wird ausführlich erörtert. Hier ergeben sich viele ungünstige Faktoren. Man berechnet, wie viele Mannschaften aus dem Inneren bei schärfster Auskämmung freigemacht werden können. Zum Schluß dieser Berechnungen sagt der Reichskanzler:

,Also wir können bis nächstes Frühjahr 600 000 bis 700 000 Mann Ersatz aufstellen, die Feinde 1 100 000 Mann, wenn ich nur die Amerikaner berechne; dazu kommen dann vielleicht die Italiener. Wird sich also zum Frühjahr unsere Lage verschlechtern oder verbessern?'

General Ludendorff antwortet:

,Nach den Zahlen ist es keine Verschlechterung. Aber dazu kommt die Rückwirkung der Räumung auf unsere wirthschaftliche Lage; wenn wir zurückgehen, wird die Lage unserer Kriegsindustrie in höchstem Maße verschlechtert. Das konnte man ja immer voraussehen, daß, wenn wir aus dem Kriege mit unseren jetzigen Grenzen herauskommen, wir militärpolitisch und industriell viel schlechter stehen als früher. Das wird sich auch jetzt bei einer Räumung zeigen.'

Am Ende der Sitzung tritt der Gedankengang des Reichskanzlers klar hervor. Er weist darauf hin, daß auch nach den weitestgehenden (von dem Prinzen selbst anscheinend nicht getheilten) Hoffnungen Ludendorffs der Krieg nur auf beschränkte Zeit fortgeführt werden kann, daß inzwischen mit dem Abfall der beiden noch übrigbleibenden Verbündeten bestimmt zu rechnen ist und daß sich nun die Frage erhebt: Steht man am Schluß besser oder schlechter als heute? Ludendorff ist der Auffassung, daß es keine schlechteren Bedingungen giebt.

Ludendorff: ,Ich habe den Eindruck, ehe wir durch diese Note Bedingungen auf uns nehmen, die zu hart sind, müßten wir dem Feinde sagen: Erkämpft Euch solche Bedingungen.'

Der Reichskanzler: ‚Und wenn er sie erkämpft hat, wird er uns dann nicht noch schlechtere stellen?‘

Ludendorff: ‚Schlechtere giebt es nicht.‘

Der Reichskanzler: ‚O ja: sie brechen in Deutschland ein und verwüsten das Land.‘

Ludendorff: ‚So weit sind wir noch nicht.‘

Der letzte Satz weicht aus, denn die Möglichkeit der Abwehr ist auch nach Ludendorffs jetziger Ansicht zum Mindesten ungewiß und die Frage war gerade die, wie die politische Lage sich nach weiterem vergeblichen Widerstand gestalten würde. Die Reichsleitung zieht offenbar Dreierlei in Betracht. Erstens, daß im Fall der Kapitulation die politische Lage schlechter sein würde. Zwar stellt die letzte Note des Präsidenten Wilson scharfe und kränkende Modalitäten des Waffenstillstandes in Aussicht. Auch diese Note hält aber für den eigentlichen Friedensvertrag an den bekannten Punkten des Präsidenten fest. Wenn es wirklich gelänge, den Krieg noch einige Monate fortzusetzen, so würde man im Fall des schlechten Ausganges diesen Boden nicht mehr unter den Füßen haben. Daneben steht ein zweiter Gedanke. Zwar war schon damals, besonders nach dem Ton der letzten Note, zu befürchten, daß Wilson später seine Grundsätze verletzen oder die Verletzung dulden würde. Aber da die Note selbst eine klare Verletzung noch nicht enthielt, hätte man sich im Fall des Abbruches der Verhandlungen auf einen klaren Wortbruch nicht berufen können. Daher wäre ein Aufruf zum Endkampf nach der Auffassung der Reichsleitung, auch wenn man sich dazu entschließen wollte, auf die Dauer ohne Kraft gewesen. Das Verlangen auf Räumung und auf Einstellung des U-Boot-Krieges, die allgemein gehaltenen Forderungen auf Demokratisirung waren nach der Ansicht des Reichskanzlers bei aller Schwere keine Gründe, die, nachdem einmal die Verhandlungen über einen Wilson-Frieden eröffnet waren, das deutsche Volk, das zum größten Theil Demokratisirungen in mehr oder weniger entschiedenem Umfang selbst wünschte, zu dem furchtbaren letzten Kampf auf die Dauer erheben konnten. Dazu kamen drittens allgemeine Erwägungen. Durch den auch nach der jetzigen Meinung Ludendorffs wenig aussichtvollen Kampf würde mit Sicherheit Tod und Elend weiter schrecklich gewüthet haben. Die Zahl der unglücklichen, schwer im Krieg Verletzten hätte sich nutzlos vermehrt. Die Zerstörung Belgiens und Nordfrankreichs durch die Kämpfe und durch einzelne, auch bei Milderung der zuletzt geübten Praxis, unvermeidlich

bleibende Eingriffe auf dem Rückzug würde fortgesetzt und die Verwüstung in das eigene Land getragen werden. Die materielle Last hätte sich ins Unendliche gesteigert. Uebrigens mußten auch Frankreich und Belgien die mit dem Vormarsch in jedem Falle verbundenen weiteren Zerstörungen scheuen. Darin erblickte die Reichsleitung eine Stärke der momentanen politischen Lage; denn diese Gegner hatten dadurch auch ein Interesse an sofortigem Waffenstillstand, mehr als etwa nach dem Erreichen der deutschen Grenze.

In der nachfolgenden dritten Sitzung vom siebenzehnten Oktober wird die Berathung fortgesetzt. Inzwischen sind schlechte Nachrichten aus Oesterreich eingegangen. Im Uebrigen ist das Bild das gleiche. Ludendorff selbst befürwortet zwar mit Rücksicht auf den befürchteten Abfall Oesterreichs nach wie vor die Fortsetzung der Friedensverhandlungen, meint aber, man brauche trotzdem nicht jede Bedingung anzunehmen; es sei immer noch Zeit, klein beizugeben. ‚Wenn wir thatsächlich geschlagen werden sollten, so müßten wir eben sofort kapituliren. Gefährlich könnte es werden, wenn wir bei Verdun eine Niederlage erlitten; sonst sehe er die Gefahr nicht für so groß an.‘

Nach diesen Berathungen tritt wegen der schwankenden und einander zum Theil widersprechenden Aeußerungen Ludendorffs über die militärische Lage wieder das Bedürfniß hervor, andere Generale zu hören, diesmal, weil die Gefahr einer zum Theil zu günstigen Beurtheilung besteht. Aber Ludendorffs Widerspruch gegen eine solche Anhörung ist noch nicht beseitigt und man muß fürchten, mit seiner Entlassung den Zusammenbruch des Heeres zu beschleunigen.

Am zwanzigsten Oktober läßt Hindenburg telephoniren:

> ‚Die Türkei hat Sonderverhandlungen begonnen. Oesterreich-Ungarn wird bald folgen. Wir werden sehr bald in Europa allein dastehen. Die Westfront ist in großer Anspannung. Ein Durchbruch bleibt möglich, wenn ich ihn auch nicht befürchte. Durch Absetzen vom Feinde..... könnte ein nachhaltiger Widerstand organisirt werden..... Aber selbst, wenn wir geschlagen würden, ständen wir nicht wesentlich schlechter da, als wenn wir jetzt schon Alles annähmen.‘

Also eine sehr ungünstige Darstellung der militärischen Lage, an die sich wieder das Urtheil schließt, daß Deutschland im Fall einer Austragung des Kampfes mit unglücklichem Ausgang nicht schlechter dastehen würde.

Es folgt die deutsche Antwort vom zwanzigsten Oktober. Diesmal besteht eine sachliche Differenz mit der Obersten Heeresleitung. Sie tritt hauptsächlich wegen der Einstellung des U-Boot-Krieges zu Tage. In einer vor Absendung der Note einberufenen Besprechung mit deutschen Auslandsvertretern (Rosen, Graf Brockdorff-Rantzau, Graf Metternich) hatten Diese sich übereinstimmend für das Entgegenkommen in der U-Boot-Frage ausgesprochen. Es wird die Hoffnung geäußert, daß nicht die unglückliche Torpedirung eines amerikanischen Passagierdampfers dazwischenkommen möge. Aber gerade jetzt, also vor den zuletzt besprochenen Noten, trifft die Nachricht von der Torpedirung der ‚Leinster' ein und verschärft die Stimmung in den Vereinigten Staaten.

In der dritten Note Wilsons vom dreiundzwanzigsten Oktober 1918 wiederholt der Präsident den Hinweis auf seine Botschaft vom achtzehnten Januar 1918 und seine folgenden Botschaften. Er theilt mit, daß er den anderen Regirungen vorgeschlagen habe, falls sie geneigt seien, den Frieden zu den angebotenen Bedingungen und Grundsätzen herbeizuführen, den Waffenstillstand einzuleiten, und fügt hinzu: ‚Die Annahme dieser Waffenstillstandsbedingungen durch Deutschland wird den besten konkreten Beweis dafür erbringen, daß es die Grundsätze des Friedens annimmt, denen die ganze Aktion entspringt.' Die Note endet mit längeren Ausführungen, in denen der Präsident nochmals Zweifel über die inneren Machtverhältnisse in Deutschland äußert.

Im Anschluß an diese Note mehren sich die Aktenstücke, die von der Abdankung des Kaisers und des Kronprinzen handeln. Ob Wilson die Abdankung als Voraussetzung bezeichnen will, geht nach der Auffasung des Auswärtigen Amtes aus dem Text nicht klar hervor; wohl aber verstärkt sich der Eindruck, daß die Abdankung, wenn sie freiwillig und vor der Entgegennahme der Waffenstillstandsbedingungen geschähe, die Verhandlungen erleichtern und klären würde. Ueber diese Frage ist mehr gesprochen als schriftlich niedergelegt worden; die Dokumente sind daher nur lückenhaft.

Ferner wird die Frage des Rücktrittes Hindenburgs und namentlich Ludendorffs in diesem Zusammenhang erwogen. Die Frage verquickt sich mit dem Verlangen des Kabinets, noch andere Generale zu hören, ein Verlangen, das bisher wegen der Rücktrittsandrohung Ludendorffs immer wieder zurückgestellt worden war. Ludendorff lehnt die Anhörung nochmals energisch ab. In der Nachmittagssitzung vom sechsundzwanzigsten Ok-

tober theilt Payer mit, daß der Kaiser das Entlassungsgesuch Ludendorffs angenommen, dagegen Hindenburg bewogen habe, in seinem Amt zu bleiben. In dieses Stadium fällt die Mittheilung, daß Wien um einen Separatfrieden nachgesucht habe. Die deutsche Antwort an Wilson wird abgesandt.

Am achtundzwanzigsten Oktober treffen die Generale Von Mudra und Von Gallwitz ein. Sie äußern sich in dem Sinn, daß man noch die letzten Mittel zeigen müsse, um zu beweisen, daß es noch nicht zu schlecht stehe. Die ihnen während der Sitzung gemachte Mittheilung von dem Sonderschritt Oesterreichs ruft allerdings schwere Besorgniß und Zweifel an der Möglichkeit eines ernsteren Widerstandes hervor.

Ein vergeblicher Austausch von Telegrammen mit Wien zur Verhinderung des Sonderfriedens und die Mittheilung von dem Waffenstillstand der Türkei folgen. Am fünften November erstattet der neue Erste Generalquartiermeister Generallieutenant Gröner ein ausführliches Gutachten. Inzwischen erlebt die ruhige Politik der konsequenten Fortführung des am dritten Oktober unwiderruflich eingeleiteten Schrittes noch einen wichtigen Erfolg; Lansings Note trifft ein, in der ausdrücklich mitgetheilt wird, daß die Alliirten Regirungen für den endgiltigen Friedensvertrag Wilsons Punkte mit zwei bestimmt bezeichneten Ausnahmen angenommen haben.

Nun folgt der Abschluß des Waffenstillstandes. Die Bedingungen für den Stillstand der Kämpfe sind maßlos. Aber eine Ablehnung ist nicht möglich. Der am dritten Oktober beschrittene Weg muß zu Ende gegangen werden. Nachdem einmal die deutsche Regirung auf Veranlassung der Obersten Heeresleitung damals selbst die Punkte Wilsons als ernsthafte Grundlage des Friedens bezeichnet und angenommen hatte und nachdem auch die Gegner sich auf diese Punkte verpflichtet haben, sieht das deutsche Volk den Krieg als abgeschlossen an. Wilson ist der populärste Mann im ganzen Lande und trotz aller Entrüstung über die Härte des Waffenstillstandes hofft das Volk auf die Gestaltung des endgitligen Friedens nach unparteiischer Anwendung seiner Sätze. Jeder Versuch einer Hinausschiebung wäre jetzt dem Strom entgegengelaufen; wo die Mannschaften einen solchen Versuch vermuthen, erheben sie sich. In diesem Stadium bestehen keine Meinungverschiedenheiten mehr mit der Obersten Heeresleitung. Am zehnten November funkt sie, mit der Unterschrift Hindenburgs, zugleich nach Berlin und an die mit Foch verhandelnde Waffenstillstandskommission, in welchen Punkten versucht werden muß,

Erleichterungen zu erreichen. Das Telegramm endet mit den Worten:

> ‚Gelingt Durchsetzung dieser Punkte nicht, so wäre trotzdem abzuschließen. Gegen Ablehnung Punkt 1, 4, 5, 6, 8, 9 wäre flammender Protest unter Berufung auf Wilson herbeizuführen.'

Am elften November 1918 tritt der Waffenstillstand in Kraft. Damit schließen die Urkunden.

So hat, im vierundsechzigsten Monat, der Krieg geendet, den, wie der österreichische Staatskanzler Renner nach gründlicher Aktendurchforschung in einer amtlichen Urkunde bezeugt, „die Hof- und Militärkamarilla unternommen hatte". Drei Thatsachen sind nun über jeden Zweifel gehoben: daß die Heeresleitung mit den stärksten Treibmitteln die Bitte um Waffenstillstand erwirkt und, wider den Wunsch des Prinzen-Kanzlers, beschleunigt hat; daß sie, nicht irgendein Civilist, als Friedensgrundlage die Vierzehn Punkte empfahl, die sie zuvor als eine Reichszerstückung androhende Schmach von der Schwelle des auch nur Erwägenswerthen gewiesen hatte; und daß die (von Amerikanern und Briten nicht erwartete) Unterzeichnung des Waffenstillstandes, für die Herr Erzberger haftbar schien, von dem Marschall Hindenburg verlangt worden ist. General Ludendorff hatte in der letzten Oktoberwoche, unter dem Eindruck kaiserlicher Ungnade, den Abschied erbeten und als Bescheid den in aller Geschichte von Caesarenblindheit unvergilblichen Satz gehört: „Ihr Rücktritt wird mir erleichtern, mit Hilfe der Sozialdemokratie mir ein neues Reich aufzubauen." Der General hat öffentlich behauptet, das Weißbuch biete „eine durchaus einseitige und entstellende Darstellung"; hat sie aber auch mit dem Nimbus des Siegers von Tannenberg bisher nirgends zu entkräften vermocht. Herr Solf soll ihn mißverstanden, Herr von Grünau die Lage nicht gekannt, Herr von Hintze falsche Angaben gemacht haben. Keine Anschuldigung steht auf festem Grund; jede scheint dem (kaum bewußten) Wunsch entsprossen, Widersprüche zu überbrücken, auf die im Schlußakt so ungeheurer Tragoedie der Seelenkundige ohne Staunen blickt. Daß vor der Heeresleitung schon das Auswärtige Amt schnellen Waffenstillstand erstrebt habe, sei durch eine Notiz erwiesen, die am achtundzwanzigsten September als die

Aufgabe der künftigen Regirung bezeichnet, „je nach den Wünschen unserer militärischen Stellen dem Präsidenten Wilson nahzulegen, die Kriegführenden eventuell zum Abschluß eines sofortigen Waffenstillstandes einzuladen.“ Sieben Tage zuvor aber hatte Freiherr von Lersner aus dem Großen Hauptquartier an den Staatssekretär telegraphirt: „General Ludendorff fragte mich, ob Eure Excellenz gedächten, durch den Fürsten Hohenlohe-Langenburg in Bern an Amerika wegen Friedensverhandlungen heranzutreten.“ Und seit dem Sechsundzwanzigsten war bekannt, daß Bulgarien in Saloniki über einen Sonderfrieden verhandle. Herr von Hintze, Admiral und Staatssekretär, schreibt auf ein Merkblatt: „Mitte Juli 1918 hatte ich in Avesnes dem General Ludendorff die förmlich und bestimmt gefaßte Frage vorgelegt, ob er sicher sei, mit der jetzigen Offensive den Feind endgiltig und entscheidend zu besiegen; der General hatte meine Frage wiederholt und dann erklärt: Darauf antworte ich mit einem bestimmten Ja.“ Die bis ins Kleinste zurückgehende Angabe des in militärische Denk- und Ausdrucksform Gewöhnten soll falsch sein: und doch wäre zu beweisen, daß der Feldherr (unter geringerem Titel war ers) in der zweiten Juliwoche so sprach und so dachte. Nicht viel länger noch? Allzu lange. Der seinem Vertrauen nächste Offizier steht heute noch auf dem Irrglauben, „eine Nasenlänge vor dem Endsieg sei das Heer durch einen Dolchstoß in den Rücken ermordet worden“. Das aus dem Weißbuch rückwärts fallende Licht ist dem General nicht günstig; zeigt ihn aber so, wie der Psychologe sich einen plötzlich Entgotteten, vom Thron aufs schmale Bänkchen des fast verdächtigen Zeugen Erniederten vorstellt. Herr von Lersner hat einmal aus dem Hauptquartier ins Amt telephonirt, „auf Grund seiner langjährigen Erfahrung im GHQ könne er nur auf das Dringendste davor warnen, Versprechungen der Obersten Heeresleitung Glauben zu schenken und sich in der einmal eingeschlagenen Friedenspolitik auch nur im Geringsten beirren zu lassen“. Aus diesem Warnruf klang eine Stimmung, die nicht vereinzelt, nicht gestern geworden war. Fünf Jahre lang hatten die Diplomaten, Alt und Jung, nun im Schatten gestanden, früh und spät die unermeßlich hohen Werke der Generale rühmen gehört und

nie doch, im dichtesten Hagel der Spottpfeile nicht ein wacher, geglaubt, der grause Handel werde, könne in Glanz und Wonne enden. Denn sie wußten, was von den Berichten zu halten sei, die alle Fehlschläge und Niederlagen, alle Verluste, Menschen, Geschütz, Schiffe, Flugzeuge, das unsägliche Elend des Zeppelinismus, verschwiegen, Rückzüge als unerschaute Geniethat priesen und, wenns gar nicht mehr anders ging, meldeten, ein mit furchtbaren Opfern erkämpfter Hauptort, Wald oder Gebirgskamm „liege vor unseren Linien". Mahnendes Wort verhallte; Warnrede wurde mit Vehmspruch gestraft. Die Zweifel verkrochen sich und lugten nur hervor, wenn kein Unerprobter sie fahnden konnte. „Zieht Euch gut an, Kinder, und haltet, nach Chlodwigs weisem Rath, die Schnauze: dann kommt Ihr vorwärts. Und muß über Amtliches gekohlt werden, dann über das Wichtigste: ob Berchem London kriegen, in Paris Lucius oder Oberndorff das Rennen machen und wer in Wien, wenns Botschaft bleibt, Moppy Wedel beerben werde." Jetzt sollten die in Finsterniß Verbannten aus tiefster Noth helfen. Durfte der General, der die Staatssekretäre nach Mitternacht zu empfangen, zu instruiren pflegte, in diesem Luftwirbel Wohlwollen heischen? Er soll Rechenschaft geben, heiklen Fragen antworten, gar, der vier Heeren, zehn Ländern befahl, andere Gutachter zulassen. Von der umdampften Säule ist er in Alltagsgrau gestürzt. Er blinzelt und kann noch nicht fassen, daß an sein Wort, aus dem Völkern und Staaten Schicksal geworden ist, sich Zweifel zu kleben wagt. „In welchen Händen sind wir gewesen!" In den Händen höchst tüchtiger, doch fehlbarer Menschen, die Anbetungdrang in Gottähnlichkeit hob. In duftendem Gewölk, auf dem rothen Machtfirn haben sie verlernt, was Erdenwandel den Indergott lehren mußte, mitzufühlen Leid und Qual, und sich berufen gewähnt, ihr Volk mit verbundenen Augen durch siebenmal sieben Höllen in ein Eden zu führen. Sie lieben dieses Volk, wie der Reife ein Kind liebt, haben unermüdlich für seine Zukunft gearbeitet; und nur, ohne Gottheit in sich, niemals geahnt, daß der frommste Trug nicht Wahrheit zu zeugen vermag.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Geschäftliche Notizen

Ein wichtiger Fingerzeig für Kaufleute und Industrielle

Der Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft bedarf vor allem einer planmäßigen Organisation. Diese wiederum kann der Vorzüglichkeit, der Gediegenheit des Hilfsmaterials nicht entraten. Darum ist der Entschluß der Isenburger Bureaumöbelfabrik Schmidt & Köhler, die in Frankfurt a. M. und Hamburg eigene Geschäftsstellen unterhält, mit besonderer Genugtuung zu begrüßen: nur unter Verwendung ausschließlich echter Stoffe dem deutschen Kaufmann sein Handwerkszeug auf den Tisch zu legen: so bringt die Fabrik unter der Marke Eska reines Leinenpapier auf den Markt in handlichen Blocks, so schuf sie gutarbeitende, enorm praktische Eska-Briefordner und so sind ihr vor allem die längst notwendig gewesenen Eska-Postscheckmappen zu verdanken. Der deutsche Kaufmann tut gut, sich dieser bereits überall bewährten Hilfsmittel zu bedienen.

Die Zukunft

Berlin, den 16. August 1919

Götzendämmerung

II*)

Hebt sich im neunten Monat nach dem Einsturz eines Viertelhunderts alter Throne schon wieder eine Welle, die aus dem Wrack der Monarchie das kostbarste Gut auf die Strandtrift schleudert und seine Bergung ermöglicht? Hat der Zeitraum, worin aus Mannessaat ein lebensfähiger Mensch werden kann, im fiebernden Schoß zerquälter Völker den uralt verwelkten Gedanken der Einherrschaft zu neuer Blüthe wiedergeboren? Viele fragen; und zitternd weist der Finger Aengstlicher auf Ungarn, wo, dünkt sie, unter dem Segen, nach dem Willen der siegreichen Westmächte das Apostolische Königthum des ersten Stephans, des von Silvesters Papsthuld mit so hohem Titel belohnten Magyarenbekehrers, in neues Leben ersteht. Nicht heute, nicht morgen wird der Frage bündige Antwort gefunden. Erinnert, Zage, Euch an Zarathustras Gespräch mit den zwei Königen, die, mit Krone und Purpurgürteln geschmückt und bunt wie Flamingos, einen beladenen Esel vor sich hertrieben und den persischen Weisen für einen Ziegenhirten oder ungehobelten Einsiedler hielten. „Alles ist bei uns falsch und faul. Niemand weiß mehr zu verehren: Dem gerade laufen wir davon. Dieser Ekel würgt mich, daß wir Könige selber falsch wurden, überhängt und verkleidet durch alten, vergilbten Großväterprunk, Schaumünzen für die Dümmsten und die Schlausten und

*) S. „Zukunft“ vom neunten August 1919.

wer heute Alles mit der Macht Schacher treibt! Wir sind nicht die Ersten und müssen es doch bedeuten: dieser Betrügerei sind wir endlich satt und ekel geworden.“ So redet ein König; und Zarathustra: „Einst sprach ich: Was liegt noch an Königen! Ich freute mich, als Ihr zu einander sagtet: Was liegt an uns Königen!“ Seine Freude wächst in Entzückung, da er sie reden hört: „Der höchste Mensch soll auf Erden auch der höchste Herr sein. Es giebt kein härteres Unglück in allem Menschenschicksal, als wenn die Mächtigen der Erde nicht auch die ersten Menschen sind. Da wird Alles falsch und schief und ungeheuer. Und wenn sie gar die letzten sind und mehr Vieh als Mensch: da steigt und steigt der Pöbel im Preis und endlich spricht gar die Pöbeltugend: 'Siehe, ich allein bin Tugend!' Du, Zarathustra, lehrst: Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen und den kurzen Frieden mehr als den langen! Unserer Väter Blut rührte sich bei solchen Worten in unserem Leib: Das war wie die Rede des Frühlings zu alten Weinfässern. Wenn die Schwerter durcheinander liefen gleich rothgefleckten Schlangen, da wurden unsere Väter dem Leben gut; alles Friedens Sonne dünkte sie flau und lau, der lange Friede aber machte Scham.“ Des Persers prüfender Blick sieht friedfertige Könige mit alten und feinen Gesichtern; sein Mitleid ladet sie zu Rast in die Höhle. „Ihr werdet, freilich, lange warten müssen. Je nun! Was thuts? Wo lernt man heute besser warten als an Höfen? Und der Könige ganze Tugend, die ihnen übrig blieb, heißt sie heute nicht: Warten-Können?“ Warten: bis wieder Lust und Zeit zu Krieg wird, der nach dem Führer und Völkerrichter schreit. Dieser Schrei überbrüllt alle Warnung von der Art der aus Samuels Greisesbrust drohenden: „Der König nimmt Euch die Söhne in seine Waffenschmieden, macht sie zu Reitern, Läufern, Wagenlenkern, läßt von ihnen seine Aecker bestellen, von Euren Töchtern sich das Mahl bereiten, Brot backen, Salben mischen; er entreißt Euch die besten Felder, Weinberge, Oelgärten, zehntet die Heerden und zwingt Euch in Knechtsfron!“ Bewährt er sich dann aber nicht als Führer, nicht als den höchsten Menschen, enttäuscht er das Hoffen auf

Sieg und Machtmehrung, ruht das Gefunkel der rothgefleckten Schwertschlangen und blößt das alte, feine oder das viehisch stumpfe Gesicht eines Müden, mit Krone, Purpurgurt, Flamingogefieder aus Gottes Gnade, irgendeines, Gesunkenen: worauf soll Dieser noch warten, bis in welches Wunders Geburtstunde fröstelnd in dunkler Höhle kauern?

Wo Rachsucht, Kriegswuth aufglüht, kann sie des Eseltreibers Kittel in Purpurschein färben. Unter den fünfzig Monden des Weltkrieges hat nirgends ein Kaiser, König, Prinz sich in die Glorie des Feldherrn gereckt. Dem einzigen Dynastensohn, dessen Leistung der Rede werth bleibt, dem Großfürsten Nikolai, fehlte früh die zu modernem Krieg taugliche Waffe; und der von den gefährlichsten Gegnern, den Generalen Conrad und Ludendorff-Hindenburg, Bedrängte vermochte drum nicht das Maß seines Könnens, groß oder klein, zu zeigen. Weil die Thronenden sammt ihrer Brut an dem Tag, für dessen Gewittersnoth ihnen die zeitwidrige Gewalt anvertraut worden war, sich als unzulänglich, nicht einmal der Pflicht kluger Voraussicht und Hemmung mächtig erwiesen, blies das erste Schauerwindchen sie vom morschen Sitz. Die Völker hatten sie nackt gesehen und die Wahrheit des bonapartischen Spottwortes empfunden, das Auge glaube Nackten niemals das Königthum. Der nach der Mode lackirte ungarische Feudalstaat, die Adelsoligarchie, die den vom calvinischen Ketzer Tisza gekrönten Apostolischen König Karl zuerst, weils nicht der verhaßte Magyarenhasser Franz Ferdinand war, dann, weil er ihr den Willen that und sich nicht in Wilhelms Joch bückte, gern auf dem Thron duldete, hat nicht das Ende des Krieges erzwungen; ihr Vertrauensmann aber, Erzherzog Joseph, der Enkel eines Palatinus von Ungarn und Schwiegersohn des Wittelsbachers Leopold, hat (wie Herr Nowak in seinem hitzig befehdeten Buch „Der Weg zur Katastrophe" erzählt) aus Bozen den Aufruf herausgeschickt, der die ungarischen Divisionen in die Heimath trieb. Aus deren lange überpflasterten Eiterherden brach jäh nun ein gelber, stinkiger Strom. Bauer und Städter, Magyar und Slawe, Bourgeois und Proletarier, Katholik, Calviner, Jude: Alles stand oder knäuelte sich wider einander. Graf Stephan Tisza, in

dem der Massenzorn einen der Anstifter des Krieges sieht, wird gemordet, andere gräfliche Grundherren fliehen oder verkriechen sich; und aufrecht, vornan sichtbar bleibt nur Graf Michael Karolyi, der seit Jahren die Kriegmacher bekämpft und mit kaum noch verhülltem Eifer für die Nothwendigkeit der Verständigung mit den Mächten der Entente eintritt. Ward er, nur Dieser, zu Rettung des Ungarnglobus berufen und auserwählt? Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte. Denn: was in Kriegszeit, an Aufruhrstagen von fernen Menschen berichtet wird, darf langsam nur durch den Filter der Skepsis sickern. Dieser Graf hat den Muth zu hinterhaltlosem Bündniß mit der Sozialdemokratie, jauchzt in das Morgengrau der Republik, scheint dem ersten Blick mehr als ein ugro-finischer Mirabeau-Kopist, mehr als der geistreich stämmige Lüdrian selbst: und platzt dann, plötzlich, wie die aus dem Thonpfeifchen eines Knaben gequollene Blase, verschwindet als gestaltender Wille und läßt zu Erinnerung nur üblen Ruch. Sein Nimbus war bleich geworden, seit ihn, den mit dem Soldaten- und Arbeiter-Rath zu Angebot der Kapitulation Aufmarschirenden, der Franzosengeneral, die Reitgerte in der Hand, mit den Worten empfangen hatte: „So tief seid Ihr gesunken! Die Züchtigung wird Euch nicht erspart. (On vous châtiera.)“ Die Gerte peitschte den Stiefelschaft. Den Freund, hatte die von der Revolution hochgespülte Schicht gehofft, wird der Sprecher der Westreiche freundlich begrüßen; Genosse Karolyi heimst uns Bedingungen, die keinem Anderen gewährt würden. Sie werden furchtbar hart; so hart, daß, als den Rumänen, Serbo-Kroaten, Czecho-Slowaken und Oesterreichern große Landstücke, breite Zacken aus Stephans heiliger Krone zugesprochen sind, ein Witzbold stöhnen muß: „Ungarns Territorialbilanz ist mit mindesten drei Komitaten schon passiv!“ Dieser Drang zeugt im Hirn des mit Wuthrede angefallenen, trügender Vorspiegelung beschuldigten Grafen Karolyi keinen Schöpfergedanken. Jetzt, da er zeigen könnte und müßte, was Wille und Weltkenntniß in ihm, aus ihm zu wirken vermag, erlahmt er und stützt sich auf des Ge-

dächtnisses Krücken. Aus ähnlicher Klemme, denkt er, hat die Russen der Bolschewismus befreit. Kanns nicht noch einmal, auch in Ungarn, so werden? Und gelingt uns noch weniger als den Moskauern ein Dauer verheißender Bau: schon die Angst vor dem neuen, näheren Seuchenherd nöthigt die Feinde schnell zu Gewährung milderen Urtheils. Nationaler Ingrimm zerstampft in der Bourgeoisie selbst die am Alltag Gefühl und Denken hemmenden Schranken. Ungarn wollte immer „modern" scheinen; zeigte der Außenwelt am Liebsten das Antlitz freier Demokratie. Was ist das Allerneuste? Räthe-Republik. Sie wird „ausgerufen". Graf Karolyi spreitet segnend die Hände über ihre Wiege; und geht nach Prag.

Kommunistische Räthe-Republik Ungarn: als in der letzten Märzwoche die Meldung kam, klang sie unserem Ohr wie das Schmarrenstück aus einem Operettenfinale, einem von der spontinisch lärmenden Sorte, die in Millöckers Florenz auferstanden war. „Wie in einer fest zusammenhaltenden Familie, in der Jeder für Alle arbeitet: so soll es bei uns sein. Zwar ist unser Rußland der Bauer- und Arbeiter-Räthe eine ungeheure, Millionen Köpfe umfassende Familie; auch sie aber kann nur durch brüderliche Treue gedeihen. Und wer faul ist, Rohstoff verdirbt, Werkzeug oder Maschinen zerstört, Der sündigt gegen die ganze Familie, gegen das Rußland der Sowjets und die Arbeiterschaft der Erde." Das hat Herr Trotzkij geschrieben. Das soll in dem Ungarn möglich werden, von dessen Klassenklüften, Ausschweifungen, unausrodbarer Korruption, noch in Kriegszeit orgiastischer Schwelgerei echtbürtige Magyaren uns oft erzählten? Jokai hat nicht das Herz Dostojewskijs, der Reißer-Lehar nicht Lenins Wirbel, und wo durch Finsterniß Herr Molnar funkelt, verkohlt in Tolstois Essenerkerze der Docht. Ist Karolyi witzig geworden, will er die Welt verblüffen, hat er den Rest der Barschaft auf Null gesetzt? Rußland ist ein Erdtheil, könnte, wenn ihm nicht baumeisterliche, technisch geschulte und in Maschinendienst taugliche Menschen fehlten, nicht nur die Nothdurft decken, sondern, ohne Indien und Amerika, reichlich sich selbst und den Nachbarn genügen. Noch hats nicht viel Industrie, doch, was es hat, in der Form modernen Groß-

betriebes; hat die von Marxens Auge früh erblickten Arbeitermassen, „die, in Fabriken zusammengedrängt, soldatisch organisirt werden“. Auch Ungarn ist ein Agrarstaat; nur ein Sechstel des Volkes wird von Industrie und Handwerk genährt. Ueber seine Erde schreiten nicht Karamasows, in ihr ruhen nicht Schätze, nach deren Hebung ein Paradies aufblühen könnte; und die Friedensbedinge nehmen ihm die Hälfte von Boden und Volk. In diesem eng und arm gewordenen Land, wo der Kampf des Kleinbauers und Schollenarbeiters gegen den Großgrundbesitzer viel wichtiger ist als das Trachten, städtischem Proletariat den aus unbezahlter Arbeit entstehenden „Mehrwerth“ zu sichern, sollte über Nacht Kommunismus und Diktatur des Proletariates werden, die nach Marxens Meinung doch erst der demokratischen Republik, „der letzten Staatsform bürgerlicher Gesellschaft“, folgen und aus ihr den Uebergang in Gemeinwirthschaft vorbereiten muß? In Rußland, wo nur Geistige, Gelehrte und Literaten, nicht Handarbeiter, die Staatsmaschine füttern und lenken, ist, nach dem Urtheil der Feinde, die Rothe Armee der Arm des Diktators; und dem Wladimir Uljanow-Lenin, der ihr durch Trotzkijs bissigen Mund befiehlt, hat man das Wort zugeschrieben, unter je hundert Bolschewiken seien siebenzig Dummköpfe, neunundzwanzig Gauner und ein Idealist. In dem Ungarn, das sich zur „Diktatur der Verzweiflung“ entschloß, mags so gewesen sein. Nicht jeder Gräuelmär dürfen wir glauben noch vor beglaubigter vergessen, daß aller aus Revolution und Klassenhaß entstandene Schade neben dem von unserem Krieg bewirkten wie lenzlicher Eisgang in einem Bächlein neben Sintfluth aussieht. Gewiß ist, daß der Märzversuch, dem die älteren Führer der Sozialdemokratie erst nach Zögern zustimmten und zu dem der Kommunist Palyi nicht mitgewirkt hat, völlig mißlang: und, in der Zeit tiefster Wirthschaftnoth, zwischen kapitalistisch organisirten Staaten, in dürftiger Enge mißlingen mußte. Wenn die Geschichte der ungarischen Sowjets von einem unbefangen die Wahrheit Suchenden geschrieben ist, wird erkennbar werden, ob hier mehr war als ein hastig nachgestümpertes Plagiat. Die Entente ließ sich

nicht einschüchtern, nicht Gunst erpressen, Moskaus Rothe Armee nahte nicht den Karpathen und kein Wetterleuchten verhieß den Ausbruch der „Weltrevolution". Die städtische Bourgeoisie war durch Schrecken zu bändigen, aus Heim und Besitz zu jagen; doch der Mittel- und Kleinbauer, den die Hoffnung auf rasche Großgütertheilung angeködert hatte, wurde, da sie nicht schnell genug, ohne die dazu nothwendigen Organe, zu erlangen war, unwirsch und wollte fortan weder von Enteignung, von Sozialisirung seines Hofes und Ackers hören noch die Schwätzer, Schmarotzer, Schieber in den Städten weiter mästen. In dem blockirten Land stockte die Industrie, der die leitenden Köpfe und die alte Ordnung genommen waren, die Nährmittelzufuhr, der Handel, zerfraß, wie die Führer selbst offen aussprechen, das Gift wuchernder Korruption alle Gewebe, sank im Juli das Hoffen auf zulänglichen Ernteertrag. Der noch im Kriege gut genährte Fabrikarbeiter lernte, nicht viel später als der aus Vorrecht in Bettlerselend gestoßene Bourgeois, Hungersqual spüren. Die Bauerschaft wandte sich von der rothen Fahne ab, empörte sich gegen die Ausführung des Beschlusses, auch sie durch Terror zu kirren, und lauschte gläubig dem Geraun der in Szegedin schaltenden Nebenregirung, die alle Schuld auf die budapester Abenteurer, Diebe, Falschmünzer, „Juden und Leninbuben" schob. Vier Monate und neun Tage hat die Räthe-Republik gelebt. Im Frühlicht des Erntemondes merkten selbst die verwegenen Volkskommissare Kun, Szamuelyi, Böhm, Hamburger, daß die Scheidestunde nicht länger hinauszuschieben sei. Mit ihrem Sowjet würde der pariser, der allmächtige Rath der Fünf, nicht verhandeln. Und ohne Frieden, ohne Aufhebung der Blockade war Ungarn verloren. Schon nahte ihm ein Rumänenheer.

Der Enkel des Palatinus hatte sich still gehalten; der Republik Karolyis den Treueid geschworen und sich nur noch „Joseph Habsburg, Doktor-Ingenieur" genannt. Nach dem Muster seines Vornamensvetters aus dem Haus Orléans, des Louis Philippe Joseph, der aus wüstem Genießerleben als Vierziger von der Grippe des Ehrgeizes gepackt wurde, nach der ersten Aufbrunst der Revolution sich in die Ge-

neralstände wählen ließ, für deren Umwandlung in eine Constituante warb, sich in den Dritten Stand reihte und fortan Bürger Philippe Égalité hieß. Trotzdem er für die Hinrichtung des sechzehnten Louis, der ihm Versöhnung geweigert hatte, stimmte, ist er nicht ans Ziel seiner Ehrsucht gelangt; ist den Jakobinern verdächtigt, verhaftet, von Guillotins Fallbeil geköpft worden. Erst sein Sohn hat, auf dem vom Vater gewiesenen Weg, die Krone der Lilienkönige gefunden. Schüler Rousseaus und Günstling Dantons, Mitglied des Jakobinerklubs und Kämpfer bei Valmy und Jemappes, Lehrer in der Schweiz und Auswanderer nach Amerika: daraus konnte was werden. Ist nach der Julirevolution der Regent (mit dem Bannerspruch: „Nun erst wird die Verfassung Wirklichkeit") und schon eine Woche später, im August 1830, der Bürger-König der Franzosen geworden, der sich bis in den Märzsturm von 48 mit dem Juste-Milieu und dem Regenschirm behauptet hat. Wenn der Habsburg auf der selben Straße das Heil sucht, wärs klüger gewesen, die Maske nicht gar so früh abzulegen. Er nennt sich schon wieder Erzherzog und Feldmarschall, erzählt Interviewern, die Volksmehrheit ersehne die Wiederkunft der Monarchie, und scheint den Uebermuthstaumel der Rumänen, die ohne Kampf in Budapest eingezogen sind und sich gegen den Mahnruf des pariser Rathes, weil er ihnen Bessarabien versagt, taub stellen, zu Schürung nationalen Zornes zu nützen, in dessen Gluth er geschwind, auf dem Ambos der Noth, sich die Krone zu schmieden hofft. Oder glaubt er, Stephans latino-byzantische Doppelkrone, auf die Karl nicht verzichtet hat, sich aufs Haupt stülpen zu dürfen? Dazu wäre die Erlaubniß der Westmächte nöthig, die nach Willkür mit Ungarn verfahren, es dem auch ugro-finischen, auch auf Landwirthschaft gestellten Bulgarien, dem, freilich, durch Religion, Stamm, alte Feindschaft von ihm geschiedenen Rumänien vereinen, es in den Donaubund einknüpfen oder zu Buße in kalter Einsamkeit verdammen können. Ihrem Wink würde die Wählermasse und die Nationalversammlung gehorchen, deren Spruch die Staatsform zu bestimmen hat. Die grauen Politiker in London, Paris und (besonders) Rom wissen, wie

wesentlich von den englischem Vorbild ähnelnden Monarchien der Yugoslawen, Rumänen, Bulgaren, Hellenen die erneute Habsburgerherrschaft in Ungarn sich unterscheiden würde; daß sie schleunige Wiederherstellung des verlorenen Machtstandes erstreben, sich auf den Grundadel stützen, Grafenwirthschaft und Magnatentafel zurückbringen müßte, die drängenden Volkswünsche also nicht erfüllen und in den Donaubund nur vermummt, wie in eine Wartehalle, eintreten könnte. Bismarcks (in Wien überhörter) Rath, in einer Bundesverfassung die „Versöhnung der politischen und materiellen Interessen zu suchen, die zwischen der Ostgrenze des rumänischen Volksstammes und der Bucht von Cattaro vorhanden sind", wäre auch in anderem Rahmen und mit anderem Werkzeug, als der große Junker wollte, nicht ausführbar, wenn wieder dynastische Sonderbegierde das Manövrirgebiet übersträhnte. Noch ist auf der Pariser Konferenz die Zukunft Südosteuropas (zu dem fürs Erste wohl auch Oesterreich und sein Wien, die Weltmessenstadt und der Stapelplatz der aus dem Orient kommenden, in den Orient gehenden Güter, hinneigen wird) nur skizzirt worden. Die Hauptarbeit fällt dem Völkerbund zu. Ruft dessen Weisheit einen Habsburg in die ofener Burg und drückt ihm Silvesters Goldhaube, das Diadem Michaels Dukas auf die Stirn? Die Völker in Südost haben noch ärger als alle anderen gelitten, in noch breiterem Strom ihr Blut vergossen. Sie wollen frei sein, selbst die Gestaltung des Staates, den Bau und das Leben des Wirthschaftkörpers bestimmen, keinem Grundherrn oder Geldkapitalisten hörig bleiben, froh, endlich, in unstörbarem Frieden auf eigenem Feld säen und ernten. Die Enttäuschung von Kommunismus wird den ungarischen Stadtarbeiter nicht zu Monarchismus bekehren. Rußlands Sozialdemokratische Partei (Menschewiki) hat in einem von Dan, Martow, Pleskow und anderen Vormännern unterschriebenen Aufruf die Genossen in Westeuropa laut vor dem Glauben gewarnt, sie ziehe den Sieg der Koltschak, Denikin, Judenitsch der Fortdauer des Bolschewikenschreckens vor, und sie ermahnt, nicht am Aufbau einer Ostfestung der „Weltreaktion" mitzuarbeiten, in deren Eishauch alle Blüthen

und Keime des Sozialismus erfrieren müßten. So spräche auch Ungarns Proletariat, wenn ihm die Rückkehr eines Habsburgers und seiner Hofsippe zugemuthet würde. Der muß den schlummernden Nationalismus aufpeitschen, dessen böseste Triebe in Kraft nähren und ihm zupfauchen: „Ihr sollt nur Solche sein, deren Auge immer nach einem Feind sucht, nach Eurem Feind!“ Der hält sich nur auf der Zinne, wenn er, und wärs durch Mummenschanz auf schwankendem Lügengerüst, den Murrern beweist, daß nicht sein Haus, daß nur Verrath und Revolution das Volk in Elend gerissen habe. Das können die Kämpfer für Demokratie und Menschheitrecht wünschen? Die neue, von Militaristenwahn gesäuberte Welt ruft selbst den Patron, der ihn wieder fett hätscheln muß, in den Purpur zurück? Dann wird nicht Friede.

Nicht drinnen: denn jeder Versuch, die Revolution, wie einen schlecht bepackten Förderwagen, einfach zu nullen, den alten Zustand, nur ohne das Geklirr von Ruhm und den Lichtkranz dem Gipfel zu wachsender Größe, wiederzubringen, führt in den Engpaß von Generalstrike und ätzt die Lehre ein, daß zwar „Ruhe und Ordnung“, nicht aber zureichende Arbeitleistung, von Gewalt zu erzwingen ist. Nicht draußen: denn zwischen Triest und Midia, dem Semmering und dem Goldenen Horn, wo alle Völker, wenn staatliche nicht mit wirthschaftlichen Grenzen zusammenfallen, in Behagen und dennoch dem Westen zu Nutz leben können, wird wieder ein schwarzes Wetterloch, sprießt überall wieder das Unkraut der Zwietracht auf, sobald die Selbstsucht regirender, um Volksgunst banger Familien die Luft vernebelt. Paris muß laut sprechen: „Joseph würde nicht reicher als Karolyi belohnt; Kommunismus schreckt, Monarchismus lockt uns nicht. Wollen die Triebe durchaus einen Tyrannen machen, so müssen wir einen stärkeren Gegentyrannen erfinden.“ Knien Weiße noch immer vor Götzen? Erzherzog, Feldmarschall, Reichsverweser, Königlicher Prinz: so Dir Korn aus der Hand wuchs, Dein Pochen Erz aus dem Erdschoß rief, einen Kohlenschacht aufbrach, hast Du das Wunder gewirkt, das den Thaumaturgen krönt. Nein? Menschheit will werden.

Auch über dem sonnenlos gewordenen Leben Deutschlands ballt sich neues Gewölk. Der Urstoff, der in unserem Klima, unserer Kulturform des weithin aufs flache Land erstreckten Industrialismus fast unentbehrlicher als Brotkorn ist, die Wärme, Kraft und Licht spendende Kohle wird von Mond zu Mond knapper. Der Jahre lang schlecht genährte, nach der grausen Enttäuschung des Krieges müde und mißmuthige Bergmann leistet nicht, was er zuvor geleistet hat. In anderen Industrien ists nicht anders; auf deutschen Werften ist festgestellt worden, daß in der Zeit, wo sonst dreihundertfünfzig Nieten eingehämmert wurden, es jetzt fünfunddreißig sind. Aber die Arbeit unter Tag ist schwerer, der Kohlengräber fühlt mehr als der Fabrikarbeiter in sich die Macht, alle Räder, alle Quellen von Licht, Wärme, motorischer Kraft zum Stillstand zu bringen, und ist noch leichter drum dem Lockruf zugänglich, der ihn warnt, weiter „für den Profit des Unternehmers und Aktionärs sich zu plagen". Der geschwächte Körper und die rebellisch gestimmte Seele mindern vereint die Arbeitleistung. Die in kurzen Intervallen einander folgenden Strikes haben die Ansammlung von Vorräthen gehindert. Schon ist das (theure und schlechte) Gas nur in engen Stundengrenzen zu haben. Neue Beschränkung des Eisenbahnverkehres wird amtlich angekündet und im preußischen Osten fährt in mancher Stadt keine Straßenbahn mehr. Das Saarbecken fehlt und die Partner des Friedensvertrages dürfen Kohlenlieferung fordern. Am Niederrhein und in Westfalen kann die Produktion vervielfacht werden; die Vorbedingung wäre aber, daß der Bergmann beträchtlich an dem Ertrag der Gruben betheiligt wird und daß für das Heer der hinzukommenden Häuer anständige Arbeiterhäuser gebaut werden. Die höhere Menschenzahl muß die verringerte Leistungfähigkeit ausgleichen; und die dazu und obendrein zu Doppelung der Produktion nöthige Mannschaft muß halbwegs behaglich leben. Der Arbeiter, der ein gutes Heim hat und an dem Gedeihen des Werkes dadurch interessirt ist, daß auch ihm, wie dem Darleiher oder Besitzer des Kapitals, ein Theil des Gewinnes zufließt, wird freudiger am Werk und schwerer in Strike zu überreden

sein als der heimlose, den die treuste Pflichterfüllung nicht über den nur durch Massenbewegung erhöhbaren Taglohn hinaufhebt. Aber Häuser für Hunderttausend sind, besonders bei unserer Materialnoth, nicht aus der Erde zu stampfen, die starr Gewinnbetheiligung und damit verbundenen Einblick in den Geschäftsgang weigernde Selbstsucht ist nicht leicht zu brechen: also auch keine Hoffnung, das Gespenst der Kohlennoth rasch, noch ehe Winter wird, zu bannen.

Nicht die Wirthschaftfolgen will ich heute beleuchten. Allzu leicht sind sie in einem Land erkennbar, dessen Lager leer sind, dem ungefähr Alles fehlt, das schon jetzt ganze Armeen Arbeitloser zu ernähren hat und das nur durch intensivste Arbeit sein Leben fristen und seine Vertragspflicht erfüllen könnte. Wie aber wird das politische Antlitz Deutschlands aussehen, wenn wieder, im Herbst, der Verkehr stockt, der Stillstand großer Industrietheile erzwungen und, im Winter, Heizung und Beleuchtung in ein Bruchtheilchen des Gewohnten eingeschränkt wird? Der auf schmale Fettration Gesetzte ist, ohne die nothwendigen Kalorien, gegen Kälte nicht widerstandsfähig. Auf dunkler Straße brütet die Noth Verbrechen aus. Jeder malt sich selbst das Bild der gefährlichen Zerrüttung, die aus solchem Zustand werden muß. Nicht Jeder weiß oder ahnt aber, daß eine in der Stille schon wieder erstarkende Partei ihre Hoffnung an dieses Zustandes Wirken in die Psyche der Masse knüpft und daß aus der Kohlennoth die Lebensgefahr der jungen Republik werden kann.

Die Zahl Derer, die an der Wiederkunft unseres Ancien Régime interessirt sind oder sich interessirt glauben, ist größer, als der flüchtig Hinblickende vermuthet. Den hunderttausend Offizieren und Unteroffizieren, die brotlos geworden sind oder werden, gesellt sich ein beträchtlicher Theil der Bureaukratie, die um Amt oder Beförderungaussicht gebracht ist, der nicht nur sozialistischer, sondern auch demokratischer Evolution feindlichen Großindustriellen und die ganze Schaar der Mittelkapitalisten, die von acht- bis zwölftausend Mark bis gestern als Rentiers leidlich lebten und nun weder dieser Rente sicher sind noch mit ihr, nach der Theuerung und Geldentwerthung, irgendwie auskommen können. All diesen

Menschen, allen in der großen und kleinen Bourgeoisie Unzufriedenen, von der Steuerlast, der Vermögenskonfiskation, dem Auflehnungdrang und häßlichen Dunkel unseres Daseins Geängsteten winkt die monarchistisch-militaristische Partei und verspricht ihnen die Rückkehr des status quo ante bellum, Ruhe und Ordnung, Gehorsam der Menge und sattes Behagen der in Besitzrecht Geborenen. Weil dem aus unserer „Revolution“ entstandenen Gebild noch aller Schwung der Seele, alles Flammen werfende Pathos fehlt, weil es dem Geist bis heute fast nichts geboten, keine Aussicht in beglückende Helle geöffnet hat, haben die Lober alter Zeit leichtes Spiel. Und die ihrer Agitation dienstbaren Mittel mehren sich, strömen reichlich aus allerlei verborgenen Quellen. Die Unklugheit der vorigen Regirung hat ihnen das Werkzeug der Gewalt, Waffen und Söldner, ausgeliefert und einen Neo-Militarismus ermöglicht, der sich in den mit üppigem Ordenbehang stolzirenden, in grauen Autos umherrasenden Offizieren verkörpert und in den täglich dreister werdenden Manifesten einzelner Monarchisten und ganzer Gruppen zu bedrohlichem Ausdruck kommt. Dieselben Leute, Klassen, Parteien, die unter dem Novembersturm in Mauslöcher krochen und noch im Frühling nur leise, schüchtern zu reden wagten, erfrechen sich jetzt in die rohste Schimpfrede gegen die Bewirker und Begünstiger der neuen Zeit. Was, fragen sie, hat Euch denn nun die vielgerühmte Demokratisrung, gar der Sozialismus genützt? Ihr verarmt, habt nichts zu essen und müßt noch eine Armee von Tagdieben durchfüttern, Angestellte, Hausmädchen, Arbeiter gehorchen nicht mehr, Straßen und Häuser verschmutzen, die Reichsverwaltung ist, wie der Minister Heine selbst sagt, theurer als zuvor, die glorreiche Fahne ist entehrt und abgeschafft und morgen wird das Gesindel, das Regirung mimt, Euch das Letzte nehmen. So stehts in tausend Zeitungen, hunderttausend Flugblättern, die manchmal von uniformirten Offizieren auf offener Straße vertheilt werden. Und aus Schrift und Rede klingt immer der Lockruf: „Kommet zu uns, stärket die Stoßkraft unserer Partei, der allein nationalen, kerndeutschen, dann bringen wir die alte Herrlichkeit zurück!“

Wie aber, wird der Fremde fragen, kann dieser Ruf wir-
ken, da die Rufer doch gerade die an Deutschlands Unglück
Schuldigsten sind? Hier stößt der Fuß an die Wurzel des
Uebels. Diese Schuld ist der tief überwiegenden Mehrheit
des Bürgerthumes noch heute nicht bewußt geworden; und
sie wird, natürlich, von den Beschuldigten mit skrupelloser
Heftigkeit bestritten. Schon am Tag des Umsturzes, am
neunten November, ist im Großen Hauptquartier die schlaue
Losung ersonnen worden: „Wir sind nicht besiegt, nicht ge-
schlagen, sind nur durch die feige Muthlosigkeit der von
Sozialdemokraten, Flaumachern, Bolschewiken, in- und aus-
ländischen Juden verleiteten Heimath, durch den verrätheri-
schen Dolchstoß in den Rücken des Heeres gelähmt und zu
Waffenstreckung genöthigt worden." Diese Parole hat sich
bewährt; konnte sich in einem Volk bewähren, das fünf Jahre
lang nur von Sieg und Vormarsch, vom Verbluten des Fein-
des gehört, hundertmal Fahnen herausgehängt hat und dem
die Schrecken der Invasion erspart, alle Meldungen von
Niederlage, Rückzug, Verlust von Schiffen, Tauchbooten,
Waffen bis heute verschwiegen wurden. Selbst aus dem
Mund radikaler Arbeiter hört man noch oft, „wir seien doch
nie geschlagen worden." Und weil die Parole sich bewährte,
wurde ihr Ausruf von Monat zu Monat lauter. In den
Schriften des unter dem General Ludendorff höchsten Offi-
ziers ist zu lesen, das deutsche Heer sei im September 1918
„eine Nasenlänge vor dem Sieg" gewesen. Die heimkeh-
renden Truppen wurden nicht mit der ihrer ungeheuren Aus-
dauerleistung gebührendem Dank, sondern wie Triumpha-
toren begrüßt. Die Phrase vom „unbesiegten Heer" erstarrte
in ein nationales Glaubensdogma. Mancher General darf
sich spreizen, als hätte er den Erdball überwunden. Der höchst
tüchtige Feldmarschall Hindenburg, der doch selbst bei Tan-
nenberg nur mit fester Nervenruhe die Ausführung des luden-
dorffischen Planes gesichert hat und unter dessen Firma-
namen der Krieg so grausig verloren wurde, erlebte Ein-
züge, Huldigungen, Ehrengeschenke, wie Joffre und Foch,
Douglas Haig und Pershing sie nicht zu verzeichnen hatten,
und streut Erlasse und Ermahnungen aus, die an die Epoche

und die Majestät der Perserbesieger erinnern. In heimlicher Stille ist die Legende vollendet worden: „In dem uns aufgezwungenen Krieg haben wir über eine Welt in Waffen gesiegt, konnten vom Schwert nie geschlagen werden, wurden aber durch Heimathverrath gezwungen, Waffenstillstand anzubieten, den der tückische Wortbruch der Feinde dann in die Schmach dieses Friedens umgefälscht hat. Den haben die Vormänner der ‚gottverfluchten Republik' unterzeichnet, weil Ehre und Vaterland ihnen hohle Schatten sind und weil sie, zu spät, erkannten, daß vom Gipfel berechtigten Stolzes die Revolution uns in Ohnmacht und Chaos geschleudert hatte. So lange der Kaiser im Kreise seiner Paladine, der unvergleichlichen Heerführer, thronte, war Alles gut, groß, schön; seit die mit russischem Gold gedungenen Meuterer dem von Gottes Gnade Erleuchteten die Macht entrissen, ist Alles schlecht, klein, niedrig geworden."

Jeder dieser Sätze ist Lüge. Die Heeresleitung, nicht die Heimath, hat den Krieg verloren. Das jämmerlich gelöhnte und genährte Heer, das seit Jahren seine eigenen Offiziere grimmiger als den Feind haßte, war längst zermürbt, ehe irgendwer auf Revolution rechnen konnte. Der selbe Militaristenwahn, der das wiener Ultimatum gewollt, die Kriegserklärungen an Rußland und Frankreich, den Einbruch in Belgien durchgesetzt, unzulänglichen Regirern den Entschluß zu „rücksichtlosem" Tauchbootkrieg abgepreßt hat, ist auch für alle Fehler und Sünden, die danach folgten, verantwortlich. Die von Anbetungdrang in Götterrang gehobenen Generale haben den Krieg in dem Glauben geführt, daß (wie Marschall Hindenburg noch im September 1917 schrieb) bei unserer militärischen Lage Entschädigungen (materielle und moralische) nie in Betracht kommen können. Sie haben die Bolschewiken nach Rußland eingeschleppt, die aberwitzigen, unhaltbaren Verträge von Brest-Litowsk und Bukarest erzwungen, mit allen Trugmitteln das Volk in Siegestaumel gerissen, Belgiens Neutralität ein „Phantom, mit dem die Praxis nicht rechnen könne", genannt, jedes aufrichtig die Wiederherstellung dieses schuldlos überfallenen Landes sichernde Wort gehindert, bis in die letzten

Kriegswochen hinein breite Annexionen (Kurland, Litauen, Lüttich, Briey-Longwy), Verknechtung Belgiens, Flottenstützpunkte in allen Meeren gefordert, in amtlichen Denkschriften die Vorbereitung des „nächsten Krieges" als Ziel gezeigt, alle großen Flammenzeichen der Zeit verkannt und immer, immer die Kraft des Gegners unterschätzt. Als sie nicht weiter konnten, als zwischen Suippes und Maas Amerikaner und Franzosen tief in die deutsche Front eingebrochen waren, die Ziffer unserer Menschen- und Geschützverluste ins Unerträgliche schwoll und am nächsten Morgen ein Cannae, ein Sedan des Millionenheeres zu fürchten war, da haben die Generale, die Götter des Hauptquartiers, die berliner Regirung mit der Forderung bestürmt, schnell, sofort, noch heute Waffenstillstand zu erbitten, und Marschall Hindenburg selbst hat den Befehl gegeben, Fochs harte Bedingungen anzunehmen. Dennoch sehen wir die Enttäuscher, denen Reue den Schlaf morden, die Vision der Gefallenen, Verkrüppelten, des in Leid verschütteten Menschengewimmels die Nacht schrecklich bevölkern müßte, heute als Ankläger und stehen vor der Gefahr, daß neue Noth ihren Anhang verzehnfachen wird. Ein kräftiger Versuch zu rascher Sozialisirung, zu Kommunismus: und alles nicht Proletarisirte schaart sich um die schwarz-weiß-rothe Fahne und im Bürgerkrieg verströmt Deutschlands letzte Kraft, entschwindet Deutschlands Feinden die Hoffnung auf Schadensersatz.

Wäre Deutschland schon in den Völkerbund aufgenommen, dann könnten und müßten dessen Hauptmächte so schnell wie möglich eine unparteiische, durch Wahrhaftigkeit überzeugende Darstellung der letzten Kriegsmonate vereinbaren, die über allen Zweifel hebt, daß Deutschland jetzt die Folgen militärischer Niederlage, militaristischen Irrens und Sündigens, nicht die Nachwirkung des innerpolitischen Wandels, spürt, und die in Riesenauflage, zu billigstem Preis, bis in die engste Dorfhütte, ins finsterste Pfarrhaus verbreitet würde. Dem großartigen Plan Hoovers, der Europas von draußen nicht zu bannende Kohlennoth durch europäische Solidarität lindern will, könnte sich dann ein anderer verbünden, dessen Ziel wäre, der Seele, dem Geist weißer Menschheit das Licht

und die Wärme zu spenden, ohne die auch im Innenleben der Individuen und der Nationen nichts blühen, keine Frucht reifen kann. Noch sind wir nicht so weit. Und der vom Völkerbund Ausgeschlossene stünde mißtrauisch vor einer Geschichtschreibung, zu der seine Vertreter nicht mitgewirkt haben. Noch einmal wird offenbar, daß im Großen Rath von Paris die Klügsten nicht in jeder Stunde auf der Zinne der Weisheit standen. Der natürliche Wunsch, Frankreichs Wirthschaft zu retten, trieb in Bedingungen, die Deutschlands und Oesterreichs Wirthschaft mit Zermalmung bedrohen: und eben dadurch Den wieder gefährden, der gerettet werden sollte. Der Eine oder der Andere: Das war die Losung verwesender Zeit; die durch Krieg und Revolution entbundene kann nur gedeihen, wenn auf ihrem Banner und im Herzen ihres Herzens das Leitwort aller Menschengemeinschaft steht: Der Eine mit dem Anderen; Solidarität in den Reichen der Materie und des Geistes. An Versöhnung, Empfindenseintracht ist noch nicht zu denken; Arbeitgemeinschaft aber wird, weil nur sie uns, Sieger und Besiegte, zu neuem Tag kräftigen kann, der rauhe Befehl pressender Noth erzwingen. Die Geschlagenen sind nicht bettelarm; der Bescheidenste darf aussprechen, daß Deutschland der Menschheit noch viel zu bieten hat, zu leisten vermag. Doch ohne Licht und Wärme würde es, unter düsterem Gewölk, neuem Unheil ausgesetzt; und dessen Wirkung wäre durch keinen Zauberspruch in die Grenzen eines einzigen Landes zu bannen.

In das erbärmliche Gedräng Derer, die ihre Unschuld beschwören, der Erklärer, Wortverdreher, Düftler und Leugner klang wie Fanfare der Ruf des Generals Von Deimling: „Daß jede Verständigungpolitik an der heillosen Verblendung der Obersten Heeresleitung, aber auch an der Schwachheit des Reichstages und an der Charakterlosigkeit der Reichskanzler gescheitert ist, Das haben einsichtige Truppenführer an der Front, denen klar war, daß man gegen die ganze Welt unmöglich auf die Dauer siegen kann, schon während des Krieges bitter beklagt und verflucht. Wir müssen die Wahrheit haben; aber nicht die halbe, sondern die ganze. Rücksichtlos muß mit dem Scheinwerfer in die verborgensten

Winkel hineingeleuchtet werden. Das deutsche Volk braucht die Wahrheit, und wenn es über Leichen ginge. Es braucht die Wahrheit zur Selbsterkenntniß, zur Läuterung, zur Wiedergewinnung des Vertrauens der Welt und zur eigenen inneren Ruhe.“ Daß für einen Mann dieses Schlages, obwohl er sich, als Oberst, im Kriege gegen die Hottentoten bewährt und zuletzt, in Straßburg, als Kommandirender General das Fünfzehnte Corps geführt hat, in Noskien, dem Eden monarchistischer Offiziere, kein Raum ist, muß jeder Wache begreifen. So leicht aber, wie mancher Mitschuldige gehofft hat, ist Wahrheit nicht aus der Welt zu tilgen. Der frommste Trug kann sie nicht zeugen, der tückischste nicht erwürgen. Aus den amtlichen Urkunden der „Vorgeschichte des Waffenstillstandes“ fällt weithin ein erster Strahl. Werden die Herren Müller und Erzberger nicht flink für eine billige Ausgabe (Insel, Neues Vaterland, Reclam) sorgen? Noch ist nur ein kleiner Theil des Stoffes, aus dem sich ein Urtheil weben kann, sichtbar geworden. Doch jedes Fädchen darin müßte vom Blick jedes Deutschen betastet werden.

Im Juli 1918 hat der Professor und Kanzler Graf Hertling im Reichstag (der den für kurze Zeitspannen aufglimmenden Greis den „Fünfminutenbrenner“ nennt) wieder gesagt, Belgien sei „ein Faustpfand, das man nur aus der Hand giebt, wenn die Gefahren beseitigt sind, die man durch die Pfandnahme fern halten wollte“. Welche ungeheuerliche Auslösungbedinge er mit der Obersten Heeresleitung vereinbart hat, ist vor acht Tagen hier erwähnt worden. Zweimal hatte die Rede dem Parlament eingeschärft, wie (offiziell) die Heeresleitung über die Möglichkeit des Friedensschlusses denke. „Der Reichstag hat mit der Heeresleitung, deren Inhaber nicht zum Bundesrath bevollmächtigt sind, nicht das Allergeringste zu thun. Verhandelt der Kanzler mit ihr, so kann ers nur thun, um sich die militärische Lage, ihr seine Kriegsziele aufzuklären; und er darf dabei nicht vergessen, daß weder in Nikolsburg noch in Versailles Friede geworden wäre, wenn der große Moltke den Ausschlag der Willensuhr bestimmt hätte. Wer entscheiden soll, ob, wann, mit welchem Beding Friede zu schließen ist, Der muß in

unmittelbare Aussprache mit allen von der Verfassung organisirten Kräften, mit Reichstag und Bundesrath, verpflichtet sein. Sonst herrscht verschleierter Absolutismus oder Militärdiktatur: Einrichtung, die nützlich sein mag, die man, mindestens, aber ‚loyal‘ bei ihrem Namen nennen soll. Die Aufgabe des Feldherrn oder der anonymen Heeresleitung ist durch den Begriff der Wörter Feld und Heer eingegrenzt und bauscht sich nirgends in den Bereich der Friedensstiftung. Zwischen politischer und militärischer Weltauffassung ist ewiger Streit. Des Staatsmannes Pflicht, so lange wie irgend möglich zu hindern, daß der Feldherr zu Bewährung seines Könnens gelangt. Der wird, ist er einmal dazu gelangt, die ersehnte Gelegenheit so weit wie möglich nützen und drauf schwören, des Vaterlandes Heil fordere noch längere Ausschaltung der Federfuchser. Deshalb darf er, just der tüchtigste, beim Werk der Friedensbereitung nicht mehr gelten als jeder andere technisch in Meisterschaft geschulte Gehilfe des verantwortlichen Kanzlers. Aller Thorheiten thörichteste ist das Kindsmühen, den Staatsmann mit dem Spruch oder der Meinung des Heerführers totzuschlagen. Von Deutschlands Zinne flackert Zorn, wenn die Feinde es eines schrankenlosen Militarismus zeihen; doch jeder in das Maß seines Amtes Unzureichende sucht sich bis auf die Hochwarte der Heeresleitung zu strecken und fistelt in jeder Noth: ‚Die, meine Herren, ist ganz mit mir einverstanden!‘ Diese Unsitte verstümpert den Gesammtkreis des Denkens. Weiß denn, fragt denn auch nur Einer, wie Foch und Haig, Pershing und Diaz sich den Friedenschluß vorstellen? . . . Mit den letzten Bekennern des vom Genius heller Zeit in Schutt zerstampften Faustrechtes ist Gespräch möglich. Nicht mit einem Kanzler, der zwar an ihr Ziel gelangen will, aber Schlüpfwege wählt, weil er weiß, daß weder die Reichstagsmehrheit noch nur seine ganze Centrumsfraktion ihm auf die offene Landstraße solchen Wollens folgen würde. Erkennt noch heute denn Keiner, daß Graf Hertling Krieg und Frieden, Ursprung und Ziel durchaus wie die ‚alldeutsch‘ Getauften sieht, doch vor katholischen und nationalen Sozialisten sorgsam das Gesicht wahrt

und, wider deren Wissen das Reich zu ‚sichern‘, mit der flinken Schlauheit eines feinen Altfüchschens Bau und Fluchtröhren verscharrt? Soll Faustrecht gelten: dann ist alles von Gewalt Erlangbare erlaubt (und nur zu fragen, wie lange diese Gewalt gegen die Ballung anderer sich zu behaupten vermag). Gilt aber Völkerrecht: dann ist Belgien, ohne Knickerskünste, von allem Verlust zu entschädigen und ihm zu überlassen, ob es eines Anderen Vasall, Vormarschgebiet, Wirthschaftgenosse, nur ihm, mit wem es sich verständigen, wessen Freund oder Feind es werden wolle (und die Politik des Deutschen Reiches in so edle Vernunft zu führen, daß der Rand der bis ins Herz und Hirn schmerzenden Wunde des Königreiches rasch vernarbt und es, auf dem Gleis seiner Lebensinteressen, sich früh wieder in Eintracht mit dem starken Nachbar entschließt). Faustrecht oder Völkerrecht: alles Andere ist Spiegelfechtersstück. In das, nach solcher Leistung des Heeres, der ganzen Volkheit, sich zu erniedern, wäre Schmach. Ertraglose. Niemand läßt sich von der Fuchtelei täuschen; und währt sie fort, dann wird Belgien so sicher jedem Feinde Deutschlands dienstbar, wie Sachsen noch ein Halbjahrhundert nach Fritzens rechtwidrigem Einbruch zum Knecht und Anbeter Bonapartes wurde.“ Das stand am zwanzigsten Juli 1918 in der „Zukunft“. Am dreiundzwanzigsten August wurde die Wochenschrift wieder verboten. An den Kriegsminister Von Stein, als an die zu höchster Entscheidung in solchem Fall berufene Instanz, schrieb ich damals: „Ich halte den Grafen Hertling nicht für einen Wesenstheil der ‚deutschen Sache‘; kann erweisen, daß er diese Sache, noch auf der Höhe militärischer Erfolge, schlimmer geschädigt hat als je ein anderer Politiker und daß seine „Faustpfand“-Rede von feindlichen und neutralen Stimmen mit Empörung zurückgewiesen worden war, ehe ich darüber schrieb und, uns zu Nutzen, zu zeigen versuchte, daß diese unhaltbare Theorie nicht etwa von allen politisch Wirkenden gebilligt werde. Das schien mir um so nothwendiger, als jeder politisch Gewissenhafte sich sagen konnte, daß der vom Grafen Hertling gewählte krumme Weg der, vielleicht, letzten Möglichkeit raschen und doch würdigen

Abschlusses ausbog. Mit dem Präsidenten Wilson werden wir schließlich zu rechnen haben. Die Kaiserliche Regirung wird spätestens im Herbst mit ihm Fühlung suchen."

Die Höhe militärischer Erfolge ist überschritten. Der achtzehnte Juli war ein dunkler Tag, der achte August, nach dem Wort des Generals Ludendorff, der schwärzeste in Deutschlands Kriegsgeschichte. Sechs Tage danach ist „Besprechung" im Großen Hauptquartier (Spaa). Kaiser, Kronprinz, Hertling, Staatssekretär Von Hintze, Feldmarschall und Erster Generalquartiermeister, Generaladjutant Von Plessen; der „Hydra" (so nannte Herr von Tirpitz die drei Chefs der Geheimen Kabinets) sind zwei Köpfe abgehauen, die Lyncker und Valentini durch die Herren von Marschall und von Berg, der Heeresleitung ergebene Männer, ersetzt und der noch ragende Kopf des Admirals Von Müller, den die Marinewuth „Rasputin" getauft hat, ist in diesem Kreis nicht sichtbar. Nach dem von den Wortführern durch Unterschrift beglaubigten Protokol hat nur Herr von Hintze der Katze die Schelle angehängt, nur er ohne Rückhalt geredet. Der Feind wisse, daß die Zeit für ihn arbeite, daß seine Ueberlegenheit an Menschenreserve, Rohstoffen, Geräth von Mond zu Mond wirksamer werde; sei nun aber auch durch militärische Erfolge der letzten Wochen ermuthigt. Neutrale glauben nicht mehr an deutschen Sieg, sähen am Liebsten sieglosen Frieden, sind aber, weil sie Ende ersehnen, auch bereit, deutsche Niederlage zu schleunigen. Spaniens Protest gegen Torpedirungen bedroht uns mit Kriegserklärung, wenn wir nicht den Tauchbootkrieg einschränken. Wird dieser Vorgang bekannt, dann folgen andere Neutrale. Oesterreich-Ungarn kann nicht weiter; dürfe kaum noch Winterfeldzug wagen. Bulgarien ist erschöpft; fordert immer mehr Geld und Waaren. „Die Türkei hat sich in einen Mord- und Beutekrieg im Kaukasus gestürzt, kommt uns dort in die Quere und setzt unseren Einwendungen und Mahnungen die bekannte Resistenz des Orientalen und des Schwächeren entgegen." Unsere Politik müsse mit der Thatsache rechnen, daß die Heeresleitung nur noch glaube, „durch strategische Defensive den Kriegswillen des Feindes mählich lähmen zu können". Vier Wochen zuvor

ist Herr von Kühlmann, der im Mai noch, als Triumphator von Bukarest, feierlich von dem Kanzler, vier Staatssekretären, drei Unterstaatssekretären und einem Sternenchor anderer Würdenträger eingeholt wurde, barsch aus dem Amt gejagt worden, weil ihm im Reichstag das Wort entfahren war, mit militärischen Mitteln allein werde der Krieg nicht zu enden sein. In anderen Worten gesteht Das jetzt auch die Oberste Heeresleitung. Deren Haupt war im Juli ganz sicher, mit der Sommeroffensive „den Feind entscheidend und endgiltig zu besiegen“; hält jetzt aber nur noch eine „mählich den Feind lähmende Defensive mit gelegentlichen Vorstößen“ für möglich. Also müßte beschlossen werden, sofort, ohne Verlust einer Stunde, erträglichen Frieden zu suchen. Nein. General Ludendorff fordert: „Strengere innere Zucht; Zusammenfassung der inneren Kräfte mit größter Energie; Bestrafung Lichnowskys.“ Noch härterer Druck, Ausjätung der letzten Hälmchen deutscher Redefreiheit, gerichtliche Bestrafung des Fürsten, dessen (wider seinen Willen veröffentlichte) Denkschrift seit einem Jahr in der ganzen Welt gelesen wird. Der falscheste Rath, der zu ersinnen war. Doch der gehorsame Kanzler verspricht, „den obersten Justizbehörden im Reich und in Preußen in amtlicher Weise von den äußerst schädlichen Wirkungen Kenntniß zu geben, welche die von den Feinden betriebene Verbreitung der lichnowskyschen Denkschrift an unserer Front hervorruft, da Dies unzweifelhaft für die Beurtheilung des Falles von Einfluß sein müsse“. Dem alten Faustpfandleiher ist Rechtsgefühl ein nichtiger Schatten; er weiß weder, daß er „unzweifelhaft“ in das schwebende Strafverfahren nicht eingreifen darf, noch, daß die Wirkung der Schrift durch die Bestrafung des Verfassers aufgefrischt und verzehnfacht würde; er will, um nicht müde zu scheinen, Eifer zeigen. Die juristisch unanfechtbaren Schriftsätze des Geheimrathes Dr. Von Gordon und des Rechtsanwaltes Grünspach, das Gutachten Liszts und das Gewissen des Oberstaatsanwaltes Krause hemmen den ungebührlichen Eindrang des Kanzlers, der nur erreicht, daß der Fürst aus Preußens sterbendem Herrenhaus gestoßen wird. Auch der Kronprinz ist für „strengere

innere Zucht" (in der Heimath, nicht etwa in Charleville). Der Kaiser spricht wie ein vollkommen Verblendeter. Er wird den Stellvertretenden Kommandirenden Generalen befehlen, strenger zu sein, und dem Kriegsminister, der Beschwerdeinstanz, ihre Beschlüsse stramm zu bestätigen. Menschenersatz sei zu finden; in Berlin laufen noch viele junge Leute frei herum. So redet der wohl einzige Deutsche, der sechs ins Heer gereihte Söhne sammt einem Schwiegersohn im vierten Kriegsjahr heil vor sich sieht. Viele junge Prinzen und andere Hochgeborene laufen frei in dem Reich herum, das zwei Millionen Männer verloren hat und von einem Krüppelheer bevölkert ist. Ohne Mannsjugend wären die berliner Industrien, Banken, Kriegsgesellschaften, Verkehrseinrichtungen, Kaufläden nicht zu halten. Und würde Beträchtliches gewonnen, wenn neue „Auskämmung" der siechen Wirthschaft noch hunderttausend körperlich Schwache entrisse, die frühstens im November, unzulänglich ausgebildet, ins Feuer zu werfen wären? Aber Wilhelm steht bequem und „sonnig" auf dem Glauben, auch der Feind sei schon lahm; Roh- und Nährstoffe werden knapp, große Menschen- und Frachtraumverluste, schlechte Ernte in England, überall Industriebrache. Die Zuversicht werde in Deutschland wachsen, wenn ein Propaganda-Ausschuß geschaffen werde und „angesehene Privatpersonen flammende Reden halten". Im August 18; schon im Juni haben selbst Siegesberichte und Fahnen nicht mehr gewirkt, hat man auf Schritt und Tritt gehört: „Un wenn wir nach Paris kommen, is noch so!" Alltäglich flammen irgendwo Reden; verflackern aber geschwind im kalten Wind. „Es müsse auf einen geeigneten Zeitpunkt geachtet werden, wo wir uns mit dem Feind zu verständigen hätten." Erst jetzt? Und ist auf einen besser geeigneten noch zu hoffen? Ja, sagt der Feldmarschall; „wir werden auf französichem Boden stehen bleiben und dadurch schließlich den Feinden unseren Willen aufzwingen". Herr von Hintze glaubts nicht; kann aber „die Minderung der für den Fall ‚Sieg' aufgestellten Kriegsziele" nicht erreichen. Gesammtergebniß der Besprechung: Null. Irrthum und Fehl der Kriegsführung wird nicht erwähnt; auch nicht, daß die Heeresleitung in dem dazu gün-

stigsten Jahr 1917 jedes Streben nach Verständigung gehemmt hat, die nach dem Bolschewikenaufstieg, vor Amerikas Bereitschaft, in der Zeit britischer Verstimmung und des mit Siegesmöglichkeit nicht mehr rechnenden Ministeriums Painlevé um den Preis ehrlicher Wiederherstellung Belgiens, der Hingabe von Stücken Lothringens und Posens, der Autonomie des Elsaß, allgemeiner Abrüstung und supranationaler Schiedsgerichtsbarkeit, vielleicht sogar mit dem Beneficium des anglo-deutschen Vertrages über Kleinasien, zu haben war. Nichts davon. Alle Schuld wird auf die innere Front abgeschoben; deren Zucht muß strenger werden. Die Zungen sind noch zu frei. Der Wagen rollt dem Abgrund entgegen.

Den Zug der Flammenredner sollte der gütig kluge Ballin führen, der seit dem Aufmarsch der Amerikaner die letzte Hoffnung bestattet hatte und sich in der Sandsteingruft am Alsterdamm vergrämte. Da er vom Kaiser genannt worden war, erinnerten auch Andere im Hauptquartier sich wieder an ihn und baten, noch im August, den Furchtlosen, „S. M. die Augen zu öffnen". Die Wahrheit, die Schranzen und Generale einschleierten, sollte der „Schiffsjude" enthüllen. Er war bereit; hätte deutlicher als sein Ahn Nathan zu Saladin, ohne Parabel, gesprochen. Auf Wilhelmshöhe, wo er, nach einem Jahr, im September den Kaiser wiedersah, kams aber nicht zu Gespräch unter vier Augen und die Gewandtheit des Kabinetschefs sorgte dafür, daß dem Allerhöchsten die Sonne nicht ganz unterging. In Berlin versammelt Graf Hertling die preußischen Staatsminister (die, wie einer der konservativsten mir sagte, „seit 14 nie ein wahres Wort gehört haben") und erzählt ihnen, in Spaa sei „völlige Einigung aller Betheiligten" gelungen. Unwahr: denn der Einzige, der Thatsachen, positiv Nützliches vorgebracht hatte, Herr von Hintze, sah Möglichkeit und Nothwendigkeit durchaus anders als die Hohenzollern und ihre Generale. Die schlechte Stimmung der Heimath sei „durch die militärische Lage nicht begründet". Unwahr. Der neue, dem Auswärtigen Amt unterstellte Propaganda-Ausschuß habe „schon günstige Wirkungen erzielt". Unwahr. „Durch neutrale oder sonst geeignete Persönlichkeiten müssen wir Fäden anspinnen und dem Feind sagen: Ihr seht, Ihr könnt uns nicht

besiegen, Deutschland wird seinen Platz an der Sonne in dem ihm aufgezwungenen Vertheidigungskrieg zweifellos siegreich behaupten, ist aber stets bereit, einen ehrenvollen Frieden abzuschließen." Zweifellos siegreich; drei Wochen nach dem furchtbaren Vorstoß, der sieben deutsche Divisionen überrannte; in einer Zeit, wo Amerika in jedem Monat eine Viertelmillion Menschen, neuntausend Tanks und ähnliche Mengen anderen Kriegsgeräthes aufs europäische Festland liefert. Der Fädenspinner wäre ausgelacht worden. Auf der Suche nach Menschenersatz hört der Kriegsminister den Einspruch zweier Kollegen, die sagen, Landwirthschaft und Eisenbahn könne nicht noch mehr Leute ins Feld abgeben. Er selbst weiß nicht, wie die militärische Lage ist; muß erst ins Hauptquartier reisen, „um nähere Informationen einzuziehen". Seltsamer Betrieb. Summa summarum: Zwei Bundesgenossen können und wollen nicht weiter, die Türkei führt einen schimpflichen, uns schädlichen Nebenkrieg, uns fehlen Menschen, die Feinde drängen das deutsche Heer zurück; aber wir wollen erst „im geeigneten Moment durch Neutrale Fäden anspinnen und dieser geeignete Moment bietet sich nach dem nächsten Erfolg im Westen".

Der kommt nicht. Und Kaiser Karl will nicht warten. Er kennt die Stimmung der Westmächte und weiß, daß ihr Hoffen, leider, nicht auf Flugsand gebaut ist. Graf Burian, der nicht Generalen unterthan ist, spricht: Sofort und in der Form des Appells an alle Feinde. Berlin: Warten; nicht direkt, sondern durch Neutrale; wir sind mit Ausarbeitung der Friedensbedinge beschäftigt. „Kaiser Karl will sich die Rolle des Friedensstifters nicht nehmen lassen; verspricht sich von ihr Wiederherstellung geschwundenen Vertrauens zur Krone, was bei Furcht vor Revolution als höchstes Ziel angesehen wird." Da bis zum vierzehnten September in Berlin noch immer nichts geschehen ist, schickt Burian seine Bitte um Frieden ab. Berliner Versuche, eine neutrale Macht zu Vermittelung zu bestimmen, mißlingen. Am Fünfundzwanzigsten wird gemeldet, Bulgarien wolle, weil sein von sieben Kriegsjahren erschöpftes Heer nicht länger Stand halte und Deutschland ihm neue Truppensendung weigere, sofort Sonderfrieden schließen. General Ludendorff will fünf Di-

visionen nach Nisch senden und sich mit Rumänien verständigen; noch am Siebenundzwanzigsten „sieht er die Lage durchaus hoffnungfreudig an und glaubt bestimmt, die bulgarische Katastrophe zu verhindern". Am Neunundzwanzigsten unterzeichnen die Bulgaren in Saloniki den Waffenstillstand. Drei Tage danach telegraphirt die Oberste Heeresleitung: „So weit Lage hier zu übersehen, muß auf jede Hoffnung, Bulgarien noch weiter an unserer Seite zu halten, verzichtet werden." Auch diese Erkenntniß tagt allzu spät. Kein Genosse ist noch zu Kampf willig. Deutschland steht allein.

Noch aber klammert es sich an die Hoffnung, daß zwei Gefährten am Ausgang sich wieder zu ihm finden werden. Hintzes Depesche (vom letzten Septembertag): „Gesammtlage zwingt uns, baldigst mit Friedensangebot an Amerika heranzutreten", ist schon Chamade; doch ihr folgt der Fürstenruf, der die Jagdgesellschaft noch einmal sammeln soll. Eine neue, „auf demokratischer Grundlage gebildete" Regirung wird morgen den Präsidenten Wilson zu Friedensstiftung aufrufen. Da kein Huldlächeln in Wien und Pera die Stirnen entrunzelt hat, sind Burian und Talaat zu Anschluß bereit; der Ungar, dessen Besuch der alte Hertling nicht erwidert hat, giebt dem Deutschen Botschafter Wermut: „Ihre alte Regirung würde sich eine ablehnende Antwort holen." Vom ersten Oktobertag an wird, ehe in der Heimath von Meuterei oder Aufruhr Etwas zu spüren, zu ahnen ist, General Ludendorff dringlich. „Das Friedensangebot müsse sofort hinaus; heute halte die Truppe; was morgen geschehen könne, sei nicht vorauszusehen; jeden Augenblick könne irgendwo eine Division versagen, ein Durchbruch erfolgen: und dann käme unser Angebot im allerungünstigsten Moment." Der vierzehnte August schien noch nicht günstig genug. In der Nacht: „Sofort über Bern nach Washington; achtundvierzig Stunden kann die Armee nicht mehr warten: Funkspruch von Nauen, damit es schneller geht." Am Dritten fordert der Feldmarschall „die sofortige Herausgabe des Friedensangebotes an unsere Feinde; die Lage verschärft sich täglich und kann die Oberste Heeresleitung zu schwerwiegenden Entschlüssen zwingen." Als Lansings erste Antwort angelangt ist, wird in Berlin, unter dem Vorsitz des Kanzlers

Prinzen Max, die Lage besprochen. General Ludendorff sagt, die Offensive sei, da auf unserer Seite mindestens zwanzig Divisionen mehr als drüben, möglich und nöthig gewesen, „um Bundesgenossen zu fesseln und vor Eintreffen der amerikanischen Massen zu siegen." Seine Nachrichtenabtheilung hat ihm offenbar also nicht gemeldet, wie schnell die Amerikaner sich schaaren, noch, daß mit Abbruch des Krieges nicht zu rechnen ist, seit der verhängnißvolle Beschluß, Paris aus Ferngeschütz zu verwunden, ausgeführt wurde; daß Frankreichs Regirung, wenns sein muß, die Hauptstadt räumen, nach Bordeaux, nach Lyon gehen, doch nicht Waffenruhe befehlen werde, ehe auch Pershings Corps sich als geschlagen bekennen. „Höchste Tapferkeit von Offizier und Mann. Aber in jedem Monat Abgang von siebenzigtausend. Dieser Mannschaftmangel entscheidet. Gestern Engländereinbruch bei Saint-Quentin. Auch die Türkei wird ausfallen und die Entente kann durch Bulgarien nach Konstantinopel marschiren. Unsere Westgrenze können wir halten, deutsche Festungen nicht übergeben. Wir brauchen Etwas zur Hebung des nationalen Schwunges." Der Staatssekretär des Reichsmarineamtes notirt: „General Ludendorff hat erklärt, daß die Front durchbrochen werden könne, daß die Armee Ruhe brauche, daß ein weiteres Halten der Westfront einem Hazardspiel gleichkäme." Am zwölften Oktober geht die zweite Note nach Washington; die Heeresleitung hat dem Wortlaut zugestimmt. Am Sechzehnten spricht der Feldmarschall in einem Erlaß an die Armee: „Die politischen Vorgänge der letzten Tage haben auf das Heer, namentlich auf das Offiziercorps, einen tiefen Eindruck gemacht. Es ist meine Pflicht, die von Seiner Majestät Allerhöchst berufene Regirung zu unterstützen. Dem Friedensschritt stimme ich zu." Die politischen Vorgänge, Regirungwechsel und Friedensangebot, sind durch das oft wiederholte Drängen der Heeresleitung bewirkt worden; das Heer muß um so fester glauben, sie habe sich nur dem Willen der Civilisten gefügt, als der Marschall betont, daß der deutsche Offizier niemals Politik treibe. Am selben Tag verwahrt Herr Solf, der nun dem Auswärtigen Amt vorsteht, sich gegen ein Telegramm des Marschalls, „das die Verantwortlichkeit zu verschieben sucht." Am Siebenzehnten ist wieder Sitz-

ung beim Kanzler. General Ludendorff manövrirt meisterlich. Weil die Feinde, die, zwei Wochen nach dem berliner Nothruf, ihrer Sache sicher sind, nicht mehr so hitzig wie zuvor angreifen, erzählt unser Feldherr, der die psychischen Gründe dieser Selbstschonung doch kennt, den Federfuchsern, drüben verlösche die Angriffskraft. Noch vier Wochen gute Stimmung, frische Mannschaft ins Feld: und die Krisis ist überstanden. „Könnte Excellenz Scheidemann nicht die Stimmung der Massen heben?" Ziehen wir die fünf Divisionen, alte, doch zu Defensive brauchbare Leute, aus der Ukraina, die uns hundertvierzigtausend Pferde und große Viehmengen geliefert hat, nehmen wir noch fünf aus dem Osten, dann verlieren wir die ganze Ernte, für die allein der Truppenchef in Minsk fünfhundert Eisenbahnzüge braucht, und der Bolschewismus rückt uns auf den Leib. „Wenn ich Menschen bekomme, sehe ich vertrauensvoll in die Zukunft. Vor den Amerikanern haben unsere Leute weniger Sorge als vor den Engländern. Wenn die Armee über die nächsten vier Wochen hinwegkommt, sind wir fein heraus. Packen Sie das Volk, reißen Sie es hoch! Kann Das nicht Herr Ebert thun?" Der Kanzler und die Staatssekretäre Solf und Roedern stellen immer neue spitzige Fragen. Ein Drittel aller Westdivisionen hat nur noch Bataillons von zwei- bis dreihundert Mann; auch in den anderen sinds kaum über vierhundert. „Wir können jeden Tag eingedrückt und geschlagen werden." Vieh, Hafer, Oel, Tanks, Flugzeuge knapp; die Lage der Kriegsindustrie durch Rückzug „in höchstem Maße verschlechtert". Aber wenn der Kriegsminister, wie er hofft, bis zum Frühling (wir sind im Oktober) sechshunderttausend Mann ins Feld schickt, kommt Alles in Ordnung. Forderungen, die uns hindern, den Kampf wieder aufzunehmen, müssen wir ablehnen. Stimmung, Mannschaft, Heimath, Wirthschaft, Bolschewismus ... Draußen war nie Versehen. („Im Schützengraben essen Offizier und Mann aus der selben Feldküche. Auch sonst kaufen Beide aus der selben Kantine und zum selben Preis.") Die Heeresleitung hat nie im Urtheil über die Lage geschwankt. Herr Solf spricht offen aus, daß er vor einem Räthsel stehe; erhält auf die Frage, weshalb jetzt möglich scheine, was zuvor als unmöglich galt, keine klare

Antwort; und schreibt an den Kriegsminister Scheuch: „Nach Andeutungen von absolut einwandfreier Seite werden die gestern vom General Ludendorff ausgesprochenen Hoffnungen auch in seiner Umgebung nicht getheilt.“ Noch weniger die des Adressaten auf den Frühjahrszuwachs von Sechshunderttausend. In die dritte Note an Lansing will der General einen Absatz einfügen, der das Recht zu Wiederaufnahme des unbeschränkten Tauchbootkrieges für den Fall wahrt, daß nicht schnell Waffenruhe wird. Randbemerkung Solfs, den Burian vor „Katastrophe“ warnt: „Die Note ist schon abgegangen. Der Zusatz wäre auch unmöglich gewesen.“ Am Fünfundzwanzigsten empfiehlt Bayern amtlich die Abdankung des Kaisers, weil nur sie „annehmbaren Frieden“ erwirken könne. Herr von Hindenburg widerspricht der Behauptung, er habe je „ein sofortiges Friedensangebot verlangt und darauf hingewiesen, es handle sich um eine Sache von Stunden“; und telegraphirt an die Kommandirenden Generale, die Bedingungen des Waffenstillstandes seien „für das Militär unannehmbar und daher bleibe nichts übrig als Kampf bis zum Aeußersten“. Fünfzehn Tage danach verlangt er die Unterzeichnung des unveränderten Waffenstillstandspaktes. Am fünften November, vor den ersten Wehen der Revolution, hat General Groener, Ludendorffs Nachfolger, vor dem Kanzler und den Staatssekretären gesagt: „Gelingt dem Feind ein Durchbruch, so besteht die Gefahr entscheidender Niederlage. Nur noch von kurzer Dauer kann der Widerstand sein, den unser Heer dem Ansturm der Feinde zu leisten vermag.“

Soll die Verwechselung von Ursache und Folge noch länger Unheil stiften? Noch länger das geduldig tapfere Volk von Tüchtigen geschmäht werden, die der Rückblick auf ihr oedipisch grauses Irren Bescheidenheit lehren müßte? Der Umsturz der Militärmonarchie war die Folge begreiflicher Heeresentkräftung; nicht ihre Ursache. Wer sich selbst achten will, zaudert nicht vor schädlicher Wahrhaftigkeit. Dem Deutschen aber verheißt sie heute nur Nutzen. Bekennt er muthig den Waffensieg der übermächtigen Westwelt und den edlen Willen, erwiesenes Unrecht zu sühnen, dann ist er, dann erst, am Herd der Menschheit wieder willkommen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft

Berlin, den 23. August 1919

Hundstagsfliegen

Bulgarien

Ueber den inneren Zustand Bulgariens kann ich Ihnen, Herr Geheimrath, nicht Auskunft geben. Hören wir denn überhaupt noch was Gescheites über das Sein und Werden fremder Länder? Auf der luzerner Sozialistenkonferenz scheint Bulgarien nicht vertreten gewesen zu sein; in ausländischen Zeitungen fand ich lange nichts über das Land; und unsere brauchen das Papier wohl für Inserate. Nirgends auch nur der Versuch einer Erwachsenen genießbaren Berichterstattung; Kriegskost mit „Enthüllungen" als Hors d'oeuvre und, statt eines saftigen Fleischstückes, kolorirtem Gemecker von Leuten, die in irgendeinem neutralen Weststaat früher als wir französische, englische, amerikanische Blätter lesen und von deren Heimathländern dann, am Liebsten von allem dem deutschen Zorn Förderlichen, mit so intimer Bethulichkeit plaudern, als säßen sie mitten drin. Wir wissen nicht einmal, wie es in Posen, fünf Schnellzugstunden von Berlin, im Herzen Korfantyens, aussieht, und müssen Mär schlucken, die meldet, Oberschlesien sei durch das Wirken des aus Ostpreußen importirten Herrn Hörsing „unzweifelhaft der deutschen Sache gewonnen worden". Einstweilen ist die Behauptung der Unabhängigen, dieser Noskide werde das Landvolk verbittern, die Industriearbeiter in Wuthstrikes treiben, leidige Wahrheit geworden und ein dem Preußenstaat gün-

stiges Ergebniß der künftigen Abstimmung durchaus nicht sicher. Daß er, der schlechtestregirte im Deutschen Reich, der am Tiefsten wieder in Reaktion neigende, sich zu rechter Zeit in Vernunft entschließen werde, ist kaum noch zu hoffen. „Amtliche Berichte“, ganz wie in holder Kriegszeit; „die Kampfkraft der Aufrührer flaut ab, Insurgentennester wurden gesäubert, wir sind vollkommen Herren der Lage“. Auch so wahrhaftig wie in holder Kriegszeit: denn zwölf Stunden nach der Lügenpost kommt in Industriepaläste die Meldung von neuem Wachsthum des Strike. Oberschlesien ist Kriegsschauplatz geworden. Und die Autonomie käme morgen zu spät und könnte einen Landtag bescheren, der, wie Elsaß-Lothringens, mit der Stimmkraft seines Mandates die Trennung beschließt und die mühsame Volksbefragung unnöthig macht. Doch zur Frage. Der letzte Bulgare, den ich sah, beseufzte den wilden Deutschenhaß, der in jede Ackerfurche seines Vaterlandes gesät worden sei, und das Unheil, das der gewissenlose Dutzendjournalist Rizow durch seine berliner Gesandtschaftberichte gestiftet habe. Warum dann Herr Malinow schnell aus dem Ministerpräsidium schied, ob Herr Theodorow, der jetzt, als Haupt der Bulgarendelegation, in Neuilly ist, ihm sogleich ins höchste Amt folgte, ob die Monarchie noch irgendwie feste Wurzeln, der Bolschewismus auch dort sich Rekruten geworben hat: bis heute war darüber Klarheit nicht zu erlangen. Das Schicksal des Volkes, das acht Jahre lang gekämpft hat und die ersehnte, die schon geheimste Beute dann wie Schemen zerrinnen sah, ist furchtbar hart. Aber die tatarische, übertatarische Grausamkeit seiner Kriegsführung, die Gräuelhäufung, deren Stapelplätze wieder Serbien und die Dobrudscha waren, haben bewiesen, daß diesem Volk im Hohen Rath europäischer Menschheit ein Mitbestimmungrecht noch nicht gebührt. Bauerland: im Kern also unverwundbar. Der fleißige Bauer hat immer, was er nicht entbehren könnte, und seine Kultur wechselt in Jahrhunderten kaum das Kleid. Wo Kleinbauer sitzen, sieht selbst Deutschland heute noch gerade so aus wie 1914, nicht sehr viel anders als 1814. Wenn das großgewordene Serbien, das junge Yugoslawien ein Stückchen des negotiner Zipfels hingäbe und eine (noch so schmale) Verbindung

Bulgariens mit dem zur selben Mongolenrasse gehörigen reinmagyarischen Ungarn ermöglichte, könnten die zwei ugrofinischen Bauerstaaten einander gut ergänzen. Die Frage, ob mit der Rückkehr des Zars Ferdinand nach Sofia zu rechnen sei, glaube ich, trotzdem ich so lange nichts aus dem Maritzaland hörte, verneinen zu dürfen. Der hatte, mit seiner unausrodbaren Sucht, immer die falsche Farbe zu besetzen, schon 1917 verspielt. Und was seitdem die Bolschewiki aus dem petrograder Archiv ans Licht gebracht haben, gab ihm den Rest. Vor sieben Jahren hat er den Zaren Nikolai um drei Millionen Francs angepumpt. Der selbe Herr Theodorow, der jetzt Ministerpräsident ist, mußte den russischen Gesandten Nechludow für den Pump mobil machen. Ferdinand habe zu viel Land gekauft, zu viel gebaut und von Mama Klementine, die einen großen Theil ihres Vermögens schon ausgegeben hatte, um ihrem Liebling den Thron zu sichern, nur eine Rente von höchstens siebenhunderttausend Francs geerbt. Er schulde der Volksbank zwei Millionen, müsse sie mit sieben Prozent verzinsen, der Bank alljährlich Wechsel prolongiren und brauche mindestens drei Millionen zu vier Prozent. Der russische Fiskus könne es durch eine Privatbank bequem machen. Die Sicherheit genügt und politisch wäre es nützlich. „Zu glauben, daß wir durch die Gewährung eines so kleinen Darlehens den König kaufen könnten, wäre naiv und unser nicht würdig; auch wäre ein Mensch, der, auf oder neben dem Thron, mit seiner politischen Macht Handel treibt, gewiß fähig, den Gläubiger einfach zu betrügen, wie es ja Milan (der vorletzte Serbenkönig aus dem Haus Obrenowitsch) gethan hat. Helfen wir aber, ohne zu feilschen, dem König aus der engen Geldklemme, dann wird er unserem Einfluß zugänglicher. Gerade jetzt steht er am Scheideweg zwischen Rußland und Oesterreich; er möchte sich uns nähern und ein ihm persönlich erwiesener Dienst wird ihn bestimmen, uns weiter entgegenzukommen. Aber wir dürfen nicht feilschen, nicht die Summe verkleinern noch den Zins erhöhen, weder finanzielle noch politische Bedingungen hinzufügen, sondern müssen die Sache vertraulich und artig, wie es unter ‚Gentle-

men' üblich ist, erledigen. Dadurch heben wir den König Ferdinand in seinen eigenen Augen; und moralische Dienste werden oft noch höher als finanzielle bewerthet. Vor der Allerhöchsten Genehmigung dürfen nur ganz vertrauenswürdige Personen davon erfahren." (Aus dem „streng vertraulichen" Bericht des Gesandten Nechludow an das Auswärtige Ministerium in Petrograd.) Kokowzews Finanzkunst hat das Ding schnell gedreht und am zweiten September 1912 hat Ferdinand den Schuldschein unterschrieben, den Nechludow einschickte. Das Darlehen wurde auf ein Vierteljahrhundert gegeben; ob und mit wessen Geld es zurückgezahlt worden ist, mag Ferdinand, der wohl auch ein Buch schreiben wird, ohne Furcht vor dem Widerspruch überlebender Zeugen erzählen. Im Herbst 1914 wäre er für die Triple-Entente zu haben gewesen; aber das serbische Ministerium Paschitsch entschloß sich nicht, beträchtliche Landstücke (am Wardar und am Ochridasee) an Bulgarien abzutreten. Das, sagte Herr Paschitsch, „kann niemals gegen Rußland Partei ergreifen, ohne seine ganze Existenz aufs Spiel zu setzen; außerdem weiß es, daß Rumänien und Griechenland uns zu Hilfe gegen bulgarischen Angriff verpflichtet sind". Nur für ehrliche Neutralität will er Lohn zusagen, dessen Höhe später zu vereinbaren sei; und deutet an, daß er zu höherem Gebot seine Kollegen erst bestimmen könne, wenn ganz sicher sei, daß Serbien nach dem Friedensschluß einen Adriahafen und Bosnien erhalten werde. Konstantins Griechenland hat den Vertrag, der es zu Beistand zwang, gebrochen; und Ferdinand hat das Geschäft, das seit dem Juli 1914 vorbereitet war, mit Oesterreich-Ungarn und Deutschland gemacht. Er glaubte, ungeheuer schlau zu handeln, und war sehr stolz auf die Kunst, mit der er die Diplomaten und Aufpasser der Entente Wochenlang belog. Vorbei. Nach Kerenskijs Revolution ließ er wieder Agenten mit Rußland verhandeln. Zu spät. Da der Weg nach Südost nun frei wird, können Sie bald ergründen, wann er seine Schuld an die Volksbank in Sofia getilgt hat.

Kriegsgefangene

Nein, verehrte Frau; zu „flammendem Protest gegen die ruchlose Knechtung der deutschen Kriegsgefangenen!"

fehlt Grund und Brandstoff. Von Herzen wünscht Jeder, daß diese Männer morgen, heute noch in die Heimath zurückkehren und daß sie, denen unsere Militaristen und Schwertredner allerlei Uebles nachgesagt haben, hier leidliche Erfüllung ihrer Wünsche, neben der Freiheit auch befriedigende, zulänglich lohnende Arbeit finden. Aber wir haben den Versailler Vertrag unterschrieben, die Conditions de paix des Puissances Alliées et Associés; und deren Artikel 214 sagt: „Wenn dieser Vertrag in Kraft getreten ist, wird die Heimbeförderung der Kriegsgefangenen so schnell wie möglich beginnen und mit der größten Geschwindigkeit durchgeführt werden." Artikel 440 bestimmt, daß der Vertrag in Kraft tritt, wenn Deutschland und drei Hauptmächte ihn ratifizirt haben. Noch fehlen zwei: wir haben also, leider, nicht das Recht, die Rückkehr der Gefangenen wie eine fällige Schuldsumme zu fordern. Sie brauchen, gnädige Frau, nicht die Wiederholung der Schande zu fürchten, die das alte Deutschland auf sich lud, als es ein Halbjahr, drei Vierteljahre nach Abschluß und Ratifikation des Vertrages von Brest-Litowsk noch immer Millionen russischer Gefangenen in Knechtsdienst zurückhielt (und trotzdem den Botschafter Joffe, weil er durch politische Zettelei die Diplomatenpflicht verletzte, wie den Auswurf des schmutzigsten Höllenwinkels verschrie). Jeder Forderung, die Russen, endlich, frei zu lassen, wurde damals geantwortet: „Ausjeschlossen! Ohne die Kerls wäre unsere Landwirthschaft im Wurschtkessel." Aber Sie durften auch nicht erwarten, Frankreich werde achthunderttausend waffenfähige Männer in ihr Vaterland heimkehren lassen, ehe der Friede nach der Vertragsvorschrift ratifizirt und in Kraft gesetzt ist. Würdige Bitte, nicht „flammender Protest", kann die bange, qualvolle Wartefrist kürzen. Muß denn noch immer, wie in der „großen" Zeit üppigster Lügenblüthe, Haß gesät und „Vernichtungwille" gezüchtet werden? Als uns Lokomotiven, Wagons, Vieh abgefordert wurden, verschwieg die Regirung, daß sichs um die Rückgabe rechtwidrig aus Frankreich und Belgien weggeführten Gutes, nicht um Gewinngier eines übermüthigen Siegers, handle, um Rückgabe eines Theiles nur, und daß der Beraubte mit Recht sagen durfte: „Muß von uns Zweien

Einer härtere Noth leiden, dann sei es Der, dem mein Eigenthum über die Zeit ärgsten Mangels hinweggeholfen hat." Jetzt duldet die Regirung, von der wir würdigere Wahrhaftigkeit erhofft hatten, das Aufbrodeln des gefährlichen Glaubens, Frankreich halte die Gefangenen über die vereinbarte Zeit hinaus fest. Wir fordern, daß die anderen Mächte jeder Vertragsvorschrift gehorchen; dürfen aber nicht mehr verlangen, als in diesem Vertrag steht. „Die Fahnen, auf die wir ein Recht hatten, haben sie verbrannt, die Kriegsschiffe unbrauchbar zu machen versucht, weil wir die Gefangenen nicht vor der bedungenen Frist freigeben, hagelt Schimpf auf uns: und diesem ‚neuen' Deutschland sollen wir vertrauen, im Völkerbund uns ihm gesellen?" Bedenket, wem das Entstehen solcher Meinung nützt; und wanket nicht von der Hoffnung, daß der Gemeinschaft von Vernunft und Anstand gelingen wird, die Heimkunft aus langer Gefangenschaft zu schleunigen.

Kreuzzug nach Rußland?

Sie möchten den neulich von mir erwähnten Aufruf der russischen Menschewiki „an die Sozialistenparteien der Entente-Staaten" lesen? Hier ist das Wesentliche:

„Genossen! Die Konferenz Eurer Regirungen in Paris hat dem Admiral Koltschak ihre Unterstützung in seinem Kampf gegen Sowjet-Rußland zugesagt. Nachdem die Entente die begonnenen Verhandlungen mit der Regirung Lenins abgebrochen hat, verspricht sie Koltschak eine erhöhte Unterstützung mit Lebensmitteln, Geld und Wehrgeräth. Dadurch ist die Anerkennung Koltschaks als gesammtrussischer Macht im Voraus entschieden und zugleich von den verbündeten Imperialisten ein neuer Schritt auf dem Weg zur Unterdrückung der russischen Revolution gemacht worden. In uns russischen Sozialdemokraten wird Niemand Vertheidiger des Systems erblicken, das vor anderthalb Jahren eingeführt worden ist. Wir müssen aber mit aller Entschiedenheit gegen die Lüge protestiren, die in der ganzen Welt verbreitet worden ist, daß die Einmischung der verbündeten Regirungen in die russischen Angelegenheiten und die Unterstützung Koltschaks in Rußland die Freiheit und die ökonomische Entwickelung verbürgen und den Bürgerkrieg beenden können. Denn Koltschak bedeutet für Rußland die Wiederherstellung der wichtigsten Grundlagen alter Herrschaft. Der mit ungeheuren Opfern erkaufte Hauptgewinn dieser revolutionären

Jahre würde aus der russischen Geschichte gestrichen und das entkräftete und besiegte Volk unter das Joch Derer zurückgezwungen, die es während vieler Jahrzehnte geknechtet haben.

Der Adel war unter dem Zarismus die Klasse, die alle innere und äußere Politik leitete, und sie hatte ein Regime geschaffen, das nicht nur vom ganzen russischen Volke gehaßt, sondern auch von der ganzen civilisirten Welt verachtet wurde. Die Revolution hat diese Klasse zu Boden geworfen. Sie hat die Macht in neue Hände gelegt und den Adel damit seiner Regirungfunktion beraubt. Sie hat die Standesunterschiede vernichtet und ihm damit seine früheren Privilegien genommen. Sie hat den Gutsbesitzern, deren Erde sie den Bauern gab, ihre wirthschaftliche Macht entzogen. Die Bewegung, an deren Spitze Koltschak steht, ist nichts Anderes als der mit Kriegsmitteln unternommene Versuch dieser einst mächtigsten Gesellschaftklasse, wieder auf das Schiff zu gelangen, über dessen Bord sie die revolutionäre Welle geworfen hat, und von Neuem das Steuer der politischen und wirthschaftliche Verwaltung in ihre Hände zu bekommen. Darüber darf man sich keiner Illusion hingeben: der Sieg Koltschaks wäre die Wiederherstellung des alten Rußlands. Wenn den Heeren Koltschaks gelänge, einen großen Theil Sowjet-Rußlands zu besetzen, so würde der Adel sich mit Flinte und Peitsche auf das Dorf stürzen, um sein Vorrecht zu erneuen.

In den Verhandlungen mit Koltschak ist diese Kardinalfrage von den verbündeten Regirungen umgangen worden. Das ist sehr verständlich: denn kein Versprechen Koltschaks, keine Programme seines Ministeriums und keine guten Wünsche seiner liberalen Freunde können die Klasse, die er zum Siege geführt hätte, von dem Sturm auf das Dorf zurückhalten. Dieser Sieg würde zu einer neuen Bewegung des ganzen Volkes gegen die Wiederherstellung der alten Verhältnisse führen und nur der Prolog zu einem neuen Ausbruch des Bürgerkrieges sein. Koltschak bringt nicht die ‚Ordnung'. Ihn erkennt nicht eine einzige Volkspartei an. Ihn lehnen alle revolutionären Parteien ab. Seine Anhänger wollen nicht die Republik; sie sprechen auch ganz aufrichtig von einer Monarchie. In Sibirien ist das Strafgesetz des alten Rußlands schon wieder in Kraft getreten und jedes gegen Koltschak gesprochene Wort wird nach dem Gesetz gegen Majestätbeleidigung bestraft. Und die Monarchie, die Koltschak vorbereitet, ist nicht einmal eine Monarchie bürgerlichen Schlages, wie in Italien oder Belgien: seine Monarchie kann sich nur im Kampf gegen die Bauerschaft behaupten; sogar in Sibirien, wo

der Klassengegensatz im Dorf winzig ist, hat er die ganze Bauerschaft gegen sich aufgebracht. Die körperliche Züchtigung der Bauern ist zur alltäglichen Erscheinung geworden. Und das Verhalten der sibirischen Bauern zu Koltschak offenbart sich in unaufhörlichen Aufständen, die ihm jeden Tag mit einem politischen Umsturz drohen. Alles ist gegen seine rohe Diktatur.

Die Grundsätze der Volksherrschaft und der demokratischen Freiheiten sind Keinem theurer als unserer Partei. Wir sind auch jetzt noch der Meinung, daß die sozialistische Diktatur des Proletariates eine volle Entwickelung der Demokratie voraussetzt. Auf den Grundsätzen der Demokratie und der politischen Freiheit stehen wir im Kampf gegen die Politik der Kommunistischen Partei Rußlands. und noch jetzt sitzen deshalb viele Mitglieder unserer Partei, darunter hervorragende Führer, im Gefängniß. Aber Keinem von uns kommt der Gedanke, daß den proletarischen und bäuerlichen Massen bei dem Regime, das Koltschak bringt, ein Mindestmaß demokratischer Freiheit verbürgt sein würde. Wird Koltschak Herr über Rußland, so wird das Knattern der Flinten und Maschinengewehre, die das revolutionäre Volk erschießen, sich mit dem wilden Geschrei der Judenhetzer vereinen. Dafür bürgt der Terror, der in Sibirien herrscht. Massenerschießungen und Massenzüchtigungen haben einen Umfang erreicht, den der Zarismus niemals kannte. Die Gefängnisse sind mit politischen ‚Verbrechern' angefüllt, nicht nur mit Bolschewiken, sondern mit Sozialisten überhaupt. Mitglieder unserer Partei sind erschossen worden. Die russische Sozialdemokratie setzt im Verein mit den anderen revolutionären Kräften des Volkes jetzt schon Alles daran, die trotzig wieder erstehenden Kräfte der Vergangenheit niederzuwerfen und sie für immer zu besiegen. Und dazu erbitten wir Eure Hilfe. Die Kräfte Koltschaks sind nicht groß und noch kleiner sind die Kräfte seiner Mitbrüder, des Generals Denikin im Süden und des Generals Judenitsch vor Petrograd. Und wenn die Drei noch immer die Revolution bedrohen und gegen sie Feldzüge unternehmen können, so nur deshalb, weil sie von den verbündeten Regirungen ausgerüstet werden, die alle, auch sehr weit entgegenkommende Vorschläge der Sowjetmacht abgelehnt haben und ihr den Krieg bis aufs Messer erklärten. Gelingt ihnen, Koltschak und seine Konsorten zum Sieg zu führen, dann wird im Osten Europas eine neue Festung der Weltreaktion erbaut, die nicht nur die russische Revolution erdrücken, sondern auch die Keime des Sozialismus im Westen mit ihrem kalten Hauch töten würde.

In der Stunde, da unsere Partei das russische Proletariat auffordert, mit all seinen Kräften die Revolution zu stützen, erwartet sie, das Proletariat der verbündeten Länder werde durch machtvolles Massenauftreten den bösen Willen seiner Imperialisten brechen und sie zwingen, dem bedrängten und gequälten revolutionären Rußland den Frieden zu geben. Thut Alles, um Das zu erreichen! Dränget Eure Regirungen, die versteckten Versuche zur Rückkehr der Reaktion nach Rußland aufzugeben. Thut alles irgendwie Mögliche, um die Kompromisse, zu denen die Regirung Lenins bereit ist, zum Ausgangspunkt von Verhandlungen zu machen! Zwinget Eure Regirungen, die Blockirung Rußlands aufzugeben und die diplomatischen und wirthschaftlichen Beziehungen zu der Sowjetmacht aufzunehmen. Das Centralkomitee der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei."

General Judenitsch, nicht mehr Koltschak, dessen Heer in rasche Rückzüge gedrängt worden ist, gilt jetzt als Favorit, auf den man setzen müsse. Aber Kriegsminister Winston Churchill hat im Unterhaus versprochen, daß Britanien noch im Lauf dieses Sommers den letzten Kriegsmann aus Rußland heimschicken werde; der tapfer gescheite Lord Robert Cecil hat gerathen, auf der von Lenin angebotenen Rechtsgrundlage den Handelsverkehr mit Rußland wieder zu beginnen; und im „Manchester Guardian" ist vor dem Wahn gewarnt worden, das Britenheer, das für die Freiheit gefochten habe, werde für die unsaubere Sache russischer Reaktion in Kampf zu treiben sein. Die drei größten Arbeiterverbände haben angedeutet, daß sie jeden neuen Versuch, mit Waffengewalt die Russenwirrniß zu lichten, mit dem Schwert unerbittlichen Massenzornes abwehren würden. Im Westen fängt also Vernunft wieder zu sprechen an; sie lehrt schnell auch begreifen, was hinter dünnem Wortflor schon der Aufruf der Menschewiki ahnen ließ: daß die Bolschewikenherrschaft gestützt wird, wenn für die Sache ihrer Gegner auf Rußlands Erde Fremdvolk sich waffnet. Und noch möchten wir hoffen, die oft wiederholte Behauptung, deutsche Truppentheile, ganze Brigaden, seien mit russischen Kokarden, mit Deutschlands Geschützen, Munition, Kriegsgeräth aller Art und Proviant in das unter dem Nominalbefehl des Fürsten Lieven stehende Antibolschewikenheer eingetreten, bündiger widerlegt zu hö-

ten, als bisher geschah. Würde die Behauptung als wahr erwiesen, dann müßte das deutsche Kriegsvolk sich solcher Genossen schämen; nur dann aber wäre begreiflich, daß Minister Noske in Weimar sagen konnte, das deutsche Heer umfasse höchstens vierhunderttausend Mann. Vor vier Monaten nannten Männer, die an der Reorganisation mitwirken, eine viel höhere Ziffer. Schade (nicht nur des verschleuderten Staatsgeldes wegen), daß die Vertragszahl, hunderttausend Mann, nicht schon morgen zu erreichen ist. Nur der in Militaristendrill völlig verdummte Bourgeois wähnt noch immer, der mit Handgranaten behängte Nosketier werde ihn vor Bolschewikenspuk schützen. Der wird gerade durch das System Noske-Hörsing-Wining erst drohende Wirklichkeit. Den Lenin von 1917 und 18 liebt der deutsche Arbeiter, auch der den Unabhängigen eingegliederte, nicht; aber er denkt wie der französische Genosse, der in der luzerner Konferenz unseren Ebertinern zurief: „Wenn Ihr uns nur zwischen Lenin und Noske die Wahl lasset, dann wählen wir Lenin."

Nostra culpa

Noch immer, Herr Major, ist Ihnen „nicht klar geworden, was mit dem bis zum Ueberdruß beredeten ‚Friedensfühler' vom Herbst 1917 eigentlich gemeint sei". Kein Wunder; das schärfste Auge blickt nicht auf den Grund eines aus Quark und Lüge zusammengequirlten Breies. Zwei Aktionen (wir wollen Kleinzeug mal mit so großen Namen putzen) liefen, trippelten neben einander her. Erstens: die nach der Note des Papstes von England und Frankreich gestellte Frage, wie Deutschland über Belgiens Zukunft denke. Diese höchst wichtige Zwischenfrage wurde dem auf seinen Siebenmänner-Sowjet stolzen Reichstag verschwiegen (ein Staatsgerichtshof, der sich nicht selbst schänden will, müßte den Verschweigern das politische Recht des Bürgers absprechen); wurde von dem der Heeresleitung unterthanen Zufallskanzler mit einem Gestammel beantwortet, das den hitzigsten Drang nach Frieden in Eisschauern erkälten mußte. Zweitens: der von dem Herrn Richard Löwenherz von Kühlmann unternommene Versuch, ein château en Espagne zu bauen. Ob dieser Staatssekretär, dessen nicht minder erbaulichen Ausspruch über den „noch nicht verkäuflichen belgischen Gaul" General Ludendorff be-

richtet, selbst glaubte oder nur Anderen einreden wollte, England lechze nach Frieden, wird nie zu ergründen sein. Herrn Scheidemann hat er gesagt, noch im Herbst werde in unmittelbarer Aussprache mit britischen Ministern die belgische Frage erörtert werden. Als diese Hoffnung enttäuscht worden war, wandte er sich an Spaniens berliner Botschafter, Sennor Polo de Bernabe, der in den letzten Septembertagen seinem Minister meldet, Deutschland wünsche die spanische Vermittelung eines Gespräches mit England. Am sechsten Oktober bat Herr Balfour, der, auf drängendes Ersuchen des Kollegen Lloyd George, zum ersten Mal die Leitung des Auswärtigen Amtes übernommen hatte, die Botschafter Amerikas, Frankreichs, Italiens, Japans, Rußlands in die Foreign Office und sagte ihnen: „Spanien ist um Vermittelung gebeten worden, hat sie abgelehnt, aber geglaubt, dieses Zeichen deutscher Bereitschaft uns nicht verschweigen zu dürfen. Unser Botschafter hat in Madrid geantwortet, er wisse, natürlich, nicht, wie seine Regirung diesen Schritt beurtheilen werde, glaube aber, daß Verhandlung keinen Zweck habe, wenn Deutschlands Friedensbedingungen sich nicht wesentlich und scharf von den in der deutschen Presse verkündeten unterscheiden. Geben wir nun, nach der Ankunft des madrider Botschaftberichtes, gar keine Antwort, dann nützt die berliner Regirung unser Schweigen zu Besserung ihres Ansehens im Inneren und, was noch wichtiger wäre, zu Stärkung ihres Aufwiegelstrebens in Rußland; dort, wo sie schon arge Zersetzung erwirkt hat, würde sie morgen die Lüge verbreiten, England wolle das Deutsche Reich völlig vernichten und ziehe Rußland sammt den anderen Bundesgenossen am Schlepptau ins Fahrwasser dieses Wunsches. Wir mußten uns also zu möglichst vorsichtiger Antwort entschließen; und ließen unseren Botschafter in Madrid wörtlich sprechen: ‚Die Regirung Seiner Majestät ist bereit, zu hören, was die deutsche Regirung ihr im Hinblick auf den Frieden zu sagen wünscht, und wird das ihr Mitgetheilte dann mit den Bundesgenossen berathen‘. Diese knappste Kürze schien uns nothwendig, weil wir mit einem Feind zu thun haben, der vor der gewissenlosesten Wortverdrehung und Wollensentstellung niemals zurückschreckt und mit dem man deshalb nur unter Wahrung aller erdenk-

lichen Vorsicht verkehren kann." Sämmtliche Botschafter stimmten in der Meinung überein, „das ganze Manöver gehe von dem (in London bekannten) Herrn von Kühlmann aus und solle die Verbündeten in Verhandlungen locken, aus denen nur Deutschland Gewinn ziehen könne". Da Herr Balfour gebeten hatte, die Sache durchaus vertraulich zu behandeln, berichteten die Chefs der Missionen „ganz geheim und nur für den Minister" über die Berathung. Der russische Geschäftsträger schrieb: „Man muß, darin waren wir, Alle, einig, der deutschen Regirung sagen, daß wir, wenn Englands kurze Antwort die Sache in Fluß bringt, die genaue Angabe der deutschen Kriegsziele erwarten und daß weder auf Sonderverhandlung mit einer einzelnen Macht zu rechnen noch Gesammtverhandlung aller Mächte möglich sei, ehe gewiß ist, ob wir die deutschen Kriegsziele billigen können. Daß Deutschland gerade die Verbindung mit London suchte, beweist, wie unbestreitbar stark heute die Vormachtstellung Großbritaniens in unserem Bund ist. Seit dem Sieg in Mesopotamien und dem Erfolg an der Westfront ist auch hier, in Heer und Volk, der Glaube an endgiltigen Sieg wieder fest geworden. Die Stimmung der deutschen Truppen soll, nach allen Aussagen, nicht mehr gut sein. Wir Russen müssen darauf gefaßt sein, daß Deutschland versuchen wird, in den von ihm besetzten Gebieten der Parole vom ‚Selbstbestimmungrecht der Völker' gerade gegen uns eine Spitze zu geben und zu beweisen, daß die Länder der Ostseeküste nie eigentlich russisch gewesen seien." Dieser occidirte Russe kannte den Herrn von Kühlmann. Auch von dessen Versuch, den „verdammten" Briten einmal spanisch zu kommen, und von Englands Bereitschaft, den Vorschlag anzuhören und zu wägen, erfuhr der brave Reichstag nichts. Also: kein englischer „Fühler", doch zwei günstige Gelegenheiten. Daß sie nicht genützt werden konnten, braucht jetzt nicht mehr erklärt zu werden; wir wissen ja, welche wahnwitzige, dem Rechtsgefühl und dem Machtstand gleich siriusferne Friedensbedinge der groteske Kanzler der Heeresleitung zugestanden hatte. Die längsten Reden, die dicksten Bücher tilgen oder vernebeln aber nicht die Thatsache, daß 1917, nicht zum ersten, nicht zum letzten Mal, würdiger, nicht entkräftender Friede erlangbar war und daß ihn die allmächtigen Generale verhindert haben.

Orient und Occident

Ueber Alexander Petrowitsch Iswolskij, der in der dritten Augustwoche gestorben ist, habe ich so oft hier gesprochen, daß ich Ihnen Neues nicht mehr sagen kann. Dumm war er nicht; pfiffig, im Metier aller Kniffe kundig und manchmal, wenn ihn Genießergier nicht dem Amtsbezirk entfremdete, auch fleißiger, als russische Diplomaten zu sein pflegen. Nur: ein Irrwisch, in dessen Hirn jede Hemmung fehlte, ein Wütherich, den jede seiner Eitelkeit geschlagene Wunde, gekratzte Schramme aus der Vernunftbahn stolpern ließ und der dann, war mit dem Himmel und dessen Herren das Rachegeschäft nicht zu machen, mit den unsäuberlichsten Künsten den Acheron in Bewegung zu bringen trachtete. Asiat mit Pariserfirniß. Im vatikanischen Rom und in Kopenhagen hat er klug und flink gearbeitet, heimischer sich aber wohl in Tokio gefühlt; und in politischem Handel mit den Japanern auch seine beste Leistung geliefert. Als ihn, nach dem in der Mandschurei verlorenen Krieg, den petrograder Putschen, dem Verfassungmanifest, dem zweiten Sturz Wittes (dessen Grimm das zarisch-orientalische Geschenk von hunderttausend Rubeln linderte), Nikolai Alexandrowitsch zur Leitung der internationalen Angelegenheiten ins Kabinet Stolypin berufen hatte, schrieb Kaiser Wilhelm an seinen „theuren Nika“: „Wie ich recht vermuthet hatte, fiel Deine Wahl auf Iswolskij. Dieser wird, ich bin davon überzeugt, Dich zufriedenstellen und als kluger Mann versuchen, in Uebereinstimmung mit Deinen Wünschen eine Friedenspolitik zu führen. Er gab Schoen (damals Botschafter am russischen Hof) einen geschickten Rath in der Frage der Bagdadbahn, so daß ich die Hoffnung habe, daß meine Regirung es möglich finden wird, die Arbeit mit ihm auf der Grundlage des gegenseitigen Vertrauens fortzusetzen, das aus der Gemeinsamkeit der Interessen hervorgeht. Unsere Interessen an der Bagdadbahn sind rein wirthschaftliche und kommerzielle, die das Wohl der Menschheit im Auge haben. Ich begreife durchaus, daß die Engländer mit Dir in Bezug auf Asien zu liebäugeln anfangen. Du entschlossest Dich aber kaltblütig, ihre Vorschläge abzuwarten, und ich bin überzeugt, daß, wenn ihre Bedingungen über Centralasien für Dich annehmbar sind, die Verein-

barung mit ihnen viele Gründe zu Reibungen und Konflikten aus der Welt schaffen wird, was mich sehr erfreuen würde. Jedem muß verständlich sein, daß der von der englischen Flotte für ihren unerbetenen Besuch gewählte Moment gänzlich unzeitgemäß sowohl für Dich wie für Dein Land ist, und ich bin fest überzeugt, daß Du angesichts dieser Visite ein Gefühl des Unwillens nicht unterdrücken kannst. Die Engländer werden natürlich versuchen, die ultra-liberale Partei bei Dir zu stärken. Nach Rückkehr hat die Flotte die Absicht ausgesprochen, Pillau und Travemünde zu besuchen. Ich werde sie unter strenge Aufsicht stellen." In dem selben Fibelbrief putscht der für das Wohl der Menschheit und für anglo-russische Freundschaft Glühende den theuren Nika auch gegen die Briten als die Schützer der bösen Anarchisten auf. „Diese Leute können vollständig straflos in London leben und dort ihre Mordpläne schmieden. Die Schwierigkeit des Kampfes gegen dieses Geschwür der Menschheit besteht darin, daß die Taugenichtse unbehindert in England leben. Der richtige Platz für diese Scheusale ist das Schafot und in einigen Fällen lebenslängliches Einsperren in ein Irrenhaus." Aber auch die Duma (Gossudarstwennaja: das neue Reichsparlament) „schafft eine äußerst schwierige Lage für Deine Regirung und komplizirt die Verhältnisse außerordentlich." Immerhin hat die Erde noch Freuden. „Großfürst Wladimir begleitete uns auf die Rindviehausstellung. Tausende von Bauern und kleinen Gutsbesitzern begrüßten uns begeistert mit einer treu unterthänigsten Demonstration. Jetzt lebe wohl, theurer Nika; der Herr möge Dich segnen und bewahren. Auf Wiedersehen in Swinemünde, wo wir uns Mühe geben wollen, die Zeit fröhlich zu verleben. Dein immer ergebener Freund und Vetter Willy."

Iswolskij war weder so deutschfreundlich, wie Wilhelm gehofft hatte, noch so „reaktionär", wie die Gruppe Miljukow meinte. Als Günstling der Kaiserin-Witwe war er nicht gegen die Verfassung; freute sich wohl gar der Möglichkeit, nun auch in einem Parlament Reden zu halten, die in London und Paris gelesen werden. Davon hatte schon Gortschakow, wenn er, nach Bismarcks hübschem Wort, „seiner Phantasie Audienz gab", geträumt; und Gortscha-

kow war ihm das leuchtende Muster russischer Staatsmann-heit. In Bjoerkoe hatte, ein Jahr zuvor, Wilhelm die Unterzeichnung eines deutsch-russischen Schutz- und Trutz-Bündnißvertrages erlistet, der beide Reiche in Beistand gegen Angriff einer Europäermacht verpflichtete, beiden Sonderfriedensschluß verbot und in den der Zar die Französische Republik zu bugsiren versprach. Eines Vertrages, dessen Zweck die Lösung des franko-russischen und des franko-britischen Bundes war und der England mit Lebensgefahr bedrohte. (Trotzdem hat Wilhelm, haben seine Bethmänner zehn Jahre lang noch die Lüge ausgeschrien, Englands Mißtrauen gegen Berlin sei ganz grundlos, nur von Eduards Tücke angefacht, dessen Besuch in Reval und Knüpfung der Triple-Entente doch die verständliche Antwort auf die dumme Schlauheit von Bjoerkoe war.) Frankreich wäre für dieses Schmugglerstückchen niemals einzufangen gewesen; und der schwache Nika, der Deutschlands Gefuchtel in Algesiras nicht „gentlemanlike" fand, war leicht zu überzeugen, daß er seine (und Birilews) Unterschrift zurückziehen oder in den Ruf eines Gauners sinken müsse. Die Straßen sind wieder frei: Iswolskij darf aufathmen. Durch einen klug besonnenen Pakt versöhnt er Japan, den vom portsmouther Frieden nicht ganz beglückten Sieger, und schließt mit England den Vertrag (der damals weltgeschichtlich wichtig schien) über Tibet, Afghanistan, Persien. Weil Rußland, nach Niederlage und Prestigeverlust in Asien, sich wieder Europa zuwenden muß, sucht er ihm gegen den rebellirenden Islam türkischer Farbe in Stambul und Galata Stützpunkte zu sichern; und hat dem von Bukarest und der Newa her ihm bekannten wiener Kollegen Aehrenthal, um den Kühlen dem Plan günstig zu stimmen, leis die Annexion des Sandschaks Novibazar angeboten. Daran ist nun, seit dem Jungtürkenaufstand, eben so wenig zu denken wie an russischen Eindrang in Dardanellenforts. Am fünfzehnten September 1908 sind die zwei Minister in dem mährischen Schloß Buchlau Gäste des Grafen Berchtold. Dicht vor der Theestunde, vor der Rückkehr der Damen, in deren Nähe Iswolskij aufblüht, erwähnt Aehrenthal die Nothwendigkeit, die nun dreißig Jahre währende Okkupation Bosniens und der Herzegowina jetzt, ehe dort Wahlen

fürs Türkenparlament angeordnet werden, in Annexion umzuwandeln. Die Stirn des Russen umwölkt sich. Zwei Serbenprovinzen; Oesterreich-Ungarn als Balkangroßmacht ... „Und wenn wir, als Entgelt, die Oeffnung der Meerengen fordern?“ Wien wird nicht widersprechen. Vor der Abreise wird in einer gemeinsamen redigirten Mittheilung an die Presse „die vollkommene Uebereinstimmung der beiden Staatsmänner“ festgestellt. Der Russe bittet noch, früher als Anderen ihm die Absicht auf nahe Annexion anzuzeigen. In Paris hört er, ein paar Tage danach, daß Graf Khevenhüller dem Präsidenten der Republik die Thatsache der Annexion gemeldet habe. Er rast durch Europa, um einen zu Demüthigung Oesterreichs willigen Kongreß zusammenzubringen; betheuert dem Fürsten Bülow, der ihn sanft abweist, die Dauer seiner alten Liebe fürs Deutsche Reich und dessen vierten Kanzler; und muß knirschend schließlich in der Reichsduma bekennen, daß Rußland, nach den Abkommen von Reichstadt, Berlin, Budapest, nicht das Recht zu Wiederspruch gegen die Annexion Bosniens habe. Nie hat ers ganz verwunden; und ging ein Jahr später als Botschafter nach Paris. Sein Nachfolger, der harmlosere Sasonow, ist, sammt dem Ministerpräsidenten Kokowzew, dann in Potsdam und Berlin eben so thöricht (Limans Corpskommando in Konstantinopel) gefoppt worden wie zuvor Alexander Petrowitsch in Buchlau. Das ist nun czechisch. Bosnien, Herzegowina, Sandschak yugoslawisch. Die Monarchien der Habsburg-Lothringer und der Holstein-Gottorp sind nicht mehr. Der Türkensultan hat in Europa kaum noch eine Parzelle, ist nicht mehr Khalif. Und in Tibet, Afghanistan, Persien gebietet frei Englands Wille. Weil Einer den Drang, als Kopist Bülows Lorber zu ernten, nicht unterdrücken konnte. Alas, poor Iswolskij! Von seiner Arbeit bleibt nichts als Japans Lächeln; rire jaune ...

Auch aus Japan haben wir Zuverlässiges lange schon nicht gehört. Einmal, daß es den Feinden der Moskauer Truppenhilfe geweigert, dann, daß es sich mit Bolschewbazillen verseucht habe. Was dort geschehen ist und geschieht, wissen wir nicht. Japan und die Japaner waren im Deutschland Wilhelms des Zweiten so beliebt, daß es ihnen den höchsten Ehren-

titel, den es verleihen zu können glaubte, gab und sie „die Preußen des Fernen Ostens“ nannte. Das hat in der Zeit, wo Wilhelm sich noch in die Hoffnung bettete, als von Gottes Gnade Erleuchteter neben anderer Weltbeglückung auch die Versöhnung Frankreichs erwirken zu können, unsere Politik nicht gehindert, im Bund mit der Französischen Republik und dem zarischen Rußland den Frieden von Shimonoseki anzufechten, Japan um den Ertrag seines Sieges über China zu bringen, tief zu erbittern und in ein Bündniß mit England zu treiben. Das Land des Mikado und Tenno, seine Geschichte und die Folgen der Revolution, die seinem Feudalsystem die Fassade zerbrach, kannte hier fast Niemand. Unter dem Samurai stellte man sich einen gewaltigen gelben Junker Altpreußens vor; und daß man in den Schränkchen japanischer Arbeiter, die in der deutschen Industrie beschäftigt wurden, genaue Abzeichnungen der wichtigsten Maschinentheile fand, gab unseren Industriestrategen die höchste Vorstellung von der „Tüchtigkeit“ dieser Menschen. Daß ihre Mentalität von aller im Weltwesten heimischen völlig verschieden ist, wurde nicht beachtet, den Wissenden nicht geglaubt. Professor Lavisse hat neulich ein altes Urtheil citirt, nach dem die Germanen „in omni feritate versutissimi“, die bei aller Neigung in Gewaltanwendung Verschmitztesten, seien. So schien dem Deutschen der Japaner. Tapfer, stark und schlau. Und in jedem Land wird es Menschen geben, denen dieses Urtheil ungefähr richtig scheint.

Die von Bismarck oft im Handeln und Reden gerühmte, von seinen Nachfolgern nie erlernte Kunst, zu warten, brauchte der japanischen Politik nicht erst empfohlen zu werden; sie hat immer zu warten verstanden, bis die zur That oder zur Rache günstige Stunde schlug. Am zehnten Mai 1895 hatte, im Beach-Hotel von Tschifu, der russische Admiral Makarow mit rothem Stift auf der Landkarte den Bezirk eingezäunt, den Japan den Chinesen zurückgeben müsse, und, als die erschreckten gelben Männer vor der Antwort zögerten, seinen Degen auf die Karte geworfen und gefragt: Ja oder Nein? Neun Jahre danach hat eine von den Japanern gelegte Mine diesem Makarow und seinem Admiralschiff, dem „Petropawlowsk“, den Untergang bereitet. Die Schmach von Tschifu wurde ge-

sühnt, die Rache an Rußland kalt genossen. Deutschland, dessen nachbismärckische Staatsmänner, Wilhelms „Handlanger“, fast immer auf die falsche Seite setzten (für Spanien gegen Amerika, für die Buren gegen England, für Oesterreich-Ungarn gegen Rußland und die Süd- und Westslawen), war von Japans Waffensiegen am Yalu, bei Mukden, in der Tsushimastraße entzückt. Weder Regirung noch Volk erkannte, daß Krieg und Sieg zu großem Theil Englands Werk war und daß der erste Sieg Gelber über eine weiße Großmacht ein neues, nicht ungefährliches Kapitel der Erdgeschichte begann. Holsteins kurzsichtige Schüler hielten sich noch für besonders schlau, als sie die Stunde russischer Ohnmacht zu Demüthigung Frankreichs in dem elenden Marokko-Handel benutzten. Die Folgen wurden in Algesiras sichtbar. Während Britanien, ohne Blut zu opfern, eine Schwächung Rußlands erreicht hatte, die das Zarenreich endlich zu der schon von Beaconsfield und Salisbury oft ersehnten Verständigung reif machte, wurde durch die Plumpheit und Unaufrichtigkeit unserer kaiserlichen Politik den Franzosen die Sympathie der Welt erworben und Frankreich in eine Intimität mit England gedrängt, die in den Zeiten der Jungfrau von Orleans, der „bretonischen Wölfe“, Bonapartes, Faschodas Niemand erträumt hätte. Deutschland an der marokkanischen Küste: Das wäre eine Gefährdung der englischen Weizenstraße geworden und hätte die Ernährung des Vereinigten Königreiches in berliner Belieben gestell Diese Entwickelung konnte ein englischer Staatsmann ebenso wenig abwarten wie ein russischer die Entstehung des „Khalifates von Berlin“, der deutschen Herrschaft über den Islam. Damaskus, Tanger, Bjoerkoe, Algesiras, Agadir waren die Etapen auf dem Weg in die Triple-Entente: gemeinsame Furcht und gemeinsames Mißtrauen hatten England, Frankreich, Rußland verbündet. Und als Englands Bundesgenosse mußte Japan diesem Concern, dem stärksten, den man bis dahin gesehen hatte, sich wohl, gern oder ungern, befreunden.

Daß es auch an Deutschland den Tag von Tschifu rächen könne, glaubte weder Wilhelm noch der Mann auf der Straße. Jeder politische Kopf mußte sich zwar sagen, daß, seit Japan in Port Arthur herrschte, Kiautschau (das

Li-Hung-Tschang, der chinesische Kanzler, im Aprilvertrag von 1896 den Russen als Flottenstützpunkt überlassen, Deutschland aber zwei Jahre danach durch den erzwungenen Pachtvertrag an sich gerissen hatte) an jedem Tag bedroht werden konnte. Wenn die japanische Flotte vor Tsingtau erschien und durch einen Stabstrompeter die Uebergabe fordern ließ, war die Weigerung nutzloser Selbstmord. Doch man zählte auf die „Preußen des Fernen Ostens". Die seien uns nicht nur für militärische und industrielle Belehrung, sondern auch dafür dankbar, daß wir ihrem Sieg über Rußland ruhig zusahen; und außerdem seien ihre Zukunftpläne nur ausführbar, wenn die rasch wachsende deutsche Weltmacht ihnen kein Hinderniß bereite. Welche Pläne? Die, im Stillen Ozean die Uebermacht zu erringen. Unsere nur in Kriegsvorstellung lebenden Militaristen schworen darauf, daß zwischen den Vereinigten Staaten und Japan sehr bald ein Krieg ausbrechen müsse. Viele wünschten ihn sogar herbei. Nicht etwa aus Haß gegen Amerika (wo der Kaiser sich ja, weil es ihm freundliche Yachtbesitzer in der Kieler Woche, vielleicht auch von majestätischer Sonne aufgethaute Austausch-Professoren sagten und weil er Washington mit dem Friedrich-Denkmal beglückt hatte, angebetet glaubte). Sondern in der Hoffnung, die schwierige Lage ausnützen zu können, in die England im Verlauf solchen Krieges Nippons gegen United Staates gerathen müsse. Der Gedanke, eine friedliche Nation, die kein Stehendes Heer hält und, wie die Amerikaner, in jedem vermeidbaren und trotzdem begonnenen Krieg ein unverzeihliches Verbrechen sieht, könne, wenn sie angegriffen wird, sich als wehrfähig und, im Hochgefühl ihres Rechtes, dem Angreifer überlegen erweisen, wurde hier belächelt, bis 1916 und 18 England und Amerika zeigten, daß man auch ohne Militarismus und allgemeine Wehrpflicht im Nothfall mächtige Heere aus der Erde stampfen, waffnen und schnell für den modernen Industriekrieg erziehen könne. Zuvor galt deshalb als gewiß, daß Japan, die erprobte Militärmacht, fürs Erste wenigstens siegen und daß es diesen Sieg schnell suchen werde, ehe der Panamakanal eröffnet sei und Amerika bequem auf seinen zwei Meeren operiren könne. Dann, schnarrt Wilhelm, „schlägt

meine Stunde. Nach Japans ersten Streichen muß England, als sein Alliirter, sich entscheiden. Unterstützt es Japan auch nur mit Geld und Schiffslieferungen, so verräth es die heiligsten Güter der weißen Rasse, handelt also wider die Mahnung meines Michael-Bildes: und dann verliert es Kanada und obendrein die Achtungreste, die dem Perfidious Albion und seinem Mammonismus in unserer Christenwelt noch geblieben sind. Wendet es aber seine Sympathie der vom Mutterland abgefallenen Tochter, Amerika, zu oder zeigt dem gelben Verbündeten nur eine kalte, unfreundliche Neutralität: dann gewinnt es zwar etwas besseres Ansehen im Lande der Sterne und Streifen, das militärisch Null ist, sägt aber selbst den dünnen Ast ab, auf dem es in Asien sitzt. Dann reiße ich und der Mikado zunächst Indien in Aufruhr. Eine Million aufstachelnder Flugblätter liegt in Tokio fertig gedruckt und wird, wenn es so weit ist, schnell nach Britisch-Indien geworfen. Wie auch der Hase läuft: die Herren Vettern überm Kanal werden ihr ‚Rule the waves‘ bald ein Bischen bescheidener singen und dann wird mit ihnen Preußisch zu reden sein.“ Der Mann, der so redete, hatte sich und seine Domestiken längst in die Ueberzeugung geschwatzt, Amerika wünsche nichts sehnlicher als Englands Entmachtung und werde im Fall anglo-deutschen Konfliktes sich ohne Zaudern auf Deutschlands Seite stellen. Weil er in Roosevelt nicht nur die Republikaner-Edition seines eigenen Wesens, sondern den Vertreter des „kriegerischen Amerika“ sah, behandelte er noch den Ex-Präsidenten wie einen Souverain und führte ihm auf dem Paradefeld eine Brigade vor. Der Sohn einer Britin hoffte, mit der Hilfe von Uncle Sam den Uncle Edward vom Thron des Meerbeherrschers zu stoßen.

Das berliner Dogma war also: Das dankbare Japan braucht uns und wird nie Etwas gegen Deutschland unternehmen. Wilhelms Michael-Bild und die Mahnung, „Europas heiligste Güter zu wahren“, galten nur für den Export. Farbigen sich gegen Weiße zu verbünden, wäre nur für England, nicht für Deutschland, eine Totsünde gewesen. Im August 1914 wurden auf Berlins Straßen die Japaner bejubelt, von Frauen ohne Vorurtheil umschlungen. Die wenigstens, war die Volksmeinung, halten treu zu uns.

Der Zweifler hörte von Generalen, Admiralen die Antwort: „Nie werden die Japs dazu mitwirken, daß Deutschland militärisch und in seiner Marine geschwächt wird; so dumm sind die Leute nicht. Wenn nur noch England und Amerika große Kriegsflotten hätten, brauchten die Zwei sich ja nur über Asien zu verständigen: und Japans Zukunftstraum würde platzen wie eine Seifenblase." Dann kam aus Tokio das Ultimatum, die Aufforderung, Tsingtau geschwind zu räumen. Japans Rache an dem Deutschen Reich.

Vor der Antwort auf die Frage nach den seitdem geführten Verhandlungen schien dieser kurze Rückblick mir nöthig. Der Mensch vergißt heute schneller und lieber als je; vielleicht, weil er über den Bedarf hinaus grellbunte Erlebnisse zu buchen hat. Der politisch-historische Film à la Gerard mußte, ohne romanhafte und melodramatische Zuthat, als Gedächtnißhelfer mobil (im wahrsten Wortsinn) gemacht werden. Wilhelm am Grab Saladins in Damaskus, wo er sich allen Mohammedanern der Erde als Schutzpatron anbot. Die Rhede von Tschifu, wo Rußlands Panzer, Kreuzer, Kanonenboote im Mai 1895 klar zum Gefecht machten, die Mannschaft Holzwerk, Möbel, Teppiche, Vorhänge, alles nicht Feuerfeste von Bord schaffen mußte. Die Konferenzen im Beach-Hotel und in Algesiras; dazwischen der Untergang des „Petropawlosk" und die Landung Seiner Majestät in Tanger. Die Bagdadbahn im Bau. Bjoerkoes Schärenidyll. Der Fahnenwald und die Jubelchöre, die Verbrüderung mit Türken und Japanern an den heißen Augusttagen des Jahres 1914. Wilhelm vor einer Hurra schreienden, ihm zujauchzenden Menge auf dem Balkon seines Spreeschlosses, in das er nie wieder zurückkehren sollte. Fanfare zuerst, zuletzt Chamade; nicht „nach Paris", sondern nach Amerongen. Die von einer Menschenmilliarde mit unermüdlichem Eifer erörterte Vorgeschichte des Weltkrieges ließe sich auch für Kinokurbeln schreiben. Lehrreich wäre sie; ob sie aber der Sensation des Record-Films „Intolerance" irgendwo Konkurrenz machen könnte? Pallas Athene kann nicht den Eros und Wilhelm kann, so inbrünstig ers glaubte, nicht die Götterlieblinge ersetzen.

Als Japan barsch Tsingtau forderte, ging ein Aufschrei wüthender Empörung durch Deutschland. Niemals hatten

die schweigsamen Männer von Nippon angedeutet, daß ihnen die deutsche Besetzung ostasiatischer Erde ein Aergerniß sei. Nun benutzten sie die Stunde engster deutscher Bedrängniß zu schroffer Anmeldung von Rechten, die gar nicht ihnen, sondern dem von ihnen als Mündel betrachteten China zustanden. Kiautschau hatte uns einen hohen Millionenhaufen gekostet; mit dem war es jetzt verloren. Weil aber Japan nicht eine Stunde lang ernstlich daran dachte, sich, wie besonders Frankreich immer wieder hoffte, weiter in den Krieg einzulassen, als sein Eigenvortheil gebot, verrauchte das Feuer des Zornes hier bald. Italern und Rumänen wird noch heute in Deutschland Treulosigkeit und Vertragsbruch vorgeworfen; ohne irgendwelchen Grund: denn sie waren weder verpflichtet, in einen von der berliner Regirung erklärten Krieg mitzugehen, noch durch irgendeinen Paragraphen gehindert, ihr Waffengewicht in die Wägschale der Angegriffenen zu legen. Japan, das den deutschen Lehrmeistern, den unklug hitzigen deutschen Begünstigern seines Krieges gegen Rußland wirklich Dank schuldete und sie dann mit dem herrischen Ultimatum überfiel, erhielt früh Pardon. „Sie werden uns, wir werden sie noch brauchen": überall hörte mans. Die (wie ich, leider als Prediger in der Wüste, hundertmal sagte) im Kruppland unberechtigte Wuth über Amerikas Waffenlieferung an Deutschlands Feinde und der Militaristenwahn, ohne Krieg seien Interessenkonflikte großer Völker nicht zu entwirren, trieb in die Gedankenfolge: Japan wird nicht warten, bis die Vereinigten Staaten fertig gerüstet sind und, was ihnen die Hauptsache ist, in dieser starken Rüstung sich gegen das Inselreich des Sonnenaufganges wenden können; Japan wird, wie 1914 uns, auch Amerika mit einem Ultimatum überfallen, dadurch England vor eine schwierige Wahl stellen, das ganze Antlitz des Weltkrieges verändern, den Triumph Deutschlands beschleunigen und im Bündniß mit ihm dann der Welt die Gesetze vorschreiben.

Nicht nur in der berüchtigten Note des Staatssekretärs Zimmermann, der „Botschaft an Carranza", ist ein Echo dieses Aberglaubens hörbar. Auch in der Denkschrift des Generals Ludendorff, die ernster zu nehmen ist, wird, noch im September 1917, an Abgrundsrand, von dem künftigen Bündniß

mit Japan, das Holland den Kolonialbesitz garantiren und es dadurch in Deutschlands Sphäre ziehen soll, wie von einer über jeden Zweifel gehobenen Sache gesprochen. Vier Jahre lang hat das deutsche Volk nie gehört, daß sein Heer eine Niederlage, seine Flotte einen Verlust hatte; nur von Sieg und nahem Endtriumph. War aber einmal kein Feldertrag, auch kein for show nutzbarer, zu melden und trübte sich der Hoffnunghimmel, dann wurde von Leuten, die als diplomatischer Geheimlehren Kundige galten, geflüstert: „Wir haben noch Japan, das im Krieg mit Rußland ein festeres Bündniß geschlossen hat, für die Entente-Mächte nicht das Geringste thut, mit Amerika abrechnen, Englands Seetyrannei nicht länger dulden will und sich deshalb schont und Flotte und Finanzen stärkt. Das spielt den Bridge heimlich für uns. Die Verhandlungen sind längst eingeleitet und auf sehr gutem Weg." Ein Tonic für Stunden der Verstimmung. Kiautschau war verziehen.

Die Behauptung, daß verhandelt werde, war richtig. Japan sollte den Sonderfrieden mit Rußland vermitteln; und schien dazu bereit. Aber ich habe niemals die in der Wilhelmstraße auf diese Verhandlungen gesetzten Hoffnungen getheilt, niemals geglaubt, das japanische könne sich dem deutschen Interesse vermählen. Marquis Motono, der schon als Botschafter die Fäden in der Hand hielt und von Petrograd nicht weit nach Stockholm hatte, war noch von seiner pariser Zeit her ein Freund der Entente-Mächte. Japan hält streng auf seinen Ruf, möchte als jüngste Großmacht nicht geringer als die älteste geachtet sein und würde sicher nichts thun, was die Welt zu dem Urtheil stimmen könnte, in punctis Treue und politischer Moral stehe ein gelbes Volk eben doch unter einem weißen. Japan hat bisher jede internationale Pflicht mit Eifer erfüllt: und sollte nun wortbrüchig sich von dem stärksten Concern abwenden, den die Erde je sah? Ehre und Vortheil riethen davon laut ab. Selbst wer, gegen meine Ueberzeugung, glaubt, Japan strebe mit zäher Willenskraft in das wahnsinnige, früh oder spät in Selbstvernichtung führende Abenteuer eines Krieges gegen Amerika, muß doch erkennen, daß es weder Englands Entkräftung noch Rußlands Rückwendung nach

Asien wünschen darf: und diese Rückwendung wäre gewiß, wenn Rußland ganz oder fast ganz aus Europa verdrängt würde und, wie der Eintagsvertrag von Brest-Litowsk wollte, mit der Hoffnung auf ein eisfreies europäisches Meer auch das Baltikum noch verlöre. Ob Motono und seine Gehilfen nur die Absichten Deutschlands ausspähen, für alle künftigen Fälle sein Vertrauen erwerben, für den Fall deutschen Endsieges, der vor Amerikas Aufmarsch immerhin denkbar schien, sich die Führung in die Friedenspräliminarien und dadurch die unbestreitbare Vormacht auf ihrem Kontinent sichern wollten: einerlei; aus den Verhandlungen ist Greifbares nicht geworden.

Im Mai 1916 wurde dem Minister Sasonow aus Tokio gemeldet, der Deutsche Gesandte in Stockholm, Freiherr von Lucius, habe zweimal dem japanischen Kollegen Usida gesagt, daß Deutschland sich gern mit Japan und Rußland verständigen würde. Im März habe der deutsche Großindustrielle Hugo Stinnes aus Mülheim den selben Wunsch ausgesprochen und mit Usida und Lucius in Japans Gesandtenhaus heimlich verhandelt. Er fragte, welche Friedensbedingungen man in Tokio für annehmbar halte, empfahl, in aller Stille Vertreter der drei Großmächte in Stockholm konferiren zu lassen, und bat, das Gespräch überall, besonders in England, „geheim zu halten". Usida antwortete, er kenne die Bedingungen der Verbündeten nicht und glaube nicht, daß seine Regirung Rußland zu einer heimlichen Konferenz einladen werde. Im April sagte ihm Baron Lucius, Deutschland wolle in jedem Fall vor dem Herbst Frieden schließen, wende sich aber zuerst an Japan, mit dem es in engste Freundschaft zu kommen hoffe, und sei bereit, ihm, wenn Motono mit Rußland Frieden vermittle, Kiautschau zu lassen und nur für die Bahnbaukosten und den Privatbesitz Ersatz zu fordern. Da Deutschland nicht nur dieses eine Eisen im Feuer habe, könne Japan durch Zaudern ins Hintertreffen gerathen. Herr Sasonow ließ antworten, er werde deutsche Vorschläge nur anhören, wenn sie zugleich auch in London, Paris und Tokio den Ministern mitgetheilt würden. Und schloß zwei Monate danach mit Japan (Motono) den Geheimvertrag, der beide Mächte verpflichtete, einander Waffen-

hilfe zu leisten, wenn eine den Japanern oder den Russen feindliche Macht China zu unterjochen versucht und wenn die ihnen Verbündeten (England und Frankreich) den vollen Einsatz ihrer Wehrmittel zugesagt haben. Assekuranz gegen amerikanischen Vordrang auf Chinas Märkte; und, da Unterjochung, dominition politique, ein schwankender Begriff ist, auch ein russo-japanischer Trutzbund gegen die Vereinigten Staaten. Als Japan gebeten wird, Chinas Kriegserklärung an Deutschland zu erwirken, fordert Motono, der inzwischen Minister geworden ist, die Gewähr, daß die besetzten Südseeinseln, Tsingtau und alle deutschen Privilegien in Schantung den Japanern zufallen. Später quält er den Botschafter Krupenskij immer wieder mit der Frage, ob Rußland wirklich amerikanischen Kapitalisten Ausbeuterrechte auf Nordsachalin und Sibirien eingeräumt habe oder einräumen wolle. Und verzögert, nach der Kadeten-Revolution, länger als Neutrale die Anerkennung der Provisorischen Regirung.

Aus Rußland, aus dem Dokumenten-Arsenal der regirenden Bolschewiki, ist nun die Angabe gekommen, viel später, in der allerletzten Kriegszeit, sei ein deutsch-japanischer Bündnißvertrag besprochen, entworfen und (sagen die Russen) abgeschlossen worden. Ich kenne diesen Vertrag. Er umfaßt neun Artikel. Im ersten verpflichten Deutschland und Japan sich, sobald die politische Weltlage es erlaube, Rußland „in geordnete Verhältnisse und in neue Großmachtstellung zu helfen und es, als dritte Macht, in das Bündniß aufzunehmen". Zweiter Artikel: Japan verpflichtet sich, an den Vortheilen, die ihm und Rußland das ältere Bündniß bringt, in Centralasien und Persien auch Deutschland zu betheiligen und ihm von Rußland einen Rückversicherung- und Begünstigungvertrag zu verschaffen. Drei: Auch in Südchina soll Deutschland an den von Japan erlangten Konzessionen und Meistbegünstigungrechten seinen Theil erhalten und sich dafür, eben so wie Japan, verpflichten, jede neue asiatische Konzession an Amerika und England zu hindern. Vier: Auf der Friedenskonferenz wird Japan „indirekt" das Interesse Deutschlands so wahren, daß die territorial und wirthschaftlich sehr harten Bedingungen in einer für den Besiegten erträglichen Weise gemildert werden. Fünf:

Sobald Rußland wiederhergestellt ist, wird Japan es zum Abschluß eines politischen, militärischen und wirthschaftlichen Assekuranzvertrages mit Deutschland bestimmen. Sechs: „Dafür verpflichtet sich Deutschland zum Abschluß einer geheimen, für Land und See giltigen Militärkonvention mit Japan, deren Zweck die Vertheidigung und Versicherung gegen aggressive Pläne Amerikas und Englands ist und deren Einzelheiten sofort nach Friedensschluß von den Bevollmächtigten beider Reiche auszuarbeiten sind." Sieben: „Dieser Geheimvertrag soll der auswärtigen Politik der drei Mächte die Richtlinien vorzeichnen und kann in seinen einzelnen Artikeln deshalb erst nach Rußlands Auferstehung festgelegt werden." Die Artikel Acht und Neun handeln von der Dauer und Kündigung des Vertrages, von der Textsprache und der Ratifikation. Nach dem Austausch der ratifizirten Urkunden trete zunächst nur der vierte Artikel in Kraft.

Diesem seltsamen Dokument wurde ein Memorandum angefügt, das die Bolschewiki Japans letztem berliner Gesandten zuschrieben. Darin steht, die deutsche Regirung habe sich gegen einen Verständigungfrieden mit Rußland zu lange gesträubt, weil sie fürchtete, ohne das Schreckgespenst des Zarismus die Sozialdemokraten nicht bei der Kriegsflagge halten zu können (Das ist richtig), und habe dann, als sie weder direkt noch auf dem Weg über Amerika in Fühlung mit England zu kommen vermochte, durch ungeheuerliche Forderungen das revolutionäre Rußland so gekränkt, daß eine sichere Brücke nach dem Nahen und dem Fernen Osten nicht mehr zu schlagen war. Dadurch sei die Herrschaft des Bolschewismus verlängert, der Abfall Bulgariens, der Zusammenbruch der Türkei und der Zerfall Oesterreich-Ungarns vorbereitet worden und jetzt nur noch ein Ausweg sicher: der deutsch-russo-japanische Dreibund, dessen bloßes Sein schon Amerika und England in Furcht und Nachgiebigkeit scheuchen würde. Auch diese zwei Englisch sprechenden Nationen würden sich bald entzweien, denn England könne Wilsons Grundsatz vom Selbstbestimmungrecht der Völker niemals durchführen. (Der Verfasser denkt wahrscheinlich an Irland, Indien, Egypten und die dort stark schwellenden nationalistischen Ströme.) In seinem

Kampf um die Vorherrschaft im Stillen Ozean werde also das durch das Doppelbündniß mit Deutschland und dem vom Bolschewismus gesäuberten Rußland ungemein gekräftigte Japan die United States einsam finden. Damit Deutschland nicht auf die amerikanische Baumwolle angewiesen und deshalb im Handeln gelähmt sei, werde es große Konzessionen in Turkestan erhalten und künftig zu Land von Rußland, zu See von Japan gestützt sein. Die Schlußsätze lauten: „Der Endzweck des Bündnisses ist, Amerikas wirthschaftlichen Vordrang nach Sibirien zu hemmen, es (durch Kanada und Indien) von England zu trennen, das allmählich ganz aus Asien verdrängt werden muß, und den zwei Hauptverbündeten die Ausbeutung Centralasiens, Chinas und Persiens zu sichern. Persien, Theilstücke von Centralasien und Südchina sollen Deutschlands, Nordchina, Nordmandschurei, Mongolei und Ostsibirien sollen Japans Einflußsphären sein."

Die amtlichen Instanzen in Berlin und Tokio erklären, Vertrag und Memorandum seien gefälscht. Mir scheint nicht unmöglich, daß Dilettanten, Wichtigmacher oder übereifrige Diplomaten solchen Entwurf gezimmert und für sich davon Ruhmeszins erhofft haben. Daß die weitsichtig klugen Staatsmänner Japans je ernsthaft einen so thörichten Plan gehegt haben, wird kein Vernünftiger glauben; nicht nur, weil ihr Nippon in den Kriegsjahren endlich wohlhabend geworden ist, Korea, die Südseeinseln und die in China erworbenen Besitzrechte in Ruhe verdauen will und keinen Grund zu dem Wunsch hätte, die Partnership mit England gegen eine mit Deutschland auszutauschen. Das stärkste Argument gegen die Wirklichkeit des Vertrages ist sein Datum. Der Entwurf soll der Regirung des Prinzen Max von Baden vorgelegt worden sein, die kaum vier Wochen, vom Anfang des Oktobers bis in den des Novembers 1918, gedauert hat und deren Auswärtiger Staatssekretär Herr Dr. Solf, ein Freund Englands und Kandidat für die Botschaften in London und Washington, war. Da das Memorandum den Zusammenbruch der drei Genossen Deutschlands registrirt, kann ja über das Datum kein Zweifel aufkommen. Und im Oktober 1918, unmittelbar vor oder nach des Feldheeres Bitte um Waffenstillstand, soll Japan noch mit einem Deutschland gerech-

net haben, das stark genug zu Expansion nach Persien und Ostasien sei und Amerika in Angst jagen könne? In solche Illusion wäre der philosophische Romantiker und Admiral Von Hintze, Solfs Vorgänger, der Rußland als zweite Heimath liebt, mexikanischen Machthabern nah stand und als Botschafter in Peking viel mit Japanern verkehrte, nicht gestrauchelt.

Deutschland hat kein Heer und keine Marine mehr und ist mit schwerem Pflichtenbündel belastet. Japan ist in den Obersten Rath der Westmächte und in den Völkerbund eingetreten und hat für Deutschland nicht den Finger gerührt. Beide müßten und könnten Rußland, ohne ihm irgendeine Regirungform aufzudrängen, helfen und würden zu solchem Werk, weil es der Menschheit Wohlthat wäre, bald alle Kulturstaaten als Helfer neben sich sehen. Aber die Zeit der Geheimbündelei, der Zwietrachtstiftung und Nachbarsbedrohung ist vorbei. Ein General sagte mir neulich: „Wie dumm haben diese Amerikaner gehandelt! Jetzt giebts nur noch zwei starke Kriegsflotten; und was wollen sie machen, wenn England und Japan, von Mexiko flankirt, gegen sie losgehen?" Ich habe ihm geantwortet: „Sie wollen, als moderne Menschen, nicht Krieg, sondern Frieden vorbereiten. Sie wollen Jedem das Recht einräumen, das ihm gebührt, und sind sicher, auf dem Fels großmüthiger Rechtsachtung keine Gefahr fürchten zu müssen. Finden Sie nicht, Excellenz, daß ihre und unsere Erfahrung seit 1914 für diesen Glauben spricht?"

... Weil Frankreich nicht im Hui zu versöhnen, triumphale Einfahrt in Paris nicht zu erlangen war, redete Wilhelm in Damaskus und Tanger. Weil Bjoerkoe mißlang, nur das britische Mißtrauen mehrte und den west-östlichen Dreibund knüpfte, hieß Wilhelm den theuren Nika undankbar und war seitdem stets gestimmt, Oesterreich-Ungarn und die Türkei gegen Rußland zu stützen. Weil ihn Eduards standhafter Erotismus im Tiefsten abstieß, päppelte er den Wahn auf, der liebenswürdige König erstrebe Deutschlands Vernichtung, und suchte in vier Erdtheilen alles kräftig Bewegliche auf Englands Flanke zu hetzen. Das hat er von dem Hauptgegner, Rußland, befreit. Auch im Britenreich aber wird Weltwende. Und daß es Arabien, Mesopotamien, Persien jetzt wecken und, wie Egypten, civilisiren will, wird aller Menschheit zu Nutzen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Deutsche Erdöl-Aktiengesellschaft zu Berlin.

Bilanz per 31. Dezember 1918.

Aktiva.	M.	pf	M.	pf
I. Deutsche Erdölunternehmen.				
1. im Elsaß:				
Verein. Pechelbronner Oelbergwerke G. m. b. H.				
Sämtliche Geschäftsanteile im Nennbetrage von M. 8 500 000			4 553 757	05
2. Sonstige Raffinerien und Schwelanlagen:				
Alleiniger Besitz und Beteiligung			26 507 121	13
3. Deutsche Mineralöl Industrie A.-G., Wietze:				
Beteiligung im Nennbetrage von M. 5 927 000,—			6 247 900	—
II. Deutsche Braunkohlenunternehmen.				
Verschiedene Beteiligungen			32 783 823	66
III. Ausländische Erdölunternehmen.				
Verschiedene Beteiligungen			24 641 498	46
IV. Verkaufs-, Transport- und Lagerungs-Unternehmen.				
„Olex" (A.-G. für österr. u. ungar. Mineralölprodukte, Wien)				
Beteiligung im Nennbetrage von Kr. 2 368 400,— Aktien . .	1 514 591	80		
Deutscher Mineralöl-Verkaufsv. G. m. b. H., Berlin (Oelkontor).				
Sämtl. m. 25 % eingez. Geschäftsant. i. Nennbetr. v. M. 500 000	125 000	—		
„Köhlbrand" Industrie-Gesellsch. m. b. H., Berlin				
Sämtl. voll eingez. Geschäftsant. im Nennbetrage v. M. 20 000	20 000	—		
Weit. Investit. dies. Gesellsch., d. Darlehn seit. d. Dea bestritt.	1 330 046	29		
Umschlagsanlage Regensburg	243 122	65		
„Pechelbronn" Seetransp.-Ges. m. b. H., Hamburg. Sämtl.				
voll eingez. Geschäftsanteile im Nennbetrage von M. 20 000	20 000	—		
Weit. Investit. dies. Gesellsch., d. Darlehn seit. d. Dea bestritt.	1 080 274	45		
Fahrzeuge	1 901 346	13	6 834 381	32
V. Kaliunternehmen.				
Verschiedene Beteiligungen			378 057	50
VI. Bestände.				
Bestände an Rohöl, Rohteer, Halb- und Fertigfabrikaten in				
Deutschland	11 834 491	95		
Materialien und Fastagen in eigenen deutschen Betrieben .	2 387 088	20	14 221 580	15
Staatspapiere			14 359 382	50
Kassenbestände, Reichsbank- und Postscheckguthaben . . .			566 948	16
VII. Verschiedenes.				
Verwaltungsgeb. Berlin-Schöneberg (in Ausführg. begriffen)			1 923 084	35
Deutsche Bohrges. für Erdöl G. m. b. H., Berlin. Voll eingezahlte Beteiligung im Nennbetrage von M. 500 000,— . .			500 000	—
Beteiligung an verschiedenen deutschen Unternehmungen .			395 502	—
Mobilien			1	—
Vorausgezahlte Versicherungsbeträge u. Mieten . . .			87 624	86
Bürgschaften u. Kautionen . . . . M. 13 623 748,92				
Debitoren:				
Konzerngesellschaften	20 645 037	22		
Verschiedene	14 550 694	43	35 195 731	65
			169 196 393	79

Passiva.	M.	pf	M.	pf
Aktienkapital			30 750 000	—
Anleihen			5 918 380	—
Gesetzliche Rücklage			7 500 000	—
Sonderrücklage			5 000 000	—
Selbstversicherungsfonds			1 857 676	07
Beamten- und Arbeiterunterstützungsfonds			2 222 769	78
Delkredere-Rückstellung			64 647	—
Rückstellung für Anleihezinsen			71 825	—
Nicht erhob. Divid., Anleihezinsen u. ausgeloste Schuldverschr.			372 895	—
Rückstellung für Talonsteuer			250 786	50
Baureserve für Verwaltungsgebäude			2 000 000	—
Hypotheken auf Grundstück Berlin-Schöneberg			775 920	—
Kriegsrücklage			21 332 567	40
Bürgschaften u. Kautionen . . . . . M. 13 623 748,92				
Kreditoren:				
Konzerngesellschaften	42 292 337	71		
Verschiedene (etwa zur Hälfte in späteren Jahren fällig) .	41 830 970	56	84 123 308	27
Reingewinn			6 955 618	77
			169 196 393	79

Gewinn- und Verlustrechnung per 31. Dezember 1918.

Soll.	M.	pf
Geschäfts- und Verwaltungsunkosten	5 262 750	32
Steuern	1 114 500	38
Anleihezinsen	382 816	67
Aufschluß-, Untersuchungs- und Versuchsarbeiten . . .	575 734	58
Abschreibungen: auf Raffinerie- und Schwelanlagen . .	5 000 000	—
auf Verschiedenes	664 723	12
Kursverlust auf Staatspapiere	1 113 052	92
Rückstellung für Talonsteuer	33 113	85
Reingewinn	6 955 618	77
	21 102 310	61

(Fortsetzung umstehend)

Haben.

	M.	pf
Vortrag aus 1917	1 322 517	58
Geschäftserträgnis	19 779 793	03
	21 102 310	61

Die für das Geschäftsjahr 1918 für unsere Aktien **Nr. 1—30750 auf 20 pCt.** festgesetzte und durch die Generalversammlung genehmigte Dividende gelangt von **heute ab** bei den Banken: **Direction der Disconto-Gesellschaft, Berlin W. 8, oder einer ihrer Filialen, Dresdner Bank, Berlin W. 56, oder einer ihrer Filialen, S. Bleichröder, Berlin W. 8, A. Schaaffhausen'scher Bankverein A.-G., Köln a. Rh., oder einer seiner Filialen, Hardy & Co. G. m. b. H., Berlin W. 56, Essener Credit-Anstalt, Essen a. Ruhr,** oder einer ihrer Filialen, gegen Einlieferung der Gewinnanteilscheine **Nr. 10 für die Aktien Nr. 1—6625, Nr. 9 für die Aktien Nr. 6626—8000, Nr. 8 für die Aktien Nr. 8001 bis 13000, Nr. 7 für die Aktien 13001—20500, Nr. 6 für die Aktien Nr. 20501—30750 mit M. 200.—** zur Auszahlung.

Berlin, den 9. **August 1919.**

Der Vorstand
R. Nöllenburg.

Geschäftliche Notizen

Wiedergeburt der Geister

Die Deutschen sind ein Stehaufvolk; in Zeiten höchster Not haben sich immer wieder deutscher Geist, deutsche Lebenslust, Mut, Temperament wieder hindurchgerungen, auch die schlimmsten wirtschaftlichen Krisen mit unerreichbarem Gleichmut der Seele überwindend, haben sich neue Wege gesucht und neue Kraft, neue Ziele gefunden. So anno 1806, 1813, nach den großen Revolutionsjahren; so auch heute, wo Deutschland scheinbar am Boden liegt, Kleinmütige schon verzagen wollten, ist es deutsche Willenskraft und Tat-Energie — von deutschem Rebensaft edel beflügelt —, aus der Kleinheit und Enge des Tages in neue und unbegrenzte Möglichkeiten der nächsten Zukunft führt. Es sind eifrige Menschen überall am Werk, die deutsche Seele wieder fröhlich zu machen, wieder aufnahmefähig für die Freuden dieser Welt. Das Vorgehen der weltbekannten, stets eigne Wege gehenden Feist Sektkellerei A.-G. in Frankfurt a. M. ist hier als erster Schritt dankbar zu begrüßen und aufzuzeichnen, einmal ernstlich in die Schwermut dieser Zeit Bresche zu schlagen. Denn hierin wird der Sinn und Zweck des Feistschen Preisausschreiben-Gedankens, der eine moralische Berechtigung des Trunkes zu rechter Stunde auch für unsere Zeit der Not fordert, zu suchen sein! Und wenn wir uns in die deutsche Geschichte, in das ungeschriebene Buch der Gedanken der deutschen Großen vertiefen, so finden wir auf allen seinen Seiten die Bestätigung des alten Spruches: „Auch in Zeit der Not ist Wein und Freude not!“ Von Walther von der Vogelweide bis zu den Generälen des Alten Fritz, die auch nach der verlorenen Schlacht von Torgau sich nicht schämten, den Aerger mit deutschem Wein herunterzuspülen! Unsere Dichter und Künstler sind fast alle Kronzeugen dafür, daß im Weine immer noch die Wahrheit liegt; Goethe hat sich in jungen und alten Jahren oft dazu bekannt, wie aus tiefen Bitternissen oft ein edler Trank wieder zur Lebensbejahung führt. Und der heute 100jährige Gottfried Keller, wie oft hat er in der Züricher Apfelkammer beim Weine gesessen, im Weine die Rätsel des Lebens suchend.

Die Zukunft

Berlin, den 30. August 1919

Die Sammellinse

Antworten

Auch die Annahme des österreichischen Friedensvertrages wird den neuen Status von Italien (nach dessen Gestaltung zwei Leser fragen) noch nicht ganz klären. Italiens Machtbereich wird erst begrenzt sein, wenn die Türken ihren Vertrag unterschrieben haben. Baron Sonnino, den der auf der Pariser Konferenz mächtige Herr Tardieu, der Minister von morgen, in seinem Buch über Algesiras spöttisch einen „zum Engländer erzogenen protestantischen Juden" genannt und der sich am Quai d'Orsay nicht recht durchzusetzen vermocht hat, ist aus dem Amt gegangen. Daß der kluge Tardieu während seines langen Aufenthaltes in Amerika ihn auch vor dem Ohr des Präsidenten unzärtlich beredet habe, wurde in Rom erzählt; und geglaubt, seit Herr Wilson in Turin sagte: „Dem Baron Sonnino mußte ich, als er neulich für das Recht Italiens auf die Herrschaft über alle italischen Volksmassen eintrat, antworten, daß ich ihm, leider, nicht NewYork überlassen könne, obwohl es, wenn ich nicht irre, die größte italische Stadt der Erde ist und mehr Italer umfaßt als irgendeine Stadt Ihres Königreiches." Das klang dem empfindlich feinen Gehör der Neorömer ein Bischen ironisch; warnte leise vor Größenwahn und erinnerte an die Breite des Auswandererstromes, der sich aus Italien ins Weltmeer ergieße und gewiß nicht dafür zeuge, daß in etwas vor-

gerückten Grenzen das Behagen neuer Volksmenge gesichert sein werde. Nun ist Roms internationaler Sprecher der aus mancher Verhandlung und aus seiner Botschafterzeit den Parisern genau bekannte Minister Tittoni, der sich oft gerühmt hat, „eine vollkommen friedliche und uneigennützige Politik zu treiben, deren Voraussetzung die Unantastbarkeit des Osmanenreiches und die Eintracht mit Oesterreich-Ungarn, mit Rußland und allen Signatarmächten des Berliner Vertrages ist". Der soll nun die Früchte des von Salandra-Sonnino-D'Annunzio gesäten „heiligen Egoismus" in die Scheuer bringen; soll, nach allen mit Goluchowski, Aehrenthal und noch östlicheren Großwesiren ausgetauschten Freundschaftbetheuerungen, die aus der Erbmasse Oesterreich-Ungarns und der Türkei den Italern zugesagten Beutestücke in Sicherheit bergen. Klio kann witzig sein. Die deutschen Kriegserklärungen hatten Italien der Bündnißpflicht enthoben. In der Kammer sprach damals Ministerpräsident Salandra: „Da die Bundesgenossen einen Angriffskrieg, nicht einen als Vertheidigungmittel ihnen aufgezwungenen, führen, war Italien nicht in die Bündnißpflicht genöthigt. Doch seine Neutralität darf nicht thatlose Gleichgiltigkeit werden. Italien muß wachsam und stark sein; will erlangen, was ihm nothwendig scheint: und wird es erlangen. Heer und Flotte Italiens sind jetzt für jeden Fall bereit." Der Abgeordnete Giovanni Giolitti rief: „Die Frage nach unserer Bündnißpflicht ist beantwortet worden, als, im August 1913, Oesterreich-Ungarn dem Königreich Serbien den Krieg erklären wollte. Genau so lagen die Dinge wieder im Juli 1914. Alle Bürger dieses Landes müssen eine wachsame und bewaffnete Neutralität redlich wahren, bis die Stunde schlägt, die uns zum Schutz unserer wichtigsten Interessen aus dem Lager ruft." Mit 413 gegen 49 Stimmen spricht die Kammer der Regirung volles Vertrauen aus. Da nicht nur die von Oesterreich (wie Franz Josephs Brief an Wilhelm beweist) gewollte Kleinerung Serbiens, sondern schon jede Verschiebung des austro-italischen Gleichgewichtes östlich von der Adria den Siebenten Artikel des Dreibundvertrages verletzt und zugleich den ganzen Pakt entkräftet, ist Italien frei; und kann, wenns

ihm nützlich scheint, in die Reihe der Entente-Mächte treten. „Wie durfte, nach dem zweimal, zuerst im November 1912, von Italien abgewehrten Versuch, Serbiens Macht einzuschränken, Oesterreich-Ungarn zweifeln, daß sein Ultimatum und sein Einbruch in serbisches Land den Dreibund lösen werde?“ So hat, als Botschafter in Paris, Herr Tittoni gefragt, der dort stets besser angeschrieben war als der durch einen Hymnus auf den kranken Kronprinzen Friedrich, auf dessen Heimath und als Gehilfe Crispis verdächtig gewordene Baron Sonnino. Jeder Kenner internationaler Politik mußte wissen, daß die Beschießung Belgrads, also der Versuch, die Balkanordnung gewaltsam zu ändern, sofort, wenn ihn Deutschland stützte, erstens die russische Gesammtmobilisirung erwirken, zweitens Italien aus allen Vertragsbanden lösen müsse.

Italien und Oesterreich, hatte ein römischer Diplomat einst zu dem Botschafter Bülow gesagt, können nur Bundesgenossen oder Feinde sein. Das Bündniß war für Bismarck „eine Bülte auf der Entenjagd“, der aus einem zeitlich begrenzten franko-italischen Gegensatz dem Deutschen Reich zufließende Zins; für Oesterreich-Ungarn die Versicherung gegen Einbruch in die von Italern bewohnten Provinzen; für Italien die Wartehalle, worin sich athmen ließ, bis am Brenner und am Isonzo die Stunde der Erlösung schlug. Ehe irgendein Schritt in die Südslawengebiete gewagt wurde, mußte Italien (und Rumänien) befriedigt werden. Weil es nicht geschah, auch in Berlin, wo Thorheit auf schnell triumphalen Sieg rechnete, nicht verlangt wurde, hatte Italien freie Wahl und durfte hoffen, die reif gewordene Birne mühelos zu pflücken. Die Westmächte winkten ihm bald nach dem Ausbruch des Krieges. Zu früh. Der Umworbene wollte ganz sicher sein, sich dem Sieger zu gesellen und nicht am Ende des Haders out in the cold zu sitzen. Und in Petrograd, in der Einflußsphäre zweier Großfürstinnen aus serbischem Stamm, regten sich allerlei Bedenken. Minister Sasonow sah voraus, daß Italiens Eintritt in die Koalition und deren Weitung in einen Vierbund die Erfüllung der Südslawenwünsche an der Adria erschweren würde; und wollte wenigstens warten, bis Italien selbst den Beitritt anbiete. Im Februar 1915 deutete der Bot-

schafter Marchese Imperiali in London die Bereitschaft an; und unter dem Vorsitz von Sir Edward Grey begannen die Verhandlungen (die für Frankreich Herr Paul Cambon, für Rußland Graf Benkendorf führte). Herr Sasonow schrieb darüber: „Der Gang der Verhandlungen war langsam, weil die in London vertretenen Großmächte Interessengegensätze zu überwinden hatten und weil die Mission des Fürsten Bülow, die Italiens Eintritt in den Krieg um ein volles Halbjahr verzögert hat, immer wieder bemüht war, das wiener Kabinet zu Nachgiebigkeit und zu Konzessionen an Italien zu bestimmen. Frankreich fand im Südosten, Rußland im Nordosten der Adriaküste die italischen Forderungen allzu hoch. Die Vertheilung Dalmatiens und Albaniens, die Ordnung ihrer Besitz- und Rechtsverhältnisse dauerte allein sechs Wochen. Wir vertheidigten hartnäckig die Südslawenrechte, verlangten für Serbien einen sicheren Ausgang ins Meer und hatten gegen den überhitzten Dehnungdrang Italiens zu kämpfen, das obendrein alle den Serben zufallenden Gebiete neutralisiren wollte. Schließlich haben die Wünsche der Heerführer den Abschluß beschleunigt. In den letzten Tagen ist uns noch gelungen, einzelne Vortheile für Serbien und Montenegro zu erlangen.“ Am sechsundzwanzigsten April wurde der Vertrag unterschrieben, dessen Mittelstück, die Paragraphen Vier bis Zehn, alle dem Königreich Italien anzufügenden Bezirke umfaßt. „Das Trentino, Südtirol bis zum Brenner, Stadt und Gebiet von Triest, die Grafschaften Goerz und Gradiska, Istrien bis zum Quarnero mit Voloska und allen vorliegenden und benachbarten Inseln; Dalmatien mit allen in seinen Gewässern liegenden Inseln; in Albanien das Gebiet von Valona; im Dodekanesos alle von Italien besetzten Inseln; wenn die Türkei getheilt wird, in dem die Provinz Adalia bespülenden Mittelmeerbecken eben so viel Herrschraum wie irgendeiner Signatarmacht in einem anderen Theil des Mittelmeeres, in dem überall das politische Gleichgewicht gesichert sein muß; in Libyen alle Rechte, die der Vertrag von Lausanne noch dem Sultan vorbehielt.“ Die ganze Zone der Bucht von Cattaro, der Häfen Antivari, Dulcigno, San Giovanni di Medua, Durazzo soll neutralisirt werden. Montenegro, mit dessen Selbständig-

keit damals noch gerechnet wurde, kam, trotzdem eine Tochter seines Herrscherhauses Victor Emanuels Frau ist, nicht viel besser weg als Serbien. Doch wurde dem künftigen Yugoslawien (Serbien, Kroatien, Montenegro) verheißen: die Adriaküste von Voloska bis an die Grenze Dalmatiens, Alles, was Ungarn und dessen kroatischem Banat, mit den Häfen Fiume, Novi und Carlopago, gehörte, und das Küstenland vom Kap Planka bis an die Drina, mit Spalato, Ragusa, Cattaro und den neutralisirten Häfen. Nach der Erfüllung der Vertragsbedinge ist Italien mit der Bildung eines neutralisirten Kleinstaates Albanien einverstanden, dessen internationale Vertretung es übernehmen kann, und schließt sich dem Abkommen Englands, Frankreichs, Rußlands an, das Arabien und die Heiligen Stätten des Islams fortan einer unabhängigen Musulmanenmacht zuweist. Von der Kriegskontribution erhält es „den Theil, der seinen Mühen und Opfern im Krieg angemessen ist"; von England sofort eine niedrig verzinste Anleihe von mindestens fünfzig Millionen Pfund Sterling; und ihm werden Grenzweitungen in Libyen, Somaliland, der Erythraea und in den an Englands und Frankreichs Kolonien grenzenden Gebieten für den Fall versprochen, daß diese Mächte ihren afrikanischen Besitz auf Deutschlands Kosten vergrößern. Rußland mußte sich obendrein verpflichten, gegen Oesterreich-Ungarn, damit Italien nicht dessen militärische Hauptmacht abzuwehren habe, bestimmte Streitkraftmengen in Bereitschaft zu halten. Und die drei Partner mußten sich in den Entschluß einen, in irgendwelche Verhandlung über Krieg und Frieden Vertreter des Heiligen Stuhles nicht zuzulassen. Der Vertrag, den Militär- und Marinekonventionen ergänzen, sollte geheim bleiben und Italien spätestens einen Monat nach der Unterzeichnung „aktiv" in den Krieg eintreten. Die verheißene Bescherung (deren Umfang Präsident Wilson noch nicht kannte, als er seine Vierzehn Grundsätze aussprach) übertraf alles Hoffen italischer Megalomanen; so hoch hätte auch ein geschmeidigerer Politiker, als Graf Burian je war, nicht zu bieten vermocht. Italiens „génie de la juxtaposition" hat sich wieder bewährt; mit Bülows Offerte, die dem lombardo-venetischen Groll Franz Josephs schwer abzuringen war, trieb es in London den Preis

in die Höhe. In Versailles hats dann obendrein noch Fiume verlangt, das als slawischer Hafen Triest arg schädigen könnte. Diese Klippe scheint der schlaue Pilot Tittoni umsteuert zu haben. Ich glaube auch nicht, daß die politisch klugen Italer ernstlich daran denken, neben den Siedelstätten yugoslawischen Ingrimmes sich eine Austria Irredenta zu schaffen. Südtirol ist nicht italisches Land und würde das weitgewordene Imperium Roms nur schwächen, nicht kräftigen. Das wissen die hellen Köpfe und nüchternen Rechner am Tiber und warten drum wohl nur, bis in erneuter Welt die Hingabe urdeutscher Landstücke ihnen nützliche Freundschaft erkaufen kann.

Sie vermissen die Angabe, was aus der (im vorigen Heft erwähnten) „spanischen Vermittelung" vom Spätsommer 1917 geworden und ob auf die von dem Minister Balfour formulirte Antwort aus Berlin ein neuer Gesprächsversuch gefolgt sei. Da uns die Akten der Genesis von Zeit zu Zeit zwar versprochen, doch nicht vorgelegt werden, ist eine bündige Antwort nicht möglich. Auch Erzähler, die selbst zu solchem Handel mitgewirkt haben, merken manchmal zu spät, wie fehlbar ihr Gedächtniß ist. Da Herr Helfferich in einer seiner hundert schwächlich wüthenden Invektiven gegen den Minister Erzberger berichtet hat, dem Spanier sei die Erhaltung des deutschen Besitzstandes vom Juli 1914 sammt Kolonien, der Verzicht auf Entschädigung (auch Belgiens) und auf Wirthschaftbelästigung als Verhandlungbasis bezeichnet worden, konnten, schon damals, nur völlig Verblendete, von Militaristenwahn ausgedörrte Hirne von diesem Schritt irgendwas hoffen. Rußlands Provisorische Regirung sogar hatte früh und barsch abgelehnt, sich in solches Gespräch einzulassen. Herr Terestschenko befahl dem Geschäftsträger in Madrid, dem König und dem Minister zu sagen, Rußlands Entschluß, den Krieg fortzusetzen, sei unerschütterlich und von der Reichsversammlung in Moskau soeben bestätigt worden. „Eine neutrale Macht, die sich in die Meinung verleiten ließe, wir würden, um rasch Frieden zu erlangen, uns nachgiebig zeigen, müßte sich nachher selbst eines Fehlers beschuldigen." Das klang nicht ermuthigend. Vergessen Sie auch nicht, daß Spanien die Vermittlung ab-

gelehnt und nur Balfours Antwortsatz nach Berlin gemeldet hat. Gerade in dieser Zeit hatte die im letzten Lebensjahr des Zarismus gesunkene Hoffnung auf Rußland sich im Westen wieder gehoben. Vor der großen Militärkonferenz, die für die letzten Septembertage geplant war, hatte Herr Lloyd George den russischen Geschäftsträger Nabokow zu sich gebeten und, vor dem Ohr des dem Premierminister persönlich befreundeten Leiters des „Manchester Guardian", ihm gesagt, wie ungeheuer wichtig die Herstellung eines engeren Verhältnisses zu der russischen Heeresleitung für die Entente-Mächte sei. „Ohne feste Einheit und Verständigung über die Beschlüsse können wir nicht siegen. Diese Einheit ist aber nicht erlangbar, wenn Ihre Heeresleitung mit uns nur manchmal telegraphisch verkehrt und hier durch Schilinskij, Palitzyn und junge Generale vertreten ist, die von den Plänen und Absichten des Hauptquartiers, von dem Stand und den Möglichkeiten der Front noch weniger wissen als wir selbst. Niemals, auf keiner einzigen Konferenz, haben wir von einem russischen General ein aufklärendes, durch seinen Gehalt wirksames Wort gehört. Schicken Sie uns jetzt, endlich, einen erfahrenen General von Ansehen und mit weitgehender Vollmacht; er müßte hier in London sein, ehe die Konferenz beginnt. Ich habe auch den sehnlichen Wunsch, mit Kerenskij selbst in vertraulichen, aufrichtig intimen Verkehr zu kommen. Das können Sie vorbereiten. Ich bin für Sie immer zu sprechen und rathe Ihnen, auch zu Bonar Law und den anderen Ministern direkte Beziehungen anzuknüpfen." In dem selben Gespräch sagte der Premier, Herr Henderson müsse aus dem Kabinet scheiden, weil er seinen Genossen in der Arbeiterkonferenz verschwiegen habe, daß Kerenskij die stockholmer Sozialistenzusammenkunft als eine Parteiangelegenheit betrachte, die von der alle Willensströme Rußlands verkörpernden Regirung nicht besonders gefördert werden könne. Das Parlament müsse erfahren, daß Herr Henderson das Interesse seiner Partei über die Pflicht gestellt habe, die er dem Vaterland und dessen Verbündetem schulde, und werde dann die Verweigerung der für Stockholm geforderten Pässe billigen. Herr Nabokow schlug vor, den General Alexejew oder wenig-

stens Rußkij nach London zu schicken. Bald danach aber war die Provisorische Regirung Kerenskijs gestürzt und die mit deutscher Hilfe eingeschleppten Bolschewiki brachen den Willen zu Fortsetzung des Krieges. Für uns bleibt die Hauptsache: Berlin hatte die von den Westmächten als Friedensbürgschaft geforderte Zusicherung belgischer Freiheit nicht gegeben.

Briefe

Herr Geheimrath Felix Deutsch, der dem Direktorium der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft vorsitzt, schreibt mir:

„Sehr geehrter Herr Harden, im Heft 43 der ‚Zukunft' sagen Sie auf Seite 128: ‚Noch wichtiger aber ist, daß jeder Arbeiter am Gewinn des Unternehmens betheiligt werde.' Bei dem großen Einfluß Ihrer Zeitschrift machen Ihre Anschauungen naturgemäß starken Eindruck und ich möchte mir deshalb doch gestatten, Ihnen einigen Zahlen zu geben, die vielleicht geeignet sind, Sie die Frage etwas anders ansehen zu lassen.

Ueber die Gewinnbetheiligung der Angestellten ist in letzter Zeit viel geschrieben worden; aber ich habe das Gefühl, daß Niemand dabei mit dem Bleistift gearbeitet hat. Ich war in der Lage, von sechsundsechzig besonders gut rentirenden Gesellschaften alle nothwendigen Zahlen für die letzten zehn Jahre vor dem Krieg zu erhalten, und habe diese Zahlen zusammengestellt. In der Anlage erlaube ich mir, sie Ihnen zu übersenden. Sie werden daraus sehen, daß, wenn die Aktionäre nichts erhalten hätten, sondern der gesammte Gewinn an die Angestellten ausgeschüttet worden wäre, auf den Kopf nur 270 Mark entfallen wären.

In einem Heft des ‚Plutus' macht nun ein Landrichter neue Vorschläge für eine Vertheilung der Gewinne. Er setzt dabei eine Centralgemeinschaft aller Angestellten voraus, damit nicht Ungerechtigkeiten dadurch entstehen, daß die eine Gesellschaft große, die andere kleine Gewinne erzielt, und empfiehlt den folgenden Schlüssel: 1. 4 Prozent an die Aktionäre. 2. Von dem verbleibenden Reingewinn 25 Prozent an die Centralgemeinschaft. 3. Uebersteigt der Reingewinn 10 Prozent, so erhält die Gemeinschaft von dem Ueberschuß weitere 50 Prozent.

Das sieht sehr schön aus. Ich habe die Rechnung für ein mir naheliegendes Beispiel durchgeführt. Die AEG hat im abgelaufenen Geschäftsjahr 1917/18 (unter den jetzigen Verhältnissen wohl zum letzten Mal) 14 Prozent Dividende gegeben auf ein Kapital von M. 200 000 000, also M. 28 000 000. Nach dem Schlüssel erhalten:

	4 %	die Aktionäre	M.	8 000 000
Vom Rest	25 %	der Verband	„	5 000 000
Danach	6 %	die Aktionäre	„	12 000 000
Vom Rest	50 %	„ „	„	1 500 000
	50 %	der Verband	„	1 500 000
			M.	28 000 000

Also hätten erhalten die Aktionäre M. 21 500 000 gleich 10¾ Prozent, der Verband M. 6 500 000. Also bei 75 000 Angestellten der AEG jeder Mann 86 Mark und 66 Pfennige. Dabei muß noch bedacht werden, daß der Kurs der Aktien wahrscheinlich um mindestens 25 Prozent, also um etwa M. 50 000 000, entwerthet worden wäre.

Das ist das wirkliche Ergebniß, das nach der Ausführung dieser Vorschläge zu verzeichnen wäre; und alle Rechnungen werden immer wieder zum selben Resultat kommen, weil es so eben nicht geht, denn es ist nichts da.

Ich bin deshalb der Meinung, man sollte den Arbeitern und Angestellten ganz aufrichtig sagen, daß auf diesem Weg nichts zu erreichen ist, statt sie in Hoffnungen einzulullen, die nur zu Enttäuschungen und noch größeren Gegensätzen führen müssen. Ihr sehr ergebener Deutsch."

In seiner kleinen, lesenswerthen Schrift (die von der Geschäftsstelle der berliner Handelskammer, Dorotheenstraße 8, zu beziehen ist) hat Geheimrath Deutsch errechnet, daß im Bereich der sechsundsechzig Industriegesellschaften, deren Innenbilanz er geprüft hat, im letzten Jahrzehnt von jeder ausgegebenen Mark Staat und Kommune 11,7, Aktionäre 11,6, Arbeiter und Angestellte 76,7 Pfennige erhalten haben. Er sagt: „Nimmt man einen Augenblick an, alle Aktionäre wären Idealisten, sie würden auf jede Verzinsung ihres Besitzes verzichten und den Gesammtgewinn den Angestellten und Arbeitern überlassen: welches

wäre das Resultat? Selbst bei diesen besonders gut rentirenden Unternehmungen würden pro Kopf und Stunde nur 11 Pfennige, also im Jahr 270 Mark mehr entfallen." Zu Nachprüfung dieser überraschenden Ziffern bin ich nicht sachverständig genug; habe auch keinen Zweifel an ihrer Richtigkeit, da sie von einem auf sein Ansehen bedachten Mann kommen, der seit Jahrzehnten in der deutschen Industrie vornan steht und zu dem Weltruf der AEG mitgewirkt hat. Wenn die Betheiligung am Gewinn, von der ich viel erhofft hatte, dem Arbeiter Beträchtliches nicht einbringen kann, hat er auch von der Sozialisirung, die nicht einfach das Gesammtkapital für die Arbeiter und Angestellten konfiszirt (woran schon wegen des Versailler Friedens nicht zu denken ist), keine wesentliche Besserung seiner Lage zu erwarten. Mir scheint, diese Lebensfrage deutscher Wirthschaft müßte öffentlich in einem Industrieparlament erörtert werden. Der nüchtern kluge deutsche Arbeiter würde sich der Logik einer Rechnung, wie sie Herr Deutsch giebt, nicht verschließen. Und die Erfahrung der Arbeiterschaft wiese, vielleicht, einen Weg, von dessen Rand bessere Frucht zu ernten ist. Etwas wäre schon gewonnen, wenn die Parteien über Lohn und Produktion offen, öffentlich, als Gleichberechtigte, parlamentarisch, nicht nur im Einzelbetrieb, mit einander verhandelt hätten.

Ein Brief aus anderer Zone:

„Eins steht fest: die Revolution, die unser ganzes Geistesleben seit Jahren ersehnte und vorbereitete, ist die vom neunten November nicht gewesen. Warum sie es nicht wurde und ob sie es noch werden kann? Ich will versuchen, zu antworten.

Die erste Frage läßt sich, nachdem wir schon etwas Distanz zum neunten November haben, leichter beantworten als die zweite. Die Revolution wurde nicht Das, was sie werden konnte und sollte, weil sie durchaus ungeistiger Natur war. Lohnkämpfe und kleinliche Parteiinteressen haben alles Andere erstickt und Leute an die Spitze gebracht, die sicher in ihrer Partei Bedeutendes geleistet haben, für ihre neue Stellung aber nicht die geeigneten Persönlichkeiten waren. Und da hört man denn immer wieder die Frage: Giebt es heute in ganz Deutschland nicht einen Mann oder mehrere, die dieser Aufgabe gewachsen wä-

ren? Man sagt doch, daß sich in der Stunde der Noth auch der Retter finde, der aller Wirren Herr werde? Noch ist er nicht erschienen; und Führer, die besten Willens (manche aber auch verblendet) waren, sind von Mörderhand gefallen. Und hier geht die erste Frage in die zweite über: Kann diese Revolution noch eine geistige werden, also den Anfang einer neuen Entwickelung bringen? Ich sage: Ja. Wenn nämlich über Partei und Tagesgezänk hinaus den ewigen Werthen wieder Geltung verschafft wird. Noch aber beherrschen die heftigsten Parteikämpfe von rechts und links unser ganzes öffentliches Leben. Und der Uebel größtes ist die Tagespresse. Sensationelle Titel und Nachrichten (die am Abend zu drei Vierteln widerrufen sind) stechen Einem überall ins Auge, werden mit wüstem Gebrüll den ganzen Tag durch die Straßen geschrien. Der Alldeutsche schilt den Kommunisten Räuber und Mörder, der Kommunist den Andersgläubigen einen Kapitalisten und Bluthund. Jede Richtung hat sich einen Heiligen erwählt und entstellt unter seinem Schutze seine Lehren. Die Deutschnationale Volkspartei hat vor den Wahlen zur Nationalversammlung ein Plakat verbreitet, auf dessen Hintergrund Bismarcks Kopf zu sehen war. Ein anderes Plakat zeigte die verschiedenen Parteien in Form von kleinen, schrecklich verzerrten Figuren; und daneben stand bei der Deutschnationalen und bei der Deutschen Volkspartei: ‚Im Sinne Luthers, Bismarcks und Hindenburgs‘, bei der Deutschen Demokratischen, der Sozialdemokratischen, der Unabhängigen Partei und dem Spartakus-Bund: ‚Cohn-Sorten‘. Ob Bismarck wirklich der Vertreter dieser Ideen wäre? Wir können es nicht wissen. Sicher aber ist, daß unter seiner Leitung der Krieg in dieser Mächtevertheilung nicht gekommen wäre; und mindestens fraglich ist, ob Bismarck die Politik der Alldeutschen und der Deutschnationalen (die vorgeben, die ‚Hüter seines Erbes‘ zu sein) für richtig halten würde. Wie sich Luther zu dieser Frage stellen würde, ist mir erst recht dunkel. Scheint rechts Bismarcks Lehre verzerrt, so ist es auf dem linken Flügel Marx, der die Geister verwirrt hat. Der Unbefangene selbst, der die Begleiterscheinungen der Revolution, Plünderungen, rohe Gewaltthaten, nur als Werke des Mobs, der sich eben jede Lage nutzbar macht und nicht ‚spartakistisch‘, sondern zum größten Theil parteilos ist, ansieht, fragt sich doch, wie man sich in dem staatlosen Zukunftstaat Lenins dieser Dinge erwehren könne, wenn nicht Alles in Mord und Totschlag enden soll. Zwischen diesen Extremen, der Ver-

zerrung bismarckischer ‚Gedanken' und marxischer ‚Lehren', eine Brücke zu bauen, muß unsere Aufgabe sein. Auf beiden Seiten ist Gutes und Schlechtes. Sollen wir einander wirklich mit Lüge und Gewalt bekämpfen, bis wir kraftlos geworden sind? Am Ende dieses Kampfes wäre auf beiden Seiten das Chaos. Soll die Revolution der Anbruch einer neuen Zeit werden, in der kein Krieg mehr ist und in der ein neues Verhältniß von Mensch zu Mensch das Leben lebenswerther als bisher macht, so müssen wir über diesen Abgrund, müssen einander verstehen. Als Brüder, nicht als Feinde, leben. Christus predigte als höchstes Gebot Menschenliebe. Wo blieb sie nach anderthalb Jahrtausenden? Sind wir überhaupt noch Christen? ‚Liebet Eure Feinde', ‚Du sollst nicht töten'. Hat der Krieg diese Worte nicht bis zur Unkenntlichkeit entstellt? Und nun soll aus dem Mörder der Brudermörder werden? Nein. Aus der Hölle des Krieges wollen wir durch das Fegefeuer der Revolution in das Paradies des Friedens. Noch ist es Zeit. Die Wehen sind vorbei. Hat der kreißende Berg wirklich nur ein Mäuslein geboren? Karl Ferdinand Helling."

Fontanes Vater Briest würde Ihnen, Herr Helling, antworten: „Das ist ein weites Feld." Aus dessen erster Furche die Frage aufwuchs, ob in Deutschland wirklich Revolution war; nicht nur Niederlage und Militärmeuterei, verba et voces, praeterea nihil. Das heute Wichtigste ist, daß die aus Privilegien und Pfründen Geworfenen das Ereigniß als Revolution empfinden und die Gegenrevolution vorbereiten. Im Dunkel, mit all ihrer zähen Grausamkeit und mit täglich erstarkender Kraft. Oft habe ich die Thatsache beleuchtet, daß die Leute, die im November furchtsam in Mauslöcher krochen oder ins Ausland entwischten, sich „auf den Boden der Regirung Ebert-Haase stellten", schlotternd sich die Litzen vom Waffenrock reißen ließen und die Mitglieder der (vielfach recht gut bewährten) Soldatenräthe als „liebe Kameraden" anschmachteten, jetzt wieder im Koller alter Frechheit stolziren, zu Rache aufrufen, die „gottverfluchte Republik" bespeien und die ruchlos läppische Kunde verhökern, das deutsche Heer sei nicht besiegt, sondern, „unter unvergleichlichen Führern eine Nasenlänge vor dem Ziel" durch den Verrath der Heimath um die Frucht des Sieges betrogen worden. Das nennt

der Generalissimus aller Reichsnosketiere harmlose Kundgebungen von Männern, denen man nicht verdenken dürfe, daß sie nicht über Nacht Republikaner geworden sind. Einer, der selbst nicht einmal ahnt, daß republikanischer Geist in Rechtsachtung wurzelt, und den, hinter Stacheldraht und Doppelverschluß, nicht kümmert, daß die zu seiner Sicherung aufgestellten Posten friedlich in Autos fahrende Frauen beschießen und töten, mag sich solcher Duldsamkeit rühmen. Anders Denkende müssen fordern, daß die Einrichtungen des Staates und die Rechte des Bürgers, der, einstweilen, die Noskes hoch bezahlt, geachtet werden. Das geschieht nicht. Als neulich der achtundachtzigjährige Prediger Rogge, der am Geburtstag des Deutschen Reiches in Versailles von der Kanzel gesprochen hatte, gestorben war, wurde zuerst zwar in der Zeitung erzählt, er habe noch im Mai, also im siebenten Monat nach Wilhelms Flucht, „in Potsdam eine Versammlung in altbekannter geistiger und körperlicher Frische geleitet" und sich von Krankheit dann „wunderbar schnell wieder erholt". Ein paar Tage danach aber veröffentlichte das „Ministerium der Hof- und Garnisonkirche in Potsdam" (Das, sammt „richtig gehenden Hofpredigern", giebts noch) einen Nachruf, worin stand: „Der Untergang des Kaiserthumes und der Bruch der Preußentreue zerbrach die letzte Kraft dieses reckenhaften Lebens." Hofprediger beschuldigen öffentlich das Preußenvolk, daß es dem Herrn, der vom geschlagenen Heer über die Grenze desertirte, die Treue gebrochen habe. Im Kultusministerium regt sich nichts. Am Sarg liegen „die Kränze des Kaiserpaares"; halten Gardetruppen mit schwarz-weiß-rothen Fahnen, die der Beschluß der Nationalversammlung abgeschafft hat, die Wacht; läßt ein „Hofprediger" den Mund des Toten sprechen: „Eure Sünde hat mir das Herz gebrochen und mir Potsdam zu einer fremden Stadt gemacht; denn ohne Kaiser ist Potsdam nicht mehr mein Potsdam." Eure Sünde: der die Herren Ebert, Noske, Haenisch und Konsorten ihre Hochsitze danken. Wilhelms Bruder Heinrich, der sich noch immer Prinz von Preußen zu nennen wagt, veröffentlicht einen Brief an den König von England; einen in Kindersprache gestümperten Brief, der eine verblüffende Unkenntniß von Thatsachen und Personen zeigt.

King George mag von diesem theuren Vetter Schimpfbriefe lieber als, wie bis in den Sommer 1914 so oft, langwierige Besuche empfangen. Familiensache, die uns nicht angeht. Aber Prinz Heinrich von Hohenzollern, der Sohn einer Britin, der Britanien schmäht, der Großadmiral, der im Krieg nichts geleistet, nur, nach dem Urtheil Sachverständiger, Manches verdorben hat, nennt den Bruder „Seine Majestät Kaiser Wilden Zweiten", weigert der Deutschen Republik also die Anerkennung; sagt dann: „Der deutsche Geist ist zur Zeit umnachtet", dieses Geistes Vertretung also in Wahnsinn befangen; bedroht die Mächte, die der Deutschen Republik den Völkerbund öffnen oder schließen können, mit künftigem Rachekrieg; und behauptet öffentlich, Deutschland sei „nicht durch die Waffen der Entente, wohl aber durch silberne Kugeln besiegt worden, welche zielsicher den Rücken des deutschen Volkes trafen." Hat diese schlechte Metapher irgendeinen Sinn, so kanns nur der sein: England habe einen Theil des deutschen Volkes bestochen und dadurch den Sieg erwirkt. Warum giebt die Regirung diesem Menschen nicht die Möglichkeit, seine bis gestern unerhörte Behauptung vor Gericht zu beweisen? Kann ers, dann erwirbt er sich ein Verdienst und erlöst Deutschland von bestochenen Schurken; kann ers nicht, dann ist sein Geschwätz eines elenden Verleumders. Haben solche Leute neben anderem Privileg auch jetzt noch das der Unantastbarkeit? Tausende, die dem Vaterland nicht so geschadet haben wie der Schreiber dieses Briefes, sitzen in Schutzhaft. Und wie denken Sie über das folgende Stückchen?

„Den Kernpunkt (der Vorgänge in Spaa am neunten November) bildet nachstehender Satz: ‚Den Bürgerkrieg wollte Seine Majestät dem Volk und seinem Heer, wie er immer wieder betonte, unter allen Umständen ersparen; auch wollte der Kaiser vermeiden, daß seine Person ein Hinderniß bilde, erträgliche Bedingungen für Waffenstillstand und Frieden zu erreichen. Er stand unter dem niederschmetternden Eindruck, daß ihn der erste Rathgeber der Krone, der Reichskanzler, preisgegeben hatte, daß Heer und Marine ihn verlassen hatten und daß ihm der Weg zur Heimath und zur Front verschlossen war.' Tröstlich für uns Kaisertreue ist insbesondere die ausdrückliche Fest-

stellung, daß der Kaiser thatsächlich gar nicht mehr in der Lage gewesen wäre, an der Spitze eines Truppentheiles gegen den Feind zu marschiren, da die deutsche Kommission bereits am siebenten November zwecks Abschlusses des Waffenstillstandes die französische Linie überschritten hatte. Es geht hieraus für Jeden, der auch nur einigermaßen vorurtheilfrei und nicht von blindem Haß erfüllt an die Sache herantritt, unumstößlich hervor, daß der Kaiser nicht aus Rücksicht auf seine eigene Person, sondern von edelsten Absichten getragen, um das Vaterland möglichst vor weiterem Unheil zu bewahren, still und schweigend hinausgegangen ist in das Elend und die Verbannung. Daß dieser Entschluß nicht wohlberechtigten dynastischen Interessen diente, daß er auf der anderen Seite aber auch nicht staatsmännisch gedacht war, steht auf einem anderen Blatt. Die Absicht, als Kaiser abzudanken, aber gleichzeitig König von Preußen zu bleiben, war eine halbe Maßregel und darum an sich unhaltbar. Noch immer kann man nicht von dem Glauben lassen, daß trotz aller Verhetzung ein Theil des Heeres jedenfalls noch treu zu seinem Allerhöchsten Kriegsherrn stand. Schade, daß der Kaiser nicht, wie es der Alte Fritz sicher gethan hätte, selber die versammelten Generäle und Stabsoffiziere über die Stellung der Truppen hörte. Auch, scheint mir, hätte vor irgendwelchen Schritten der Reichskanzler nach Spaa befohlen werden müssen, wo dann, Beine unterm Tisch und Feder zur Hand, in eingehender Berathung aller Betheiligten die ganze Sachlage hätte geklärt und danach die entscheidenden Entschlüsse hätten gefaßt werden müssen.

Wenn man das Verschulden der sonst Betheiligten ins Auge faßt, so muß man sagen: Unverantwortlich war die Duldung der Verhetzung und Zersetzung der inneren und äußeren Front durch die Presse, durch unverantwortliche Agitatoren und Berufshetzer. Unverantwortlich, freilich bei der immer mehr zunehmenden Willkürherrschaft der Parteien verständlich, war das vollkommene Versagen der Staatsgewalt gegenüber diesen destruktiven Elementen (man erinnere sich an den berühmten kieler Matrosenprozeß). Unverantwortlich war der klägliche Nachrichtendienst, der die höheren Kommandostellen nicht genügend aufklärte über die thatsächliche Stimmung im Heer. Unverantwortlich war schließlich das vollkommene Versagen so vieler militärischer Stellen

gegenüber den zunächst doch nur von wenigen Entschlossenen ausgeführten Putschversuchen in der Heimath sowohl wie im besetzten Gebiet.

Persönlich belastet erscheinen durch die Darstellung hauptsächlich folgende Personen (und, Ihr Kaiser- und Königtreuen, merkt Euch diese Namen und prägt sie Euch für immer ein!): 1. Der damalige Königlich Preußische Minister des Innern, Drews, der es wagt, ohne Auftrag das Ansinnen der Abdankung seinem königlichen Herrn bereits am ersten November vorzutragen, der freilich dafür jetzt auch die Ehre haben soll, die vom republikanischen Geist getragenen Gemeinde-, Kreis- und Provinzialordnungen im Entwurf vorzubereiten.

2. Der damalige Unterstaatssekretär Wahnschaffe, jetzt beflissen, ein Mitglied der Deutschnationalen Volkspartei zu sein, der damals sich dazu hergab, die ungestümer werdenden Forderungen auf Abdankung von Berlin aus weiter zu geben, während es seine Pflicht als königtreuer Mann war, sich Dem entgegenzusetzen, und der auch in der Form sich aufs Aeußerste vergangen hat.

3. Der Geheimrath Simons, der sich nicht entblödet hat, zu äußern, daß mit der Entschließung Seiner Majestät ‚nichts mehr anzufangen‘ sei.

4. Der damalige Reichskanzler, Prinz Max von Baden, dieser Verräther an der Sache seines kaiserlichen Herrn und Vetters, den ich bereits kurz nach seinem Amtsantritt auf offener Postkarte als ‚rothen Orleans‘ bezeichnet habe, der vor der Weltgeschichte gebrandmarkt dasteht, der das Herrscherhaus Hohenzollern und damit alle deutschen Fürstenhäuser um Krone und Land gebracht hat, dessen Namen jeder unparteiische Geschichtforscher nur mit Abscheu und Verachtung nennen wird.

5. General Groener, am ersten November noch einigermaßen fest, am fünften und sechsten November in Berlin zum Umfallen gebracht, der den Befehl, die Operationen gegen die Heimath vorzubereiten, letzten Endes mit der die Bankerotterklärung jeder militärischen Disziplin enthaltenden Meldung beantwortet, die ihm unter dem Alten Fritz das Kriegsgericht eingetragen hätte: ‚Das Heer wird unter seinen Führern und Kommandirenden Generalen in Ruhe und Ordnung in die Heimath zurückmarschiren, aber nicht unter dem Befehl Eurer Majestät, denn es steht nicht mehr hinter Eurer Majestät.‘ Wenn man weiß, wie in der Person des Ersten Generalquartier-

meisters sämmtliche Fäden der gesammten operativen Thätigkeit des Generalstabes zusammenlaufen, wie er allein der wirklich Kundige und darum auch Verantwortliche ist, wird man verstehen, daß gerade dem Urtheil dieses Mannes so große Bedeutung beigelegt werden mußte. Er stützte sich hierbei auf das Urtheil der neununddreißig höheren Offiziere. Es ist für den Geist, der im höheren Offiziercorps herrschte, nicht gerade rühmlich, daß so viele die ihnen gestellten Fragen verneinen zu müssen geglaubt hatten... Es war die Todesstunde des altpreußischen Heeres, als der Oberst Heye dem Kaiser melden mußte: ‚Die Truppe ist Euer Majestät noch treu ergeben, aber sie ist müde und gleichgiltig, will nur Ruhe und Frieden haben. Gegen die Heimath marschirt sie jetzt nicht, auch nicht mit Eurer Majestät an der Spitze. Sie marschirt auch nicht gegen den Bolschewismus, sie will einzig und allein bald Waffenstillstand haben; jede Stunde früher ist dabei wichtig.‘ So war denn die Tragoedie von Spaa unabwendbar. Dem Kaiser aus seinem Verhalten Vorwürfe zu machen, ist hoffentlich bei allen loyal Denkenden ein überwundener Standpunkt, aber das Tragische an dieser Tragoedie ist ja Das: sie war nur das Vorspiel zu der großen Tragoedie unseres ganzen Volkes; und die edelsten Absichten unseres Kaisers sind zunichte geworden an der satanischen Wuth unserer Gegner, an der Zerissenheit und inneren Zersetzung unserer eigenen Volksgenossen.

Großjustin. Von Brockhusen-Justin,
Kgl. Landrath a. D.“

Das stand in Zeitungen der Hyperkonservativen, die jetzt mit dem Aushängeschild einer Volkspartei Kunden anlocken. Der Leser schlürft die Reize der Wippchensprache, stellt sich den auf die offene Schmähkarte stolzen Edelmann vor, freut sich der Gewißheit, daß selbst ein prinzlicher Kanzler aus souverainem Haus die Beine nicht auf den Tisch legen durfte; staunt dann aber doch über den verwegenen Muth zu Mißdeutung verbürgter Thatsachen. Noch am achten November hat Wilhelm die ihm von Vetter Max angesonnene „Opferthat“, den Verzicht auf die Krone, „völlig abgelehnt“; noch abends „eine militärische Expedition gegen die Heimath“ angekündet, also den Entschluß, nur zu Rettung seines Thronsitzes gegen das von der unsäglichen

Qual der vier Kriegsjahre zermürbte Volk mit Waffengewalt vorzugehen. Dieser Entschluß wurde am Neunten widerrufen; nur, weil er sich als unausführbar erwies. Bericht der Obersten Heeresleitung: „Im Fall eines Bürgerkrieges würden die bewaffneten Streitkräfte nicht hinter dem Kaiser stehen; auch könnte die Armee, wegen der Ernährungschwierigkeiten, einen Bürgerkrieg nicht führen.“ Bericht des Generals Groener: „Nach des Feldmarschalls und meiner Ansicht, der auch alle Abtheilungchefs, der Generalquartiermeister, Generalintendant und Chef des Eisenbahnwesens beitreten, liegt die einzige Rettung des Vaterlandes in der sofortigen Abdankung des Kaisers.“ Bericht des Reichskanzlers: „In München ist die Republik ausgerufen worden. Vom braunschweiger Schloß weht die rothe Fahne. In Köln und Schwerin herrschen Soldaten- und Arbeiterräthe. Das Militär hat sich nirgends bewährt. In Berlin versagen die naumburger Jäger, das Alexander-Garderegiment und die jüterbogker Artillerie den Dienst.“ Die ersehnte „Strafexpedition gegen die Heimath“ war nicht möglich. Daß „der Kaiser und König dem Thron entsage“, ließ Prinz Max von Baden, ohne Ermächtigung, verkünden, weil er hoffte, dadurch „die Dynastie, mindestens die legale Entwickelung zu retten“. Die Urkunde der Abdankung ist erst in Amerongen unterschrieben und von dem Kammerherrn Grafen Brockdorff nach Berlin gebracht worden. Nach Holland ist Wilhelm geflohen, weil er sich im Hauptquartier „nicht mehr sicher fühlte“; nicht viel sicherer, als im Schützengraben und noch weit dahinter sich Millionen gefühlt hatten, deren Desertion mit schmählichem Tod gestraft worden wäre. Civilistenrath hat der Kaiser weder vor der Oktoberflucht aus dem berliner Schloß Bellevue noch vor der Novemberflucht aus Spaa gehört; nur persönlicher und dynastischer Vortheil, nicht die Wirkung auf Waffenstillstand und Frieden, wurde erwogen. Die Bedingungen des Waffenstillstandes und damit, zu großem Theil, des Friedens, waren am achten November den Vertretern Deutschlands vorgelegt worden und hatten Wilhelm nicht gehindert, dem drängenden Kanzler zu antworten, er denke gar nicht an Abdankung. Trotzdem wird alltäglich mit Legende und Märchen ge-

krebst. Die verständigen Söhne des Entthronten scheinen auf die Restauration ihrer Herrlichkeit kaum noch zu rechnen. Der Gerichtsreferendar Dr. August Wilhelm Prinz von Hohenzollern läßt sich im Haus F. W. Krause & Co. ins Bankgeschäft einführen, Prinz Oskar erlernt im Gutsbezirk seines Schwiegervaters die Landwirthschaft und der Aelteste, dessen am potsdamer Neuen See lebende Familie vom Staat eine sehr anständige Apanage erhält, würde wohl gern Oels verwalten, Pferde und Hunde züchten oder als Gesandter an einem Hof seinem Vaterland bescheiden zu dienen versuchen. Die Führer und Förderer der Gegenrevolution würden sich auch vor verfrühter Hissung einer bestimmten Dynastenflagge hüten. Sie wollen die „Ordnung“ wieder haben, die ihnen zinst; wie dann, alt oder neu, die Reichsfirma lautet, ist ihnen nicht wichtig. Noch immer ist den Meldungen über das in den Baltenprovinzen gesammelte Feldheer nicht in glaubwürdig klaren Worten widersprochen worden. Wer erlaubt die (durch veröffentlichte Prospekte und Antwortschreiben erwiesene) Werbung für diese russisch verkleideten Truppen? Wer liefert ihnen Geschütz und Geschoß, Waffen und Kriegsgeräth aller Art, Kleidung und Proviant, Pferde und Vieh? Geschenk oder Verkauf? Wie ist, da wir unsere Kohlen nicht von der Halde in die Verbrauchsstätten abfahren können, die Stellung so vieler Lokomotiven und Güterwagen zu solchem Zweck möglich? Kümmert der Kanzler, der Reichsfinanzminister sich um diese Dinge, prüfen sie die Abrechnung und sorgen dafür, daß alles noch auf Werften, in Luftschiffhallen und Flugzeugschuppen lagernde Geräth vor Verschleuderung, Sabotage, heimlicher Zerstörung nach dem Muster von Scapa Flow geborgen, das deutsche Volk vor neuer Entschädigungpflicht bewahrt werde? Ein dickes Bündel ernster Fragen heischt, endlich, Antwort. Die unter den Namen des Fürsten Lieven und des (toten) Grafen Keller zusammengetrommelten Freicorps gehen uns eben so wenig an wie andere Formationen russischer Zaristen und baltischer Barone. Die Regirung von gestern hat geduldet, daß in Esthland und Kurland militärische Willkürherrschaft allem deutschen Wesen einen zuvor dort unerschauten Haß eintrug. Die Regirung von heute wird (nicht nur von Un-

abhängigen und Kommunisten: auch von Organen ihrer eigenen Mehrheit) öffentlich angeklagt, Landsknechtwerbung und Massenverschleppung aus deutschem Heeresgut zu begünstigen; und würde des dümmsten Frevels schuldig, wenn sie, die aus den Listen der Kommandantur auf dem Schlesischen Bahnhof leicht feststellen kann, was aus oder über Berlin nach Nordost gegangen ist, zur Stärkung russischer Bolschewikenbekämpfer mitwirkte. Die deutschen Offiziere, die da oben in hohem Sold stehen (schon der „Gemeine" erhält elf Mark Taglohn), denken wohl auch nicht an einen Winterfeldzug gegen Moskau. Woran? Daß sie nur des Lohnes wegen so lange im Dienst der vermaledeiten Republik geblieben sind, ist ihnen nicht zuzutrauen. Jüngere Herren sagen mir, in diesen Freicorps sei nicht ein republikanischer Offizier und in der Reichswehr selbst werde jeder scheel angesehen und so bald wie möglich auf ein totes Nebengleis abgeschoben. Wächst in Nordost der Republik eine Gefahr? Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los. Die in Kurland stehenden Truppen weigern sich, dem berliner Rückmarschbefehl zu gehorchen, und fordern das ihnen zugesagte Siedlerland. Eine neue Klemme für die Regirung, die Feindesargwohn der Mitschuld verdächtigen kann. Warum ließ sie sich den Truppenkörper über den Kopf wachsen? Ohne Voraussicht des Nothwendigen und des Möglichen ward Keiner noch des Regireramtes Herr. Längst mußten die Leute zurück sein. Die Oberbefehlshaber thronen heute in höherer Macht, als der Deutsche Kaiser nach der Verfassung je hatte. Und noch ist kein Mann der Reichswehr auf die Verfassung der Deutschen Republik, der die Gnade des Film-Preuß den Reichsnamen gelassen hat, vereidet worden. Erst Petrograd, dann Berlin oder ohne Umweg „Ordnung in Deutschland machen": einerlei. Readiness is all. Da Kohlengräber und Eisenbahner jetzt ihrer Kraft allzu bewußt geworden sind, würde die Wonne der Gegenrevolution nicht sehr lange währen. Doch die Macher bilden sich wohl ein, mit verschärftem Belagerungzustand, Versammlung- und Strikeverbot, von Handgranaten erzwungener Arbeitpflicht sei das Ding geschwind zu drehen. „Scharf zupacken: dann haben wirs fest in der Hand." Kurze Freude;

die aber mit den Bleibseln deutscher Lebensmöglichkeit zu bezahlen wäre. Die stille Arbeit der Monarchisten wird nicht genug beachtet. Und durch das unvergeßliche Bild, das (in Ullsteins Berliner Illustrirten Zeitung vom vierundzwanzigsten August) die Herren Ebert und Noske in Badehosen zeigt, wird sie mächtig gefördert. Die zwei Kumpane haben nicht durch Unterernährung gelitten und dürfen die Heldenleiber (der Wehrminister sogar die X-Beine) in stolzer Blöße den Regirten zeigen. Wenn Wilhelm den Photographen und das Cliché bezahlt hätte, wäre das Geld gut angelegt.

Nicht aller Adel denkt wie, offiziell wenigstens, der urpreußische. Aus Bayern schickt Freiherr von Hornstein mir diese Spottverse, deren Veröffentlichung er wünscht:

Letzte Bitte

Eins, Sieger, schmerzt uns: daß Ihr mit dem Gold,
dem letzten, auch des Landes höchste Zier,
das Kron- und Prachtjuwel uns rauben wollt,
des Reiches Schwungrad, Aegis und Panier,
den ersten Flüchtling, fern schon, Holland hold,
den Rhetor, Skalden, Maître de plaisir,
den Mystiker intimster Tafelrunde,
mit dunklen Kräften aller Art im Bunde.

Ausliefern soll man ihn, der, unersetzt
in seiner Fülle der Persönlichkeit
und Macht, das Recht der Starken nie verletzt,
den Höchstverbraucher fremder Gastlichkeit,
der nicht nur Neck und Aegir hochgeschätzt,
nein, höher noch als höchste Zollernheit
den deutschen Gott, der ihm befahl, zu wahren
Europa gegen „Buddhas gelbe Schaaren".

Als Deutschland unter Bismarck neu erstund,
da war es wohl ein stolzer Gründerbau,
doch Niemand wucherte mit seinem Pfund
und Wort und Art war nüchtern und genau.
Da öffnete sich Wilhelms Zaubermund:
und aus dem Adler ward der deutsche Pfau
und Räder schlug man da in jedem Neste.
Die deutsche Einfalt wich der großen Geste.

Jetzt hatte man ein einig Vaterland
und Alles sonnte sich im höchsten Schein.

„Selbst“ war nicht mehr der Mann, Hand wusch die Hand,
man schob und sang dazu die Wacht am Rhein.
Und da man so sich immer stärker fand,
ließ man auch alles Fremde freudig ein
in die Kasernen, Kinos und Theater,
was reich und strotzig war, zum Imperater.

Zur Kieler Woche kamen Dollaryachten,
englische Händler aus Südafrika,
die in der Joppe Staatsvisiten machten,
wo deutsche Denker in Livree man sah
und Bundesfürsten Gold und Weihrauch brachten.
Auch welsche Komponisten sah man da
zum Werk befohlen und bei „Charleys Tante“
des Hofes Blüthe, die der Herrscher sandte.

Und wie er unbewußt als Diplomat
für Euch gewirkt zu Eures Bundes Kitte,
wie wohl er heimlich Euren Frauen that
im Minnedienst nach aller Länder Sitte
(zum wahren Völkerbund die beste Saat), —
wars ein Verbrechen, wenn im Reich der Mitte
er auch als Kriegsherr noch gestrahlt im Licht?
Und solchen Mann schleppt Ihr vors Hochgericht!

Was Keiner je in sechsundzwanzig Jahren
mit einem großen Volk zu Stand gebracht,
an deutschem Geiste habt Ihr es erfahren,
den Preußens Herrscher so sich gleich gemacht.
Und sprecht Ihr ihn auch schuldig als Barbaren,
hoch stapelt' auf er deutsche Gründerpracht
mit neuen Walzen, Künsten und Gewerben —
und seine Zuchtwahl blüht aus Tod und Scherben.

An seines Schnurrbarts Spitzen hing ein Reich,
hochaufgedreht, in forschen Schwung gepreßt.
Auch Beider Requisiten waren gleich,
Eisen und Feuer, Schmieröl, Prahlattest.
Nun hängt des Reiches Schnurrbart matt und bleich
und nur an Einem halten wir noch fest:
Laßt uns den Mann, der Schaumschlag allem Leben
und Deutschlands Genius den Fang gegeben!

Ferdinand von Hornstein.

Vielleicht, Herr Baron, ist gegen Einen, der im behaglichen Huis Bentinck jetzt den Homer liest, Ihr Hohn allzu

grausam. Neben dem Adorantenchor Ihrer nordischen Standesgenossen darf auch er aber Gehör fordern.

Fürst Bülow hat an Herrn von Eckardt, den Leiter des Hamburger Fremdenblattes, einen Brief adressirt, den er wohl weithin verbreitet zu sehen wünschte, von dem aber nur Bruchstückchen in die Hauptblätter Berlins gelangt sind. So weit, wie ichs vermag, möchte ich zur Verbreitung mitwirken; und dann über den Gegenstand des höflichen Streites ein paar Worte sagen. Zunächst stehe hier das Wesentliche der Apologie.

„Wenn Herr von Bethmann in seinen ‚Betrachtungen zum Weltkriege' sich bestrebt zeigt, die Verhältnisse, unter denen er im Juni 1909 die Geschäfte übernahm, als hoffnunglos hinzustellen, so muß ich einen solchen Versuch, die Verantwortung auf Andere abzuschieben, ernstlich zurückweisen. Gewiß hat jeder Krieg weit, oft sehr weit zurückliegende Ursachen. Seit dem deutsch-französischen Krieg und dem Frankfurter Frieden waren unsere Beziehungen zu Frankreich gespannte. Die Nichterneuung des Rückversicherungvertrages mit Rußland nach der Entlassung des Fürsten Bismarck hatte die russisch-französische Alliance zur seitdem unabänderlichen Folge. Durch unseren wirthschaftlichen Aufschwung seit der Wiedererrichtung des Reiches war unser Verhältniß zu England schwieriger geworden. Um die gewaltigen Werthe zu schützen, die Industrie, Handel und Schiffahrt dem Meer anvertrauten, sollte der Ausbau der Flotte in Angriff genommen werden, was die Situation gegenüber England noch verschärfte. Schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ließen englische Handelskreise den Warnruf ‚Made in Germany' ertönen. Wenige Wochen, bevor ich die Geschäfte übernahm, veröffentlichte eine der angesehensten englischen Wochenschriften, die Saturday Review, jenen bekannten Artikel, der mit den Worten schloß: Ceterum censeo Germaniam esse delendam. Nicht davon zu reden, daß die englische Politik traditionell der jeweils stärksten Kontinentalmacht wirkliches Wohlwollen nicht entgegenzubringen pflegt. Endlich hatte unsere unfreundliche Haltung gegenüber Japan nach dem Frieden von Schimonoseki die früher lebhaften Sympathien der Japaner für Deutschland erheblich abgekühlt. Hinter diese Erbschaft habe ich mich nie versteckt, sondern mich

bemüht, dem deutschen Volk den Frieden zu erhalten. Das ist mir während meiner zwölfjährigen Amtszeit gelungen, obwohl bei Lebzeiten des Königs Eduard und im ersten Jahrzehnt unseres Flottenbaues die Verhältnisse schwieriger lagen als später.

Wenn Herr von Bethmann im Eingang seiner Betrachtungen meint, daß sich in der Zeit seines Amtsantrittes der Verkehr zwischen dem berliner und dem londoner Kabinet auf die Erledigung der Formalitäten beschränkt habe, welche die gegenseitigen Beziehungen zweier nicht im Krieg mit einander befindlichen Staaten mit sich bringen, so brauche ich nur daran zu erinnern, daß schon während meiner Geschäftsführung der Grundstein zu zwei sehr bedeutsamen deutsch-englischen Abmachungen, dem Vertrag über die Bagdadfragen und dem Abkommen über die portugiesischen Kolonien, gelegt wurde, die unmittelbar vor ihrer Ratifikation standen, als der Blitz des Ultimatums in Belgrad einschlug. Falsch ist auch, daß der Sturz des Herrn Delcassé dem gallischen Stolz eine besonders schmerzliche Wunde zugefügt habe. Keinesfalls gilt Das für die breiten Massen Frankreichs, aus denen schon sehr bald nach Delcassés Rücktritt empörte Vorwürfe darüber laut wurden, daß er das Land an den Rand des Krieges geführt habe. Jedenfalls wurde dieser Rücktritt in Frankreich nicht annähernd so bitter empfunden wie später der Panthersprung nach Agadir, befreite uns aber von einem gerade durch seine hervorragende Begabung gefährlichen Staatsmann, der für die Intriguen des Königs Eduard ein besonders brauchbares Werkzeug war. Die Verantwortung für den kaiserlichen Besuch in Tanger habe ich nie abgelehnt. Wie man auch über diese Episode denken mag, so hat sie jedenfalls nicht so weitreichende Folgen gehabt wie später die Entsendung des ‚Panthers' nach Agadir, welche den brutalen Vorstoß des Herrn Lloyd George nach sich zog. Als unsere Regirung auf diese Ohrfeige nicht öffentlich und Zug um Zug reagirte, sagte mir ein seit Jahren mit Frankreich und der französischen Psyche sehr vertrauter ausländischer Diplomat: ‚Seit Langem hat die Franzosen nichts so sehr gereizt wie der Coup von Agadir, weder der ‚Krieg-in-Sicht-Artikel' von 1875 noch der Schnäbele-Fall noch der Besuch in Tanger. Als man überdies bei Ihnen auf eine Herausforderung wie die Rede des Herrn Lloyd George im Mansion-House keine Antwort fand, hat der Respekt, den Sie bis dahin in Frankreich genossen, bedeutend abgenommen. In jenen Tagen wurde in Frankreich der esprit nouveau geboren.'

Wie der Erfolg zeigte, hat die feste und ruhige Zurückweisung von Chamberlains Ungehörigkeiten nicht geschadet, sondern genützt, während unser Zurückweichen vor Lloyd George mit der Minderung unseres Ansehens die Kriegsgefahr vergrößerte. Der Marokko-Kongo-Vertrag vom November 1911 kostete den geschicktesten Vertreter pazifistischer Tendenzen in Frankreich Portefeuille und Prestige und brachte einen ausgesprochenen Vorkämpfer der Revancheidee, den gegenwärtigen Präsidenten der Französischen Republik, Herrn Poincaré, ans Ruder. Die unglückliche Marokko-Konvention war auch die Geburtstunde der italienischen Expedition nach Tripolis. Marchese San Giuliano hat mir selbst gelegentlich erzählt, er habe in dem Augenblick, als ihm zur Gewißheit geworden sei, daß Deutschland sich endgiltig und ganz aus Marokko zurückziehe, die Uhr herausgezogen und seinen Sekretären gesagt: ‚Jetzt entscheidet es sich, daß wir nach Tripolis gehen.‘ Daß der glückliche Ausgang der bosnischen Annexionkrisis als ein dem russischen Selbstgefühl angethaner Affront uns gegenüber nachgewirkt habe, trifft nicht zu. Die Begegnung, die bald nach der Beilegung jener Krise zwischen unserem Kaiser und dem Zaren stattfand, verlief harmonischer als irgendeine vorhergegangene. Anderthalb Jahre später wurde der Zarenbesuch in Potsdam von Herrn von Bethmann selbst im Reichstag als bedeutsames Zeichen guter Beziehungen zu Rußland hingestellt. Wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, wurde auch die Reise, die einige Zeit später der damalige Reichskanzler nach Petersburg und Moskau unternahm, in der offiziösen Presse als ein weiterer erfreulicher Beweis für das gute Verhältniß zu Rußland gefeiert. Eine andere Frage ist, ob die im Herbst 1913 erfolgte Betrauung des Generals Liman von Sanders mit einem aktiven Kommando an den Dardanellen nicht eine tiefergehende Verstimmung zur Folge gehabt hat. Als Graf Kokowzew, dessen friedliche und so weit deutschfreundliche Gesinnung Herr von Bethmann mit Recht rühmt, mich im Mai 1914 in Rom besuchte, sagte er mir, der Zwischenfall Liman von Sanders habe für die deutsch-russischen Beziehungen recht unerfreuliche Konsequenzen gehabt. Sein eigener Rücktritt sei zum Theil auf diesen unliebsamen Zwischenfall zurückzuführen. Die berliner politische Leitung habe sich damit entschuldigt, daß die Uebertragung eines aktiven Kommandos in Konstantinopel an einen deutschen General ohne ihr Wissen und ihren Willen erfolgt sei und sich sachlich werde

redressiren lassen. Ein gutes Stück Mißtrauen werde aber leider doch zurückbleiben. Unsere Zustimmung zu den alten russischen Wünschen in der Meerengenfrage sei ein Hauptpunkt des bismärckischen Rückversicherungvertrages gewesen und auch später habe in Petersburg an unserer freundlichen Haltung gerade in dieser heiklen Frage kein Zweifel bestanden; dies Vertrauen sei jetzt nicht mehr in dem früheren Maße vorhanden.

Es ist mir auch fraglich, ob es ein glückicher Einfall war, wenn Herr von Bethmann einige Zeit vor dem Weltkrieg in feierlicher Reichstagsrede den Gegensatz zwischen Germanenthum und Slawenthum in den Vordergrund rückte. ‚Das ausgesprochene Wort ist fürchterlich', hat Goethe einmal gesagt. Ich glaube nicht, daß Fürst Bismarck öffentlich eine solche Antithese konstruirt hätte, auch mit Rücksicht auf unseren habsburgischen Verbündeten, dessen Völker zu einem erheblichen Theil der slawischen Rasse angehörten.

Was die angebliche Möglichkeit einer Alliance mit England angeht, so handelte es sich am Ausgang des neunzehnten wie beim Beginn dieses Jahrhunderts um weder bindende noch inhaltlich ausreichende Anregungen, die uns nicht die Sicherheit boten, daß wir im Kriegsfall ernstlich auf Englands Unterstützung würden bauen können, während ein Eingehen auf diese Vorschläge unser Verhältniß zu Rußland mit Sicherheit noch mehr erschwert haben würde, als Dies durch die Nichterneuung des bismärckischen Rückversicherungvertrages ohnedies geschehen war. Auf so schmaler und schwankender Grundlage hätten wir uns der Gefahr ausgesetzt, daß bei einem Konflikt mit Frankreich und Rußland England uns entweder ganz unserem Schicksal überließ oder im besten Fall sich darauf beschränkte, die russische und französische Flotte zu zerstören, die französischen Kolonien einzustecken und die russische Stellung in Asien zu schwächen, während wir die ganze Last des Kontinentalkrieges zu tragen hätten. Frankreich war gegenüber England in einer ganz anderen Lage als wir. Es war weder für England der beneidete Rivale auf dem Gebiet von Handel, Industrie und Schiffahrt noch der leitende Staat auf dem Festland, in dem England nun einmal seinen Gegner sieht. Trotzdem hat England erst unmittelbar vor dem Ausbruch des Weltkrieges, als sich ihm die günstigste Chance für einen großen Schlag bot und nachdem es durch den Einmarsch in Belgien an seiner empfindlichsten Stelle getroffen und der englischen Regirung gleich-

zeitig der für englisches Denken und die englische Oeffentliche Meinung plausibelste Kriegsgrund geboten war, ein festes Bündniß geschlossen und neben Frankreich das Schwert gezogen. Jene englische Anregung um die Wende des Jahrhunderts erfolgte in einer Zeit, wo es England erwünscht gewesen wäre, wenn wir 1899 seine schwierige Lage im Burenkrieg erleichtert hätten, indem wir die russischen und französischen Bayonnettes auf uns ablenkten, und wenn wir später ihm die Dienste erwiesen, die ihm dann Japan auf den Schlachtfeldern der Mandschurei leistete. Japan war aber Rußland gegenüber weniger verwundbar als wir. Es hatte auch nicht bei jedem Konflikt mit der Feindschaft einer Großmacht wie Frankreich zu rechnen. Das deutsche Interesse gebot, uns weder von Frankreich und Rußland gegen England noch von England gegen Rußland vorschieben zu lassen. Wir mußten unsere Unabhängigkeit behaupten, uns freie Hand wahren, durften für Niemanden die Kastanien aus dem Feuer holen. Wir durften uns auch nicht mit verbundenen Augen der wiener Führung anvertrauen. Das war der Weg, den Frieden zu wahren, bei dem Deutschland prosperirte, wie es, umgekehrt, in einen Krieg hineingezogen, Alles zu verlieren hatte.

Durch alle Ausführungen des Herrn von Bethmann zieht sich wie ein rother Faden der Gedanke, der Krieg sei unvermeidlich gewesen. Ich gestehe, daß ich von der Fatalität-Theorie nie viel gehalten habe. Als Napoleon einem in Spanien geschlagenen General Vorwürfe machte, erwiderte, sich entschuldigend, Dieser: ‚La fatalité, Sire!‘ Worauf der große Korse: ‚La fatalité, l'excuse des maladroits et des incapables!‘ Es ist nicht zutreffend, daß England, Frankreich und Rußland sich schon vor zehn Jahren und länger zu einer festen Koalition zusammengeschlossen hatten. Selbst nach den englisch-französischen, englisch-russischen und englisch-belgischen militärischen Besprechungen, die nach dem Zwischenfall von Agadir stattfanden, waren 1914 die Abmachungen zwischen England, Rußland und Frankreich kaum präziser und bindender, als es vor dem deutsch-französischen Kriege die damals zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien getroffenen Stipulationen waren, die dennoch nicht zu einem Bündnißkrieg führten.

Die Auffassung, daß die von Herrn von Bethmann 1909 übernommene Situation eine aussichtlose gewesen sei, ist ihm übrigens erst ex post gekommen. Ein Jahr vor dem Ausbruch des Krieges veröffentlichte ein vertrauter Mitarbeiter des da-

maligen Reichskanzlers, Legationrath Riezler, unter dem Pseudonym Ruedorffer und dem Titel ‚Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart' eine eingehende Betrachtung über die damalige Lage, die mit Befriedigung und Zuversicht geschildert wurde. Im November 1913 erklärte ein anderer Vertrauter des Reichskanzlers, Professor Dr. Hans Delbrück, in den ‚Preußischen Jahrbüchern' speziell über das Verhältniß zu England, dort habe ein erstaunlicher Umschwung stattgefunden, England habe sich in die deutsche Konkurrenz gefunden, der Argwohn gegen Deutschland sei offenbar völlig geschwunden, an den guten Beziehungen zwischen England und Deutschland verdürben auch die Schiffsbauten nichts, überall herrsche Windstille. Und ich kann mich wohl erinnern, daß ein dritter Vertrauter des Kanzlers, der damalige Botschafter in Rom, Herr von Flotow, bei der Kaisers-Geburtstagsfeier 1914 im Thronsaal des Palazzo Caffarelli vor der deutschen Kolonie aussprach, mit Befriedigung blicke das Auge des patriotischen Staatsbürgers auf unsere günstige internationale Lage und insbesondere auf die guten Erfolge, die unsere Diplomatie gerade in der letzten Zeit erzielt habe. All Das klang nicht so, als ob Herr von Bethmann die Lage damals so beurtheilt hätte, wie er sie jetzt darzustellen sucht.

Ich will aber bei diesem Anlaß vor Allem noch Eins feststellen. Was auch unsere Feinde sagen mögen: das deutsche Volk ist, wie seine Geschichte beweist, ein durch und durch friedfertiges Volk. In den Jahren, die zwischen dem Frankfurter Frieden und dem Beginn des Weltkrieges liegen, haben andere Völker, Franzosen und Engländer, Amerikaner und Italiener, Spanier und Russen, kleinere und größere Kriege geführt. Das deutsche Volk hat, von einigen kolonialen Expeditionen abgesehen, während dieses halben Jahrhunderts nie das Schwert gezogen. Es hatte keinen aufrichtigeren Wunsch, als in Frieden seinen Acker zu bestellen. Das deutsche Volk hat diesen Krieg sicherlich nicht gewollt. Kaiser Wilhelm war, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, durchaus friedliebend. Auch mein Amtsnachfolger hat, wie ich gern anerkenne, sich redlich bemüht, den Frieden zu erhalten. Aber die Politik ist eine Kunst und von ihr gilt das Wort eines großen Philosophen, daß der gute Wille, der in der Moral Alles ist, in der Kunst nicht ausreicht, denn da kommt es auf das Können an.

Es wäre nutzlos, bestreiten zu wollen, daß während der verhängnißvollen Wochen vor der Ueberreichung des Ultimatums in Belgrad wie in den kritischen Tagen zwischen dieser Demarche und dem Ausbruch des Krieges von Seiten unserer

politischen Leitung schwere psychologische, diplomatische und politische Fehler gemacht worden sind, die mit Unrecht, mit großem Unrecht, unser Volk mit dem falschen Schein der Schuld am Kriege beladen. Unter diesen Fehlern haben wir jetzt zu leiden. Sie dürfen aber nicht als Symptome von Kriegslust hingestellt werden. Das deutsche Volk hat in seiner zweitausendjährigen Geschichte nie eine härtere Prüfung, nie bitterere Stunden erlebt als heute. Wir wären aber unserer Vergangenheit nicht würdig, wenn wir an der Zukunft der Nation verzweifelten. Ein Volk, das der Menschheit so viel gegeben hat, das auf allen Gebieten geistiger Thätigkeit so Großes leistete, kann nicht untergehen. Nie war ein Volk verloren, das an sich selbst und seine Zukunft glaubte. Das deutsche Volk wird nicht untergehen, wenn es seine nationale Einheit aufrechterhält und den Glauben an sich selbst nicht verliert."

Hauptzweck all der werthlosen Bücher, die von abgetakelten Ministern und Generalen jetzt veröffentlicht werden, ist, irgendeine der Excellenz aufgebuckelte Schuld auf Andere abzuschieben. Ekelhaft; wie dieser ganze Kram, der nach Reklamefanfaren bisher, ohne Ausnahme, nur Enttäuschung brachte und die Schreiber in noch häßlicherem Wollenslicht zeigte, als zuvor um sie gewesen war. Daß Fürst Bülow „die Karre verfahren habe", war seit 1914 oft zu hören; besonders von Leuten, die nur dem Zufall seiner Gunst ihren Aufstieg verdankten. Meiner Menschenerkenntniß wurde es Gewinn, als ich bald nach seinem Sturz Herren, die von seiner weisen Hoheit entzückt, Jahre lang im Bann seines Charme gewesen waren, mit frommem Blick betheuern hörte, wie beglückend das Gefühl sei, jetzt einer ehrlichen, männlich geraden Politik zu dienen. Gesegnete Mahlzeit! Der Staatssekretär und der Kanzler Bülow hat viele Fehler gemacht (die hier heftiger als sonstwo bekämpft wurden); statt sich fest auf sein Eigenstes zu stellen und dem Kompaß seines klaren Weltbürgerempfindens zu vertrauen, gab er wechselnden Einflüssen, Philis, Wilhelms, Holsteins, allzu leicht nach und sah an manchem Morgen dann Ereigniß werden, was er selbst gar nicht gewollt hatte. Der anmuthig polyglotten Freundlichkeit seines Wesens wurde viel verziehen und er konnte, wie der Bankdirektor Siemens, von sich sagen: „Auf schlechten Sachen sitze ich so lange, bis

sie gut werden.“ Nach dem schlimmsten Fehler, Marokko (der nur durch die Annahme begreiflich wird, er habe nicht gewußt oder vergessen, daß seit 1880 das Scherifenreich den Franzosen von Berlin aus nicht nur zugesagt, sondern beinahe angeboten worden war), schrieb Herr Tardieu, der ihn in Baden-Baden besucht hatte, über den Bösewicht von Tanger und Casablanca ein höchst artiges, ehrerbietiges Buch. Nach dem bosnischen Handel versicherte Iswolskij, der am Schlimmsten davon Beschädigte, ihn unwandelbarer Liebe. Zweierlei ist gewiß: In den wahnsinnigen Krieg von 1914 wäre Bülow nicht „geschlittert“; und seine Abgangsbilanz war nicht schlecht. Seltsam ist, daß dieser geistig Behende, den Skepsis am Besten kleidet, noch immer an Spukmär von Schwarzen Männern glaubt. Unsere Kriegsflotte ist nicht „zum Schutz des Handels“, der dessen gar nicht bedurfte, sondern zu Kampf gegen England gebaut worden. Zu Abwehrkampf oder Abschreckung von Angriff, sagt der blinde Britenhasser Tirpitz, der sie drum stets die „Risikoflotte“ nennt und auf dem Aberglauben steht, England hätte auch ein starkes Deutsches Reich, das nicht in den Rang der Seegroßmacht strebte, angegriffen und konnte nur durch die Höhe des Risikos von diesem Plan abgebracht werden. Trauriger Wahn eines in Treitschkes Welt der Preußenvergottung und Britenverteufelung Erwachsenen, dem dann die Sporteifersucht auf die ältere, gewaltigere Ozeanmannschaft unter der blauen Jacke das Gemüth heizte. „Keine Entscheidung auf dem Erdball ohne den Deutschen Kaiser. Der Dreizack gehört in unsere Faust. Der Admiral des Atlantischen grüßt den Admiral des Stillen Ozeans“: also sprach Wilhelm. Onkel Eduard antwortete: „Die Flotte ist Willys Spielzeug. Hunde, die ewig bellen, beißen nicht.“ Die Flotte, deren Bau England hemmen konnte, doch nicht gehemmt hat, verdarb uns in Friedenszeit die internationale Politik und mußte im Krieg, wider Tirpitzens einsames Votum, versteckt werden. King Edward war nicht Deutschlands Feind, mochte nur den Neffen nicht, der ihn und seine Aventiuren übel beklatschte und den die Einkreisung an hitzigen Sprüngen hindern sollte; und Vickys Sohn, Vickys Bruder wäre dem Krieg noch sicherer ausgebogen als Wilhelms vierter Kanzler. Der, glaube ich, irrt auch in der Mein-

ung, daß Herr Caillaux, der in Clemenceaus erstem Kabinet Finanzminister war, das Opfer seines deutschfreundlichen Pazifismus geworden sei und daß die Herren Delcassé und Poincaré, zwei einander unfreundliche Türkenköpfe, auf die Clemenceaus Büchse die spitzesten Pfeile abschoß, von je her dem Nachbar Totfeindschaft geschworen hatten. Herr Delcassé hat in Sachen Marokko, wie der Botschafter Radolin ihm bezeugte, durchaus korrekt gehandelt; war aber, weil er sich einem mit Hanotaux besprochenen Abkommen über Ostasien stumm entzog, dem grimmen Fritz Holstein ein Dorn im Auge und wurde mählich in Germanophobie geärgert. Rechtsanwalt Poincaré hat, trotz dem Lothringerblut, lange von Versöhnung geträumt, sie durch den weder kriegerischen noch ränkesüchtigen Botschafter Jules Cambon, auch durch den Besitzer des „Matin", seinen Mandanten, zu erlangen versucht und als erster Präsident der Republik am Tisch des Deutschen Botschafters gespeist. Altes, verstaubtes Kleinzeug; das man aber (La poesia non muore) von Zeit zu Zeit säubern muß. Richtig ist, was Fürst Bülow über die Mißhandlung Japans (1895) und über die Legende vom englischen Bündnißantrag sagt. Unter dem Marquis von Salisbury, dessen Selbstgefühl der Kaiser vielfach verletzt hatte und der ihm gern auswich, wäre solches Bündniß auch mit der Hilfe Josephs Chamberlain nicht zu erlangen gewesen; und wie Lord Lansdowne, dem Wilhelm zugerufen hatte, das kaiserliche Heer, nicht England, sichere Europas Gleichgewicht, empfand, wurde in seinem Vertrag mit Frankreich, der Urkunde erneuter Entente Cordiale, offenbar. Richtig (und in Einklang mit dem damals hier Gesagten) sind die Sätze über die Folgen des Delirantensprunges nach Agadir. Nur war für San Giuliano nicht entscheidend, „daß Deutschland sich endgiltig aus Marokko zurückzog", sondern, daß Frankreichs Protektorat über Marokko fortan gesichert und damit für Italien die Stunde gekommen war, die Frucht des Geheimabkommens mit Frankreich in Libyen zu pflücken. Weil dieser Pakt dem römischen Botschafter und der Regirung des Deutschen Reiches unbekannt geblieben war, entstand das große Staunen, als Italien in Algesiras die französische Politik Zug vor Zug mitmachte; dazu war es verpflichtet und hatte um den

Preis dieser Pflicht die Zustimmung der Pariser zur Annexion Tripolitaniens und der Kyrenaika erkauft. „Ohne Agadir kein Tripolis, ohne Tripolis kein Balkankrieg“: wie oft habe ichs geschrieben! Und erst die Balkankriege weckten in Oesterreich=Ungarn den Wunsch, das erstarkte Serbien in Ohnmacht zu ducken; häuften also das Pulver, das durch das tolle Juliultimatum dann in Brand gesetzt wurde. Zu der dem Kriegsausbruch günstigen Stimmung hat der Fall Liman stärker mitgewirkt, als Fürst Bülow andeutet. Ein deutscher General als Haupt des Ersten Türkencorps, das über Konstantinopel und die Meerengen gebot: schroffere Abkehr von überlieferter Russenfreundschaft war kaum zu erdenken. Selbst die Russenfeinde am wiener Ballhausplatz hat der Einfall erschreckt. Und das Aergste war, daß man die Sache den Ministern Kokowzew und Sasonow in Potsdam und Berlin verschwiegen und sie zu Haus in den Ruf gebracht hatte, mit holder Schmeichelrede gefoppt worden zu sein. Nikolai ließ den Grafen Kokowzew fallen; und aus der Galle des zuvor sanften Sasonow kam das bittere Wort von dem berliner Khalifat und der Entschluß, um jeden Preis Rumänien und sein Konstanza zu gewinnen. Noch im Juli 1916 wurde den Botschaftern, die den wankenden Sasonow halten wollten, gesagt: „Den Kränkler haben die Boches ja schon vor drei Jahren in Berlin ganz besoffen gemacht.“

Fürst Bülow, der seine Landsleute kennt und deshalb Gemeinplätze nicht immer meidet, ist im Angriff glücklicher als in der Vertheidigung. An die Märchen von Verschwörung, Ueberfall, unvermeidlichem Krieg hat er, natürlich, nie geglaubt; und ist jetzt klug genug, nicht durch Beschimpfung der Sieger und ihrer vergänglichen Friedensbedinge Beifall zu erbuhlen. Ob er sich aber von Mitschuld am Werden des Unheils nicht ferner fühlt, als der Spruch der Geschichte einst künden wird? „Der Artikel im Daily Telegraph hat den Kaiser in höchst unbequeme Lage gebracht und das monarchische Gefühl tief verletzt; Hof und Militär sind empört über den Kanzler, dessen Haltung im Reichstag sie als ein den Hochverrath streifendes Versagen laut schelten. Diese Stimmung kann zu einem Wandel der berliner Politik führen. Fürst Bülow gilt als ein Staatsmann, der aus fester

Ueberzeugung den Frieden erhalten will, und der Kaiser hat sehr oft im selben Sinn geredet. Mehr und mehr kommt aber die Meinung auf, daß nur ein siegreicher Krieg dem Kaiser die verlorene Popularität zurückbringen könne. Die militärischen Vorbereitungen sind in vollem Gang. Räth Vorsicht, für jeden Fall gerüstet zu sein, fürchtet man seit unserer engeren Befreundung mit England, einsam zu werden, oder will man nur der Monarchie wieder in Glanz helfen? Der Versuch, aus Ehrgeiz und dynastischer Selbstsucht Konflikte zu schaffen, etwa unser Ansehen auf dem Balkan zu schmälern, würde den ganzen Erdtheil mit Feuersbrunst bedrohen. Seit der Interview und den Reichstagsdebatten hat die Militärpartei mehr als je das Ohr des Monarchen und sie, die sich in der Person ihres Allerhöchsten Kriegsherrn gekränkt fühlt, sagt ihm, nur ein Krieg, dessen glücklicher Ausgang bei der vortrefflichen Bereitschaft des Heeres gewiß sei, könne das Prestige kaiserlicher Macht wiederherstellen und das Streben nach liberaler Aenderung der Grundgesetze in Preußen und im Reich noch zurückdrängen. Der Kaiser verbirgt seinen Unwillen darüber nicht, daß wir uns England genähert haben, erinnert an seine Parteinahme im Japanerkrieg, wirft uns Undankbarkeit vor, hat die Unterstützung der zweideutigen Politik Aehrenthals erlaubt und, wider alle Tradition deutsch-russischer Freundschaft, auch in Balkanfragen sich auf die Seite Oesterreich-Ungarns gestellt. Wir werden, sogar bei der Hohen Pforte, von Berlin aus verdächtigt, im nahen Orient nach Machtmehrung zu trachten, und unser Wunsch friedlicher Entwirrung stößt auf deutsche Intriguen. All diese Umstände können eines Tages den Kaiser bestimmen, in Gemeinschaft mit Oesterreich die Zeit unserer militärischen Schwäche zu Befreiung vom Albdruck des Slawismus zu nützen." Das hat, ein paar Monate vor Bülows Fall, der Russische Botschafter Graf Osten-Sacken an Iswolskij geschrieben; ein Dutzendkopf mit dem hellen Auge des Großzüchters und Weltmannes. Ungefähr so wars. Der Kanzler hatte den Muth aufgebracht, seinem Kaiser (der sich ins Bett legte) einen bitteren Trank zu kredenzen und ihn öffentlich zu „größerer Zurückhaltung" zu mahnen; war aber nicht bis in den von der Stunde begün-

stigten, geforderten Entschluß vorgedrungen, die Kräfte der Demokratie zu wecken und als ihr Vormann der ihm erzfeindlichen Hof= und Militärkamarilla und dem Absolutismus Fehde anzusagen. In solcher Rüstung wäre er unüberwindlich gewesen und hätte, ohne Umsturz, Deutschland aus dem Zustand erlöst, der Einem, im größten Theil von Europa nur ihm, fast schrankenlose Willkür gestattete. Dem Kühlen, höfisch Gewöhnten schien nur Kompromiß möglich, das Recht zu Ernennung und Entlassung der höchsten Staatsbeamten noch unantastbar. Als ihn dann die Nachwirkung des unverziehenen Muthaufwandes von der Höhe zog, empfahl er, gegen die Kandidaturen Monts und Wedel, für die Nachfolge Herrn von Bethmann, der weder Vorbildung zu internationalem Geschäft noch den schwächsten Schimmer von Intuition mitbrachte und immer, kindhaft, diesseits von Gut und Böse blieb. Unschuldig, Fürst Bülow? Als nach der Erstaufführung der „Kameliendame" Vater Dumas lange bestritten hatte, daß er an der Arbeit seines Jungen, des neuen Alexanders, irgendwelchen Theil habe, brüllte sein Mulattenblut schließlich auf: „J'ai fait l'auteur, parbleu!" Agadir, Kongo-Erpressung (die Belgien in Mißtrauen aufschreckte), Absage an Haldane=Churchill, Slawenrede, Rüstungmilliarde, Zabern, Ultimatum, Kriegserklärung im Besitz des höchsten Doppeltrumpfes, den je ein Minister in der Hand hielt: dem dafür Verantwortlichen hat Eure Durchlaucht ins Amt geholfen.

Achsenstrahlen

Drei tröstliche Meldungen: Die deutschen Gefangenen sollen schon vor dem im Friedensvertrag bestimmten Termin frei werden; Herr Joseph von Habsburg ist, weil die Westmächte mit ihm nicht verkehren wollten, vom Bildpunkt verschwunden; und Viscount Grey, der gläubigste Bekenner des Völkerbundes, hat sich entschlossen, als Britaniens Botschafter in Washington mit dem Gewicht seiner Persönlichkeit und seines Weltrufes für internationale Gerechtigkeit zu wirken. Heller Dreiklang in finsterer Wirrniß. Wer Freude an fremdem Hader hat, mag schmunzelnd vernehmen, daß Englands Vertrag mit Persien, Englands barsche Abschüttelung der Türkendelegation vielen Franzosen bitter schmeckt;

daß der amerikanische Senat den Japanern den guten Hafen von Kiautschau nicht gönnt; daß zwischen Czechen und Polen, Czechen und Slowaken, Serben und Kroaten, Serben und Rumänen allerlei Fünkchen glimmen und der etwas laut prunkende Stolz der Dako-Walachen in West und Ost die Vormannschaft ärgert. Kinderkrankheit; deren Fieberkurve sinken wird, wenn Europa klar erkannt hat, daß es in Leidensgenossenschaft hinsiecht, nur aus dem Bewußtsein solidarischer Pflichtengemeinschaft sich in Genesung aufraffen kann. Lebt dieses Bewußtsein schon in unseren Regirern? Noch hat Keiner die Blickkraft und Schwinge des Adlers, den majestätischen Menschenverstand des Staatsmannes gegezeigt; doch Allen ist, selbst dem kurzstirnigen Generalissimus, guter Wille und redlicher Fleiß zuzutrauen. Schlechter Geschmack ist dem spät in Kultur Zugelassenen nicht als Totsünde anzukerben. Immerhin konnte der von Wilhelms Kitsch übersatten Nation das Putzstück der Präsidentenvereidigung mit Blumenaufbau, Orgelei, Stahlhelmparade, ein gerade in Weimar abscheulich süßes Kleinleutespektakel, erspart werden. Huius loci genius hätte den Bürger Ebert, der ihn nach dem Einzug kränzen ließ, gern ohne Ehrencompagnie, Provinztheaterpomp und Bälgemusik scheiden gesehen. Amnestie wurde nicht. Sparsamkeit ist noch nirgends fühlbar. Eingeweihte behaupten, jeder Monat koste dreitausend Millionen Mark, fast so viel wie in der theuersten Kriegszeit. Und für hundert holländische Gulden waren in der letzten Augustwoche achthundertfünfzehn, für hundert schweizer Francs dreihundertfünfundsiebenzig Mark zu zahlen. Kein Wunder: da wir am Rhein jetzt Importhäfen haben, aus denen ungeheure Waarenmengen, größere als je aus Hamburg und Bremen, ins Land strömen (die Warnung der Herren Wissel, Von Moellendorff, Andreae blieb unerhört), und da der Reichsfinanzminister die Markpapiere durch öffentliche Bedrohung mit Umtausch- und Stempelpflicht noch tiefer entwerthet hatte. Herr Erzberger war nie klüger als in der Stunde, wo er sich in das Amt setzte, als dessen Inhaber er noch in Schlossenwettern sagen kann, nur wegen seines unerbittlichen Kampfes wider kapitalistische Hamstergier und Steuerscheu werde er angegriffen. Für ein Weilchen langt solche Pfiffigkeit. Auf die

Dauer gehts ohne Sachkenntniß nicht. Glaubt der in Journalismus und Parlamentstaktik Geübte ernsthaft, nach der Wegnahme großer, riesengroßer Vermögenstheile, bis über sechzig Prozent, sei noch auf beträchtliche Einkunftsteuer zu rechnen? Zweifelt er eine Minute, daß die Staaten, denen wir zu Entschädigung verpflichtet sind, das „Reichsnothopfer“ (auch ein kindisch kitschiges Wort, das die Zunge verpelzt) für sich fordern werden? Nützten sie diese in absehbarer Frist einzige Gelegenheit nicht: sie könnten die Schuldsumme gleich in den Rauchfang schreiben. So ists nicht zu machen. Durch Herabsetzung aller Anleihezinsen und hohe Besteuerung aller Hypotheken, Pfandbriefe, Aktien, Obligationen, Quittungen? Ich bin nicht sachverständig; und, seit wir von Parteisekretären, Durchschnittsredakteuren und Mittelstandsjuristen regirt werden, fester als je zuvor überzeugt, daß nur aus gründlicher Fachkenntniß, wenn nicht Genie mit allumfassender Leuchtkraft sie tausendfach ersetzt, nützliches Werk werden kann. Redakteure (und, by Jove, nicht die Häupter der Gilde) als Finanzminister im Reich und in Preußen, dem Heerwesen, Eisenbahnbetrieb, der Wissenschaft und Kunstlebensgestaltung vorgesetzt: ists „revolutionärer Brauch“, so einer, dessen Bruch das schwerkranke Deutschland ersehnt. Muß eine nach alter Sitte gedrillte, geschmückte Reichswehr sein, dann taugt an die Spitze der tüchtigste Offizier, nicht ein auf dem Manöverfeld der Chemnitzer Volksstimme Erzogener. Lahmt aller Dampfbahnverkehr auf beiden Füßen und kann drum nicht einmal die Kohlenzufuhr verbürgen, dann wird ein Verfasser guter Artikel über Sonderfragen der Volkswirthschaft schwerlich die Heilung fördern. Heute sind die Hochsitze den Könnern gesperrt; werden viele Sichtbare von Unverantwortlichen an Bindfäden gelenkt; hält nur Erfahrung und Eifer der zu viel gescholtenen Bureaukratie noch die Verwaltungmaschine in Gang. Anderes Land hat anderes Leid. Trotz dem Valutajammer steigt im Inland sacht die Kaufkraft des deutschen Geldes. Und alle Feinde von gestern, vornan die Franzosen, wissen und sprechen laut aus, daß auf dem Menschheiteiland internationaler Noth auch ihr Hoffen unlösbar, mithaftbar an Deutschlands Genesung hängt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Aufklärung über München.

Entgegen falschen Gerüchten ist der Münchener Fremdenverkehr in alter Gediegenheit. Festspiele und die herrliche Gebirgsnatur locken wieder. Die Hotels entfalten den bekannten Münchener Komfort. Wir empfehlen unseren Lesern das ruhige Gartenhotel Marienbad. Auch in Nürnberg ist noch alles beim alten, der „Württemberger Hof" unter Tonndorfs energischer Leitung hält seine Pforten für die Gäste stets offen.

Wir verweisen ausdrücklich auf die Beilage des Verlages Gustav Kiepenheuer, Potsdam, über die neue Volksausgabe von Leonhard Frank, „Der Mensch ist gut".

Die Zukunft

Berlin, den 6. September 1919

Wir vergessen nicht

Genesis

Wieder ist ein Monat vergangen, seit dem Einsturz des deutschen Machtgebäudes der elfte: und noch ist, noch immer, aus den deutschen Akten der Kriegsgenesis nichts veröffentlicht worden. Im Frühling kreiste eine Sammlung, für die Herr Kautsky verantwortlich ist, durch die Ministerien; die Veröffentlichung wurde, „weil sie unserer Sache schaden könnte", bis hinter den Friedensschluß hinausgeschoben und danach oft „eine umfassende Publikation" angekündet. Was sie umfassen solle, hörten wir nicht; und bis heute ist kein Blättchen ans Licht gekommen. Untersuchungausschuß, Staatsgerichtshof: im Winter, vielleicht, wird was draus. Viel zu spät. Noch ist nicht einmal das Personale und die Machtbefugniß dieser Instanzen bestimmt. Und schon erbitten auch Diplomaten, Botschafter und Gesandte, die sich von allerlei Anwurf reinigen möchten, ihre Vernehmung. Was ihnen gewährt würde, könnte den Militärbevollmächtigten, die manchmal ihre Erzfeinde waren, nicht geweigert werden. Ein Ermittlungverfahren solchen Umfanges soll sechs Jahre nach dem Ereigniß beginnen, dessen Aufhellung sein Zweck ist. Viele Menschen und Urkunden werden unauffindbar oder, nach der Kriegsterminologie, „unabkömmlich", nicht alle Erinnernsgefäße noch dicht sein. Nur Zufall könnte die Aufklärung eines Verbrechens bewirken, wenn die Untersuchung sechs Jahre nach der That anfinge. Und in unserem Fall

fehlen die für eine so ungewöhnliche Aufgabe kriminalistisch geschulten Ermittlungorgane; müssen zur reconstruction du délit Hunderte in Bewegung gesetzt und höchst schwierige Kreuzverhöre durchgeführt werden. Da allerspätestens im April der Reichstag zu wählen sein wird, wäre die Zusammensetzung von Ausschüssen, die diese Wahl nicht überleben könnten, das Werk nutzloser Betriebsamkeit, die Handlung vortäuschen will. Ernsthafte Arbeit könnte erst im Reichstag beginnen. Dann wird die deutsche Welt neue Sorge haben und für den „alten Kram" wahrscheinlich nicht mehr viel Interesse aufbringen. Soll es so werden? Die Sache wird behandelt wie eine, die, weil man sie, leider, in schwacher Stunde mal angerührt hat, irgendwie „erledigt" werden muß („mañana": sagen die Spanier), irgendwann, sobald nicht Dringlicheres vorliegt, die aber durchaus nicht eilig ist. Als Pflicht, gar heilige, wird sie nirgends empfunden und von edlem Streben nach Wahrhaftigkeit, das die Seele deutscher Nation zu läutern vermöchte, dringt aus höheren Sphären kein Hauch. Leises Lächeln ist des Ausländers Antwort, dem von Aktenveröffentlichung und Staatsgerichtsverfahren erzählt wird. Und seine Frage, ob unter tausend Deutschen heute wohl einer wisse, wie der Krieg entstanden sei, muß der Redliche antworten: Nein. Noch herrscht der Wahn: „Sie wollten uns eben vernichten und haben sichs leichter gedacht, als es war."

Sie haben sichs nicht leicht gedacht. Die deutsche Wehrmacht wurde geschätzt und gefürchtet wie kaum, hundert Jahre zuvor, die Bonapartes. Schon im Frühjahr 1909 sagte der russische Militärbevollmächtigte Michelson in einem Geheimbericht, das deutsche Heer stehe auf der Höhe militärischer Leistungfähigkeit und könne drum am nächsten Tag jeden Krieg wagen. „Die Bereitschaft zum Krieg wird durch die Vollkommenheit der Bewaffnung und Organisation im Verhältniß zu der nachbarlicher Heere bestimmt. Die deutsche Infanterie ist jetzt eben so gut bewaffnet wie unsere und Frankreichs; auch die Feldartillerie ist besser geworden; zwölfhundert Maschinengewehre sind im Gebrauch; die Schwere Artillerie übertrifft alle anderen und kann den in Feindesland vordrängenden Truppen schnell den Weg säubern. Das Eisenbahnnetz ermöglicht die rasche Ausführung aller strate-

gischen Pläne und seit der Algesiras-Krisis hat jede Hauptstation ein großes Kohlenlager. Die der Kriegstechnik dienstbare Industrie kann alles nöthige Geräth in währendem Krieg bequem liefern; ihre Erzeugungfähigkeit ist ungemein groß. Das deutsche Heer hat längst das beste Offiziercorps und ist dem Volk so fest ans Herz gewachsen, daß es, trotz aller sozialen Gährung, immer auf zuverlässige Mannschaft rechnen darf; dieses Heer ist nicht durch unbedachte Neuerungen verwirrt worden und muß als die stärkste Landmacht angesehen werden. Die bei der Umbewaffnung von dem Kriegsminister Goßler gemachten Fehler und die Thatsache, daß die bekannte Vorliebe der Flotte mehr Geld als früher zufließen ließ, erleichterten Frankreich, zum Theil auch uns einen Vorsprung in der Bewaffnung; jetzt aber hat Deutschland das verlorene Terrain wiedergewonnen und kann, wenn es will, jeden Tag seine militärische Macht einsetzen, um an das Ziel seiner Politik zu gelangen. Dabei wächst seine Seestreitkraft so rasch, daß sie schon Englands insulare Sicherheit und maritime Vorherrschaft bedroht. Die Ueberzeugung, England werde neue Vergrößerung der deutschen Kriegsflotte nicht gestatten, ist in Deutschland so fest, daß der Gedanke, durch einen Ueberfall nach japanischem Muster, wozu dreizehn Luftschiffe und die Minenflottille mitzuwirken hätten, die englische Flotte zu zerstören, hier zur Fixen Idee geworden ist. Kann Deutschland sich mit England verständigen, so hat es auf dem Kontinent freie Hand. Der Dreibund ist gelockert, Oesterreich durch die Slawenbewegung innerlich erschüttert und die Türkei schwankt vor der Entscheidung, wem sie sich anschließen solle. Unser Rußland hat sich von Krieg und Aufruhr noch lange nicht erholt und die Kraft des französischen Heeres ist durch das Walten von Pazifisten und Sozialisten gelähmt worden. Deutschland kann eines Tages der Versuchung erliegen, mit einem mächtigen Schlag sich wieder in militärischen Glanz zu heben, sich zum Herrn des Dreibundes und eines slawo-katholischen, russenfeindlichen Oesterreichs zu machen und Frankreich so zu zerhämmern, daß es auf viele Jahre hinaus als Machtfaktor nicht mehr mitzählt. Der innere Zustand Deutschlands begünstigt solche Versuchung. Das geht klar aus den Worten hervor, die ein vornan stehender preußischer Ge-

neral neulich zu mir sprach: ‚Bei uns ists ungeheuer schwül geworden; wir brauchen frische Luft und nur ein Krieg kann sie uns wiederbringen.‘ In der Armee spricht man täglich von nahem Krieg. Die Möglichkeit, daß der Dreibund sich löst, Rußland erstarkt, die Slawen sich sammeln, wird man hier nicht mit ruhig im Schoß gefalteten Händen abwarten. Und die stets mögliche Verständigung mit Rußland wird durch das allzu hoch aufgeschwollene Selbstbewußtsein der Deutschen gehindert. Sie wissen, daß auf dem Festlande die Zeit gegen sie und für die Slawen, auf der See für sie und gegen England arbeitet.“ Der Marineagent meldet dem Minister, daß für die deutsche Kriegsflotte in England heimlich siebenhunderttausend Tonnen Cardiffkohle gekauft worden seien; daß Kreuzer und Minenboote nachts das pariser Kabel aufgesucht und im Kleinen Belt Grundminenlegung geübt haben; daß Häfen und Flotte für den Krieg in vollkommener Bereitschaft seien. Der Finanzagent meint, Deutschland werde den Krieg (dessen Kosten er, viel zu niedrig, auf fünf Viertelmilliarden im Monat berechnet) schnell in russisches Gebiet, wo es seine Truppen ernähren, alles Requirirte mit Papier bezahlen kann, zu tragen und durch ungeheuren Kraftaufwand rasche Entscheidung zu erwirken suchen. Ueberall Sorge; nirgends ein Zweifel an Deutschlands Stärke.

Keiner auch in Frankreich; dafür zeugen die Berichte des Botschafters Jules Cambon und seiner Gehilfen. Im März 1913 schreibt der Botschafter: „Deutschlands neuer Militäraufwand hat eine hier unerwartete Folge gehabt: den Vorschlag, die dreijährige Dienstzeit in Frankreich wiederherzustellen, und die männliche Entschlossenheit, die diesen Vorschlag annahm. Die Kaiserliche Regirung hat das Staunen Deutschlands als Vorwand zu einer neuen Militärvorlage benutzt, die nun für eine Antwort ausgegeben wird. Das ist das Gegentheil der Wahrheit; denn die ungeheure Wehrlast, die Frankreich auf sich nimmt, ist ihm nur durch Deutschlands Vorgang aufgezwungen worden. Unermüdlich schüren die kaiserlichen Behörden das Feuer des Patriotengefühles. Jeden Tag gefällt der Kaiser sich in Belebung des Erinnerns an 1813. Gestern zog abends Militärmusik durch die Straßen und Redner betonten laut, wie ähnlich die Lage der von 1813

geworden sei. Wenn aber der Wirbel, der vor einem Jahr-hundert das deutsche Volk gegen den nach Weltherrschaft trachtenden Genius in Kampf trieb, einer Erscheinung von heute vergleichbar ist, dann darf man sie nur in Frankreich suchen, dessen Volk nichts Anderes will als Abwehr drohender Gewaltherrschaft." Oberstlieutenant Serret: „Frankreich, heißt es hier, hat mit seinen vierzig Millionen Einwohnern nicht das Recht zu militärischem Wettbewerb mit Deutschland. Ein namhaftes Reichstagsmitglied hat neulich über unsere dreijährige Dienstzeit gesagt: ‚Das ist eine Herausforderung, die wir nicht hinnehmen werden.' Man ist wüthend, weil dem ungemeinen Aufwand des vorigen und dieses Jahres nicht gelungen ist, Frankreich, wie man hoffte, mattzusetzen. In der Stunde, die der deutschen Militärmacht die endgiltige Ueberlegenheit sichern und uns vor die Wahl zwischen Erniedrigung und Vernichtung zwingen sollte, weigert sich Frankreich, abzudanken, und erweist wieder, nach Renans Wort, sein unsterbliches Vermögen von Wiedergeburt und Auferstehung. Deutschlands Aerger ist leicht zu begreifen. Die Deutschen wollen gefürchtet sein, sind bereit, die Nährung dieser Furcht theuer zu bezahlen, und der gewaltigen Ueberlegenheit ihres Heeres so sicher, daß in jedem Augenblick, wo sich ihr Stolz verletzt wähnt, der nationale Zorn auflodern wird." Der Marinebevollmächtigte: „Deutschland will das Gleichgewicht der zwei Lager, in die Europa getheilt ist, durch eine große, kaum noch zu überbietende Kraftanstrengung aufheben; und es feiert die Erinnerung an 1813 so laut, um Frankreich als den ewigen Erbfeind zu zeigen. Mit einer vollkommenen Heeresorganisation und einer von den kriegerischen Trieben des Wehr- und des Flottenvereines geleiteten Oeffentlichen Meinung ist es ein gefährlicher Nachbar." Kriegsminister Étienne empfängt von seinen Spähern eine deutsche Denkschrift, die (ich übersetze nach dem französischen Wortlaut) sagt: „Wir müssen dem Volk den Glauben einhämmern, daß unsere Rüstungen nur die Antwort auf die Frankreichs sind und daß wir durch Herausforderung vom Gegner zum Kampf gezwungen werden. Man muß die Sache so behandeln, daß unter dem Druck lastender Rüstungen, schwerer Opfer und politischer Spannung unser Losschlagen wie Erlösung wirkt,

von der Jahrzehnte friedlichen Wohlstandes zu hoffen sind, wie sie nach 1870 kamen. In Egypten, Tunis, Algerien, Marokko und in Rußland müssen wir Unruhen anzetteln. Die kleinen Europäerstaaten müssen wir bändigen oder in Gefolgschaft zwingen. Die Heere und Festungen Belgiens und Hollands sind wahrscheinlich schnell zu überrennen oder zu neutralisiren. Gegen Dänemark und die anderen Skandinavenstaaten müssen wir, obwohl von ihnen kaum Etwas zu fürchten ist, eine Nordarmee aufstellen. Ehe, im ungünstigsten Fall, Dänemark von England gezwungen wird, seine Neutralität aufzugeben, wird, zu Land und zu See, die Entscheidung schon gefallen sein. Der Nordarmee können wir holländische Formationen angliedern. Auf den Einbruch in Belgien dürften wir nur verzichten, wenn dessen Festungsystem und Heer so reorganisirt würde, daß es uns wirksamen Flankenschutz böte. Sobald am Niederrhein die Armee versammelt ist, kann die Offensive beginnen. Ein kurz befristetes Ultimatum, dem sofort der Einbruch folgt, genügt zu völkerrechtlicher Begründung unseres Vorgehens. Wir wollen daran denken, daß die Grafschaft Burgund und ein schönes Stück von Lothringen, Theile des alten Deutschen Reiches, noch in der Hand der Franzosen sind und daß Tausende deutscher Brüder im Baltenland unter slawischem Joch schmachten. Deutschland muß wiedergewinnen, was es einst besaß." Am dreißigsten Juli 1913 schreibt Herr Cambon über die kriegerische Stimmung in Deutschland einen sorgsam vorbereiteten Bericht, in dem auch die Sätze zu lesen sind: „In den Universitäten entsteht eine kriegerische Ideologie, die nur einige erlauchte Geister nicht beherrscht. Nationalökonomen beweisen durch Statistiken, daß Deutschland ein seiner Industrieleistung angemessenes Kolonialreich und Absatzgebiet braucht. Der Fanatismus manches Soziologen geht noch weiter: er behauptet, Frankreich, das nach Rache strebe, hindere die Abrüstung, die Besserung des Massenloses, stärke dadurch die Wuchskraft des Sozialismus und müsse für ein Jahrhundert in Ohnmacht gezwungen werden. Historiker, Philosophen, politische Publizisten und andere Verkünder der ‚deutschen Kultur' wollen der Welt eine spezifisch deutsche Denk- und Gefühlsform aufzwingen und die geistige Ueberlegenheit, die das Urtheil

heller Köpfe noch heute in Frankreich findet, für Deutschland erobern. Aus diesem Quell rinnt das Phrasengewässer der Alldeutschen; hier schöpfen die Kriegervereine, Wehrvereine und Verbände ähnlichen Schlages." Im November schreibt er: „Mit der Last der Jahre scheint Wilhelm dem Zweiten die Familientradition, das rückständige Empfinden des Hofes und die Ungeduld des Offiziercorps fühlbarer zu werden. Irgendwie ist er, vielleicht, auch eifersüchtig auf die Popularität seines Sohnes, der den Alldeutschen schmeichelt und das Reich nicht so angesehen findet, wie es seiner Macht nach sein müßte. Der Kaiser ist weniger, als man im Allgemeinen glaubt, Herr seiner Wallungen; vor meinem Ohr ist ihm manchmal entfahren, was er im tiefsten Grunde dachte. Mir scheint nothwendig, mit der Thatsache zu rechnen, daß der Kaiser sich in Gedankenreihen eingewöhnt, die ihm früher mißfielen, und daß wir deshalb (wie er gern zu sagen pflegt) unser Pulver trocken halten müssen." Deutschland gilt als stark und gefährlich.

Deshalb jagt der Pressesturm, der in Wien, Budapest, Berlin der Ermordung Franz Ferdinands folgt, die nie fest entschlafene Sorge jäh auf. Die erste Warnung kommt aus Rußland. Der Andeutung des Grafen Czernin, der Oesterreich-Ungarns Botschafter vertritt, seine Regirung könne genöthigt werden, die Anstifter des Mordes auf serbischem Boden zu suchen, antwortet Herr Sasonow: „Kein anderes Land hat unter Attentaten, die auf fremder Erde vorbereitet waren, ärger als Rußland zu leiden gehabt. Hat es aber jemals dagegen ein Verfahren von der Art dessen angewandt, mit dem Ihre Presse Serbien bedroht? Ich bitte Sie, sich nicht auf solchen Weg zu verirren." Der Französische Botschafter Paléologue, ders nach Paris meldet, setzt hinzu: „Fände diese Warnung doch Gehör!" Am einundzwanzigsten Juli 1914 berichtet Herr Cambon aus Berlin drei Thatsachen: der Serbe habe im Auswärtigen Amt gesagt, die belgrader Regirung sei zu jeder Mitarbeit an einem Ermittlungverfahren willig, durch die Serbiens Ansehen nicht geschmälert werde; Staatssekretär Von Jagow habe geleugnet, daß er irgendwas von dem wiener Ultimatum wisse (dessen Inhalt eine Woche zuvor Herrn von Tirpitz aus dem berliner Marineamt nach Tarasp gemeldet worden war); und den Offizieren und Reservemannschaften sei die geheime Weisung zuge-

gangen, sich für eine mögliche Mobilmachung in Bereitschaft zu halten. Noch am selben Tag telegraphirt Cambon, Deutschland werde nicht zu vermitteln suchen, sondern mit aller Kraft Oesterreich stützen; die ungewöhnliche Flauheit der berliner Börse sei auf die serbische Sache zurückzuführen. In Wien ist seit dem dreizehnten Juli, aus dem Bericht des Ministerialrathes Von Wiesner, bekannt, daß Hof und Regirung Serbiens mit dem Attentat keinerlei Gemeinschaft haben. Dennoch will man „ein Ende machen und Serbien wie einst Polen behandeln", also zerstücken. Durch die Erregung der kroatischen Serben wird Tisza zu Einspruch bestimmt. Der Deutsche Botschafter Tschirschky ist für die Anwendung harter Gewalt, betont aber auffällig laut, daß man in der berliner Reichskanzlei nicht ganz so denke. Rußland ist mit Serbien darin einig, daß der Untersuchung jede mögliche Hilfe gewährt, jeder Schuldige gestraft, jeder revolutionäre Verband aufgelöst, doch der Versuch, Serbien schmählich zu demüthigen und zu entehren, zurückgewiesen werden müsse. In London hat Greys Arbeit früh begonnen. Er sieht beim Lord Haldane den Hamburger Ballin, der seine kissinger Kur unterbrochen hat, um zu hören, ob ein anglo-russisches Marineabkommen, wie in Berlin behauptet wird, abgeschlossen worden sei, und antwortet dem liebenswürdig Klugen: „Wir haben nichts abgeschlossen. Von den Bundesgenossen werden uns manchmal Wünsche angedeutet, die wir nicht erfüllen können. Möchten Sie nicht dafür wirken, daß man in Berlin eben so handle? Da ist jetzt die serbische Sache; sie kann gefährlich werden, wenn Deutschland nicht Oesterreich zu Mäßigung mahnt." In Gesprächen mit den Botschaftern weist er in seiner leisen Art immer wieder auf die Pflicht, zunächst festzustellen, ob serbische Behörden an dem Attentat mitschuldig seien; „ist die belgrader Regirung außerhalb aller Schuld, dann läßt das wiener Vorgehen sich nicht rechtfertigen und Europas Oeffentliche Meinung wird und muß es verdammen." In den letzten Tagen vor der Veröffentlichung des Ultimatums sagt er: „Die Vorstellung eines zwischen Großmächten entbrennenden Krieges ist mir widrig; und geradezu abscheulich der Gedanke, dieser Krieg könne Serbiens wegen entstehen. Die Befristung, die aus der wiener Note ein Ultimatum machen würde, müßte ich sehr bedauern; nach

einer Woche würde, auch für Rußlands Oeffentliche Meinung,
mit deren Aufbrausen zu rechnen ist, die Sache anders aus-
sehen und eine Frist kann, wenn sie nöthig wird, noch später
gesetzt werden. Die jetzt entstandene Lage kann unabsehbar
schreckliche Folgen haben. Werden vier europäische Groß-
mächte, Oesterreich-Ungarn, Deutschland, Rußland, Frank-
reich, in einen Krieg gerissen, dann steigen die Kosten ins Un-
geheure, der Welthandel, die Industrie und die Kreditgrund-
lage Europas wird zerstört, ein Zustand geschaffen, der mo-
dernen Industriestaaten schwerer erträglich würde als den
alten der von 1848, und viel vom Erdboden verschwinden, wer
auch schließlich in solchem Völkerkrieg siege. Dem Botschafter
Grafen Mensdorff, der meinte, der Friede hänge jetzt ganz und
gar von Rußlands gutem Willen ab, habe ich geantwortet:
wie, nach der Redensart des Volksmundes, zum Streit, so ge-
hören auch zum Frieden Zwei. Das dürfe man in so kriti-
scher Zeit nicht vergessen. Oesterreich-Ungarn und Rußland
müssen zunächst unmittelbare Verständigung erstreben."

Wenn die Triple-Entente, die Wochen lang Zeit zu Vor-
bereitung hatte, Krieg und Umstellung der Machtgewichte will
und die Stunde zur „Vernichtung" der mitteleuropäischen
Kaiserreiche günstig glaubt, braucht sie nach dem Ultimatum
nur den Serben zu sagen: „Lehnet ab; wir helfen Euch." Sie
handelt anders; giebt ihrem Staunen darüber, daß die Note über-
reicht wurde, während die Herren Poincaré und Viviani auf
der Ostsee heimfahren, höflichen Ausdruck und bittet, die kurze
Beantwortungfrist zu verlängern. Erstes Nein. Allgemein ist
das Urtheil: Wenn Wien auf der Forderung besteht, von seinen
Beamten in Serbien die Untersuchung führen zu lassen, wird die
Souverainetät und Unabhängigkeit des Königreiches verletzt.
Ist nicht wenigstens an dieser Stelle, im fünften Punkt des
Ultimatums, eine mildere Fassung zu erreichen? Nein. Graf
Mensdorff muß guten Glaubens in London die unwahre An-
gabe machen, Serbien habe in den seit dem Mord vergangenen
Wochen in Wien kein Zeichen von Mitgefühl oder Bereitschaft
zu Ermittlung gegeben. Unwahr; denn es hat gleich nach
dem Attentat erklärt: „Wir verdammen das abscheuliche Ver-
brechen, sind unserer internationalen Pflichten bewußt und
wollen gegen jeden Serben, dessen Mitschuld erwiesen wird,

in unserem Land sofort das Verfahren eröffnen." Nun telegraphirt Prinz-Regent Alexander an Nikolai: „Man muthet uns zu, binnen achtundvierzig Stunden Alles anzunehmen. Alle mit dem Ansehen eines unabhängigen Staates irgend vereinbaren Bedingungen und alle, zu denen Eure Majestät uns rathen, werden wir annehmen; und streng Jeden bestrafen, der zu dem Attentat mitgewirkt hat. Einzelnen Forderungen könnten wir erst nach Aenderung von Staatsgesetzen genügen. Die Frist ist zu kurz. Nach dem Ablauf kann das austro-ungarische Heer, das sich an unserer Grenze zusammenzieht, uns sofort angreifen. Weil Vertheidigung dann unmöglich ist, bitten wir Eure Majestät, uns so schnell wie möglich Beistand zu gewähren." Erst nach drei Tagen antwortet der Zar: „Die Lage ist der Gegenstand meiner ernstesten Aufmerksamkeit und meine Regirung bemüht sich mit aller Kraft um den Ausgleich der entstandenen Schwierigkeiten. Ich zweifle nicht, daß Eure Hoheit und die Königliche Regirung uns die Arbeit erleichtern und alles Erdenkliche versuchen werden, um eine Lösung zu finden, die dem Graus neuen Krieges vorbeugt und dennoch Serbiens Würde wahrt. So lange uns aber auch nur die kleinste Hoffnung bleibt, Blutverguß meiden zu können, müssen wir mit aller Anstrengung unserer Kräfte diesem Ziel zustreben. Erreichen wir es, wider unseren aufrichtigen Wunsch, nicht, dann darf Eure Hoheit gewiß sein, daß Rußland niemals dem Schicksal Serbiens gleichgiltig zuschauen wird." Herr Sasonow bittet, den Botschafter Grafen Szapary zu privatem Meinungaustausch mit ihm zu ermächtigen; dann werde man hoffentlich Formeln finden, die den Wienern ausreichend scheinen und die Belgrad annehmen kann. Auf Sasonows Ersuchen wird die Bitte von drei Großmächten unterstützt. Vergebens. In einer Cirkularnote, die nur objektiv unwahre Angaben enthält, betont die Kaiserliche Regirung des Deutschen Reiches „mit allem Nachdruck", daß die Frage nur zwischen Oesterreich und Serbien zu erörtern sei und die Einmischung einer anderen Macht, wegen der auf beiden Seiten giltigen Vertragspflichten, „unabsehbare Folgen haben könnte".

Sir Edward Grey läßt sich nicht abschrecken. Er wollte in Petersburg erst, wenn das austro-russische Verhältniß schwie-

rig würde, zu Mäßigung mahnen; fühlt sich aber durch die tolle Schroffheit der wiener Forderungen entwaffnet und hofft nur noch auf das gemeinsame Wirken der nicht unmittelbar in Serbien interessirten Mächte, Deutschlands, Englands, Frankreichs und Italiens. Sein Standpunkt ist von der ersten Stunde an unvernebelt klar: Wir haben nicht Serbiens Schuld noch Oesterreichs Recht zu prüfen, sondern alles zu Vermeidung eines europäischen Großmächtekrieges irgend Mögliche zu thun. Im Verkehr mit Serbien ist er nicht weiter gegangen als bis zu dem Rath, die unbedingte Ablehnung zu meiden und innerhalb der gesetzten Frist alles irgendwie Annehmbare anzunehmen. Der Englische Botschafter Buchanan warnt Rußland vor hastiger Mobilmachung, auf die Deutschland wahrscheinlich mit der Kriegserklärung antworten würde. Grey weiß genau, daß Frankreich und Italien die Erhaltung des Friedens eben so aufrichtig wünschen wie England; erkennt aber sogleich die Unwirksamkeit jedes Vermittlerstrebens, dem Deutschland fern bliebe: denn Oesterreich werde nur auf seinen starken Bundesgenossen hören. Dessen Aufgabe werde durch Serbiens nachgiebige Antwort nun zum Glück sehr erleichtert. Zuerst könnten die drei Botschafter in London mit Grey konferiren. Das, sagt Herr von Jagow (der Aehrenthals und Bülows Noten über Bosnien im Gedächtniß hat), wäre ein Schiedsgericht, also nur nach gemeinsamem Antrag Oesterreichs und Rußlands möglich. Grey: „Kann Oesterreich gegen Serbien Krieg führen und Rußland dennoch befriedigen, so haben wir nichts zu sagen. Greift aber Rußland ein, dann drohen die ‚unabsehbaren Folgen‘, von denen die deutsche Regirung sprach, und der größte und schrecklichste aller je erblickten Kriege kommt in Sicht. Wir wollen nur diplomatische Schritte thun, können in dieser Stunde aber unsere Seestreitkräfte nicht zerstreuen. Serbien hat in seiner Antwort sich tiefer gedemüthigt als je zuvor irgendein Land und ich bin schmerzlich enttäuscht, zu hören, daß diese Antwort in Wien als glatte Ablehnung aufgefaßt wird.“ Sasonow, dessen „Versöhnlichkeit“ Buchanan rühmt, telegraphirt: „Der Deutsche Botschafter findet Serbiens Antwort ungenügend. Aus dem Gespräch mit ihm habe ich den Eindruck, daß Deutschland das schroffe Vorgehen Oesterreichs durchaus nicht miß-

billigt. Die Haltung des berliner Kabinets, das die Macht hatte, die Weiterentwickelung dieser ganzen Krisis zu hindern, das sich von vorn herein aber jedem Einfluß auf den Bundesgenossen enthalten zu haben scheint, macht mich sehr besorgt. Mir scheint, ein englischer Versuch, die Kaiserliche Regirung zu Einwirkung zu bestimmen, könnte jetzt noch eher als jeder andere Erfolg haben. Die Entscheidung liegt in Berlin. Dort ist der Pivot. Darüber kann kein Zweifel mehr bestehen." Noch am Achtundzwanzigsten, als, nach begonnenem Vormarsch, den Serben der Krieg erklärt und die Beschießung serbischer Donaudampfer begonnen wird, lehnt Graf Berchtold „ruhig und bestimmt" jede Verhandlung auf der Grundlage der serbischen Antwort ab und sagt, in dieser Sache habe Oesterreich nur mit Serbien zu thun. Grey an den Botschafter Goschen: „Wenn der Reichskanzler Oesterreich-Ungarn bestimmen kann, Rußland zu beruhigen, und wenn dadurch der Krieg zwischen diesen Großmächten vermieden wird, werden wir, Alle, für die Erhaltung des Friedens uns Seiner Excellenz zu aufrichtigem Dank verpflichtet fühlen." England, Frankreich und Italien sind bereit, jedem von Berlin aus vorgeschlagenen Verfahren zuzustimmen, das die friedliche Schlichtung des Streites hoffen läßt. Tag und Nacht wird das Bemühen um Ausgleich erneut. Und am dreißigsten Juli schickt Grey an Goschen die Instruktion, die in der Geschichte fortleben wird: „Der Reichskanzler verlangt die Erklärung, wir würden, wenn Frankreich besiegt wird und Kolonialgebiet verliert, ruhig bleiben und uns mit der Versicherung begnügen, daß Deutschland kein Stück europäischen Franzosenlandes annektiren will. Solche Neutralitätwahrung ist schon deshalb unmöglich, weil Frankreich, auch wenn es kein europäisches Land verliert, so niedergerungen werden kann, daß es nicht mehr Großmacht ist und Deutschlands politische Vormundschaft hinnehmen muß. Auch ohne diese Erwägung aber wäre der uns zugemuthete Pakt auf Frankreichs Kosten eine Schmach, ein untilgbarer Fleck auf der Ehre Großbritaniens. Der Reichskanzler fordert weiter, daß wir alle im eigenen Interesse und in dem der belgischen Neutralität übernommenen Pflichten verschachern; gegen dieses Ansinnen sträuben wir uns mit der äußersten Willenskraft. Nach solchen

Zumuthungen ist zu überlegen, ob ein künftiger deutsch-britischer Neutralitätvertrag so große Vortheile bieten könnte, daß die Hoffnung auf ihn uns bestimmen dürfte, jetzt schon unsere Hände binden zu lassen. Wir müssen unsere volle Freiheit wahren, so zu handeln, wie uns nothwendig scheint; nur dann können wir die unheilvollen und bedauerlichen Folgen der vom Reichskanzler vorausgesehenen Krisis überwinden. Berichten Sie dem Kanzler in diesem Sinn und sagen Sie mit stärkster Eindringlichkeit, die gemeinsame Wahrung des europäischen Friedens sei das beste Mittel, Großbritanien und Deutschland in guten Beziehungen zu erhalten. Die werden sich von selbst noch bessern und kräftigen, wenn wir das Ziel, die Friedenssicherung, erreichen; und an unserem aufrichtig guten Willen soll es niemals fehlen. Ich möchte noch Etwas hinzufügen. Wenn wir über diese Krisis hinwegkommen und den Frieden wahren, werde ich mich bemühen, ein Abkommen zu erlangen, das Deutschland miteinschließt und ihm die Sicherheit giebt, daß Frankreich, Rußland und Großbritanien niemals, weder einzeln noch gemeinsam, eine ihm oder seinen Bundesgenossen feindsälige Politik treiben werden. Solches Abkommen wünschte und erstrebte ich schon während der letzten Balkankrisis; und weil Deutschland damals den selben Wunsch hegte, wurde die Besserung unseres Verhältnisses fühlbar. Bisher galt der Gedanke als so utopisch, daß er als Stützpunkt bestimmter Vorschläge nicht zu brauchen war; kommen wir aber heil über die Krisis von heute, die schwerste, die seit vielen Menschenaltern Europa plagte, hinweg, dann, hoffe ich zuversichtlich, wird der Rückstrom des Bewußtseins und das Gefühl der Erleichterung, die darauf folgen müssen, eine klarere Verständigung der Mächte ermöglichen, als zuvor erreichbar war.“ An dem selben Tag, an dem Sir Edward Goschen diese Sätze Greys dem Kanzler vorliest, wird ins Kaiserschloß eine Depesche des Zars gebracht, der zu Wilhelm spricht: „Die militärischen Beschlüsse sind schon fünf Tage alt und ausschließlich zur Abwehr der österreichischen Vorbereitungen bestimmt. Von ganzem Herzen hoffe ich, daß sie Deine Vermittlerarbeit, die ich sehr hoch schätze, nicht hemmen werden. Wir brauchen Deine kräftige Einwirkung auf Oesterreich, damit es sich zu Verständigung

mit uns entschließt. Aus Deinem Willen zur Mitarbeit schimmert mir noch eine Hoffnung auf friedlichen Ausgang der Sache. Unsere Wehrvorbereitungen wurden durch die österreichische Mobilmachung bedingt; sie einzustellen, ist technisch unmöglich. Der Wunsch, Krieg zu führen, liegt uns ganz fern; so lange unser Gespräch mit Oesterreich über die serbische Angelegenheit währt, wird mein Heer jede herausfordernde Haltung meiden. Darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort. Wie auf Fels baue ich auf Gottes Gnade. Zum Heil unserer Länder und des Europäerfriedens wünsche ich Deiner Vermittlung in Wien volles Gelingen. Herzlichst Dein Nikolai." In der folgenden Mitternacht forderte der Deutsche Botschafter in Petersburg die Demobilisation, auch an Rußlands österreichischer Grenze, binnen zwölf Stunden; sonst müsse der Deutsche Kaiser die Mobilmachung befehlen. In der Kriegserklärung, die der Botschafter nach dem Ablauf der zwölf Stunden Herrn Sasonow brachte, standen zwei Fassungen, eine für Nein, eine für Schweigen . . .

Nikolais Minister hatte selbst zwei Verständigungformeln vorgeschlagen. Die Erste: „Wenn Oesterreich von der Erkenntniß, daß aus der austro-serbischen eine europäische Frage geworden ist, sich bestimmen läßt, in seinem Ultimatum auf die mit Serbiens Souverainrechten unvereinbaren Forderungen zu verzichten, stellt Rußland seine Wehrvorbereitungen ein." Daran knüpft Herr Sasonow die Bitte, alles von Berlin aus zu sicherer Friedenswahrung irgend Mögliche zu thun; aber auch zu bedenken, daß Rußland nicht Verhandlungen führen könne, deren Zeitraum von Deutschland und Oesterreich nur zu stiller Vollendung ihrer militärischen Bereitschaft ausgenützt wird. Herr von Jagow hatte geantwortet, er glaube nicht, daß Oesterreich diese Formel annehmen könne. Sie war, auf Greys Wunsch, dann geändert worden; und die von den Westmächten unterstützte Fassung lautete: „Wenn Oesterreich sein Heer auf serbischem Boden Halt machen läßt, wenn es anerkennt, daß aus dem austro-serbischen Zwist eine Frage von europäischer Bedeutung geworden ist, und damit einverstanden sein will, daß die Großmächte wägen, welche Genugthuung Serbien, ohne seine Unabhängigkeit und souverainen Staatsrechte zu gefährden, der Re-

girung Oesterreich-Ungarns gewähren könne, verpflichtet Rußland sich, in abwartender Haltung zu beharren.“ Fruchtloses Mühen. Greys Note vom dreißigsten Juli war das weitaus werthvollste Angebot, das aus Britanien jemals nach Deutschland kam; das leidige System der zwei, seit zehn Jahren einander unfreundlichen Gruppen sollte fallen und aus der Triple Entente ein einträchtiger Großmächtebund, der Keim zu Vereinigten Staaten von Europa werden. Der Reichskanzler gab dem Botschafter Goschen keine sachliche Antwort; er sei im Augenblick (der Empfang war am letzten Julimorgen) so überbürdet, daß er fürchten müsse, den Inhalt der Verbalnote nicht genau im Gedächtniß zu bewahren, und bitte zunächst deshalb um eine Abschrift. Die hat er erhalten; in keinem Aktenbuch ist eine Antwort zu finden. In die Stunde, in der Oesterreich sich, endlich, bereit erklärte, den Inhalt seines Ultimatums mit Rußland zu besprechen, und Herr Sasonow diesen Fortschritt, der ihn aufathmen ließ, nach London meldete, platzte mit Donnersgekrach Deutschlands Verlangen schleuniger Demobilisirung, dem Rußland, gar nach den fast kindlich devoten Vermittlungbitten des Zars, sich nicht beugen konnte. Der österreichische Vormarsch gegen Serbien hatte schon am sechsundzwanzigsten Juli begonnen. Nur Nikolai Alexandrowitsch, der dem Militärwesen und der Neigung in Krieg fernste aller Zaren, konnte nach dem von Deutschland unterstützten Versuch, das in Glauben und Stamm verwandte Serbien niederzuwerfen und die Machtordnung im Balkangebiet zu ändern, so lange vor dem Befehl zur Mobilmachung zaudern. Jeder Staatsmann, Diplomat, Politiker, der die Geschichte Rußlands und Serbiens kennt, hat mirs bestätigt. Weder der dritte noch der zweite Alexander hätte gewartet. Der Glaube, durch die russische Mobilmachung sei der Krieg unvermeidlich geworden, konnte nur aus militaristisch geschulten Hirnen wachsen, denen Bürgergeschichte Schnurrpfeiferei und Staatsmannskunst nicht viel mehr als Phraseologie ist. Greys sanfte Seele klammert sich an einen Strohhalm. Noch immer, schreibt er, „lebt in mir die Hoffnung, daß nicht Alles unrettbar verloren ist; da aber Deutschland nun sein Heer mobilisirt, ist uns, denen ein Vertrag Pflichten auferlegt, höchst wichtig, zu wissen, ob die deutsche

Regirung bereit ist, Belgiens Neutralität so lange zu achten, wie sie nicht von einer anderen Macht verletzt wird." Die Antwort knickt den Strohhalm. Nun wird Verhängniß.

Mit der deutschen Kriegserklärung hatte sich ein Telegramm Nikolais gekreuzt, das wie der Nothschrei eines Bangen klang: „Daß Du Dich zu Mobilisirung verpflichtet fühlst, begreife ich; möchte aber von Dir die selbe Bürgschaft, wie ich sie Dir gebe, haben, die nämlich, daß diese Vorbereitung nicht Krieg bedeutet und wir die Verhandlungen fortführen, zum Wohl unserer beiden Länder und zur Wahrung des allgemeinen Friedens, an dem unser Herz hängt. Unserer lange erprobten Freundschaft wird, mit Gottes Hilfe, gelingen, einem Blutverguß vorzubeugen. Vertrauensvoll erwarte ich Deine Antwort." Da Wilhelm „kategorisch" ein „unzweideutiges" Ja oder Nein als Antwort auf sein Ultimatum gefordert hatte, trat der Zar scheu hinter seinen Minister zurück. Dessen Cirkularnote vom zweiten August sagte: „Offenbar ist Deutschlands Absicht, die Verantwortlichkeit für den Bruch auf uns abzuschieben. Wir mußten mobilisiren. Oesterreich beschränkte sich in Gespräche, deren Zweck Zeitgewinn war, beschoß Belgrad und bereitete die allgemeine Mobilmachung vor. Wenn wir in solcher Stunde nicht alles von Vorsicht Empfohlene gethan hätten, wären wir, als die Herausgeforderten, mit furchtbar schwerer Verantwortung belastet. Seine Majestät der Zar hatte sich mit seinem Wort dem Deutschen Kaiser verpflichtet, für die Dauer unseres Gespräches mit Oesterreich keine feindsälige Handlung zuzulassen. Im Besitze solchen Ehrenpfandes und nach allen Beweisen russischer Friedensliebe hatte Deutschland nicht das geringste Recht zu Zweifel an der Wahrhaftigkeit unserer Erklärung, daß wir jeden Ausweg, auf dem der Friede zu erhalten, Serbiens Würde und Unabhängigkeit zu schirmen war, stets mit Freude betreten würden. Ein anderer Ausgang der Sache wäre nicht nur mit unserer eigenen Würde unvereinbar gewesen, sondern hätte auch das Gleichgewicht Europas aufgehoben und dem Deutschen Reich die Hegemonie verschafft. Unendlich wichtiger als der Vorwand, der den Konflikt entstehen ließ, ist diese europäische Bedeutung des Streites, ja, seine Bedeutung für die Weltentwickelung. Der Ent-

schluß, in der Stunde noch zwischen den Mächten fortdauern- der Verhandlung uns den Krieg zu erklären, belädt Deutschland mit dem Gewicht drückender Verantwortlichkeit."

In dem (zu wenig beachteten) Schlußbericht über sein wiener Botschaftererlebniß sagt Sir Maurice de Bunsen: „Die berliner Regirung behauptet hartnäckig, bis in die letzte Minute Englands Vermittlervorschläge in Wien gefördert zu haben. Sind ihrem Botschafter, Herrn von Tschirschky, solche Weisungen zugegangen, so hat er in deren Ausführung sich weder meiner Mitarbeit noch der meiner Kollegen aus Frankreich und Rußland bedient; ich erfuhr auch niemals, was ihm am Ballhausplatz geantwortet worden sei. Der Russische Botschafter Schebeko hielt mich stets auf dem Laufenden; und von ihm weiß ich, daß ihn noch am dreißigsten Juli, also nach Rußlands Mobilmachung gegen Oesterreich-Ungarn, der Minister Graf Berchtold in der freundschaftlichsten Weise empfing und der Wiederaufnahme des petersburger Gespräches zustimmte. Von diesem Tag an wurde die Spannung zwischen Deutschland und Rußland viel straffer, als die zwischen Rußland und Oesterreich noch war, deren Verständigung seitdem durchaus möglich schien. Herr Schebeko hat sich bis in die letzte Minute mit dem regsten Eifer um die Friedenserhaltung bemüht, immer die Sprache des Versöhnung Suchenden gesprochen und mir erzählt, daß er auch in den Reden der Grafen Berchtold und Forgach das selbe Streben gespürt habe. Er war zu jeder irgendwie annehmbaren Verständigung bereit und ermächtigt. Aber alle Fäden wurden, leider, durchschnitten, als der Streit auf den gefährlicheren Boden deutsch-russischer Zwietracht übertragen worden war und die berliner Ultimata in Petersburg und Paris überreicht wurden. Nach Menschenvoraussicht hätte der Zeitgewinn von ein paar Tagen Europa vor einem Unglück bewahrt, wie es, von solcher Tragweite, die Geschichte kaum je verzeichnet hat." Im französischen Abgeordnetenhause sprach am vierten August Ministerpräsident Viviani: „Serbien hatte sich fast ohne Vorbehalt unter das Joch der österreichischen Forderungen gebeugt. Zu diesem Unterwerfungbeschluß, der Oesterreich-Ungarn einen Erfolg, dem europäischen Frieden eine Bestandsbürgschaft brachte, hatte,

wie ich aussprechen darf, der Rath Englands, Frankreichs, Rußlands in Belgrad beträchtlich mitgewirkt. Mit berechtigtem Staunen hörten wir dann, Oesterreichs Gesandter in Belgrad habe, nach einer Durchsicht, die nur wenige Minuten dauerte, die serbische Antwort für ungenügend erklärt und die Beziehungen abgebrochen. Dieses Staunen wuchs, als der Deutsche Boschafter in Paris und Petersburg die Lokalisirung des austro-serbischen Zwistes forderte und für den Fall des Eingriffes anderer Mächte mit ‚unabsehbaren Folgen' drohte. Dennoch haben wir mit unseren Freunden und Bundesgenossen alles zu friedlicher Schlichtung des Streites Erdenkbare versucht, Deutschland zu Mitarbeit an diesem Versuch eingeladen, aber von der ersten Stunde an mit Betrübniß gemerkt, daß unserem Wunsch aus Berlin kein Echo antwortete. In der Sekunde, die in Petersburg eine zu freundlicher Verständigung brauchbare Formel auftauchen sah, wurde dort das deutsche Ultimatum vorgelegt, das gerade nach dem Vertrauensausdruck des Kaisers Nikolai, der die Vermittlung des Deutschen Kaisers erbat, tief verletzen mußte. Uns hat Deutschland nichts verzuwerfen. Die Wunde, die es unserer Flanke schlug, haben wir ein Halbjahrhundert lang still ertragen und damit dem Frieden das größte Opfer gebracht, das in der Weltgeschichte je sichtbar wurde. Andere Opfer nahmen wir in den vielen Erörterungen, die seit 1904 in Marokko und anderswo systematisch von der kaiserlichen Diplomatie erzwungen wurden, in der selben Absicht auf uns. Nutzlose Opfer, unfruchtbare Verhandlung, ertragloses Mühen; denn heute werden wir, mitten in der Arbeit zu Versöhnung, von Deutschland jäh überfallen. Kein Redlicher kann uns für die Angreifer halten. Laut verkünden wir, daß der Angriff sich gegen die Freiheit Europas richtet, deren Bürgen zu sein unser und unserer Genossen Stolz ist. Gegen die Freiheit geht es, sie werden wir vertheidigen und alles Andere war leerer Vorwand. Frankreich hat den Krieg nicht gewollt und alles Erdenkliche gethan, um ihn abzuwenden." Und nie hat ein Staatsmann mit so dunkel umwölkter Stirn wie am dritten August Sir Edward Grey ein Volk in Krieg gerufen. „Der belgische Gesandte hat mir soeben mitgetheilt, daß seine Regirung den deutschen Antrag (den Durchmarsch

zu erlauben), weil die Annahme wider die Nationalehre wäre, abgelehnt habe und fest entschlossen sei, mit all ihrer Macht sich gegen den Bruch des Neutralenrechtes zu wehren. Diese Mittheilung werden wir nun ernstlich erwägen. Mehr will ich darüber nicht sagen." Kein Trompetenton, nicht das schüchternste Wörtchen der Hoffnung auf Sieg; früh schon die Erkenntniß, daß dieser Krieg den wüstesten Graus bereite, den Satanas ersinnen konnte. Zwei Jahre danach spricht der selbe Mann: „Wir wollen nach eigenem Willen leben und anderen Völkern die Freiheit ihres Wollens lassen; auch von spektakelnden Diplomaten, ewiger Kriegsgefahr, schimmernder Wehr, Säbelgerassel und Allerhöchsten Kriegsherren wollen wir frei werden. Die Deutschen haben alles Erfindergenie zu Zerstörung von Menschenleben aufgeboten und ihre Feinde gezwungen, sich selbst in so abscheulichen Kriegsbrauch zu gewöhnen. Soll Wissenschaft die Menschheit vernichten, der sie doch dienen müßte? Die Deutschen glauben, ihre Kultur sei jeder anderen so überlegen, daß sittliche Pflicht befehle, sie der ganzen Welt aufzuzwingen. Was diese Kultur leistet, zeigt jetzt der Krieg; soll sie sich noch in einem Gemetzel offenbaren, das alles Leben vertilgt? Preußens Herren können sich keinen anderen Frieden vorstellen als eisernen, der alle Völker deutscher Willkür unterwirft; und begreifen nicht, daß freie Menschen lieber sterben als sich in solches Joch ducken wollen." Kein Triumphlied. Der Blick des Sprechers ist noch so düster wie auf der Schwelle des Schreckensgebäudes.

Nein: in Ost und West hat kein Verantwortlicher „sichs leicht gedacht"; und niemals war der Krieg Verhängniß, dem Staatskunst das deutsche Volk nicht entwinden konnte. Auch den von Millionen Zungen beleckten Märenbrei von der „unvergleichlich genialen Führung des Krieges" können wir in der Helle nicht mehr schlucken; wir wissen, daß (wie, nach Bismarcks zäh bewahrter Meinung, schon 1870) das Heer besser war als die besten Führer und daß auf der höchsten Sprosse technische Meisterschaft, doch kein Schöpferhirn gebot. Das Ethos dieser Kriegsführung ermißt der Rückblick auf die amtlichen Berichte, die uns noch vor einem Jahr, lange nach dem „schwärzesten Tag", als einzige Kost, aufgetischt wurden; wird ganz aber erst der (in Haufen besonders aus Rumä-

nien und Serbien gesammelte) Anklagestoff erkennen lehren, von dem das im berliner Verlag Engelmann erschienene Heft „Lille“ eine Probe giebt. Deutschlands Schmerzenserlebniß darf nicht in Groteske ausmünden. Die aber würde, wenn der kindische oder schamlose Versuch gelänge, Heimath und Heer, Schwärmer und Warner, Marxisten und Juden für das Unglück haftbar zu machen und in die Glorie nur das Fähnlein Derer zu heben, die den Krieg ersehnt und erzwungen, geschlürft und weit über die Vermögensgrenze der Nationalkraft hinaus gezerrt und, weil ihr Auge von Dünkel geblendet war, verloren, allzu spät die nahe Lawine erblickt haben. „Bedenk' es wohl; wir werdens nicht vergessen.“ Ein Wall aus Apologetenbüchern wehrt nicht der Götzendämmerung. Was die verschüttete Zeit große Politik nannte, ist dem neuen Tag Deutschlands versagt. Statt ihn durch erkünsteltes Gefunkel, durch Klüngelgeflunker mit rachsüchtiger Macht zu schänden, müssen wir andächtig trachten, den Staat der Deutschen in höhere Weihe zu läutern. Sie werde Ziel. Die Helden, die Götter von gestern verhießen wildem Trieb Sättigung; nicht nur, weil ihre Verheißung trog, sind sie uns heute Götzen. Unser Sehnen sucht ringsum den Staatsmann, vor dem, weil er die Seele der ihm Folgsamen geadelt habe, Platons vor stämmigen Eroberern und Bändigern starr aufrechter Sokrates sich zu Ehrerbietung beugen wollte.

Chronikon

Wird wieder Unheil? Dreimal, mindestens, in jeder Woche lesen wir jetzt Preßdepeschen, die melden, daß die Vereinigten Staaten unmittelbar vor einem Kriegstehen. Meist ists der Krieg gegen Mexiko (dieses Allegro Furioso gehört längst, wie das gelbe Laub und das Rebhuhn, zu den Spätsommererscheinungen); manchmal ists der gegen Japan; einmal wars auch schon der Zweifrontenkrieg gegen Beide. Und fast immer werden der Meldung freundliche Glossen angeflickt. „Der wahre Zweck der amerikanischen Rüstung wird auch Blinden nun wohl sichtbar.“ Oder: „Da sieht man, was von dem Gerede über den Völkerbund und den letzten Krieg, dem keiner mehr folgen dürfe, zu halten ist.“ Nicht einmal bis zu dem niedrigen Witz, daß der Pazifismus aufhöre, wo der

Pacific anfinge, schwangen die Hastigen sich auf. Jetzt aber heißts: Amerikanische Politiker von Ruf haben an den Präsidenten der United States geschrieben, wenn Japan im Besitz von Schantung bleibe, sei der Krieg unvermeidlich. Spricht diese Meldung Wahrheit, dann wäre jede Hypothek auf den Frieden der Neuen Welt unsicher. Denn freiwillig wird Japan auf Stützpunkte in Schantung nicht verzichten.

Der russische Ministerpräsident Graf Witte hat mir vor Jahren einmal erzählt, wie eindringlich ihn der alte Li-Hung-Tschang gewarnt habe, Rußland dadurch in Konflikt mit Japan zu bringen, daß es bis an die Südküste von China vordringe, die Japan als den Herrschbereich seiner Zukunft betrachte. Als Li bei der Krönung Nikolais Alexandrowitsch den Mandschukaiser vertrat, beschwor er Witte beinahe zärtlich, die Eisenbahn nur bis Wladiwostok zu bauen, deren Gleisstrecke er durch die Konzession für die Linie Nertschinsk-Tsitsikar-Wladiwostok um sechshundert Kilometer verkürzen wolle, aber keinen Strang südwärts zu legen. Seufzend hat er dann, im April 1896, auf Drängen des Auswärtigen Ministers Fürsten Lobanow (der zugleich mit dem von Japan zur Krönung gesandten Marschall Yamagata einen Vertrag über die „Unabhängigkeit" Koreas schloß), seinen Namen unter den Vertrag gemalt, der Port-Arthur und die Kiautschau-Bucht den Russen als Flottenstützpunkt überließ; und hat, ehe er abreiste, die Warnung noch wiederholt. Li-Hung-Tschang, der in unseren Tagen wohl der klügste Staatsmann des Fernen Orients war (als er den alten Bismarck in Friedrichsruh besuchte, blickten die tiefverschneiten Gipfel zweier Welten einander an), kannte das Reich der aufgehenden Sonne besser als irgendein Anderer, der nicht dort geboren ist. Nur sein müdes Auge lächelte, wenn Jemand sagte, Japan werde nicht den Fehler wiederholen, den das Inselreich des Westens, Britanien, machte, als es mit Waffengewalt auf das Festland überzugreifen, sich eine französische Provinz anzueignen versuchte. Dieses dicht verschleierte Lächeln der Iris schien zu fragen, ob der europäische Sprecher sich etwa einbilde, das ganz von seinem verschiedene Hirn eines Asiaten, gar eines aus Nippon, zu verstehen. Die Prophetie des gelben Greises wurde bestätigt.

Ueber Korea, wo eine Hofclique russischer Spekulanten raschen Gewinn suchte, hätte man sich vielleicht verständigt; weil Rußland auf die Liau-Halbinsel vordrang, kam es zum Krieg. Und als Rußlands Flagge vom Gelben Meer verdrängt, Port Arthur japanisch geworden war, blieb in Tokio noch immer wachsam das Mißtrauen vor jeder Macht, deren Hand sich auf die chinesische Südküste legen könne. Korea, Liautung, Sachalin: Das, Alles, vermochte den Wunsch, auch in Schantung stärker als jeder Andere zu sein, nicht auszujäten.

Während des Weltkrieges, im April 1916, machte Deutschland den Versuch, einen Sonderfrieden mit Rußland und Japan zu schließen. Der Deutsche Gesandte in Stockholm, Freiherr von Lucius, dem Herr Stinnes, der verwegenste Großindustrielle des Rheinlandes, in diesem (hier schon erwähnten) Fall assistirte, ermöglichte eine Zusammenkunft mit dem japanischen Gesandten Usida, der den Deutschen aber sagte, Japan brauche keinen schnellen Friedensschluß und könne eben so wenig wie Rußland daran denken, sich von den Genossen zu trennen. In einem zweiten Gespräch bot Herr von Lucius, dessen geschmeidiger Eifer in dem schwarzen Jahrfünft viel Nützliches erlangt hat, eine Prämie an. Wenn Japan den Frieden vermittle, werde Deutschland ihm alles in China besetzte Gebiet abtreten und Entschädigung nur von den Kosten des Eisenbahnbaues, sonst nur Ersatz des deutschen Privateigenthumes fordern. Aus dem Hintergrund schien ein Bündnißangebot zu schimmern. In der richtigen, nur allzu späten Erkenntniß, daß der deutsche Besitz in Schantung (dessen Erwerb Admiral Tirpitz empfohlen hatte) die Freundschaft mit Japan hindere, ließ die deutsche Regirung die Hoffnung ausdrücken, nach solchem Abschluß werde das deutsch-japanische Verhältniß viel intimer als zuvor werden. Neben der Prämie stand, wie von dem alten kaiserlichen Deutschland zu erwarten war, die Drohung. Wenn man in Tokio die Vermittlung ablehne, werde sie eine andere Regirung übernehmen und Japan um seinen Nutzen kommen. Herr Usida sagte, da er zu irgendwelcher Verhandlung nicht Vollmacht habe, könne er nur an seine Regirung berichten. Die ließ durch ihren petrograder Gesandten, Marquis Motono, dem Minister Sasonow die deutsche Offerte vorlegen. Herr Sa-

sonow antwortete, er könne deutsche Friedensbedingungen nur anhören, wenn sie zu gleicher Zeit auch in London und Paris mitgetheilt würden. Zwei Monate danach unterzeichnete er den von Motono überreichten Geheimvertrag, dessen Spitze sich gegen Amerika kehrte. Er sollte die Verträge Iswolskijs von 1907 und 1910 und den Vertrag vom achten Juli 1912 ergänzen und verpflichtete für den Fall, daß „eine dritte, Rußland oder Japan feindliche Macht die politiscche Herrschaft über China erstrebe", die Kontrahenten zu vertraulicher Erwägung der Abwehrmöglichkeiten. Kam es dann zur Kriegserklärung der „dritten Macht" an Japan oder Rußland, so war der Partner zu Beistand mit seiner Wehrmacht verpflichtet; Vorbedingung des Beistandes war nur, daß dem Angegriffenen seine Bundesgenossen Waffenhilfe, „die dem Ernst des werdenden Konfliktes in ihren Machtmitteln entspreche", zugesichert hatten. Der Vertrag sollte bis zum ersten Juli 1921 gelten und „tiefstes Geheimniß" bleiben.

Der Weltkrieg ging weiter. Und die gegen uns Verbündeten hatten den dringenden Wunsch, daß auch China dem Deutschen Reich den Krieg erkläre. Motono, der inzwischen Minister geworden war, antwortete dem Russischen Botschafter Krupenskij, auch er hege diesen Wunsch, müsse aber die zu Einwirkung auf Peking günstigste Stunde abwarten. Wann diese Stunde gekommen sein werde, deuteten die wichtigsten Sätze des Ministers an. Wenn China den Krieg erkläre, werde es am Ende auch auf die Friedenskonferenz zugelassen; und für diesen Fall müsse Japan sicher sein, daß alle Mächte für seine Rechte auf das in Schantung und in der Südsee besetzte Gebiet mit vollem Gewicht eintreten würden; ohne diese Sicherheit werde die Oeffentliche Meinung nicht billigen, daß die japanische Regirung auch China in den Krieg ziehe. Krupenskijs Eindruck war: Ohne die feste Zusage von Schantung und den Inseln nördlich vom Aequator läßt Japan die Chinesen nicht den Krieg erklären. Offiziell wird Chinas Schwanken mit der Unentschlossenheit seines Präsidenten und mit dem Bedürfniß begründet, vor der Kriegserklärung sich, im Zolltarif und in der Boxerkriegsentschädigung, Vortheile zu sichern, die dann ja auch verbürgt werden. Doch sprechen alle erkennbaren Zeichen

und Merkmale für den Glauben, daß schon damals, in der Zeit vor Chinas Kriegserklärung und vor Amerikas Rüstung, die Mächte der Entente in Geheimverträgen Japan als Erben der deutschen Rechte und Privilegien in Schantung und der Südsee anerkannt haben. Im Juni konnte Motono dann im Parlament sagen, trotz dem neuen Grundsatz vom „Frieden ohne Annexionen und Tribute" brauche Japan für Tsingtau und die Inseln nichts zu fürchten. Auch werde in dem revolutionären Rußland weder das Volk noch die Gossudarstwennaja Duma und am Wenigsten die Regirung in Sonderfrieden mit Deutschland zu verleiten sein. Die Lieferung von Waffen und Munition, der Plan, auf chinesischer Erde eine Waffenschmiede zu schaffen, sind Mittel, den Japanern die Gewalt über Chinas militärische Kräfte zu sichern.

Diese Mittel scheinen dem Minister Motono nöthig. Er hat die Anerkennung einer „Sonderstellung" Japans in China gefordert und nach dem Abkommen Lansing-Ishy gesagt, dadurch werde nicht nur dem deutschen Gezettel, das zwischen den United States und Japan neue Feindschaft stiften wolle, das Ende bereitet, sondern zugleich den Chinesen bewiesen, daß sie auf americo-japanischen Gegensatz nicht hoffen dürfen. Die Realität dieses Gegensatzes sah Krupenskij dennoch voraus; Japan, schrieb er im Oktober 1917 nach Petrograd, „fordert im Grunde die Kontrole über Chinas internationale Beziehungen und will keiner anderen Macht gestatten, ohne seine Erlaubniß im Reich der Erdmitte irgendeinen Schritt zu thun." Als er die Meinung ausspricht, die Begriffe „Sonderstellung" und „besondere Interessen" würden in Washington vielleicht in anderem Sinn als in Tokio ausgelegt werden, deutet Motono an, in solchem Fall werde Japan für seine Auslegung stärkere Machtmittel haben als die Vereinigten Staaten für ihre. Und als der Vollzugsausschuß der russischen Arbeiter- und Soldaten-Sowjets die Rückgabe aller Kolonien an Deutschland, als einen Hauptpunkt des künftigen Friedensvertrages, fordert, kommt aus allen Parteien und Preßprovinzen Japans die Antwort: Niemals geben wir Schantung und die Inseln zurück! So fühlbar, noch in den von den Bolschewiki veröffentlichten Geheimberichten, Japans Wunsch ist, auch mit dem Rußland Miljukows und Kerenskijs

sich gut zu stellen: jede Meldung, daß die petrograder Regirung Amerikanern Konzessionen für Sibirien oder Sachalin gegeben habe, macht die Oeffentliche Meinung Japans so nervös, daß die Russophilie gefährdet wird und der artige Motono dem Botschafter Rußlands derb sagt, in Konsortialbetheiligung an den Bergwerkbetrieben in der Küstenprovinz und auf Sachalin seien, wenn überhaupt an Fremde gedacht werde, nur japanische Kapitalisten einzulassen.

Ist nach diesen Vorgängen der letzten Jahre glaubhaft, daß Nippon freiwillig die Schanze räumen werde? Und wären, trotz den Geheimverträgen, Druckmittel anwendbar, so blieben wunde Hautstellen und Bitterniß in der Seele zurück. Das zarische, vom Wunsch nach Machtweitung durchzuckte Rußland ist nicht mehr; und Japan hat allen Drängern, natürlich, geweigert, zu dessen Wiederherstellung dem Admiral Koltschak Truppen zu stellen. Aber auch als militärisch kräftiger Bundesgenosse steht Rußland auf absehbare Zeit nicht mehr in der Rechnung; und das Wirken der Bolschewikenagenten, der gläubigsten, fanatischsten und deshalb wirksamsten aller Werber, wird Japan, wie Indien, sehr bald spüren. Heute ist es die einzige Großmacht mit geschonten Kräften; Heer, Marine, Kapital, Wirthschaft haben vom Krieg nicht gelitten. Dennoch wäre die Hoffnung, das große Legat von Rußland, das kleine von Deutschland einzustreichen und den Riesenmarkt Chinas allein zu beherrschen, ein thörichter Selbsttrug, der den klugen, manchmal sogar weisen Männern von Tokio und Yokohama kaum zuzutrauen ist. Auch im Kaiserreich des Sonnenaufganges wird Weltwende; soll seine Sonne in den Zenith steigen, dann muß sein Volk, wie jedes, sich in Erdbetrachtung gewöhnen, deren Blickpunkt die Menschheit, nicht ein Einzelvolk, ist. Allzu lange ist auf der ungeheuren Strecke zwischen Riga und Wladiwostok, ist zwischen dem Weißen und dem Gelben Meer für die Civilisirung und für den Wohlstand der Menschheit fast nichts gethan worden. Da ist Raum für die Gemeinschaftarbeit des Völkerbundes und aller ihm noch nicht verknüpften Nationen; für Arbeit, deren Ertrag den vom Krieg Erschöpften in Gesundung helfen und in der gerade Japan seine rasch in Großmacht gewachsenen Kräfte besser und

zu höherem Zins verwerthen kann als in unmoderner Eroberung durch Waffengewalt. Wer die in Rußlands, in Chinas Erde schlummernden Schätze weckt, dient der Menschheit; und dient nur damit dem eigenen Nutzen. Unter den Fehlern des alten Deutschlands war auch der, die Losung immer „gegen“ Jemand und Etwas auszugeben, Negation, nicht Position, zu zeigen. Amerikas Klugheit wird die Parole „Für China“ der „Gegen Japan“, aus sittlichen und aus materiellen Gründen, vorziehen. Artikel 156 der Friedensbedinge verpflichtet Deutschland, alles in Schantung Erworbene, Besitz und Rechte, Eisenbahnen, Bergwerke, Unterseekabel, sammt den Urkunden an Japan hinzugeben. Nach dem Willen des amerikanischen Senators Lodge solls heißen: „An China“. Die Textänderung wäre nicht mühsam. Doch der Chinese Li selbst würde den Antrag Lodge nicht empfehlen.

Auf uns näherem Feld kann morgen Unheil werden. Im lettischen Kurland trotzt eine deutsche Armee lärmend dem Rückmarschbefehl; die berliner Regirung gesteht auffällig laut ihre Ohnmacht und scheint zu erwägen, ob sie der mit dem besten Kriegsgeräth ausgestatteten Truppe den Uebertritt nach Weißrußland, wo sich wieder die Zelle eines neuen Staates, diesmal einer Weißruthenischen Republik, gebildet hat, empfehlen oder die im Baltenland gewaltigen Briten höflich um die Erlaubniß bitten solle, das Hauptquartier der selbstherrischen Schaar in Mitau zu lassen. Das Erste würde die Polen, die uralter Hader den Weißrussen und Ruthenen verfeindet, in Wuth reizen, deren nervöses Mißtrauen in die Furcht vor Flankenumringung und Angriff neigt. Das Zweite wäre unnöthige, unnütze Devotion und nicht weitab von dem Angebot, auch die Armee Von der Goltz unter den Befehl des Admirals Koltschak zu stellen, der nicht nur im Aeußeren dem großen Bonaparte ähneln, sondern auch, wie auf russischer Erde der Korse, eines Völkerheeres Wille sein möchte. Uns ziemt redliche Erfüllung jeder Vertragspflicht; nicht dienerhaftes Gebück. Das Fuchteln und Knattern des in Kolportage gewöhnten Herrn Hörsing hat die Westmächte bestimmt, nach Oberschlesien Revisoren zu schicken, deren umglänzter Aufzug die Wasserpolen nicht von deutscher Herrlichkeit überzeugen wird. Die unkluge Hast, die schon gestern durchaus Oesterreichs schmalen Kahn aus heftiger Dünung in deut-

schen Rechtsgrund „verankern“ mußte, kann uns vom pariser Obersten Rath das klirrende Verlangen schleuniger Ankers-lichtung eintragen. Beides war von Voraussicht leicht zu vermeiden. Und wurde, wie offiziös berichtet wird, von dem Obersten Rath die Längerung der für das Senken der deutschen Heereszifer gesetzten Frist erbeten und erreicht, so bezeugt dieses Flehen allzu hörbar die innere Armuth der Bittsteller. Ist die Republik noch im elften Lebensmonat nur durch Rohr-geschosse und Handgranaten zu schützen, dann, Deutsche, wird sie nicht dauern. Dann gährt in ihr das Ferment der Gewaltsucht, das Gift des Hasses: und wir dürfen uns nicht in den Traum verklettern, die Umpflügung deutschen Geistes sei gelungen und von seinem Acker im nächsten Lenz kräftige Nährfrucht zu ernten. Irrt die nicht kleine Gemeinde, die überzeugt ist, daß auch im Inneren Militärgewalt nur noch schaden, nirgends nützen kann und daß aus dem in Stacheldraht eingegitterten, von Stahlhelmen umdräuten Deutschland selbst nach Moskaus Fall ein ödes, dem Weltgetrieb absterbendes Noskau werden müßte, dann war nicht Revolution. Die wird nur von neuen Geistes Gnade. Um uns aber ist heute noch die schlechte, in dicht verschlossenem Raum lange, zu lange aus- und eingeathmete Luft alten Geistes. Reichspräsident und Reichswehrminister dampfen durch die deutschen Stammländer. Im Sonderzug; trotzdem sie weder Hoftroß noch Leibköche mitzukarren brauchen. Ehrencompagnie, Parade, in Erster Garnitur mit Orden und Ehrenzeichen, „zwangloses Mahl“ mittags und abends, dazwischen Autofahrt in reizvolle Landschaft; und, überall, Rededuett, das in patriotische Eintracht ruft, die errungene Freiheit, „die größte der Welt“, rühmt, barsch die Nörgler vehmt, hold vom Glanzgepräng naher Zukunft trillert. Wilhelm geht um. Doch wir vergessen nicht. Würde das Leben nur durch Machtgerassel und Gaukelschwatz lebenswerth und kein Morgen hell, der nicht einer Gier Sättigung zusagt: wir müßten verzweifeln. Nach dem Aufgang neuer Seelenkraft langt all unser Hoffen. Wolle, Fett, Kohle, Valuta: die Tüchtigen schaffens. Gerettet ist Deutschland erst, wenn es durch eigenen Sühnspruch gerichtet und seiner Menschheit Adel von Rost und Schimmelsporen gesäubert ist.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Hotelbetriebs-Aktiengesellschaft Conrad Uhl's Hotel Bristol-Centralhotel,

Berlin.

Bilanz per 31. März 1919.

Aktiva.	M.	pf	Passiva.	M	pf
Grundstücks-Konto Bristol	8 500 625	—	Aktien-Kapital-Konto	9 500 000	—
Gebäude-Konto Bristol	2 950 000	—	Vorzugs-Aktien-Kapital-Kto.	2 800 000	—
Bellevue-Konto	4 200 000	—	Reservefonds-Konto	3 679 679	81
Kranzler-Konto	990 000	—	Hypothekenschuld	4 859 000	—
Inventar-Konto	1 000 000	—	Vorausbez. Mieten	[illegible]0 500	—
Maschinenanlagen-Konto	1	—	Nicht abgen. Divid.	20 130	—
Beteiligungs-Konto	1 095 000	—	Steuern-Reserve	38 444	40
Konto für vorausbez. Prämien	36 410	5[illegible]	Kreditoren	2 093 701	66
Kassa-Konto	120 107	02	Restkaufgeld-Konto Bauer	35 000	—
Effekten-Konto	178 3[illegible]8	25	Mietsausgleich	1 248 27[illegible]	60
Debitoren-Konto	3 326 771	51	Gewinn und Verlust	959 971	51
Waren-Vorrats-Konto	2 857 465	7[illegible]			
	2[illegible] 2[illegible]4 698	98		25 254 698	98

Die Dividende für 1918/19 (5% auf die Vorzungaktien und 8% auf die Stammaktien) gelangt sofort bei den Herren **Braun & Co.**, **Berlin**, **Eichhornstr. 11**, der **Deutschen Bank** den Herren **Koppel & Co.**, **Bankgeschäft**, **Pariser Platz 6**, und Herrn **Abraham Schlesinger**, **Mittelstr. 24** zur Auszahlung.

Die Zukunft

Berlin, den 13. September 1919

Dumping

In der Nationalversammlung wandte sich ein Redner gegen das Wiederaufleben der deutschen Schleuderkonkurrenz auf dem Weltmarkt, gegen das „Dumping“, das überall im Ausland gefürchtet sei. Es wird gefürchtet; und wenn es auch nicht den Kriegsausbruch verschuldet hat, so hats in der Kriegszeit doch in englischen Industrie- und Handelskreisen den Wunsch erzeugt, sich vor solcher Methode für immer zu schützen.

Nachdem Cobden in seinem Kampf gegen die Getreidezölle 1846 deren Aufhebung erreicht hatte, blühte der Manchesterschule 1860 der Erfolg, daß aus dem anglo-französischen Handelsvertrag der letzte Rest der noch bestehenden Schutzzölle getilgt wurde. Damit war England (denn zugleich wurde eine Vereinfachung des Finanzzollsystems eingeführt) zum Freihandel (free trade) übergegangen, dessen Anhänger die Produkte fremder, billig wirthschaftender Länder zu wohlfeiler Versorgung des eigenen Marktes dem theureren Erzeugniß der eigenen Heimath vorziehen. Sie verzichten also darauf, die inländische Produktion durch Zölle zu schützen, auch wenn sie aus irgendeinem Grunde den Wettbewerb mit der ausländischen nicht aushalten kann. Diese von Adam Smith in seinem berühmten Werk „The wealth of nations“ begründete Freihandelslehre ist so lange heiß umstritten worden, daß Kleinwaechter in seiner „Volkswirthschaftpolitik“ sagen kann, es seien ganze Bibliotheken pro und contra entstanden. England selbst hat die Jugend seiner Industrie mit allen Mitteln gegen

ausländische Konkurrenz zu schützen versucht und ist erst zum Freihandel übergegangen, als es von ihm reichen Gewinn hoffen durfte. Anders war die Entwickelung in Deutschland. Schon Friedrich List, der Meister der deutschen Nationalökonomie, war ein Vorkämpfer für den Schutzzoll, in dem er das Mittel sah, das gewerbliche Können des Landes zu wecken. Trotzdem wurde am Anfang der sechziger Jahre der Zolltarif in freihändlerischem Sinn umgestaltet und später noch nach dieser Richtung weiter ausgebaut. Im Jahr 1879 beschloß Bismarck die Umkehr; und man glaubte fortan im Deutschen Reich, die nationale Produktion durch Schutzzölle sichern zu müssen, die auch auf Rohstoffe und Nahrungmittel ausgedehnt wurden. Daß finanzpolitische Wünsche, die Zolleinnahmen begehrten, dabei mitsprachen, darf nicht verschwiegen werden. Die deutschen Zolltarife sind in vielen Positionen hochschutzzöllnerisch geblieben, während England eigentlich nur Finanzzölle erhebt; fast der gesammte Zollertrag kommt dort aus den Genußmitteln Tabak, Kaffee, Thee, Rosinen, Alkohol. Der Zoll dient also nicht, wie in Deutschland, zum Schutz der nationalen Produktion.

An Angriffen auf das Freihandelssystem hat es aber in England nicht gefehlt. Der Freihändler sagt zum inländischen Produzenten: „Wenn Du nicht so billig produziren kannst wie Dein ausländischer Wettbewerber, so ist Deine Produktion für unser Land wirthschaftlich unvortheilhaft. Gieb den Betrieb auf und übertrage das in ihm thätige Kapital sammt Deiner Arbeit auf eine andere Industrie, die mit mehr wirthschaftlichem Erfolg betrieben werden kann.“ Nun ist es ja für den Konsumenten erfreulich, wenn er sich billiger vom Ausland her eindecken kann, als ihm bisher im Inland möglich war; dem Produzenten aber klingt Rath von der zuvor angedeuteten Art nicht gerade angenehm. Ohne Verlust an Kapital und Arbeit kann er seinen bisherigen Betrieb, der unrentabel geworden ist, gewöhnlich nicht umstellen; auch ist nicht immer Gelegenheit, mit altem Betrieb eine lohnende neue Industrie aufzunehmen; und in der alten Branche erworbene Fertigkeiten und Kundschaften müssen in der neuen erst erworben werden, was Zeit und Geld kostet. Als französische Seidenfabrikate in England zollfrei wurden, konnten zwar die Damen sich billiger als bisher in Seide kleiden, aber in Coventry, wo der englische Seidenhandel seinen Hauptsitz hat, sah man ringsum bald Trümmerhaufen.

Namentlich durch den Wettbewerb Deutschlands und der Vereinigten Staaten von Amerika, die Schutzzölle hatten und nicht nur in die ausländischen, sondern auch in die inländischen Absatzgebiete der Engländer eindrangen, wurden später die Fälle gemehrt, in denen englische Produzenten durch die Konkurrenz des Auslandes geschädigt wurden. Auch hatte mancher zu selbstbewußt gewordene englische Unternehmer versäumt, sich technisch auf der Höhe zu halten, auf der er den Zustrom fremder Fabrikate nicht zu fürchten brauchte. Die englische Industrie hatte die Ergebnisse der Wissenschaft nicht so benutzt und ausgenutzt wie die Deutschlands, wo Wissenschaft und Industrie in Gemeinschaft fortschritten. Deshalb hatte auf einzelnen Gebieten die englische Industrie ihre führende Stellung verloren. Nur aus einer Selbstberäucherung konnte aber die Behauptung entstehen, die englische Industrie sei überall von der deutschen geschlagen worden. Der Krieg hat bewiesen, welcher Leistung England fähig ist. Das bekannteste Beispiel dafür, wie England durch die deutsche „angewandte Wissenschaft" getroffen wurde, bot die Chemische Industrie. Ein deutscher Chemiker fand die Synthese des künstlichen Indigo, die deutsche Industrie richtete sich auf dessen fabrikmäßige Herstellung ein, brachte ihn auf den Weltmarkt und 1913 führten deutsche Exporteure sogar nach Indien für 1¼ Million Mark künstlichen Indigo aus. Die indische Indigokultur, die in den Händen britischer Pflanzer lag, und der englische Indigohandel wurden dadurch natürlich in ihrer Machtstellung erschüttert.

Die Geschädigten riefen von links und rechts immer lauter nach einem Schutzzoll, weil England beim Freihandel gegen die Schutzzölle fremder Staaten wehrlos sei. Der konservative Premier Balfour war aber im Prinzip für den Freihandel. Man beschloß, die etwa einzuführenden Schutzzölle den Staaten gegenüber fallen zu lassen, die Englands Einfuhr nicht durch Schutzzölle hemmten. Balfour wollte also die Schutzzölle nur als Kampfmittel gegen die Schutzzölle anderer Staaten benutzen. Dagegen trat der Kolonialminister Jeseph Chamberlain mit einem Programm hervor, das die englischen Kolonien mit dem Mutterland gegen alle fremden Länder durch Einführung von einstweilen niedrigen Schutzzöllen zusammenschließen wollte, einem Programm, das nicht nur zur Spaltung der Unionistenpartei, sondern sogar zum Sturze der damals von dieser Partei gebildeten Regirung führte. In das neue liberale Kabi-

net trat Lloyd George als Handelsminister ein, wurde dann Schatzkanzler und legte nun ein Budget vor, das der Schutzzollbewegung den Boden unter den Füßen fortschlug, wie es im Vorwort zu den „Reden von Lloyd George“ heißt. Die Schutzzöllner wollten mit den Einnahmen aus den geplanten Schutzzöllen die Kosten für verstärkte Rüstungen und Sozialreformen decken und die Schuld aus dem Burenkrieg tilgen. Lloyd George deckte aber, ohne Schutzzölle, den Staatsbedarf ausschließlich durch Steuern auf Einkommen, Besitz und Genußmittel; Nahrungmittel und Rohstoffe ließ er unbelastet. Dieser thatkräftige Mann, der den Muth hatte, starke Feudaleinrichtungen und Vorrechte der Besitzenden zu beseitigen, gegen das House of Lords den Kampf aufzunehmen und die Arbeiterversicherung rücksichtlos durchzuführen, hat im Krieg das Steuer des Staatsschiffes erst ergriffen, als nach seiner Meinung die Mannschaft lässig zu werden drohte, und mitten im Krieg eine Wahlreform gesichert, durch die er mit weitem Blick für die Zeit nach dem Krieg den Staatsfeinden den günstigen Wind aus den Segeln nahm.

Lloyd George hat in einer feurigen Rede für den Freihandel aber für nöthig erachtet, den Vorwurf zurückzuweisen, daß er wegen der von ihm eingebrachten Patentbill eine Art Tarifreformer sei. Nach diesem Gesetz muß ein in England durch Patent geschütztes Verfahren im Inland innerhalb einer bestimmten Zeit ausgeführt oder ein patentirter Gegenstand nach gewisser Zeit im Lande hergestellt werden, wenn das erteilte Patent unanfechtbar bleiben soll. Lloyd George sagte damals: „Die Wirkung des Schutzzollsystems ist die Erhöhung der Waarenpreise, die Wirkung meiner kleinen Patentbill ist deren Verbilligung.“ Dennoch bewirkte die Bill, daß die deutsche Chemische Industrie in ihrer Monopolstellung bedroht und die Gründung von Chemikalienfabriken in Großbritanien und Irland erzwungen wurde. Der Druck, den Lloyd George mit dem „Ausführungzwang“ der Patentbill auf die ausländische Konkurrenz übte, wird erkennbar, wenn man liest, was C. A. Vince, Parlamentsmitglied und Sekretär des Tarifkomitees, über ausländische Konkurrenz in einem schutzzöllnerischen Britanien in seinem Buch sagt, dem Chamberlain selbst, weil ers hoch schätzte, eine Vorrede schrieb. Da heißt es, der amerikanische oder deutsche Produzent, der fähig ist, mit britischen Fabrikanten zu vortheilhaften Bedingungen zu konkurriren, weil er irgendein Geheimniß sparsamer Produktion

besitzt, sei nicht als unfair zu betrachten, müsse aber, sobald er nach England importirt, den Schutzzoll tragen. Als sichere Wirkung dieser Gefahr wird hingestellt, daß solche Fabrikanten dann nicht auf den englischen Markt verzichten, sondern sich selbst in England niederlassen, Steuern und Abgaben zahlen und in ihren Fabriken englische Arbeiter beschäftigen werden. Den vom Schutzzöllner Chamberlain gewünschten Erfolg erreicht der Freihändler Lloyd George mit seiner Patentbill. Für unser Thema ist wichtig, daß Vince eine andere Art des Wettbewerbes zwischen den Zeilen als unfair bezeichnet: nämlich das Dumping. Was er damit meint, sei durch seine eigenen Worte erläutert. „In der zweiten Hälfte des Jahres 1900 verkaufte der Deutsche Drahtstiftfabrikanten - Verband in Deutschland 22 307 Tonnen mit einem Nutzen von 82 sh 9 d die Tonne und exportirte 19 525 Tonnen mit einem Verlust von 44 sh per Tonne. Der Heimathmarkt war durch einen Zoll von ungefähr 30 sh für die Tonne gegen fremden Wettbewerb geschützt.“ Vince hat diese Feststellung dem Iron Monger vom Februar 1901 entnommen, der sie in der Frankfurter Zeitung entdeckt haben soll. Beim Dumping exportirt meist eine Produzentenvereinigung Das, was sie von ihren Fabrikaten im Inland nicht zu dem Marktpreis, den sie festgesetzt hat, absetzen kann, in ein fremdes Land. Der dort empfangene niedrigere Preis stört die Mitglieder der Produzentenvereinigung bei fernerem Absatz im Inland nicht, wohl aber den ausländischen Konkurrenten, dessen Fabrikate die Produzentenvereinigung aber in ihrer Heimath nicht zu fürchten braucht, da sie gegen Zufluß fremder Erzeugnisse durch Schutzzölle im Herstellungland gesichert ist.

Solchen Schleuderexport gab es auch in anderen Artikeln; und er fand dort, je nach dem Standpunkt des Betroffenen, verschiedene Beurtheilung, wobei, wie üblich, der Geschädigte seine Stimme lauter erschallen ließ als der Begünstigte. So versorgte Deutschland das Britenreich mit billigem Stahl und erleichterte damit zwar die Konkurrenzfähigkeit seiner Weiterverarbeiter, erschwerte aber der englischen Eisenindustrie das Leben.

Vince zeigt an einem Beispiel, daß es sehr rentabel sein kann, eine niedere Produktion, wenn sie auf eine höhere Leistungfähigkeit eingerichtet ist, zu erhöhen und die Mehrfabrikation unter dem Selbstkostenpreis ins Ausland abzustoßen. Er berechnet für einen Artikel die Selbstkosten bei 100 000 Stück Fabrikation:

Zinsen und Abschreibungen	0,75	Steuern, Gehalt	0,50
Material	1,75	Lohn	1,—

zusammen also auf 4,—.

Ausgabe bei nicht voll benutztem Betrieb: 80 000 Stück.

Zinsen u. Abschreibungen	75 000,—
Steuern, Gehalt	50 000,—
Material	140 000,—
Lohn	80 000,—
	345 000,—
Verkauf:	
80 000 à 4,5	360 000,—
Nutzen	15 000,—

Ausgabe bei voll benutztem Betrieb: 100 000 Stück.

Zinsen u. Abschreibungen		75 000,—
Steuern, Gehalt		50 000,—
Material		175 000,—
Lohn		100 000,—
		400 000,—
Verkauf:		
80 000 à 4,5	360 000,—	
20 000 gedumpt à 3,5	70 000 —	430 000,—
	Nutzen	30 000,—

Er setzt dabei voraus, daß, wenn bei halber Ausnutzung der Produktionfähigkeit nur halb so viel Waare produzirt wird, zwar nur halb so viel Material nöthig ist und nur halb so viel Löhne gezahlt zu werden brauchen, daß aber nach Einführung moderner, Arbeit ersparender Maschinen die Industrien stets auf große Produktionziffern eingerichtet seien und deshalb Verzinsung und andere Lasten bei vermindertem Betrieb die selben seien wie beim unverminderten Betrieb, weil die kostspieligen Anlagen und Bureaux doch einmal vorhanden sind.

Chamberlain sagte in seinem Appell an die Regirung wörtlich: „Sie wird zu entscheiden haben, ob fremde Ausfuhrprämien ein Segen oder ein Fluch sind und ob ‚dumping' ein menschenfreundliches Verfahren ist, durch das Fremde sich bemühen, die Wohlfahrt unseres Landes zu sichern, oder ob es ein hinterlistiger Versuch ist, unsere Industrien zu ruiniren und unsere Märkte zu erobern." Balfour hatte schon 1902 mit seiner Drohung, Kampfzölle einzuführen, den Erfolg, daß die Zucker exportirenden Staaten die von ihnen gezahlten Ausfuhrprämien fallen ließen; hatte also einen freihändlerischen Sieg erreicht, da der Fortfall der Prämien sowohl den sie bezahlenden Staaten wie den unter dem prämiirten Zucker leidenden englischen Zuckerkolonien zu Gut kam. Lloyd George zwang mit seiner Patentbill lästige Konkurrenz, englisch zu werden, und sicherte den Freihandel seines Vaterlandes. Aber gegen das Dumping hatte man keine Abwehrmittel: „England is the dumping ground of all nations", hieß es nicht zu Unrecht; und Das trübte die Freude an dem vielgeliebten Freihandel nicht wenig. Der führte auch in andere Sorge: um ihn

sich zu erhalten, mußte England die See beherrschen; ohne die Seeherrschaft käme es in die Gefahr, im Kriegsfall weder Nährmittel noch Rohstoffe zu haben. Um am Freihandel festhalten zu können, scheute es deshalb auch keine Kosten, sich die Seeherrschaft zu sichern. Weil man in England in dem Ausbau der deutschen Flotte aber ein Mittel sah, England in seiner Seeherrschaft zu stören, betrachtete man das Wachsthum der deutschen Marine als eine unerträgliche Bedrohung der Existenz. Wenn später in bestimmten englischen Kreisen der Krieg populär war, so war daran das Dumping zu großem Theil mitschuldig. Wer Wind sät, wird Sturm ernten. Bei der Konkurrenz mit fremder Industrie durfte Deutschland nicht nur an die Möglichkeit finanziellen Erfolges, mußte es auch an die politischen Folgen denken.

In ihrem Bericht für das Jahr 1913 sagte die Deutsche Bank, daß veraltete Methoden in der deutschen Industrie fast überall durch moderne, jeden Wettbewerb aushaltende ersetzt seien. Schon im Jahr zuvor hatte die Bank berichtet, daß die deutsche Montan- und Hüttenindustrie in ihrer Leistungfähigkeit die aller anderen Länder übertreffe. Das „gewerbliche Können" des Landes war also längst geweckt: dann aber konnte man auch auf Friedrich List hören und nach dieser Entwickelung auf Schutzzölle für die Fabrikate verzichten, die den freien Wettbewerb nicht mehr zu scheuen brauchten. In dem bekannten Brief Bismarcks an Wilhelm den Ersten aus dem Jahr 1876 wird darauf hingewiesen, daß durch die bevorstehende zollfreie Eiseneinfuhr und die Exportprämie Frankreichs die deutsche Eisenindustrie in ihren letzten Resten ruinirt werden müsse; daraus ergab sich die Nothwendigkeit des Zollschutzes. Daß Deutschland sich von seinem englischen Lehrmeister losmachen konnte, bewirkte eine englische Erfindung: das Thomas-Verfahren, das ermöglichte, den Phosphor aus dem Roheisen zu entfernen. Dadurch wurde auch die in Lothringen vorkommende Minette, die zu großem Theil Phosphor enthält, ein für Deutschland werthvolles Erz und das aus ihr gewonnene Eisen eben so gut für Schmiede-, Walz- und Preß- wie für Gießereizwecke verwendbar. Allerdings mußte noch ein großer Theil der Eisenerze vom Ausland eingeführt werden. Gerade in der Eisenindustrie aber häuften sich die technischen Neuerungen so, daß der Geschäftsführer des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, Dr. J. Reichert, im vorigen Jahr behauptete, deutsche Arbeit und

ihr Geist hätten das englische Vorbild in den Schatten gestellt, wobei die zur Verarbeitung kommenden Rohstoffe und die Arbeitlöhne immer theurer, die Fabrikate aber immer billiger geworden seien. In den Wirthschaftberichten des Swiss Bankvereins in London wurde die Höhe der Produktion bemängelt, weil ein Theil der gewaltig erhöhten Produktion der deutschen Schwerindustrie nicht zum Konsum, sondern zur Erweiterung der deutschen Produktionstätten verwendet werde. Die ungeheure Steigerung der amerikanischen Eisenproduktion hat gezeigt, daß für größere Exporte von Eisen- und Stahlfabrikaten auf dem Weltmarkt Platz war. Zu bezweifeln ist aber, ob es nöthig und schicklich war, für diesen Export auf dem Weg des Dumping Unterkunft zu suchen.

Durch die Hingabe der lothringischen Minetteerzgruben an Frankreich ist die deutsche Eisenindustrie geschwächt und an Dumping einstweilen nicht zu denken. Auch ist der deutsche Markt so aufnahmefähig, daß nur das zur Bezahlung von Lebensmitteln Nothwendige exportirt werden wird. Obendrein werden die fremden Länder sich aussuchen, was sie für Lebensmittel und Entschädigungen in Zahlung nehmen wollen. Immerhin wird der hohe Stand der fremden Valuten in Deutschland zum Export reizen, also auch anregen, bei später gesteigerter Produktion wieder durch Dumping Absatz zu suchen. Fürs Erste ist auf gesteigerte Produktion bei der Wirrniß in Deutschland nicht zu rechnen. Außerdem hat die Regirung in England jetzt ein wirksames Mittel, der heimischen Industrie die Deckung des inländischen Absatzes durch Fernhaltung ausländischer Fabrikate zu sichern: der Mangel an Frachtraum erlaubt ihr, Ein- und Ausfuhr nach Willkür zu ordnen. Diese Machtbefugniß kann sie benutzen, um unerwünschte Einfuhr fernzuhalten. Durch eine Hinterthür ist England auf die Sonnenseite der Schutzzollpolitik gekommen. Die Rückkehr zum reinen Freihandel wird aber von zahlreichen Stimmen gefordert, die auf die Schäden der jetzigen handelspolitischen Situation hinweisen. Die Frage, wie den üblen Folgen des Dumping vorzubeugen sei, hat, wie aus einer im Unterhaus im Mai ertheilten Antwort hervorgeht, die englische Regirung beschäftigt. Daß England beim Freihandel bleibt, daran hat das mit seinem Bedarf an Rohstoffen auf England angewiesene Deutschland das größte Interesse; und deshalb sollte es künftig auf Fördermittel von der Art des Dumping verzichten.

Amsterdam. Hans Diddo Koopman.

Revolution und Theater

Eine Ueberraschung, eine nicht schmerzliche, doch beschämende Enttäuschung haben wir erlebt: wir wissen jetzt, daß von allen Uebeln des alten Systems die Theatercensur das geringste war. Da wollen nun Geschlechter von Dichtern gelebt haben und ließen, die Opfer dummer Polizeigewalt, uns die Stunde ihrer Befreiung ersehnen; doch da endlich die Büchse der Pandora sich erschließen durfte: was, außer Wedekinds, des halb schon Ehrwürdigen, Büchse (die Jeder, ders wünschte, längst kannte), was ist zum Vorschein gekommen? Ganz gewiß, um des Theaters willen brauchte keine Revolution zu kommen. Was freilich nicht hindert, daß Die vom Theater mit dabei sein wollen, wenn die neue Zeit gemacht wird. Pünktlich haben sie neue Lohnforderungen gemeldet und geberden sich auch sonst, als ob sie Gott weiß was für Ansprüche an die Revolution hätten.

Ob das Räthewesen, das nirgends so wie hier zum Unfug wird, sich im Theater einnistet, bleibt abzuwarten; schon übt der Geist der Räthe seine Wirkung. Ein Beispiel nur: Die Mitglieder einer ehemals königlichen Opernbühne haben die Forderung gestellt, daß „alternirt" werden soll; es soll kein „Rollenmonopol" mehr geben. Das heißt: wenn in einem Theater zwei Sänger eine Rolle singen können, so sollen sie darin abwechseln; Das heißt: der eine soll nicht mehr das Recht haben, sie öfter als der andere, und der andere das Recht, sie eben so oft zu singen wie der eine; Das heißt: das Publikum soll den einen nicht öfter als den anderen in dieser Rolle hören dürfen: mag auch der eine ein Auserwählter, der andere nur ein Ausgelernter, nur brav und tüchtig sein. Bald wird das Publikum genöthigt sein, nicht mehr um der Darsteller, sondern wahrhaftig um des aufgeführten Werkes willen ins Theater zu gehen. Um des Werkes willen? Ich kann mir wohl eine Don Juan-Aufführung vorstellen, in der Alle brav und tüchtig sind und in der doch von Mozart nichts zu spüren ist, nicht mehr als von einem Rembrandt an lichtloser Wand. Größte Werke der Kunst leben nun einmal nur durch die Bühnendarstellung; und es ist nicht eine Personalangelegenheit noch eine Sache des „Publikums", sondern eine Lebensfrage für den mozartischen Don Juan, ob ein kongenialer Künstler ihn lebendig macht oder ob irgendein Zufallsbaryton, der brav und tüchtig ist, als Don Juan auf der Bühne steht.

Was Dies mit der Revolution zu thun hat? Ich will es auf einem Umweg zeigen. Wenn ein Stück, eine Aufführung Erfolg hat, jeden Abend ausverkauft ist: gehet hin und fraget den Tenor, den Komiker, die Jugendliche, die erste Tänzerin, wer dem Direktor „das Geschäft macht". Je tiefer Ihr hinuntersteigt, tiefer in die Provinz oder tiefer zu den Kleinen, Unbeachteten des Theaters, desto tiefer, werdet Ihr finden, und desto fester sitzt es: der Größenwahn. Den brauchen sie, Alle, zur Ausübung ihres Berufes; wer, bemalt und mit bunten Fetzen behängt, von oben und unten beleuchtet, von tausend Augen begafft, auf der Bühne steht, fuchtelt und deklamirt: Der braucht ihn. Davon frei zu sein, ist ein Vorrecht, das nur Auserwählten zusteht; Größenwahn ist Talentersatz, ein Streckmittel für kleine und mittlere Talente. Es ist unmenschlich, einem Tenor zu sagen, daß er seinem Stimmgenossen nicht das Wasser reichen kann; ein Tenor, ders glaubte, könnte nicht Tenor bleiben. Nie wird im Theater geschehen, daß ein Kollegium von Kollegen, ein „Künstlerrath", erkennt: Dieser Künstler ist mehr werth als wir Alle zusammen (und doch giebt es Dergleichen). Darum ist natürlich, daß in einem Theater, in dem die Mehrheit, Mehrheit der Braven und Tüchtigen, regirt oder mitregirt, daß im Theater der Revolution „alternirt" wird, daß es vorbei ist mit der individuellen Werthung des Bühnenkünstlers. Mag schließlich der eine besser sein als andere; aber er soll nicht etwas Besseres als die Anderen, nicht bevorzugt sein, weil er vielleicht besser ist. Da handelt es sich nicht nur um Sänger und Schauspieler (und bald auch um Regisseure und Kapellmeister). Im Theater hat die Bewegung begonnen; aber sie zielt weit hinaus über die Grenzen des Theaters. Sie geht Dichter, Maler, Musiker, geht alle Künstler an. Künstler ist Künstler. So, wie Schuster Schuster ist. Wer brav und tüchtig ist, thut seine Arbeit. Wer seine Arbeit nicht thut, soll auch keinen Lohn erhalten.

Keinen Lohn? Das ist es: die Lohnfrage; und dahinter, nicht weit dahinter lauert die Frage, um die sich Alles dreht: das Sozialisirungproblem. Sie sagen etwa, die revolutionären Theater-Sozialisten: Wenn ein Sänger, wegen seines Könnens, jeden Abend eine große Partie singen soll (jeden Abend bis an die Grenze seiner Leistungfähigkeit) und der andere nur dann, wenn der eine entlastet werden muß, so hat füglich der eine auch Anspruch auf höheren Monatslohn; darum laßt beide abwechseln: und dem System der individuellen Verträge, diesem unkollegialen, wahrhaft unsozialen System ist das stärkste Argu-

ment entzogen: dem System, durch welches heute möglich ist, daß Zwei, die in einem Theater für das selbe Arbeitgebiet verpflichtet sind, nicht gleichen Lohn erhalten (nicht: grundsätzlich und abgesehen etwa von Rücksichten des Dienstalters). Ein Anderes ist, daß nicht alle Fächer gleich bewerthet werden. Auch im sozialisirten Betrieb will man dem Tenor, dessen Material sich angeblich in kürzerer Zeit abnützt, gern höheres Einkommen zubilligen (damit er bei der großen Schlußabrechnung seines Lebens nicht zu kurz kommt). Dann giebt es auch noch große und kleine Rollen, erste, zweite, dritte Fächer. Wer mehr leistet, darf mehr Lohn fordern. Darf er wirklich? Warum muß Der wirthschaftlich leiden, der, an künstlerisch bescheidenerem Platz, nicht minder seine Pflicht thut? Jener singt einen ganzen Akt lang fast ununterbrochen und Dieser, es ist wahr, hat nur ein paar Takte; aber auch er muß den ganzen Akt auf der Bühne stehen. Läßt man einen Beamten büßen, an dessen Schalter es fast nichts zu thun giebt, während nebenan einer schwitzt: so drängt sich bei ihm das Publikum? Nun, es giebt auch Botenrollen: ein Auftritt, zwei Worte, und der Dienst eines Abends ist gethan. Darum keine Verlegenheit: das Alterniren im Fach war ein erster Schritt; das Alterniren zwischen den Fächern wird der zweite sein. Heute Held, morgen Diener; heute letztes, morgen erstes Fach. So werden Alle gleich, haben gleichen Lohn, im sozialisirten Theater gleichen Gewinnantheil zu fordern. Mag auch, sagt der echte Revolutionär, die Kunst ein Weilchen leiden: hier geht es um größte Menschheitfragen; die Idee der Revolution kann vor dem Theater nicht Halt machen. Wolle das Theater, das heute noch das Theater von gestern ist, sich bequemen: ein Geschlecht von neuen Künstlern, aus dem neuen Geist geboren, wird ihm erwachsen. Wenn erst das Letzte geschehen, die Sozialisirung des Talentes, des Geistes in der Kunst, vollzogen ist, dann, ja, dann soll auch der Kunst wieder ihr Recht werden; dann mag es Unterschiede, dann mag es wieder „Auserwählte" geben, Tenöre und Geniale; aber die Produktionmittel des Künstlers, Mittel, Kunst zu produziren, seine Stimme, sein Können, sein Fleiß, sein Künstlerthum, werden nicht mehr sein Eigen sein. Mag er sie dann, der Große, Gefeierte, im Dienste der Kunst nützen, jeden Abend, bis an die Grenze seiner Leistungfähigkeit! Doch nicht zu seinem, sondern zu allgemeinem wirthschaftlichen Nutzen: zum Nutzen des Theaters, das auch ihn ernährt, ihn, wie Alle, deren Beruf es ist, durch das Theater der Kunst zu dienen. Ob groß oder

klein als Künstler: Menschen sind sie; allen Menschen gleiches Recht, zu leben! Auch allen an Kunst Mitarbeitenden?

Vergesset nur nicht, daß es etwas Besonderes ist, ein Künstler zu sein. Wer ist ein Künstler? Wer gelernt hat, Schuhe zu machen, darf als Schuhmacher leben, muß als Schuhmacher von seiner Arbeit leben dürfen; seine Arbeit, sein Beruf ist da, um ihn zu ernähren. Er lebt als Schuhmacher, nein; er macht Schuhe, achtundvierzig Stunden in der Woche, davon lebt er die übrigen hundertzwanzig Stunden, als Bürger, als Mensch. Aber es ist nicht wahr, Ihr revolutionären Schwätzer, daß der Beruf des Künstlers da ist, um den Künstler zu ernähren; das Erste ist, daß er den Beruf hat; das Zweite, daß der Beruf, wenn es sein Beruf ist, ihn ernährt. Das Recht, von der Kunst zu leben, ist ein Vorrecht, das in hartem Kampf erworben, in hartem Kampf erprobt werden muß. Es wäre gräßlich, wenn Jeder, der ein paar Rollen gelernt oder vielleicht irgendwo gespielt hat, Anspruch darauf besäße, sich als Schauspieler zu versorgen. Aber dagegen wißt Ihr Rath: Ihr wollt den Schauspielerstand vor unberufenen Eindringlingen schützen und in Zukunft nur mehr Genossenschafter, genossenschaftlich Gutgeheißene, zulassen (und also einen Kainz vom Theater ausschließen, wenn er zufällig die Laune hat, kein Genossenschafter zu sein). Dafür wollt auch Ihr endlich ein sorgenfreies, ungefährdetes Dasein haben, wollt endlich Menschen, Bürger sein. Sei doch ein Jeder Mensch oder Bürger, so viel er will; aber der Künstler bleibe Künstler, immer, zu jeder Stunde, oder er ist es nie. Man kann acht Stunden des Tages Schuhmacher, aber man kann nicht acht Stunden, nur acht, Künstler sein. Es ist etwas Besonderes, Künstler zu sein: ein Vorrecht und ein Opfer. Weh der Kunst, wenn die Künstler bequem werden! Das Dasein des Künstlers ist Kampf. Einsamer Kampf: jeder Künstler muß ihn selbst, jeder für sich allein führen; man kann ihn nicht sozialisiren. Gewiß, es giebt auch gemeinsame Angelegenheiten der Künstler, wirthschaftliche Standesinteressen; aber das wirthschaftliche Schicksal des Einzelnen muß Einzelschicksal bleiben. Es hieße, den psychologischen Typus Künstler austilgen, wollte man das Dasein des Künstlers vom individuellen Daseinskampf befreien. Die Revolution, die Das vorhat, meint es gut mit dem Künstler; aber sie versteht nichts von Psychologie; die Psychologie des Bühnenkünstlers zumal ist ein Kapitel, das erst geschrieben und gründlich von Denen studirt werden müßte, die neue Theatergesetze machen wollen.

Im Theater herrscht kein soziales (oder: unsoziales) Klassensystem; das Theater kennt weder Klassenvorurtheil noch soziale Ungerechtigkeit; Leistung und Erfolg ist Alles. Wer heute als gefeierter Stern das Leben eines Millionärs führt, kann noch vor wenigen Jahren als obskurer Chorsänger zur Unterschicht des Theaters gehört haben; der unbegabte Kapitalistensprößling ist nirgends so verloren wie auf der Bühne. Kein Postillon der Welt würde sich aber wieder als Tenor entdecken lassen, wenn die Tenöre es auch nicht mehr viel besser haben als die Postillone. Der Künstler, der nachschaffende mehr als der schaffende und keiner in solchem Maß wie der Bühnenkünstler, muß, um wirken zu können, Wirkung spüren; bleibt sie aus, so hat er, der Schauspieler oder Sänger, der nur persönlich, nur augenblicklich wirkt, nicht den Trost des Unverstandenen; ein „Star", der nicht zieht, ist ein Unding. Den, der nach dem Höchsten strebt, kann die Illusion von Erfolg nicht befriedigen. Nur ein Maß trügt nicht: das Geld; man bezahlt nur Leistungen: wie viel Einer verdient, so viel ist er werth: der Satz gilt nirgends so wie im Theater. Ein schändlicher Satz? Vielleicht; aber schändlich für die Welt, worin der Künstler lebt, nicht für den Künstler. Eine bessere Welt soll kommen, mit dem Kapitalismus das Ansehen des Geldes zertrümmert werden? Seid doch ehrlich, Bühnengenossenschafter: ist Euch denn darum zu thun, die Macht des Geldes zu zertrümmern? Ihr ärgert Euch an dem Geld, das ein Jadlowker verdient; daher Euer Schrei nach Höchstpreisen. Aber, nichts für ungut, was geht Euch die Sache an? Vielleicht ist es wahr, daß bis heute der „Star" zu hoch im Kurs stand; doch nicht Ihr hattet die Kosten zu tragen. Das Publikum, das auf den Luxus, sich einen Jadlowker zu halten, nicht verzichten will und das dafür Geld übrig hat, das Publikum ist es, das letzten Endes auch die Jadlowkergagen bestimmt. Den Preis, der zu hoch ist, bezahlt es, trotzdem, für Butter, aber nicht für Luxusartikel, nicht für Kunst; hier ist keine Gefahr der Ueberforderung und es bedarf darum auch keines Höchstpreises. Höchstpreise für Kunstleistungen: Das ist, wenn die Kunst sich wirthschaftlich ernst nimmt, wider den Geist der Kunst. Wer wollte ihre Wirkungmöglichkeit begrenzen? Es giebt weder für die Kunst eine oberste Grenze des Erreichbaren noch für den Künstler eine oberste Grenze des Erstrebbaren. Auch eine mittlere Kunstleistung gelänge nicht, wo nur Mittleres gewollt war. Weh der Kunst, wenn der Künstler aufhört, vorwärts, aufwärts zu streben! Laßt ihm darum

die unbegrenzte Möglichkeit wirthschaftlichen Aufstieges: denn sie ist Anerkennung seines Rechtes, nach dem Höchsten zu streben, ist die Quelle, die seinen Willen zur Leistung speist.

Das Ende des wirthschaftlichen Individualismus in der Kunst müßte das Ende der Kunst bedeuten. Der Künstler, der nicht will, kann nicht; und er kann nicht wollen, wenn sein Wille gelähmt ist. Oder wie? Wenn Euer Sozialisirungprogramm verwirklicht ist, dann darf es wieder individuelle Werthunterschiede, wird es wieder Große und Kleine geben? Aber dann wird es ja zu spät sein. Es wird weder Große geben noch Kleine, kein Wachsthum, kein Streben. Wo kein Gefälle ist, da ist auch keine Wasserkraft. Alle werden behäbig sein und Alle tüchtig und Alle einander gleich...

Daß sie dem Künstler den individuellen Kampf ums Dasein abnehmen will, ist das erste Unrecht der Theaterrevolution; ihr zweites, daß sie den wirthschaftlichen Aufstieg des Künstlers zu hemmen strebt und den Klassenkampf, der auch hier zwischen Geber und Nehmer der Arbeit berechtigt ist, bis in die Künstlerschaft selbst trägt. Nicht das Talent mehr soll Daseinsrecht und Rang des Theaterkünstlers bestimmen, sondern die Tüchtigkeit, der bürgerlichste aller Werthbegriffe, der in der Kunst nicht über den Bezirk der Mittelmäßigkeit hinaus reicht, soll das Maß der Leistung werden und den Rang anweisen.

Revolution oder Mißbrauch der Revolution? Das Theater, das geistig-sittlich-künstlerische, hat von der Revolution, die wir sahen, nichts zu erwarten; im Theater blüht das Geschäft der Konjunktur-Revolutionäre. Mögen doch die wirthschaftlich Schwachen des Theaters ihre Lohnansprüche verfechten, genossenschaftlich-geschlossen gegen Ausbeuter, Unternehmer und Unternehmerthum sich zur Wehr setzen. Aber Künstler, genossenschaftlich-geschlossen, gegen Künstler? Die Mehrheit der Minderbegabten, die von der Kunst leben wollen, gegen die Minderheit Derer, durch die und von denen die Kunst lebt? Während draußen das Proletariat gegen kapitalistische Unterdrückung kämpft, im Theater Kampf des Künstlerproletariates zur Unterdrückung des Talentes, des Geistes in der Kunst? Und Dies im Namen der Revolution, deren letztes Ziel, wenn nicht das Jahrhundert sich ihrer schämen soll, Herrschaft des Geistes, der geistigen Persönlichkeit sein muß? Das darf nicht geschehen.

Klaus Pringsheim.

Der Staatsmann

Seit einem Menschenalter glaubt und sagt man allgemein, daß hinter dem Staatsmann sein Volk stehen, daß das Volk Vertrauen zur Politik haben müsse. Früher war es anders. Noch in Metternichs Zeit gab es kein Volk, keine innere Theilnahme der Landesbewohner an der Politik. Damals gab es Unterthanen, die auch „hinter dem Staatsmann standen“: denn sie mußten zahlen und kämpfen; aber es gab kein Volk. Friedrich der Große hätte sich wohl sehr gewundert, wenn ihm von Volk gesprochen worden wäre. Er kannte nur den Adel, der die „Kerls“ in der Schlacht kommandirte. Auch Napoleon wußte nicht viel von einem denkenden und politisch theilnehmenden Volk; dennoch wurde er des französischen Volkes Seele. Er schrieb einen gewaltigen Stil, seine Bulletins griffen mit feurigen Armen in das Leben der Franzosen ein, die durch die Revolution schon an außerordentliche Gedanken gewöhnt und zu großartigen Thaten vorbereitet waren. Als das deutsche Volk sich gegen Napoleon erhob, waren manche der deutschen Regierungen, die den Begriff des Volkes noch nicht kannten, erfreut, manche erschreckt; denn was nun an Ideen zu Tage trat, war ihrem staatsmännischen Denken durchaus entgegen und sie sperrten nach dem Siege die Wortführer der Sieger ins Gefängniß. In England wars anders. Seit der Hinrichtung Karls des Ersten gab es eine Verfassung und ein Volk, das mitsprach. Allerdings wurde dies Verhältniß dadurch begünstigt, daß die Engländer nur im Ausland Krieg führten und nur mit geworbenen Soldaten und Matrosen. Jeder Krieg machte England reicher, und wenn die Lords auch dem gemeinen Mann denYmpttheil der Beute entzogen und für sich behielten, so war doch der Handelsstand so zahlreich, daß ein großer Theil der Bevölkerung in hohem Wohlstand lebte und niemals Grund hatte, an den Erfolgen der Politik zu mäkeln. In Deutschland gab Bismarck den Dingen eine Wendung, die das Volk zur Geltung brachte, aber nach seiner Entfernung vom Amt sank das Volk in politische Gleichgiltigkeit zurück, ließ sich regiren, ohne mitzureden, und glaubte, die errungenen Erfolge zur Entwickelung von Industrie und Handel benutzen zu können, ohne dem lenkenden Staatsmann auf die Finger zu sehen. Nach dem Ergebniß, das dieser Seelenzustand uns gebracht hat, lohnt es wohl der Mühe, zu überlegen, worin denn im Grunde die

Kunst des Staatsmannes besteht und wie es sich mit der Hilfe des Volkes verhält.

Ueber die Kunst des Staatsmannes läßt sich nur sagen, was überhaupt über Kunst zu sagen ist: der Künstler wird geboren. Man kann einige Eigenschaften aufzählen, die, der Erfahrung nach, zum Staatsmann gehören; aber das Wesentliche des Genies läßt sich nicht erklären. Der Staatsmann muß offene Augen für die Wirklichkeit haben und eine gewisse Divination für Vorgänge im Auslande, die mit Augen nicht wahrzunehmen sind. Und dann muß er Geistesgegenwart und Thatkraft haben, um im rechten Augenblick zu handeln. Er muß eine Persönlichkeit sein, die bezaubernd und beherrschend auf die Menschen wirkt, und darf nicht empfindlich sein für die Stiche der widerspenstigen schwächeren Politiker. Ist er ein solcher Mann, so kann er auf die Unterstützung des Volkes mit derselben Sicherheit rechnen wie der gute Schauspieler auf den Beifall des Publikums. Welcher Art die Verfassung ist, kommt dabei nicht in Frage. Der Herrscher auf dem Thron, der Präsident der Republik und der Minister auf dem Kanzleistuhl werden die Staatsgeschäfte mit Erfolg leiten, wenn sie die rechten Männer sind. Man hat Englands Verfassung gepriesen, weil sie durch das Parlament dem Volke die Möglichkeit giebt, weise Rathschläge zu geben und unfähige Minister abzusetzen. Aber wenn keine Weisheit aus dem Volke kommt, nützt das Parlament nicht; und Weisheit kam aus dem Volke bisher fast immer nur, wenn es einen Staatsmann geboren hatte.

Wie aber bei allen Dingen, so muß man wohl auch bei dem Wesen des guten Staatsmannes fragen, welchen Zweck und Nutzen das Ding hat. Zunächst hat er wohl den Zweck, den eigenen Staat gut zu verwalten, und der Nutzen davon scheint auf der Hand zu liegen. Während Bismarck das Staatsgeschäft leitete, war zu merken, daß nicht nur Deutschland Nutzen davon hatte, sondern auch in die Angelegenheiten anderer Staaten eine gewisse Ordnung kam. Alle Nachbarn lernten ihren Platz und ihre Aufgabe besser kennen. Nach seiner Entlassung kam es zu mannichfacher Wirrniß; bei uns und draußen. Der Kompaß des Weltschiffes war verloren gegangen. Diese Erscheinung, daß staatsmännisches Wirken nicht allein dem Staate des bewegenden Geistes, sondern auch anderen Staaten Vortheil beschert, läßt erkennen, daß es im Grunde gar keine einander feindliche Staaten giebt, und rückt das Wesen des wahren Staatsmannes in ein höheres Licht. Der Gedanke allgemeiner

Verbrüderung der Völker, der ganzen Menschheit wird aus dem Nebel unklaren Gefühles hervorgeholt und in greifbarer Wirklichkeit erfaßt. Stimmen bedeutender Denker haben die Wirklichkeit wahrhafter Staatsmannschaft geleugnet. Da das Streben des Staatsmanns (so sprachen sie) immer auf die Steigerung des Reichthums und Ansehens des eigenen Staates gerichtet sei, müsse die Staatskunst immer verderblich wirken; denn nicht die Macht des Staates sei zu erstreben, sondern die Herrschaft der Gerechtigkeit im Staat. Erzieher der Bürger solle der Staatsmann sein; wer aber seinem Staat Ansehen und Reichthum verschaffe, sei dem Arzt zu vergleichen, der die Krankheit eines überfütterten Körpers durch vermehrte Nahrung heilen wolle. Die Krankheit des Staates sei die Ungerechtigkeit; und die Vermehrung von Armee und Flotte, die Erhöhung der Macht des Staates begünstige die Ungerechtigkeit. Wirklich hat sich ja fast immer gezeigt, daß die Erfolge des großen Staatsmannes zum Unheil des mächtiger und reicher gewordenen Staates ausschlugen; Uebermuth und Genußsucht stiegen und führten zu einer Katastrophe im Innern und Aeußern. Roms Weltreich ist das unvergängliche Beispiel.

Der göttliche Platon vergleicht den Staatsmann einem Hirten, der vieler Kunstgriffe bedürfe, um die Heerde in Ordnung zu halten; nur sei dem Menschen ein noch klügeres und tückischeres Wesen eigen als den Thieren. Er vergleicht ihn auch einem Thierbändiger, der aber nicht behaupten dürfe, er beherrsche die wilden Bestien, wenn er ihnen ihre Launen abgelauscht habe und sie ihn nicht zerrissen. Bismarck war doch von anderem Schrot und Korn. Er schmeichelt nicht; und wollte Gerechtigkeit walten lassen, als er dem Volk das allgemeine Wahlrecht und die Arbeiterversicherung bescherte. Diese Werke überleben ihn. Doch sein persönliches Schicksal war tragisch. Immer ists das des Staatsmannes, der ein ungewöhnlicher Geist ist. Selbst als König hat er zu leiden unter dem Unverstand und der heimlichen Bosheit der Bürger; ist er aber nur Minister, so lavirt er beständig zwischen Scylla und Charybdis. Er muß Schiffbruch durch die Laune des Herrschers oder durch die Ränke der Beherrschten fürchten.

Der große Kardinal Richelieu begrüßte den schwachen Dreizehnten Louis stets auf den Knien und mußte Intriguen anzetteln, um den König zu umgarnen und der Ermordung oder Hinrichtung zu entgehen. Obendrein haßten ihn die Franzosen, die er vom Druck der Priesterschaft befreien wollte. Wie nun einmal der Lauf der Welt ist, kann ein großer Staats-

mann sich auf die Dauer nur behaupten, wenn er klein genug ist, auch die Fehler und die Laster nicht abzuthun, die dem Menschen als Schwimmblasen im Strom des Lebens dienen. Francis Baçon sagt, der hochstehende Mann habe vor Allem den Neid zu fürchten, müsse deshalb stets über den Druck der Geschäfte klagen, auch die drei Arten der Lüge beherrschen: das Ableugnen, das Behaupten falscher Thatsachen, und die Kunst, einen Strohmann vorzuschieben.

Jesus sagte, sein Reich sei nicht von dieser Welt. Auch Jesus war Staatsmann: er schuf ein Reich, das Reich der christlich gesinnten Menschen, das allmählich dann in das Reich der Kirche umgewandelt wurde. Jesus dachte so, wie, nach der Meinung der alten Griechen, der Gott Hades gedacht hat. Hades bedeutet dem Namen nach „Der Allwissende“. Hades will sein Weisheit den Menschen mittheilen, aber erst, wenn sie tot sind. Denn so lange sie Körper haben, werden sie durch ihre Leidenschaften gehindert, Weisheit zu lernen.

Dresden. August Niemann.

Die Welt ohne Hunger *)

Das Buch, dem diese Zeilen gelten, hat seinen Weg ins Lesepublikum schon gefunden: und so ist es mehr Begrüßung als Empfehlung, was ich hier zu sagen habe. Ich darf bemerken, daß mir die Erscheinung des Verfassers seit seiner frühen Jugend vertraut ist, und darum erzählt mir sein Werk auch von Dingen jenseits der für den Leser wahrnehmbaren Konturen. Ich weiß von so mancher Lockung, die dem Heranreifenden genaht war und der man leicht unterliegt, wenn es an künstlerischen Charakter gebricht. Daran fehlt es diesem Autor nicht. Ich will nicht behaupten, daß sein Buch, namentlich im rein Motivischen, durchaus neu sei. Es ist die Tragoedie eines Apostolates; und neu darin, neuzeitlich und aus unseren Tagen, ist nur der Fall, um den es die Lehre von den generellen Schicksalen großer Ideen vermehrt. Dieser Apostel hat einen Fund gemacht, und

*) Roman von Alfred Bratt. Verlag Erich Reiß in Berlin.

so ernst die Sache ist, so lauter ist das in ihm bebende Gefühl, das man in einem, auch innerlich naheliegenden Anklang, in die Worte fassen könnte: „Nicht mir, Herr, nicht mir, sondern den Armen und Bedrückten allein mein Werk und seine Früchte.“ Und nun er vor die Welt tritt, erlebt er seine Wunder, wie schon so Mancher vor ihm. Der Erste, an den er sich wendet, verlangt für die Mitwirkung seinen Profit; dem Zweiten, einem ibsenischen Mortensgaard in höherer Potenz, ist der Fall das willkommene Mittel zum Stimmenfang, da es sich um seine Präsidentschaftkandidatur handelt; und der Dritte, in der Sache nicht, aber durch das Um und Auf Schrecklichste, versteht die Welt, kennt die Hilflosigkeit der Ideen, weiß, daß sie stets den Paulus brauchen, um lebendig wirksam zu werden; und ist der verschlagenste Kenner und Meister der Reklame-Regie. Naiv sein? Einfach sich den Bedürftigen darbringen und sich verkünden? Kinderglaube; wer weiß nicht, was schon durch ihn fruchtlos zerbrochen und zermalmt worden ist! Nein, hundert Schleier vor, um Geheimniß hinter der Wolke zu sein, bevor die Welt Deiner gewahr wird; und theilt sich nach Aufstachelung der Neugier der Vorhang im schlau errechneten Moment, dannn wisse, daß Du nur durch mein praktisches Genie erhoben worden bist. Jetzt erst bist Du der Prädestinirte, der Erlöser, der Prometheide. So stellt sich denn auch hier neben das schaffende Genie, ob Künstler und Gestalter oder Reformgeist, Philosoph, Ideenfinder, der Zwischenhändler mit dem großen Maul, der Auslagen-Arrangeur und commis voyageur der Größe mit der begeisterten Geberde; und nun ergiebt sich von selbst der Konflikt. Du, Pfadfinder, der Du zuerst den Blick für eine Idee, Deine Idee, hattest, erschauerst vor ihrer Heiligkeit und fühlst die in ihr lodernde Wunderkraft; und da erhebt sich hundertfach verletzender und grob materialistischer, als selbst der Feind mit der schnüffelndsten Skepsis, Dein marktschreierischer Demagoge daneben, der sich Dir als Knecht aufgedrängt hat und jetzt auf einmal Dich und Deine Idee, als Euer gemeinsamer Tyrann, zu meistern gewillt ist; und brüllt Dir in die Ohren: „Du Faselhans mit Deinen Träumen, was bist Du? Einzig auf das Genie der Mache kommt es an!“

Wer in einem langen Leben den Blick für diese Dinge geschärft hat, weiß, daß da in Einem, zugleich mit der Witterung für all das Erlogene dieser schreierischen Ausruferei, ein grimmiger Ekel und Haß aufkocht. Es ist nicht unmöglich, daß der Leser in diesem Theile der Tragoedie sich beinahe noch mehr als weiterhin betroffen nach den Atmosphären umsehen wird, die er sonst aus seinen Büchern gewohnt ist. Da ist Alles wie durchhallt von Rauheit; und ohne billige Verwickelungen drängen die Worte, drängt die Welle der Erzählung in einer eigenen düsteren Schwere, in der so viel aufblitzt und eilig wieder verschwindet, der ernsten und festen Problemstellung zu. Daß dem Genie gleich bei Beginn seines Laufes sich die bittere Erkenntniß des Schmarotzerwesens gerade

des ersten und schreiendsten Bekenners aufdrängt, ist für den Anfang Stoff genug.

Allen Glauben und alle Fähigkeit des Fühlens findet Bratts Apostel (er heißt Alfred Bell) in Vivian Graham, deren Erscheinung zu dem Zartesten gehört, was der Roman von heute hervorgebracht hat. Da ist Alles wortkarg in der Behandlung, in einer Zeit, die bei jedem Versuch, zu schildern und zu zeichnen, die Dinge immer in Worten ersäuft. Dabei ist es mit ein Beweis der Herrschaft über das grob Stoffliche, daß diese Vivian Graham, bei deren Portraitirung er so ganz ohne die Schulmittel von heute auskommen konnte, doch ganz modern ist. Sie hat die Sicherheit und führt das Leben unserer „Dame von Welt"; und dabei ist es doch so, daß all das Zufällige den Ernst des Betrachters nie abzieht und das Interesse an der wahren, inneren Natur nicht von dem blos Aeußerlichen aufgehoben erscheint. Nicht ein einziges Mal giebt es zwischen ihr und Bell eine Debatte über sein Werk, mit Augenaufschlag, Begeisterung und Händefalten; und doch steht vor uns ihr Wesen fest, klar, Vertrauen erweckend und fähig jeglichen Schwunges. In der Schilderung ist ein Moment, der mir besonders lieb ist: der Augenblick, da Bell sich von seinem Manager losreißt, der nun, um ihm alle Wege abzuschneiden, durch eine seiner Zeitungen in die Welt hinausposaunt, daß zwischen dem armen Erfinder und Vivian, der jungen Milliardärstochter ein Verhältniß sich angesponnen habe. Das heißt in der Sprache der Gesellschaft, daß Vivian kompromittirt ist; und damit zugleich erfährt sie, daß Bell, die Konsequenzen ziehend, London heimlich verlassen will. Darauf eilt sie um Hilfe für Bell zu einem Freund, den sie vorgestern erst zurückgewiesen hat, als er um sie geworben; zu ihm, weil sie der Größe fähig ist, zu glauben, daß er, trotz der Zurückweisung, in solchem Fall selbst der Größe fähig sein wird. Und er, der kein Intellektueller ist, keine Horizonte hat, von Weltbeglückung nicht mitträumt, sondern als guter Junge mit beschränktem Bewußtsein und ohne Sentimentalitäten seine Zeit als leidenschaftlicher Fliegeramateur totschlägt: er hat die Größe, die sie von ihm voraussetzt, und in seinem Flugapparat flieht sie zusammen mit Bell. Der Flug endet mit Kurbelbruch und Absturz; Vivian Graham und der arme Retter versinken im Meer, während Bell gerettet wird und nach Amerika kommt. Und nun folgt der zweite Theil, der in der Konzeption größer ist und voll der Melancholie mehr eines Denkers als des bloßen Temperamentes. Was natürlich nicht hindert, daß der Denker auch Fehlschlüsse gemacht oder nicht bis ans Ende gedacht haben kann. In Amerika (das zu schablonenhaft gezeichnet ist, denn es enthält doch wohl noch Anderes als Broadwaylärm, Zeitunglumperei und die Roosevelts mit dem behenden Griff und den weitaufgerissenen Mäulern) gelangt Bell zur Katastrophe der

beiden ihn erfüllenden Träume: seines subjektiven Glaubens an die Menschen und mit als Folge des Glaubens an die Lösbarkeit des sozialen Problems. Was ist es, das er in Europa ohne Verzicht auf die Reinheit den Menschen nicht in Besitz zu bringen vermochte und womit er nun an die Thore der Neuen Welt klopft? Es ist das Mittel, das die Menschen vor der Alles bezwingenden Macht des Hungers sichern und von ihnen hierdurch den Bann der Abhängigkeit vom Kapital nehmen soll. Werden sie bei ihm aushalten, auch wenn es Kampf kostet, und genügt ein Mittel gegen den Hunger, um den Gegner niederzuringen, oder gehört noch etwas dazu?

Lese man nun in dem Buch selbst, welche Antwort der junge Dichter auf diese Frage hat. Ein Russe aus dem vorigen Jahrhundert, ein Alexander Herzen, Tschernitschewskijs Rachmetow, D'Israeli, wenn er noch einmal seine „Sybill“ zu schreiben hätte, hätten mitten in der Ungewißheit des Kampfes lächelnd geantwortet: „Brüder, nur keine Zagheit, unser ist der Sieg!“ Der Autor von heute ist beklommener oder vorsichtiger, sachlich und wissenschaftlich exakter. Oder ist es nur die Sorge vor der Kritik der Immer-Positiven, die ihn bestimmt, am Ende seines Laufes, der ihm beinahe schon den Ruf eines Utopisten eingebracht hätte, in eine Anti-Utopia umzuschlagen? Denn Das ist es, womit er eigentlich schließt. Du armer Messias, das Volk wird noch heute, just in dem Augenblick, wo es Dich zu vergöttern schien, Dich anspeien und sich wider Dich wenden, wenn nur der Concern geschickt seine Mächlerei in Gang zu bringen versteht. Mit der Bannung des Hungers aus der Welt wäre noch nichts gethan, sondern noch Anderes, Materielles und Moralisches, müßte hinzukommen; und auf dieses Andere zu hoffen, damit zu rechnen, ist aller Thorheiten größte.

Ist Dem nun wirklich so? Aber ich will hier nicht weiter mitsprechen. Ich bin zu alt, um da auf einmal, nach einem anders gerichteten Lebenslauf, Meinungen auskramen zu wollen, und traue den Prophezeiungen überhaupt so wenig, daß sie mir nicht imponiren, trotzdem ja ich selbst einmal in Augenblicken der Selbstvergessenheit mir Prophet zu sein eingebildet habe. Deshalb möge mir mein lieber junger Dichter nicht allzu sehr zürnen, wenn ich, ohne gegen ihn zu sein, doch auch noch nicht mit ihm zu sein vermöchte. Sondern wir wollen es halten wie in der Geschichte, die jener gewisse Herr von den drei Ringen erzählt hat: nach tausend Jahren wollen wir einen besseren Richter und Berichterstatter fragen, wie es mit diesen Dingen eigentlich geworden ist.

Wien. Adolf Gelber.

Der Ketzer von Soana

Gerhart Hauptmann stieg die Treppe seines alten väterlichen Holzhauses herab, dort in dem weiten Hochthal des schlesischen Gebirges, und wie er schlank und kühl herunterkam, die kantige gotische Stirn erhoben, den schmalen Mund geschlossen, von einer Art unirdischen Leidens überschattet, glich er in Allem jenem Johannes des Albrecht Dürer. Damals war er zweiunddreißig Jahre. Es war ein rechtes Haus, wohl begründet mit Weib und Kindern, und doch erschien er als ein Asket. Kann man es nicht im Grunde sein und bleiben, auch wenn drei blonde Knaben Vater rufen? Damals schrieb er Florian Geyer, vielleicht das Beste, was ihm je gelang, und es war ein Drama unter Männern, zugleich ein Drama des Verzichtes, zugleich ein Drama der Seele. War nicht sein ganzes Werk bis dahin Seele und Verzicht gewesen?

Mit einem kühn aufrauschenden Gedicht, das sich an den rhapsodischen Seefahrten des Dichter-Lords gebildet, hatte der Zwanzigjährige präludirt, mit diesem „Promethidenlos“ die erste Kurve um das Leben gezogen, von jenem schweren Ernst getragen, den nur der Jüngling kennt. Er hatte (wofern ich mich des nicht mehr erwerbbaren Buches recht entsinne) sich darin der Berührung jeder Lust schaudernd entschlagen und, die Seele zu erretten, den Leib zur Flucht getrieben. Dann hatte er, in zwei bürgerlichen Dramen, sich mit der Katastrophe von Familien, in zwei Komoedien mit der Verspottung eines Standes, mit der Phantastik eines älteren Sonderlings beschäftigt, und was in diesen Stücken überhaupt an Frauen vorkam, war mädchenhaft und summte, verschleiert oder naiv, nur eben zwischen diesen Männern, die es kaum berührte.

Damals und später schrieb Hauptmann Stücke beinahe ohne Frauen oder doch ohne erotische Konflikte: zuerst als Dreißigjähriger das große Schauspiel der Weber, Florian Geyer ein paar Jahre darauf, Dramen, in denen, wie man wohl gesagt hat, das Volk den Helden abgiebt, dann, anfangs der Vierziger, die Gedankendichtung Michael Kramer. Eros aber, wofern er ihn berührte, blieb Seele oder schwebte doch, wenn er sich niederlassen wollte, gleich davon. Von solchem blauen Blute, höchst sensuell, doch zu zerbrechlich, um die Umarmung eines Mannes anders als im Traume zu ertragen, war Hannele emporgediehen und aufgefahren; und die den Armen Heinrich zu erlösen kam und die dann Kaiser Karl als Geisel dienen sollte, waren Hanneles Schwestern nicht minder als Elsalil, die in Hauptmanns letztem Drama den adeligen Mörder traumwandelnd liebt und opfert. Fünfundzwanzig Jahre des Lebens und der Kunst liegen zwischen Hanneles und Elsalils Gestalten, doch sie blieb sich beinahe gleich: so tief wirkt in diesem Dichter die Vision eines traumverlorenen Mädchenopfers, das vor dem Namen Liebe schon erschrickt.

Auch wie Hauptmann seine Bäuerinnen in Fuhrmann Henschel,

in Rose Bernd und schließlich auch in der Griselda zur Liebe führt, so ist es immer doch ein Schuldigwerden und bleibt ein Kreuz und ein lastendes Schicksal, so sehr auch der Gestalter diese Frauen vor Hohn und Strafe der bürgerlichen Welt zu schützen weiß. All Dies, ob traumverloren oder erdgebannt, ist stets ein christlicher Eros gewesen, in Furcht und Aengsten haben diese Frauen sich ins Gebet gesammelt, meist war ein Pfarrer da, die Kirche war es, die ihnen verzieh, die sie verstieß, und nur die Macht solchen Christenthumes nahm im Verlauf dieser Dichtungen ab, um in den letzten Stücken zu verblassen.

Doch zwischen diesen beiden Friesen von Frauen stehen allein, wie auf zwei Inseln, zwei andere, die, wofern sie schon des Dichters Züge tragen, doch weder Bäuerinnen sind noch Träumerinnen, sondern Frauen mehr des Instinktes als der Seele, kühnere, süßere, heidnischere Wesen. Mitte Dreißig hat Hauptmann die Versunkene Glocke, Anfang Vierzig Elga geschrieben. Da waren denn mit einem Mal Frauen geschaffen, in deren Arme endlich sich Männer werfen konnten, aus deren Inbrunst Schicksale stiegen, die nicht liebten, um zu dienen oder zu retten, sondern die liebten, weil sie liebten.

Denn dieser Glockengießer, von Ehe, Pfarrer, bürgerlicher Werkstatt ermüdet, erkennt sich neu und zehnfacht seine Kräfte, indem er jenes elbische Wesen erkennt, das ihn in hellere Gefilde führt. Ist dieser Glockengießer schon von Hauptmanns früheren aufstrebenden Gestalten ein Bruder, so scheint er doch entschlossen, sein Leben und sein Werk in andere Breiten zu entwickeln, und wendet sich durchaus von Jenen ab. Wie dunkel, wie gebannt und wie asketisch waren diese Männer durch Welt und Liebe gegangen! Hier brach zum ersten Mal Einer den Bann, indem er zwischen Arbeit und Entzücken, zwischen Tanz und Werk sich endlich selber fand. Aber er erlag. Die Stimme des Thales, die er vergessen wollte, zog ihn am Ende doch hinab, er fluchte jener holdesten Erscheinung wie einem Spuk, er war noch nicht der Mann, die Teufelin festzuhalten.

Er hatte einen älteren Bruder, ja, auch er. Jener Johannes, der in den Einsamen Menschen aus bürgerlicher Dumpfheit sich in freie Bahnen sehnt, mußte sich, kaum daß er zu einer frischeren Frau auch nur das Haupt erhob, sogleich zurückgezwungen fühlen, und ging, in der Verwirrung seines Herzens, am Ende in den See, um sich zu finden. Dies war Hauptmanns Vision vom strebenden Manne, vielleicht sein Selbstporträt mit Dreißig, asketisch dunkel und vergebens emporlangend in leichteres Gewölk. Mit Fünfunddreißig wagte er, von einem neuen Lebenspuls getrieben, den ersten kühnen Ritt ins heidnische Land, Heinrich den Glockengießer ließ er von der Kapelle auf die Berge steigen, hämmernd, athmend, liebend, und doch zuletzt zerbrechen, von Schuld und vom Gewissen heimgesucht. Es war die Mitte seines Dichterlebens, in der er den christlichen Geist vergebens zu besiegen trachtete. Doch flackerten die Lichterspiele der Sinne zuweilen wieder auf. Breit und mit behaglich weltlicher Geberde schrieb

er das Spiel der Trunkenbolde, dunkel umdrohte nächtlicher Gesang und Orgel die kurz hindonnernde Dichtung von Elga, in der Hauptmann, ein einziges Mal, als Leidenschaft die Liebe brennen ließ. Auch hier brach am Schluß Alles zusammen, aber es war nicht mehr Gewissensqual, Kirche und Schwäche, die die Heldin zum Unterliegen brachte, hier war es Haß und Grauen, Wildheit und Eifersucht, die auf einander prallten. Und dicht nach dieser seiner einzigen Tragoedie hebt sich die Linie schon in leichtere Luft. Ihr ließ der Dichter das zarte und kostbare Glashüttenmärchen folgen und schuf in Pippa zum ersten Mal ein Wesen, das tanzt, noch süßer als das elbische Rautendelein, noch leichter, taumeliger.

Doch erst, als Hauptmann sich den Fünfzigern näherte, gab er sich selber frei. Zwanzig Jahre nach den Einsamen Menschen ließ er deren Gestalten, in Gabriel Schillings Flucht, noch einmal erstehen; doch nun setzte er den Problematischen, die sich das Leben belasten, ein heiter gefaßtes, blondes Paar entgegen, die entschlossen sind, zu lieben und zu wirken. Man muß dieses Stück mit seinem gequälten und seinem etwas bewußt befreiten Menschenpaare nicht lieben, muß aber seine Bedeutung als Bekenntnißschrift des Dichters fassen. Erst hier, erst mit fast fünfzig Jahren hat dieser Dichter einen großen Dur-Akkord des vollen Lebens angeschlagen und ihn festgehalten. War bis dahin durch fünfundzwanzig Jahre sein Werk, als Dokument einer Seele, ein schwärmendes Traumgebilde oder ein dunkles Bauernbild oder, wofern es Kampf darstellte, ein Untergang durch Erbschaft, Ressentiment, Schuldgefühle, war es in Moll gehalten und auch dort, wo ein Mittelsatz zu helleren Tönen sich entwirkte, am Ende wieder in die alte Weise zurückgefallen, wie das Hirtenlied des Tristan: nun stieg getrost empor, was sich bis dahin nur leise vorgewagt hatte, schuldlos und reuelos ein Bekenntniß zu den Sinnen, fest und gewiß auf dieser Erde, mitten im Licht, und man dachte der Verse des Armen Heinrich von jenem Taucher, der heil zurückgekehrt zur Oberfläche, „dann ist sein Lachen, wenn er einmal lacht, Lasten von Golde werth . .“ Und doch, es war ein Taucher damals, der heraufkam, ein Geheilter war es, nicht ein Geborener, und so stark erzitterte diese in Askese emporgewachsene Dichterseele vor solchem Bekenntniß, daß sie es nur an die Seite seines Werkes rückte und noch immer nicht im Schicksal der Hauptgestalten darzustellen wagte, was sie bewegte.

Erst jetzt, wieder um sieben Jahre später, hat dieser Dichter, der sich wie Rembrandt in mancher Maske darzustellen liebt, ein volles Confiteor zu den Göttern gesprochen und, trotz einer neuen Verhüllung in Form einer erzählten Erzählung, scheint er zugleich in dieser Novelle „Der Ketzer von Soana“ eine symbolische Geschichte seiner Seele geschrieben zu haben, die wiederum ein Bekenntniß seiner Generation umschließt. Es ist die Geschichte eines Asketen, der zum heidnischen Anachoreten wird, das Erwachen eines Heiligen zur Liebe, die Verwandlung eines Priesters in einen Berghirten. Es ist, obwohl in

unserer Zeit und in den Bergen von Lugano spielend, eine Mutation vom Christlichen zum Griechischen, wobei denn mit voller Kunst das Panische in jene moderne Vielfalt aufgelöst wird, die man Naturalistik zu nennen pflegt. In diesem edlen kleinen Werke nennt der Dichter das Mädchen „die Frucht vom Baume des Lebens, nicht vom Baume der Erkenntniß" und giebt auch hiermit einen Fingerzeig.

Agatha, nun, sie mag mit dem Wesen verwandt sein, das den Glockengießer genießen lehrte, aber Diese ist, während sie beinahe nichts spricht, noch frischer, weniger undinenhaft, ganz schlafender Sinn, Instinkt und Trieb; und hatte Hauptmann früher Waldwesen und Nymphen mancherlei geschaut, nun faßt er herzhafter seine Vision. Die Schwere ist von ihm gefallen, nicht fürchtet er mehr, zurückzublicken, mit voller Freude steuert er der kleinen Liebesinsel zu, auf der der Priester und das Hirtenkind sich finden. Unvergeßbar, wie sie, einer Waldnymphe der klassischen Walpurgisnacht vergleichbar, auf einem störrischen Bocke reitend, mit gelüfteten Kleidern, bronzen, stark und ungeberdig, den armen Priester vollends hinreißt. Und Hauptmann häuft sogar, wie um aus Trotz den Rest von fern abgrollendem Zweifel zu betäuben, in dieser Liebe Frevel auf Frevel im Kirchensinn, denn dieses Kind soll aus Blutschande stammen; verthiert und zottig, wild und zitternd schildert er diese elterlichen Geschwister, die vor dem Steinwurf der empörten Dorfchristen in unwegsame Bergabhänge mit ihren Ziegen flohen. Die hexenhafte Gestalt, die sich in seinen Dramen wiederholte, findet sich wieder, auch Dorf und Bürgermeister.

Doch dieser Priester selber war zuvor nirgends. Wie Hauptmann den heiligen Jüngling Schönheit und Sinne, wie er ihn an dem antiken Sarkophag, in dem die Bäuerinnen waschen, dann wiederum im verlassenen Atelier eines Onkels die Freiheit weiblicher Gestalt entdecken läßt; wie ihn, der seinen hundert Bauernmädchen in Schule, Messe, Beichte wie ein Entrückter begegnet wor, in der befreiten Wildniß eines Bergfrühlingstages Natur und Heiterkeit, dies Heidnisch-Bukolische des Hirtenkindes in die Bande schlagen; wie er, im Tremolo seiner Verwirrung, nun betet und nun nicht mehr beten mag, weil alle Fragen nach der Göttlichkeit sich im Gefühl der irdischen Liebe lösen; wie die Erzählung mit vollkommener Kunst an ihrem Höhepunkte abbricht und nur durch ein heroisch nachgesetztes Bild sich schweigend ergänzt: dies Alles mit seiner sinnlichen Ueberfülle stellt die Entwickelung eines Dichters dar, der spät und nur auf langem schönen Umwege die Welt, die Frauen und sich selber fand.

Als Gerhart Hauptmann seinen Weg begann, war Friedrich Nietzsches Sprachgewalt noch kaum vernehmbar. Wie schwer entrang sich da aus zweifelvoller Brust das eigene Bekenntniß zu Dem, was Nietzsche mit dem Worte Dionysisch unübersetzbar schön gefangen hat! Denn wahrlich ist es zu Zeiten der Begriff, der nur noch fehlt, um unruhvollen Seelen das Zeichen zur Befreiung zu bedeuten. Durch das Dickicht christlicher Lehren, in denen er erzogen war, durch die

verhängnisvolle Theilung in zwei Welten, in der man nur der Seele, nur den Sinnen dienen könnte, selbst durch die transparente Seichtigkeit materieller Anschauungsformen und wiederum durch das großartige Chaos der wagnerischen Unform mußte ein junger Dichter in den achtziger Jahren in Deutschland hindurchwaten. Weit waren uns andere Kulturen voran, doch sah man sie bei uns kaum. Nur auf einer Fahrt rund um die Welt konnte man vielleicht Griechenland entdecken.

Manche meinen, Hauptmanns griechische Reise habe ihn gleichsam geheilt. Daß man nicht sehen will, wie Jeder dahin reist, wohin die inneren Gesetze seiner Wahl ihn ziehen! Auf dieser Reise, die er uns so gedankenreich beschrieb, kann er doch nur, wie jeder Dichter, ein innerlich vorausgeschautes Bildniß nun aufgefunden und mit heiterem Erschrecken wahr befunden haben, was er in seiner Seele trug. Wer in Sizilien schon Griechenland voraus erkannte, wird sich in Griechenland daheim empfinden; und von den Bergeshalden bei Lugano, in die Hauptmann seine Erzählung versetzte, ist es nicht so sehr weit bis nach Messene oder Nauplia, — ach, es ist noch sehr weit!

Erscheint uns Jüngeren in dieser Dichtung Manches nicht von jenem Goldton, der Giorgiones Hirten überglänzt, so stehen wir mit Staunen vor dieser späten Bejahung des Lebens, die uns der reichste deutsche Dichter, nach vierundzwanzig Dramen zum ersten Mal, in einer Erzählung bietet. Ist es nicht sonderbar, daß uns, die in weiter erschlossener Freiheit beginnen durften und deren innerer Kampf in anderen Schichten spielt, der Aelteste von Denen, die wir ehren, mit ganz ergrautem Haar und Goethen an Antlitz nun ähnlicher als dem Johannes Dürers, solch einen Lockruf der Jugend zuzuwerfen weiß? Ist es nicht wunderbar, wie dieser Dichter solch einen Weg hin zu den Sinnen nahm, während Richard Dehmel, beinahe gleichen Alters, aus Trunkenheit zu immer milderen Tönen sich entwirkte? Man könnte, soll es denn ohne Vergleich nicht abgehen, am Ehesten an Klingers Entwickelung denken, der sich vom „Christus im Olymp“ mit grauem Barte zu den erotischen Phantasien des „Zeltes“ schlang.

Ja, blicken diese Meister um sich her, so sehen sie eine erneute Jugend, die der Tragoedie ausweicht, ohne doch deshalb in die Mischform der Groteske gedrängt zu sein. In Augen blicken sie, vom Widerschein des Abenteuers schimmernd, in Herzen, reuelos und nur auf sich gestellt, Wagnissen zugethan, dem Gotte ergeben, sehr fern der Askese, fremd jenen Hemmungen, die dem vorigen Geschlechte den freien Athem nahmen, in Seelen von Stahl, in Künstler voll Lebensfeuers, doch dankbar und schweigend vor den älteren Meistern.

Ascona. Emil Ludwig.

Klabunds Mohammed

Mohammed stürzte sich in die Einsamkeit, brandend und brüllend, daß sie wie ein Meer über ihn zusammenschlug. Niemand durfte sich mit seinem zerbrechlichen Kahn auf die von der Geißel Gottes gepeitschten Wogen wagen; sie hätten ihn zerschmettert und als werthloses Strandgut an die Küste geworfen. Nicht Chadidjeh, die schillernde Schlange, kroch die besonnten Felsen zur Einsiedelei empor. Nicht Maria, dem singenden Vogel, glückte der schmerzliche Flug durch das Dornengebüsch und an den Leimruthen und Netzen der Vogelsteller vorbei.

Mohammed jubelte: sein Lachen brauste in den Lüften: seine Stirn stürmte zu den Wolken:

Ich bin allein! Niemandes Folgsamer und meiner endlich gewiß! Die Sonne ist meine Sonne, ich wandle meinen Schritt. Ich sehe mich im Spiegel des Baches und bin betroffen. Ich falle nieder am Ufer und trinke durstig mein Antlitz. Nachts fallen die Sterne auf meinen Weg und sind Kiesel, die im Mondlicht glänzen. Ich hebe sie in meine Hand und betrachte sie willig. Die Eidechse, meine kleine Schwester, hält an der Mauer meinen Blicken Stand und zärtlich sehe ich sie in dunkler Höhle entschwinden. Der ich in der Gemeinheit der Menschen mich hassen lernte — ich wage, mich zum ersten Mal zu lieben, und weine mich wie ein Kind in seligen Schlaf...

Mohammed rannte bis in die tiefsten Thäler Mekkas. Die Wildniß entwirrte sich vor ihm. Schlinggewächse entschlangen sich. Sumpf ward Erde. Silberne Quelle Labsal. Die Steine ebneten sich unter seinem fröhlichen Fuß. Die Fichten verneigten sich. Und die Felsen warfen sich Echo auf Echo zu wie einen klingenden Ball: Heil Dir, Mohammed, Gesandter Gottes!

Es war der heißeste Ramadhan seit vielen Jahrzehnten. In den Straßen der Städte fielen die Maulthiere tot um. Kamele verdursteten. Hunde wurden tollwüthig. An den Karawanenstraßen schimmerten wie Meilensteine eines qualvollen Weges die Leichen der von der Sonne erschlagenen Araber. Chadidjeh und Maria lagen im steinernen Schatten des Hauses, im kühlsten innersten Gemach, auf Bastdecken. Sie hatten die Kleider von sich gestreift, die, zu einem Knäuel geschichtet, wie ein bunter Götze aus der Dämmerung glotzten. Ihre schönen Brüste leuchteten wie weiße Ampeln. Sie tranken Fruchtwasser, naschten an Zuckergebäck und spielten Mühle. Ein zahmer chinesischer Zeisig mit einem sonderbaren hahnähnlichen feuerrothen Schopf sprang auf den Feldern des Spielbrettes zirpend zwischen den Steinen.

Plötzlich warf Ali, der Knabe, den Vorhang zurück und meldete: ‚Ein Bettler, Herrin, steht am Thor und läßt sich nicht abweisen. Ich bot ihm Datteln. Er wies sie zurück. Ich bot ihm Münze. Er schlug sie mir aus der Hand. Sein Bart und sein Haar ist verwildert

wie ein Wald aus Knieholz. Er stinkt wie ein Schakal. Sein Leib ist mit schwarzen Krusten bedeckt. Er ähnelt einem Taschenkrebs. Die Arme schlägt er wie Mühlenflügel. Aus seinem Mund tropft heißer Speichel wie gesiedetes Blei. Seine Augen sind groß wie die Augen von Irren. Er wünscht Euch zu sprechen, Herrin...'

Maria zitterte. Ein Spielstein fiel aus ihren Fingern und klirrte aufs Brett. Der Zeisig kreischte belustigt.

Chadidjeh stützte das Kinn in die Hand. ‚Bring uns Decken, Ali.'

Der Knabe huschte maushaft durch den Raum.

Die weißen Ampeln erloschen unter Tüchern.

‚Der Mann soll kommen.'

Mit klappernden Gliedern tanzte ein gebrechlicher Greis durch die Thür. Unreiner Athem erfüllte die Luft. Häßlichkeit mißhandelte die Blicke, die ihn beschauten. Grauweißes Haar wuchs pilzig aus dem Kopf. Der Burnus, der ihn wie mit Krähenflügeln beschirmte, stob schmutzig und zerrissen von seinen Lenden. Lallend fiel er zwischen den Frauen nieder.

‚Mohammed!' schrien die Frauen.

Wie Bambus schossen sie steil in die Höhe. Die Decken fielen von ihren Hüften. Ihre weißen Brüste funkelten.

...Mohammed gesundete.

Die Frauen pflegten ihn wie ein Kind: mit Hühnerfleisch und Eselsmilch. Sie wuschen und kämmten ihn des Morgens. Sie trugen ihn im Sessel nachts, wenn Kühlung wehte, auf das Dach. Da saß er im Sessel und sah mit leeren Augen in die Sterne.

‚Liebes Licht!' sagte er und winkte den goldenen Brüdern.

Als Mohammed eines Tages zu sich kam, sah er Chadidjeh in Unterhandlung mit einem Reisenden, welcher von Medina eingetroffen war und gute Geschäfte in Essenzen und Oelen für sie gemacht hatte.

‚Während Du fiebrig plappertest, Mohammed' (Chadidjeh sah ihn an), ‚habe ich gehandelt.'

‚O Weib,' sprach Mohammed, ‚dem Worte werden Füße wachsen und es wird wandeln. Es wird ein Leib sein und eine Stirn haben. Seine harten Hände werden das Schwert schwingen und das Wort wird töten, welche an die Macht des Wortes nicht glaubten'."

Das ist ein Stück aus dem bei Erich Reiß erschienenen „Roman eines Propheten" von Klabund. Deutlich zeigt er die beiden Elemente, die, wie das wahrhaft Dichterische überhaupt, das Wesen dieses Poeten zusammensetzen: das Seherische und das Spielerische, das von den höchsten Dingen des Himmels Besessene und das von den niedrigsten Dingen der Erde Besitzergreifende. Schon die besonders inkriminirte Zeile des berühmt-berüchtigten Gedichtes, das den jungen Studenten Henschke vor Gericht und seinen grotesken Decknamen zum ersten Mal auf die Lippen der Leute brachte, kennzeichnete sich durch eine Verkoppelung des Heiligsten mit einem Ausdruck für gewisse

animalische Funktionen, die doch nicht nur auf die Anrempelung bürgerlicher Konvention ausging, sondern ihre tief innere Berechtigung und Nothwendigkeit in der Spannweite der seelischen Gemarkung hatte, innerhalb der das Talent dieses Dichters lebte und lebt.

Und „Moreau", das letzte epische Eigenwerk (neben mancherlei Uebersetzung und Lyrik) des immerhin bedenklich schnell Schaffenden, nahm Aufschwünge in eine Ekstatik hohen Ranges, die man nicht verwechseln darf· weder mit der feigen, wohlfeilen Ichflucht, die den heute zur Waarenhausatrappe gewordenen Begriff „Menschheit" wie einen Theatermantel um ihre Blöße zu werfen pflegt, noch mit der üblen Konjunkturmystik, die heute bei Bühnen- und Bücherschreibern, mehr oder minder geschmackvoll hergerichtet, im Schwang ist. Das „Außersichsein" der Helden Klabunds (und damit ihres Schöpfers selbst) hat (nur als Formanalogie, nicht als Intensitätvergleich sei es gesagt) das gleiche Movens wie das der monumentalen Mystiker des Mittelalters: die Versenkung in die eigene vielspältige Persönlichkeit um der Erringung der Einheit alles Seienden willen. Moreau und Mohammed, zwei hetzend-gehetzte Krieger Zeit ihres historischen Lebens, bei Klabund lauschen sie in sich selbst, bis sie die Quellen des eigenen Seins rauschen, diese in den Strom des Allseins verrauschen hören. Geschichtliche Wahrheit, Bildnisse berühmter Männer darf man von einem also gerichteten Geist nicht verlangen, so wenig von einem Karl Sternheim oder Georg Kaiser zu verlangen ist, sie möchten sich mit ihren Schutzleuten oder Kassirern anders denn als mit platonischen Ideen befassen. Dies ist ja die herrliche Habe, mehr noch: die heilige Hoffnung, die heutige Künstler der Welt, und nicht zuletzt der deutsch schreibenden, geschenkt haben: daß wir wieder Horizonte sehen statt Impressionen, Hintergründe und nicht mehr Beweggründe.

Es zeugt eben so von Klabunds jünglinghaftem Wagemuth wie von seinem frühalten Blick für Wirkungen, daß er sich zur Darstellung der Kräfte, die er in sich wirbeln fühlt und in deren Kreis er den Lesenden zu reißen trachtet, der Höchstformen des Phänomens Mensch bedient und nicht, wie die zuvor genannten Dichter etwa, Kaiser und Sternheim, die Erscheinungwelt verengter Seelen nach jenen Peripherien dehnt, wo sie, verrinnend und verröchelnd, ihr Ewiges berühren. Klabund macht es sich, wie schon angedeutet, damit leicht und schwer zugleich. Der Weg zum Gipfelplateau, wo, wie Wolkenkampf auf Hochhalden, das Ringen um und mit dem Geist wogt, bemüht ihn und uns nicht allzu sehr: man fährt gleichsam im Lift medias in res. Aber sich oben zu halten, ist hart: weil die Luft, statt allmählich, mit einem Ruck zu dünn wird. Am Härtesten für den Dichter selbst. Ihm selbst geht der Athem schließlich aus; er kommt manchmal gefährlich ins Rutschen; und es sind, nicht selten, blos die zackig-prächtigen, blumenumbuschten lyrischen Vorsprünge, die ihn gerade noch beim Rockzipfel erwischen, um ihn auf dem Niveau

zu halten. Darum kann es auch nicht wundern, daß der letzte Aufschwung, der, hoghihaft, aus dem eigenen Herzen wachsend, den Gipfel überhöhen, die Höhe dahinauf gipfeln müßte, wo das letzte Begreifen, das letzte Leicht- und Lichtwerden sich über die keuchende Seele breitet, den dunklen Alb des Diesseitigen in silbernen Hauch zerlösend, daß diese sublimste Geistwerdung des Dichterischen, das dem „Moreau“ nicht gegeben war, sich auch dem „Mohammed“ versagt. Beim „Soldaten“ mochte Dies allenfalls Nicht-Wollen sein; beim „Propheten“ weist es unbedingt auf Nicht-Können. Denn Dies allein gründet den Begriff, rechtfertigt überhaupt das Vorhandensein der Stifter neuer Götter: daß in ihnen, aller Kreatur zum Vorbild, eine neue Vereinigung mit dem Ewigen Statt findet. Aber soll man, darf man auch nur von einem Fünfundzwanzigjährigen Das verlangen, was das eingeborene Gesetz gerade dieses Stoffes verlangt? Altrömische Weisheit schon lehrte: unter der Gewalt weitausholenden Wurfes in die Knie zu brechen, sei ein schönerer Sieg, als die Niederlage der breitbeinigen Vollendung des Erbärmlichen.

München. Harry Kahn.

Das Haus der Humanität

Es war am zweiten September, als ich abends um neun Uhr das Haus der Humanität betrat. Es war gerade sechs Wochen, daß ich blind war. Am nächsten Tage wurde ich einundzwanzig Jahre. Es ist der traurigste Geburtstag gewesen, den ich im Leben gefeiert habe.

Ich hatte in der Nacht wenig geschlafen und stand um sieben Uhr auf. Kein Mensch kümmerte sich um mich. So habe ich allein, auf einem Stuhl sitzend, meinen Geburtstag gefeiert. Ich habe keinen Brief erhalten, keinen Gruß.

Das Haus war groß. Weite Flure zogen durch die Hauptfront und die Seitenflügel. Mitten in einem großen Garten liegt das Haus. Reiche Leute haben es gestiftet. Ich habe später einmal eine Ansprache gehört, welche einer dieser Leute an die Bewohner des Hauses richtete. Er sagte: „Wir haben dieses Haus erbaut, um Euch ein Heim zu geben, eine Heimath. Ihr sollt wissen, daß es noch Menschen giebt, die Euch nie vergessen. Der einzige Wunsch ist, Euch Liebe zu geben. Gebt uns dafür ein Wenig Vertrauen.“ Es waren die Worte eines ernsten Mannes und kamen aus einem Herzen voll Liebe.

Was ich in diesem Haus erlebte, war nicht Liebe.

Ich habe lange Zeit gebraucht, um mich in das neue Haus einzuleben. Eine Heimath ist es mir nie gewesen. Ich habe keine Stunde gehabt, in der ich froh war, wo ich Liebe gesehen habe.

Ich war sechs Wochen krank gewesen und war in dieser Zeit einoder zweimal aufgestanden. Sonst hatte ich im Bett bleiben müssen. Denn ich war noch sehr schwach. An meinem Geburtstag sollte ich

beginnen, wieder gehen zu lernen; und schreiben und lesen. Ich sollte ein neues Leben beginnen. Denn aus dem alten Leben war ich herausgerissen. Das war tot. Das kam nie wieder. In den ersten Tagen lag ich auf meinem Bett und versuchte, nicht denken zu müssen. Ich aß nicht, denn ich war müde.

An der Spitze des Hauses stand ein Verwalter. Er kam zu mir und sagte mir, ich müsse doch essen. Ich konnte nicht. Da ging er, leise vor sich hinsprechend, hinaus.

Die Stunden schleichen und werden zu Ewigkeiten. Denn ich sah nichts. Manchmal stierte ich vor mich hin, um das Dunkel vor meinen Augen zu durchbrechen. Denn ich glaubte nicht, daß ich im Leben wirklich einmal wieder einen Strahl von Licht sehen solle. Aber es nutzte nicht. Nur die Augen wurden heiß und glühend und das Blut stieg mir in die Stirn, daß sie brannte. Wochen bin ich allein gewesen. Nur die Gedanken an mein früheres Leben, an Alles, was ich verloren hatte, waren bei mir. In dieser Zeit ist kein Mensch bei mir gewesen. Ich hatte mir Papierbogen genommen und zusammengerollt. Wenn ich sie langsam abrollte, konnte ich schreiben. Ich fand einen Bleistift. So habe ich gesessen und habe Briefe geschrieben und Menschen gebeten, daß sie einmal zu mir kommen sollten. Denn ich mußte einmal wieder mit einem Menschen sprechen. Ob diese Menschen nicht lesen konnten, was ich zu schreiben versucht hatte? Ich habe es nicht erfahren. Aber Niemand kam und ich blieb allein.

Nun kam die Zeit völliger Hoffnunglosigkeit und einer großen, schweren Müdigkeit. Ganz unten im Herzen aber wurde ich verbittert.

Wenn ich nachts wachte, habe ich gedacht: Wie kann ich einen Menschen bewegen, daß er zu mir kommt? Denn es hatte mich eine große Furcht befallen, allein zu bleiben.

In einer langen Nacht habe ich gesessen und wieder nach langer Zeit mir einen Bogen genommen und zusammengerollt. Mein Bleistift war abgebrochen. Ich habe ihn mit den Nägeln der Hände angespitzt. Dann habe ich geschrieben. Der letzte Versuch, den ich machen wollte, um einen Menschen zu sehen. Ich dachte: Die Frauen wissen, was Liebe ist. Der Brief war geschrieben und fort. Ich war so müde geworden, daß ich in den nächsten Tagen mich gar nicht mehr besann, geschrieben zu haben. Die Tage schlichen in gleicher Oede vorüber, Tage und Nächte. Ich hatte gewagt, mit anderen Menschen zu sprechen, die mit mir dieses Haus bewohnten. Ich hatte nicht gehofft, daß ich unter ihnen einen Menschen finden würde, der mir helfen konnte. So war ich auch nicht enttäuscht.

Einer war unter ihnen, der mir die Schrift für die Blinden zeigte. Aber ich hatte keine Kraft und keinen Muth, zu arbeiten.

Der Brief war vergessen, denn viele Tage lagen zwischen der Nacht, in der ich geschrieben hatte, und den Tagen, wo ich vergebens zu arbeiten versuchte.

Eines Morgens lag ich auf dem Bett. Die Herbstsonne schien so

warm in das Zimmer, daß ich meinen Rock ausgezogen hatte. An diesem Morgen kamen zwei Menschen zu mir. Ich wußte erst nicht, ob ich träumte; denn den Brief hatte ich ja vergessen.

Ich glaube, wir haben uns geküßt. Ich weiß es. Sie hat an dem Rande meines Bettes gesessen. Wir haben nicht viel gesprochen. Denn ich vermochte es nicht. Es ist die Freude gewesen.

An diesem Tag habe ich zum ersten Mal gesehen, daß ich in dem Haus der Humanität war. Da bestand die Einrichtung, daß jeder Besuch bei dem Verwalter angemeldet werden muß. Daß ich meinen Besuch nicht gefragt hatte, ob er angemeldet sei, kann ich verstehen. Andere Menschen konnten es nicht. Ich hatte mich vielleicht eine Viertelstunde gefreut, als ein Mensch in das Zimmer hereingepoltert kam, daß ich erschrak. Man schien nicht gewohnt zu sein, vorher anzuklopfen. Von diesem Schrecken hätte ich mich erholen können, aber der Mensch sprach auch noch. Und laut und schreiend, schimpfend.

Wir waren still. Man hörte in dem Zimmer nur seine laute, grelle Stimme. „Es sei keine Art und Weise“ (so viel hörte ich aus seiner Rede heraus), „daß ein Besuch, wenn er vor dem Thor draußen auf dem Schild liest, er muß sich anmelden, dann einfach hineingehe, ohne einem Menschen Etwas zu sagen. Das sollte Jeder wissen. Und es gehört sich nicht, wenn junge Mädchen auf das Zimmer eines Herrn gehen, der im Bett liegt. Anständige junge Mädchen thun so was nicht.“

Er machte eine Pause, um neue Anstandsregeln zu ertheilen. Ich sagte: „Was anständig ist, wissen wir selbst.“ Ich war so müde, so müde, daß ich nichts mehr sagen konnte.

Er verbot meinem Besuch, noch länger zu bleiben. Still und ruhig gingen sie und verließen das Haus der Humanität.

Am Nachmittag bin ich ausgegangen und zum ersten Mal nach langer Zeit froh gewesen. Ich habe ganz leise manchmal gelacht. Am Abend ließ ich mich von einem Mann, der noch ein Wenig sehen konnte und auch in dem Haus wohnte, abholen und ging mit ihm heim. Ich sprach noch mit einigen Menschen und hörte, daß ich heute Besuch gehabt und ein Mädchen mich geküßt habe. Ich sagte nichts. Ich habe zum ersten Mal in dieser Nacht ruhig geschlafen.

Aber der Verwalter des Hauses der Humanität war nicht unthätig gewesen. Ueber ihm stand als eine Art Direktor der Privatsekretär des Mannes, der das Haus erbaut hatte. An diesen Mann hatte er telephonirt und ihm die furchtbare Thatsache mitgetheilt, daß ich unangemeldeten Besuch gehabt und diesen Gast auch wieder in der Stadt getroffen habe. Am folgenden Tag wurde dem Mann, der mich begleitet hatte, verboten, noch mit mir auszugehen. Der Sekretär ließ auch sagen, das Haus der Humanität sei weder ein Krankenhaus noch eine Kinderstube. Ich habe ihn in der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal gesprochen; und doch sollte er sehen, wo Recht und wo Unrecht in dem Hause war.

An diesem Tag wurde mir die ganze Hilflosigkeit eines Blinden erschütternd klar. Ich sagte dem Verwalter, daß ich heraus wolle. Aber er wollte mir keinen Mann mitgeben, der mich begleiten konnte. Er sagte nur: „Es fehlt auch noch, daß die Stadt nachher erzählt, die Bewohner dieses Hauses träfen sich in der Stadt mit Mädchen.“

Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Ich wollte in den Garten gehen. Durch den Flur ging ich langsam und unsicher, stieß mit dem Kopf an ein offenstehendes Fenster. Da ging ich müde wieder auf mein Zimmer. Aber es hielt mich nicht. Ich versuchte noch einmal, den Weg in den Garten zu finden. Es gelang mir. Ich wollte aus dem Haus der Humanität gehen und einen Menschen auf der Straße bitten, mich zu den beiden Menschen zu führen, da ich wußte, wo sie wohnten. Es war acht Uhr abends.

Ich bin im Garten herumgeirrt und habe versucht, das Thor zu finden. Ich habe gesucht. Mehrmals bin ich gefallen. Ich habe zwei Stunden das Thor gesucht und habe es nicht gefunden. Durch einen Zufall stand ich nach zwei Stunden an der Thür, durch die ich in den Garten gekommen war. Ich habe während der ganzen Nacht auf meinem Zimmer gesessen. Ich habe mich nicht zu Bett gelegt. Habe gewartet auf das Schlagen der Halbenstunden und der Stunden. Ich habe sie schlagen hören; alle, nach einander. Bis es Morgen wurde. Schon um sechs Uhr habe ich den Versuch noch einmal unternommen. Wieder bin ich umhergeirrt, über eine Stunde, und fand das Thor nicht. Nur der Verwalter kam einmal zu mir und ermahnte mich, mir nur nicht so viel Mühe zu geben; das Thor würde ich doch nicht finden. Ich habe ihm noch einmal gesagt, daß ich gehen wolle. Er lachte. Ich wollte telephoniren. Er lachte. Da bin ich langsam durch den Garten gegangen. Ab und zu kam der Verwalter zu mir und fragte, ob ich nicht Kaffee trinken, nicht hinein gehen wolle. Manchmal fand ich das Gitter des Zaunes und meine heißen Hände umklammerten das kalte Eisen.

Der Verwalter kam wieder zu mir und sagte, wenn ich telephoniren wolle, könne ich es jetzt thun. Ich ging mit ihm in das Haus. Als wir aber das Haus betreten hatten, war der Verwalter fort; und ich wußte den Weg nicht nach dem Bureau, wo das Telephon war.

Ich ging wieder in den Garten. Ich wollte es. Aber ich konnte nicht. Die Thür, durch die ich noch vor zwei Minuten gegangen war, war abgeschlossen. Ich ging zu der anderen Thür. Auch sie war verschlossen. Wie ich später hörte, sind an diesem Morgen alle Thüren, alle Thore verschlossen gewesen.

So wurde ich eingeschlossen wie ein Mensch des Gefängnisses; in dem Haus der Humanität.

Kein Mensch hat sich um mich gekümmert. Den ganzen Tag nicht. Am folgenden Tag lernte ich den Mann kennen, der später gesagt hat: „Die Liebe hat Euch dieses Haus erbaut.“

Ich habe in ihm einen Mann gefunden, der für Alles Verständniß hat. Ich verdanke ihm viel. Er hat mir in dieser schweren Zeit geholfen, daß ich aus dem Streit meines Herzens mich heraus fand und wieder wagte, das neue Leben mit leisem Muth anzufangen.

Ich habe nicht verstehen können, daß in dem Haus, das seine Eltern erbaut hatten, nichts von der Liebe war, die er den Menschen erweisen wollte. Aber er hatte keine Zeit, sich viel mit dem Haus zu beschäftigen. Er dachte nicht daran, daß es Menschen gab, die nicht in seinem Sinne handelten. Ich habe in manchen schwierigen Fällen mich an ihn gewandt und bei ihm immer Verständniß und Rath gefunden.

Es gab in dem Haus der Humanität viele Menschen, die eben so fühlten wie ich. Das Haus hätte ein wahres Heim für diese Leute sein können, wenn an seiner Spitze ein Mann gestanden hätte, der in richtiger Art, mit dem wahren Verständniß zu walten wußte.

Einer von ihnen hat mir gesagt, als ich ihn fragte, wie es ihm in dem Haus gefalle: „Was wir haben möchten, ist Ruhe und Ablenkung in stiller Weise. Wir haben, Jeder, unser Zimmer, in dem wir leben. Das ist gut. Aber das Haus ist ein Paradebau. In den Zimmern sind Klingeln für den Fall, daß Einem mal Etwas geschieht und er sich nicht allein helfen kann. Wenn man aber geschellt hat, weiß Niemand, wer es that. Man muß dann erst den ganzen Flügel ablaufen und suchen, woher das Klingeln kam. Das Essen ist auch nicht gut. Das geht auch nicht; denn es ist nöthiger, daß das Haus immer glänzt und blinkt, als daß wir gut essen. Im vorigen Jahr ist ein Zehntel des von uns für den Aufenthalt gezahlten Geldes für das Essen ausgegeben worden. Das andere Geld für Putzen."

Ich hatte darüber noch nicht nachgedacht, weil ich allein aß. Wenn das Essen auch nicht gut war: man blieb am Leben. Aber ich habe dann später auch gesehen, daß mein Zimmer, obwohl ich nie mehr ausging, nicht in den Garten, nicht in die Stadt, jeden Morgen ausgewaschen und gewachst wurde. Weshalb, weiß ich nicht.

Ich hatte nach einigen Monaten gute Leute gefunden, zu denen ich oft gegangen bin. Wir haben Ausflüge gemacht. Es wurde Winter. Das Eis kam. Ich lief mit ihnen Schlittschuh und rodelte und dachte wenig an das Haus. Es wurde sehr kalt. Wochen lang war in dem Haus eine Kälte, daß mir beim Schreiben die Finger erstarrten. Aber es gab keine Kohlen. Ich bin zu meinen Bekannten gegangen, weil ich vor Kälte zitterte, wenn ich morgens aufstand, und bedauerte nur die Hausgenossen, die draußen keine Bekannte hatten.

Wie ich einmal später zufällig in der Stadt hörte, war die Kälte des Hauses der Humanität auch in der Stadt bekannt. Ich hörte, daß wohl zehn Mädchen jeden Sonntag zu einer Näherin in die Stadt gingen, bei ihr Kaffee tranken und bis abends bei ihr blieben, weil sie es in unserem Haus vor Kälte nicht aushalten konnten. Aber die Kälte ist in den ganzen Wintermonaten geblieben.

Als ich eines Abends nach Haus kam, traf ich einen Blinden, der

im Zimmer neben mir wohnte, in großer Aufregung. Ich fragte ihn und er erzählte mir, was ihm geschehen sei. Der Mann war früher Buchhalter und hatte durch seine Erblindung Stellung und Vermögen verloren. Er sagte: „Als wir heute abends in den Eßsaal kamen und ich mich gesetzt hatte, suchte ich meine Gabel. Ich fand sie nicht. Aber auf dem Holztisch, der jede Woche einmal gescheuert wird, lagen auf einer Schnitte Brot drei von Oel triefende Pfannekuchen. Es muß ein Bild gewesen sein für die Leute, die sehen konnten: Neunzig Blinde Dies essend! Mit den Händen, daß das Oel an den Fingern herunterlief. Ich bin gegangen. Ich habe nichts zu essen bekommen. Ich bin jetzt sechzig Jahre. Aber wie ein Stück Vieh zu essen: Das lehren mich auch nicht diese Leute."

Ich habe schweigend zugehört; und mich gefragt, ob es der Mann wisse, der gesagt hatte: „Die Liebe hat Euch dieses Haus erbaut."

Mit dem Verwalter komme ich nicht oft zusammen. Er führt eine Art Kleinkrieg gegen mich. Morgens hatte ich vierzehn Tage lang Kaffeetassen ohne Henkel oder Tassen, deren Rand einem Steinbruch glich. Er hat nicht viel zu thun. Die Hauptarbeit für ihn ist, sich das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Er führt zwei getrennte Küchen, eine für sich, eine für die Blinden. Sogar einen anderen Kaffee trinkt er. Das Dienstpersonal erhält Tischtücher und zwei Teller. Die Blinden nicht.

Eines Tages geschah etwas Unglaubliches, dessen geheimnißvollen Sinn ich mir zuerst nicht erklären konnte. Der Verwalter kam auf mein Zimmer und sprach mit mir. Er erkundigte sich, wie es mir gehe, und fragte, ob er einmal meine Schreibmaschine sehen dürfe. Ich war sehr erstaunt und merkte gar nicht, daß er das Zimmer schon wieder verlassen hatte. Später habe ich erfahren, daß an diesem Tag wohl ein Packet angekommen sein mußte, das meine Eltern seinen Kindern zu Weihnachten sandten. Sein Wesen war sehr bald wie früher. Er setzte den Kleinkrieg fort. Da ich oft an meine Bekannten in der Stadt telephonirte, schloß er das Bureau ab. Und da er selber selten auf dem Bureau arbeitete, war es fast immer verschlossen und ich mochte sehen, wie ich telephoniren könne.

Den Sekretär habe ich auch nicht kennen gelernt. Er kam an Sonntagen für kurze Zeit und ging bald wieder.

Ich konnte dem Verwalter nicht Lebewohl sagen. Denn an dem Tag, da ich fortging (ich war sechs Monate in seinem Haus gewesen), hat er mir nicht einmal Guten Morgen gewünscht, als er an mir vorbei ging. So war die ganze Familie. Er hat drei Söhne und zwei Töchter. Ich habe nicht gehört, daß sie im Vorübergehen einem Blinden ein einziges Mal Guten Tag sagten.

„Die Liebe hat Euch dieses Haus erbaut." Ich habe in dem Haus nichts von Liebe gemerkt. Oder war Das Liebe, was ich sah? Vielleicht. Denn ich war jung und hatte vielleicht falsche Anschauungen von Menschen und Dingen. Und von der Liebe.

Adolf von Hatzfeld.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Vom Büchermarkt

Die Grundfehler des Krieges und der Generalstab. Von G. Steinhausen. Zweite veränderte Auflage. Preis 1,50 M. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha.

Steinhausens Schrift, die zum ersten Male die Rolle der militärischen Instanzen bei Ausbruch des Krieges in ruhiger Sachlichkeit und vom Standpunkt des Geschichtsforschers untersuchte, hat überall das größte Interesse gefunden und war schnell vergriffen. Die neue Auflage bringt eine Reihe Erweiterungen und stellt, unter Berücksichtigung inzwischen erschienenen Materials, die springenden Punkte, insbesondere den suggestiven Einfluß des Schlieffenschen Planes, klarer heraus. Mehrfach setzt sie sich mit dem Aufsatze „eines Generalstabsoffiziers“, der eingehend zu der ersten Auflage der Schrift Stellung genommen hatte, auseinander. Die Arbeit Steinhausens, des Herausgebers des „Archivs für Kriegsgeschichte“, ist für die weitere Forschung von bleibendem Wert.

Die Zukunft

Berlin, den 20. September 1919

Weltkrieg und Technik

Der Zweck dieses Aufsatzes ist, zu zeigen, daß die Behauptung, Deutschland habe den Krieg durch Unglückszufall verloren, unrichtig ist, daß das deutsche Heer von einer furchtbaren Uebermacht erschlagen und erdrückt wurde und daß auch das größte Feldherrntalent das Geschick nicht mehr abwenden konnte. Der ungeheure Krieg darf nicht mit Maßstäben vergangener Zeiten gemessen werden. Hier tobten sich zum ersten Mal neue, übermenschliche Kräfte aus; und wenn man das Auswirken dieser Kräfte betrachtet, so erscheint der Kriegsverlauf und das Kriegsende als von Gesetz bestimmt.

Die letzten Jahrzehnte haben auf allen Gebieten tiefgreifende Umwälzungen gebracht; durch die Erfindungen der Technik und der Chemie, durch die Flugzeuge und Giftgase ist auch der Krieg furchtbarer denn je geworden. Die grundlegende Veränderung besteht aber darin, daß seit einigen Jahrzehnten in der Kohle und im Erdöl Kraftquellen von ungeheurer Größe ausgenutzt werden. Hinter uns liegt die energiearme Zeit. Noch unsere Väter waren im Wesentlichen auf ihrer Hände Arbeit angewiesen. Jetzt übersteigen die durch die Technik entfesselten Kräfte thurmhoch die menschlichen. Die in Deutschland im Jahr 1912 gewonnene Kohle (256 Millionen Tonnen) kann einer Arbeitmenge von 79 Millionen Pferdekraft-Jahren gleichgesetzt werden; jeder Bewohner hatte also ungefähr eine Pferdekraft zur Verfügung. Ueber noch größere Energien gebieten England und Amerika, während die anderen Länder viel weniger Kohle produziren und schon deshalb als In-

dustrieländer neben den drei genannten kaum in Betracht kommen. Diese neuen Kräfte tobten im Kriege gegen einander und gaben ihm sein Riesenmaß. In der Zeit der napoleonischen Kriege fielen diese technischen Energien überhaupt nicht ins Gewicht. Im Jahr 1870 besaß Deutschland durch die Kohle 6,7 Millionen Pferdekräfte; 1914 verfügten die Centralmächte über ungefähr 92 Millionen Pferdekraft-Jahre. Die Gesammtmenge der durch Kohle gewonnenen Energie kann auf 460 Millionen Pferdekraft-Jahre geschätzt werden.

Die Kohle ermöglicht eine starke Steigerung der Eisenproduktion. Die Menge des gewonnenen Roheisens hat sich während der letzten hundert Jahre verhundertfacht. Die Hauptländer der Eisenproduktion sind wieder die Vereinigten Staaten, England und Deutschland. Um größere Eisenmengen liefern zu können, muß mehr Kohle verkokt werden; und damit wird auch mehr Ammoniak und Theer gewonnen, Beides Ausgangsmaterialien zur Darstellung von modernen Sprengstoffen. Kohle, Eisen und Sprengstoff-Fabrikation bedingen einander also; und nur die drei genannten Länder haben die Möglichkeit, diese Stoffe in dem ungeheuren Ausmaß zu liefern, wie der Krieg sie forderte. Nur die Leistungfähigkeit dieser drei Länder konnte also die Kriegsentscheidung bestimmen; Millionenheere ohne die nötige Bewaffnung sind heute, wo Alles an Technik hängt, weniger gefährlich als je zuvor. Mir wird eingewandt werden, daß hierbei die Menschenleistung allzu gering geschätzt werde. Darauf ist zu erwidern, daß nicht tote Massen, Kohle und Eisen, die im Boden ruhen, in Rechnung gesetzt wurden, sondern nur die vom Menschen ausgenutzten Energien und produzirten Eisenmengen. Und zu dieser Produktion braucht man geschulte Arbeiter und fähige Ingenieure.

Beim Beginn des Krieges war Deutschland, im Vollbesitz seiner Technik, den an Volkszahl übermächtigen Feinden weit voran. Die Centralmächte hatten durch ihre Kohlenproduktion 92 Millionen Pferdekraft-Jahre zur Verfügung und produzirten im Jahr 20 Millionen Tonnen Roheisen; Frankreich, Rußland und Belgien zusammen hatten nur 35 Millionen Pferdekraft-Jahre und 11 Millionen Tonnen Roheisen. Großbritanien, mit einer Kohlenproduktion von 98 Millionen Pferdekraft-Jahren und einer Roheisenproduktion von 9 Millionen Tonnen, kam noch kaum in Betracht, weil seine Industrie nicht sofort auf den Krieg einzustellen war. Obendrein nützte Deutschland seine Kohle viel besser aus als die übrigen Länder; es verkokte 23,

Frankreich, England und Amerika nur 10 Prozent der Kohle. Die technischen Chancen des Krieges waren zuerst also auf deutscher Seite. Der hartnäckige Widerstand der Belgier hielt Deutschland so lange auf, daß die Besetzung der Kanalküste und die Absperrung von Großbritanien nicht mehr möglich war. Die Franzosen sind im Recht, wenn sie das Wunder an der Marne preisen. Da war die deutsche Militärrechnung falsch.

Nach den ersten gewaltigen Kämpfen waren beide Gegner erschöpft. Beide litten unter Materialmangel. Nun widmete sich die englische wie die deutsche Industrie ganz dem Krieg. Die deutsche Industrie hätte sich aber der Heeresleitung nicht so völlig hinzugeben vermocht, wenn nicht die englische Blockade Deutschland vom Welthandel ausgeschlossen und seine Industriellen vor die Wahl gestellt hätte, ihre Betriebe stillzulegen oder Kriegsmaterial zu liefern. Die blühende Exportindustrie und der Handel Deutschlands hätten vielleicht, wäre die Welt ihnen offen geblieben, die Reichsleitung auf andere Wege zum Frieden gedrängt, nachdem der erste Schlag mißlungen war. Erst durch die Blockade wurde Deutschland zu einer großen Waffenfabrik; und nun erst war die völlige Militarisirung Deutschlands möglich. Das vom Welthandel abgeschlossene Land wäre trotzdem verloren gewesen, wenn nicht das letzte Jahrzehnt Erfindungen gebracht hätte, die ihm ermöglichten, den zur Munitionherstellung fehlenden Chilesalpeter durch Produkte zu ersetzen, die aus Luftstickstoff nach Habers Verfahren oder aus dem Stickstoff der Kohle gewonnen wurden. Vor dem Krieg führte Deutschland 800 000 Tonnen Chilesalpeter ein (das Meiste zu Düngezwecken); die Menge der aus Luftstickstoff hergestellten Produkte war gering. Im Lauf des Krieges wurde deren Herstellung aber so gesteigert, daß die Produktion im letzten Jahr einer Menge von 2,5 Millionen Tonnen Salpeter gleichgesetzt werden kann. Im Krieg wurden täglich auf beiden Seiten Hunderte von Eisenbahnwagen voll Munition gebraucht. Diese Leistung war Deutschland nur durch die neuen Verfahren, England und Amerika durch die unbeschränkte Ausnutzung der Chile-Salpeterlager möglich.

Von 1915 bis 17 konnte Deutschland schwächere Gegner angreifen, Serbien und Rumänien niederwerfen und in Rußland Siege erringen. Rußland war, trotz seinem Millionenheer, nicht zu langem Widerstand fähig. Seine Roheisenerzeugung betrug vor dem Krieg ungefähr ein Fünftel, seine Kohlenproduktion ein Siebentel der deutschen; deshalb konnten seine Heere nie-

mals die starke Waffnung der deutschen erreichen und blieben von England und Amerika abhängig. Wer Rußland die stärkste Militärmacht Europas nannte, sprach ein längst veraltetes Urtheil aus und ahnte nicht einmal die Bedeutung moderner Technik und Chemie für den Krieg von heute. Nach der Entkräftung Rußlands war noch der Schlag gegen Italien möglich. Dessen Kohlenproduktion ist sehr gering: 0,7 Millionen Tonnen = 0,3 Millionen Pferdekraft-Jahre; und die Roheisenproduktion ganz unerheblich (0,4 Millionen Tonnen). Italien war also ganz auf Amerika und England angewiesen. Solche Siege über schwächere Gegner ermöglichten der deutschen Regirung, das Vertrauen des Volkes immer wach zu erhalten; für dieses Volk aber waren sie ein Verhängniß, da sie die wahre Weltlage dem Blick verschleierten.

Die Entente konnte viel schwerer die verwundbaren Stellen des Gegners treffen. Der technisch nicht leistungfähige Orient war so fern, daß man dorthin nicht rasch und unvermerkt, zu einem plötzlichen Schlag, große Kräfte werfen konnte. Nur auf Italiens Boden wäre eine Bedrohung des relativ schwachen Oesterreichs möglich gewesen; diese Möglichkeit wurde, vielleicht wegen des italio-serbischen Interessengegensatzes, nicht kräftig genug ausgenutzt. Die Entente war in schlimmer Lage, weil die deutsche Invasion starke Heere in Frankreich festhielt, das gegen weiteres Vordringen geschützt werden mußte. Doch bis zum Eintritt Amerikas standen einander technisch fast gleich starke Gegner, Deutschland und England, gegenüber. Die Fronten konnten auf beiden Seiten mit ungefähr der selben Munitionmenge gespeist werden. In den ersten Kriegsjahren haben diese Gegner sich denn auch nie zu entscheidendem Kampf getroffen.

Die Lage änderte sich völlig, als Amerika in den Krieg trat. Die Vereinigten Staaten förderten 1912 fast ums Doppelte mehr Kohlen als Deutschland; sie hatten 179 Millionen Pferdekraft-Jahre. Die Ausnutzung der Kohle wurde während des Krieges so verbessert, daß die Rohstoffe für Sprengmittel immer in Fülle vorhanden waren. Die Salpetereinfuhr stieg von einer halben Million Tonnen (1910) auf über 2 Millionen (1918). Die Roheisen- und Stahlproduktion lieferte schon vor dem Krieg 30 Millionen Tonnen, wurde dann noch beträchtlich erhöht und die Vereinigten Staaten hatten so viel Eisen wie die ganze Alte Welt. Diese technische Macht stellte Amerika in den Dienst des Krieges. Nach Rußlands Ausscheiden stand nun

den Centralmächten ein Feind gegenüber, der über die dreifache Zahl von Pferdekraft-Jahren verfügte und in dessen Lager mehr als die doppelten Eisenmengen produzirt wurden. Noch im Frühjahr 1918 gelang dem deutschen Generalstab ein Schlag gegen Frankreich und England. Auch half die große Beute auf dem italischen Kriegsschauplatz im Herbst 1917 (2800 Kanonen, 3000 Maschinengewehre) und der rasche, unblutige Gewinn von Kriegsmaterial in Rußland im Februar 1918 (4381 Geschütze, 9490 Maschinengewehre) Deutschland noch einmal in Ueberlegenheit. Nur selten tauchte auf deutscher Seite die bange Frage auf, ob nicht gerade diese Siege das Ende des Krieges ins Ungewisse hinausschieben würden, da Frankreich, vielleicht sogar England zum Nachgeben gezwungen werden könnte, nie aber Amerika zu besiegen sei und selbst das siegreiche Deutschland sich schließlich mit diesem Gegner verständigen müßte.

Der Juli 1918 brachte die Schicksalswende. Die letzten Kraftanstrengungen hatten selbst gegen Frankreich nicht zu entscheidenden Schlägen ausgereicht, aber die Amerikaner zu schnellster Hilfeleistung gespornt. Nun wurde die Uebermacht der Entente offenbar. Niederlage folgte auf Niederlage; und der Todesstoß traf die schwächste Stelle, im Osten, dessen Bedarf an Waffen und Munition nicht mehr zu decken war, als die Westfront, zum Schutz der Heimath, alle Kräfte an sich zog. Der Waffenstillstand im Westen wurde noch in der letzten irgendwie günstigen Stunde abgeschlossen; denn später wäre eine entscheidende militärische Niederlage auch bei zähstem Widerstand der Truppen unvermeidbar gewesen.

Verhängnißvoll für das deutsche Volk war nur das Zusammentreffen der Revolution mit der Niederlage. Denn wir sehen schon heute die Anhänger des alten Herrschaftsystems der Revolution, „dem Versagen der Heimath", die Schuld an der Niederlage zuschreiben und hören sie prahlen, das Heer und dessen Leitung hätten noch Jahre lang das Vaterland zu schützen vermocht. Dem gegenüber kann nicht laut genug betont werden, daß die deutsche Politik, die ja in den letzten Jahren im Wesentlichen von den militärischen Führern bestimmt wurde, die Niederlage verschuldet hat. Als Amerika in den Krieg eintrat, im Frühjahr 1917, nicht im Herbst 1918, wurde über das Geschick Deutschlands entschieden.

Meiner Auffassung wird entgegnet, die sittlichen Kräfte seien schließlich die entscheidenden; die Welt werde von Ideen ge-

leitet und alles Geschehen wäre sinnlos, wenn der Lauf der Geschichte von der Menge des Eisens und der Größe der Munition bestimmt würde. Und doch geben im modernen Krieg die Materialmengen den Ausschlag, wenn der Aufmarsch der Gegner beendet ist. Bei der Scheidung der Lager sind dann die moralischen Kräfte die wichtigsten. So bewirkte die Politik und das Verhalten der deutschen Regirung, daß England und Amerika sich waffneten, ihre bisher Friedensarbeit leistenden Energien gegen Deutschland wandten und daß die ganze Welt, endlich sogar das eigene Volk gegen diese Regirung aufstand. Hätte nur Deutschland die modernste Technik besessen, allein Kohle und Eisen in Fülle gehabt, so hätte den Ansturm deutscher Waffen auch die ganze Welt nicht aufgehalten. Solcher Sieg ist heute keinem europäischen Volk mehr beschieden. Die Kraft Amerikas ist so ungeheuer, daß selbst ein geeintes Europa dagegen kaum den Kampf wagen könnte. Verhängnißvoll war, daß Deutschland, das, nach seiner Lage und nach seinen Bodenschätzen, ganz auf eine Politik der Völkerversöhnung hingewiesen ist, fest auf die Politik der gepanzerten Faust vertraute, während Amerika, das einzige Land, dem sein Reichthum solche Politik erlauben würde, die Völkerverständigung erstrebte.

Im Gespräch mit einem deutschen Freund suchte ich die furchtbare Wirkung der deutschen Politik auf das Ansehen der deutschen Nation durch ein Bild verständlich zu machen. Das deutsche Volk, sagte ich, kommt mir vor wie die Besatzung eines Musterschiffes, die treu und pünktlich, Jeder an seiner Stelle, schafft; aber Kapitän und Steuermann steuern falschen Kurs und führen das Schiff in gefährlichen Kampf, der alle Kräfte noch mehr anspannt und die Augen der überlasteten Mannschaft von den Schiffsführern abwendet, deren Unheil zeugende Fehler viel zu spät erst erkannt werden. Sind in der Mannschaft Kräfte, die das Steuer meistern, das sturmfeste Schiff retten können?

Zürich. Professor Dr. Hermann Staudinger.

Sokrates

Daß die Philosophen zuweilen von den Künstlern, von ihren schönen geflügelten Brüdern, am Wenigsten verstanden, wohl gar am Aergsten mißverstanden werden, muß Jeder als verhängnißvolles Unglück beklagen, dem sich erschlossen hat die Wesensverwandtschaft zwischen Kunst und Philosophie und die daher und aus dem Verhalten der Allgemeinheit sich ergebende Nothwendigkeit des Zusammenstehens von Künstlern und Philosophen („Zukunft“ 1916, Heft 45). Was irgend gethan werden kann, sollte gethan werden, die Künstler über den Werth aufzuklären, welchen Kenntniß der Philosophie und der Philosophen gerade für sie, für die Künstler, besitzt. Auch Sokrates, an dem von der gebildeten Allgemeinheit und von einem Dichter seiner Zeit so schwer gesündigt wurde, hat noch nicht lebendige Bedeutung für die Künstler, wie er für sie haben müßte. Er müßte sie haben für alle geistigen Menschen; die ja nicht nur die großen Geisteswerke in sich aufnehmen sollen, sondern auch die großen schöpferischen Persönlichkeiten selber. Sie müssen diese Großen und Größten, ihre Erfahrungen, ihre Kämpfe, ihre Stärke in sich leben lassen und für das eigene Leben nützen. Denn da ist das rechte Leben ihres Lebens vor ihnen und die rechte Kraft: die Kraft zur Erlösung vom Uebel und zur Ertragung der Ueblen. Da ist Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Und je verwandter sie sich wissen mit bedeutenden geschichtlichen Naturen, desto klarer erkennen sie die Züge des Schicksals, welches für sie sich erfüllen muß, ähnlich wie für jene.

Mit einem Sophisten hatte die gebildete Zeitgenossenschaft Athens den Sokrates verwechselt: den so ganz anderen Sokrates, der immer von Allem überzeugt war, was er sagte, immer das Nämliche wiederholend über das Nämliche; der nur that, was ihn das höchst Gute dünkte; und die Jahrtausende der Nachwelt haben das Lob seines Thuns geschrieben und doch nichts davongenommen und nichts hinzugesetzt. Wie war nur solche Verwechselung möglich gegenüber einem Sokrates; wie war Das möglich für einen Aristophanes, für den echten Künstler von hoher Seele, daß er den Sokrates einen Sophisten und Merimnophrontisten, einen Sorgengrübler, nennen konnte?

Wahrlich ein anderer Mann als ein Sophist war dieser Sokrates, der die Menge, voran die Gebildeten, für nicht gut genug und für undenkend hielt und mit Wenigen nur umgehen mochte, trotzdem aber Alle besser zu machen, zur Erweckung, zur Selbsterkenntniß, zur Selbstrechenschaft zu bringen als sein großes und

einziges Lebensgeschäft betrachtete. Aehnlich wie Christus des Volkes Natur wahrlich kannte und dennoch dem Volke predigte. Es scheint, auch die Größten sollten nach ihrer Kenntniß der Menschen nicht auch handeln, so sehr gerade gegen sie die Menschen danach handelten, wie sie von ihnen gekannt waren. Sie waren aber von ihnen gekannt und geliebt; Das heißt: sie wußten, wie sie sind, und vergaßen immer neu, daß sie sind, wie sie müssen sein und bleiben. An allen öffentlichen Orten, in den Gymnasien, in den Hallen, auf dem Markt band Sokrates philosophisch an mit Jedem, der ihm in den Weg kam, übte treulich und liebevoll seine geistige Hebammenkunst bei Sophisten, bei Staatsmännern, bei Künstlern, bei Handwerkern, bei Sklaven; bei Schön und Häßlich, bei Jung und Alt, bei Lang und Kurz. Er verstand mit beispielloser Pädagogik sich Allen gleichzusetzen, damit sich in sie hinein und sie aus sich hinaus zu immer Besseren. Er wollte besser machen dadurch, daß er feste Begrifflichkeit und Wissen, wissenschaftlich wesentliches Wissen ihnen aus ihrem Innersten herausgebären half und entschnitt und für sie austrug und gebar; er machte sie in sich selber blicken, daß sie durch ihn erst recht eigentlich wußten, was sie wußten (Wissen des Wissens), oder er brachte sie zum Eingeständniß ihres Nichtwissens (Wissen des Nichtwissens, also ihres Nichtverstehens, wo sie nicht verstanden, statt des argen Wahnes, sie verstünden doch). Er beschämte Gedankenlosigkeit und Dünkel, bewegte mit seiner Rede bis zum Herzpochen und bis zu Thränen und bis zum Glauben, daß es nicht lohnte, zu leben, wenn man blieb, wie man war. So zog er, die sich ziehen ließen, freilich nicht sehr Viele (und von ihnen wandte noch Mancher sich wieder ab, so sehr er anfangs ihm nachgestürmt war); aber in den Wenigen erregte er den Wahrheitstrieb, den Willen, aus dem verborgenen Innersten die Wahrheit zu schöpfen, wo sie einzig und gewiß gefunden werden kann, und der Finsterniß und Knechtschaft sich zu entreißen. Mit dieser Weise der Seelenerweckung höchst unähnlich Christo, mit dieser Seelenerweckung aber wahrlich eben so höchst unähnlich auch den Sophisten: die mit ihren Worten an solche Erweckung nicht dachten; von denen die Sprache mißbraucht wurde, um die Begriffe zu verwirbeln und zu zerstören; die entgegengesetzte Behauptungen für gleich wahr erklärten; keinen Ernst kannten, mit dem sie nicht spielten, den sie nicht wieder „überwanden“, und die an Stelle der wahren Erkenntniß und des Gewissens die ganze Wirklichkeit in subjektiven Schein verwandelten und das Recht des Stärkeren proklamirten. (Wie Nietzsche oder vielmehr wie der Sophist Kali-

kles in Platons Gorgias. Man lese Platon (Becker) opp. 483, 484. Kallikles hat Das nicht von Nietzsche abgeschrieben, welcher Sophist Nietzsche natürlich, in diesem Punkte konsequent, als ein Feind des Sokrates sich äußern mußte.) So unähnlich einem Sophisten wie der Hund dem Wolfe, sagt Platon, der für Sokrates das Selbe gethan hat, was Paulus für Christus that. In diesem, ihrem hauptsächlichen Thun gleichen einander Platon und Paulus, wie Sokrates und Christus selber gleich sind in einer gewaltigen Hauptsache: Christus hielt alle Menschen ohne Ausnahme für Sünder und wollte zum Guten, Sokrates hielt alle Menschen ohne Ausnahme für undenkend und wollte zum Denken erwecken, womit ohne Zweifel, aus der Gewißheit und Vollmacht des Wahren und Guten in ihnen selber, Beide wesentlich das Selbe wollten; denn dem Sokrates war das Gute oder die Tugend ein Denken. Nun haben freilich Sokrates und Christus die Menschheit nicht verwandelt: aber dachten sie denn daran? Auch Christus dachte daran nicht. Was er der Menschheit geben konnte, war nicht Christenthum, sondern Christus (die Bergpredigt ist Christus); und nicht anders mit Sokrates. Wie wenig Michelangelo und Shakespeare vorhatten, zum Schaffen von Werk gleich ihrem eigenen Werk alle Menschen emporzubringen: eben so wenig wollten Sokrates oder Christus alle Menschen in Christen oder Sokratesse umwandeln. Ihr Werk waren sie selber, sie hatten kein Werk gleich Michelangelo und Shakespeare: ihr Thun und ihre Rede war ihr Werk, womit sie in die wenigen verwandten Gemüther einen Stachel warfen; übrigens hatten sie eine Meinung über die Menschheit, aber nicht den Wahn, die Menschheit zu erlösen. Ist man nun aber, weil dieser ungeheure Wahn ihnen angedichtet wurde und natürlich die Menschheit blieb, wie sie gewesen, ist man deshalb berechtigt, zu sagen, daß sie mit ihrer Meinung von der Menschheit im Irrthum waren? Dies ist der Punkt, auf den es ankommt: nur eben diese ihre Meinung von der Menschheit. Darüber hat man noch nicht nachgedacht, wenn man bei der allgemeinen Schuldigkeit der Menschen sich den theologischen Aberglauben, den Apfelbiß im Paradies und die Qualen der Hölle, oder wenn man bei dem sokratischen allgemeinen Nichtdenken und Verkehrtdenken sich den Zustand der Steine oder die Tollhäusler vorführt. Und wir sollten doch wohl darüber nachdenken, in tiefstem, letztem Ernst. Wem kommt zu, in den Wind zu schlagen, was den Männern des klarsten Geistes und heiligsten Herzens nichts Geringeres gewesen als Grund und Wurzel der Ueberzeugung und das Lebenswerk, woran sie sich zu Tode gelehrt

haben! In den Gemeinschaften und in der Geschichte der Menschheit wäre viel auf einfache Weise erklärt, wenn am Ende doch diese größten Menschen Recht haben sollten; so seltsam sie mit ihren Behauptungen Denen vorkommen mögen, über die sie behaupten —, vielleicht: eben weil sie mit Recht behaupten.

Ein seltsamer Mann, dieser Sokrates. Das Lachen war in Athen nicht theuer, an allen Ecken lachten über ihn die Athener; und sahen doch bald, daß sie nicht auskamen mit Lachen. Ein seltsamer Mensch war Sokrates schon von außen, der Barfußgeher mit seinen vielen Wunderlichkeiten, der Glatzkopf unter allen den schöngelockten Achaiern, ein ungriechisch, ein unmenschlich häßlicher Mensch. Silenhaft häßlich: mit Hängebauch, breiten Schultern, Kahlkopf also, groß-dickem Munde, aufgeworfenen Lippen, eingedrückter Stülpnase, stieren Glotzaugen. Verschlossen freilich in dieses nur umgethane Silengehäuse ein Gott und gewaltiger, nichts weniger als silenischer Erotiker; der auch mit so wunderhaft sie erhebender und läuternder Gewalt erotisch-dämonisch auf schöne Jünglinge wirkte*). Räthselhaft mußte er am Meisten den Gebildeten erscheinen, den einseitig so Beschränkten, daß sie, außer Stande, von seiner Fülle und seinem das Allgemeine umfassenden Sinn zu lernen, ihn nur für einen Uebermäßigen, Unbändigen, starrsinnig Ungerechten gegen die wahrhaft großen Geister (von einigen weiß man sogar noch die Namen: durch Sokrates; gewöhnlich werden die wahrhaft großen Geister der Zeiten, wie auch wohl die unserer Zeit, mitsammt den Namen, sehr schnell vergessen), daß sie ihn nur für einen extrem wunder-

---

*) Daß auch Sokrates, der Erotiker, wie er sich selber nannte, über schöne Knaben gesprochen hat, wie er über Xantippe nicht gesprochen hat, hängt mit jenem spezifisch Hellenischen zusammen, dem man von unserem Standorte, der uns durchaus ewig menschlich-natürlich, unabhängig von aller Veränderung in Raum und Zeit erscheint, nicht wohl beikommen und nur gezwungen, mit bleibendem Widerstreben, gerecht werden kann. Dazu wäre viel zu sagen, besonders über das Verhältniß der sinnlichen Empfindung zur Geschlechtlichkeit, demnächst natürlich über das unter Griechen so gänzlich andere Verhältniß des Mannes zum Weibe; die Verschiedenheit springt schon grell in die Augen, wenn man unsere und die griechische Männer- und Weiberkleidung vergleicht. Gewiß ist nun einmal, daß die besten Griechen bei der Knabenliebe empfanden, wie unter uns die Besten und Gesunden nur bei der Frauenliebe empfinden, und eben so gewiß, wenn man nicht die glaubwürdigsten Zeugnisse verwirft oder verdreht, daß auch Sokrates von sinnlicher Empfindung Knaben gegenüber keineswegs frei war. Sinn-

lichen und endlich gar für einen unredlichen und verderblichen Mann zu halten vermochten. So also wurde von ihnen der wahrlich große Unterschied zwischen Sokrates und den Sophisten gesehen: Sokrates schlechter als die Sophisten. Und die Sophisten selber, die Gebildetsten der Zeit und Vertreter der Bildung, unter denen hauptsächlich jene wahrhaft großen Geister zu finden waren, nun, Die redeten ja so schön und betäubten sich mit ihrer Schönheit, daß sie unmöglich spüren konnten, wie viel schöner Sokrates redete, dem Ernst und Scherz wie Schwestern von den Lippen gingen; und da sie mit ihrem Verstande schnell Alles verstanden: wie konnten sie jemals den Sokrates verstehen?

Sokrates war altväterisch und revolutionär (je nachdem er dem Neuen oder dem Alten das Gute vorzog); sittenstreng und auch frei, ohne viel nach dem Urtheil Anderer zu fragen; gütig und unwirsch; geduldig, schonsam, gesellig und wiederum störrisch, rücksichtlos, spöttisch, streitlustig; von weiser Besonnenheit bei äußerster Reizbarkeit und Brennbarkeit der Natur; ein Schweiger und ein Schwätzer; eben so bescheiden wie selbstbewußt; mäßig und konnte, mit Anderen, auch unmäßig sein (konnte: er war im Trinken nicht zu besiegen); ernst und machte sich zum Narren und Haselanten, Alles nach der Gelegenheit, und je nachdem es die Anderen in ihm hervorbringen. So Einen sollen wohl die Anderen oft unerträglich und unberechenbar finden; da sie niemals Dessen sich bewußt werden, was sie selber bei ihm anrichten und wozu ihre Unfehlbarkeit ihn reizen muß; sie wissen nicht, am Wenigsten kennen sie sich als Ursache verhängnißvoller Wirkun-

liche Empfindung ist aber noch nicht geschlechtliche Bethätigung und war etwas Anderes in Sokrates als in Anderen: die Grundlage der Freundschaft, der philosophischen Freundschaft, der schaffenden, Seelen bildenden, in dem Sterblichen das Ewige erzeugenden Liebeskraft; es kam zu jener Spannung der Gegensätze geistiger Besinnung und relativen Denkens, welche wie ein Ausgleich und eine Versöhnung empfunden wird, es kam zur seligen Erfüllung des relativen Bewußtseins mit dem absoluten Inhalt. Ueber das Verhältniß der irdischen Liebe zur hohen geistigen Liebe sei auf die „Lehre von den Geistigen und vom Volke" (S. 801) verwiesen und zu dem dort Gesagten noch an die folgende Thatsache erinnert. Der brünstig fromme und heilige Hymnus, wonach heute gesungen wird: „O Haupt voll Blut und Wunden" und „Befiehl Du Deine Wege" ist ursprünglich ein Liebeslied gewesen: Hans Leo Haßlers „Mein G'müth ist mir verwirret, Das macht ein Mägdlein zart!" Ohne Das zu wissen, kann man zweifeln, daß der Hymnus dem Charisma des hohen Amor Dei entströmt sei? Das ist er auch und wahrlich kein Fleischgesang. Darum spricht das Beispiel dieses Liedes der Liebe.

gen. So weit aus sich weg in das Allgemeine sich zu erheben, ist ihr Bewußtsein zu schwer und ihr Raum zu eng; ihr Jetzt und ihr Thier wird mit allzu viel Eitelkeit von ihnen geliebt. Nicht wahr? Sie finden sonst einen Unterschied zwischen Ursache und Wirkung: schwerlich aber begegnet Euch Einer, mit dem es nicht in diesem besondern Falle schwach stünde, und die Schwachheit gedeiht bis dahin, daß die ganze Sache, Ursache und Wirkung, das Unterste zu oberst kommt: sie machen das in dem Anderen durch sie selber Bewirkte und seine Gegenwirkung und machen also den Anderen zur Ursache ihres Betragens und alles Tumults und Unglücks. Wie wenn man den Donner die Ursache des Blitzes nennen wollte. So wenig der Regen weiß, daß er naß macht, so wenig sind sie Dessen sich bewußt, was sie, ganz allein sie anrichten; immer von Neuem anrichten mit ihrem Hauptgebrechen, welches selbst zu erkennen ihnen so unmöglich ist wie der Sonne, den Schatten zu bescheinen, den sie wirft. Unschuldig sind sie und der Beste ist gegen sie schuldig; sie wissen, was sie wissen, Alles, es giebt nichts Wichtiges, was sie nicht wüßten und verstünden. Sokrates aber hatte eine lichtere Selbsterkenntniß. Er kannte sein Wissen wie sein Nichtwissen und auch sich als Ursache der Begegnung, die ihm dafür von den Menschen, wie nun die Menschen sind, mit Nothwendigkeit widerfahren müsse. Diese Einsicht, wie sie sonst ein Ich nur in das fremde Ich erlangt, diese über die Bewußtheit des Egoismus hinausgehende allerklarst objektive Wahrnehmung, wie der Anderen, so seiner selbst und seiner schwierigen Eigenheit als Verursachung schiefer und schlimmer Folgen in der Umgebung, diese ganz ungemeine und selbstlose Erkenntniß des Selbst wird belohnt wie jede Erkenntniß: mit Glück. Ihr verdankte Sokrates die Bewahrung seines seelischen Gleichmuthes und seiner Heiterkeit und, daß er sich frei hielt von jeglicher Verbitterung gegen die Menschen, die sein Gutes liegen ließen und, statt seinen Besen zu gebrauchen, vielmehr von den Narren jeden Dreck aufhoben und bejubelten und damit ihren Misthaufen vergrößerten. Daß es ihm unter den Anderen so erging, wie es ihm erging, davon die Hälfte der Ursache war sein Anderssein. Er kannte diese Ursache in sich, die er freilich nicht abändern konnte noch wollte; im Gegentheil war er unablässig bemüht, sie zu nähren und zu stärken.

Sokrates erschien eben so bezaubernd wie zurückstoßend und fremdartig, zu Zeiten seelenentrückt, gegen alles sinnliche Leben in Verzückung abwesend, lange Stunden gleich einer Bildsäule auf einem Fleck festgewurzelt, und vernahm in sich eine dämonische

Stimme. Aber er war keineswegs krankhaft, sondern sehr gesund und übergesund, überkraftvoll und übermüthig bis zum Barock; gar nicht phantastisch, vielmehr kaltsinnig vernünftig und nicht weniger dialektisch virtuos und spitzig als die Sophisten. Daher die Verwechselung mit ihnen; wie denn überhaupt Dies die Schuld trägt an der Verwechselung des Volkhaften mit dem Geistigen: daß Beides für grundverschiedene Denkinhalte der gleichen Formen und Wörter sich bedient, und weil das Volkhafte und Abergläubige das Analogon bildet zum Geistigen (Beispiel: das Wort Gott bei Spinoza und im religiösen Aberglauben). Trotz aller Aehnlichkeit der sophistischen Dialektik mit der sokratischen: welch ein Unterschied zwischen den Sophisten und Sokrates! Des Sokrates Dialektik, ob man sie auch hier und dort allzu dialektisch findet, sie noch Dialektik zu nennen, so sieht sie doch auch gar manches Mal nach Größerem aus als Dialektik, und schwerlich wurde sie von ihm über ihren Spielraum hinaus gespielt; er empfand, daß Dialektik, Skeptik und „Aufklärung" nur anwendbar sind gegen die relativen Gedanken und die „Wahrheiten" des Aberglaubens, als die Selbstvernichtungsucht der Fiktionen: die positiv geistige, die Eine wahrhaftige Wahrheit stand ihm unzerstückelt und ungestört von der Seele.

Mit keinem theoretisch-systematischen Resultat (daher er auch nicht schrieb und nicht schreiben konnte, nicht schreiben durfte), jedoch mit dem praktischen, daß er, ein αὐτουργός, ein Selbstmacher, ein unvergleichlich viel originalerer Macher als ein Schreiber (die Tugend war ihm ein Wissen und all sein Wissen ward ihm Tugend), mit dem Resultat, daß er der innigste, charakterfesteste, am Meisten in sich selbst ruhende, sittlich gewaltigste und sittlich folgenreichste Mann Griechenlands geworden ist. Ohne daß er schrieb: dadurch, daß er sprach; trotzdem denn nun viele der gesprochener Worte verloren sind, von Sokrates eben so wie von Christus Aber es kommt auch nicht an auf die ganze Summe der wirklich gesprochenen (oder geschriebenen) Worte, die ja doch unvollkommen wären gegen die Summe der möglichen. Christus starb mit dreiunddreißig Jahren. Geringherzige, Pedanten, Uebelgesinnte sprechen von Dem, was am Ganzen fehle: ihnen fehlt am Ganzen. Ueberall ist das Ganze, wo das Eine ist. Weniger Worte bedarf es manchmal nur, die rechte Seele zu erwecken: es kommt darauf an, daß in den Worten der Erwecker lebt. Sokrates ist für die Welt geworden, was er ihr ist, dadurch, daß er ein solcher Selbstmacher, ein solcher nach der Tiefe des geistigen Bewußtwerdens unmittelbar sein individuelles Leben und Han-

deln höchst eigenthümlich Modifizirender und alle menschliche Niedrigkeit in sich Bändigender war*) und als ein Solcher sprach. Das Größte in der Welt ist entstanden aus gesprochenen, nicht aus geschriebenen Worten. Wie er so sich selber machte, immer besser machte, machte er auch Andere; da er, im Machen und noch gährenden Gestalten, nach der ganzen ursprünglich schöpferischen Fülle, wie sie aus dem innersten Lebensquell hervorbrach, in der vollkommensten, unmittelbarsten geistigen Thätigkeit des großfruchtbaren Augenblickes in aller Klarheit, Einfalt, Trunkenheit zu ihnen sprach. Sprechen im Machen, im Machen zugleich seiner selbst und der Anderen: Das war Ernst und Leben in der Welt; Das machte die anders Gemachten weiter sprechen und machte sie schreiben von so groß entschiedenem Was und Wie, von der noch nicht dagewesenen Selbstmacht und Freiheit im Manne, von dieser sich offenbarenden Allmacht eines Mittelpunktes so fest und sicher, daß alle Gedanken daran sich hielten und davon ihre Farbe bekamen. Durch das Besondere solcher Ueberlieferung geschieht nun, daß Sokrates gleichsam immer noch unter uns Schule hält. Fortgesetzt heute noch wird Jeder zu Sokrates in ein persönliches Verhältniß gezogen und selbstmächtiger und freier, der seine Rede zu Ohren nimmt, wie heute geredet und, feurig geworden vom Feuertropfen der Wahrheit, sie anwendet gegen die heutigen Sophisten, Phrontisten, philosophischen Fachgelehrten und gegen Alles, was immer und jetzt höher thront als Wahrheit und ihr im Lichte steht; wer, edelgeartet, sehnsüchtigen Geistes gewesen, Der kommt in den Frieden der innersten Tiefe, überwindet die Schranken und Hemmungen der Seele, ihre Schwere und ihre Qualen, wird verschönt, wird neu im Gemüth, wird muthig zur Wahrheit und fest für die Unterscheidung von Licht und Finsterniß und auch Traum, von Leben und Tod und auch Dem, was weder Tod noch Leben.

Unermeßlich scheint des Sprechers Sokrates allgemeine Wirkung in die Geschichte. Fast ausschließlich von dem einzigen Sokrates aus gehen alle die griechisch-römischen Kulturmomente, die sich später mit den christlichen zusammengeschlossen, solcher Art noch nachträglich weisend auf den merkwürdigsten Griechen mit solchem gewissen Geist, wie er im Prophetismus des Alten und Neuen Testaments erscheint, und auf die Fußspuren vom Sohn des athenischen Bildhauers, die hinführen zum Zimmermannssohn von Nazareth, zum anderen, größeren Sprecher der Welt, der die Wahrheit mit ihren noch schöneren Worten genannt hat und in noch viel höherem Maße begriffbildend gewesen (ohne

*) C. Brunner, „Das Lamm Benedikt Spinoza“, Zukunft 1913.

Philosoph zu sein), sprachbildend gewesen, ja, die ganze Kultur umwandelnd, zugleich aber auch hinweisend auf das Hier wie Dort der mit diesen Geistern nicht Verwandten und von der Wahrheit Geschiedenen, für viel Kleines Uebereifrigen und für ihre große Angelegenheit so Unbekümmerten, auf die Verlaufenen, die in dem Wald ihres Wissens nichts so wissen, wie sie das allein Denkenswerthe nicht wissen; die keinen ihrer Buchstaben so wissen, wie sie den Geist nicht wissen. Gegen Diese hatten Jene sich erhoben mit ihren holden Gedanken, mit ihrer großen Liebe und Barmherzigkeit, mit ihrem geistigen Anderssein, worauf die ungleichen Anderen wiederum gegen Jene sich erhoben mit ihrer bestialisch moralischen Kritik und mit der Gier ihrer Rache am Geistigsein: die Argen und Aergeren: weil sie auf Solche nicht gehört und Solche sie empört haben! Was soll man von ihnen sagen, als was von ihnen gesagt ist? „Sie wissen nicht, was sie thun.“ Dem Sokrates geben sie Schierling; und Christus wird, Nägel durch Hände und Füße, ans Kreuz geschlagen und die Dornenkorne ins Haupt verspottet als König von Judaea, der doch noch ein viel größerer König ist.

Aber ein Aristophanes unter diesen Lästerern und Mördern? Unter die egoistisch-pfiffigen, eitlen Sophisten und Phrontisten konnte Aristophanes den Mann rechnen, der so durch den Abstich gegen sie und so durch sich selbst erklärt und unaussprechlich klar war: den Sokrates, der gleichsam nackt durchs Leben ging; der, alle gesellschaftlichen Ehrungen verschmähend, jedem Amt fern bleibend, unbekümmert um seinen Vortheil, um seine häuslichen Angelegenheiten, um seinen häuslichen Frieden, arm und dennoch ohne Bezahlung, aber unter Hohngelächter und mit Gefährdung seiner Person philosophirend, endlich, siebenzig Jahre alt, gestorben ist für Vertheidigung der Wahrheit und Entlarvung gleißender Lüge, für die Zusammengehörigkeit seines Lebens mit seinem Lehren, im großen Krieg und Trotz gegen die undenkende Menge und ihre gebildeten Vertreter, im Siegertrotz und Lachen über seine Richter und Mörder, als der allein wahre Richter ihrer Ungedanken und Verdorbenheit. Aber auch sein eigener wahrer Richter und ein großer Selbstmörder ist Sokrates gewesen; denn, indem er vor dem Gericht, statt, nach der athenischen Sitte, seine Strafe selber anzusetzen (und er wäre mit einer geringen davongekommen), sich der höchsten Belohnung würdig erklärte, wußte er wohl, was er damit über sich brachte*). In er-

*) Nach der xenophontischen Apologie scheint er noch selbstbewußter und herausfordernder als nach der platonischen den eigenen Werth gerühmt und seine Henker ermuthigt zu haben: „Nur was ich

habener Erkenntniß seines Rechtes und seiner Pflicht zum Märtyrertod zerschlug er mit eigenem Willen das Gefäß seiner Menschlichkeit, gab er sein Leben hin, ein Verlierer und seliger Gewinner, in wunderhaftem Glücksgefühl lauterer Uebereinstimmung seiner Seele mit der strahlenden Gesetzlichkeit über der Menschenwelt und über seinem Leben; das ja doch nicht sein, nicht des Lebenden, Eigen war, das er doch hätte sterben müssen und um das es dem Lebenden niemals gegangen war. Aber so weit war das Fleisch und Leben sein und so viel konnte er damit, daß er nun, statt es sterben zu müssen, selber es sterbend und das Sterben benützend, all sein Köstliches und seinen Werth, sein Anderssein, den Menschen bezahlen und an der Welt sich rächen konnte; die Idee an ihr rächen konnte, um die allein es mit seinem Leben ihm ging. Die Menschenwelt faßt nicht die geistige Idee und ihre pragmatische Bedeutung; sie sagt selber und sagt mit Recht: Wir können nicht leben nach der Idee! Ihnen ist die Idee das Ungleichartige, das Andere gegen ihre Wirklichkeit. Sokrates war groß, denn ihm war die Idee das unmittelbar Empirische, das Wirkliche seiner selbst, die einzige wirkliche Wirklichkeit*); und war sehr groß, da er, der nach der Idee zu leben verstand, trotzdem auch nach der Idee nicht länger leben wollte in der Menschenwelt, welche der Idee und ihrem Leben verschlossen bleibt. Dies macht sein Sterben tief; daß es sich nur messen läßt mit Liebe und mit Freiheit: es offenbart die Innig-

---

glaube, daß mir Schönes zu Theil geworden von Göttern und Menschen, und was ich von mir selbst für eine Meinung hege, will ich vorbringen, und wenn ich damit die Richter belästige, lieber wählen, zu sterben, als niedrig um ein längeres Leben betteln. Als die Richter auf Dieses murrten, aus Mißtrauen in seine Angaben oder aus Neid, daß er sogar von den Göttern größerer Gunst als sie sollte gewürdigt werden, sprach Sokrates weiter: So höret denn auch noch Anderes, damit, wer Lust hat von Euch, noch mißtrauischer werde gegen meine Behauptung, daß ich von den Göttern geehrt sei usw." Auch im Selbstbewußtsein erinnert Sokrates an Christus, natürlich auch hier nur nach Verhältniß. In Christus war das Selbstbewußtsein noch ganz anders übermächtig; so übermächtig, daß dabei unmöglich Bewußtsein von einem persönlichen Gott bestehen konnte, mit welchem persönlichen Gott der Glaube ihn, wegen seines Selbstbewußtseins, identifiziren mußte. (Natürlich der Glaube der Späteren, die nicht mehr die aufreizende Wirkung dieses Selbstbewußtseins und nicht mehr die Gegenwirkung der Aufgereizten unmittelbar erfuhren.)

*) Platons Ideenlehre enthält Sokratismus. Die Begriffe sind bei Sokrates nicht nur subjektiv, sondern haben substantielles Leben. Aus seinem System der Begriffe wird die platonische Ideenwelt.

keit seiner Liebe zur Menschheit bei aller Freiheit über ihr, bei so viel größerem Freiheitbedürfniß als Lebensbedürfniß. Für unnütz und jugendgefährlich diesen Sokrates zu halten: den reinsten und freisten Mann Griechenlands, frei also, wie sein Leben und Sterben beweist, auch gegenüber den Anderen, trotz der Macht ihres Andersseins, den ersten freien Mann unserer Kulturwelt (der zweite, größere war Christus, der dritte, größte Spinoza, der nicht mehr nöthig hatte, von den Menschen sich umbringen zu lassen) und gleich Diesen ein ewiger Mann in der Menschheit, von den ganz Seltenen, von den großen Persönlichkeiten und Unpersönlichkeiten, die niemals altern und trümmern; die zu gut sind, um nur einmal gelebt zu haben: die immer unter uns leben müssen; die immer in die Mitte unseres Lebens gehören.

Diesen Sokrates hatte Aristophanes angeklagt; von der ergötzlich verleumderischen Dichtung, von den „Wolken" reden wir, von der Komoediendichtung, die mitgeholfen zur nichterdichteten Tragoedie (dreiundzwanzig Jahre später); wir reden von der Unthat der Dichtung an der Philosophie und jenem ungeheuren Falle, wo ein großer Geistiger gegen den so viel größeren stand wie ein blindgeborener, blindrasender Volksmensch. Als elendesten, tollsten, windigsten, sophistischen Gaukler hatte Aristophanes diesen Mann, Sokrates, angeklagt: den Sokrates, der den Sophisten viel ärgeren Schaden anthat als der Komiker Aristophanes (der nur dem Sokrates schadete) und selber die Sophisten muthwilliger und spaßiger beim Schopfe zu nehmen wußte; den Ironiker, Sarkastiker, den mächtigeren Komiker Sokrates, der frisch von der Stelle weg, ex tempore das Leben zur Schaubühne machend, mit den Sophisten vor ihm, als mit seinen unmittelbar handelnden Personen, zu komoediren verstand und über sie kam wie Gewitterregen über fliegenden Staub und auf alle Art, mit so unvergleichlich viel höherer Gewalt, für das selbe Ideal kämpfte wie der Dichter Aristophanes, der in späteren Jahren des Sokrates Freund geworden war. Daß Aristophanes so aus den Wolken fiel, war schön. Der Dichter Aristophanes gehört nicht zu den Meletos: so hieß einer der damaligen „wahrhaft großen Geister" unter den Dichtern, die sich von Sokrates beleidigt fühlten; er war, neben dem Sophisten Lykon, „Vertreter der Dichter" in dem Prozeß, der das gebildete Athen von der Last, dem Aergerniß und der Unehre des Sokrates befreite. So recht: nicht zu den Meletos und Lykon, zu dem echten Philosophen Sokrates gehört der echte Dichter Aristophanes.

Potsdam. Konstantin Brunner.

Selbstanzeigen

Emil Rathenau und das elektrische Zeitalter. Sechster Band der Sammlung „Große Männer“. Herausgegeben von Wilhelm Ostwald, Leipzig 1918, Akademische Verlagsgesellschaft.

Monographien großer Kaufleute, die wirklich diesen Namen verdienen, giebt es nur wenige. Jeder auch nur einigermaßen bedeutende Künstler, Staatsmann, Feldherr oder Gelehrte findet seinen Biographen; Georg von Siemens ist seit anderthalb Jahrzehnten tot, ohne daß Persönlichkeit und Werk dieses Mannes beschrieben sind. Wesen und Wirken der „Männer am Kontortisch“ erscheinen dem Schriftsteller meist zu nüchtern, zu prosaisch und unromantisch, um der Darstellung werth zu sein. Welcher seltsame Irrthum! Giebt es überhaupt in unserer modernen Zeit noch ein Schaffen, das so sehr vom Willen zur Macht, vom Geist des Erobererthums getragen ist und getragen sein darf wie das des schöpferischen Kaufmannes, in dem bauendes Genie sich so frei bethätigen, aus kleinem Samenkorn so große Frucht reifen kann? Daß hier nicht starke und reizvolle Widerspiegelungen des Zeitgeistes entstehen, liegt wahrlich nicht an den Mängeln und Unergiebigkeiten des Stoffes, sondern an den (für solche Dinge) unempfindlichen Augen der Menschen, deren Beruf ist, zu schreiben und zu beschreiben. Vom schöngeistigen Schriftsteller, dessen „Studium des Lebens“ meist nicht bis zu wirthschaftlichen Fragen vordringt, kann im Allgemeinen nicht erwartet werden, daß er die Natur des Kaufmannes versteht oder gar liebt. Der Kaufmann ist ihm kein Lebewesen, dessen Sphäre und Leistung er kennt, sondern eine Konstruktion, die er sich aus einer ganz anders gearteten Begriffswelt heraus zurechtmacht, meist kein Schaffender, sondern nur ein Geldmacher. Hinter den Zahlen vermag er nicht die Kräfte zu sehen. In vielen Romanen, nicht nur in schlechten, steht der Kaufmann im Gegensatz der Nüchternheit zu dem romantischen oder dem interessanten „Helden“. Irgendwo im Hintergrund erledigt er mit seinem kalten Herzen graue Geschäfte, während der Romanheld bunte Abenteuer erlebt und seelische Entwickelungen durchmacht. Wird der Kaufmann aber einmal zur Hauptperson eines Romans, so zeigt sich erst recht deutlich, wie wenig der schöngeistige Schriftsteller (große Ausnahmen wie Balzac und Zola seien zugegeben) von der Seele des Kaufmannes kennt. Kennen müßte ihn der volkswirthschaftliche Schriftsteller; und man sollte meinen, daß den Charakteristikern, die ja unter den Nationalökonomen nicht fehlen, die Finger zucken müßten, manches große Kaufmannsleben nachzugestalten. Doch leider sind fast alle unsere begabten Volkswirthe von dem Gedanken beherrscht, daß sie noch ein neues System der Nationalökonomie zu den schon vielzuvielen schaffen müssen, während das große und nicht minder wichtige Gebiet der Wirthschaftgeschichte, besonders der neueren, kaum beachtet wird. Monographien sachlicher und vielleicht noch mehr persönlicher Art sind aber unerläßliche Vor-

arbeiten für wirthschaftgeschichtliche Darstellungen großen Stils. An Schriften über sachliche Einzelfragen auf wirthschafthistorischem Gebiete fehlt es nicht; um so seltener sind Darstellungen der Persönlichkeit. Das ist nicht nur vom wissenschaftlichen Standpunkt aus bedauerlich. Denn gerade Lebensbeschreibungen großer wirthschaftlicher Persönlichkeiten würden die Möglichkeit bieten, auch dem gebildeten Laien, der volkswirthschaftliche Bücher systematischer oder tendenziöser Art nicht liest und dem mans auch nicht zumuthen kann, einen Begriff von der zeitbewegenden Kraft wirthschaftlicher Dinge gewissermaßen bildhaft und frei von aller schwierigen Abstraktion zu geben. In meinem Buch „Emil Rathenau und das elektrische Zeitalter“ habe ich versucht, das „Bild einer großen und in jedem Zug ihres Wesens reizvollen Persönlichkeit aus dem Hintergrunde der Zeitgeschichte heraustreten zu lassen und den wechselseitigen Einfluß von Persönlichkeit und Organisation, der für die großen Kaufleute der letzten Epoche deutscher Wirthschaft typisch gewesen ist, an einem großen, wohl dem größten Beispiel darzustellen“. Ich habe dabei den Rahmen der Darstellung so weit gespannt, wie irgend möglich war. Denn eine Persönlichkeit von so tiefer Verwurzelung und so weiter Fernwirkung wie die Rathenaus ist nur dann ganz zu verstehen, wenn deutlich gemacht wird, was sie von ihrer Umwelt empfing und was sie ihr zurückgab. Daß neben dem Mann auch das Werk in seinem historischen und organischen Aufbau dargestellt werden mußte, versteht sich von selbst. Auch Dies schien mir eine reiz- und verdienstvolle Aufgabe: zu zeigen, wie aus kleinen Anfängen ein Weltunternehmen wächst.

Dr. Felix Pinner.

Fleisch. Gesammelte Lyrik. Verlag der „Aktion“. 3 M.

Karyatide.

Entrücke Dich dem Stein! Zerbirst
Die Höhle, die Dich knechtet! Rausche
Doch in die Flur! Verhöhne die Gesimse —:
Sieh: durch den Bart des trunkenen Silen,
Aus seinem ewig überrauschten,
Lauten, einmaligen, durchdröhnten Blut
Träuft Wein in seine Scham.

Bespei die Säulensucht: toderschlagene
Greisige Hände bebten sie
Verhangenen Himmeln zu. Stürze
Die Tempel vor die Sehnsucht Deines Knies,
In dem der Tanz begehrt.

Breite Dich hin. Zerblühe Dich. Oh, blute
Dein weiches Beet aus großen Wunden hin:
Sieh, Venus mit den Tauben gürtet

Sich Rosen um der Hüften Liebesthor.
Sieh dieses Sommers letzten blauen Hauch
Auf Astermeeren an die fernen
Baumbraunen Ufer treiben; tagen
Sieh diese letzte Glück-Lügenstunde
Unserer Südlichkeit,
Hochgewölbt.

Ikarus.

O Mittag, der mit heißem Heu mein Hirn
Zu Wiese, flachem Land und Hirten schwächt,
Daß ich hinrinne und, den Arm im Bach,
Den Mohn an meine Schläfe ziehe —
O Du Weithingewölbter, enthirne doch
Stillflügelnd über Fluch und Gram
Des Werdens und Geschehns
Mein Auge.
Noch durch Geröll der Halde, noch durch Land-aas,
Verstaubendes, durch bettelhaft Gezack
Der Felsen, — überall
Verwehn der Sonne, überall
Das tiefe Mutterblut, die strömende,
Entstirnte,
Matte
Getragenheit.
Das Thier lebt Tag um Tag
Und hat an seinem Euter kein Erinnern.
Der Hang schweigt seine Blume in das Licht
Und wird zerstört.
Nur ich, mit Wächter zwischen Blut und Pranke,
Ein hirnzerfressenes Aas, mit Flüchen
Im Nichts zergellend, bespien mit Worten,
Veräfft vom Licht —
O Du Weithingewölbter,
Träuf meinen Augen eine Stunde
Des guten frühen Voraugenlichts,
Schmilz hin den Trug der Farben! Schwinge
Die kothbedrängten Höhlen in das Rauschen
Gebäumter Sonnen, Sturz der Sonnen-sonnen,
O aller Sonnen ewiges Gefälle.

Das Hirn frißt Staub. Die Füße fressen Staub.
Wäre das Auge rund und abgeschlossen,
Dann bräche durch die Lider süße Nacht,
Gebüsch und Liebe.
Aus Dir, Du süßes Thierisches,
Aus Euern Schatten, Schlaf und Haar,
Muß ich mein Hirn besteigen,

Alle Windungen . . .
Das letzte Zwiegespräch.

So sehr am Strand, so sehr schon in der Barke,
Im krokosfarbnen Kleide der Geweihten
Und um die Glieder schon den leichten Flaum —
Ausrauschst Du aus den Falten, Sonne,
Allnächtlich Welten in den Raum.
O eine der vergeßlich hingesprühten
Mit junger Gluth die Schläfe mir zerschmelzend,
Auftrinkend das entstirnte Blut . . .

Gottfried Benn.

Tod und Auferstehung. Neue Gedichte. Kurt Wolffs Verlag.

Die Glocke tönt. Wir wurden geboren.
Eine Mauer lauert haßumstellt.
Propheten jubeln in unsern Ohren:
Wir sind unser. Wir sind die Welt!
Die Peitschen der Tyrannen fliegen.
Ein Herz geht unter in Scham und Qual.
Verkündet draußen: Ihr saht uns liegen,
Sterben, wie das Gesetz es befahl.

Zersprengte Mauer wankt im Saale.
Was ist Gesetz! Verachtet die Pflicht.
Einem unermeßlichen Thale
Lächelt der Strahl auf Apollos Gesicht.
Schon befreit von hartem Gestade
Schnelle Begier das finstere Band;
In der Wolke dort auf dem Pfade
Zieht Karawane ins Morgenland.

Aus der Wolke bricht die Klarheit,
Wo im Licht der Adler kreist,
Und Gefühl ist nicht mehr Wahrheit;
Dunkle Taube, flieg zum Geist!
Doch noch kettet den Verbannten
Nebel an sein Eiland fern,
Wo des Labyrinths Trabanten
Tanzen um den Venusstern.

Tag und Raum sind nicht zu halten,
Unerschöpflich quillt die Nacht;
Aus den dämmernden Gestalten
Richten wir uns auf zur Macht.
Und es scheint, als ob wir schweben
Durch den Dunst, der unterliegt;
Keiner weiß, wohin wir leben,
Denn die Kraft des Lebens siegt.

Freunde, wir schlugen uns in Ketten,
Schauerten vor des Abgrunds Rand.
Kleines Geschick in Freudebetten
Nahm unser Schicksal in die Hand.
Wir haben uns selbst im Chaos begriffen,
Liebe und Zweifel, Gefahr, die uns droht.
Stimme der Schöpfung hat uns ergriffen,
Doch wir starben nicht ihren Tod.

Wir haben den Sturm der Freiheit geläutet.
Wir waren Jünglinge. Jetzt sind wir Mann.
Das Böse hat die Welt erbeutet:
Nur Der besteht, der sich opfern kann.
Wo seid Ihr geblieben? Ich bin noch Euer!
Sind wir nicht Alle der Asche entstammt?
Wo ist die Flamme, die unser Feuer
Zu Hilfe der ganzen Menschheit entflammt?

Ist sie in uns? Wo werd ich Euch finden,
In welchen Gebeinen verläuft Eure Bahn?
Was in den bekränzten Gewinden
Habt Ihr für Eure Brüder gethan?
Habt Ihr je in den trunkenen Schalen
Brausender Städte des Menschen gedacht?
Habt Ihr mit Euern Wundenmalen
Sein Leben gut und heilig gemacht?

Ach, die Thaten des dröhnenden Mundes
Sind vergangen. Tritt ein in die Reih!
Schleudre die Fackel des neuen Bundes
Mitten in das Kampfgeschrei.
Nicht mehr ferne Güte zollen,
Fordert der Erkenntniß Pflicht:
Nur ein ungeheures Wollen
Spricht das Wort: Es werde Licht!

Nur in dem Gestirn der Freundschaft
Wird die Erde neu entstehn;
Laß im Dunkel ihrer Feindschaft
Wieder, Mensch, Dein Antlitz sehn.
Steigt, Ihr Völker, aus der Blöße
Wieder auf zur Menschlichkeit;
In dem Anblick Eurer Größe
Rettet die verlorene Zeit!

Walter Hasenclever.

Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft. Eugen Diederichs in Jena.

Die Staatlichkeit des Menschengeschlechtes hängt weder ab von seinem Geist noch von seiner Oekonomie. Das waren die beiden Ge-

biete, auf denen man sie zu ergründen suchte, und sie waren es auch zugleich, auf denen diese Versuche scheiterten. Niemand meint heute noch, daß es dem Oekonomismus gelingen könne, das Wesen der menschlichen Staatsbildung zu ergründen. Er kann nur die verschiedenen Darstellungen von Staaten aufzeigen und ihre wirthschaftliche Gebahrung enthüllen; warum aber der Mensch überhaupt zur Staatsbildung schreitet: Das bleibt ihm verschlossen. Nicht minder durchsichtig ist, daß alle geistige Erklärung des Staates (wobei „Geist“ als Ursache und „Staat“ als Wirkung gilt) nur die Deutung eines bereits vorhandenen zwangartig aufgekommenen Zustandes ist: hinterher sagt der Mensch, warum er für ein Gemeinsames handelte und nicht für sich. Alle geistige Auslegung (Auslügung könnte man fast sagen!) der Staathaftigkeit ist Rationalisirung eines Zwanges und kommt gleichfalls zu spät.

Vor diesem Buch ist nirgends der Gedanke durchgeführt worden, daß die letzte Begründung für die Staathaftigkeit des Menschengeschlechtes in seinem Eros zu suchen ist. So tief liegt diese Wurzel vergraben; und sie hat nichts mit der Oberflächenangelegenheit Geist oder gar Oekonomie zu schaffen. Es liegt daran, daß der Mensch in einer höchst bedeutsamen und nur ihm eigenen Weise die Fähigkeit hat, einem anderen zu verfallen. Es ist „Ananke, der gezwungene Zwang“, der hier waltet; und an dieses Schicksal zu rühren und es aufzurühren, vermag nur, wer alle anderen Zwänge vorläufig vergaß. Das Wesen des Staates ist durchaus zu unterscheiden vom Wesen der Heerde. Wenn ich in einen Gesellschaftkäfig wirr durch einander je ein Dutzend Vögel verschiedener Arten werfe und sie allmählich zur Ruhe kommen lasse, so finde ich am Abend die Thiere eng neben einander gedrückt und nach Arten geordnet in je einer Ecke sitzen. Diese Heerdenbildung, eine höchst unverbindliche und lockere Art der Sozialisirung, finden wir überall in der Natur in wechselnder Stärke der Bindung; die Rudel der Füchse und Wölfe, die Züge der Enten und Schwäne und die Heerden der Büffel und Rennthiere sind beliebige Beispiele davon. Aber ein Staat ist Das nicht; und keine Verstärkung führt dazu. Zum Staate gehört das Vorhandensein einer Illusion vom objektiven Willen; zum Staate gehört die mögliche Belanglosigkeit des Einzelthieres, der Dienst am Ganzen, das Opfer und das Uebergeordnete. Der Mensch ist kein Heerdenthier, sondern ein staatenbildendes Wesen .... Daß aus freien Stücken sich ein Lebewesen der Idee des Staates unterwirft, wird Niemand annehmen. Vielmehr werden die Lebewesen durch eine besondere Einrichtung in ihrer Organisation dazu gezwungen und die Anpassung daran wird mit einer Lustprämie belohnt. Mit Hegel zu sprechen, handelt es sich um eine „List der Idee“. Wo die Natur ein wirklich staatbildendes Wesen durchgesetzt hat, konnte sie Das nur dadurch erreichen, daß sie die Alleinherrschaft des Familienthums sammt der mann-weiblichen Sexualstrebung überhaupt durchbrach. Bei den staatbildenden Insekten hat sie Dies mit äußerst gewaltthätigen Mitteln durchgesetzt.

Im Bienenstaat giebt es im Verlauf einer Gründungperiode nur einen einzigen mann-weiblichen Liebesakt: den Hochzeitflug der Königin. Die Familie ist vollständig zerstört. Es giebt nur eine dauernd Eier legende Königin mit vermagertem Hirn, die männlichen Bienen werden ermordet und den Stamm bilden verkümmerte Weibchen, denen jede zum anderen Geschlecht gehende Sexualstrebung unterbunden ist. Bei den Ameisen hat die Natur die Familie dadurch zerstört, daß sie ein Mittelwesen von überlegener Intelligenz schuf. Die Männchen haben bei ihnen ein verschwindend kleines Hirn und sind verdummt, die Weibchen, mit etwas größerem Hirn, sind reine Gattungthiere, während die Arbeiter, eine Art drittes Geschlecht, aber ohne Fähigkeit, sexuelle Beziehungen anzuknüpfen, die Herren sind. So behandelt die Natur die Familie bei ihren staatlich sozialisirten Geschöpfen. Man könnte erschauern vor diesem Eingriff. Das Elementarste und Gewaltigste, die offene Sexualität zwischen Mann und Weib, wird bis auf den nöthigsten Rest vernichtet. Und erreicht wird wieder eine Ungeheuerlichkeit: daß das einzelne Wesen davon abgebracht wird, sich selbst zum Maß aller Dinge zu machen.

Wie steht es beim Menschen? Bei ihm ist die Familie voll erhalten, sei es auf Grund der Gruppenehe oder der haremitischen oder der monogamen, die (Das sei dem Ethos vorweggenommen) nichts weiter sind als bisher mißglückte Vorformen der würdigsten. Und trotzdem hält sich der Staat beim Menschen durch inneren Zwang aufrecht. Hier setzt die theoretische Grundthesis dieses Buches ein, welche lautet: Außer dem Gesellungprinzip der Familie, das aus der Quelle des mann-weiblichen Eros gespeist wird, wirkt im Menschengeschlecht noch ein zweites, die „männliche Gesellschaft“, die ihr Dasein dem mann-männlichen Eros verdankt und sich in den Männerbünden auswirkt. Das zwanghafte Gegeneinanderwirken beider Prinzipien bringt den Menschen zum Staat.

Die männliche Gesellschaft wird gehalten von einer Menschenart, die von der Natur etwa an die Stelle gesetzt ist, wo im Bienen- und Ameisenstaate das Arbeitergeschlecht steht. Jedenfalls hat sie die soziologische Funktion: Durchbrechung des Primates der Familie. Sie ist aber nicht, wie in den Insektenstaaten, mit den Zeichen physiologischer Verkümmerung wichtiger Organe versehen, sondern ihr Unterschied von den Familien gründenden Männern besteht nur in ihrem seelischen Gefüge. Ich habe diese Männerart den typus inversus genannt und bemühe mich im ersten Theil dieses Buches um eine genaue Darstellung seines Wesens, die herauswachsen muß aus einer breiten Grundlage des Wissens über Sexualität, Psychologie, Krankheit und Heilung. Die männliche Gesellschaft ist das soziologische Mittel, das der typus inversus benutzt, um sich vor seelischer Verelendung zu schützen. Sie, der Gegenpol und oft genug der Rivale der Familie, verdankt also ihr Bestehen der Nothlage einer meist sehr kräftigen, zu Handlung fähigen und überlegenen Mannesart, die nur immer an der Grenze der Verelendung steht. Im zweiten Theil, der

über „Familie und Männerbund“ handelt, wird nicht um einen Grad weniger dringend die Frau und die Familie in den Mittelpunkt der Fragestellung gerückt als im ersten der typus inversus und seine Abwandlungen. Denn man soll nicht meinen, daß die Menschheit nur dort in den Erkenntnissen versagte und ihnen auswich, wo ein psychischer Mechanismus ihren Gegenstand schonend ins Unbewußte zog, sondern auch dort, wo er in vollem Licht, ja, im Feuer des Bewußtseins zu stehen pflegt. Auch die Familie muß im Grunde noch entdeckt werden. „Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft“: dieser Name des Buches wurde aus der Freude über die Entdeckung geboren; er bezeichnet aber nicht auch die Grenzen des Buchbereiches.

Hans Blüher.

Opfer; Novellen. Hyperionverlag.

Dies Buch, im Frühjahr 1914 gedruckt, haben die Ereignisse des Spätjahres 1914 verschüttet. Wiewohl es, prophetischen Geistes, mehr von Haltung und Geberde der seitdem verflossenen Zeit aufweist als der Katarakt von Kriegsliteratur, der sich inzwischen über Deutschland ergossen hat. Deshalb sei gestattet, es hier noch einmal anzuzeigen, trotzdem der Herausgeber eine (die kürzeste) Novelle daraus zur Zeit der Marneschlacht abgedruckt hat. Wie sie, so geben auch die beiden anderen: Männerschicksale. Wohl sind nicht Muskelprotzen dargestellt, aber auch nicht milchhaarige Jünglinge, die mit übermäßigem Aufwand kaum gewechselter Stimmen wider unscharfe Stachel löcken, und nicht Weiber in Hosen, die irgendein Trieb in den Tod der Thiere stößt. Nicht um ein Mädchen, nicht wegen eines schlechten Zeugnisses, aber auch nicht an Arterienverkalkung sterben sie; Opfer nicht ihres Fleisches, sondern ihres Traumes, Opfer der Idee; der immanenten Idee ihrer Zeit, ihrer Rasse, ihrer Klasse. Weder Lamm noch Stier: Menschenopfer.

München. Harry Kahn.

Die Philosophie des Anaxagoras. Versuch einer Rekonstruktion. Karl Konegen (Ernst Stülpnagel) in Wien. 5 Mark.

„So bilden sie zusammen Das, was Schopenhauer im Gegensatz zu der Gelehrten-Republik eine Genialen-Republik genannt hat: ein Riese ruft dem anderen durch die öden Zwischenräume der Zeiten zu und ungestört durch muthwilliges, lärmendes Gezwerge, welches unter ihnen wegkriecht, setzt sich das hohe Geistergespräch fort.“ (Nietzsche: Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen.) Von einem ganz Großen unter den Riesen dieser Genialen-Republik der vorplatonischen Philosophen erzählt mein Buch. Doch nicht die Zahl der „Abhandlungen“ über die Lehre des wunderbaren Mannes aus Klazomenai soll vergrößert werden; eine Nachschöpfung will das Buch sein, eine Rekonstruktion, es will eins der grandiosesten Philosopheme der Weltliteratur neu erstehen, will

den Anaxagoras, den φυσικώτατος der Hellenen, wiederum und jetzt mit mehr Hoffnung auf Verständniß (hat es doch seitdem einen Berkeley gegeben, einen Leibniz und einen Ernst Mach) zur Menschheit sprechen lassen. Des Autors Meinung ist nämlich, daß die Lehre des Anaxagoras von Denen, deren Berichte über ihn erhalten sind, in den wesentlichsten Punkten nicht erfaßt wurde, auch nicht von dem großen Aristoteles, über den manch kräftig Wörtlein in dem Buch zu lesen ist. Des Anaxagoras eigene Worte und Gründe der inneren, kompositiontechnischen Wahrscheinlichkeit sind mir eben glaubwürdiger als die (durchaus nicht gering geschätzte) Autorität des Stagiriten. „Es ist ein wahres Unglück, daß wir so wenig von jenen älteren philosophischen Meistern übrig haben und daß uns alles Vollständige entzogen ist. Unwillkürlich messen wir sie, jenes Verlustes wegen, nach falschen Maßen und lassen uns durch die rein zufällige Thatsache, daß es Plato und Aristoteles nie an Schätzern und Abschreibern gefehlt hat, zu Ungunsten der Früheren einnehmen. Wahrscheinlich ist uns der großartigste Theil des griechischen Denkens und seines Ausdruckes in Worten verloren gegangen.“ (Nietzsche.)

Wien. Felix Löwy-Cleve.

Die Himmelsleiter. Neue Gedichte. Verlag Erich Reiß in Berlin.

Diesen Gedichten wohnt keinerlei andere Programmatik inne als die einer reinen Kunst. Menschlichkeit ist ihnen Gesang, nicht These. Liebe: ein Stern und keine Blendlaterne. Geist will Thaten säen, doch keine Thätlichkeiten. Man hinkt, man rast, man stolpert seiner Idee nicht nach. Man ist sie. Glück im geistigen Sinn (Eudämonie: dämonisch verstanden) ist das Ziel des menschlichen Lebens. Höchstes Glück: an jedem Punkte seines Seins mit „sich“ im Einklang zu „sein“. Glöckner und Glocke.

Rufe ich des Nachts die Stunden —
Alles schläft im Stubenstickicht.
Nur die weißen Vagabunden
Wehn wie Winde durch das Dickicht.

Einmal soll ich Feuer blasen:
Doch ich will, daß Feuer werde.
Röthlich auf dem grünen Rasen
Tanzen Herrin, Hirt und Heerde.

Bis das Licht zu den Gebälken
Meines Thurms sich blühend windet,
Müssen Dorf und Stadt verwelken,
Und der Wald selbst steht entzündet.

Taube! Wolke! Flieh den Wächter!
Flieg zum Himmel, den ich kenne.

Schon schlägt feuriges Gelächter
Aus dem Mund mir und ich brenne.

Locarno-Muralto. Klabund.

Irene oder Die Gesinnung. Erich Reiß Verlag in Berlin.

Es sinken die Männer
Wie Halme im Herbste,
Es flammen die Flüsse
Im Blute des Bunds.
Es altert die Erde
Zerfurcht und zerrüttet,
Zerpflügt und zerrissen,
Gestirne und Stirn.

Wo find ich die Seele,
Den säumigen Findling,
Wo glaub ich dem Guten,
Wo hoff ich zur Nacht?
Die Augen gebreitet,
Die Füße im Tanze
Zerstampfen den Donner,
Zermalmen die Macht.

Wir werfen die Hände wie Fackeln in Nacht,
Wir Mütter,
Wir haben die Streiter zum Leben gebracht,
Zu Tode gebracht,
Wir Mütter.

Wir folgten dem Liebenden liebend ins Bett,
Wir Frauen,
Nun hängt uns am Halse ein Amulett:
Skelett:
Uns Frauen.

Die Eltern sprechen: Wir weinen uns blind;
Wir Kinder,
Wir treiben wie Spinneweben im Wind,
Wir blättern wie Grind,
Wir Kinder.

Zerfallen die Wangen, erloschen der Blick,
Wir hungern.
Wir wissen dem Menschen ein goldner Geschick,

Wir glauben an Glück,
Wir hungern.

Wir hungern wohl Ewigkeiten schon,
Wir hungern.
Urenkel erzeugt vielleicht den Sohn,
Dem Pflicht das Recht, dem Liebe der Fron,
Wir hungern.

Herr, es ist genug gelitten,
Unser Hochmuth ist gefällt.
Herr, es ist genug gehadert,
Herr, es ist genug gestritten.
Ares selbst versinkt in Seele.
Der Auguren arges Auge
Giebt nicht Trost noch Thränen mehr.

Völker winseln,
Hündisch bockend,
Köpfe bellen,
Stirne kniet.

Dem Gelände
Droht das Ende.
Sende, sende
Deine Tochter in die Welt.

Wir geruhn auf Bayonnetten,
Dornen stechen Raum und Rücken.
Unsere weißen, heißen Lippen
Geißelt Kuß der rauhen Braut.

Aus Europa
Ragt, geschichtet
Von Millionen müden Maurern,
Von Millionen Sklavenbeilen,
Unterjochten,
Jochgejagten
Unterthanen:
Ragt ein Eiffelthurm von Knochen,
Thurm von Babel ins Gewölk.

Niemand kennt des Andern Kehle:
Lieder bergend, brüderliche.
Niemand hört des andern Herzens
Echoschläge durch die Nacht.

Schädel schleppen sie zur Schande,
Jeder tötet: treu dem Thurm.

Eine Glocke hängt im Thurme,
Riesenhafter Glockenschädel:
Klöppel ist ein Menschenarm;
Und sie läutet Tag und Nächte,
Jahr und Jahre
Zur Erhebung,
Zur Belebung,
Allen, Allen
Läutet sie zum Sturme.

Aus dem Osten,
Aus dem Land des
Grünen Drachens
Winkt Verheißung,
Rattert Prophetie.

In seidner Sänfte,
Windgetragen,
Begleitet von flinkester Dienerschaft:
Stelzenden Kranichen,
Regen Ratten,
Knolligen Früchten,
Rosigen Muscheln,
Spitzen Fahnen,
Heiteren goldenen
Papierlaternen,
Farbigen Frauen,
Möglichen Menschen,
Träumertrabanten,
Klingendem, klimperndem
Porzellan,
Strahlendem Pferdchensein, —
In einer seidenen Sänfte
Lind getragen,
Fliegt über Meere von Reis,
Ueber riesigen Schnee,
Durch sibirisch Gestrüpp,
Ueber den blauen Ural
Göttin Ginga dereinst.

Es vergehe
Der alte Gimpelgott,
Gaunergott,
Gildengott —

Fahre zur Hölle,
Fahre verflucht!

Ginga gebäre
Von dreien Vätern:
Dem schleichenden Gelben,
Dem stampfenden Schwarzen,
Dem schwebenden Blonden,
Den wahren Gonggott,
Der erzen dröhnt,
Tanzgott,
Der dunkel schwirrt,
Schaumgott,
Der nordisch wogt:
Wikinger, Wolgamönch und Drachensohn.

Was ich gemessen zumal
Irdisch am mählichen Maß —
Höher heb ich den Stab,
Springbrunn stäube im Sturm,

Uebersäe den Park
Mit den Perlen des Lichts,
Die da glänzen so heiß,
Die da kühlen so gut.

Jubel sprenge die Brust,
Daß sie zur Harfe sich bäumt.
Auf den Rippen spielt
Tod zum Leben auf.

Als der Frühling blühte,
Als das Paradies
Sich entfaltete,
Wehte Gottes Auge
Blau im Wind.

Glaube findet sich zum Muthe.
Gieb uns, Gott: das Gute!
Gieb uns Zeit!
Und den Raum zu ewiger Blüthe:
Güte
Und Gerechtigkeit!

Basel. Klabund.

Tantalos

Nun kommst Du, Wasser: Herz der Erde und der Menschen! Komm immer näher zu mir; ein Teich umgiebt mich und dringt durch die Gewänder; feucht, kalt ist mein Leib. Bebend, zitternd breite ich die Arme nach Dir aus, Du, Herz der Menschen und der Erde!

Du steigst und schwillst hoch, höher. Kommst: lachend, neckend; verheißest mir kühle Labung, Geliebte! Komm rascher, rascher! Ich streichle, liebkose Dein holdes, mildes Antlitz, das selbst die Sonne küßt. Ich höre Dein plätschernd jungfräulich Singen. Du berührst zaghaft meine Brust, meinen Hals; schwill und steig bis an den Mund: die Lippen greifen schon nach Dir.

Denn trocken ist das Eingeweide, verschrumpft ist der Magen. Komm: ich ahne Deine Kühle; und gesundendes Leben keimt, rinnt durch das Blut. Komm: ich küsse Dein sonniges, lachendes, jungfräuliches Antlitz.

Warum stehst Du denn und siehst mich bang lächelnd an? Ich beuge das Haupt vor Dir. Leise wollen die Lippen Dich berühren, bedächtig, dann gierig, gierig Dich schlürfen . . .

Du weichst? Höhnisch lächelnd? Spottend, giftig spottend plätschert Dein Gesang? Grausam bist Du! Grausamer als Götter!

Weiche nicht so schnell! Ich eile Dir nach. Siehe: Ich sinke in den weichen Boden. Tiefer, tiefer! Und Du weichst: höhnend, spottend?

*

Seht: da steht ein König, Sohn des gewaltigsten der Götter, und hungert und durstet und duldet Spott und Hohn!

Der herrlichste aller irdischen Könige war ich; bin ich es noch? Ihr olympischen Götter! Die Ihr mich gepriesen, geliebt, verehrt —: fraget Zeus, meinen edlen Vater: Sollte je ein Sterblicher mit dem anderen Mitleid haben, da er und Ihr Alle Euch des Bedrängtesten der Bedrängten, des Geschmähtesten der Geschmähten freuet?

So lache, Sonne, urewige Zeugin menschlichen Unheils! Lache ob des Jammers des Menschen!

Ich habe gefrevelt! Ich, der Reichste der Herrscher, zu Sipulos in Lydien! Gold wuchs aus der Erde meines Landes und schimmerte leuchtend der Sonne entgegen. Gold spieen im übermüthigen Spiel die Berge! Lydien: Göttliches Paradies! Ewig, ewig lachten Deine Fluren! Ich, König Tantalos, Sohn des Zeus, saß an der Tafel der Götter, beim Mahl, bei göttlichem Mahl . . . Hörte Eure verderblichen Beschlüsse, Götter, und Deine Befehle, Deine Wünsche, Vater: und höhnte im Stillen Euch, Alle . . .

Euch, irdischen, sterblichen Brüdern, verrieth ich der Götter Geheimnisse und warnte Euch, meine lieben, lieben Brüder. Nektar und

Ambrosia entwand, stahl ich von der Tafel der Götter und schenkte sie Euch heimlich. Ihr labtet Euch an der Götter Speise und Trank und heiltet die Wunden Eurer Kranken. Davon genasen Eure gebärenden Weiber, Eure kranken Kinder, die Greise und Jünglinge. Und noch mehr that ich. Ich schlich mich als Dieb zum Diebe, der aus meines Vaters herrlichstem Tempel den goldenen Hund gestohlen, raubte ihn, verbarg ihn, schwor dem Vater einen falschen Eid (denn treu wie der Hund war dem lüsternen Zeus das Glück). Er raubte, entführte die schönste der Jungfrauen. Sonne, Du unerbittliche Zeugin aller Untugend und Laster: Sahst Du es nicht? Begünstige nur lächelnd das Trocknen des Wasser: des Herzens der Menschen!

Glück, Du bist ein tückisch Gefäß!

Scharf sind Deine Scherben, spitz Deine Splitter; sie dringen ins Blut, wandern schneidend, schneidend ins Fleisch, ins übermüthige Herz. Dein Uebermuth, Vater, hat mich versucht! Und ich habe gefrevelt: an meinem eigenen Sohn!

Seid Ihr allwissend, Götter?!

An der langen, göttlich reichen Tafel saßest Du, Zeus, zur Rechten und zur Linken saßen die Deinen: Geister der Finsterniß, des Uebels, der Qual, des Schreckens, des wilden Mordes und Hasses, und Kronos, der seine eigenen Kinder bei der Geburt verschlang, waren Deine Gäste. Warum fraß Demeter, die allwissende, betrübte Göttin, das Fleisch meines Sohnes Pelops? Mich sandtest Du, Vater, auf Deiner Getreuen Geheiß hierher: daß ich meinen Frevel büße? Ich habe den Sterblichen meinen Sohn geopfert. Euch, Götter, habe ich entlarvt!

Und ich büße . . . höhnend!

Lache, Sonne, Zeugin der ewigen Qualen!

*

Mich dürstet nicht mehr: mich hungert. Schon schrumpft mein gequälter Körper zusammen. Schwer sind die herabhängenden Arme. Schwer ist der Kopf. Es beben die Knie, klein, klein wird die große Gestalt. Der leere Magen sticht und bettelt und fleht. Es schreien und rufen nach Speise die Eingeweide. Woher sie nehmen?

Das Licht, das helle Sonnenlicht, wird trüb: es flimmert ein grauer, dunkler Fleck vor den müden Augen und zahllose Gespenster, groß wie der Nagel eines Neugeborenen, tanzen in wirrem Gedräng. Wer seid Ihr, woher kommt Ihr, was wollt Ihr?

Sonne, urewige Zeugin alles grausigen Geschehens: Frage sie!

Nun fällt ein Strahl auf das finstere Gewirr; es wird hell. Und eine wehmüthig lächelnde Ahnung schleicht sich ins Herz. Ich höre das belebend kräftige Pochen. In den Adern beginnt das Blut freudig zu rinnen. Wohlgerüche schmeicheln meinen Sinnen. Treibt Tücke ein verwerflich Spiel mit mir? Nein: da steht ein herrlicher,

mit Frucht beladener Baum, noch einer und noch einer und viele! Ihr Bäume, Ihr Früchte: seid mir willkommen! Ihr nickt mir freundlich zu und ladet mich ein. Ich komme.

Unter Deiner Krone stehe ich nun, herrlicher Baum. Mit Bedacht strecke ich die Hand nach Dir, liebliche Feige, aus: Dein kräftiger, kräftigender Saft wird mich, Körper und Seele, beleben. Und auch Dich, Granatbaum, mit den blühenden, süßen Aepfeln verschmähe ich nicht. Wie schön glänzen die kleinen, gelb gesäumten Blätter! Wie Blut so roth sind die Blumen; zu Hunderten lagen sie auf der Tafel meines Hochzeitmahles. Kühlend, durstlöschend ist das Fleisch, der Saft. Sprich, Sonne: Wer ist glücklicher denn Tantalos? . . . Du aber, Aiolos, lasse das neckische Spiel!

Wie? Du entführst mir die Bäume, die Zweige, die Aepfel? Hoch hinauf zu den Wolken trägst Du sie, böswilliger Wind? Und ich: stehe mit ausgebreiteten Armen, leeren Händen da?

Sonne, geduldige Zeugin alles Entsetzens: Ich will Dein Antlitz nicht schauen; mir graut vor Deiner Güte!

Trocken ist der Teich. Verschwunden sind die Bäume. Erde, die Du Gutes und Böses trägst, Sonne, die Du dem Guten und dem Bösen Licht und Wärme spendest: Straft mich nur, straft mich, da ich gegen Götter gesündigt habe. Und Du, Erde, ewige Mutter, vernimm meine bittere Klage; ich kniee, verberge mein Gesicht in meine Hände!

Ist Der ein Vater, der dem Sohne nicht vergiebt? Menschen sind nur Menschen: Schwach und selbst der Hilfe bedürftig.

Ich stehe nun auf: tragt mich wieder, Ihr schwachen Beine. Doch wer bist Du, gewaltiger, schwankender Fels, der über meinem Haupte schwebt? Was grinsest Du mich höhnisch an? Stürze hernieder und zermalme, erlöse mich! Du wankst und schwankst und drohst und ängstigst mich? Wasser, klares, lachendes Wasser, das mir mein trübes, geplagtes, verzerrtes Antlitz gezeigt: malt sich Wahnsinn in meinen Zügen, in meinem Blick? Hunger und Durst will ich leiden: Angst kann ich nicht tragen! Sende, Sonne, Zeugin von Marter und Qual, von Recht und Unrecht, sende einen Strahl: daß sich der Felsblock löse und auf mein geängstetes Haupt stürze!

Still? Schweigen? Kein Erbarmen? Kein Mitleid?

*

- Ach Ihr Lieben, Fröhlichen, Glücklichen: Denkt an mich, der Euch zu sehr liebte! Ich bin Tantalos: der König des Hasses und des Hohnes! Ich bin Tantalos: der König der Liebe und des Duldens . . . des Duldens . . .

Michael Grusemann.

Krieg und Unterrichtsreform.

Durch die lange Dauer des Krieges sind unsere höheren Unterrichtsanstalten vor ein nicht ganz leichtes Problem gestellt worden: vor die Frage, was mit den jungen Leuten geschehen soll, die die Prima oder gar die Obersekunda des Gymnasiums ohne Zeugniß der Reife (oder auch mit einem vorzeitig ertheilten Zeugniß) verlassen haben, um in den Heeresverband einzutreten. Diese achtzehn- bis zwanzigjährigen Jünglinge, die inzwischen draußen die Schrecken des Krieges durchgemacht, für den Staat gekämpft und gelitten haben, kann man nicht wieder auf die Schulbank setzen; für Lehrer und Schüler entstünde eine gleich unmögliche Situation, wenn man Menschen, die sich das Recht erworben haben, als Männer behandelt zu werden, wieder dem Schulzwang unterwerfen wollte. Doch kann man sie, denen mindestens ein Jahr der Schulbildung fehlt, auch nicht ohne weitere Vorbildung an die Universität zulassen; um so weniger, als zwischen Schule und Universität wieder eine lange Strecke lag, die ihnen keine Zeit zu wissenschaftlicher Arbeit ließ. Sie konnten nichts zulernen und haben im Kriegsdienst wohl Manches vergessen. Auf ein Mindestmaß von Vorkenntnissen darf die Hochschule nicht verzichten, wenn ihre Vorlesungen sich auf alter Höhe halten sollen. So bleibt nur ein Ausweg: die Einrichtung besonderer Kurse, die den aus dem Heer Entlassenen ermöglichen, das auf der Schule Versäumte nachzuholen, ehe sie auf die Universität gehen. Ein Vorbild bieten die Kurse in Latein und Griechisch für die Abiturienten der Oberrealschule und des Realgymnasiums; da wird der Stoff durch Uebungen, die denen der Hochschule ähnlich sind, dem Hörer vermittelt. Nur müßten die Kurse für Krieger außer den alten Sprachen auch die deutsche Literatur, den mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Muttersprache, die neuen fremden Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften umfassen.

Soll diese Einrichtung nur eine durch den Krieg bedingte Ausnahme sein oder, weil sie Nutzen verheißt, weiterleben? Man hat mit Recht auf die Gefahren hingewiesen, die der schroffe Uebergang von der Gebundenheit und dem Zwang, der die Schule im Wesentlichen doch bis in die obersten Klassen beherrscht, zu der Freiheit des Studentenlebens in sich schließt. Daß dieser jähe Wechsel unter schwachen Charakteren schon viele Opfer gefordert hat, ist kein Geheimniß; oft wird das erste Semester sinnlos vertrödelt und später fürs Examen so elend ge-

büffelt, daß der Student das Beste, was die Universität ihm gewähren kann, nicht erwirbt. Andere Gefährdung ist nicht so leicht erkennbar. Wer als Universitätlehrer in Uebungen oder in persönlichem Gespräch den Studenten aus den ersten Semestern näher tritt, weiß, wie schwer es oft Hörern, die unmittelbar von der Schule kommen, wird, den Stoff, der ihnen in Vorlesungform dargeboten wird, wirklich zu verarbeiten; die ganz andersartige Lehr- und Lernweise der Schule hat sie nicht gewöhnt, hörend aufzunehmen und das Gehörte zugleich selbständig zu gestalten. Dann lernen sie entweder „auswendig", ohne das geistige Band zu erfassen, oder lassen sich durch einzelne Gedanken „anregen", die sie manchmal obendrein noch mißverstehen. In Lehr- und Lernweise ist eben zwischen Schule und Universität der Unterschied nicht kleiner als auf dem wichtigen Gebiet der Menschenbehandlung; dort wird die geistige Nahrung, zubereitet und klein geschnitten, vorgelegt, hier soll der Hörer das Ganze einer Vorlesung gleichsam innerlich nachschaffen und geistig in sich aufnehmen, noch dazu ohne ständige Fühlung mit dem Dozenten. Die ergi^bt sich freilich in den Uebungen, deren Zahl gerade für Anfänger immer mehr gewachsen ist, die aber nur Sonderprobleme behandeln und den Vortrag, der immer die eigentliche Form des Hochschulunterrichtes bleiben wird, nicht ersetzen können.

Deshalb wäre es gut, wenn zwischen Schule und Universität ein Mittelglied eingefügt würde. Aus den Krieger-Kursen könnte eine Vor-Universität werden, die die letzten zwei oder drei Jahrgänge des Gymnasiums umfaßte. Nicht nur die freiere Bewegung des Schülers würde diese Vor-Universität von Gymnasium und Oberrealschule unterscheiden, sondern mehr noch die Möglichkeit, die Fächer sich selbst zu wählen. Dem Vorstudenten dürfte aber nicht erlaubt sein, die belegte Vorlesung nach Willkür zu hören oder nicht zu hören; eine gewisse Kontrole wäre nöthig und am Ende des Jahres müßte ein Examen über die Berechtigung zum Besuch der Universität entscheiden. Die freiere Wahl der Fächer könnte die persönliche Begabung fördern. Neben fakultativen Fächern, die im Schulunterricht ganz fehlen (Kunstgeschichte, Nationalökonomie, philosophische Propädeutik, gewisse naturwissenschaftliche Disziplinen), bleibt natürlich der Stamm: deutsche Literatur und Geschichte, außerdem entweder alte Sprachen oder eine neuere Sprache mit vertieftem Unterricht in der Geschichte und Literatur ihres Landes oder Mathematik und Naturwissenschaften. In diesen Pflicht-

fächern würde die Vor-Universität den Lehrplan der drei höheren Schulgattungen gesondert fortsetzen, wobei aber die Gelegenheit gegeben sein müßte, von einer dieser Schulformen zur anderen überzugehen und das Versäumte nachzuholen. Ob es aber nöthig ist, einen Schüler, dem Interesse und Begabung für Mathematik fehlen, auch noch auf der Vor-Universität mit analytischer Geometrie zu plagen, bezweifle ich; eher würde ich für den Studenten, dessen Wunsch sich nach der Seite der Geisteswissenschaften neigt, eine historische Einführung in die Naturwissenschaften empfehlen; an Beispielen wäre ihm das Wesen der naturwissenschaftlich-mathematischen Begriffsbildung zu erläutern und zugleich die Naturwissenschaft in den Zusammenhang der neueren Kulturentwickelung einzufügen. Eine gewisse Beschränkung der freien Fächerwahl wäre dadurch bedingt, daß zusammengehörige Fächer auch zusammen betrieben werden müssen und daß für jedes Fach durch die angenommenen drei Jahre des Vorstudiums eine bestimmte Folge von Kursen vorgeschrieben wird. Daß die erworbene Bildung nicht ein buntes Vielerlei von Fetzen aus allerlei Lehrstoff, sondern eine organische Einheit sei, daß der junge Mann multum, non multa lerne: dafür hat, bei allem erdenklichen Eingehen auf persönliche Wünsche, der vorgeschriebene Lehrplan zu sorgen; hier darf man der klug wählenden Selbstbeschränkung des zwischen Schule und Universität Stehenden nicht allzu gläubig vertrauen.

Die Leitung der Vorkurse würde am Besten wohl jüngeren Dozenten in Gemeinschaft mit Gymnasial- und Oberrealschullehrern anvertraut. Die Dozenten müssen ihr Lehrtalent bewährt haben und fähig sein, junge Menschen, ohne Schulzwang, zu selbständiger Mitarbeit zu erziehen. Die anderen Herren müssen auf die alte Methode des eigentlichen Schulunterrichtes hier durchaus verzichten. Nebenbei böte sich die Gelegenheit, die Lage des unbesoldeten „Privatdozenten" zu erleichtern. Aus einem Durchgangsstadium ist, seit die Zahl der Dozenten viel rascher als die der Professoren wuchs, für viele tüchtige Männer eine dauernde Lebensstellung geworden. Wenn hier nicht in ganz anderer Weise als bisher mit bezahlten Lehraufträgen vorgesorgt wird, kann die Privatdozentur allmählich zum Tummelplatz reicher Dilettanten werden. Die Einrichtung der Vor-Universität gäbe die Möglichkeit, bewährten Dozenten eine lohnende Thätigkeit zu schaffen, die ihnen doch die Zeit zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit in ihrem Fach ließe.

München. Professor Dr. Ernst von Aster.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft

Berlin, den 27. September 1919

Die Nornen spinnen

Der Wortlaut des deutsch-russischen Geheimvertrages vom achtzehnten Juni 1887 ist veröffentlicht worden; weil weder die Thatsache, daß er geschlossen, noch die, daß er nach dreijährigem Bestand nicht erneut wurde, einem heute Mitregirenden zu schaden vermag. Der (von den Grafen Herbert Bismarck und Paul Schuwalow, dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes und dem Russischen Botschafter in Berlin, unterzeichnete) Vertrag hatte drei Hauptartikel. Gerieth eine der zwei Großmächte mit einer dritten in Krieg, so war die zweite verpflichtet, sich in wohlwollender Neutralität zu halten und für die Lokalisirung des Streites zu sorgen; diese Pflicht galt nur dann nicht, wenn Rußland oder Deutschland gegen Oesterreich oder Frankreich einen Angriffskrieg führten. Schon durch diesen Ersten Artikel war also Rußland gegen austro-deutschen, Deutschland gegen franko-russischen Angriff versichert. Und für die Assekuranz zahlte das Deutsche Reich einen Preis, dessen Aufwand ihm niemals zu Last werden konnte. Rußlands „geschichtlich erworbenen Rechte auf der Balkan-Halbinsel, insbesondere sein entscheidender Einfluß in Bulgarien und Ostrumelien", wurden anerkannt und beide Partner verpflichteten sich, nur in Eintracht irgendeine Wandlung der Hoheitrechte auf der Halbinsel zu gestatten und Jedem zu wehren, der ohne ihr Einverständniß die Gebietsgrenzen zu verrücken strebte. Bosporus und Dardanellen sollten, nach der

Vorschrift der Akte des Berliner Kongresses, geschlossen bleiben und der Türkei, bei Gefahr eines russo-deutschen Angriffes, verboten sein, Theile der Meerengen für militärische Operationen einer fremden Macht herzugeben. In dem „ganz geheimen Zusatzprotokol" verpflichtete sich das Deutsche Reich, zur Wiederherstellung gesetzlicher Ordnung in Bulgarien in Gemeinschaft mit Rußland zu wirken, der Rückkehr des Prinzen von Battenberg auf den Bulgarenthron in keinem Fall je zuzustimmen, wohlwollende Neutralität zu gewähren, wenn Rußland, zu Wahrung seiner Rechte, selbst die Vertheidigung des Einganges ins Schwarze Meer übernimmt, und „moralisch und diplomatisch" (nicht: militärisch) jedes Handeln zu unterstützen, das der Kaiser von Rußland „für nothwendig halten sollte, um den Schlüssel seines Reiches in der Hand zu behalten". Was damit gemeint war, lehren die Sätze aus dem dreißigsten Kapitel von Bismarcks Buch: „Ein russischer Verschluß des Bosporus wäre der Schlüssel zum Schwarzen Meere, also zum russischen Haus. Die Schwarze-Meer-Flotte kann die Bestimmung haben, sich der Stellung am Bosporus zu bemächtigen, deren Rußland zu bedürfen glaubt, um in den Besitz seines Hausschlüssels zu gelangen. Ich glaube, daß es für Deutschland nützlich sein würde, wenn die Russen, physisch oder diplomatisch, sich in Konstantinopel festgesetzt und es zu vertheidigen hätten. Wir würden dann nicht mehr in der Lage sein, von England und gelegentlich auch von Oesterreich als Hetzhund gegen russische Bosporus-Gelüste ausgebeutet zu werden, sondern abwarten können, ob Oesterreich angegriffen wird und damit unser Casus belli eintritt. Auch für die österreichische Politik wäre es richtiger, sich den Wirkungen des ungarischen Chauvinismus so lange zu entziehen, bis Rußland eine Position am Bosporus eingenommen und dadurch seine Friktionen mit den Mittelmeermächten, also mit England und selbst mit Italien und Frankreich, erheblich verschärft und sein Bedürfniß, sich mit Oesterreich à l'amiable zu verständigen, gesteigert hätte. Wenn ich österreichischer Minister wäre, so würde ich die Russen nicht hindern, nach Konstantinopel zu gehen, aber eine Verständigung mit ihnen erst beginnen, nachdem sie den Vorstoß gemacht hätten.

Die Betheiligung Oesterreichs an der türkischen Erbschaft wird doch nur im Einverständniß mit Rußland geregelt werden und der österreichische Antheil nur so größer ausfallen, je mehr man in Wien zu warten und die russische Politik zu ermuthigen weiß, eine weiter vorgeschobene Stellung einzunehmen. England gegenüber mag die Position des heutigen Rußland als gebessert gelten, wenn es Konstantinopel beherrscht; Oesterreich und Deutschland gegenüber ist sie weniger gefährlich, so lange es in Konstantinopel steht." Aus der Ueberzeugung, daß die Türkenherrschaft in Europa nicht lange mehr haltbar, der Drang des zarischen Rußlands nach unbeschränktem Hoheitrecht über das Schwarze Meer nicht ohne Gefahr für die Kontinentalmächte zu hemmen sei und der Dreibund, nach dem Ablauf des Dreikaiserbündnisses vom Jahr 1881, im Osten einer Ergänzung bedürfe, war der Vertrag vom achtzehnten Juni 1887 erwachsen. Er verbürgte den Russen die seit Katharinens Tagen in Südosteuropa erworbenen Machtrechte und Hypotheken und, für den Fall kriegerischen Feindeseindranges in seine Sphäre, Deutschlands (damals schwergewichtige) moralische und diplomatische Hilfe. Er sicherte Rußland gegen austro-deutsche, Deutschland gegen franko-russische Kriegsgemeinschaft, bewahrte Oesterreich vor der Versuchung, von magyarischem Slawenhaß und von der Zuversicht auf deutsche Waffenhilfe sich in das Abenteuer eines Balkanfeldzuges, eines Krieges gegen Rußland treiben zu lassen, und verpflichtete keinen Partner zu Beistand in Angriffskriegen. Ein aus dem Geist uns heute alt scheinender Weltauffassung geborener Vertrag; doch einer, der kein wohlthätig geltendes Recht verletzte, für Deutschland nicht mehr Nutzen zu erraffen trachtete, als einem jungen, mancher älteren Macht unbequemen Reich zukam, und dessen Urheber sagen durften, sie seien von dem Wunsch beseelt, durch diesen Pakt zugleich mit ihrer Vertheidigerstellung auch den allgemeinen Frieden zu festigen.

Der Vertrag (den Bismarck „die russische Rückversicherung" oder „die Doppelassekuranz" zu nennen pflegte) war eigentlich nur die ins Paragraphenkleid des Staatsrechtes eingeknöpfte Wiederholung eines seit 1884 giltigen Abkommens.

Das Bündniß der drei Kaiser Alexander, Franz Joseph, Wilhelm hatte jedem für den Fall fremden Angriffes die wohlwollende Neutralität der Vertragsgenossen zugesagt. Als wiener und petersburger Verdruß diesen Bund lockerte, gelang dem deutschen Staatsmann die Bergung des seinem Reich daraus erblühten Vortheiles. Die Gelegenheit war günstig. Alexander der Dritte, der stille Urrusse mit der Haltung des wortkarg gebietenden Herrn und dem Gemüth des einfältigen Bauers, blickte mißtrauisch ostwärts. Seine Truppen hatten Merw besetzt, am Kuschk die Afghanen geschlagen und dadurch in England die Furcht geweckt, Herat könne russisch werden. Der alte Zwist um Afghanistan glimmt wieder auf, Britanien rüstet und die Gefahr anglo-russischen Krieges mahnt den Gossudar aller Reußen (den letzten, ders nicht nur dem Namen nach ist) an die Pflicht, in Nord- und Südwest schleunig die Grenze zu schirmen. Oesterreich-Ungarn bliebe als Angreifer ohne Deckung durch den Dreibundsvertrag und wagt sich gewiß nicht einsam ins Russenfeuer. Erlaubt der Sultan einem Britengeschwader die Einfahrt ins Schwarze Meer, so entkräftet er selbst den Berliner Vertrag und belastet sich mit der Feindschaft des Deutschen Reiches. Dräut aber weder aus Wien noch aus Konstantinopel Gewitter, dann braucht Rußland in Westasien nothwendigem Kampf nicht scheu auszubiegen. Und als Preis der Police wird von ihm nur das Versprechen gefordert, etwa aufflammender Rachgier Frankreichs sich nicht als Helfer zu gesellen. Erschwinglicher Preis. Alexander schlägt ein; und bereut den Handel auch nicht, als in Westasien der Funke gelöscht und von einer anglo-russischen Militärmission die umstrittene Grenze Afghanistans festgelegt ist. In der Fährnißzeit der pariser Boulange wahrt die Rückversicherung den Frieden. In den neunundneunzig Regirungtagen des Kaisers Friedrich wird sie durch den Beschluß der Kaiserin bedroht, ihre zweite Tochter dem Prinzen Alexander von Battenberg zu verloben. Darin könnte der bäuerische Argwohn des Zars die Absicht auf Umgehung des Ersten Punktes im Zusatzprotokol wittern. Die kluge Vorsicht eines Generaladjutanten und der politische Vortrag des Kanzlers hemmt den Abgang des

Telegrammes, das den Prinzen ins potsdamer Neue Palais rufen soll; und der Verlobungplan, dem auch die älteste der drei Victorien, Britaniens Königin, nicht zustimmt, wird eingesargt. Weil Wilhelm der Zweite in dem zarischen Schloß Spala, in das er sich die Einladung erzwungen hat, die Luft kühl findet und von seinem Liebling Waldersee, dem Chef des Großen Generalstabes, täglich das Schrecklied von russischer Tücke hört, will er sich England zuwenden und knüpft an die deutschen Konsularberichte aus Kiew Glossen, die dem Kanzler die flinke Abkehr von Rußland vorschreiben. In seinem Abschiedsgesuch sagt Bismarck darüber, er könne die Ausführung dieser Vorschrift nicht übernehmen; „ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt und deren über Erwarten große Bedeutung unser Botschafter mir nach seiner Rückkehr aus Petersburg bestätigt hat." Der lästige Warner wird barsch weggejagt; und glaubt, schweigend anhören zu müssen, daß Wilhelm (dem die Zeit ungeduldigen Wartens auf das zweimal an einem Tag verlangte Entlassungsgesuch von dem Busenfreund Philipp Eulenburg gekürzt, durch den Vortrag philischer Minnesänge gewürzt worden war) der Welt vorlügt, all seine Versuche, den Kanzler dem Reich zu erhalten, seien an dem Starrsinn des Alten zerschellt und ihm deshalb „so weh ums Herz, als hätte er seinen Großvater noch einmal verloren". (Der Vater, Friedrich, wird nicht erwähnt; aus unbewußter Prophetie kommt aber das Ende des Muckersatzes: „Es ist Mir von Gott einmal bestimmt; also habe Ich es zu tragen, wenn Ich auch darüber zu Grunde gehen sollte.") Bismarcks Mühen, vor dem Rücktritt noch die von Schuwalow drängend erbetene Verlängerung des Assekuranzvertrages durchzusetzen, ist fruchtlos geblieben. Und den zweiten Kanzler, General der Infanterie Von Caprivi, dünkt das System der Rückversicherung „zu komplizirt". „Den reinsten Schwindel" nennts Wilhelm; und näselt, wer Allerhöchstihm zumuthe, Oesterreich zu betrügen, möge gefaßt sein, dem Alten nachzufliegen. Damit der Brauch nicht gebrochen werde, sollen vor der

Entscheidung die Sachverständigen des Auswärtigen Amtes zu Wort kommen. Wo ist der Vertragstext? Fritz von Holstein, das Hirn des Amtes, hat, weil er als Gegner des Planes bekannt ist, an dem Entwurf zeitgemäßer Umänderung nicht mitgearbeitet und giebt die Frage seines Schülers und Schützlings Caprivi an den Kanzleidirektor weiter. Der bringt dem Kanzler die Urkunde. Die Häuptlinge der Politischen Abtheilung werden zu schriftlichem Urtheil aufgerufen: und Alle, auch General Von Schweinitz, der Botschafter, empfehlen die Ablehnung des Russenantrages. Weil sie wissen, wie aus Wilhelms und Fritzens Willensluke der Wind weht? Als Herbert Bismarck, der noch Staatssekretär ist, seinen nahen Rücktritt aber schon angekündet hat, ins Amt kommt und hört, daß die „russische Sache inzwischen erledigt worden sei", fährt er den Zimmernachbar Holstein rauh an. „Sie konnten diese Dummheit doch verhindern! Aber Sie scheinen mich etwas früh für einen toten Mann zu halten." Der Geheimrath antwortet, er habe nicht die Macht, des Kanzlers Willen zu beugen; und ist seit dieser Stunde nicht dem Glauben zu entwurzeln, Herbert sei nur deshalb so wüthend geworden, weil er, auf Befehl des Vaters, die letzten Tage seines Amtslebens zu Erneuung des Vertrages nützen wollte, von dem dann dem Grafen Schuwalow nichts mehr abzuhandeln war, und nun vor dem tadelnden Blick des verehrten Auges bangte. Die Meldung, Rußlands Wunsch sei von kalter Höflichkeit abgelehnt worden, trieb dem breitstämmigen Gossudar das Blut in die Schläfen. Ein Jahr nach dem Ablauf des Vertrages empfing er in Kronstadt das Geschwader des Contreadmirals Gervais, erlaubte ein franko-russisches Verbrüderungfest, lauschte den Klängen der Marseillaise, die den gekrönten Völkerkneblern das rothe Dämmern des Weltgerichtes androht. Und ein vom Zauber des Parisergeistes entzückter russischer Staatsmann schrieb später: „Wenn Deutschland 1890 nicht die Erneuung des Geheimvertrages verweigert hätte, wären die Kundgebungen und Feste in Kronstadt und Toulon, wäre wahrscheinlich die ganze Entente, der ost-westliche Zweibund, nicht Ereigniß geworden. Daß die berliner Regirung den Vertrag ablaufen ließ, war für Rußland und für Frankreich ein Glück."

Für Deutschland? Das dünne, weiße Flattergewebe, das in Wilhelms tosendem Lenz nicht beachtet wurde, zeigt jeder Herbsttag nun dem wachen Auge. Aus den Warzen junger Spinnen kams, die Arachniden von der Krabben-, Kreuz- und Luchsenart strampelten munter dran durch die Wirbel des Luftstromes, wickelten, wenn sie müde waren, mit den Füßchen das Gefädel auf und ließen die feinen Flöckchen dann erdwärts schweben. Sinds Fäden aus dem Gewandsaum Gottes oder von der Kunkel der dunklen Frau Skuld?

Altweibersommer. Welkgraswebe. Einsam blinkende Frühlingsfäden haben sich hinter dem Herbstpunkt zu einem kalt schimmernden Netz versträhnt. Trügt Dich der Blick? Narrt ein Wahn. Was Andere als ihr Gesicht künden, muß Deinem widersprechen oder in Glaubwürde helfen.

1. „Für die Rettung der Weltrevolution ist es nothwendig, daß die russische Kommunistische Partei am Leben bleibt. Es ist nothwendig, daß ihr Werk, die allrussische Republik der Sowjets, weiter besteht und sich entwickelt. Seit dem siebenten November 1917 versucht der Weltimperialismus und Kapitalismus mit allen Mitteln, die russische Revolution, diese ewige Gefahr einer Weltrevolution, zu erdrosseln. Die deutschen Truppen berennen den Westen, die Truppen der Entente und ihre gegenrevolutionären Söldnerbanden alle andern Grenzen der Sowjetmacht. Ihre wüthenden Angriffe sind jedoch an der wilden Entschlossenheit der Rothen Armee zerschellt. Bestürzt durch diesen unerwarteten Widerstand, erschreckt durch die heftigen Proteste des westlichen Proletariats gegen die Erwürgung der russischen Revolution, werden Clemenceau, Lloyd George und Wilson bald gezwungen sein, die militärische Intervention aufzugeben. Aber die Zerschmetterung der Revolution ist für die kapitalistische Herrschaft eine Lebensfrage. Um ihren Plan zu verwirklichen, wendet sie zwei Mittel an: die Aufhetzung der Kapitalisten aller Länder zum Kampf gegen den Bolschewismus und die wirthschaftliche Blockade. Die Ententeregirungen bilden in ihren Ländern Freiwilligenbataillone aus nationalistischen und kleinbürgerlichen Elementen. In Rußland stiften sie an oder unterstützen sie alle bewaffneten Bewegungen, die auf die Herstellung der alten Ordnung ausgehen. In der selben Absicht überschwemmen sie die russischen Grenz-

länder mit Gold, Waffen, Munition und Ausbildungoffizieren. Dadurch nöthigen sie die Sowjetmacht, eine starke Armee unter Waffen zu halten, welche die jüngsten, thätigsten und intelligentesten Proletarier in Stadt und Land den friedlichen Bedürfnissen der Industrie, des Handels und der Landwirthschaft entzieht. Außerdem verschärfen die Westmächte die wirthschaftliche Blockade. Die Industrie des ungeheuren Rußlands, eines wesentlich agrarischen Landes, konnte niemals die Bedürfnisse des Volkes befriedigen. Das russische Reich mußte stets ungeheure Mengen von Maschinen und Fabrikprodukten einführen. Dadurch, daß die Entente die Rückkehr der ausländischen Spezialisten und Techniker nach Rußland, die in Wirklichkeit die ganze russische Industrie leiteten, verbietet, lähmt sie bewußt den wirthschaftlichen Wiederaufbau des Landes. Dadurch, daß sie jede Einfuhr von technischem Material, von Wagons und Lokomotiven unterbindet, verhindert sie die Errichtung und Erhaltung von Fabrikbetrieben, den Transport von Rohstoffen und Brennmaterialien. Sie verurtheilt die Industrie zum Ruin und das Proletariat zur Arbeitlosigkeit. Der Mangel an Transportmitteln macht die Ernährung der Städte unmöglich. Und da die Landwirthe die nothwendigsten Ackerbaugeräthe nicht mehr erhalten, sind die Ernteerträge beträchtlich zurückgegangen. Die Ausführung des macchiavellistischen Planes, den der Weltimperialismus faßte, hat schon die verhängnißvollsten Folgen gehabt. Der Handelsaustausch mit dem Ausland ist gänzlich unterbrochen; die allernothwendigsten Produkte kommen nicht mehr ins Land. Die Desorganisation der Industrie wächst. In früher reichen und blühenden Gegenden liegt die Landwirthschaft jetzt in den letzten Zügen. Die Transportmittel sind im Verfall. Das furchtbare Hungergespenst erdrückt in seiner knochigen Umarmung Millionen von Menschen. Der Typhus richtet schreckliche Verwüstungen an unter einer von Hunger und allerlei Entbehrungen geschwächten Bevölkerung. Für diese abscheulichen Verbrechen tragen die Ententeregirungen allein die Verantwortung. Alle civilisirten Völker müssen sich gegen die Ersinner dieser schrecklichen Rache wenden, die das ganze Russenvolk trifft und schon Hunderttausenden von Unschuldigen, von Frauen, Greisen und Kindern das Leben geraubt hat. Die Arbeiter der ganzen Welt müssen die Wiederaufnahme der wirthschaftlichen und politischen Beziehungen zu Sowjet-Rußland verlangen, das nur ein in den Augen des Kapitalisten unverzeihliches Unrecht

verschuldet hat: das Unrecht, das unglückliche russische Proletariat befreit und der Welt das gefährliche Beispiel der Errichtung eines sozialistischen Staates gegeben zu haben. Insbesondere muß das französische Proletariat mit allen Mitteln erstreben, daß seine Regirung aufrichtig auf die Einmischung in die inneren Angelegenheiten Rußlands, auf jede wirthschaftliche Blockade Rußlands verzichtet, daß sie die Sowjetmacht anerkennt und die Einreise von Spezialisten nicht länger verhindert." (Ein französischer Hauptmann a. D. blies diese Fanfare.)

2. „Ueber Hardens Plan eines internationalen Gewerkschaft-Trusts möchte ich zu seinen Lesern sprechen, weil dieser Plan mir den einzig fruchtbaren Gedanken zu enthalten scheint. In Rußland liegen Bodenschätze von ungeheurem Werth, die noch nicht gehoben sind. Lenins Regirung hat nicht die Macht, sie zu fördern. Lenin hat schon vor längerer Zeit einer amerikanischen Aktiengesellschaft eine Rohölkonzession verliehen. Viel lieber wird er aber die Konzession einem Trust geben, den die Gewerkschaften bilden. Dieses große Unternehmen wird in der Lage sein, die Schätze Rußlands zu heben, dadurch rasch der verarmten Welt wieder Güter zuzuführen und das russische Volk in Wohlstand zu bringen. Da die kommunistische Regirung nicht in der Lage ist, selbst Gold, Eisen, Kohle, Mangan, Mineralöl zu fördern, wird sie vor der Wahl stehen, sie ungefördert zu lassen, die Konzession einer Aktiengesellschaft oder dem internationalen Gewerkschaftsyndikat zu geben. Sie wird das Dritte wählen. Sollte jedoch die Konzession nicht anders zu haben sein, so müßte man der russischen Regirung einen Vertrag vorschlagen, der ihr das Recht giebt, alle Beiwerke und allen Boden, der dem Verband übergeben wird, nach fünfundzwanzig Jahren gegen Ersatz aller Kosten zurückzunehmen. Das wird für den Gewerkschaft-Trust noch immer vortheilhaft sein. Die Arbeiterschaft der Länder, die den Trust bilden, wird gewinnen, denn die Verdienste des Trusts fließen ja der organisirten Arbeiterschaft zu. Aber auch für die Kapitalisten ist es ein Vortheil: denn in allen Ländern stehen sie einer Arbeiterschaft gegenüber, die große, zum Theil gar nicht erfüllbare Forderungen stellt, und es bedeutet sehr viel für die Kapitalisten, wenn sie diese Wünsche auf einem anderen Wege als aus ihrer Tasche befriedigen können. Darum werden sie auch gern bereit sein, das nöthige Geld dem Gewerkschaft-Trust gegen kleinen Zins zu leihen. Als geschäftlicher Unterbau ist eine internationale Liquidation-Gesellschaft mit dem

Sitz am Vorort des Völkerbundes zu errichten, die alle nöthigen Vermittelungen für den Trust durchführt. Sie muß jedoch eine Gesellschaft sein, deren Einkommen kulturellen Zwecken zufließt, die also nicht in den Händen einiger Privataktionäre sein darf. Sie borgt das dem Trust nöthige Geld von den Banken und verleiht es wieder zum selben Zinsfuß, unter Berechnung einer ganz kleinen Provision, an den Gewerkschaft-Trust. Wozu dieser Umweg? Er führt den Trust um die Schwierigkeit, mit den Finanzinstituten in unmittelbarer Verbindung zu stehen, die gerade ihm gefährlich sein müßte."

3. „Als einem Deutschen, der unter fremder Staatshoheit lebt, werden Sie mir glauben, daß ich dem strebenden Deutschland mit aufrichtiger Hochachtung gegenüberstehe, zugleich aber mein offenes Bedauern gerecht zu würdigen wissen, daß diese Hochachtung durch die vorurtheilfreie Betrachtung so mancher Erscheinung sich wider Willen zu schmerzlichen Einschränkungen gezwungen sieht. Bei meiner letzten Reise durch Deutschland hatte ich Gelegenheit, da und dort in den verschiedensten Gesellschaftklassen, Arbeiter, Beamte, Männer der Wissenschaft, hinzuhorchen und mitzusprechen. Ueberall habe ich mit Betrübniß und oft mit Entsetzen feststellen müssen, wie wenig das deutsche Volk im Grunde durch die Katastrophe gewandelt ist. Ich bin nicht etwa darauf ausgegangen, irgendeinen würdelosen Flagellantismus zu finden. Was sich mir zeigte, war aber nirgends die Bekundung würdiger Reue und aufrichtigen Sühnwillens, mit dem unser Deutschland allein wieder um das Vertrauen der Welt werben könnte. Ueberall das selbe trotzige Unverständniß. Weil Mélac vor zweihundert Jahren die Pfalz verwüstet hat und die Kosaken (Einzelthaten, nirgends Anordnungen der Heeresleitung) mit Privatwohnungen auch nicht schonend umgegangen sind, war es ganz in der Ordnung, daß die Picardie glattrasirt wurde. Die Vorstellung, daß dem Drang nach dem Sieg Alles, was mit Menschlichkeit und Kultur zusammenhängt, unterzuordnen ist, beherrscht noch immer ungeschwächt die Oberschicht der Intelligenz. Merkwürdig war mir auch, daß man vielfach zwar den General Ludendorff verurtheilt, nicht aber Den, der ihm vorgesetzt war. Daß der Feldmarschall noch immer in der Rolle des Guten neben dem bösen Ludendorff stehen darf, halte ich für eine der niederträchtigsten Lügen, in die das arme deutsche Volk verstrickt werden konnte. Wenn Deutschland zeigen will, daß es sich wieder zur Sauberkeit des Denkens erhoben hat,

dann muß es die Bestrafung aller Schuldigen selbst in die Hand nehmen." (Dieser Brief kam aus der Czecho-Slowakei.)

4. „Die Deutsch-Hannoversche Partei hat während eines mehr als fünfzigjährigen Kampfes für Recht und Freiheit gegen Gewalt und Revolution niemals einem Zweifel an unbedingter deutscher Treue Berechtigung gegeben. Trotzdem ist ihr von den Gewaltpolitikern immer der Vorwurf der Reichsfeindschaft gemacht und mit allen Mitteln der Verleumdung in weiten Kreisen des deutschen Volkes ein mißtrauisches Vorurtheil gegen das hannoversche Volk, so weit es, der Gewalt sich beugend, doch treu festhielt an seinem Recht, erzeugt worden. Die Deutsch-Hannoversche Partei erwartete die Wiederherstellung der Selbständigkeit unter dem angestammten Fürstenhaus von einer freien That der deutschen Fürsten und Völker; sie stellte den Parteikampf ein bei Ausbruch des Krieges und hatte begründete Hoffnung darauf, daß ein siegreiches Ende des Kampfes die Erfüllung ihrer Wünsche gebracht hätte. Die Revolution beseitigte die monarchischen Grundlagen der deutschen Staatsverfassungen und verkündete die Souverainetät des Volkes auf Grund des Selbstbestimmungrechtes. Gerade die Lösung Hannovers von Preußen könnte ermöglichen, einen Gliedstaat des Deutschen Reiches mit vorbildlicher Verfassung auszustatten. Und Hannover würde im Interesse deutscher Einheit zu jedem Opfer bereit sein; es könnte, befreit vom preußischen Joch, der Grundstein werden für die Wiederaufrichtung des deutschen Vaterlandes nach der entsetzlichen Niederlage. Die Deutsch-Hannoversche Partei fordert nur Eins: die Gelegenheit, durch Volksabstimmung nachzuweisen, daß der Freiheitwille im hannoverschen Volk noch eben so lebendig ist wie die Treue zum deutschen Vaterlande und die Ueberzeugung, daß nur das Recht, nicht die Gewalt, die allein sichere Grundlage ist für den Frieden und das Gedeihen eines Volkes. Die Vormachtstellung Preußens im Deutschen Reiche, aufgebaut auf der Gewalt und widerrechtlicher Annexion und Eroberung, hat Deutschland das Mißtrauen und schließlich den Haß der ganzen Welt zugezogen und es, nach einer Zeit glänzenden Aufschwunges, ins Verderben gestürzt. Kein nüchterner Mann kann glauben, das neue Deutsche Reich könne wieder aufgebaut werden auf der Vormachtstellung eines einzelnen Gliedstaates. Nicht die Befreiung Hannovers vom preußischen Joch, sondern die Wiederaufrichtung der Vorherrschaft Preußens würde die Einheit und den Frieden gefährden. Wir

fordern nur unser Recht, wenn wir verlangen, daß durch eine Volksabstimmung festgestellt werde, ob das hannoversche Volk lieber eine preußische Provinz bleiben oder ein freier Gliedstaat im Deutschen Reiche sein will. Noch lauter müssen wir aber fordern, daß die Beschimpfung und Verleumdung der Deutsch-Hannoverschen Partei aufhört und deren Treue zum deutschen Vaterlande voll anerkannt und gewürdigt werde. Nicht um ‚kleinliche Bestrebungen veralteter Herren oder von Wühlern, die persönliche Vortheile haben wollen', wie der Herr Minister Heine sich auszudrücken beliebte, handelt es sich, sondern um einen treudeutschen Volksstamm, der ohne preußische Bevormundung ein selbständiges Glied am Körper des Deutschen Reiches sein will.

Eldenburg. A. Freiherr von Wangenheim."

5. „Ich weiß nicht, wie Sie über Das, was wir Ihnen jetzt mittheilen wollen, denken und wie Sie überhaupt zu uns stehen, aber wir bitten Sie, es irgendwie bekannt werden zu lassen, und wir wären Ihnen sehr, sehr dankbar dafür. Schon vor längerer Zeit hörten wir öfters, daß man uns als Ueberläufer und Vaterlandsverräther bezeichnet. Wir glaubten es nicht. Gelesen und persönlich gehört hatte es ja Keiner. Die wunderbare Nachricht tauchte aber immer wieder auf. Gefangene, die aus anderen Lagern kamen, Ausreißer und Leute, die aus den Lazareten zurückkamen, brachten sie mit. Vom größten Theil wurde sie aber noch nicht geglaubt. Nun kommt eines Tages an einen Gefangenen hier ein Brief, in dem seine Angehörigen ihm mittheilen, der ‚Herr Pfarrer' habe an einem Sonntag in seiner Predigt gesagt, sie sollten sich doch um die Gefangenen keine Kopfschmerzen machen. Durch Die, wenn sie da wären, würde das Elend nur vergrößert werden. Auch hätten die 1914-Gefangenen ja schon den Fimmel und die von 1918 seien doch nur Ueberläufer. Bravo, Herr Pfarrer; lassen Sie sich einen Unterstand bauen für den Tag unserer Heimkehr! Und nun kommt es immer besser. Hin und wieder fallen uns auch Stücke deutscher Zeitungen, manchmal auch ganze Zeitungen, in die Hände. Im Annoncentheil dieser Blätter sahen wir oft, leider sehr oft, Anzeigen von ‚Tanzmusik zum (jetzt kommts) zum Besten unserer armen Kriegsgefangenen'. Was soll man dazu sagen? Wir armen Deuwels hier haben noch keine passenden Worte dafür gefunden. Aber ist Das nicht zum Mindesten ganz gemeine Ironie? Das deutsche Volk veranstaltet Tanzmusik, damit es uns hier besser gehe. Wird

man nicht auch bald Tanzmusik veranstalten zum Andenken an unsere armen, gefallenen Kameraden? Auf was für eine Stufe stellt sich unser Deutschland? Vor ein paar Tagen fällt uns nun eine deutsche Zeitung von Anfang August in die Hände; es war die Nr. 171 B der Trierer Landeszeitung. Da trat eine Frau für uns ein. Wir Alle danken dieser Frau herzlichst. Sie hatte den Muth dazu. Diese gute Unbekannte schreibt ungefähr: Bei den Sammlungen, die man in Deutschland zum Besten (wieder was zu unserem Besten) unserer bald zurückkehrenden Gefangenen abhielt, hörte man sehr oft die Bemerkungen: ‚Für diese Ueberläufer oder für diese Vaterlandsverräther geben wir nichts . . .‘ Sehr schön. Mit dieser Frau müssen wir sagen: Es ist wohl wahr, daß unter so Vielen Einige sind, die freiwillig übergegangen sind. Aber deshalb will man uns Alle als Vaterlandsverräther und Ueberläufer bezeichnen? Wie viele von uns haben seit Kriegsbeginn ihren Schädel hingehalten bis kurz vor dem Waffenstillstand und sind dann erst gefangen worden! Und für wen haben sie es gethan? Doch wohl nur für die Menschen, die heute so wegwerfend von uns sprechen. Wir sind hier ja auch noch der Ansicht, daß es wohl in erster Linie solche Leute sind, die sich während des ganzen Krieges hinter der Front rumgedrückt haben; denn es ist ja ganz selbstverständlich, daß nur Die in Gefangenschaft gerathen konnten, die vorn waren. Wir verlangen ja nichts von dem ‚lieben‘ Volk, gar nichts. Wir sind vollständig zufriedengestellt, wenn man uns Das giebt, was uns zusteht. Großer Empfangsklamauk wäre uns, Allen, nur sehr unangenehm. Hoffentlich hat man sich bis dahin auch schon übergetanzt. Wir sind überzeugt, daß wir früher von hier fortkämen, wenn man sich mit der Beschaffung von Civilarbeitern mehr gesputet hätte. Ob die Regirung weiß, was für Früchtchen sie sich hier erzieht? Wenn sie es wüßte, würde ihr mindestens eine Gänsehaut über den Rücken laufen. Einmal wird man uns ja doch loslassen müssen. Wehe, wenn sie losgelassen! Wir sind keine Bolschewiken; aber Recht und Freiheit, Freiheit wollen wir. Wer immer seine Freiheit gehabt hat, Der weiß gar nicht, was Das ist. Na, nun entschuldigen Sie gütigst, daß ich Ihnen Das erzählt habe, was allen Gefangenen auf dem Herzen liegt. Ob es Sie interessirt, weiß ich nicht. Aber ich glaube, daß Sie, auch ein Mann des Rechtes und der Freiheit, Etwas thun werden, um das deutsche Volk auf den richtigen Weg zurückzuführen. Machen Sie den Brief bekannt;

erzählen Sie ihnen was anders, ganz egal; legen Sie nur dem Volk unsere Lage klar. Sechshunderttausend Kriegsgefangenenherzen danken Ihnen dafür: Dessen können Sie versichert sein. Einer für Alle." (Aus einem Lager in Frankreich.)

6. „Das wirksamste Mittel, Oberschlesien endgiltig zu verlieren, liefert der Noske-Geist, der dort allmächtig ist. Der unterscheidet sich nicht im Geringsten vom alten Militärgeist. Noch ist Noske, trotz seinem ‚Verrath' in Weimar (bei der Frage des Friedensschlusses) der Militaristen Hoffnung. ‚Im Grunde stockkonservativ': flüstert man einander zu. ‚Auch General Von Lüttwitz durchaus mit ihm zufrieden.' Im Heer der deutschen Republik macht man sich in weiten Kreisen durch ein offenes Bekenntniß zur Republik einfach unmöglich. Viele glauben, durch Schwindel, Schiebungen mit Gendarmerie, Schutzmannschaft und Aehnlichem seien die das Heer beschränkenden Bestimmungen des Friedensvertrages leicht zu umgehen. Die Lehren des Krieges werden gar nicht beachtet. Höchste Zeit zu Liebesmählern der Offiziere in feinen Regimentern; nur fünfunddreißig Märker das trockene Couvert. ‚Sie geben Ihrem Sohn neben der militärischen Besoldung von viertausendfünfhundert Mark nur fünfhundert Monatszulage? Ausgeschlossen, damit auszukommen. Achthundert das Mindeste. Zwölfhundert, Alles in Allem, muß er mindestens haben.' Ein Geizkragen, wer seinem Jungen kein Pferd für achttausend Mark spendirt. Ihr vergiftet Eure Söhne für ihr Leben! Als Schüler eilten sie zu den Fahnen. Kriegsjahre mit dem unendlichen Brachliegen aller Kräfte des Willens liegen hinter ihnen. Jetzt, wo sie mündig geworden, wollt Ihr sie an ein Leben des Luxus, des geistigen Müßigganges gewöhnen in einer Zeit, wo Jeder, auch der Reichste, alle Veranlassung hat, sich auf ein Leben der Arbeit vorzubereiten? So lange die Lüge von dem von hinten erdolchten Heer in Militaristenhirnen wuchert (und sie scheint unausrodbar), ist an Besserung nicht zu denken. Wärs jetzt nicht an der Zeit, einige Schwerverbrecher aus dem Krieg an den Pranger zu stellen? Ein gewaltiges Unternehmen, da so viele Zeugen tot sind und der ganze, immer noch wirksame Apparat gegen den Verwegenen aufgeboten würde. Der geschlechtlich kranke Dragoner wurde, weil er malen konnte, zwei Jahre in Polen zurückbehalten, um Militärkasinos auszumalen. Deshalb? Aus militärdienstlichen Gründen natürlich. Man beweise doch mal die militärische Möglichkeit, ihn an die Front zu schicken! Der gute Koch mußte

durchaus in der Etape bleiben. Dutzende von dienstlichen Meldungen stehen als Beweise zur Verfügung, daß nur ‚der militärische Gesichtspunkt' diesen Beschluß nothwendig machte. Das militärische Meldewesen muß man eben kennen. Alles, wirklich Alles ist auf dem Papier einwandfrei. Neunzig Prozent der militärischen Meldungen sind objektiv falsch. Jede zehnte beim Militär geleistete Unterschrift würde Einen im civilen Leben der Gefahr aussetzen, der Urkundenfälschung verdächtigt zu werden. Dabei glauben ganz sicher die Leute, höchst ehrbar zu sein. Im System liegt der Fehler. Auch in der Civilverwaltung spukt vielfach noch der alte Geist. Ein lehrreiches Beispiel. Meine Milch gelangt in eine Genossenschaftmolkerei. Vor einigen Monaten erfuhr ich, daß die dorthin liefernden Großgrundbesitzer einen beträchtlich höheren Preis für die Milch erhielten als die meist bäuerlichen Genossen und als ich, der ich während des Krieges mich bereit erklärt hatte, für den selben Preis wie die Genossen zu liefern. Die sofort mir angebotene Gleichstellung mit den anderen Großgrundbesitzern würde meine Jahreseinnahme um immerhin zehn- bis fünfzehntausend Mark erhöhen. Nach einiger Ueberlegung kam ich zu der Ueberzeugung, daß das eingeschlagene Verfahren nicht nur ungerechtfertigt, sondern auch politisch unklug sei. Ich lehnte die andere Preisbemessung ab und wandte mich an den Landrath. Ihn machte ich auf die Zustände aufmerksam und bat, zunächst durch Ueberredung dahin zu wirken, daß nur ein Milchpreis für Große und Kleine gezahlt werde. (Die Milch der Kleinen ist oft sogar fettreicher.) Sollte durch bloßes Zureden die Aenderung nicht zu erzielen sein, so müsse der gegen die guten Sitten verstoßende Brauch verboten werden. Antwort: ‚Unmöglich, eine Aenderung zu bewirken, so lange Höchstpreise nicht überschritten werden. Ich kann in Privatrechte nicht eingreifen.' Das wurde heute gesagt, in einer Zeit, wo fast täglich die Behörde bestimmt, was und zu welchem Preis ich zu liefern habe. Beschwerde bei der Regirung. Beibringung von Material. Abweisung. Jetzt will ich mich an den Landwirthschaftminister Braun wenden, von dem ich hörte, daß er nicht das Werkzeug in der Hand von Dezernenten sei. Immer frecher erheben die alten Gewalten ihr Haupt. Und den im November zur Macht gelangten Sozialisten fehlt meist die Sachkunde. Sie können nicht unterscheiden, was objektive Darstellung ist und was in Absicht auf Sonderzwecke ihnen vorgetragen wird. Wohin treiben wir?" (Ein Freiherr fragts.)

7. „Die Lage in Kurland wird immer unklarer. In dem Führer der dortigen Armee erblicke ich die Hauptursache aller Schwierigkeiten. Die Vergangenheit dieses Herrn in Finland, wo er sich ‚Deutscher General in Finland‘ nannte und wie ein Fürst residirte, giebt allen Grund, vor ihm auf der Hut zu sein. Goltz ist Gardist mit all der Voreingenommenheit und all dem Dünkel des größten Theiles dieser Soldatenkaste, die so üppig gerade unter Wilhelm dem Zweiten gedieh und deren Angehörige der Meinung waren, daß alle guten Stellen in der Armee nur für sie da seien. Der ‚Deutsche General in Finland‘ war von einem riesigen Stabe umgeben, dessen Mitglieder zumeist völlig k. v. waren. Garde-Kavallerie-Regimenter und drei der besten Jägerbataillone dienten dem Herrn Grafen zur Repräsentation. Während die jungen Lieutenants ihre Zeit in Helsingfors, Wyborg und anderswo totschlugen und die ehemals ausgezeichneten Mannschaften immer disziplinloser wurden, schmolzen die aus dem Kehraus zusammengestellten Bataillone im Westen dahin. Noch im September 1918 wurde das Verbleiben der ‚Elitetruppen‘ in Finland mit der Angabe begründet, die Finen würden allein mit einer plötzlich neu aufflackernden Revolution nicht fertig werden. Dabei hatten die Finen schon im März zum größten Theil selbst (bei Wyborg sollen zehntausend ‚Rebellen‘ niedergemacht worden sein) die bolschewistische Bewegung erstickt; und im Herbst bestand eine reguläre Armee, die drei Divisionen und eine Gebirgsbrigade zählte. Goltz hielt sich für den Liebling des Volkes und bildete sich ein, die deutschen Soldaten würden glühend von den Bewohnern des Landes geliebt. Leider aber lagen die Verhältnisse anders, als sie sich im Kopf des Generals malten. Die anfangs vorhandenen Sympathien der Finen waren bald geschwunden. Hatten sie zuerst die Deutschen mit offenen Armen aufgenommen, so sträubten sie sich jetzt mit allen Mitteln gegen die Belegung ihrer Häuser durch deutsches Militär, besonders Offiziere. Die Akten des Kriegsgerichtes der Ostseedivision dürften, wenn sie nicht vernichtet sind, eine eindringliche Sprache darüber reden, wie es kam, daß die deutschfreundlichen Finen bald ihre Gesinnung änderten. Die Plünderung einer Anchovisfabrik in Hanghoe war die erste That der auf finischem Boden gelandeten Truppen, viele andere reihten sich würdig an und ausgedehnter Schmuggel mit Spirituosen und Saccharin (durchschnittlicher Verkauf zum Zehnfachen des Einkaufspreises) raubte uns den letzten Rest von

Ansehen. Inzwischen bereitete Goltz das Königthum vor; der Deutsche Gesandte wurde von dem Statthalter Wilhelms des Zweiten in den Schatten gestellt. Goltzens Einfluß ist auch in erster Linie zuzuschreiben, daß der finische Senat (sechzig sozialistische Abgeordnete waren ja mundtot gemacht worden) sich für die Schaffung einer Monarchie aussprach. Während allen deutschen Offizieren verboten war, ihre Frauen nach Finland kommen zu lassen, setzte der Thronbereiter beim Reichsverweser durch, daß die Einreise der Frau Gräfin genehmigt wurde (des guten Beispieles wegen). Ihr Aufenthalt, der auf vierzehn Tage begrenzt sein sollte, wurde verlängert, weil sie den Hofdienst für die Königin, deren Gatte schon lange beim Gruppenkommando in Reval daß, vorbereiten müsse. Die Revolution riß die Goltzens aus ihren Träumen. Garde, deutscher und finländischer Adel, Empfänge, Bälle: Deutscher General in Finland. Nun: Deutscher General in Kurland: Hort der baltischen Barone und Hoffnung der deutschnationalen Herren östlich der Elbe. Und die weisen Herren Ebert und Noske merken nichts. Was soll, was kann aus Alledem werden?

Etwas Anderes. Die Schuld der Obersten Heeresleitung wurde ja von Ihnen erörtert; aber Sie haben nie das System besprochen, dem die ‚Götter und Halbgötter‘ entstammten, und in ihm liegt wohl die erste Ursache unseres Zusammenbruches. ‚Und er dünkte sich besser als seine Brüder‘: der Friedensgeneralstabsoffizier. Dem fehlte jegliche Fühlung mit der Truppe, und wenn er eine kurze Gastrolle als Compagnie-Chef gab, so gereichte Das meist der Formation nicht gerade zum Heil. Im Krieg trat dann noch viel klarer zu Tage, daß dem Generalstabsoffizier jegliches Verständniß für die Bedürfnisse der Truppe fehlt. Da wurde befohlen, wie man eben die Dinge vom grünen Tisch aus, weitab vom Schuß, ansah. Die Auslese geschah im Frieden auch nicht so objektiv, wie man sichs im Volk vorstellt. (Garde, verwandschaftliche Beziehungen und so weiter.) Im Großen Generalstab wurde vielfach ein Typ gezüchtet, der arg geschadet hat. Völlige Unterwürfigkeit und Verbergen der eigenen Meinung waren Eigenschaften, die, wenn sie nicht schon vorhanden waren, erworben werden mußten; sonst war man in der ‚Großen Bude‘ nicht lange möglich. Hier haben wir, dünkt mich, den Grundpfeiler zum Lügengebäude der Obersten Heeresleitung. Eiserner Fleiß und peinliche Pflichterfüllung (Das muß stark hervorgehoben werden) waren Eigenschaften, die

fast jeder der Herren besaß; aber ihr Arbeiten war zu schematisch und für Aufgaben, die außerhalb des festgesetzten Rahmens lagen, waren sie nicht geschult. So zeigte denn auch der Verlauf des Krieges, daß dort Gutes geleistet wurde, wo eine systematische Vorbereitung möglich gewesen war, und Mißerfolge überall zu verzeichnen waren, wo unvorhergesehene Fälle eintraten. Damit ist aber, wie die Kriegsgeschichte lehrt, immer zu rechnen. Die Bildung des Generalstabsoffiziers war gänzlich einseitig. Eine tiefe Kluft trennte ihn schon von den anderen Offizieren und noch weniger hatte er eine Ahnung, wie der einfache Mann dachte und fühlte. Das ganze Volk sah er durch den Spiegel der Kreuz- und Tageszeitung; die geringen außenpolitischen Kenntnisse waren fast immer aus alldeutschen Blättern geschöpft. ‚Ist es ein Wunder, daß Einer, der die Psyche des eigenen Volkes nicht kennt, erst recht keine Ahnung vom Wesen fremder Nationen hat?‘ So kam es denn, daß man glaubte, die Franzosen in vier Wochen erledigen zu können, und über die Amerikaner lachte. Ein höchst tüchtiger Gruppenchef sprach im Juli 1918, nachdem wir schon recht empfindliche Schlappen durch Amerikaner erlitten hatten, die Ansicht aus, der amerikanische Soldat sei nicht ernst zu nehmen. Ganz schimmerlos stand ferner der Generalstabsoffizier volkswirthschaftlichen und technischen Fragen gegenüber. Er wie fast alle älteren Offiziere hegten neben dem gänzlichen Mangel an Verständniß eine souveraine Verachtung für die Technik. Die technischen Truppen hatten darunter sehr zu leiden; und der Krieg zeigte, wie sehr man sich vergangen hatte, als man, trotz den Lehren des mandschurischen Feldzuges, die Entwickelung dieser Formationen, besonders der Nachrichten- und Eisenbahntruppen, vernachlässigt hatte. Weil das Verständniß für die Leistungfähigkeit moderner technischer Truppen fehlte, forderte man oft Unsinniges von den jungen und zum größten Theil erst während des Krieges in aller Eile aufgestellten Formationen. Trotzdem energische Kommandeure sich mit ihrer ganzen Person für die ihnen unterstellten Truppen immer wieder einsetzten, erhielten auch in der letzten Zeit des Krieges noch diese Formationen an vielen Stellen nicht die Anerkennung, die sie verdienten. Ging Alles am Schnürchen, dann war Das ‚selbstverständlich‘; waren Reibungen fühlbar, so wurde der Führer in Grund und Boden verdammt. Der Führer hatte aber in sehr vielen Fällen gar nichts zu sagen; oft fürchtete er sich sogar vor dem Berather, der eigentlich der Regirende

war. Es gab ja den berühmten ‚Generalstabsweg‘, auf dem, aller ‚preußischen‘ Disziplin‘ zum Hohn, der junge Hauptmann, der Generalstabsoffizier einer Division war, über seinen ergrauten Kommandeur an den Corpschef berichten konnte; und ehe sich der Kommandeur Dessen versah, war er geknickt (Daimling, um ein Beispiel zu nennen, fiel durch seinen Chef). Der Generalstabsapparat ist das Gerippe einer Armee. Ist er in Ordnung, so muß Alles gut gehen. Wie oft aber hat bei uns der einfache Soldat mit seinem Blut für die Fehler der Herren aus der großen Bude zahlen müssen! Keinem Zweifel dürfte es unterliegen, daß es niemals zu einem so beispiellosen Untergang gekommen wäre, wenn der Generalstab sich auf der alten Höhe gehalten hätte. Nach außen war der Bau glänzend, im Inneren aber schon überall morsch.

Sehr richtig finde ich, sehr vererhrter Herr Harden, daß Sie die Leute geißeln, die zuerst in Anbetung vor ‚S. M.‘ erstarben, sich bei der Revolution ehrfurchtvoll vor den Soldatenräthen beugten und jetzt ‚Hoch Excellenz Noske‘ rufen. Viele der Herren, die nichts für den gefährdeten Kriegsherrn thaten, von dessen Gnadensonne sie gelebt, sitzen wieder an der Krippe. Beziehungen und Verwandtschaft: wieder Trumpf. Große Schieberei in Berlin um die Stellen in der Polizei-Armee. Militarismus zeugt Charakterlosigkeit: Ekel erregend. Welche Gefahr diese Herren für das Land bilden, macht sich die Regirung nicht klar; sonst könnte sie nicht zusehen, wie Leute, die sich nach dem Wohlleben alter Tage sehnen und die Beschäftigung nur dann schätzen, wenn sie nicht in Arbeit ausartet, ernste, ehrliche Republikaner an die Wand drücken.

Glauben Sie nicht, ich schreibe aus Verärgerung. Schon im Frieden sah ich die großen Mängel unseres Systems und beschloß daher, 1915 den Abschied zu nehmen. Im Kriege erhielt ich dadurch, daß meine Stellung als Corps-Nachrichten-Kommandeur mir Einblick in die verschiedenartigsten Verhältnisse gewährte, die volle Bestätigung meines Urtheils; und ich wurde in dem Vorsatz bestärkt, so schnell wie möglich den Abschied zu nehmen. Die Revolution erleichterte mir mein Vorhaben. Nachdem ich die mir unterstellten Truppen unter großen Schwierigkeiten nach der Heimath gebracht hatte, ging ich in Urlaub und warte nun auf meinen Abschied. Das Sommersemester habe ich schon dem Studium der Nationalökonomie gewidmet.“ (Der Schreiber stand als Hauptmann im Feld.)

Ein kleines Mädchen stürmt mit rothem Kopf ins Zimmer und schreit: „Denke Dir, Mutter, was die Köchin mir vorlügen will! Früher, sagt sie, konnte Jeder sich so viel Milch kaufen, wie er wollte. Das kann doch nicht wahr sein!" Eine fast Sechsjährige schwärmt, die reiche Tante habe ihr „etwas Herrliches aus Amerika" zu essen gegeben; und die Nachforschung lehrt, daß es Chokolade war, die das Kind noch nie gegessen hatte und nun für ein hinter dem Weltmeer entstehendes Produkt hielt, weil die jetzt hier, nach langer Entbehrung, angebotene meist von amerikanischen Firmen stammt. Als der erste überseeische Weizen verbacken war, gab es heftigen Streit über die Frage, ob man vor dem Krieg je wohl so weißes Brot gesehen habe. Badeorte, aus denen Hausvermiether die Bürgschaft senden, daß sie jedem Pensionär täglich einen Liter Milch liefern können, empfiehlt man einander heimlich wie urplötzlich aufgeblühte Paradiese. Wird gar berichtet, dort gebe es noch Zucker (der in unseren Großstädten so rar geworden ist wie sonst im August russischer Caviar), so glaubt der Hörer, der Mannahregen der Bibel habe in unserer sündigen Welt sich erneut. Das sind Symptome des häuslichen Lebens, das wir seit Jahren führen. Kleidung, Wäsche, Stiefel, alles Hausgeräth ist abgenutzt; und Ersatz, schlechter, nur zu Preisen, die der Volksmehrheit unerschwinglich sind, zu beschaffen. Auch der Minderheit, den „Wohlhabenden", müßten sie viel zu hoch sein, wenn der alte Grundsatz vernünftiger Sparsamkeit noch gölte. Long, long ago. „Wozu denn sparen? Was die Entente uns übrig läßt, nimmt die Regirung uns durch Konfiskation und scharfe Andrehung aller Steuerschrauben. Wozu sich heute eng einschränken? Der Schlaue giebt aus, was er hat."

Jeder will schlau sein. Jeder sein armes Leben aufputzen, ehe die Welt untergeht. Tag und Nacht dreht sich, bei schlechter Musik, das Carrousel des Papiergeldes. Ist nicht viel falsches darunter? Niemand weiß es genau. Da plötzlich ein bestimmter Typ von Fünfzigmarkscheinen, der in Millionenbeträgen umlief, bei Gefahr der Entwerthung eingezogen wird, muß eine Riesenfälschung entdeckt worden sein. Und selbst das echte Papier verliert von Woche zu

Woche an Geltungwerth. Hundert schweizer Francs kosten vierhundert, hundert holländische Gulden neunhundert Mark; fünfhundert, tausend, wurde von Limmat und Amstel gemeldet. Valuta lächelt uns längst nicht mehr. Wer in dem großen Irrenhaus noch Besinnung bewahrt, kauft Immobilien, Landgüter oder Stadthäuser; oder legt sich bedächtig Geräth und Waare hin, deren Werth sich nicht ganz verflüchtigen kann. Mancher Landwirth hat mehr Sensen angeschafft, als er in fünfzig Jahren verbrauchen könnte; und nie sind für Perlen und Edelsteine, alte und neue Möbel auch nur annnähernd so hohe Preise bezahlt worden. Ringsum aber tobt noch immer, im Herbst wie im Lenz, der Taumel. Berliner Vergnügungstätten und Luxusrestaurants waren noch im Hochsommer überfüllt, in Kurorten kaum Schlafplätze zu erlangen; und die Pest der Hazardspielklubs schreitet aus den Städten bis ins Gebirg und an die Seeküste vor. Tausende solcher Glückstempel sind über Nacht entstanden und viele mit einem üppigen Pomp ausgestattet, dessen Herkunft in dem lange blockirten Land nur durch Raub und Schmuggel zu erklären ist. An einem Havelsee dicht bei Berlin werden täglich Spielerumsätze von einer Viertel-, einer Halbmillion gemacht, sind den Gästen Automobile und Motorboote bis ins Morgengrau zu Verfügung, werden die feinsten Speisen und Getränke tief unter dem Selbstkostenpreis geliefert. Und im kleinsten Seebad, Luft- oder Quellenkurort sind Filialen dieser Pesthöhlen geöffnet. Nicht etwa nur abends. Von Vormittag bis in die Nacht hocken ganze Familien, Eltern und Kinder, an der Roulette oder dem Kartentisch. Daß Menschen solcher Lebensführung durch hohe Preise nicht abzuschrecken sind, ist begreiflich. Fünfzig Mark für die Erlaubniß zum Eintritt in ein Restaurant, hundert Mark für einen Hummer, hundertfünfzig für eine Flasche schlecht gepflegten Champagner, der billigste Tischwein fünfunddreißig, ein Beefsteak fünfzig: nur her damit! Verbot und Zusperrung der sauberen Klubs wird nicht viel nützen; nicht lange wenigstens. Das Volk ist frei: sieh nur, wie wohl ihm ist! Strandpolonaise, Männlein, Weiblein, Kinder im Badeanzug, vornan eine Musikantenkapelle. Wird die Niederlage, des Reichshauses Einsturz gefeiert? Nur das Geld

verlüdert, weils nicht ganz zu verstecken war? Was kostet der Kram? Schade, daß nicht noch mehr zu kaufen ist.

Seit ein paar Wochen ist mehr zu kaufen. Am Rhein, im besetzten Gebiet, sind Häfen entstanden, aus denen ungeheure Waarenmengen ins Binnenland importirt werden; größere, als jemals aus Hamburg und Bremen kamen. Dabei wird nicht nach einem gründlich erwogenen Plan gewirthschaftet, nicht bedacht, daß ein verarmtes, tief verschuldetes Land nur das unbedingt Nothwendige einlassen, für Seidendessous und theure Confiserie seine Zahlmittel nicht wegwerfen dürfe. Was angeboten wird, findet Käufer und strömt in die breiten Kanäle des Schleichhandels. Wer noch einen hohen Markzettelhaufen hat, kann beinahe jede Lust befriedigen; und nach Jahren des Entbehrens winkt Versuchung mit feurigen Armen. Die sozialdemagogischen Steuergesetze, die große Vermögensstücke einfach den Besitzern wegnehmen und trotzdem dann noch Einkommensteuer in zuvor unerträumter Höhe erheben wollen, schrecken schwache Seelen noch heftiger in den Verschwendertaumel. Die erste, durch dilettantische Finanzpfuscherei, hastige Drohung mit Stempelung oder Umtausch aller Banknoten und Kassenscheine noch verschärfte Folge ist die stete Verschlechterung der Valuta. Die zweite Folge ist die Vertiefung der Kluft zwischen den Klassen der Gesellschaft. Die Masse sieht einen frechen Luxus, der alle Scham verlernt hat, mit allen Lastern des Parvenuwesens prunkt, sie vergleicht ihn dem eigenen Mangel: und ist nicht mehr der Ueberzeugung zu entwurzeln, daß nur der gewaltsame Umsturz der verwitterten Rechtsordnung den Raum für den Aufbau einer besseren Welt freilegen kann. Sachverständige Praktiker haben errechnet, daß die Vertheilung des „Mehrwerthes" (Surplus), der nicht zu Ergänzung der Wirthschaftmittel unentbehrlich ist, auf den Kopf nicht mehr als fündfundzwanzig Mark ergeben würde; und daß, wenn die Aktionäre, die Darleiher des Kapitals, selbst keinen Pfennig erhielten, das Jahreseinkommen des Industriearbeiters sich nur um zweihundertsiebenzig Mark, nicht einmal um eine Mark für den Tag, erhöhen könnte. Aber die Logik der Ziffern überwindet nicht schnell ein Dogma, gar einen Glauben an das Millennium irdischer Seligkeit. Der

Kapitalismus, heißt es, ist Ausbeutung, er stiehlt dem Arbeiter einen Theil des ihm gebührenden Lohnes und von diesem Mehrwerth mästen die Ausbeuter sich. Seht Ihr nicht, wie sie prassen? Nur die Sozialisirung aller Wirthschaftbetriebe, die völlige Gleichheit des Besitzes sichert, kann uns retten.

Den nicht in den Taumel des Genusses oder der Utopie Gerissenen beschleicht graue Sorge. Was soll hier werden? Das Experiment, den größten Theil des Jahresbedarfes von vierundzwanzig Milliarden Mark durch direkte, die breiten Wählermassen nicht belastende Steuern zu decken, kann, weil nur die Besteuerung des Massenverbrauches große und sichere Summen verbürgt, nie schadlos gelingen; kann nur die noch in leidlicher Gesundheit arbeitenden Organe des Wirthschaftkörpers schwächen, zerrütten, töten. Man könnte den Zins aller Anleihen herabsetzen, alle Hypotheken, Pfandbriefe, Aktien, Obligationen, Quittungen hoch besteuern; doch nicht weiter gehen, wenn man nicht in Kommunismus enden will, den selbst in dem russischen Kontinent die grausame Energie Lenins nicht zu verwirklichen vermag. Die verhaßte Menschengattung der Kapitalisten, die doch nicht ausschließlich Räuber und Diebe umfaßt, wird schneller klein werden, als eine an beiden Enden brennende Kerze. Konfiskation großer Vermögenstheile, unertragbare Steuern, stetig steigende Lohnforderungen; und eine Valuta, die jeden Rohstoff in Gipfelhöhe vertheuert und dem ausländischen Kapitalisten ermöglicht, die besten deutschen Industrieaktien zu einem Viertel ihres Kurszettelwerthes zu kaufen: was soll daraus werden? Vor dem Krieg erzeugte Deutschland fast zweihundert Millionen Tonnen Steinkohle im Jahr, exportirte dreißig, importirte zehn und hatte freie Verfügung über mindestens hundertsiebenzig Millionen Tonnen. Jetzt, wo die Produktion des Saarbeckens, des aachener Bergbezirkes und Oberschlesiens abzurechnen sind, müßten es noch hundertzwanzig Millionen Tonnen sein; sind aber nur siebenzig. So ist die Förderung, die Leistung des Bergmannes gesunken. Selbst nach der Aenderung des Friedensvertrages bleiben für die Gesammtwirthschaft nur fünfzig Millionen Tonnen, nicht viel mehr als ein Viertel Dessen, was sie vor dem Krieg hatte. Ihr Leib müßte erstarren. Schon werden Betriebe Ersten Ranges

ganz oder zum Theil eingestellt, wird der Eisenbahnverkehr alle paar Tage enger eingeschränkt, Gas und Warmwasser für den größten Theil des Tages gesperrt. Und der Winter naht. Wie den Herd und Ofen des schlecht genährten Menschengewimmels heizen und das anschwellende Heer der Arbeitlosen ernähren, kleiden, wärmen, in Ruhe halten? Der Neudruck unbegrenzter Papiergeldmengen bringt nicht Genesung. Sechzig Millionen Mark täglich? Drucket sechshundert: non olet.

Das häßliche Schauspiel des Taumels und die Furcht vor heranbrausendem Unheil werden von den unzufriedenen Monarchisten schlau genützt. Das, sagen sie, habt Ihr nun von Eurer bejubelten Freiheit und Republik; blicket um Euch und saget dann selbst, ob es unter den Hohenzollern nicht besser war! Weil für die Monarchie noch nicht überall die Stimmung wieder bereitet ist, wird zunächst, mit sehr großen Geldmitteln dunkler Herkunft, gegen die Juden gehetzt. Die waren, zum allergrößten Theil, zwar in den Kriegsjahren hyperpatriotisch; die beliebteste Kriegshymne, den „Haßgesang gegen England“, hat ein Jude, der fein begabte Lyriker Lissauer, gedichtet; ein anderer, Professor Haber, hat den künstlichen Stickstoff, die Rettung der Landwirthschaft, und das Stickgas erfunden; ein dritter, Rathenau, im Kriegsministerium die Rohstoffabtheilung geschaffen. Viele Juden (man darf nie vergessen, daß in Deutschland noch nicht ein Prozent der Bevölkerung israelitisch ist) sind im Feld gefallen; und die christlich-germanische Großindustrie in Rheinland, Westfalen, Schlesien hat im Krieg Schätze eingeheimst, neben denen alle Gewinne jüdischer Händler und „Schieber“ wie Sandhügel neben den Himalayas aussehen. Tag vor Tag aber prasselt ein Hagel von antisemitischen Flugblättern, Zeitungen, Schriften, Bildern auf das deutsche Land hernieder. Und niemals ist mit so niedrigen, so abscheulichen Mitteln die Judenhetze betrieben worden. Mancher Jude fällt durch unschöne Lebensform auf, manchen hat die Tradition banger Ghettojahrhunderte in häßliche Geschäfte gewöhnt; und unter den Kommunisten, Bolschewiken, Spartakiden waren, in Moskau, Budapest, München, Berlin, viele Juden. Aber die Judenheit hat den Krieg nicht begonnen, nicht verloren, hat nicht einmal die „Revolution gemacht“

die im Grunde ja nur eine erfolgreiche Militärmeuterei war. Da aber um jeden Preis die Legende erhalten werden soll, Deutschland sei militärisch nicht besiegt, sondern „durch den Dolchstoß der Verrätherei in der Heimath das Heer eine Nasenlänge vor dem Endsieg gemordet worden", da man die Generale, die den Krieg allmächtig geführt und verloren haben, wie Triumphatoren, nein, wie Halbgötter feiert, war ein Sündenbock nöthig; und die Parole ruft: „Der Jude ist schuld."

Das ist der Mantel, in dessen weiten Falten sich die Rachgier der Monarchisten heute noch verbirgt. Wie lange? Aus der kasseler Hohenzollernstraße meldet ein Diplom-Ingenieur „die Geburt eines zukünftigen Rächers deutscher Ehre."

Willy Krause spielt am Liebsten mit Soldaten. Zuerst waren sie aus Holz und häßlich angepinselt. Das wurde langweilig. Als der kleine Willy zu den Puppen seiner Schwester zurückgekehrt war und sich damit vergnügte, die fetten, weißen Fräulein mit den rothen Backen und himmelblauen Klappaugen aus- und anzuziehen, sagte der Vater, Dies passe nicht für Knaben. Und am Christabend standen unter der Lichtertanne zwei Schachteln mit Zinnsoldaten. Dann folgten viele aus Blei, die ganz natugetreu aussahen. Blaue Dragoner, rothe Husaren, weiße Kürassiere mit goldenem oder schwarzem Panzer, Infanterie, Artillerie mit „richtigen" Kanonen, ein graues Kriegsschiff mit Torpedoapparat; ein Kasten umschloß eine Marinebrigade. Herrlich! Willy kennt bald jede Uniform, jedes Rangabzeichen, Litzen, Streifen, Bänder, Sterne, Medaillen. Auf dem Fußboden hält er Paraden, manövrirt, läßt Seeschlachten entbrennen und Landungversuche von Küstengeschütz abwehren. Er stolzirt in Helm, Garderock, Reiterstiefeln, mit blankem Schleppsäbel; und trägt, als er älter wird, einen Matrosenanzug mit einer Mütze, auf der steht: „Seiner Majestät Schiff Wörth". Er liest, er verschlingt Bücher, die den Krieg und den Kriegsmann preisen und Schlachten so schön schildern, daß nur die Glorie, niemals der Graus und das Elend sichtbar wird. Wenn die Knaben nach der Schulstunde „Räuber und Soldat" spielen, will er nicht Räuber sein, sondern für Ordnung und Recht kämpfen. Daß der Soldat immer für Ordnung und

Recht kämpft, ist ihm nicht zweifelhaft. Und da er früh merkt, daß von den Schülern die kräftigen, die gut turnen und beim Prügeln obenauf sind, von den Kameraden, oft auch von Lehrern viel höher geachtet werden als die Schwächlinge, die, manchmal schon mit einer Brille, in Griechisch oder Mathematik die besten Arbeiten machen, schließt er daraus, daß die physische Kraft das Maß aller Tugenden sei.

Er muß viel lernen. Weil man noch nicht weiß, welcher Beruf ihm zu wählen sei, wird er mit humanistischem Stoff und mit Realien vollgestopft. Co-Education, die Mädchen und Knaben vereint, und Einheitschule, die auf den Anfangsstufen wenigstens Kinder aller Stände und Gesellschaftklassen zusammenbringt, giebt es noch nicht. Weder das Empfinden des anderen Geschlechtes noch das der dichten Volksmasse lernt der Knabe kennen. Mit dem Dienstmädchen zu plaudern, wird ihm nicht erlaubt, weil darunter die Hausdisziplin leidet; und wenn er fragt, warum der Sohn des Portiers, obwohl er einen hellen Kopf hat, nur in die Volksschule gehen konnte und jetzt schon in die Fabrik müsse, wird ihm geantwortet, er werde die göttliche Weltordnung nicht ändern und solle, statt sich unnöthige Gedanken zu machen, lieber vorwärts zu kommen trachten, damit er den armen Eltern nicht allzu lange auf der Tasche liege. Kräftig sein, Muth haben, vorwärts kommen, Geld verdienen, Ansehen erringen: Das sind die Ziele, die Eltern, Verwandte, Lehrer seinem Leben setzen. Was in der Religionstunde gesagt wird, klingt, freilich, anders. Da wird Demuth, Einfalt, Redlichkeit gerühmt, die Nichtigkeit allen Heldenthums, kriegerischer Erfolge und irdischer Güter gepredigt. Diese Lehre gilt aber wohl nur für das Jenseits; höchstens noch für Sonn- und Feiertage. An solchen Tagen darf man ein Christ nach dem Herzen Jesu sein. Wers am Alltag wäre, sanft, friedfertig, mitleidig, nicht auf Gewinn erpicht, voll von Nächstenliebe und bereit, dem Armen, der um Strümpfe bittet, auch noch die Schuhe zu geben, Der käme niemals auf einen grünen Zweig und müßte fürchten, sein Leben in einer Dachkammer zu enden. Zwischen den Religionstunden und dem anderen Unterricht ist auch nicht der loseste Zusammenhang. Und der Gesammtgeist der Schule ist so, als herrschten im Himmel noch die alten Germanengötter.

Geschichte nimmt einen breiten Raum ein. Was man so Geschichte nennt. (Giebt es überhaupt eine? Ists nicht immer nur die Vision eines bestimmten Temperamentes oder nur Tradition, fable convenue, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt? Stellet Euch vor, wie in den verschiedenen Ländern, wenns im gewohnten Trab weitergeht, die „Geschichte" der Jahre 1914 bis 1919 aussehen wird!) Wie ein Schwamm mit Wasser, so ist sie vollgesogen mit Patriotismus. Das Vaterland war stets im heiligsten Recht und hat viel mehr geleistet als irgendein anderes Land. Ungeheure Mengen von Jahreszahlen und Herrschernamen sind ins Gedächtniß zu speichern. Es ist Geschichte von Königen und Feldherren, Kriegen und Schlachten. Nicht nur für Knaben. Schwester Bertha, die ins Gymnasium geht, muß als Sekundanerin den strategischen Plan und Aufmarsch der Schlacht von Dennewitz zeichnen, wo der preußische General von Bülow 1813 den Marschall Ney schlug. Weh der Jugend, die nicht alle Hauptschlachten, von Cannae bis Sedan, am Schnürchen hat! Von den Völkern, ihrer Kultur, Seelenart, geistigen und ökonomischen Entwickelung, braucht sie nicht viel zu wissen. Alle Lehre ist durchaus germanocentrisch; und an den zwei nationalen Feiertagen des Jahres, Kaisers Geburtstag und Sedantag, wird sie von den Festrednern noch besonders illuminirt. „Weil der Deutsche der Fleißigste und Tüchtigste ist, wird er gehaßt. Jahrhunderte lang haben die schlauen Feinde ihn, den gutmüthig Harmlosen, gehindert, das Ziel nationaler Einheit zu erreichen. Mit dem Schwert mußte der Tapfere sie erkämpfen. Sie wurde die Leiter zu neuem Aufstieg. Nun wird der auf einen Machtgipfel gelangte Deutsche erst recht gehaßt und jeden Tag kann die Stunde schlagen, die ihn wieder zwingt, das Schwert zu ziehen. Das muß scharf sein, um die heiligsten Güter vertheidigen zu können. Deshalb muß der Wille zu Wehrhaftigkeit im Centrum unseres Strebens stehen. Allgemeine Wehrpflicht, hochgespanntes Ehrgefühl, starke Monarchie, straffe Zucht, Gehorsam: nur im Besitz dieser Einrichtungen und Eigenschaften sind wir nationaler Zukunft sicher und vor Tücke geschützt. Erhalten wir sie uns, dann wird das Dichterwort Wahrheit: Am deutschen Wesen wird einst die Welt ge-

nesen!“ So, ungefähr, schallt die Festrede. Republik, heißts, ist die Staatsform satter, welker, niedergehender Völker und untrennbar von Korruption. Der Franzose ist eitel, Hitz-kopf oder Decadent, Komoediant oder Tanzmeister; der Eng-länder das tückische Raubthier mit den langen Raffzähnen, der Weltausbeuter und Erdballwucherer; der Italer liegt faul in der Gondel, spielt Mandoline, ißt Risotto und Macca-roni, treibt in dem Riesenmuseum seiner Halbinsel Fremden-industrie; und daß der Amerikaner in jedem Stockwerk seiner unheiligen Wolkenkratzer nur den Dollar als Gottheit an-betet, von allem Idealismus durch Ozeane geschieden ist und das Beste seines Wesens eingewanderten Deutschen, von Steuben bis auf Karl Schurz, verdankt, weiß in Germanien doch jedes Kind. Ist all Das nicht „Geschichte“? Wers leugnet, denkt nicht national und ist der Achtung unwürdig.

Die Pflicht, national zu denken, wird von der Zeit des Spielens mit Bleisoldaten an Jedem und Jeder eingehämmert. Nicht die Pflicht, sich seines besonderen Volksthumes zu freuen, mit allen Kräften dessen Veredlung zu erstreben, aber auch glücklich darüber zu sein, daß im Garten der Mensch-heit noch andere Blumen duften, nein: die Pflicht, das eigene Volk für den letzten Zweck und die Krone der Weltschöpf-ung zu halten. Das Wort „International“, das doch der Christengeschichte, aller Kunst und Wissenschaft voraus-strahlt, gilt als Schimpfwort, als synonym mit „vaterland-los“. Menschheit? Eine hohle Phrase, aus dem Westen einge-schmuggelt, von Nationen, die den deutschen Simson in Wort-rausch einnebeln und ihm dann die Locken scheeren wollen. „Weil wir fremdem Wesen nachäfften, auf den Verkehr mit einem pariser Maître-Tailleur, einem londoner cockney stolz waren, die Schlagwörter von Freiheit, Gleichheit, Brüder-lichkeit nachplapperten, blieb unsere Heimath zerklüftet und ohnmächtig. Wir müssen und wollen Deutsche sein. Sind wirs in jeder Faser, national bis in die Knochen, dann wird der sogenannten Menschheit am Besten gedient.“ Diese Ten-denz durchdringt bis ins Kleinste das ganze Leben. Mit Kin-derbüchern und Geschichtklitterung drillen sogar die Straßen-tafeln das Gedächtniß zu stetem Erinnern an die Herrlich-keit des Reiches, seiner Fürsten, Helden, Einrichtungen

Kaiser, König, Kurfürst, Kronprinz, Hohenzollern, Wilhelm, Friedrich, Blücher, Bismarck, Moltke, Leipzig, Belle Alliance, Königgrätz, Sedan: jede Stadt hat auf diese Namen getaufte Straßen, Alleen, Plätze. Schulen und Universitäten, Akademien und Laboratorien, Hotels, Bierpaläste, Apotheken entlehnen der Hof- und Militärsphäre ihre Namen. Im kleinsten Nest ärgern Kriegs- und Schlachtendenkmale des Wanderers Auge. Der Kunstwerth ist gleich Null. Aber auch sie „fördern den Patriotismus". Und Das ist die Hauptsache.

Willy Krause soll nun doch Kaufmann werden. Schade. Er wäre lieber Offizier geworden. Aber dazu gehört mehr Geld, als die Eltern noch aufbringen könnten. Und wer nicht von Adel ist, kommt nur durch den Zufall besonderer Gunst in die „feinen" Regimenter. Auch Student sein, wäre schön. Bruder Emil, der Philologe, trägt eine bunte Mütze, dreifarbige Zipfel an der Uhrkette, hat wunderbar kriegerische Narben, von Mensuren her, auf den Backen und am Kinn; und der Bengel kann ein halbes Liter Bier auf einen Zug trinken, kann die Prozedur, wenns gewünscht wird, oft wiederholen. Wer weiß aber, wie lange der arme Junge auf Anstellung warten muß? Und erwischt er, endlich, eine, dann ist die Bezahlung erbärmlich und wenig Aussicht auf rasches Vorrücken. Willy hat von Jugend auf und von allen Seiten gehört, man müsse stark, pfiffig, selbstbewußt sein, die Ellbogen brauchen, den Konkurrenten aus dem Weg drängen, sich vorwärts schieben, dürfe sich nicht einschüchtern und imponiren lassen; nur auf die „Leistung" komme es an, alles Andere sei Nebensache. Immer und überall hat er gesehen, daß Menschen, deren seelische Vornehmheit und flecklose Wesensreinheit gerühmt wird, keinen Platz, keinen Gönner finden, daß Jeder aber seinem Unternehmen Leute verpflichten will, die den Ruf skrupelloser Verschmitztheit haben. Seelischer Adel gilt also nichts; Metaphysica sind Phraseologie oder Möbel für Prunkzimmer, die man nur zu Festtagen öffnet. Deutschland über Alles heißt: Leistung über Alles. Die zwei Begriffe verschmelzen zu Einheit. Die Begriffe Vaterland und Nation identifiziren sich mit dem Inbegriff der Erwerbsgenossenschaft, deren Macht die jedes einzelnen Mitgliedes mehrt, also Zins trägt. Wer viel leistet,

tüchtig ist, keine „Dummheit macht“ (Das heißt: von der Landstraße des praktisch Nützlichen abweicht, durch irgendeine Inkorrektheit auffällt oder gar, „aus Liebe“, ein Mädchen ohne Mitgift heirathet), Der kommt geschwind auf die Höhe und kann auf seinem Hügelchen kaufen, was sein Herz begehrt: Orden, Titel, staatliche „Ehren“ aller Art. Willy kennt keine andere Welt als die, in der es kaiserliche, königliche, großherzogliche Hoflieferanten giebt, Jeder mit seinem Titel, die Frau sogar mit dem des Mannes, und wärs nur der eines Expedirenden Eisenbahnsekretärs, angesprochen und genannt wird, fast jeder Graukopf Herr Geheimrath heißt und die zum kleinsten Herrendiner Eingeladenen all ihre Ordensbänder, Kreuze, Sterne, Eichenlaub und Schwerter stolz zur Schau stellen. Willy ist zum Nationalisten und Militaristen, zu starrer Schroffheit und Geringschätzung alles Fremden erzogen worden: und soll und will nun Kaufmann werden, „weils schneller Etwas einbringt“.

Von der Erziehung und der Glaubenssumme, die sie ihm mitgab, führt eine Brücke in den Lebensberuf. Der Vater hat tröstend gesagt: „Wenn Du Dich gut hältst, Junge, kannst Du Reserve-Offizier werden!“ Da ist ein Ziel, dem alle nicht vom Drang nach Profit aufgezehrten Kräfte inbrünstig zustreben können. Eine Hauptsorge des Bruders, wie jedes erwachsenen Deutschen, war immer, daß seine „Militärpapiere“ hübsch in Ordnung seien; er wurde zu Kontrolversammlungen befohlen, zu Waffenübungen eingezogen, auch in seiner politischen Gesinnung überwacht und war Mitglied eines Vereins von Regimentskameraden. Brachte Willy es gar nun zum Lieutenant der Reserve, dann that sich ein Himmel ihm auf und er empfing die Weihen des „Ersten Standes im Staat“. Auch Dieses erreicht der auf jedem Felde Tüchtige. Er hat seine besondere, nur dem Offizier eigene „Ehre“, deren Verletzung in Zweikampf gesühnt werden muß, steht unter einem Ehrenrath, einem Ehrengericht, kann auf seine Visitenkarte setzen „Lieutenant d. R., Rayonchef im Waarenhaus Rudolf Spiegelberg & Co.“ Er führt ein Doppelleben, wie Molières Kutscher-Koch im Hause Harpagons, ist businessman und Offizier, doch immer im Dienst der Erwerbs-

genossenschaft Deutschland, die verschiedene Namen trägt und mit verschiedenem Werkzeug zu fördern ist . . .

Das Werden und Erleben eines solchen Willy Krause war typisch deutsch; typisch in einem Volk, das spät zu Einheit und Wohlstand gelangt ist, deshalb durch manche Parvenu-Eigenschaft abstößt, nicht aus eigenem Vermögen alle seine Kinder ernähren kann, dem immer eingeschärft wurde, es dürfe nicht länger das Volk der Träumer und Dichter bleiben, und das von dem Preußenideal der „Leistung um jeden Preis" bis in die Wurzel gefärbt wurde: gefärbt werden mußte, weil Preußens Kraft allen Stämmen rüstig in Einheit und Wohlstand half. Andere Völker haben andere Geschichte, Lebensbedingungen, Qualitäten; nur edlere? Pharisäer, blind in sich selbst Verliebte mögen Das glauben.

Vergesset, wenn Ihr in raschem Zorn die fremdartige Mentalität der Neudeutschen verdammet, nicht Willy Krause! Er war zu tüchtig, um im höchsten Sinn sittlich zu sein, dem Staat als der Erwerbsgenossenschaft zu blind gehorsam ergeben, um sich als dienendes Glied der Menschheit zu fühlen; und für den Anbeter der Leistung hatte der Edelgehalt der Seele keinen Kurswerth. Wars anderswo in der Zeit genußsüchtigen Mammonskultes wirklich so sehr viel besser, nicht nur die Hülle, die Form von der unliebenswürdig stacheligen Willys unterschieden? Dessen Welt haben Eure Waffen in Trümmer geschlagen; und die deutsche Welt der Wolfram und Walther von der Vogelweide, Dürer und Grünewald, Kant, Goethe, Schiller, Lessing, Schopenhauer, Moerike, der Bach, Haendel, Beethoven, Mozart, Schubert, all der Künstler, Forscher, Menschheitbeglücker deutschen Stammes, kann wieder auferstehen. In dieser Welt gilt Jeder so viel, wie er von eigener, nicht von fremder Gnade ist; wird Jeder verpflichtet, sich selbst nur, der Gottheit im Busen, die Treue zu wahren; in ihr kann Ehre nicht von außen verliehen, von außen genommen werden; beginnt das Reich der Menschheit, das des Anziehens und Ausziehens werth ist, erst jenseits von aller Leistung, aller Tüchtigkeit und ihrer Rente. Doch vergesset auch nicht, daß ohne Wärme nie Leben ward, und entschließet Euch nicht zu spät nach der gräßlich purpurnen Weltwende in freundlich vertrauendes Verständniß

des Deutschland, das werden will, das sich wollen muß. Dann wird der Bericht von dem Vaterland Willys bald anfangen wie ein uraltes Märchen: „Es war einmal . . .“

Bald? Die Symphonie der melodisch selbständigen Stimmen, die wir hörten, hat bezeugt, daß den Herbstbetrachter das Auge nicht trog. Noch lebt Willys Deutschland, räkelt sich noch nicht aufs letzte Bett; und im Dunkel keucht sein Athem wie eines vom Schwarzalb Gedrückten. Nicht, ehe es starb, ihm das Schandgrab im Sünderwinkel zu schaufeln, ruft uns die Pflicht; über das Hügelchen seiner eitlen Nutzsucht furchtlos uns himmelan zu heben, mahnt der eherne Mund. Dem Ohr des Reichshauptes ist er stumm. Ueber dem Speckrumpf lächelt dieses Haupt listig-selig, wie des auf dem Lordspfühl erwachten Kesselflickers; und wie Schlaus, so lallt Fritzens Lippe noch im Glanz die auf der Walze erhorchten Gassenworte. Ist kein Ceremonienmeister gemiethet, der den Reichspräsidenten lehrt, daß lautes Gestöhn über „den Haß- und Vernichtungwillen der Feinde“ nach Friedensschluß unschicklich, sogar unwürdig ist? Nur in seinen Grenzen, nicht draußen, hat das neue Deutschland noch Feinde. Die richte es in den Schranken ernster Gerechtigkeit; und recken muthig dann sich in seines Schicksals Erkenntniß. Oesterreichs Staatskanzler hat einen Abgeordneten ersucht, Fremdmächte nicht mehr Feinde zu nennen. Wiens Bürgermeister, auch ein Sozialdemokrat, hat aus dem Graus lichtloser, kraftloser Tage die Bürgerschaft in das Gelübde beschworen, niemals die Wiederkunft der Kaiserei zu dulden, deren Selbstsucht und Fahrlässigkeit ein redlich gläubiges Volk in Elendsnacht verleitete. Oesterreichs Regirung legt ihren Wählern, legt der Welt die Urkunden der Kriegsgenesis vor; erweist, daß die wiener Staatsstümper fast so schuldig wie die berliner waren; und erhellt den abschüssigen Hohlweg, der von dem Protzenverzicht auf die russische Assekuranz in den Frevel der Weltbrandstiftung führen mußte. Skuld schaut auf Urdh; im Brunnen der Vergangenheit rauscht Zukunft. Das neue Deutschland kann nur gedeihen, wenn es von dem alten, dem Zeuger seiner Noth, sich geschieden hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

z 9 +

ie llukunft
Herausgeber
Maximilian Harden
Hundertundsechster Band
Tuli / September 1919
BERLIN
Verlag der Zukunft
GroÃŸbcerenstraÃŸe 67
1919

Inh

Gestern und Morgen

Dies irae

A chtundzwanzigsterjuni; fünfte Nachmittagsstunde. Zwi»
^ sehen je zwei Regenböen eines Sonnenreiches kurze
Herrlichkeit. Dicht am berliner Kurfürstendamm, auf wil«
Miersdorfer Gelände, zwei Tennisturniere. Weiße Blusen,
Röcke, Hosen. In der Mitte, auf hoher, von dünnen Holz*
keinen getragener Kanzel, der Kampfrichter. Keine Lücke
in demZuschauergedräng um den Zaun. Viel Jugend. Kräftig
schlanke Männer, die nicht nur der Mützenrandstreif über
den Brauen als Offiziere, bedienstete oder ausgeschiedene,
«rweist. Mädchen und Frauen in munterem Eifer. Jetzt ein
Aufschrei der Freude; jetzt das Lippenzwitschern ärgerlicher
Enttäuschung. Spieler und Gaffer in fast andächtigem Ernst
der Sache hingegeben. Und in jeder Pause das fröhlichste
Getümmel. „Bier gefällig?" „Mit fremdem Racket noch alles
Mögliche. Weiß der Deibel, wo meines verkramt is." „Wann
fängt denn die Austernprinzessin an?" „Wenns nicht wie«
der gießt, morgen Mariendorf oder Stadion." Halb Sechs.
In Versailles ist die Unterzeichnungceremonie nun wohl zu
Ende. Herr Dr. Bell, Rechtsanwalt aus dem Ruhrbezirkt
-und Herr Müller, ders vom Parteisekretär bis zum Reichs*
minister für Auswärtiges gebracht, im Juli 1914 den Willen
-der deutschen Genossen zu Ablehnung jedes Kriegskredites
den französischen Sozialisten angezeigt, im Juni 1919 aul

dem Weimarer Parteitag den Friedensvertrag einen „Schurken»
streich" genannt hat, haben/ als Vertreter der Reichsregirung,
ihre Namen und das Siegel der Republik unter den Vertrag
gesetzt. Ein dem Menschenblick groß scheinendes Stück
deutscher Geschichte ist abgeschlossen; fast aller seit Frit«
zens Polentheilung eingebrachte Gewinn verloren; Bismarck,,
wie Marxens reizbares Prophetenhirn früh ahnte, in der
Außenwelt Episode geblieben. An diesem Tag werden
in der Hauptstadt des Deutschen Reiches Tennisturniere
ausgefochten. Werden abends alle Possentheater, Sing*
spielhallen, Kinos gestürmt. Ist auf Tanzdielen, in Luxus»
schänken, Bars, Spielklubs kaum ein Plätzchen zu erstehen.
Zu solchem Zeitvertreib haben, heute, unsere Menschen die
Laune, den Kopf. Deutsche. („Was wollen Sie? Die Trauer»
woche ist ja im Mai escomptirt worden. Nur sahs da
nicht etwa anders als an diesem fidelen Sonnabend aus.")
Die Straßenstimmung wie an jedem Wochende. Nirgends
eine Spur von Erregung, auch nur von Dem, was heute
Ereigniß wird. Doch? Vorn auf der Elektrischen, hinter
dem Fahrer, höre ich neben mir den Namen Haniel. So
heißt der liebenswürdig frische Diplomat, der in Washington
des klugen Bernstorffs Erster Gehilfe war, in Spaa und
Versailles der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht
blieb. Endlich also ein Zeichen politischer Regsamkeit
aus dem Gewimmel Vergnügter. Nein. Der den Namen
aus dem Abendblatt angelte, spricht von dem Stall, nicht
von dem Gesandten; von dem aus Hamburg nach Berlin
verlegten Derby, das, auf der Rennbahn im Grunewald,
den Wettstreit zwischen den Ställen Graditz und Haniel
entscheiden soll. Fast zwei Spalten darüber in der Zeitung.
(Papiernoth.) Auch auf dem Heimweg klingt kein an an den
welthistorischen Vorgang erinnerndes Wort an mein Ohr. Ich
blättere im Tagebuch Edmonds deGoncourt vom Februar und
März 1871. „Wiekonnte die Hand eines Franzosen solchenVer»
trag unterschreiben! Hunderttausend hungernde, durch die
Niederlage zuchtlos, sittenlos gewordene Menschen ohne
Nährmittel in der Hauptstadt: daraus muß Aufstand, Aufruhr,
Plünderung werden. Bismarck kann seine Falle zuklappen»

lassen und hat Vorwände für den Einzug in Paris. König
Wilhelm in der versailler Spiegelgalerie, dicht vorm Auge
des Vierzehnten Louis, dessen Steinbild im Hof steht,
zum Deutschen Kaiser ausgerufen! Das, an diesem Ort:
mit Frankreichs Größe ist es nun aus. Zuchtlosigkeit, die
das Heer getötet hat, wird auch die Gesellschaft töten.
Morgen werden wir den Feind in der Stadt haben. Gott
bewahre für alle Ewigkeit Frankreich vor diplomatischen
Verträgen, deren Redaktoren Rechtsanwälte sind! Die Sonne
scheint hell, aber man sieht so viele Raben, hört vom Hirn»
mel her solches Gekrächz wie sonst nie in dieser Jahreszeit.
Die Menschen, denen ich begegne, setzen die Büße behut«
sam, trippeln beinah und scheinen cjoch glücklich, wie Ge«
nesehde, die zum ersten Mal wieder gehen. Durch die
Champs*£lysees stampft eine erregte, schwatzsüchtigeMenge,
die der Drang, Luft zu schöpfen, ins Freie trieb; sie achtet
gar nicht darauf, daß ein Kaffeehaus, weil es den Preußen
während der Besetzung jede Nacht offen blieb, von Rächer*
händen zerstört worden ist. Die Friedensbedingungen schei»
nen mir so unerträglich, Frankreichs Untergang ist mir, wenn
sie erfüllt werden müssen, so gewiß, daß ich fürchte, der
Krieg werde Wiederbeginnen, ehe wir dazu bereit sind."
Unsere Morgenblätter spinnen die Melodie ins Borussische
weiter. Die Kreuzzeitung trägt einen Trauerrand (wie nach
dem Tode des ersten Zars Nikolai, den ihr Gerlach da«
mals den Vater Preußens nannte und dem zu Ehre die Garde«
Offiziere schwarze Bändchen mit Trauermedaillen an die Uhr
hingen). Leidartikel mahnen an die Pflicht, in jedem deutschen
Kinde den Trieb zu Rächung der dem Vaterland angethanen
Schmach zu nähren. Todesanzeigen künden, daß Einem „der
Schmachfriede das Herz brach", Einer erspart blieb, „Deutsch«
lands tiefste Erniedrigung zu sehen". Abklang der Gemüths«
tonart, die einst schrie: „In stolzem Glück zeige ich den
Heldentod unseres einzigen Sohnes an"; der Empfindens«
Sphäre, in der schlaue Händler Broches und Armbänder mit
der Aufschrift absetzten: „Auch mir war es vergönnt, ein
theures Kind dem Vaterland zu opfern." Im Meistersang
ist ein Stollen vollendet. So schreiten wir in den Frieden.

I
Die Zukunft
Memento
Aus der „Antwort der verbündeten und verbundenen
Mächte auf die Bemerkungen derDeutschen Delegation über
die Friedensbedingungen" habe ich noch ein paar Stücke
übersetzt, die das Gedächtniß bewahren muß.
„Weil Oberschlesien nicht zum Königreich Polen ge«
hörte, als die Theilungzeit diesen Staat zerstückte, liegt das
Problem hier anders als in Posen und Westpreußen. Die
Behauptung, Polen habe kein juristisch erweisliches Recht
auf Oberschlesien, ist zulässig; mit höchstem Ernst aber muß
die Angabe zurückgewiesen werden, daß Polen auch nach
den Grundsätzen des Präsidenten Wilson kein Recht auf
Oberschlesien habe. Indern abzutretenden Bezirken ist die
Volksmehrheit unbestreitbar polnisch. Jedes deutsche Hand*
und Schulbuch lehrt die Kinder, daß die Bewohner nach
Ursprung und Sprache Polen sind. Die verbündeten und
verbundenen Mächte hätten die von Deutschlands Regirung
selbst geforderten und angenommenen Grundsätze gröblich
verletzt, wenn sie Polens Recht auf diese Bezirke mißachtet
hätten. Jetzt verleugnet die Deutsche Regirung diese Schluß«
folgerung; sie unterstreicht die Behauptung, Wunsch und
Interesse der Oberschlesier wehre sich gegen die Trennung
von Deutschland. Unter diesen Umständen wollen wir die
Antwort auf diese Frage den Hauptbetheiligten überlassen
und haben deshalb, statt schleuniger Hingabe des Gebietes
an Polen, die Vorbereitung einer Volksabstimmung be<
schlössen. Die hätten wir gern vermieden; denn die Vor»
bereitungzeit wird ziemlich lang, die Besetzung durch fremde
Truppen wird nöthig sein und eine unabhängige Sonder*
kommission wird bis zur Abstimmung das Gebiet verwalten
müssen. Damit Deutschland nicht von Willkür der seinem
Industrieleben unentbehrlichen Stoffe beraubt werden könne,
bestimmt ein neuer Artikel des Friedensvertrages, daß in
allen abgetretenen Theilen Oberschlesiens alle Mineralien,
besonders Kohlen, den Deutschen unter den selben Bedingen
erlangbar sein müssen wie den Polen. Die Wiederherstellung
des Polenstaates ist ein großes Geschichtereigniß, das nicht
ohne die Zerreißung mancher Bande, ohne zeitweilige Schwie*

rigkeiten und Beeinträchtigung vieler Einzelnen vollendet
werden kann. Wir sind aber fest entschlossen, den zu Polen
kommenden Deutschen, wie jeder anderen völkischen, reli»
giösen, sprachlichen Minderheit, wirksamen Schutz zu sichern.
Eine Vertragsklausel verbürgt ihnen Glaubensfreiheit und
das Recht, ihre Sprache zu sprechen, in ihrer Muttersprache
die Kinder zu erziehen. Den Deutschen wird in Polen Ver»
folgung, wie Polen sie in Preußen zu erdulden hatten, er»
spart bleiben. Die Deutsche Regirung erklärt jeden Zustand
für unannehmbar, derOstpreußen von dem übrigen Deutsch»
land abtrenne. Deshalb muß sie an die Thatsache erinnert
werden, daß Ostpreußen Jahrhunderte lang ein Sonderleben
führte und erst seit 1866 in eigentlichem Sinn von den poli«
tischen Grenzen Deutschlands umfaßt ist. Die deutschen
Geschichtschreiber haben stets betont, daß Ostpreußen nicht
urdeutschesLand, sondern eine deutsche Siedlung sei. Gewiß
wäre es für Deutschland bequemer, wenn dieses vom deut»
sehen Schwert einst den Ureinwohnern entrungene Land in
dichter Berührung mit dem echten Deutschland bliebe. Aber
Deutschlands Bequemlichkeit darf nicht damit erkauft wer»
den, daß die Zerstückung einer anderen Nation verewigt
wird. Außerdemistfür die in Ostpreußen lebenden Deutschen,
nicht ganz zwei Millionen, die Landverbindung mit Deutsch«
land unvergleichlich weniger wichtig als für die Gesammt»
heit der Polen die Sicherung eines direkten Ausganges ins
Meer. Der größte Theil des ostpreußischen Handels mit
Deutschland geht über See und wird deshalb von der Rück«
gäbe Westpreußens an Polen kaum berührt. Uebrigens wahrt
der Vertrag durchaus die Bedeutung des Schienenstranges,
der Ostpreußen mit Deutschland verbindet; die zu diesem
Zweck beschlossenen Artikel sind gründlich durchgesehen
und so gestaltet worden, daß dem Verkehr in der polnischen
Zwischenzone nicht das geringste Hinderniß bereitet werden
kann. Warum Deutschland sich gegen die für einzelne Bezirke
Ostpreußens von uns geplante Volksabstimmung sträubt, ist
schwer zu verstehen. Nach allgemeiner Angabe lebt im
Bezirk Allenstein eine beträchtliche Polenmehrheit. Die
deutsche Note behauptet dagegen, er sei nicht von unbe«

streitbar polnischem Volk bewohnt und die Polen dieses
Bezirkes seien dem Wunsch fern, sich von Deutschland zu
trennen. Gerade aber, weil hier die politischen Wünsche
nicht ganz klar zu erkennen sind, wollen wir sie durch die
Volksabstimmung feststellen. Nur da, wo über den Volks*
willen Zweifel bleibt, ist Abstimmung nöthig; nicht, wo er
sich deutlich ausspricht. Staunend sehen wir, daß die Deut*
sehen noch in der Stunde, da sie das Selbstbestimmungrecht
der Völker als Grundsatz anerkennen, die Anwendung der
ihm dienlichsten Mittel weigern. Auch die Behauptung,
der Hingabe des memejer Gebietes widerspreche dasNationa*
litätenprinzip, müssen wir zurückweisen. Dieses Gebiet war
immer litauisch, hat eine nach Abkunft und Sprache litauische
Volksmehrheit; und die Thatsache, daß die Stadt Memel
selbst zum großen Theil deutsch ist, giebt Deutschland nicht
das Recht, seine Oberhoheit dem ganzen Gebiet aufzu*
zwingen, dessen Hafen, Memel, obendrein dem litauischen
Staat den einzigen Ausgang ins Meer bietet. Die Lösung
des danziger Problems ist mit dem gewissenhaftesten Ernst
erstrebt worden; und will der Stadt Danzig die Wesensart
wiedergeben, die sie Jahrhunderte lang hatte und erst verlor,
als sie, gewaltsam und wider den Willen der Einwohner,
dem Preußenstaat einverleibt wurde. Weil Danzig zum
größten Theil deutsch ist und lange schon war, soll es auch
jetzt nicht an Polen fallen. Doch in der Zeit seiner Zuge*
hörigkeit zur Hansa war es, wie viele andere Hansestädte,
nicht von Deutschlands politischen Grenzen umfaßt, son*
dem im Bund mit Polen, das ihm lokale Selbstverwaltung
gewährte und reiche Handelsblüthe ermöglichte. Dieser in
JahrhundertenbewährtenStellungwird seine künftige ähneln.
Die Wirthschaftinteressen Polens und Danzigs decken ein*
ander. Als größter Weichselhafen braucht Danzig ein festes
Verhältniß zu Polen. Seit Deutschland Westpreußen mit
Danzig annektirte, hat Polen den freien Ausgang ins Meer
verloren, auf den es ein Recht hatte. Diesen Ausgang wollen
wir ihm wiedergeben. Die Zulassung in den Verkehr deut»
scher Häfen würde nicht genügen. Der, freilich, sehr schmale
polnische Küstenstrich muß an Polen zurückfallen. Mit

vollem Recht fordert Polen auch, selbst über seinen einzigen
Hafen und dessen Ausgestaltung zu verfügen und die Wege
zwischen diesem Hafen und Polen von fremder Aufsicht
frei zu halten. Denn auch in diesem Rechtsbereich, einem
der für sein nationales Leben wichtigsten, darf Polen nicht
schlechter stehen als irgendein anderer Europäerstaat.
Der Krieg hat uns Verlust so ungeheuren Umfanges
und so verschiedener Art bereitet, daß auch das Tilgung»
problem ungeheuer groß und schwierig geworden ist und
nur durch ein ständiges Organ gelöst werden kann, das,
mit kleinem Personal und weitreichender Vollmächt, die
Lösung auf den von der allgemeinen Wirtschaftlage ge«
wiesenen Wegen sucht. Dieses Organ soll die Reparation
Commission (Tilgungausschuß) sein. Das in der Note der
Deutschen Delegation davon gegebene Bild ist so unähn»
lieh und verzerrt, daß uns schwer wird, zu glauben, die
Vertragsbedingungen seien mit kaltem Blut und Aufmerk»
samkeit geprüft worden. Die Kommission ist weder ein
Werkzeug des Zwanges noch ein Mittel zu listiger Schmä»
lerung deutscher Hoheitrechte. Sie verfügt weder über Trup*
pen noch über irgendwelche Exekutivgewalt auf deutschem
Boden; sie kann weder, wie angedeutet wurde, in das Er*
ziehungwesen noch in andere Einrichtungen Deutschlands
eingreifen. Ihre Aufgabe ist, festzustellen, was gezahlt wer»
den muß, was Deutschland zu zahlen vermag, und den
Mächten, in deren Auftrag sie handelt, zu berichten, wenn
Deutschland seiner Verpflichtung nicht genügen kann. Sie
darf Deutschland nicht andere Wege vorschreiben, als es
selbst für die Geldbeschaffung gewählt hat. Die Delega»
tion hat offenbar nicht verstanden, daß die der Kommission
vorgeschriebene Prüfung des deutschen Steuersystems das
deutsche Volk eben so wie die verbündeten und verbun»
denen Mächte schützen soll. Da dieses System an sich uns
nicht interessirt, unsere Neugier nicht reizt, soll die Prüfung
durchaus nicht inquisitorisch sein; sie ist aber unentbehr»
lieh für den Fall, wo die Anzeige, die Deutsche Regirung
könne nicht zahlen, ernstlich erwogen werden muß. In der

von Herrn Clemenceau unterschriebenen Note vom zwei»
undzwanzigsten Mai ist schon gesagt worden: ‚Alle Völker
Europas haben Verluste erlitten, alle werden lange ZeitLaster»
zu tragen haben, die kaum erträglich sind. Verluste und
Lasten sind die Folgen des deutschen Angriffes. Gerech»
tigkeit fordert, daß Deutschland mit allen aufwendbaren-
Kräften das von ihm bewirkte Unheil austilgt. Die Ur»
sache seiner Leiden ist nicht der Friedensvertrag, sondern
das Handeln Derer, die den Krieg erzwungen und dann
in die Länge gezogen haben.' Das Entschädigungangebot
der Deutschen Delegation bringt, statt fester Zusage, nur
vage Formeln, aus denen die Bereitschaft spricht, einer durch*
aus nicht deutlich umgrenzten Pflicht zu genügen. Die Er*
wähnung des in Gold zu zahlenden Betrages von hundert
Milliarden Mark soll den Glauben wecken, hier werde un*
gemein viel geboten; sofort aber lehrt die Prüfung, daß
es nicht so ist. Denn die Summe soll nicht verzinst, bis
1927 überhaupt nichts gezahlt, sondern nur Kriegsgeräth
abgeliefert und ein großer Theil von Deutschlands eigener»
Schulden auf andere Mächte übertragen werden; von 1927
an sollen Theilzahlungen (von unbestimmter Ratenhöhe)
beginnen, die sich über ein Halbjahrhundert erstrecken wür*
den. Diese langsichtigen Hoffnungen haben heute wenig
Werth: und sind, dennoch, Alles, was Deutschland den
Opfern seines Angriffes zu Ersatz ihrer Leiden, zu Erleich*
terung ihrer Lasten anbietet. Die Deutsche Delegation sagtr
‚Nur die Rückkehr zu den unwandelbaren Grundlagen der
Moral und Kultur, zur Treue gegen abgeschlossene Verträge
und übernommene Verpflichtungen, wird der Menschheit
ihr Fortleben möglich machen.' Nach viereinhalbjähriger
Dauer des Krieges, der entstanden ist, weil Deutschland5
diese Grundlage verließ, kann unsere Antwort nur den Satz
wiederholen, den Präsident Wilson am siebenundzwanzig*
sten September 1918 gesprochen hat: ‚Der Grund, der die
Forderung von Friedensbürgschaften erzwingt, ist die That»
sache, daß wir mit Partnern zu thun haben, deren Wor>
als unzuverlässig erwiesen wurde.'

Gestern und Morgen
y
Die von der Deutschen Delegation übersai.dte Denk»
Schrift über die Schuldfrage behandelt zum großen Theil
nur eine Seite der in den Jahren vor dem Krieg in Europa
entstandenen Situation. Den künftigen Geschichtschreiber
mögen die Angaben und Urkundencitate gewiß recht werth»
voll dünken; uns haben sie weder neue Thatsachen enthüllt
noch bekannte anders deuten gelehrt: und wir können des«
halb von unseren Schlußfolgerungen nichts zurücknehmen,
nichts darin ändern. Um so weniger, als die drei Fassungen,
in denen uns die Denkschrift zugegangen ist, beträchtlich
von einander abweichen. Unerschüttert bleibt unsere Ueber*
zeugung: Die unmittelbare Kriegsursache war der wohlüber»
legte Beschluß der für die deutsche Politik Verantwortlichen
und ihrer Genossen in Wien und Budapest, den Völkern
Europas die Lösung eines europäischen Problems durch Be»
drohung mit Krieg aufzuzwingen und den diesem Zwangs»
versuch Widerstrebenden sofort den Krieg zu erklären. Die
Kaiserliche Regirung hat die Ablehnung der (zuvor von ihr
gar nicht erst geprüften) ungemein weit gehenden Zugestand»
nisse gebilligt, mit denen Serbien die unverschämten und
unerträglichen Forderungen Oesterreich*Ungarns beantwor*
tete. Sie hat die Mobilisirung der austro»ungarischen Streit»
kräfte und den Beginn des Krieges gegen Serbien gebilligt
und zäh jede Vermittlung, Konferenz, jeden versöhnlichen
VuL.chlag abgelehnt, trotzdem sie genau wußte, daß der
von einer Großmacht beschlossenen Mobilmachung überall
ähnliche Beschlüsse folgen mußten und mit jeder Stunde so
ein Stück der Hoffnung auf friedliche Entwirrung schwand.
In elfter Stunde erst, als der Krieg schon unvermeidlich
schien, rieth sie dem Bundesgenossen zu Mäßigung. Und
selbst an dieser Steile, der einzigen, die zu Gunst Deutsch*
lands sprechen könnte, kommt die Denkschrift nicht über
einen Zweifel hinweg; sie sagt: ‚Der Grund für die Ver»
zögerung der Antwort des wiener Kabinets auf diesen Vor»
schkg ist uns unbekannt1; und fügt den unterstrichenen Satz
hinzu: ‚Das ist einer der wesentlichsten Punkte, die noch
klargestellt werden müssen*. Darf man nicht vermuthen,
daß, nach einem im deutschen Auswärtigen Amt wahrlich

r "cht seltenen Brauch, die eigentlichen Machthaber offiziöse
Mittheilungen ausgetauscht oder schon zuvor Abkommen
vereinbart hatten, die einigermaßen anders lauteten als die
auf dem offiziellen Weg übermittelten? Daß die Versuche
zu Friedenswahrung mißlangen, soll jetzt der russischen Mo«
bilmachung zu Last geschrieben werden. Die Deutsche Re»
girung stellt sich, als wisse sie nicht, daß diese Aktion Ruß»
lands die unmittelbare und nothwendige Folge der von ihr
gebilligten Mobilmachung inOesterreich^Ungarn und dessen
Kriegserklärung an Serbien war. Dieser verhängnißvolle Be»
schiuß nahm den Staatsmännern die Entscheidung und gab
sie militärischen Befehlshabern. Die deutschen Staatsmänner
sind aber auch dafür verantwortlich, daß sie, während Oester«
reich selbst noch zu zögern schien, eilig den Russen,,dann
den Franzosen den Krieg erklärten. Dabei ging es so hastig
.zu, daß die Kaiserliche Regirung, weil die Kriegserklärung
auf triftige Gründe nicht zu stützen war, Vorwände erfand,
deren Hinfälligkeit nun längst erwiesen ist. DieDeutscheDe*
legation muß zugestehen, daß die Regirung sich nicht die
Mühe gab, die ihr gemeldeten Behauptungen, die sie als Grund
zur Kriegserklärung veröffentlichte, zuvor auch nur nach»
zupiüfen. Das Studium der deutschen Vertheidigungschrift
hat uns in der Ueberzeugung bestärkt, daß die Ereignisse,
die den Kriegsausbruch bewirkt haben, durch das vorbe*
dachte Planen und Wollen der höchsten Machthaber in Wien,
Budapest und Berlin geworden sind. Deutschland, sagt man
uns, mußte sich rüsten, um gegen russischen Angriff ge»
waffnet zu sein. Scharf bezeichnend ist aber, daß, als Ruß»
land von Japan im Fernen Osten geschlagen und von der
darauf folgenden Revolution im Inneren zerrüttet war, die
Deutsche Regirung sofort, mit verdoppelter Kraft, weiter»
rüstete, um durch Bedrohung mit Krieg die Nachbarn unter
Tyrannenjoch zu zwingen. Rußlands Zusammenbruch war
ihr der Aniaß zu Mehrung der eigenen Macht, nicht zu dem
Versuch, die Rüstungen zu begrenzen und, in Eintracht mit
den Westmächten, den Weltfrieden zu sichern. Deutschlands
Gesammtorganisation stand ja auch im Zeichen der Absicht
auf Angriff. Sein östliches und westliches Eisenbahnsystem,

der Mobilmachungplan, der längst fest gewordene Vorsatz, durch Einbruch in Belgien die französische Sperrlinie zu umgehen, die bis ins Kleinste fertige Vorbereitung und Aus» rüstung, die Umsicht, die diesseits und jenseits der Grenzen Mies für die Stunde des Kriegsausbruches in Bereitschaft hielt: Angriff, nicht Vertheidigung, war die Losung. Die Militärlehre, wonach Deutschland sich nur durch Vorsprung ins Nachbarland wehren könne, schuf die Vorwände, hin* ter denen die zu Sicherung raschen Sieges in Ost und West nothwendigen organisatorischen und strategischen Pläne g,e* schmiedet wurden. Das ganz vom Preußengeist erfüllte Deutschland ist der Vorkämpfer des Machtwillens und der Gewaltthat, der Zettelung, des Truges und rauhen Verfahrens in allen internationalen Angelegenheiten geworden. Um seine Selbstsucht und Machtgier zu sättigen, hat es Jahrzehnte lang die anderen Nationen durch-Feindschaft, durch die Aus* saat von Eifersucht und Haß zu trennen, den breiten Strom der Demokratie und Menschenfreundschaft zu dämmen ge» strebt. Deutschland war in Europa der Eckpfeiler der Auto* kratie. Und da es erkannte, daß sein Ziel auf anderem Weg nicht zu erreichen sei, hat es den Kriegsplan ausgebrütet und ausgeführt, der den Tod und die Verstümmelung von Milli* onen menschlicher Wesen verschuldet und den ganzen Erd* theil verwüstet hat. Daß diese Beschuldigung des deutschen Volkes auf Wahrheit gegründet ist, hat die deutsche Revo» lution selbst anerkannt. Sie hat die Regirung, als die Feindin von Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, gestürzt. Diese Re» girung war in ihrer Außenpolitik der Freiheit, Gleichheit, Ge* rechtigkeit nicht weniger feindlich als in Deutschland selbst. Auch im internationalen Verkehr hat sie sich als anmaßend, gewaltthätig, tyrannisch erwiesen. Und unleugbar ist ihre Schuld an dem gräßlichen Geschehen der letzten fünf Jahre."
(General Graf Montgelas, ein Mitglied der Schuldkom« mission, ersucht mich, festzustellen, daß, erstens, der baye« rische Gesandtschaftbericht vom achtzehnten Juli 1914 von dem Ersten Sekretär, Herrn von Schoen, verfaßt, der Ge« sandte selbst damals auf Urlaub war; und daß, zweitens, die Angabe, Wiesners wichtiger Bericht aus Belgrad sei nicht in

Berlin vorgelegt worden, sich nicht nur auf die Akten, son»
dem „auch auf die Aussage des speziell mit diesen Akten
betrauten Beamten des Auswärtigen Amtes" stütze. Ich
muß annehmen, daß ein Gesandtschaftrath Gehörtes richtig
wiederzugeben vermag, sehe in der Thatsache, daß Schoens
Berichte mit Szögyenyis im Inhalt durchaus übereinstimmen,
einen bündigen Beweis und meine, daß den berliner Re*
girern der härteste Tadel gebührt, wenn Wiesners Bericht,
der die Schuldlosigkeit der serbischen Regirung meldete,
also jeden Grund zur Kriegserklärung wegräumte, ihnen
verborgen werden konnte. Denn ihre Pflicht war, dem
Gang des belgrader Ermittelungverfahrens nachzuforschen.)
„Unsere Forderung, Deutschland solle allen Rechten und
Ansprüchen auf Ueberseebesitz entsagen, ging, gemäß dem
fünften der Vierzehn Grundsätze des Präsidenten Wilson,
zunächst von dem Interesse der Eingeborenen aus. Deutsche
Zeugnisse selbst, amtliche und private, aus der Zeit vor dem
Krieg und die vor dem Reichstag, besonders laut von den
Herren Erzberger und Noske, erhobenen Anklagen bewei»
sen, welche Methoden die deutsche Kolonialverwaltung an»
wandte; in grelles Licht rücken sie die grausame Härte des
Druckes, die Willkür der Requisitionen, die verschiedenen
Formen der Zwangsarbeit und zeigen, wie dadurch in Ost»
afrika und in Kamerun weite Landstrecken entvölkert wur»
den. Weltbekannt ist das tragische Schicksal, das die Deut»
sehen in Südwestafrika dem Hererostamm bereitet haben.
Auf dem Gebiet kolonialer Civilisirung ist Deutschlands
Unzulänglichkeit so offenbar geworden, daß wir uns nicht
in einen zweiten Versuch entschließen, nicht die Verantwort»
lichkeit dafür auf uns nehmen durften, dreizehn bis vier»
zehn Millonen Eingeborener in die Lage zurückzustoßen,
aus der sie der Krieg erlöst hat. Auch waren wir verpflichtet,
die eigene Sicherheit und den Weltfrieden vor einem mili«
frischen Imperialismus zu schützen, der sich Stützpunkte
zu schaffen strebte, um von ihnen aus gegen andere Mächte
eine Politik der Einschüchterung und der Eingriffe treiben

zu können. Wir sind gewiß, daß der Verlust der Kolonien
die normale Entwickelung der deutschen Wirthschaft nicht
hemmen wird. Im Gesammthandel Deutschlands betrug der
Handel mit den Kolonien nur ein Bruchtheilchen: 1913 in
Ein« und Ausfuhr je ein Halbprozent. Von den eingeführten
Produkten (Baumwolle, Kakao.Kautschuk, Palmkerne.Tabak,
Jute, Kopra) kamen nur drei Prozent aus deutschen Kolo«
nien. Die Erholung Deutschlands, seiner Finanz, Industrie,
Handelserträge wird von ganz anderem Umständen be»
stimmt werden. Und die Kolonien konnten, wegen ihres
Klimas und anderer Lebensbedingungen, nur eine eng be«
schränkte Schaar deutscher Auswanderer aufnehmen. 1
Wir haben den Einspruch der Deutschen Delegation
gegen den Beschluß geprüft, Alle, die verdächtig sind, die
Gesetze internationaler Sittlichkeit, heilige Verträge und
Grundregeln des Rechtes gebrochen zu haben, vor Gericht
zu stellen. Wir müssen wiederholen, daß wir in diesem Krieg
ein vorbedachtes Verbrechen gegen Leben und Freiheit der
europäischen Völker sehen. Er hat Millionen Menschen ge»
tötet, Millionen verkrüppelt und hinterläßt den Erdtheil im
Zustand entsetzlichen Leides. Ueberall herrscht Hungers«
noth, Krankheit, Arbeitlosigkeit; und Jahrzehnte lang wer*
den die Völker unter den Lasten und Wirrnissen stöhnen,
die der Krieg ihnen auflud. Im Namen des Rechtes fordern
wir deshalb die Bestrafung der vor der Menschheit für all
dies grause Geschehen Verantwortlichen. Solche Bestrafung
ist auch zu Abschreckung all Derer nöthig, die später etwa
versuchen möchten, dem Muster von gestern nachzustreben.
Unser Friedensvertrag soll anders sein, als bisher, nach Tra*
dition und Frontrichtung, Friedensverträge waren; denn kei«
nem ist je gelungen, die Wiederkehr von Kriegen zu hin«
dern. Unser Ziel ist die Herrschaft des Rechtes über alle
Völker; und dieses Ziel ist nur zu erreichen, wenn Die ge»
straft werden, die in diesem Angriffskrieg der schlimmsten
Verbrechen, des unmenschlichsten Handelns schuldig wur«
«den. Der deutschen Behauptung, vor den von den verbün«
deten und verbundenen Mächten einzusetzenden Gerichts«

höfen müsse das Verfahren von Befangenheit getrübt und ungerecht werden, entgegnen wir: Die unmenschlichen Han» delns oder eines Reshtsbruches Beschuldigten dürfen nicht vonMitschuldigengerichtetwerden. Um den deutschen Drang nach Eroberung und Herrschaft zu hemmen, haben fast alle- Völker der Erde sich vereint. Die von ihnen einberufenen Gerichte werden also das Urtheil des größten Theiles der civilisirten Menschheit aussprechen. Der Vorschlag, Vertreter von Völkern, die nicht im Krieg mitgekämpft haben, in die Gerichte zuzulassen, kann nicht ernstlich erwogen werden. Der Endspruch der Geschichte wird bezeugen, daß wir je» dem Angeklagten unparteiisch gerechte Behandlung ver- bürgt haben. Rückhaltlos erklären wir schließlich, daß die öffentlich gegen den ExsKaiser erhobene Anklage nur der Form nach, nicht in ihrem Grundwesen, zum Justizbereich gehört. Diese Anklage erfüllt eine Forderung hoher inter» nationaler Politik, die Mindestforderung zu Sühne des ärg» sten Verbrechens gegen die internationale Sittlichkeit, die Heiligkeit der Verträge, die Urgesetze allen Rechtes. Wir wollen die Formen und Normen ordentlichen Gerichtsver» fahrens, das dem Angeklagten alle Freiheit, alle Rechte zu seiner Verteidigung sichert und das Urtheil in die feier» lichste Weihe hebt. Wenn der Vertrag ratifizirt ist, werden wir die Liste der auszuliefernden Personen vorlegen."

Phantom

Die „Schmachparagraphen" waren in der vorigen Woche •las Hauptthema der Presse und der Privatgespräche. Schmach» Paragraphen: so hat die Offiziersprache, deren besondere Ausdrucksform schon wieder an allen Fronten, in allen Win» kein Oeffentlicher Meinung sichtbar wird, die Artikel desFrie» densvertrages getauft, die von Deutschland die Anerkennung der Thatsache erzwingen, daß der Krieg durch das Handeln und Nichthandeln der Kaiserlichen Regirung entstanden ist, und die Auslieferung der Männer fordern, die eines Ver» brechens gegen Kriegsgesetze und Kriegsbräuche verdächtig sind. Wochen lang war von diesen Artikeln kaum die Rede; sie wurden auch aus der Notenmitrailleuse der Deutschen

Delegation nur schwach beschossen. Plötzlich, in der letzten
Stunde, standen sie im Vordergrunde des Interesses. Konn»
ten sie die Klippe werden, woran der Friede scheiterte, dann
wars Kurzsicht, das viel zu früh, viel zu laut, viel zu oft aus«
gesprochene „Unannehmbar" nicht gerade auf diese Artikel
zu stützen, deren Umformung wohl gelungen wäre, wenn
,,the Allied and Associated Powers" zu rechter Zeit klar
erkannt hätten, daß um den Preis einer Konzession an ein
national befangenes Gefühl der Vertragskern rasch zu sichern
wa*. Auch im Gespräch mit einzelnen Verhandlungführern
war aber nicht zu merken, daß auf diese Bedingungen ein
Schwergewicht gelegt werden solle. Als dann die Behaup»
tung des immer in und von schöner Illusion lebenden Mi»
nisters Erzberger, ihm sei der Verzicht auf diese Bedinge
zugesagt worden, sich als Irrthum erwies, schien in Regi<
rung und Nationalversammlung ein paar Stunden lang das
ganze Friedenswerk in Frage gestellt; und erst der kräftige
Eingriff der Unabhängigen Sozialisten erzwang von der Mehr»
heit den Entschluß, trotzdem die Unterzeichnung des Ver»
träges anzukünden. Seitdem liest und hört man an allen
Ecken, Deutschland habe sich selbst Schmach angethan.
Der österreichische, von Deutschland annektirte und
hoch über sein Verdienst gepriesene Dramatiker Grillparzer
ließ einen seiner unheroischen Menschen sprechen: „Nur .
eine Schmach weiß ich auf dieser Erde und die heißt: Un»
recht thun." Spricht das Wort (wie ich glaube) Wahrheit,
so kann Unrechtsbekenntniß niemals Schande einbringen,
kann auch die Ehre, eines Individuums oder Volkes, nicht
dadurch befleckt worden, daß es gezwungen wird, Unrecht
hinzunehmen. Ein Areopag, in dem Piaton, Sokrates, Jesus,
Franz von Assisi, Spinoza, Hume, Pascal, Washington, Kant
säßen, würde, als Rath der Neun, gewiß nicht vor dem Ur»
theilsspruch zaudern, daß ungerechte Demüthigüng nur den
Erzwinger, nicht den Erdulder schändet. Deutschland hört,
leider, eines ganz anderen Areopages Stimme. Hier wird,
auch von Leuten, die sich „Demokraten"nennen, das höchste
Lob eines Menschen oder einerThat durch dasWort „ritterlich"
ausgedrückt, mit oder ohne Bewußtsein also in bürgerlicher

(Das heißt: civilisirter) Zeit das Werthmaß der Ritter» und
Kriegerepoche angewendet, deren Ueberwindung in der Ge*
fühlssphäre doch schon Goethe ersehnte. Hier gilt deshalb
auch noch der Sonderbegriff einer „Ehre" des Privilegirten,
die durch Anhauch verletzlich ist und drum noch sorgsamer
als ein bleichsüchtiges Jüngferchen behütet werden muß.
Wer Corpsstudent oder Offizier ist oder war, nimmt einen
unfreundlichen Blick oder das Zufallswort eines Aufgereg*
ten zum Anlaß der Herausforderung zu Waffenzweikampf;
und muß fürchten, wenn ers nicht thut, als „nicht satis*
faktionfähig" und ehrlos aus seiner Kaste gestoßen zu wer»
den. Hier gehen außerdem mindestens hunderttausend Man«
ner grimmig umher, die durch die Revolution um ihre für
Lebensdauer gesichert scheinende Existenz als Offiziere und
Unteroffiziere gebracht worden sind und die der Friedens»
vertrag abscheulich dünkt, weil er der Deutschen Republik
nur eine Polizeitruppe von hunderttausend Mann erlaubt.
Bedenkt man obendrein noch, daß gerade die von dem Aus*
lieferungzwang Bedrohten, hohe Offiziere, Exminister, Groß»
industrielle, Spitzen der Beamtenschaft, breiten Einfluß in
die Oeffentliche Meinung haben, so wird der Lärm begreif»
lieh. Menschen, die zwanzig Jahre und länger nach bester
Kraft im Heer gedient haben und nun, mit Frau und Kind,
in diesen Tagen höchster Theuerung ohne Einkommen und
Vorbildung zu einem neuen Beruf sind, haben selten die
innere Ruhe, die zu bescheidener Ergebung in Schicksal räth,
und horchen drum mit gierigem Ohr auf jedes Schlagwort,
das Trost verheißt. Eins davon hat der alte Marschall Hin*
denburg, der nicht klanglos verschwinden wollte, in Um*
lauf gesetzt, als er schrieb, er ziehe ehrenvollen Untergang
schmählichem Friedensschluß vor. Wie er und die Tausende,
die sein Wort nachbeten, sich den Untergang eines Volkes
von vierundsechzig Millionen eigentlich vorstellen, erfährt
man nicht; auch nicht, ob im Schwärm die Meisten nicht mei*
nen, der „Untergang" werde vor ihrer Thür Halt machen.
Schmach, scheint mir, würde die Nation auf sich laden, die
an ein Ehrenphantom die Zukunft ihrer Kinder verschwendete.
Und nur das Phantom einer Ehre, die nicht, nach Scho*

penhauers eulem Ausspruch, „das äußere Gewissen" ist,
steht hier auf dem Spiel. Säßen in hohen Aemtern und Par*
lamenten nicht so Viele, die, mit oder ohne Bewußtsein,
als Hehler oder Begünstiger Mitschuld am Thun und Unter*
lassen der Kaiserlichen Regirung auf sich geladen haben:
nicht um eine Stunde wäre das Zugeständniß verzögert wor*
den, daß diese Regirung das Unglück des Krieges verschul»
det habe. Warum hat man sie, sammt zwei Dutzend Dy»
nastien, sonst gestürzt? Doch nicht etwa, weil sie „Fehler
gemacht" hatte. Das wäre kein zulänglicher Grund zu Um»
stürz aller Staatseinrichtungen. Das Weltgewissen, also die
innere Ehre der Menschheit, forderte das Bekenntniß: „Wir
wurden nicht überfallen; die Schuld am Ausbruch des Krie»
ges vertheilt sich zwischen Deutschlands Militaristen und un»
fähige Staatsleiter." Durch dieses Bekenntniß, das die Ver«
söhnung beschleunigt hätte, wäre das deutsche Volk nicht
belastet worden. Denn der (noch in Clemenceaus „Lettre
d'envoi", vom sechzehnten Juni ausgesprochene) Glaube,
das Volk habe den Krieg gewollt, ist eben so irrig wie die
in dem selben Schriftstück angedeutete Meinung, die Revo*
lution wäre schon früher möglich gewesen. Die Verfasser
und Billiger solcher Sätze unterschätzen, trotz vierjährigem
Erlebniß, die ungeheure Kraft der deutschen Kriegsmaschine,
die vom August 1914 bis in den Oktober 1918 Alles be»
herrschte, alles ihr Hinderliche zermalmte und nur von außen
her, durch Lähmung der Willenstransmission, zu zerstören
war. Hätte die Heeresleitung einen deutschen Petain ge*
funden, der, wie der Retter Verduns nach den gefährlichen
Meutereien von 1917, mit reuen, selbst gefundenen Me<
thoden den wankenden Geist der Armee wieder zu festigen,
das „ravitaillement moral" zu sichern vermochte, dann wäre,
selbst nach den zehn Wochen steter Rückzüge, Rückschläge,
trotz Matrosen und Kommunisten, der völlige Zusammen«
bruch vermieden worden. Auch vor dem Krieg war diese Ma=
schine so stark, daß ihre Geräusche, wenn sie mit Vollkraft
lief, alles Andere übertönten. Um die Schlachtflotte, in deren
Bau er die Mission seines Lebens sah, vollenden zu können,
mußte Adfr.iV.il 70n Tirpitz immer wieder verbreiten, das-

auf unsere Weltmarkterfolge neidische England, „perfidious Albion", das von je, her der stärksten Kontinentalmacht Tot* feindschaft geschworen habe, werde nur durch das hohe „Risiko" des Kampfes gegen unsere Marine an der Erfüllung des Herzenswunsches gehindert, Deutschland zu vernichten. Deshalb dürfe die Relation des englisch*deutschen Flotten* Status nicht, wie Haidane und Winston Churchill anboten, 2: 1, sondern im äußersten Fall 16: 10 sein. Vor jedem Reichstagstreit um eine Heeresvermehrung wurde die Feind« säligkeit großer Schichten Rußlands und Frankreichs grell illuminirt. Mit den Zwecken des Militarismus und Mari* nismus, deren Vertreter sicher überzeugt waren, dem Vater* land treu zu dienen, vertrug sich nicht die Erkenntniß, daß die „Einkreisung", der von King Edward geschaffene Trust oder Pool nur Defensive, nicht Offensive, Begrenzung, nicht Vernichtung, als Ziel hatte. Und weil Jeder, auch wenn ers nicht zugab, empfand, wie schlecht und schädlich die von Wilhelms Effektsucht und Zickzacklaune bestimmte Politik sei, weil Allen eingeschwatzt worden war, ringsum lauere Verschwörung und nur die Wahl der günstigsten Kriegs* stunde könne uns retten, glaubten im August 1914 sogar die Sozialdemokraten, sogar Liebknecht und Eisner, an die Nothwendigkeit des Krieges. Bewußt gewollt und ersehnt hatte ihn nur die Kerntruppe des Militarismus. Nicht ein* mal Tirpitz (der nachdrücklich gewarnt hat), nicht die Re* girung und erst recht nicht Großindustrie und Großfinanz, die damals noch nicht ahnen konnten, welche hohen Ge= winnchancen ein modernerTechno*Industriekrieg bietet. Der Nordostseekanal war noch nicht fertig umgebaut, der Höchst* stand der Flotte (aus der, wie der Seelord John Fisher, zu spät, erkannte, erst Englands Uebergang zum Dreadnought*Typ einen gefährlichen Gegner gemacht hatte) noch nicht er* reicht, weder für die zu langem Krieg nothwendigen Roh* Stoffe noch für Festungproviant und Volksernährung vor* gesorgt, im Juli Getreide exportirt, nicht überallher impor* tirt worden. (Hätte ich, sagte Ballin mir, „eine Ahnung von nahendem Krieg gehabt, hätte man mich benachrichtigt: bis an den Rand hätte ich Deutschland mit Getreide vollge»

pumpt.") Nicht „gewollt" war hier der Krieg; hier aber
wurde der Ausbruch verschuldet. Die Schuld ist politisch
unableugbar und wird, weil man sie hartnäckig leugnet, von
verständlichem Irrthum der Welt als moralische Schuld ge*
bucht. Die Presse war im Kriege geknebelt und ist, seit
die Revolution, die sich in demokratische Forderungen be*
schränken sollte, die Brandfarbe des Kommunismus an*
nahm, so verängstet, daß sie scharfen Tadel des Ancien Re<
gime wie Giftstoff scheut. So ist gekommen, daß die breite
Volksmasse die Vorgänge vom Juli 1914 heute noch nicht
kennt, nicht weiß, daß am dreizehnten Juli in Wien die
völlige Unschuld Serbiens, in Berlin der Inhalt des wiener
Ultimatums bekannt wurde, daß der russischen eine austro«
ungarische Mobilmachung, die, freilich, als „nur gegen Ser*
bien gerichtet" gelten sollte, voranging, und deshalb über«
zeugt ist, auch die politische Schuld sei jenseits der deutschen
Grenze zu suchen. Der Zwang zu Schuldbekenntniß, dessen
Berechtigung man nicht zugeben will, wird als Frevel emp«
funden. Das Heilmittel gegen diesen Wahn bringt nur die
Verbreitung der Wahrheit, nur eine unparteiisch ausführliche
und demAermsten erreichbare Darstellung der Kriegsgenesis.
Ein stärkeres Mittel wird nöthig sein, um den Zorn
über den Zwang zur Auslieferung Verdächtiger zu schwich«
tigen. Er hat dem Exkaiser, dem die Desertion fast überall
die Achtung entwurzelt hatte, schon mehr Sympathien ein«
getragen, als seine Feinde wünschen dürfen. Der in ewiger
Selbsttäuschung, in ewiger Hirntheaterei Lebende fände sich
vielleicht auch in die „Rolle" des vor irdischem Weltge«
rieht Angeklagten und wäre auf „the most solemn judicial
character", den die Verhandlung gegen ihn haben soll, am
Ende noch stolz. Wenn er vor der längeren aber in kürzere
Qual flieht, wenn der stets Labile den Nerven den Ent*
Schluß abtrotzt, vor der Auslieferung Gift zu nehmen? Die
Enthauptung des englischen Karl Stuart war nöthig, um die
Strafbarkeit der Könige und die Söuverainetät des Volks»
willens dem noch allzu theokratisch monarchengläubigen
Europa im Lichtschein eines blinkenden Beiles zu offen«
baren. Kann heute aber Vernunft rathen, einen Abgethanen

auf der Leiter des Mitleides in den Weiheglanz des Mar«
tyriums zu heben? Nur den Monarchisten, nicht den ehr*
liehen Demokraten Deutschlands, würde dadurch gedient.
Und der Menschheitsache, die auf dem Panier der ver»
bündeten und verbundenen Mächte steht, ist der Wilhelm,
der dem Unglück seiner Heimäth furchtsam entfloh, nütz*
licher als der Wilhelm, der die Sündenschuld mit seiner
Freiheit odergar mit seinem Lebenbezahlt. Meminisse iu vabit!
Befehlshaber, denen Barbarei, Niedertracht, wie sie, an»
geblich, in Lille und anderswo sich ausgetobt haben soll,
Industrielle, denen systematische Zerstörung der Konkur*
renzbetriebe nachzuweisen ist, müssen vor Gericht gestellt
werden. Ich stimme auch mit Denen überein, die das Ver*
senken von Fracht* und Passagierschiffen als unsittliche,
also unmenschliche That verurtheilen; und mancher Tauch*
bootkommandant hat schon in der Kriegszeit eben so gedacht.
Dennoch: tapfere Menschen, die mit dem Einsatz ihres Lebens,
ohne Selbstsucht, im Glauben an Nothwehr des Vaterlan»
des, in eingedrillter Gehorsamspflicht, empfangene Befehle
blind ausführten, dürfte ein gerechter, also kluger Sieger
nicht vor sein Gericht fordern. Das ist zwar nicht, wie im
„Reply" des Rathes der Vier von deutschen Kriegsgerichten
gesagt wird, ein Tribunal von Mitschuldigen, aber ein aus
Feinden zusammengesetztes, das der Angeklagte nicht für
unbefangen halten könnte. Nach Deutschlands Verfassung
darf Niemand seinem ordentlichen Richter entzogen wer»
den. Wenn einzelne, viele Angeschuldigte unter Berufung
auf diesen Grundsatz sich gegen die Auslieferung wehren,
wenn Gewalt angewandt, eine Jagd auf Menschen gemacht
werden muß: wäre Das ein der Menschheit würdiges Schau*
spiel? Daß Strafe bessere, ist uralter Glaube. Daß Strafe
eine Weltanschauung (und Das ist der Militarismus) ausroden,
auch nur ändern könne, wird kein moderner Geist wähnen.
Da das Strafrecht längst über die Abschreckungtheorie
hinausgewachsen ist, kann aber nur von einem Wandel des
sittlichen Empfindens heilsame Wirkung erhofft werden.
Justice begins at home. Wer edle Moral will, muß in seinem
eigenen Wollen der höchsten Moralforderung genügen. Der

wird nicht genügt, wenn in den Friedenszustand nun das
Kriegsrecht übernommen wird, das vor Feindesgericht zwingt.
Jetzt, nach Deutschlands Unterschrift, wäre die Verkündung,
daß die Erledigung des Strafverfahrens, die Hauptverhand«
lung gegen Verdächtige' hinausgeschoben werden soll, bis
Deutschland in den Völkerbund aufgenommen, also auch
in den Völkerbundstribunalen, die allein über Kriegsthaten
urtheilen dürften, vertreten ist, viel mehr als ein „schöner
Gestus" :wäre sie der nicht in Deutschland nur von den besten
Herzen ersehnte Beweis, daß die Sieger nicht die Zwing«
bürg neuer Gewalt, sondern den fest in die Erde gemauerten
und hoch in den Himmel beseelter Menschheit Tagenden
Tempel neuen Friedens bauen wollen und daß die Inter«
narionalisirung des Gerichtsstandes, wie die der Meere, Flüsse,
Mischvolkgebiete, der Sozialgesetze und Kriegsschulden»
tilgung, zu dem Ideenkreis des Völkerbundes, nicht zu dem
vermoderten Urväterhausrath des Racherechtes gehört.
Seisachtheia, Entlastung von Schuld, ist dem sittlichen
Leben Deutschlands eben so nöthig wie dem Bestand der
Finanzen, der Wirthschaft. Durch Wortgenörgel und Daten«
gequengel, durch Advokatensätze, die einem Zeugen „ein
krankes Gehirn", dem zweiten „Ueberalter", dem dritten,
weil er noch nicht in Gesandtenrang thront, Unfähigkeit
zu klarer Wiedergabe des eben Gehörten zuschreiben, mit
der apolitischen Behauptung (die Bismarck als Kinderei
thatenlustiger Offiziere abthun würde), der Beginn öster«
reichischen, von Deutschland laut gebilligten Krieges gegen
das orthodoxe Serbien habe keinen Grund zu Mobilmachung
in Nikolais Riesenreich gegeben, wird das belastende Ge»
wicht so wenig vermindert wie durch die „Feststellung",
das für die Urtheilsbildung wichtigste Beweisstück sei in
Berlin nicht vorgelegt worden. („Die Archive braucht man
nicht dreißig Jahre geschlossen zu halten. Die Depeschen
und Berichte sind, auch wo einmal Etwas drin steht, doch
Denen unverständlich, die Personen und Verhältnisse nicht
kennen. Die Hauptsache liegt immer in Privatbriefen und
vertraulichen Mittheilungen, auch mündlichen, was, Alles,
nicht in den Akten steht": Bismarck.) Am dreizehnten Juli

1914 wußte Wien aus dem Bericht des Sondergesandten
Wiesner, daß Serbiens Hof und Regirung mit der Ermordung
Franz Ferdinands nicht das Geringste zu thun hatten; kannte
Berlin den Inhalt, des Ultimatums, das „so überpfeffert sein
müßte, daß es Serbien nicht schlucken könne", aber, auf
Britaniens und Rußlands Zurede, dennoch geschluckt wurde.
Da Berlin alle Vermittlungvorschläge abgelehnt, aller Ab»
lehnung bis in die vorletzte Stunde den Wienern vertraulich
mit stärkstem Nachdruck gerathen, das Wortpfand des Zars,
sein Heer, so lange noch irgendwelche Verständigungmög*
lichkeit sichtbar bleibe, nicht zu bewegen, mißachtet und
sechs Tage vor Oesterreich »Ungarn, um dessen Sache es
ging, den Krieg erklärt hat, ist die politische Schuld der
berliner Machthaber unbestreitbar; und nur durch deren
offenes Eingeständniß der Verdacht zu entkräften, daß
die Kaiserliche Regirung oder gar Deutschlands Volk be«
wüßt den Krieg gewollt habe, also auch moralisch schuldig
geworden sei. Genau so falsch und so schädlich wie die stete
Betheuerung der berliner Unschuld ist die Angabe, erst die
Revolution oder „das hochverrätherische Treiben hinter der
Front" habe die Niederlage bewirkt. Seit den furchtbaren
Enttäuschungen vom neunzehnten Juli und achten August
1918 hatte die Oberste Heeresleitung die Nothwendigkeit
schnellen Friedensschlusses erkannt. Weil das Auswärtige
Amt nicht den Fühlungversuch meldete, den sie „den gan*
zen September über voll Spannung erwartete", beschloß sie
am Achtundzwanzigsten, Waffenstillstand erbitten zu lassen.
Als am ersten Oktobernachmittag die Nachfolge Hertlings
noch nicht gesichert war, telegraphirte Feldmarschall von Hin*
denburg'. „Wenn bis heute Abend sieben bis acht Uhr Sicher*
heit vorhanden ist, daß Prinz Max von Baden die Regirung
bildet, so bin ich mit dem Aufschub bis morgen Vormittag ein*
verstanden. Sollte dagegen die Bildung der Regirung irgendwie
zweifelhaft sein, so halte ich die Ausgabe der Erklärung an die
fremden Regirungen heute Nacht für geboten." Da der ba«
dische Prinz das Kanzleramt erst mit Zustimmung des Groß»
herzogs übernehmen und nur der Kaiser diese Zustimmung
erbitten konnte, ließ in der zweiten Oktobernacht die Heeres»

leitung Wilhelms Sonderzug in Köln anhalten, mit dem karls»
ruher Schloß telephonisch verbinden: und konnte umMitter«
nacht die Zustimmung nach Berlin melden. Fünfzehn Stunden
ruvor hatte sie gesagt: „Jeder Tag bringt den Gegner seinem
Ziel näher und wird ihn weniger geneigt machen, einen für
uns erträglichen Frieden zu* schließen. Deshalb darf keine
Zeit verloren werden. Jede vierundzwanzig Stunden können
die Lage verschlechtern und dem Gegner Gelegenheit geben,
unsere augenblickliche Schwäche klar zu erkennen. Das könnte
die unheilvollsten Folgen für die Friedensaussichten wie für
die militärische Lage habend' Am dritten Oktober: „Die Lage
verschärft sich täglich und kann die Oberste Heeresleitung zu
schwerwiegenden Entschlüssen zwingen. Unter diesen Um*
ständen ist es geboten, den Kampf abzubrechen, um dem
deutschen Volk und seinen Verbündeten nutzlose Opfer zu
ersparen. Jeder versäumte Tag kostet Tausenden von tapfe*
ren Soldaten das Leben." Diese Urkunden wachen Gewissens
beweisen, daß die militärische Niederlage längst besiegelt
war, ehe außer einzelnen Sprudelköpfen von hemmung»
loser Einbildnerkraft irgendwer, ehe auch nur das Sturm»
sehnen eines Unabhängigen an nahe Revolution glaubte. Wo»
zu leugnen, was jedes Auge in heller Sonne sieht und was
dem von vier Jahren ungeheurer Leistung müden Heer eben
so wenig die Ehre mindert wie dem deutschen Volk die Un*
zulänglichkeit seiner nach Diplomatenlorber lüsternen Re»
girer? Und wozu noch einmal, von der Spitze des allzu hohen
Protestnotenhaufens herab, über Gewaltanwendung stöhnen?
Die Antwort war so zu ahnen, wie sie dann im „Temps"
stand. „Daß Deutschland der Gewalt weichen muß, ist die
Folge der militärischen Niederlage, die es erleiden mußte,
weil es sich in Krieg gegen die stärksten Mächte des Erd»
balles eingelassen hatte. Und alle diese Mächte sind gegen
Deutschland aufgestanden, weil es Oesterreichs Krieg gegen
Serbien gebilligt, durch die Schändung der belgischen Neu«
- tralität den Einbruch in Frankreich ermöglicht und den
schrankenlosen Tauchbootkrieg begonnen hat. Deutschland
konnte in Frieden leben und, vielleicht, auf Friedens wegen
bis auf den besten Platz der Welt gelangen. Weil es mit

Gewalt seinen Willen durchsetzen wollte, ist das Walten der Gerechtigkeit darin zu erkennen, daß es von höherer Gewalt jetzt in Achtung des Rechtes gezwungen wird." Von den stärksten Mächten des Erdballes besiegt, von höherer Gewalt bezwungen: selbst auf die Waffenehre, Sonderehre des Sol» daten fallt aus solchem Urtheil kein Makel. Nicht der kleinste auf die Nation aus dem viel gescholtenen, doch kaum je wörtlich angeführten Artikel 231 des Friedensvertrages: „Deutschland giebt zu, daß es mit seinen Bundesgenossen durch Angriff alle von den verbündeten und verbundenen Regirungen und von deren Völkern erlittenen Verluste und Schäden verursacht hat und für alle, als für Folgen des Krieges, verantwortlich ist." Schmachparagraph? Als Angreifer gilt stets, wer den Krieg erklärt hat, und jeder Unterlegene als haftbar für des Sie* gers ersetzlichen Verlust. So wars in dem Frieden, den Sparta den Athenern, Scipios Rom den Karthagern aufzwang (die alles in Italien und Spanien eroberte Land, auch Sizilien und Sardinien hingeben, auf offener See fünfhundert Schiffe verbrennen, ihre für Angriff gedrillten Elephanten ausliefern, das römische Besatzungheer nähren und löhnen, fünfzig Jahre lang den Römern hohen Tribut zahlen und hundert Geiseln stellen mußten). In zwei Jahrtausenden ists so ge» blieben. Und daß Deutschland nicht erst sein Zama, nicht den Beginn der Vernichtung abgewartet hat, bringt ihm und den Führern des Heeres gewiß nicht Schande.

Fürsten und Heerführer haben, seit die Antike hin» sank, über ihre Verantwortlichkeit anders denken gelernt. In seiner Kriegsgeschichte erzählt Caesar, der in Alesia belagerte Gallierhäuptling Vercingetorix habe, da auf Aus« fallserfolg nicht mehr zu rechnen war, seinem Heer zu Waffenstreckung gerathen und sich, obwohl er den Krieg nicht aus Selbstsucht, sondern für die Freiheit Allgalliens geführt habe, bereit erklärt, durch Selbstmord oder Selbst» Stellung den Zorn der Römer zu schwichtigen: denn ins Schicksal müsse Jeder sich fügen („quoniam sit fortunae cedendim"). In Caesars Triumphzug schleppte er seine Ketten nach Rom und wurde dort hingerichtet. Wilhelm denkt anders; hat die erste Gelegenheit zu Opferthat für

"»
das Volk, das ihn so lange ertrug, so lange geduldig
ihn prangen und schwelgen sah, nicht ergriffen. Und die
löbliche Anstandsregung des Herrn von Bethmann, der sich
erboten hat, vor dem Gericht der Westmächte die Ver*
antwortlichkeit für das politische Handeln seines Herrn zu
tragen, kann ihn nicht im Beiirk kriegsherrlicher Gewalt
entbürden. Auf der steilen Höhe dieser Befehlsgewalt
war er von „ministeriellen Bekleidungstücken" (Bismarck)
nicht wärmer geschützt als Bonaparte, dessen Auslie*
ferung, wenn er sich in Flucht erniedert hätte, sicher ge»
fordert worden wäre und nach dessen Verbannung preu«
ßische Prinzen und Prinzessinnen über den schwächlichen
Unfug wütheten, „Nöppel, das Scheusal, am Leben zu las»
sen". Der Bancbanus von Hohenfmow, eine ins Nord*
deutsch«Oberpräsidiale gedörrte Frucht von Grillparzers
Kümmerstrauch, steht auf der Liste der .hundertdreißig Aus*
zuliefernden wohl obenan und hätte sich nicht geschadet,
wenn er noch eine Leitersprosse höher, bis in das Geständ«
niß geklettert wäre, daß er in der beklemmenden Julidäm»
merung des Jahres 14 mit Lust nach "Wahrheit jämmerlich
geirrt habe. In acht Monaten hat die Regirung der Deutschen
Republik, die Tausende, als Rebellen, töten, Tausende, als
der Neigung in Terror Verdächtige, einkerkern ließ, noch
nicht den schüchternen Versuch gemacht, einen Derer zu
packen, die des Bruches giltiger Kriegsbräuche beschuldigt
wurden. „Von Versöhnung mit anderen Völkern kann nicht
die Rede sein, so lange nicht von deutscher Seite ein ehr*
jiches Wort des Abscheus über ganz unfaßbare Uebelthaten
der deutschen-Kriegsführung ausgesprochen ist. Dabei han»
delt es sich nicht etwa um Dinge, die dem Krieg unvermeidlich
angehören, sondern um Ueberschreitungen des Völkerrechtes
und um Vergehen gegen die Menschlichkeit, die über alle
bisherige Praxis hinausgingen und die Ursache einer mora*
lischen Blokade gegen das deutsche Volk geworden sind.
Deren Wirksamkeit wird uns in ganzem Umfang erst nach
dem Friedensschluß klar werden. Anderswo gab es genau
so viele schlechte Elemente wie bei uns; der Unterschied
lag darin, daß bei uns auch die überwiegende Mehrheit der

anständigen, selbstlosen und menschlichen Elemente mit der
Unanständigkeit und Unmenschlichkeit solidarisch wurde,
sobald sie dem Staatsinteresse zu dienen vorgab. Mögen
die geistigen Führer Deutschlands nun, endlich, das große
Lügensystem der .deutschen Propaganda' in den Kriegsjähren
als solches erkennen, mögen sie die Anklage des Auslandes
mit ehrlicher Wahrheitliebe anhören und bedenken, daß
man keinen stärkeren Beweis neuen Lebens geben kann als
gründliche und furchtlose Selbstanklage. Wir können^das
von uns Angerichtete mit Geld überhaupt nicht wieder gut
machen, sondern nur dadurch, daß wir durch eine wahrhaft
heroische Absage an unseren Machtwahn dem Weltgewissen
eine ganz neue Tiefe und Stärke geben." Diese Sätze schrieb
Professor Foerster, Bayerns Vertreter in der Schweiz. Er er*
wähnt die von der pariser Akademie der Wissenschaften be*
»tätigte Anklageschrift der liller Gelehrten, die Ausraubung
und Zerstörung belgischer und nordfranzösischer Industrie*
betriebe, nennt die Namen Beschuldigter; zu Ermittlung und
Ahndung ist nichts geschehen. Statt wider die „Penalties"
des Vertrages zu toben, mußte man wenigstens den Willen
zu Reinigung des eigenen Hauses zeigen. Noch aber ist
nicht einmal die Einsetzung des Staatsgerichtshofes beschlos»
sen. Statt die vom Auslieferungverlangen Bedrohten in Zorn
zu hetzen, mußte man sie ermahnen, aus freiem Willen sich
dem Feindesgericht zu stellen und, wenn sie schuldig gefun»
den wurden, fürs Vaterland, wie Millionen ihrer Brüden
des Leidens Kreuz auf sich zu nehmen. Solche Mahnung
wäre nicht ohne Echo verhallt. Weil hier kein Drang nach
der Enthüllung lästiger Wahrheit fühlbar wurde, weil allein
die Verwüstung derPicardie sechshunderttausend Menschen,
sechshunderttausend Nährer des Rachetriebes, noch heute
zwingt, heimlos durch Frankreich zu irren, stieß die Sühne*
forderung englischer Puritaner nirgends auf unbrechbaren
Widerstand. Dennoch, hoffe ich, wird sie, die den Ameri*
kanern, der Franzosenmehrheit, der großen Gefolgschaft der
Edward Grey, Robert Cecil, Henderson nicht behagt, ver*
tagt werden, bis der Völkerbund Deutschland umfaßt. Ab*
schreckungstrafe? Keine überwöge die vom Krieg selbst

aufgebürdete. Feuerbach sogar, der am Spätabend des acht*
zehnten Jahrhunderts die Strafe als „Sicherungmittel" pries,
könnte wirksameres nicht ersinnen. Horchet, Alle, hinaus!
Die Grenzschranken fallen, die Welt wird, endlich, wieder
weit. Und über Millionen Gräber ruft die Glocke zu ernstem
Fest der Menschheit. Gedenket, Sieger, in dieser Stunde,
daß Großmuth den Gewährer stets reichlicher noch als den
Empfänger belohnt. Gedenket, Unterlegene, daß Ehre nicht
von Willkür zu geben, zu nehmen ist und, wie das innere
Gewissen, durch unbeugsame Strenge gegen eigenen Fehl
niemals getrübt, stets nur in reineren Glanz gehoben wird.

Des Lebens Pulse

„So sehr uns bayerischen Bauern der großmäulige Preuße junker-
licher Qualität als Staat und Mensch verhaßt ist, wünschen wir um
der Arbeiter und des Mittelstandes willen nichts weniger als seinen
Untergang. Zum Untergang Preußens als Nation aber muß es totsicher
führen, sofern die Ebert und Scheidemänner mit ihren schwarzblauen
Konsorten nicht rechtzeitig Vernunft annehmen. Sie, die im heimischen
warmen Neste dem großen Morden zusehen durften, können und wollen
nicht begreifen, was es heißt: Der Feind im Land.
Wären unsere Ebert und Scheidemänner draußen in der Front
gewesen, hätten sie die Knechtung und Sklaverei mit eigenen Augen
gesehen, in der sich die französische Bevölkerung des besetzten Ge-
bietes vier Jahre lang befand, sie würden nicht einen Augenblick
zögern, die uns gestellten, freilich schweren Friedensbedingungen zu
unterzeichnen. Da sie aber alt das Elend selber nicht schauten, ist es
einigermaßen zu verstehen, wenn sie glauben, die Verantwortung für
die Folgen der NichtUnterzeichnung tragen zu können. Von den po-
litischen Folgen will ich absehen; ich möchte nur die, wirthschaftlichen
schildern und auch nur diese insoweit, als ich mit eigenen Augen sah,
wie schwer die Farnzosen im besetzten Gebiet vier Jahre lang daran
zu tragen hatten. Denn daß uns die Feinde bei einer Besetzung besser
behandeln als wir sie, ist nicht anzunehmen, können wir aber auch
nicht verlangen. Der Schade für die Bevölkerung von Stadt und Land
Wäre, im Falf einer feindlichen Besetzung, gleich groß und schrecklich.
Abgesehen von der verschärften Blockade, die die Feinde bei Nicht-
unterzeichnung über ganz Deutschland sofort verhängen würden- und
die unfehlbar furchtbare Hungersnoth für Arm und 1 Reich1 in den
Städten bringen würde, könnte kein Scheidemann und kein Ebert die
Franzosen und Czechen hindern, uns Landleuten, das VfeW aus dem
Stall und das Getreide vom Speicher zu nehmen und uns zu Fron-
arbeiten zu zwingen. Und was das Schlimmste Bei Altem' wäre: wir

könnte'! uns nicht einmal beklagen, weil wir es selber so gewollt und
der Bevölkerung unserer Feinde vier lange Jahre eben so gemacht haben.
Was war dieses La Grande Tosse für ein wohlhabendes Dörfchen
in Friedenszeiten! Die Ställe gespickt voll Vieh, die Felder und
Wiesen strotzend von Frucht und Futter. Und 1916? Eine, höchstens
zwei Kühe im größten Stall, das übrige Vieh beschlagnahmt und ge-
schlachtet von den Divisionen der deutschen Armee. Wo das schönste
und fetteste Futter auf den Wiesen wuchs, dorthin fuhr der deutsche
Artillerist oder Trainsoldat mit einem Wagen, mähte das Gras und
verfütterte es für seine Pferde. Die Eigenthümer der Grundstücke
konnten sehen, wo sie ihr Futter für ihr Vieh hernahmen. Das Selbe
war es mit dem Getreide. Was da war, wurde beschlagnahmt und ab-
transportirt. Haften die Leute nichts mehr zu essen, so stand ihnen
die Wahl frei, entweder zu verhungern oder bei der deutschen Feld-
küche Dörrgemüse und ,Blaue Heinrichsuppe' zu fressen. Dafür mußten
sie dann unter deutscher Aufsicht ihre Felder bestellen, damit die
Soldaten Wilhelms ernten konnten. Das Unmenschlichste aber von
Allem waren die Deportationen. Dieses herzzerbrechende Wehklagen
der Frauen und Mütter, der Kinder und Greise, wenn sie von ihren
Lieben, von Heim und Hof weggerissen und, nur mit dem Allernoth-
dürftigsten versehen, einem fremden Land und ungewisser Zukunft
überführt wurden! Ich bin kein Weichling von Natur, habe zu allen
Zeiten meinen Mann gestanden, wenn es heiß herging, und neben drei
Auszeichnungen während der siebenunddreißig Monate meines Schützen-
grabenlebens mit anderen Kameraden die Anerkennung des Höchst-
kommandirenden unserer Armee im Tagesbefehl erhalten; aber dieser
Jammer ging auch mir zu Herzen und ich weiß nicht, ob ich mehr
geweint habe aus Mitleid mit den unschuldigen, unglücklichen Fran-
zosen oder aus Zorn und Scham über ein System1, das die Menschen
zu Maschinen machte und altes Gefühls menschlichen und politischen
Anstandes bar war. Damals schon sagte ich mir: Deutschland, Das
bringt Dir keinen Segen! Nun haaben wir die Vergeltung. Und nun
weinen und klagen diese Jammermenschen um Scheidemann und Ebert
über-die Schmach, die ganz unschuldiger Weise dem armen deutschen
Volke angethan wird von seinen Feinden.
Es fragt sich nun, wie das deutsche Volk die ihm auferlegten
schweren Bedingungen mildern kann. Vor Allem: Unterzeichnen!
Unterzeichnen auf alle Fälle! Nichtunterzeichnen wäre das Ende des
Deutschen Reiches, bedeutete den Tod ungezählter Tausender im In-
land und den Tod vieler unserer Lieben in feindlicher Gefangenschaft.
Die Scheidemänner und Genossen können auf die Hilfe der franzö-
sischen Sozialisten nicht hoffen. Für sie wird sich nie und nimmer der
Finger eines englischen Arbeiters rühren. Aber die Suppe, die sie
sich selber eingebrockt haben, die sollen sie auch selber auslöffeln.
Sind sie dann in den Orkus verschwunden,, so wird die Zeit für die
Räthe gekommen sein. Dann erst werden die ehrlichen deutschen

Sozialisten ihren französischen und englischen Brüdern die Hände
reichen dürfen... Dann erst ist Deutschland und das deutsche Volk
gerettet. Alle anderen Wege führen zum Untergang."
Der Bauer, der an die münchener Neue Zeitung
(deren Redaktion den Beweis der Echtheit anbietet) diesen
Brief schrieb, ist, mag er auch Junker und Räthe ver»
kennen, gescheiter als mancher Magister. Wagt heute
noch ein Politikerkopf die Behauptung, der deutschen
Menschheit hätte die Weigerung der Unterschrift genützt?
Der Feind wäre schon im Land. In dem Deutschland,
das kaum noch genießbares Fleisch, kein Fett zu Wund»
heilung, Milch», Eier», Kartoffelnoth hat, Kranken ver«
dauliches Brot entziehen muß, den Eisenbahnbetrieb nur
mühsam noch gegen Strikegefahr sichert und in dessen
aufgequollener Hauptstadt aller Gleisverkehr stockt. Un»
ruhen in Westfalen und Schlesien. Hamburg „von Re«
girungtruppen jenommen". (Endet noch unter dem neuen
Reichsministerium nicht die Serie solcher Heldenthaten?
Hamburger * Kaufleute versichern, daß längst vor dem
Truppeneinzug die Stadt ruhig war. Und in jeder Zone
hat der Noskismus sich als Vorfrucht des Kömmunismus
bewährt.) Offizieraüfrufegegendie„Strohpuppen«Regirung"
und die„Hochverräther in Weimar", für den in „unverbrüch»
licher Treue geliebten Allerhöchsten Kriegsherrn und Kaiser",
der, nach dem Kanzelwort eines Hofpredigers (giebts die
denn noch?) „zu schade war für sein Volk und um den
die ganze Welt uns beneidete". Auch wer nicht an
unklugen Putschversuch der Militärmonarchisten glaubt,
dessen Folge Generalstrike, blutiger Bürgerkrieg, Vorstoß
Fochs auf drei Fronten wäre, erschaudert wohl bei der
Vorstellung, das geliebte Land dieses Zustandes sei von
erbitterten Feinden besetzt worden. Ein Schwärm Sachver»
ständiger hatte, weils gewünscht wurde, öffentlich bezeugt,
Kohlenmangel könne Nachgiebigkeit nicht erzwingen. Nach
dei. Unterzeichnung des Vertrages las mans anders. „Die
Elektrizitätwerke können noch drei, die Gasanstalten noch
sieben Tage den Betrieb aufrechterhalten und noch ist nicht
abzusehen, ob in den nächsten Tagen die nothwendige

Kohlenmenge nach Berlin geführt werden kann." Berlin ohne
Straßen», Stadt», Vorort», Untergrundbahn, ohne Licht, Ma*
schinenarbeit, Nahrungzufuhr: den Neinschreiern wäre
schnell bei ihrer Gottähnlichkeit bang geworden. Und die
Ablehnung des Vertrages hätte noch jinmal die Klammer
geschlossen, nach deren Lockerung erst Vernunft auch in
den Westländern lauter als bisher sprechen wird. Da die
Bleibsel deutscher Vernunft den Trutz der Preußen und der
Träumer von neuerDumping»Herrlichkeitüberwogenhaben:
lasset nun des Lebens Pulse wieder in ^lebendiger Frische
schlagen. Die Saat wogt der Ernte zu. Du wirst, Deutschland,
gesunden. Wenn das Rasseln berstender Felsenthore, dasGe»
töse nahenden Himmelslichtes Dich nicht schreckt. Tönend
wirdfürGeistesohren schon der neue Taggeboren. Willstdem
alten nachträumen, der doch nie auferstehen kann? Raffe aus
Greises weh, Deutschland, Dich ins Hoffen kräftiger Jugend.
Nichts mehr von „Schmachfrieden" und Demüthigung.
Selbst nur kann Jeder sich Schmach bereiten; und that ers,
so wird Demuth ihm Pflicht. „Der Vertrag belastet Deutsch*
land nicht mit untragbarer Bürde und ermöglicht ihm den
Rückgewinn seiner Weltstellung": Das steht in Wilsons
Friedensbotschaft an das Volk von Amerika. Die den Mann,
weil er, auf fremder Erde, waffenlos, nicht im ersten Treffen
heraklischen Sieg erstritt, wieder schmähen, müßten immer»
hin bedenken, ob wir ihn nicht noch brauchen werden. Die
nach seinen Vierzehn Punkten langen, sollten sich erinnern,
wie gell sie deren Grundsätze einst verschrien; daß aus
ihnen und aus den Waffenstillstandsbedingen fast alles in
Versailles Geforderte schon drohte; daß deshalb noch am
zweiten Oktober General Ludendorff nur „als Grundlage,
nicht aber als vom Feind auferlegte Bedingungen" die Punkte
annehmen wollte. Zehn Tage danach wurden sie als Be*
dingungen, an denen nicht mehr zu rütteln sei, angenom»
men. Nach der falschen Gleisstellung war von dem Ver»
handlungweg nicht mehr viel zu hoffen. Was hier, fern von
Amtsnimbus, gefordert wurde, ist gewährt worden. Bündiger
Verzicht auf das linke Rheinufer(der nur um den hohen Preis
des anglo»amerikanischen Schutzvertrages den Militaristen
Frankreichs zu entringen war).DasSaargebietnichtfranzösisch:

dem Völkerbund unterthan, in der Verwaltung einer deutschen
Stimme Gehör verbürgt, der Rückkauf der Gruben nach
fünfzehn Jahren erleichtert. Danzig nicht polnisch: Freie Stadt
und Freiheit den für Deutschlands Wirthschaft wichtigen
Bahnsträngen zugesagt. Volksabstimmung in, gesicherter
Kohlenbezug aus Oberschlesien. Der Rechtsbereich der Re*
paration Commission fest eingezäunt und Vorschläge eines
deutschen Parallelausschusses willkommen. DieFrist zu Söld*
nerentlassung, die in Hast gefährlich werden könnte, ge»
längert und allgemeine Abrüstung verheißen. Der Wunsch,
Deutschland bald im Völkerbund zu sehen, stark betont.
Die Einung mit Oesterreich nicht gehindert. Und deutlich
ausgesprochen, daß der Vertrag nicht starr durch den Wan*
del der Zeit ragen, sondern stets „neuem Ereigniß und neuen
Lebensbedingungen angepaßt werden soll". Er ist hart (zwei*
unddreißig Gegner Deutschlands mußten ihm zustimmen),
gründet ein Polenreich, dessen Riesenumfang, eine Folge von
BrestsLitowsk und dem Rundgriff nach Rußland, schwer zu
.halten sein wird; er bringt aber keinem Sieger, wie sonst
jeder Friedensvertrag that, Profit, keinem auch nur Viertel*
ersatz der Kriegskosten und läßt Frankreich, dem Männer,
Geld, Maschinen, Industrie und Fruchtbaustätten fehlen, in
ärgerer Noth als die Niederlage von 1871. Der versailler
Pakt ist nicht Kerker noch Tod; ist nur ein Durchgang.
Mit uns wandelt auch er sich. Entmuthiget nicht selbst durch
den Schwatz von Schande, Vernichtung, Untergang das Ge*
wimmel Eurer Menschen. Dem Rüstigsten schwindet der
Frohmuth zu Arbeit, wenn er täglich hört, sie zinse doch nur
niederträchtigen Feinden, und wenn ringsum geplärrt wird,
die Heimath sei unrettbar verloren, der Schild ihrer Ehre
von Grünspan verschmutzt. Wird ihr durch Verschimpfung
des Feindes von gestern, des Partners von morgen gedient?
Den einzigen Ertrag, der aus der tragischen Junistunde zu
heimsen war, das von würdiger Beugung anter Schicksals*
erlebniß erworbene Vertrauen, müßte das Dauergezeter uns
rasch wieder rauben. Das Schicksal, dessen Bereiter und
• Werkzeug zu lieben,heischt von den Ueberwundenen Pflicht*
gebot. Unerträglich schweres? Lamartine, der den Franzosen
die Zweite Republik schuf, hat den Pfad gewiesen, auf

dem solche Pflichtlast Seisachtheia, also beglückendes Her*
zenswunder,werden kann; und der Frühdemokrat Freiligrath
übertrug die edlen Verse in sein derb geliebtes Deutsch:
„O rolle stolz und frei, zieh Deines Wegs gelassen,
Du Nil des Occidents, Nationenbecher Rhein,
Und schwemme mit Dir fort den Ehrgeiz und das Hassen
Der Völker, die geschaart sich Deiner Woge freun!
Warum denn hassen uns? Warum ein Band gezogen,
Das Gott ein Gräuel ist, weil es die Stämme trennt?
Hebet den Blick empor, schaut auf zum Himmelsbogen:
Ob eine Grenze wohl sein blau Gewölbe kennt!
Nationen (stolzes Wort für eine schlechte Sache),
Ist Euch die Liebe nur im eignen Hause Pflicht?
Zerreißt die Fahnen doch! Was soll am Strom die Wache?
Wer hat ein Vaterland? Die Selbstsucht nur, die Rache.
Die Bruderliebe, wahrlich, nicht!"
Was der von zehn Kreisen in die Constituante gewählte
„konservative Demokrat" Lamartine, im Geburtjahr desKom*
munistischen Manifestes, gegen Beckers Trutzlied vom deut«
sehen Rhein in Hymnenform fügte, kann uns morgen Er«^
lebniß werden. Muß: wenn Europens Festland nicht Pha»
langenzuchthaus oder Museum werden soll. Der Rhein wird
Schweizern, Franzosen, Deutschen, Niederländern, die Elbe,
sogar deren Mündungstück, fortan auch den Czechen ge*
hören und über beider Ströme Bett werden die Flaggen aller
Völker wehen. Die Supranationale wird; und kränkelt ihr
Körper, der Völkerbund, noch: aus manchem Angstkind ist
ein von Lebenskraft strotzender Menschensäer geworden.
Die in Graus und Jammer des Krieges, längst schon ver*
lorenen, himmelhoch jauchzten, sind jetzt zu Tode betrübt;
just die bis in den Herbst mit blitzblanken Augen Mun«
tersten zu den oft gevehmten „Flaumachern" abgeschwenkt.
Weil sie die einsame Hoheit unseres Schicksals noch nicht
begreifen, noch nicht, es „grenzenlos", mit allem Ueber*
schwang eines Schillergefühles, zu lieben, entschlossen sind,
mit der Elle, die für Gestriges taugte, es messen und da«
nach, als nicht groß, nicht breit genug, grämlich bemäkeln.
Lothringer, Polen, Dänen haben unter rauhborstiger Preußen»
herrschaft die Wesensfarbe bewahrt. Zittert Ihr vor der Ge*
fahr, daß die von Fremdvolk umfangenen Deutschen, deren

Glaube, Schule, Sprache, Brauch unter supranationalem Schutz
steht, auch die Fasern der Seele schnell "oder sacht von dem
Stamm lösen? Wäre um die mit billiger Butter, Chokolade,
Schlagsahne, Geschäftsbequemlichkeit Weggeköderten wie
um der Volkheit zerronnenen Werth zu trauern? Widert
Euch der Kloakenstank unverdeckter Entsittlichung? Folge
des Krieges, des öden Nutzenskultes, der würdelosen Würden*
streberei, die ihm vorangingen, der Lüge, die ihn gebar,
säugte, in den Wulsttrug „großer Zeit" aufpäppelte. Schnei*
det das Krebsgeschwür, die majestätisch funkelnde Lüge,
aus Deutschlands Leib: und mit ihm gesundet das Herz.
Floß nicht an einem Kriegstag mehr Blut, ward nicht an
jedem mehr Gräuel als, trotz dem neuen Militarismus, unter
allen Monden seit dem Sturz der Monarchie? Sah nicht
auch die Kindheit, noch die Pubertät des Christenthumes
Schwarmgeister, Wirrköpfe, böse Narren und Zinsangler
an üblem Werk, nicht Ketzergericht, Hexenhammer, Sekten*
gemetzel: und gölte, wer drum die junge Lehre be«
spien hätte, nicht dem Sanftesten als ein hirnloser Tropf?
Wird aus Militärstrike und Lohnbewegung nicht bald Re*
volution des Geistes, offenbart sich der Segen errungener
Freiheit nur in der einträglichen Erlaubniß, Kitzelbilder,
Hurenhausbräuche, lesbische und kinaedische Wonnen im
Kino zu zeigen, führen alle Bergpfade zum Tempel einer
Idee, eines Ideals weitab von der staubigen Landstraße offi*
ziellen Staatswesens: dann, freilich, welkt alle in jäher Lenz*
hitze aufgeblühte Hoffnung. Dann aber scheltet auch nicht
das Gekribbel der vom heiligsten Wahn Gefoppten, die
hinter den hehrsten Wortfassaden den Lügenschwamm, hinter
dem feierlich dröhnenden Ruf zu Opferaltären den faulen
Pfuhl wittern, in dem Staat den Erzfeind, Erzlügner hassen,
nur nach Gewinn und Genuß, nach Betäubung und Gier*
weide trachten, auf die Rennwettmaschine oder Roulette
stieren, mit dem erschobenen oder erspielten, nicht leicht
versteckbaren Papiergeld jedem flinken Mädel die Mühe
kundiger Lustschürung lohnen und, wenn gerade kein stär»
kerer Prickelreiz lockt, ein Tennisturnier begaffen. Ruhe
und "Ordnung sind nicht immer nur dem Philister gute
Dinge; dürfen aber erst in ein gesäubertes Deutschland

wiederkehren, dessen Wahrheit nicht häßlich, dessen Schön*
heit nicht Kaiserkitsch, dessen Mythos nicht verschimmelte
Propagandawaare ist, dessen Kultursehnen nicht Spießer*
herrschaft, dessenGott»Natur nicht vernagelte Götzen duldet.
Das Thor dieses Deutschlands, einer nicht von Pfahl und
Schlagbaum, von Schildfarben und Wappenthieren einge*
grenzten Menschheitprovinz, öffnet, zunächst einen schmalen
Spalt nur, der Friedensvertrag. Anfang ist er, nicht Ende, wie
Greiner fürchten; und nicht starr, sondern, als ein Lebendi«
ges, dem Lebensgesetz der Wandlung unterthan. Kein Böller*
schrei grüßte die Unterschrift. Die Geschütze, die im Schloß*
hof, vor dem Steinbild des Vierzehnten Louis, die Geburt
des Deutschen Reiches mit Krach und Qualm gefeiert hatten,
sucht der Blick jetzt vergebens. Friede auf Erden. Aus dem
Schwert werde Pflugschar; aus dem wölfisch den Nachbar
umlauernden Raufebold der in Halbpart von Glück und Leid
standhafte Genosse. Ueber die Trümmer des letzten Krieges,
den Schutt unnützen Erinnerns hinweg! Auf der Halde, die
in Mittagsglanz hängt, verlobe sich Deutschland froher, Werth,
nicht Waare nur, zeugender Arbeit. Schöpferischer, nicht^er*
quälter, nicht einen Klüngel nur mästender Arbeit der Herzen
und Hände. Im Kreis der Rechtsgenossen, der sich morgen aus
Volkheit in Menschheit weitet, werbe das Herz Vertrauen. Wo
Erdkräfte durch Menschengeist zu erlösen und fruchtbar zu
machen sind, rege, ihm treu zu Dienst, sich die Hand. Ueber
uns waltet ein Bauer, ein Müller. Beider Mund hat oft den
Glauben an Internationale gekündet. Wenn sie die Arbeiter*
verbände aller zur Einfügung in den Völkerbund bereiten Län*
der zu demZweck einen, dem Russenreich, das in neue Lebens«
form auferstehen, sie aber nicht einem Milliardär oder Trust
danken will, Köpfe, Maschinen, für Ural und Kaukasus,
an der Lena und Wolga taugliches Geräth zu liefern, dann
führen sie Deutschland aus dem Purgatorium rasch in das
Eden würdigster Pflicht, stützen die Völkergemeinschaft auf
wuchtige Pfeiler, rüsten die einzige Weltrevolution, die nicht
erst Chaos gebiert, und schreiben ihre Namen, Bauer und
Müller, unverwischbar ins Gewölb des einzigen Himmels,
zu dem Menschenandacht morgen noch aufblicken wird.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der
Zukunft in Berlin. — Druck von Paß fi. Garleb G.m.b.H. in Berlin.

Die Auszahlung der für das Geschäftsjahr 1918 auf 10 pCt. fest-
gesetzten Dividende ertolgt sofort in Berlin und Bielefeld bei der Deutschen
Bank, in Berlin bei der Direction der Disconto-Gesellschaft uud bei dem
Bankhause Gebr. George, Charlottenstrasse 62.
Wegen Aushändigung Je einer Aktie für 10 Aktien gegen Terzicht auf
die Sondervergütung bezw. wegen Auszahlung der Sondervergütung von
10 pCt. bei Nichtbezug neuer Aktien ergeht besondere Anzeige.
Berlin, den 21. Juni 1919.
Vereinigte Kammerich' und Belter & Schneevogl'sche Werke
Aktiengesellschaft.
Der Vorstand.
Max Gustav. Kichard Russeron.

Bilanz am 31. Dezember 1918.
Aktiva.
Grundstücks- u. Gebäude-Kto.
Pferde-Konto
Rollwagen, Pläne, Geschirre
und Stallutensilien . . .
Patent-Möbelwagen . . . .
Güterschuppen-Konto . . .
Inventarien-Konto . . . .
Formular-Konto
Kautions-Konto
Konto für Beteiligungen . .
Hypotheken - Amortis.- Konto
Hypotheken-Konto . . . .
Elfekten-Konto
Konto-Korrent-Konto . . .
Wechsel-Konto
nto
ionto
er-Konto
Versicherungs-Konto . . .
M ■
3 360 570
'79000)
383 232
114 170
203485
45 000
625 943
769 211 09|
2 907
18 300
12 197
30U30
3584
?5j
27
5(07 639!
26,
Passiva.
Aktien-Kapital-Konto .
Reservefonds-Konto . .
Spezial-Reserve f. d. Umstell
in die Friedensverh.. .
Talonsteuer-Reserve-Konto
Hypotheken-Konto . . .
Konto-Korrent-Konto . .
Aval-Konto
Dividenden*Konto ....
Gewinn ... M. 719029,48
Abschreibungen „ 287yXMi,56
Die auf 12 % festgesetzte Dividende gelangt sofort gegen Dividendenschein
Nr. 33 bei dem Bankhause Georg Promberg; & Co., Berlin, Jägerstr. 9, sowie an
unserer Ciesellschaftskasse, Kaiserstrasse 41, zur Auszahlung.
Berlin, den 21. Juni 1919.
Berliner Speditions- und Lagerhaus-Aktien-Gesellschaft
(vormals Bartz & Co.)
Der Vorstand.-

Vulcan-Werke Hamburg und Stettin Actiengesellschaft.
Bilanz am 31. Dezember 1918.
Vermögen.
Kasse . .
Effekten
Debitoren
Materialvorräte, fertige und io
Arbeit beflndl. Gegenstände
Hamburger Werks - Anlagen
und -Einrichtungen . . .
Stettiner Werks-Anlagen und
Einrichtungen
Aval-Konto . M. 21 606 234.80
Verbindlichkeit
Aktienkapital
Obligationen
Obligationen Einlösungskt
Keserve-Fonds
L'uterstUizungs Fonds . .
Talonsteuer-Konto ....
Dotations-Konto ....
Anzahlungen einschließlich
laufender Kreditoren . .
Obligationen-Zinsen-Konto
Tantiome-Konto
Dividende, rückständige . .
desgl. für 1918 = 8% auf
_ Aval-Konto . M. 21 606 234.80
|d02 823 016[Ö9|
Gewinn- und Verlust-Konto am 31. Dezember 1918.
M.
165 212
2 354 866
104 837 23lJ
172 336 694
17 450002
r.wuooi
M. pt
15000000 —
9 418 320 —
89 632 50
4 500000 —
200 000 —
185 000 —
72 864 73
71 887 638'
177 4121
66 066166
25 480V
1 200 00(1
(u2 823 01!
19
Soll.
M.
PI
M
pf
Abschreibungen 1918 . . .
3 014 322
-;
Verwendung:
1 338 466
90
Dotations-Konto ....
66 800
24
Kirche in Bredow . . .
5 000
-
1 200 000
66 066
66
l 338 466
90
6 352 7s.
77
Bilanz am 31. Dezember 1918
Haben.
Ueberschuß .
M.
6 !52 769 77
6 352 789'
pt
Aktira.
An Grundstücke und Gebäude
— 3% Abschreibung M. 34 206,95

Extra-Abschreibung „ 100 000,—
» Gruben "!!! '. '. '.
— 8% Abschreibung M. 1943,78
Extra-Abschreibung 10 000,—
„ Maschinen und Kessel!
— 10% Abschreibung M. 14 720,74
Extra-Abschreibung 50 000,—
„ Waren . . . . . .
„ Cassa und Postscheck
,, Effekten
„ Debitoren
., Betriebsmaterialien
M. pf
1 140 231 90|
134 206 9i
24 297
11 943'78|
147 2H7 3i.
I
61 720 7-1
M.
006 024;
12 353
82 486
074 9261 —
276 335!23
539 766 30
951818|44
10-
29 943 721.05
Passiva.
r Aktien-Kapital
Obligationen
Reservefonds
Spezial-Reservefonds . . .
Dividenden-Ergänzungsfonds
Kriegs-Reservofonds ....
Agio
Sparkasse
Obligationszinsen
Nicht erhobene Dividende
Kreditoren
Tratten
Talonsteuer
Interim
Zinsen
Kläranlagen
Gewinn: Vortrag aus 1917
Gewinn in 1918 , .
Pf
447 990
814 408
M. !pt
4 000 000; —
826 0001 —
400 0001 —
2 000 000^ —
300 000 —
lOOOOOOi —
24 780 —
2 251 825'57
9 810,—
1200 —
13 722 592;;
3 635114 -
8000o| —
100 oo> i_
180 000; —
150 0001 —
1 262 398191
57
. 29 943 721105
Gemäss dem Beschluss der am 24. d. Mts. stattgehabten ordentlichen General-
versammlung gelangt eine Dividende von 15% oder pro Aktie Mark 150.— zur Ver-
teilung. Dieselbe kann von heute ab gegen Aushändigung des Dividendenscheines
No. 26 bei unserer Kasse oder bei der 0 re-.tion der Disconto-Gesellschalt, Berlin und
Frankfurt 1. M., bei der Norddeutschen Batik in Hamburg, Hamburg, l eim A. Schaaff-
hausen'schen Bankverein Akt.-Ges., Cöln, bei der Oresdner Bank, Frankturt a. M., und
bei der Vogtländischen Bank, Abteilung der Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt. Plauen
i. Vgtl-, in Empfang genommen werden. -
Hlrschberg (Saale), den 24. Juni 1919.
Lederfabrik Hirschberg vorm. Heinrich Knoch & Co.
Knoch. Kern. Bf. Knoch, F. Knoch.

Die Zukunft
5. Juli 1919

Rennen zu
Berlin-firuneronld
5. Tag: Sonntag, den 6. Juli, nachm. 2^Uhr
8 Rennen im Werte von 160 500 H, u. a.:
GroÃŸer PrÃ¼flings-Preis
80000 M.
Verkehrsverbindungen:
VorortzÃ¼ge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrund*
bahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, StraÃŸenbahnen
D und U bis Bahnhof HeerstraÃŸe usw.

Rennen zu
Berlln-flruneoflld
6. Tag: Dienstag, den 8. Juii, nachm. V* Uhr
8 Rennen Im Werte uon 132 060 M., u. a.:
MitHennen, 27000 N.
Verkehrsverbindungen:
siehe obenl

Annahme für Vorwetten
Rennen zu
Berlin-Grunewald: 6., 8. Juli
Dortmund: 6. Juli
Trabrennen zu
München-Daglfing: 6. Juli
AnDahme von Vo rwelten für Berlin bei persönlich erteilten
Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmässig angesetzten
kennen. Für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis
63/4 Uhr abends:
Schadowstrasse 8, parterre
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9
Eingang Innsbruoker Str. 58
Oranienburger Strasse 48/49
(au der Friedrichstrasse),
Schiffbauerdamm 19
(Kommission für Trabrennen")
Neukölln, Bergstr. 43
und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim
Leipziger Strasse 13a Rathenower Strasse 3
Nollendorfplatz 7 Königstrasse 31/33
Planufer 24 Unter den Linden 14
Tauentzienstrasse iaa Moritzplatz
Rosenthaler Strasse
Für briefliche und telegraphische Aufträge
Annahme bis 8 Stunden vor Beginn des ersten programmässig
angesetzten Rennens
nur Schadowstr. 8.
An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 TJhi
abends angenommen.

Tür. 39
Die Zukunft — 5. Juli 1919

jjHH Vom Büchermarkt HE

Peter Petersen, Gemeinschaft und freies Menschentum
die Zielforderungen dtr neuen Schule. Eine Kritik der Be-
gabungsschulen. (Perthesschriften zum Weltkrieg, neue Folge,
Heft 6.) Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-Q. Gotha. Preis
zwei Mark.

Scharf und geistvoll unterzieht der Verfasser die Kultur der
Gegenwart einer grundsätzlichen Prüfung und gelangt dabei zur
Ablehnung des Schlagwortes vom »Aufstieg der Be-
gabten." Vom Problem der Begabung aus gesehen lautet für ihn
vielmehr die Aufgabe: »Rechte Sichtung und Schichtung
der Begabungen innerhalb der Volksgemeinschaft."
Unter Ausschaltung vor allem der wirtschaftlichen und partei-
politischen Belange stellt Petersen sodann reine sittliche Ziele auf,
die Idee der Gemeinschaft und des freien Menschentums,
in denen er die hinter der deutschen Revolution stehenden geistigen
Triebkräfte erblickt, also die Ideen, welche im sozialistischen Staat
die Gesellschaft tragen müssen.
Wie diese Ideen die ganze Allgemeine Deutsche Volks-
schule durchdringen sollen, wird dann eingehend erläutert in fünf
Abschnitten, die das Schema der neuen Schule, die Frage der
Grundschule, das Begabungsproblem, die humanistische und rea-
listische Volksschule sowie die Gemeinschaftspflege in der Schule behan-
deln, wobei alle »Gabel- und Zinkenschulen" abgelehnt werden. Be-
achtenswert ist auch die Stellungnahme Petersens zur Lehrerbildungs-
frage, insbesondere zur Frage des Universitätsbesuchs aller Lehrer.
Die Schrift ist tief, klar und durchaus neuartig in der Er-
fassung dieser brennenden Zeitfrage und verdient unbedingt die all-
gemeine Aufmerksamkeit.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt vom Verlag „Der
neue Merkur" in München bei, dessen Lektüre wir unseren Lesern
ganz besonders empfehlen.

Berlin, den 12. Juli itfltf
Zu neuen Ufern
Internationaler Arbeitertrust als Helfer aus russischer
"Wirthschaftnoth? Wenn ich den letzten Satz Ihres vorige;i
Heftes richtig verstehe, ists so gemeint. Im Ernst?" Im
Ernst. Rußland braucht große Mengen landwirtschaftlicher
und industrieller Maschinen, braucht schnell Lokomotiven,
Wagons, Schienen, Motore, Bagger, Turbinen, Arbeitgeräth
aller, wirklich: aller Art. Schnell; sonst verdorrts in seiner
unbestrahlten Einsamkeit. Rußland muß seine Industrie
wieder aufbauen, muß sie weiten und, endlich, die unge»
heuren Schätze seiner Erde ans Licht schürfen. Kupfer, Erz,
Gold (aus dem Lenaland), Mangan, Baumwolle, Feldfrüchte
jeglicher Sorte, Holz, Blei, Leder, Pelz: Alles ist daher zu
holen. Die Republik der Sowjets ist bereit, Organisatoren,
Technikern, Betriebsleitern, Industriestrategen,Mechanikern,
Schöpferköpfen, Meistern und Vorarbeitern so hohen Sold
zu zahlen, wie in einem Land verlangt werden muß, in dessen
Hauptstädten dem Arbeitlosen, zu Arbeit Untauglichen für
den Tag sechzig Rubel gezahlt werden. Sie kann auch Kon«
Zessionen, Ausbeutungerlaubniß, Pfänder von einem Euro*
päeraugenkaum ermeßlichen Werthumfang vergeben. Möchte
aber.natürlich, nicht, daß der ganze Gewinn von ein paar Groß*
kapitalisten und Unternehmersyndikaten gesäckelt werde.
Beim Bedenken der gewaltigen Möglichkeit und der Hemm»

nisse, die sich gerade den (in die Vernunft der Wirklich*
keit heimkehrenden) Bolschewiki entgegenthürmen, kam
mir der Gedanke, den ich vor acht Tagen hier andeutete.
Wenn die Trade»Unions, Amerikas Arbeitritter, die Con*
federation Generale du Travail, unsere Gewerkschaften und
Arbeiterräthe, wenn die Arbeiterverbände aller zur Ein*
fügung in den Völkerbund bereiten Länder zu diesem großen
Zweck sich einten: könnte das Werk nicht gelingen? Ein
Kulturwerk im eigentlichen Wortsinn, das die Völkergemein«
schaft auf wuchtige Pfeiler stützt, eine nützlich zeitgemäße
Weltrevolution, ohne Umweg durch Chaos, erwirkt und
die Genossenschaften der Handarbeiter in den Rang ver*
mögender Weltmächte hebt. Ein Riesenschritt auf dem Weg
zu Umordnung des sozialen Zustandes wäre gethan; und
dem Lande, das den Muth zum Aufruf, zum Entwurf eines
Grundrisses gefunden hätte, würden alle Länder zu Dank
verpflichtet, deren Regirer sich heute bang fragen, wie sie, mit
siecher oder erschöpfter Wirthschaft, schnell die auf Gipfel
gestiegenen und doch meist auch objektiv berechtigten Wün*
sehe ihrer Arbeiterschaft erfüllen sollen. Weils noch nie,
noch nirgends war, kanns auch nicht werden? Wir wären
verloren, wenn unsere Hoffnung sich an den Greisenwahn
klammerte, was war, müsse bald, könne je, in dem Menschen*
blick absehbarer Zeit, wiederkehren. Nevermore. Das war
ja der verhängnißvolle Irrthum unserer Versailler: daß sie
wähnten, unerträglich, unannehmbar sei jeder Wirthschaft*
zustand, in dem ein hansischer Großkaufmann und De*
visenbesinner nicht so frei athmen könne wie einst im Mai
deutscher Aufschwungstüchtigkeit; daß sie sich in den Trug*
schluß verleiten ließen, der harte Friedensvertrag erst ver*
wüste das Paradies tropisch blühender Exportwonne und
Welthandlerei, das doch schon 1914, vom Samum des Krie*
ges, verschüttet worden war und dessen Auferstehung kein
„Siegfriede" erzaubern konnte. (Welcher vermochte denn,
Amerika und England in die Freundlichkeit und fairness
zu zwingen, ohne die, noch im zaunlosen „Mitteleuropa",
unsere Wirthschaft immer nur hinken und, fern von Seeluft,
keuchen würde? Wer, noch heute, nicht merkt, daß dem
fleißigsten, kühnsten, betriebsamsten, geschmeidigsten Indu*

strievolk nur die kluge Gefälligkeit der Angelsachsenreiche
den Aufschwung der letzten Jahrzehnte ermöglicht hat, Der,
freilich, lernts hienieden nicht mehr.) Jetzt muß und jetzt
kann Neues werden. Reißet von Banden freudig Euch los! Nu r,
um unseres einzigen Himmels willen, morgen nicht etwa das
alte Spiel; nicht die Frage, ob, vielleicht, Gebündel mit Japan,
Getechtel mit Italien, öliger Flirt mitRumänien erlangbar, von
irgendeinem in Paris nicht ganz Befriedigten ein Gunstzeichen,
Kußhändchen zu erwedeln wäre. Das war.leider.einmal; und
■wird, hoffen wir, nie wieder sein. Rußland: da wartet eine
Lebensfrage deutscher Wirthschaft auf Antwort. Soll das Ge*
schimpf auf die Bolschewiki uns sättigen, die Furcht vor An-
steckung treudeutscher Seelen uns Jahre lang lähmen? Oder
wollen wir warten, bis ein Koltschak oder ein Ueberkolt«
schak, als der größere Rurik, den Erdtheil Rossija wieder
in kapitalistische Ordnung bringt? Der Bolschewismus ist
nicht Räuberei, nicht Menschheitende; ist eine Weltanschau»
ung, ein Gedankenbau aus uraltem, aus ,,neu" gefärbtem, zu
kleinemTheil auch aus zuvor nicht benutztem Stoff. Piaton und
die Essener, liparischer und galiläischer Kommunismus, Pro»
krustes und Rousseau, Bakunin, Blanqui, Marx: Alles ist drin;
und Uljanow« Lenin hat draus die Nolhhütte gebaut, in der
dieThätigen, die Arbeit.Leistenden nach der Befreiung vom
Alben des Zarismus ein Stündchen lang aufathmen konnten,
während ringsum Alles atomisirt werden sollte, damit für
den Neubau des Dauerhauses die Grundfläche frei werde.
Dieser Nothbaumeister hat einen stählernen, also biegsamen
Willen. Seit er spürte,daß seine Kommunistensiedelung ohne
Hilfe von draußen, ohne Führermenschen und modernes
Wirthschaftgeräth niemals gedeihen könne, ruft er, immer
wieder, laut: „Schicket uns Männer, für Praxis und Theo»
rie, liefert uns das zu Schatzhebung, Werthschöpfung Noth»
wendige und heischet dafür jeden uns erschwinglichen Preis!"
Ist seitdem derUrgedanke des Kommunismus geborsten, der
Glaube an das Allheil des Räthesystems, des Sowjetsegens
zerbröckelt? Nicht heute darf uns die Frage aufhalten. Las*
set den Russen die politischen Experimente, die ihr Herz,
ihr Abgrundsehnen begehrt; nur: helfet ihnen zum Aufbau
moderner Wirthschaft. Erzdumm war schon, daß wir nicht

lange vor den versailler Wehentagen uns ihnen (apolitisch^
verbanden oder, wenns Euch lieber war, gegen sie den West«
mächten unseren Beistand anboten; daß wir einsam, alsein
armsäliges Waisenkind, vor die Zweiunddreißig hintraten.
Wollen wir nun still sitzen und vor uns hin flennen, bis Lenin
den Amerikanern Bodenausbeuterrechte gigantischen Maßes
geben, die Japaner, die allein durch den Krieg finanziell und
industriell Gestärkten, nach Sibirien, ins Goldland und weiter
westwärts winken muß? Wozu haben wir angeblich inter*
nationalen Sozialdemokraten die Regimngmacht überlassen,,
wenn sie weder zu Haus das Vertrauen der Arbeiter wahren v
noch die Kräfte ihrer Welt zu neuem Thun ballen können? Die
Arbeiterschaft des Völkerbundes als Unternehmer des rus»
sischen Wirthschaftbaues, in größtem Umfang die Erfahrung
des Unternehmers, auch in Drang und Noth, erwerbend»,
besitzend: da würde Weltwende. Muß denn die unvermeid*
liehe Entwickelung ins Internationale sich auf jedem Gefild
wider Deutschlands Beharrungwillen, Neuerunghaß vollen*
den? Wer den Augenblick ergreift, ist der rechte Mann. Zu
machen ists. Zeigt der Westen sich spröd: fanget, Deutsche»
nur an! Wir können schließlich auch mal zu vernünftigem
Zweck sechs, acht Millionen Menschen mobilisiren. Die
brächten r*asch (die Kriegsindustrie und der Bahnbau in be*
setztem Gebiet hats erwiesen) Beträchtliches fertig; und an-
. Köpfen, an baumeisterlichen Menschen sogar wäre kein Man*
gel. Trauernd auf Europas Brandstatt hocken mögen alte,
verkalkte Völker. Speramur agendo. Deutschland muß der
Welt, muß sich selbst beweisen, daß es noch, daß es jetzt erst
Schöpferleistung vermag, daß es den Willen zu, die junge
Freude an Neuem und die Kraft, es, sich zu Glück und Kei*
nem zu Leid, in Freiheit zu gestalten, hat: dann ist es gerettet-
Fast jedes Franzosenauge, das auf den Kriegslauf rück*
schaut, verweilt in Andacht bei der Marne, an deren Ufer
in zwei Sommern, 1914 und 18, Allmacht dem deutschen,
Vordrängen zu gebieten schien: „Bis hierher sollst Du kern«
men und nicht weiter; hier sollen Deine stolzen Wogen sich»
brechen." Vergessen ist, daß zuvor schon einmal an dieser
Stelle dem von Feindesheeren überrannten Frankreich eim

Hoffnungstrahl winkte. Am achten März 1814 schrieb Krön»
prinz Friedrich Wilhelm aus Chaumont an die Schwester
Charlotte: „Hätten wir nicht heftige pariser Träume gehabt,
■wären wir ohne Zweifel schon drin im großen Sündenpfuhl.
Paris lockte uns, trotz unserer Deutschheit, und wir verbrann«
-ten uns die Nase. Erstlich Blücher, der vereinzelt höchst
dumm vorgerannt war; als Dieser sich hinter die Marne ziehen
mußte, wollten wir nun hier mit der sogenannten Großen
Armee, erstaunlich terribel wie eine Wetterwolke, Nöppeln
und seine Lutetia aufessen; aberscht: wir rannten, wie un<
"vernünftig, einzeln vor, bekamen einzeln Kloppe ohnte(und)
<la bemächtigte sich unser ein bewußtes Panikum. Und wie
wir unvernünftig vorgerannt, rannten wir jetzt zurück; und
«rst, als man sich Bar*sur. Aube hatte nehmen lassen, merkte
man, Nöppel schicke uns nur wenig nach und sei bei Troyes
■stehen geblieben, um abzuwarten, was Blücher thun würde.
Dieser Held und würdige Säbel schlüpfte fut und gerade auf
Lutetia zu. Jetzt ermannten wir uns endlich, als die Reserven
schon zwei Meilen hinter Langres standen. Papa trug sehr
"viel dazu bei; statt den Kaisern (von Rußland und Oester*
reich) nach Chaumont zu folgen, blieb er mit uns zu Co*
lombey»les«deux«£glises und wohnte dem blutigen Gefecht
-von Bar*sur«Aube bei. Unser Panikum scheint sich, Gottlob,
■vor der Hand gelegt zu haben und wir stehen so ziemlich
wieder da, wo wir vor den letzten, nur durch unsere Schuld
herbeigeführten und bedeutend gewordenen Unfällen stan*
"den. Jetzt steht dieses Welttheiles Schicksal auf Blüchers
Säbelspitze . . . Eben sind von Blüchers Seite beunruhigende
Nachrichten gekommen. Nöppel soll zu Berry=au»Bac sein.
Noch ist nichts Gewisses darüber. Wird Blücher in diesem
Verhältniß geschlagen,so steht es sehr schlimm; wirdNöppel
geschlagen, so kann es in acht Tagen aus sein.mit ihm, seinem
Reich und seinem Krieg. Es steht sehr mißlich. Der HERR
und seine Heerschaaren mögen sich unser annehmen, wie es
bis jetzt so augenscheinlich geschehen ist. (Eine Zeile Aus*
Tufzeichen.)" Blüchers Februaroffensive war zunächst miß«
lungen, er selbst, Kleist, Wittgenstein, der Kronprinz von
'Württemberg geschlagen worden und die Marne schien den
Vormarsch zu hemmen. Ende März wurde Paris dann ge«

Kommen; in den Wochen, wo es als tinerreichbar galt, nann» ten Prinzen und Generale es „einen militärisch ganz unwich* tigen Punkt". Ungefähr wie gestern. Noch eine ferne Aehn» lichkeit wird dem Gedächtniß sichtbar. Vor Rauchs Fritzen** denkmal haben neulich junge Führer und Mannschaft eines- Söldnercorps die französischen Fahnen verbrannt, die wir» nach Artikel245 des Friedensvertrages, zurückgeben mußten. Auch, wie in der Zeitung stand, zwei Fahnen aus den Kriegen gegen Bonaparte? Zu deren Rückgabe waren wir nicht ver* pflichtet. In Paris wurden 1814, vor dem Einzug der damals verbündeten Briten, Russen, Oesterreicher, Preußen, auf Be* fehl des Marschalls Serurier vierzehnhundertsiebenzehn Fah*= nen und Standarten, die, als Trophäen aus zwei Erdtheilen, im Invalidendom aufbewahrt worden waren, sammt dem De» gen und den Orden Friedrichs des Großen zu einem Haufen geschichtet und verbrannt. Damit der Feind selbst die Asche nicht heimsen könne, wurde sie von der Jena»Brücke in die Seine geschüttet. Öas geschah am dreißigsten Märzabend. Als am nächsten Mittag der Adjutant des Zars Alexander die Fahnen sehen wollte, fand er keine mehr im Haus und im Dom der Invaliden. Der Feind hatte kein Recht, das Brandopfer zu tadeln. Diesmal war die feierliche Verpflicht* ung zur Rückgabe vorangegangen. Das gilt auch für die Ver* Senkung der deutschen Kriegsschiffe, die bei Scapa Flow in» ternirt waren. Im November war die Versenkung erwartet worden. Jetzt? Nicht die Feinde wurden diesmal gekränkt (England hatte die Vernichtung selbst empfohlen), sondern die"" eigene Regirung, die an der Erfüllung übernommener Pflicht gehindert und genöthigt worden ist, von dem Vergehen ihr Unterthaner morgen Entschuldigung zu erbitten. Dritte Aehnlichkeit: Marschall Joffre und die Generale Sir Dou» glas Haig, Sir David Beatty und Pershing sind von der Uni* vertität Oxford zu Ehrendoktoren der Rechtswissenschaft er* nannt worden; den selben Ehrengrad erklommen 1814 Kaiser Franz, Friedrich Wilhelm der Dritte, Metternich, Blücher und der russische General Fürst Lieven. Den rothen Doktor» talar und die steife Aufnahmefeier hat ein Jahrhundert nicht verändert. Näht Geschichte auf Mannequins verschiedener Länge und Breite nur neue Kleider?

Artikel* 245 (er steht in dem Abschnitt, der uns das
bittere Weh der Trennung von den sechs Flügeln des Genter
Altars, von unseren Theil an dem „Mystischen Lamm" der
Van Eyck und von den Abendmahltafeln des Dirk Bouts
bereitet) fordert, außer den seit 1870 aus Frankreich als Beute
hergebrachten Trophäen, Archivstücken, Kunstwerken, „alle
politischen Papiere, die am zehnten Oktober 1870 im Schloß
Cer^ay, bei Brunoy (Seine*et»Oise), das damals dem Minister
a. D. Rouher gehörte, von deutschen Befehlshabern weg»
genommen worden sind." Ich muß gestehen, daß ich von die«
sen Papieren nie mehr als dunkel wirres Gerücht vernommen
hatte; und Alle, von denen noch Auskunft zu hoffen war,
hoben die Achseln. Herr LeonChenebenoit hat, im„Temps",
auf die Spur geholfen. Rouher, der „Vicekaiser", der noch
am vierten September, nach Sedan, dem Senat vorsaß, war
mit seiner Familie dem Republikanerzorn nach England ent«
flohen; hatte in seinem Schlößchen Cergay aber die wichs
tigsten Staatspapiere zurückgelassen. Dort fand sie die ein«
rückende Siebenzehnte Division. Die guten Mecklenburger
durchschnüffelten das Zeug ein Bischen und wollten es eben
vernichten oder zum Einwickeln benutzen, als ein gebildeter
Offizier dazu kam, in den Briefen allerlei bekannte Namen
sah und befahl, die ganze Papiermasse an das Auswärtige
Amt zu schicken, das in Versailles, Rue de Provence 14,
seine Kriegskanzlei hatte. Oeffentlich hat Bismarck nur einmal
die Waffen aus Rouhers Sammlung genützt: als er, nach dem
Erscheinen von Benedettis Buch „MeineMission in Preußen",
Louis Napoleons Absichtauf Belgien, auf „einebelgische Kom»
pensation fürSadowa" enthüllte. Gewiß ist aber, daß ihm aus.
Rouhers Arsenal auch gegen deutsche Fürsten und Staats«
männer wirksame Waffen in die Hand geliefert waren. Der
Hesse Dalwigk, der Schwabe Varnbüler, der SaxosOester»
reicher Beust, der bayerische Graf Bray und andere der Vor«
herrschaft Preußens widerstrebende Minister hatten von 1865
an in politischem Verkehr mit Rouher gestanden. Für den
um die Schöpfung deutscher Einheit Bemühten wars, just in
den Tagen von Versailles, ein kaum überschätzbarer Hort.
„Die Winselbriefe süddeutscher Könige an den dritten Kaiser
Napoleon, Beusts und Brays Zettelungen mit Gramont, die

unvorsichtigen Briefe Dalwigks undVarnbülers: alle Schreiber
hatten darauf gerechnet, daß niemals ein fremdes Auge ihre
Briefe lesen werde. Man male sich Bismarcks Freude über
diesen Fund! All seine deutschen Feinde, all die Lästigen,
die so lange sein ehrgeiziges Planen durchkreuzt hatten,
waren nun in seiner Hand. Eine Veröffentlichung, im Reichs»
anzeiger oder im Moniteur de Versailles: und ganz Deutsch«
land schrie in Wuth auf." Herr Joseph Reinach sagts in
dem Buch „Eine historische Erpressung". Und Albert Sorel
in der diplomatischen Geschichte des Einheitkrieges: „Bis*
marck benutzte die Papiere zur Bedrohung der süddeutschen
Höfe, die, wenn er seine Geheimnisse enthüllte, vor der
Oeffentlichen Meinung in üblem Licht standen und deren
durch die Drohung geweckte Angst die zwischen ihren Staaten
und Preußen schwebenden Verhandlungen sehr erleichterte."
Der Diplomat Rothan in dem Buch „Politique francaise":
„Der Raub dieser Papiere ist ein für unsere diplomatische
Geschichtschreibung unersetzlicher Verlust." Für die Rück*
forderung haben die Herren Reinach und Piccionni, der
Leiter der pariser Staatsarchive, sich eingesetzt. Wir wollen
hoffen, daß der Fund gut bewahrt ist (besser als Manches
aus uns näherer Zeit) und nun, endlich, ans Licht kommt.
Von den Briefschreibern lebt keiner mehr; und gerade jetzt
wäre die Erkenntniß lehrreich, welche von fern unsichtbaren
Hindernisse die Reichsgründung erschwerten und welche
Glückszufälle dem Meister ermöglichten, aus einander feind*
liehen Elementen, dennoch, haltbare Einheit zu schaffen.
Der hamburger Aufruhr, der in der Presse ein paar
Tage lang das Gezeter über den „Raubfrieden", „Schmach*
frieden" ersetzte, war durch die Entdeckung bewirkt, daß
die für Massenabsatz arbeitende Fabrik von Heil ihre Kon*
serven aus dem Fleisch von Ratten, verreckten Hunden und
Katzen bereitet hatte. Pestgestank verrieth, allzu spät, das in*
fame Treiben; die stürmende Menge fand die eklen Kadaver,
tobte ihre erste Wuth an dem schuftigen Fabrikbesitzer aus,
der auf so schmähliche Weise Profit erjagt hatte, und wandte,
noch heiß von Zorn und Blutdunst, sich danach in die gewiß
nicht ungebührliche Frage um, ob denn keine Behörde der

Freien Stadt die Pflicht empfunden habe, solchen großen, für
die Volksernährung, Volksgesundheit wichtigen Betrieb unter
Aufsicht zu stellen. Was weiter, auf den Wegen mittel«
alterlicher Gassenjustiz, geschah, schildert anschaulich ein
Privatbrief, dessen Hauptstück ich drum hier abdiucke.
„In Hamburg waren Rathhausmarkt und Jungfernstieg von
aufgeregten Menschen erfüllt. In ihrer Mitte zogen sie eir.en
Karren. Ein älterer, kreidebleicher Mann stand vornauf und
hielt mit bebenden Hin Jen ein Schild mit der Inschrift: .Ich
bin der Meister der Heil-Fabrik.' Hinter ihm eine zweite
Tafel: .Die Vorarbeiter.' Die Leute hielten in bei Jen Händen
Ratten. Katzen. Hundetheite. Ab und zu hielt der Wagen. Dann
mußten die Leute aus einem Topf essen. Ich konnte nicht
sehen, was. Einige behaupteten, es sei rohes Katzenfleisch,
Andere .Heil-Bouillon'. Dile Sache hatte durchaus das Wesen
•einer Volksjustiz. Die Masse (mit viel Gesindel vermischt, aber
Alles ohne Waffen, Schutzleute oder Volkswehrmänner waren
nicht zu erblicken) genoß das Schauspiel. Die sittliche Empö-
rung war nicht sehr einheitlich. ‚Die können dja nix davor.'
.Aber natürlich: Die haben dja doch Schweigegelder genom-
men.' .Dafür haben sie doch auch schönes üeld verdient.'
‚Das kann man keinem Menschen verdenken in diese Zeit.'
Der Zug ging johlend weiter. Gegen Abend hörte ich schießen.
Mit Bekannten im Fährhaus. Um neun Uhr kam der ‚Ober'
angestürzt. ‚Wir können nicht weiter serviren. Sie kommen.
Das Atlantic wird gestürmt.' (Was sich später als falsch her-
ausstellte.) Vor dem Fährhaus stand Einwohnerwehr. Sol-
vente Leute. We'ß.oihwe'ße Binde am Unterarm und das über-
gehängte Gewehr über bourgeoisem Mantel. Vor vorgehaltenem!
Gewehr stand unser Wagen. ‚S;e gestatten.' Und ein tüchtiger
Prokurist durchsuchte die Sitze des Autos. ‚Danke sehr. Sie
können fahren.' Und wir fuhren unter anschwellendem Ge-
wehrlärm der Stadt zu. Am nächsten Morgen ging ich an
die Innenalster. Sie war von einer dichten Zuschauermenge
umlagert. ‚Das Rathhaus wird gestürmt.' ‚D:e Bahrenfelder
sind gefangen.' .Die Volkswehr ist mit zwölf.ausend Mann
übergetreten.' Wilde Gerüchte liefen von Mund zu Mund. Auf
der anderen Seite war ein wüster Auflauf. Er schob sich joh-
lend gegen das Wasser. Nun flog irgendetwas ins Wasser;
tauchte wieder auf. Gewehrschüsse hinterdrein. Es werschwand;
und tauchte wieder auf. Neue Schüsse. Dann versank es. Plötz-
lich kam Etwas auf uns zugeschwommen. In die Menschen, die

bisher, wie innerlich ferne Zuschauer einer Filmvorführung"
. stumm, erstaunlich, ohne kundgegebene Antheilnahme, gefolgt
waren, kam plötzlich eine erregte Bewegung. Einzelne liefen
ein Stück fort, blieben aber dann wieder stehen; Frauen fingen,
zu weinen an. Im Hintergrund schrie, immer wieder, ein
dicker Herr: ‚Immer ruhig Blut bewahren.' Bewaffnete Bur-
schen stürzten herbei. Das Gewehr vorgestreckt. Litewka,
offener Rock, Schiffermütze, halb Matrose, halb Hafenarbeiter,,
halb Soldat, halb Rowdy: ‚Da kömmt der Bahrenfelder.' ‚Nieder
mit dem Bluthund!' ‚Hant dat Aas.' Einer der Kerle wollte
schießen. Aus dem Publikum rief man: ‚Nicht schießen!' Der
Kerl setzte wieder ab. Inzwischen hatte der Bahrenfelder die
Treppe erreicht. Er kroch halbtot herauf. Leichenfahl; ein
netter junger Bursch. Einer von den Kerlen stürzte mit er-
hobenem Kolben vor. Ein anderer schrie: .Wieder rein ins
Wasser!' Da trat ein baumlanger Matrose vor. ‚Der hat Strafe
genug gehabt.' Aber i die Anderen, wollten nicht. Der Matrose
fing zu sprechen an. Er schien in einer Rednerschule gelernt
zu haben. Man hörte die Worte .Kapitalismus' und .Prole-
tariat', .mißleitet', .nicht verantwortlich machen'; ‚das Volk,
soll selbst entscheiden'. Es war Offenbar nicht ohne Eindruck,
auf die .Aufständischen'. Sie wollten sich der .Volksstimme'
fügen. Darauf wurde von einer Zufallsmenge abgestimmt über
das Leben eines Menschen! Es sprach sich nach hinten weiter.
Alle reckten die Arme. Die erdrückende Majorität war für den.
armen Jungen. Er taumelte davon, Thränen in den Augen und
einen unbegreiflichen Ausdruck im Gesicht. Man hätte ihm
gern zugesprochen, aber man wagte es nicht recht; denn die
.Anderen' standen noch etwas verblüfft und uneins debattirend
zusammen. Dann trollten sie ab. Der Bursch war schon fort
Vielleicht war das Zuschauerthum das Unbegreiflichste daran.'*'
„Nicht Neider nur wisperten, Erzherzog Franz Ferdinand
habe den Verzicht auf den Thron nicht ganz ernst genommen,
habe den Sinn der Eidesformel, die am achtundzwanzigsten
Juni 1900 in der Kleinen Rathsstube der Hofburg sein Mund
sprach, seine Hand unterschrieb, schon als Thronfolger über
den ihr erdachten Rahmen gedehnt. Herzogin: Das klangt
als Titel seiner Frau,beinahe wie Erzherzogin. Und wenn der
„Generalinspektor der gesammten bewaffneten Macht der
Monarchie" in dieser Eigenschaft (des Kriegsherrnim Frieden)

in einen Garnisonort einzog: durfte dann die Frau neben ihm
sein? Mußten dieBehörden, militärische und bürgerliche, ihr
dann nicht wie einer Erzherzogin huldigen? Konnte der
Bürgermeister eines bosnischen Nestes mit dem Spürsinn
eines Ceremonialgelehrten unterscheiden, was der Frau des
Erzherzogs, was der Erzherzogin gebührt? Und unterschied
er nicht, dann war die Eideshülse schon entkernt und aus
Mißbrauch konnte mählich Gewohnheit werden. Denn die
Einrichtung morganatischer Ehe begrenzt den Geltungbezirk
der Frau ins Haus, in familiären und gesellschaftlichen Ver»
kehr. Diese Grenze hat der Mann überschritten, der, als
Generalissimus (Vertreter des Kaisers), seine Frau neben sich
in den Einzugswagen setzt und ihr von den Verwaltung*
häuptern amtlichen Gruß erzwingt. Hier lauerte Gefahr.
Wäre die Summe von Mißgriffen, die das Attentat in Sara«
jewo gelingen ließ, möglich geworden, wenn nicht der Ent»
schluß, die Manöverreise in eine Huldigungfahrt münden,
der Herzogin die den Töchtern des Erzhauses vorbehaltenen
Ehren spenden zu lassen, das ganze Räderwerk der bosnischen
Polizei und Stadtverwaltung in Wirrniß gerissen und blin*
der Zufallswirthschaft das Thor geöffnet hätte?" Vor fünf
Jahren, sogleich nach der Ermordung Franz Ferdinands, habe
ich diese Sätze hier veröffentlicht. Jetzt sind in „Danzers Ar*
meezeitung" Notizen des (1914 der kaiserlichen Adjutantur
zugehörigen) FeldmarschalhLieutenants Margutti zu lesen*
die mein Ahnen leidig bestätigen. Auf dem schönbrunner
Arbeitstisch des Generaladjutanten Grafen Paar, des dem
alte n Kaiser ein Jahrzehnt lang nächsten Gehilfen, sah Margutti
die Programme für die bosnische Reise Franz Ferdinands und
seiner Frau. Er notirt: „Auch das für die Reise der Her»
zogin von Hohenberg, die direkt nach Sarajewo fahren sollte,
zeigte ganz die hochoffizielle feierliche Form, die sonst einzig
und allein üblich war, wenn der Kaiser als Staatsoberhaupt
und Herrscher reiste. Daß diese Programmform nun auch für
eine Reise der noch hinter den Erzherzoginnen rangirenden
Gemahlin des Thronfolgers gelten sollte, mußte in Hof«
kreisen allgemein als ein neuer Schritt aufgefaßt werden, der
die Herzogin wieder um eine Stufe aufwärts führen sollte."
Einspruch? Die Programme waren schon fertig gedruckt und

sollten dem Kaisernur „zu Kenntnißnahme" vorgelegt werden,
da alles zur Ausführung Nothwendige, wie das Oberst*
hofmeisteramt meldete, schon vom Belvedere, der Residenz
Franz Ferdinands, aus „unabänderlich" angeordnet worden
sei. Das, sagte Graf Paar, „ist denn doch ein starkes Stück".
Der alte Franzjoseph war zu müde, um dasNein zu sprechen,
das er dann, dem heftigen „Herrn Neffen" ins Auge, be*
gründen mußte; und ging deshalb, den Brecher ehrwürdigen
Brauches nicht mehr zu sehen, am nächsten Morgen, acht
Tage früher, als geplant war, in sein liebes Ischl. Dorthin
kam am achtundzwanzigsten Junimittag die Meldung des
Doppelmordes. (Die erste, vom Oberhofmeister des Erz*
herzogs, sprach, in erquickendem Kurialstil, mehrfach von
den „höchsten Leichen".) Paar brachte die Depesche dem
Kaiser; kam schon nach drei Minuten aus dessen Zimmer
zurück und sagte zu Margutti: „Der Kaiser speist heute
allein. Morgen früh gehts nach Wien." Auf die Frage,
wie der Greis die Schreckenskunde aufgenommen habe, nach
einer Pause: „Er hat in seinem Leben so viel Böses durchge*
macht, viel Schlimmeres als Das! Er hat nicht viel gesagt. Er
schloß die Augen, blieb ganz in Gedanken versunken und
sprach dann: »Entsetzlich! Der Allmächtige läßt sich nicht
herausfordern! Eine höhere Gewalt hat die Ordnung wieder*
hergestellt, die ich, leider, nicht zu erhalten vermochte.*
Später hat er alles für die Ueberführung der Leichen und
das Ceremoniale Erforderliche mit der bei ihm nie genug
zu bewundernden Präzision angeordnet Du weißt, Margutti,
wie der Kaiser mit dem Erzherzog stand. Sie waren ein*
ander menschlich entfremdet. Und nun kam noch die Heirath
hinzu. Selbst nach des Erzherzogs feierlichem Thronverzicht
für seine Kinder wurde der Kaiser nie" die Besorgniß los,
daß der Erzherzog, von seiner geistig ungewöhnlich begabten,
aber auch überaus ehrgeizigen Frau gedrängt, einmal doch
Mittel und Wege finden werde, um seinem ältesten Sohn
die Thronfolge noch irgendwie zu sichern." Margutti fragt,
ob der Kaiser nicht fürchte, der Mord werde politische Fol*
gen haben. Paar: „Nicht im Geringsten. Es ist eins der
tragischen Ereignisse, wie er sie schon öfter in seiner Fa»

milie erleben mußte. An irgendwelcheFolgen für unsere Mon«
archie denkt er ganz gewiß nicht." In Franz Josephs erstem Er*
laß stand denn auch, des Doppelmordes Ursprung sei in dem
„Wahnwitz einer kleinen SchaarIrrgeleiteter" zu suchen. Ser«
bien schien ihm schuldlos. Und sein Glaube wurde durch den
Bericht des Ministerialbeamten Von Wiesner bestätigt, der am
dreizehnten Juli, als Ergebniß seiner Untersuchung, aus Bei«
grad meldete, Hof und Regirung Serbiens habe mit dem
Attentat keine Gemeinschaft. Wie, dennoch, möglich wurde,
den bedächtigen, nach Conrads Zeugniß geistig noch durch«
aus klaren Greis zur Absendung des Ultimatums und, nach
Serbiens demüthiger Antwort, zur Kriegserklärung zu stim«
men? Ein Theil des Hochadels war wüthend, weil die Gräfin
Chotek, Herzogin von Hohenberg, im Bestattungceremoni»
ale auf Befehl des Kaisers, der ihr die angemaßten Monarchen«
ehren nicht verzeihen konnte, so weit von dem Thronfolger
distanzirt wurde. Magyarenhaß nützte die Gelegenheit zu
Hetzegegendieseiner Herrschsucht lästigen Südslawen. Ber«
ho rieth, „das Ultimatum so zu überpfeffern, daß die Serben
es nicht schlucken können". Fjajiz~Jasfif>h4ürchtete, für zu
alt, zu schlaff und kriegscheu gehalten zu werden; und sagte
schließlich: „Wenns sein muß, wollen wir mit Anstand un«
tergehen." Oft hatte er schwierige, nicht zu Eile nöthigende
Entscheidung mit dem Wort hin weggeschoben: „Das mag
der Herr Neffe auslöffeln!" Nun hat Erzherzog Karl, der
Sohn des schönen Lüdrians Otto und einer Sachsenprinzessin,
den der Kaiser am neunundzwanzigsten Juni 1914 auf dem
penzinger Bahnhof als Thronfolger, den dritten, begrüßt hatte,
den ganzen Napf ausgelöffelt. Rudolf im Lustbett, Franz
Ferdinand auf der Straße gemordet, Karl entthront, verbannt;
alle Drei irgendwie Weibesopfer. Tu, felix Austria, nube?
Marguttis Notizenblatt beweist (auch Denen, die es noch
nicht wußten), daß der Hingang des zweiten Thronfolgers
den Kaiser nicht „erschüttert" noch gar „ins Herz getroffen"
hat, Eben so thöricht wie dieser Schwatz war, noch blinder
nur, der Wahn, Franz Ferdinand sei vom Haß der Slawen
getötet worden. Deren schimmernde Hoffnung war der einer
Slawin hemmunglos hingegebene Erzherzog, der auf dem

Hradschin sich zu Böhmens König krönen lassen und die
Uebermacht der Magyaren aus dem Schaft brechen wollte.
Auch, daß ihm weder Rußland noch eine Westmacht (außer
dem von ihm leidenschaftlich gehaßten Italien) mißtraute.habe
ich schon vor fünf Jahren gesagt. „Sein Wirken nährte in West
so rothbackige Hoffnung, daß* zum ersten Mal nach vier Jahr«
, zehnten, England sich zur Kotirung einer ungarischen Staats*
anleihe entschloß und pariser Finanzschreiber fragten, warum
Frankreich dem Vorgang nicht folge. Oesterreichs Feinde
hatten den Thronfolger nicht wie den Führer himmlischer
oder höllischer Heerschaar gefürchtet. Den Mächten der
Triple=Entente hat sich am Veitstag kein Alb von der Brust
gelöst. Das Staatsgeschäft der Doppelmonarchie ward durch
den Tod Franz Ferdinands nicht erschwert. Wer Geschichte
als Erlebniß fühlt und, seit dem Bukarester Friederi, die
Spannung der Willensstränge, den Zeiger des Manometers
betrachtet hat, weiß, dennoch, was in Südost sich aus Nebeln
braut. Heißer Sonntag war, als ich, am Bahnhof Zoolo*
gischer Garten, ausrufen hörte: .Erzherzog Franz Ferdinand
in Sarajewo ermordet? In der Hauptstadt der Bosna, die
altserbisches Siedlergebiet war, ein Ziel neuserbischen Sehnens
ist. In der selben Sekunde trieb Ahnung den Ruf auf die
Lippe: ‚Das ist der Krieg!' Aus Bosnien, hatte Peter Schu*
walow geschrieben, .kommt einst die gefährlichste Bedrohung
des europäischen Friedens; wie Fels ist in mir die Ueber*
zeugung fest, daß dort der Zünder ist, der das Pulver in
Flamme treibt. Rühret nicht muthwillig daran!'" Wieder
achtundzwanzigster Juni: 1919; Friedensschluß in Versailles.
Ein neuer Pressesport ist, täglich den Deutschen zu er*
zählen, wie heftig in Amerika der Zorn über den versaillerFrie«
densvertrag tobe und wie völlig das Volk dem Präsidenten, weil
er diesem Vertrag zustimmte, sein Vertrauen entzogen habe.
Die letzte Nachricht, die ich las, meldete, der Name Wil*
sons sei, als ihn ein inCarnegie«Hall redender Senator nannte,
von der Mehrheit der Zuhörer ausgepfiffen und durch diese
Demonstration der Wuth wieder bewiesen worden, daß „auch
drüben" der Nimbus des Präsidenten zerstört sei. Fast jeder

Tag bringt ähnlicheMeldung. Der (nicht ganz ungefährliche)
Z weck ist: den Glauben zu nähren, derVertrag sei ein so schänd»
liches Teufelswerk, daß alle halbwegs nach Gerechtigkeit
strebenden Menschen ihn empört verdammen, und aus der
Wurzel dieses Glaubens die Triebe sprießen zu lassen, deren
Frucht der Wille zu Rächung der höllischen Tücke werden
soll. Nach Jahren dichter Absperrung ists hier, wo ameri*
kanische Zeitungen selten und spät ankommen, schwer, sich
-von der Volksstimmung in der großen Republik ein deut«
liches Bild zu machen- In keinem Lande der Welt war sie,
seit die Völker aus der Rolle des Chors in die Mithandeln»
der vorgetreten sind, aus dem in der Sphäre von Senaten Ge»
schehendenerkennbar, wo immer,natürlich,autoritäre,manch»
mal auch plutokratische Luftströmungen stärker sind als in
den von der Volksmasse bewohnten Thälern. Ich neige in
den Glauben, daß die Amerikaner europamüde geworden
sind, von der aus Asien vorspringenden Halbinsel, die sich
einen Sondernamen und ein Recht auf ewige Weltherrschaft
anmaßt, das Auge wieder dem ungeheuren Kreis ihrer eigen»
sten Interessen zuwenden, und fürchte, daß sie sich früher,
als der Menschheit lieb sein könnte, von Europa politisch
desinteressiren werden, weil dessen Enge ihrem Thatendrang
nicht genügt und weil die besondere Form ihres Idealismus,
ihr metaphysisches Sehnen, das durch den Ertrag der großen
Celdsammlungen für Zwecke des Christenthums jetzt wie»
der bestätigt worden ist, hier, auf dem dürren Boden des
nüchternsten Rationalismus, keine Erfüllung findet. Trotz
allen von der noch immer lautfortarbeitendenPropagandama»
schine ausgespienenMeldungen ist mir, leider,unwahrschein«
lieh, daß die Antipathie gegen Deutschland schon tief genug
abgeebbt ist, um die Verurtheilung des Friedensvertrages zu
ermöglichen, von der uns erzählt wird. Vielleicht glaubt
man drüben nicht mehr, die Hauptthätigkeit deutscher Sol»
daten habe im Aufspießen holder Säuglinge bestanden, viel*
leicht ist man auch gegen andere Angaben der Filmpolitik
mißtrauisch geworden und sieht in dem Verbrennen von
Partituren und Klavierauszügen deutscher Tonkunstwerke
nicht mehr ein würdiges Symbol sittlichen Unwillens. Ganz

aber kann die Antipathie nur durch Deutschland selbst aus»
ausgetilgt werden, durch entschlossene Abkehr von Bruta»
litätkult und Parvenuhochmuth und durch Wahrhaftigkeit,
die keinenFehlerEinzelner, keinen derNation ableugnet oder
beschönigt. Dem Amerikaner, der Deutschland kennt, braucht
Niemand zu schwören, daß hier durchaus nicht nur „Hun»
nen" wohnen. Und manches Erlebniß auf europäischem
Festland hat die Kriegsmannschaft der Neuen Welt erkennen
gelehrt, wie nah neben Heroismus Kleinlichkeit und Habgier
hausen kann. Bismarck, der, trotz seinem stark betonten
Preußenthum, stets Antimilitarist und von der Militärpartei
deshalb niemals geliebt war, sagte, der kluge Instinkt eines
großen Volkes zeige sich auch darin, daß es sich hüte, „den
Haß anderer Völker, selbst befreundeter, zu heirathen."
Die selbe Erde, die Amerikas Kriegern die tiefe Kluft
zwischen Ideal und Realität zeigte, hat sie schmerzhaft wohl
auch dem Auge des Präsidenten sichtbar gemacht. Wenn
die Unerreichbarkeit des Ideals vom Streben danach ent»
muthigen müßte, wäre die Menschheit nicht über das missing»
link zwischen Affe und Höhlensiedler hinausgelangt. Wer
ohne Parteivorurtheil, ohne americo* oder germanocentrische
Brille das Produkt der pariser Berathungen betrachtet, muß
bekennen, daß es dem Ideal fast so nah gekommen ist, wie die
Entstehungstundeundderangehäufte Völkerhaß erlaubte. Nie
zuvor ist ein Friedensvertrag ethisch so tief unterkellert, nie
von einem, ehe er noch in Kraft trat, of fi ziell und feierlich anges
kündet worden, er werde allen neuen Ereignissen und Lebens*
bedingungen angepaßt werden, also nicht starr die Entwicke*
lung hemmen. Von diesem (kaum noch erwähnten) Beschluß»
der bald zu Aufnahme des durch entsetzendes Erlebniß ge*
läuterten Deutschland in den allem senatorischen Widerstand
trotzenden Völkerbund führen muß, erwarte ich, nicht für uns
nur, das Heil. Der Mann, der in dem Aufruhr rohster Leiden»
schatten dieses Ethos, diesen Willen zu reinerem Menschheit»
zustand durchzusetzen vermochte, hat, so weitab das Erreichte
auch von seinemIdeal blieb, gewiß sein Vaterlandwürdigver*
treten und es, für immer, aus dem von Dummheit begünstig»
ten Verdacht gehoben, nur die Heimath des Kingens um

materielle Güter zu sein. Nacheinem weisen WortGoethes ist,
freilich, Niemand für seinen Kammerdiener groß. Der in der
Intimität des Alltages, mit den Jedem anhaftenden Mängeln,
Schwächen, Wunderlichkeiten Gesehene verliert, gar vor
Dienersauge, das nur Kleines scharf erblickt, leicht den
Nimbus des aus der Ferne Angeschauten. In Menschlich*
keit Größe zu suchen, ist nicht leichter, als in Größe Mensch»
lichkeit zu finden. Jedes Staatshaupt, auch das ungekrönte,
scheint dem in hero»worship alten Stils Gewöhnten kleiner,
wenn ers lange in der Nähe sieht. Daß nach Jahren der
Beschäftigung mit allgemein«menschlichen Interessen, die
mancher „Realpolitiker" doch nur für Phraseologie hält,
Amerikas große Sonderbedürfnisse sich kräftiger regen, alte
und neue Wünsche, Persönlichkeiten, ehrgeizige Hoffnungen
sich in den Vordergrund drängen, begreife ich. Unglaub«
lieh aber klingt mir die hartnäckig wiederholte Behauptung,
die Volksgunst, die Liebe der schlicht empfindenden Masse
habe sich von Dem abgewandt, der mindestens doch als
ein Moses neuer Welt das Gelobte Land und den hinfüh*
renden Weg gezeigt hat. Lange in Aller Blickpunkt zu stehen,
ist Jedem gefährlich. Ehe er Minister wurde, hat Herr von
Bülow gesagt, sein MonarchenJdeal verkörpere sich in dem
Kaiser von China, den nie Einer nah sehe. Der Graf, Fürst,
Kanzler Bülow ist von diesem Ideal abtrünnig geworden.
Sonst hätte das Schicksal Deutschlands und seines Kaisers,
der immer und überall sichtbar, leider auch weithin hörbar
war, sich am Ende doch anders gestaltet.

Wilhelm . . . Die öffentliche Anklage der verbündeten
und verbundenen Mächte hat ihn aus der Vergessenheit ge*
schaufelt. Aus Holland wird berichtet, daß er in Amrongen
nach alter Gewohnheit Hof hält, zu Vorträgen „befiehlt",
den Anzug vorschreibt, souveraine Urtheile über die Aus*
trocknung des Zuydersees, wie früher über Marinekonstruk*
tionen und Keilschrifturkunden, abgiebt, eine wahre Ge*
spenstersonate der Majestät spielen läßt und aus der Fülle
der ihm jetzt zugehenden Depeschen, Adressen, Huldigungen
die Hoffnung schöpft, die Auferstehung in majestätische
Wirklichkeit zu erleben. Daß er die Wünsche des kleinen

Volkstheiles, der an derRückkehr in Militärmonarchie, deren Aemter und Würden interessirt ist, mit der (ihm höchst ungünstigen) Meinung der tief überwiegenden Volksmehrheit verwechselt, ist, gerade an ihm, verständlich. Alles in den letzten Wochen Geschehene beweist aber, nicht nur durch Hofprediger» Reden, Aufrufe eines Offizierfrauen'Bundes und ähnlich „zeitgemäßer" Ligen, wie dem Flüchtling der Zwang, sich dem Gericht seiner Gegner zu stellen, nützen» wie schnell er ihm in „Sympathie" helfen würde. Undjwenn Herrn Wilhelm, weil ihm persönliche Schuld nicht nachzu» weisen wäre, gerechte Richter freisprechen müßten? Wurden auch die Folgen solchen Prozeßausganges bedacht?
Der Angeklagte könnte sprechen:
„Gegen Ende der kieler Regattawoche ist mir die Er» mordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und seinerJFrau gemeldet worden. Er war mein Freund: deshalb brach ich die Feste ab und fuhr, in der Hoffnung, ihm in'.Wien die letzte Ehre erweisen zu können, nach Haus. Politische Fol» gen des Ereignisses konnte ich um so weniger erwarten, als mir berichtet wurde, der alte Kaiser Franz Joseph habe die Nachricht von der Ermordung seines Neffen und Thron» folgers ganz ruhig aufgenommen. Er stand ja mit dem Neffen sehr schlecht und bereute, die morganatische Ehe mit einer Hofdame erlaubt zu haben. Auch mein Kanzler meinte» ernste Verwickelungen seien nicht zu fürchten, und drängte mich, die alljährliche Nordlandreise anzutreten. Am fünften Juli wurde mir das vom Grafen Hoyos nach Berlin ge* brachte Memorandum überreicht und vom Botschafter Oester» reich»Ungarns gesagt, wenn Serbien die von ihm geforderte Genugthuung verweigere, werde eine Strafexpedition nach Belgrad nöthig sein. Mir lag nur daran, daß Oesterreich im Dreibund wieder als ein kräftiges Glied funktionire: deshalb stimmte ich dem begrenzten Plan Wiens zu und ließ mich bewegen, meinen Oheim, den König von Rumä» nien, um Zügelung seiner Irredenta zu bitten und den mir höchst antipathischen Zar der Bulgaren als Flankendeckung des Dreibundes zuzulassen. Trotzdem ich an eine Welt» krisis nicht glaubte und gewiß war, daß Frankreich, mit

schlechten Finanzen und ohne Schwere Artillerie, Rußland
von gewaltsamem Eingriff abhalten werde, befahl ich pflicht«
gemäß am sechsten Juli den Chefs meines Heeres und meiner
Flotte, alles für plötzlichen Kriegsausbruch Nothwendige
vorzubereiten. Abends reiste ich ab, empfing unterwegs nur
beruhigende Meldungen, wollte, wenn eine etwas bedroh»
licher klang, jedesmal heimkehren, wurde aber von Befh»
mann beschworen, nicht durch verfrühte Rückreise Europa
zu beunruhigen, das sonst glauben werde, wir planten Krieg.
Von dem Inhalt des wiener Ultimatums, der am dreizehnten
Juli in Berlin mitgetheilt wurde, von den Vermittelung»
vorschlagen Greys und anderer Staatsmänner erfuhr ich nur
wenig. Eine Randbemerkung von meiner Hand wird be*
weisen, daß ich die von Serbien angebotene Genugthuung
ausreichend, Oesterreichs Mehrforderung übertrieben fand.
Am Sechsundzwanzigsten kam ich, von ängstlicher Ahnung
aufgescheucht.abends, gegen den Wunsch des Kanzlers, uner*
wartet zurück und sah dann bald, wie thöricht meine Leute
gewirthschaftet hatten, weil sie Bülows Erfolg in der bos»
Bischen Sache, zu Gunst ihres schwachen Prestiges, nach»
ahmen wollten. Wie schnell und scharf ich im Friedens»
sinn eingriff, zeigen die drei Depeschen, die, auf meinen
Befehl, die Oesterreicher in strengem Ton zu Nachgiebig*
keit ermahnten. Daß man hinter meinem Rücken den alten
Botschafter Szögyenyi anders informirte und in den Glau»
ben brachte, ich sei gegen die Annahme des englischen Ver*
mittelungvorschlages, ist nicht mir als Schuld anzurechnen.
Ich habe Bethmann, mit dessen diplomatischer Juliarbeit ich
sehr unzufrieden war und den ja jetzt auch das Gewissen
getrieben hat, sich für seinen Kaiser dem Gericht anzu«
bieten, damals nur behalten.^weil ich glauben mußte, der
von den Alldeutschen angefeindete Kanzler gelte in London,
Paris, Petersburg als vertrauenswürdig. Als der besonnene
Chef meines Generalstabes mir sagte, die russische Gesammt»
mobilisirung sei für uns so bedrohlich, daß wir ihre Zu*
rücknahme durchsetzen oder selbst Rußland den Krieg er*
klären müßten, konnte ich nicht die Verantwortung deutscher
Lebensgefahr auf mich nehmen. Eine große Zahl glaubwür*

diger Zeugen, deren Vernehmung Ihre Gerechtigkeit nicht
ablehnen kann, wird bekunden, wie oft ich mit äußerster
Energie mich gegen Krieg gesträubt und für die Erhaltung
des Friedens eingesetzt habe; so oft, daß die Franzosen
mich als .Guillaume timide' verspotteten und fast als feigen
Schwächling hinstellten. Zufallsworte können auch vor Ihrem
politischen Gericht nicht strafbar sein. Wirksam zu handeln
aber vermochte ich nach der Verfassung erst nach erlangter
Zustimmung des Kanzlers, der durch seine Gegenzeichnung
die Verantwortlichkeitfür jeden politischen Schritt des Kaisers
übernehmen mußte. Das gilt, natürlich, auch für die bei»
gische Sache, für den Beschluß des Unterseekrieges und so
weiter. Militärisch war ich an die Darstellung der Obersten
Heeresleitung gebunden. Die wird bezeugen, daß ich ver*
meidbare Grausamkeit, unnöthige Barbarei niemals wollte
und daß, zum Beispiel, Miß Cavell am Leben geblieben
wäre, wenn nicht ein wüthiger General die Hinrichtung be*
fohlen hätte, ehe meine Begnadigungdepesche eintraf .. ."
, Das würde in dem Gerichtsverfahren wider "Wilhelm
gesagt werden. Noch mehr. Das, alle Vertheidigerrede,
entschuldigt ihn nicht vor dem Tribunal der Geschichte. Vor
einem von seinen Feinden gebildeten, das ihn irdischer Strafe
unterwerfen will, ihn oder seinen Anwalt so sprechen zu
lassen, wäre nicht sehr weise. Bedenket, wem damit genützt,
wem geschadet würde, Republikaner der Welt! Und erwäget
auch, daß der Angeklagte Wilhelm von Hohenzollern den
Vortheil hätte, zum ersten Mal in seinem Leben lange nicht
gesehen, nicht gehört, Augen und Ohren seit acht Monaten
so fern gewesen zu sein wie die alten, in goldener Sänfte
durch die stille Palaststadt getragenen Kaiser von China.
Er wagt nicht, sich zu regen. Hat Jeden abgewiesen,
der ihn bat oder mahnte, unerschrocken vorzutreten und selbst,
von der Heimath, von den Häuptern neutraler Länder, Ge»
rieht und Spruch (Feststellung*Urtheil nennts die Sprache
des Bürgerrechtes) zu fordern. Hundertmal schrie sein na<
sales Berlinerpathos in Kriegerreihen, für Kaiser und (neben*
bei, weils mal zur Formel gehört) Vaterland dürfe kein Opfer
zu schwer, auch des Lebens nicht zu kostbar scheinen. „Den
letzten Blutstropfen! Das kannch verlangen! Das mußch

verlangenl" Zwei Millionen Deutsche hat der Krieg, das
Kriegserlebniß getötet; ein Krüppelheer wandert durch das
Land. Der den Krieg erklärt, ihm, in Pleß, Luxemburg, Charle»
ville, Kreuznach, Homburg, Spaa, nicht das kleinste Behagens«
opfer gebracht hat und dem nicht von Schleiern Getäuschten
doch als die eitles Fleisch gewordene Kriegsursache vorm
Auge steht, duckt sich ängstlich; hebt nicht, als an seiner
Person der von Menschengewimmel inbrünstig ersehnte Frie»
de zu scheitern droht, den Kopf mit der undulirten Scheitel»
strähne; ermannt sich nicht in Vertrauen auf „unseren alten
deutschen Gott", den seine Zunge alltäglich aufmarschiren
ließ, in dessen Hand er sich aber nicht so sicher fühlt wie hin»
ter Maschinengewehren. „Die Furchtsamkeit des Kaisers ist
fast der einzige Aktivposten in meiner Rechnung für Deutsch»
landsZukunft'': sagte Bismarck 1893. Würde nicht, immer
noch, alles zu Urtheilsbildung Nothwendige den Deutschen
verschwiegen oder verlogen: nicht des innerlich krummsten
Dorfpastors Stimme spräche heute für Diesen. Er wäre vom
Volksthing gerichtet. Für ihn, der sich ins amronger Schloß»
chen, wie zuvor in sein Bellevue, verkrochen hat, rühren sich
die Nächsten. Prinz Eitel Friedrich von Hohenzollern (nicht
mehr: von Preußen) und seine jüngeren Brüder, die, unbe»
lästige, in Potsdam, Rheinsberg und anderswo sitzen, haben
sich, dem Vater den „entehrenden" Gang vor Gericht zu
sparen, dem König von England als Geiseln angeboten.
Ein unkluger, unschöner Gestus. Wo Begriffe fehlen, stellt
in dieser unaufhaltsam sinkenden Schicht stets das Wort
„Ehre" sich ein. Der Tischoffizier in einem Gardekasino kann
nicht glauben, Wilhelm würde entehrt, wenn er die Verant«
wortlichkeit des Amtes auf sich nähme, in dessen Wonnen
er drei Jahrzehnte lang geschwelgt hat; die Bereitschaft, sich
fremdem Gericht zu stellen, könne die Ehre Allerhöchstdes»
selben so häßlich beflecken wie die Flucht aus dem Unglück
seiner Landsleute. Und King George weiß nicht nur, wie
ijnKriegszeit der Herr Vetter und drei seiner Neffen von ihm
sprachen, sondern auch, daß sie sich an ihn, den politisch
Machtlosen, wenden, weil ihr Dünkel sich nicht in Gespräch
mit dem pariser Rath der Fünf, dem allein die Entscheidung
zusteht, herablassen mag. Würdiger und wirksamer war

der Brief des alten Herrn von Hindenburg an den Marschall
Foch. (Hätte er, als Feldherr, im Oktober zum Feldherrn
gesprochen: Waffenstillstand und Friede wären nicht ganz
so hart geworden.) Als achter Bittgänger für den Allerhöch*
sten Kriegsherrn von gestern kam Bruder Heinrich; und
rüttelte „im Namen der Gerechtigkeit" an dem Thor des
Buckingham*Palastes. Gerechtigkeit forderte längst ein Ver»
fahren, das über die Entstehung des Krieges und über die
„deutschen Gräuel" Klarheit zu schaffen versuchte. Könnten
wir auf ungehemmtes Walten der Gerechtigkeit, wie auf Gras
nit, bauen, dann erst dürften wir Wilhelms Feinden zurufen:
„Ne bis in idem! Denket des alten'Rechtssatzes und heischet
nicht den durch den Verlust der Krone, durch die Entmacht«
ung seines Hauses Bestraften noch einmal, wegen der selben
Vergehen, vor den Richter." Da noch die letzte Juninote, die
erste des Kabinets Bauer, Deutschlands Schuld am Kriegsaus*
bruch heftigbestritt, würde uns geantwortet: „Nicht als Schul*
digen habt Ihr ihn abgesetzt, sondern als Einen, dessen Beute*
zug mißlang; und noch der am am sechsten Juli auf Preußens
Kanzeln verlesene Hirtenbrief huldigt ihm hymnisch." Warnt
aber nicht Vernunft, nicht das Allbekenntniß zu Güte, durch
eine lange Reihe schwer ausMißtrauensdunst zu lösender Straf*
prozesse die Entgiftung des Völkerverkehrs aufzuhalten und
rückwärts die Blicke zu lenken, deren Vorschau demErdtheil,
der Erde nun Saat streuen, in Erntehoffnung helfen soll? Der
Menschheit wird neuer Tag; und aus dem Scharlach seiner
Frühe flammt vor Europa, nicht vor Deutschland nur, die
große Frage auf, wie in Millionen Hirne und Herzen der Wille
zu, die Freude an Arbeit zu pflanzen sei, ohne die heilsam
Neues sich niemals entwirken könnte. Jedem Thätigen werde
der vom Ertrag seiner Arbeit ihm gebührende Theil. Und
schürt ihm die Gewißheit, daß sein freudiger Fleiß auch ihm
selbst Zins einträgt, das Feuer des Willens, dann lauscht seine
Seele bald wieder dem Wort redlicher Menschenliebe. Lasset
dieToten Tote begraben, Entgeistete selig sprechen oder ver*
dämmen. An dem Tag, der Menschenerniederung und Ma*
schinenvergottung nicht mehr dulden will, wird den Lebenden
Pflicht, in würdiger Demuth, unverzagt, um das Vertrauen,
die Freundschaft der Nächsten, der Fernsten zu werben.

Was in Weimar nicht gesagt wurde
Und darum, meine Herren, habe ich die Frage vor Ihne»
aufgerichtet: Warum haben wir hier im Weimarer The-
atersaal zwischen banalen Citaten aus der .Goethestadi' uns un-
humanistisch, unhuman, vorgestrig betragen? Warum haben wir
so viel gelogen?
Das Pathos hat der Krieg entwerthet; seit es aus einem
feiertäglich höchstpersönlichen Gut bei uns zum staaterhaltenden
Zweck in das Register der Stimulantia degradirt wurde, fehlt
es in den Stunden, wo es die Seele erwartet, oder verfehlt sich
selbst Bemerken Sie denn nicht, daß heute hier in genau jenen
Tönen gaudirt wurde wie anno 1914, nur in Moll? Mit dem un-
ermeßlichen Prae des Besiegten ausgestattet, mußten wir nicht
der Menschheit Würde vertreten, vollends an dieser Stätte? So
tief ist die Verfälschung des Pathos in die Herzen gewachsen,
daß Niemand die falschen Töne anklagt, die ehedem als pol'i-
tisebes Mittel galten. Präsidenten, neue und alte, und Parteien
recitirten hier ihre Schlagworte, als stände der Landesherr in
der Loge und Alles wäre von Fahnen erstickt. Wie 1914.
Schlimmer! Damals konnte, von einem Kaiserwort getäubt,
noch Einer oder ,der Andere, unwissend, bona fide den Krieg
der Vertheidigung führen. Und als, nach Allem, nun wieder
drei Monate lang in der Presse geweint wurde, log wenigstens
nur die Presse, ein paar Unabhängige und der einsame Her-
ausgeber einer Wochenschrift ausgenommen. Es galt, ein paar
Prozent vom Preis mit Thränen herunterzuhandeln... Wun-
dervoller Anlaß für den Chronisten, sich superlativisch zu er-
höhen. Aber Wir? Warum denn hat sich das gehorsamste Volk der
Welt vor acht Monaten der Männer entledigt, die es für schul-
dig hält? Um heute, rührend und beschämend, wegen eine»
,Paragraphen' sich vor die Fürsten schützend zu stellen, hinter
die es sich nicht mehr stellt! Vier Stunden vor der Unterschrift
verweigern Sie, meine Herren, die Gefolgschaft, um den Mann
zu schützen, den Sie gestürzt haben? Ich begreife, wenn Seeleute
■wider Vertrag die Flotte versenken; sogar (vielleicht), wenn
Heißsporne Fahnen verbrennen. Aber Sie wollen als Männer
and Berufene gelten, im Amte der Regirenden, und spielen
Theater wie Wilhelm von Amrongen?
War' es nicht gewagt, die Tragik des Weltkrieges an sei-
nem Ende auf Eine Formel zu bringen, man dürfte sagen:
Hier wurden zehn Millionen getötet um den Gedanken ihrer Na-

tionalität; als aber Alles1 vorüber war, erkannten die Kämpfer
Dieses, worum gekämpft worden, für ein Ideal zweiten Ranges,,
das einem allgemeinen Bunde der Nationen weichen muß. Blut-
roth 'bestrahlt, rückte das Kampfziel in Dämmerung; und die Ge-
fühle, um die man rang, verloren ihren Werth, als sie befrie-
digt waren. Nie war der Gedanke übernationaler Menschlichkeit
populärer als am Ende dieser nationalen Unmenschlichkeit, und
was vor hundertfünfzig Jahren Lessing als die heroische
Schwachheit, vor hundert Jahren Goethe beinah allein erkannte,,
erkennen Millionen erst, weil es vier Jahre verleugnet wurde.
Die besten Herzen, die hellsten Köpfe, in fünf Jahren weiser
geworden, die Jüngsten gerade wirken für Verwischung natio-
naler Grenzen und Gedanken und erkennen, wie Geist und
Seele kosmisch bleiben und aller Landesfarben spotten.
Wollen wir nicht in dieser letzten Stunde der Welt bewei-
sen, wie der schwertgeschlagene Deutsche noch immer der
siegende Denker ist? Zwischen den weinenden Aufrufen der
Professoren und Minister führen die illustrirten Blätter von
gestern glänzende Sommerrennen vor, wo herrliche Pferde von.
schönen, Spitzen tragenden Frauen lorgnettirt werden, und nur
die Unterschrift zeigt, daß wir in Karlshorst sind und nicht
in Auteuil. Landestrauer wird ,veroidnet', aber die Operette-
darf .weiterspielen, ,mit Weglassung der Tänze und burlesken
Wendungen'. Während wir angeblich untergehen, erscheinen
illustrirte Romane, sechshundert Mark Subscriptionpreis, und;
sind vergriffen.
Wer von Ihnen, meine Herren, hat denn um Danzigs, um?
Saargemünds willen nicht geschlafen? Sie protestiren? Fühlen
Sie nicht, daß jene zwei Millionen Deutsche, die im Sande des.
Chemin des Dames, im Granit von Gallipoli, auf dem Grunde
des Meeres längst vermodert sind, tausendmal mehr bedeuten
als die Abtretung der gleichen Anzahl ,Seelen'? Soll denn der
Deutsche von der Saar und Weichsel sterben? Ist denn diese-
franko-polnische Kultur der halbe Tod? In Oberschlesien, wo-
ich lange lebte und arbeitete, wo Hütten und Gruben von
Bahnen verbunden sind, deren erste mein Großvater bau e,
wo hundert Erinnerungen mich lokalpatriotisch bewegen, war
ich von polnischen Bauern umgeben. Trotzdem, mag der Volks-
wille vielleicht nach Deutschland hin entscheiden. Doch woher
soll ich das Pathos aufbringen, wenn übermorgen dieses mein
'Mutterland zu Polen gehört, weil eine Mehrheit es wünscht?
Und wer will einen Anderen des schlechteren Volksthumes.

zeihen? Ist Dies nicht meine Sprache, in der zu bilden .cb
bestrebt bin? Und ist sies weniger, wenn sie von sechzig Mil-
lionen gesprochen wird, statt von fünfundsechzig? Zahlen,
Wirthschaft falsches Pathos... Und endlich erhoben sich, um
1915, Menschenstimmen, die Gottes Stimme in sich trugen, und;
nicht mehr die irdischer Könige. Und nun, da uns die große
Probe gestellt wird, versagen wir und reden, weinen, schimpfen
und klagen, wie nur ein Imperialist es thun mag, der Größe
seines Volkes mit Größe des Quadratraumes verwechselt, den
es beherrscht.

Den Deutschen wird Alles schwer, heißt es in der Urschrift
des Wilhelm Meister, und über ihnen wird Alles schwer. In
Weimar lassen Sie mich ein altes Vorurtheil widerlegen.

Vor siebenundfünfzig Jahren ergTiff in Preußen ein Mann
die Regirung, dessen einziges, inniges Streben war, die deutschen
Stämme zu einen. Er liebte nur Preußen, dieser Junker aus der
Mark, und wenn sein herz'semerTKöpf eine Schwäche kostete,
so wars dieser Wunsch, Preußen_groß zu gehen. Er hatte das
Amt noch nicht angetreten, da entwidceTe er schon, in London
wars, sein Programm: drei Kriege, die er zur Einigung- der
Deutschen brauchte. Er führte sie, gewann sie, in Versailles
schloß er den Ring, höchst unpathetisch, verachtend alle Deko-
ration, die Militärs und Fürsten wollten. Die beiden Provinzen
feien ihm als Morgengabe zu, doch niemals waren sie sein
Ziel, ja, er wehrte sich gegen Moltke, die eine von Beiden zu
nehmen. Denn in Bismarck lebte eine Idee, kein bloßer Ehr-
geiz, er führte noch Krieg zu verständigem Zweck, als Umweg
zu staatlichem Zusammenschluß. Nicht nach Zahlen: nach Ge-
danken ordnete sein Geist das Volk und die Völker. Darum
war das Ziel des Mannes, der die Errichtung des Imperiums
als ‚Kaiserscherz' bezeichnete, nie Imperialismus. Für Balkan-
pläne, die fünfzig Jahre später mit einem Schlagwort Berlin-
Bagdad die Welt beunruhigten, hatte er nur das Wort von ‚den
Knochen eines pommerischen Grenadiers'; und selbst Kolonien
lehnte er innerlich ab. Sein Geist war eng im Sinn weiser Be-
schränkung, und als ihm in Nikolsburg ein Siegeszug nach
Wien offen stand, erzwang er durch Drohung seiner Demis-
sion" von,.jaeiuem■ 1 kmi den, sofortigen Frieden und, quittirte
die Erraguny.m ft einem-. Weinkrampf.

Was kann Bismarck für König Wilhelms Enkel, der ihn
verstieß? Wo stehen in seinem Buch imperialistische Floskeln,
wie sie eichengeschmückte Oberlehrer unter seinem Standbild

in die Reihen der Kriegervereine brüllten? Das einzige"wahre
Erbe dieses Deutschen, das Reich, ist unzerstört; denn auck
ohne die Reichslande^ wäre es 71 das Reich geworden. Nun
sind ihm ein paar Ecken abgezwickt: und darum wäre es we-
niger Reich? Sind wirklich hundert Milliarden, die wir zahlen
wollen, die deutsche Volkskraft? Wo ist denn Frankreichs ge-
blieben? Ist unser Land nicht, beinah einzig, unberührt, als
wäre Krieg nie gewesen?
Nein, meine Herren! Lassen Sie uns zum ersten Mal er-
weisen, daß wir nicht mehr feudal sind, sondern human,
nicht mehr Orden, Epaulettes 'und Parademarsch ehren, son-
dern die Ideen, die in dieser kleinen Stadt ein einziger Geist
einsam wälzte, als draußen nationale Brandung scholl. rjjeser
Friede ist schwer, aber viel leichter, als ihn die Leute aufgelegt
hätten, die jetzt von uns entmachtet sind und die wir als Sieger
in unseren Reihen gefürchtet hätten. Trennen wir uns, end-
lich, vom alten Geist! Denn bis heute hatten wir zwar eine
Revolution, aber keine Resurrektion. Erklären wir vor aller
iWelt, daß' wir am letzten Tage dieses Krieges glücklich auf-
athmen, weil wir erst jetzt, indem wir ihn verloren, das falsche
Pathos der Einzüge, des Geldes, der Stapelläufe, des Macht-
zuwachses mit dem echten Pathos der Beschränkung, des
Geistes, der Versenkung, des inneren Wachsthums wieder ver-
tauschen können. Denn nicht an Saar, Weichsel und Oder
hängt Deutschlands, Weri^spndernjan. Weimar, wo wir ^tagen.
Das war über Potsdam vergessen worden. Beider Blüthe
war vor anderthalb Jahrhunderten; aber Potsdam ist nach
seinem innersten Wesen Vergangenheit, Weimar ist Zukunft.
Endlich sind wir die höchst unmoderne, bald verschwindende
altrr^Tsch-historische Weltaächt.los; endlich können wir wie-
der so greß werden wie in der Zeit, als wir beinahe machtlos
waren. Dieser horizontale Friede wird von den vertikalen Mächr
tffi"vernichtet werden, die fordernd aufsteigen. Unseren alten
Staat hat das Glück zum ersten Opfer einer Weltauffassung
geweiht, die untergeht. Aus der Ecke des versailler Spiegel-
saales nickt uns freundlich leise, uns, den Besiegten, das ver-
triebene Ideal zu und denkt: Es hat lange gedauert, bis diese
Denker und Dichter sich auf sich selbst besannen, es hat sie
vier gutes Blut gekostet. Von heute ab sind sie weder Fürsten-
äiener noch Sklaven noch Bettler, sondern frei!" Emil Ludwig.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der
Zukunft in Berlin. — Druck von Paß 6. Garleb G. m. b. H. in Berlin. .

Rennen zu
Berlin-GrunetiHild
7. Tog: Sonntag, den 13. Juli, nachm. l% Uhr
8 Rennen im Werte uon 188000 M., u. a.:
Großer Preis von Berlin
IOOOOO m.
Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrund»
bahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Straßenbahnen
D und U bis Bahnhof Heerstraße usw.

Rennen zu
Berlin-flrunepalfl
8. Tog: Donnentag, den 17. Juli, nachm. 2'|< Dir
8 Rennen im Werte uon 140 000 Ii, o. a.:
Heyden - Linden - Erinnei ungsrennpn
40 OOO M.
Verkehrsverbindungen:
siehe oben!

H»»—«>3H—r<3)— *"T—»-3*—*m>—«<•»•—IE>:»—I»»—IOi»——<£>*■—lr
S>ic fluni! bcö 6 (tjrei&eitö
I
(Sine profajajulc in 12 ünterridjtebriefen Don Dr. 25r#ber Gfjriftlanfcn
preie25-2J?. S(u^fül)rtid)er3eri^füberJBefcn unb2DegeMefer©tlju(e40 ff.
Der Berliner Uni&erfltdte&MMit Dr. Kurt J^orf fcr>rci£>t bariiber
In Oer JBefmarer e^riftfttflerseifung 10 3anuar
„Den Herf a> ...
•' einer fünfflerifchen gpraa)ttilfi-nlc'
f . In terS'rfh eineö JLebrgange: »on« SricfbeTten
mufi irt) a\i gelungen bejeidjnen. Da* Qanbnxrf M Sd)r ft«
(federt Wirb bier mll er|laun[dj jielfidjerer päbagogif, ebrlla^er 35e»
geifteruii? unb Dc-Wommener goa)fcnntnid 6i<* In letjtc PrilfcInlieUcn erläutert unb
prgttifd) gelehrt. Gebern toerbenben titerat n unb Siebter unb mand) einem, ber fid) fd)on
für ,get».rben' bälf, fei aue-'buuernbr, fafträ'ftigc 3nbepfcnabme bti iefirgangd bringenb
anembfofHen. Sino:rgeifilgter,)!oerif#befd)li>ingter,3tre(fbetDupter6tilbebeuteHdg«
. lid)e 6d)b'bferfreube unb !ebeneländlidjen ibeellen unb lllngsnbtn Horfell.
Sie geBdf/ft gebirgene <5prad)form be4 JBerfei* muji an fid)
fifton a\4 befter £ebrmeifler gelten, toie auo) ber bor«
jüg id)e iOrucf unb baefünfllerifd) flare
■ (Pafjbllb reinen ©enuf
■ • • bietet.'
it*l »J<3»—#KJ»—#0)—-»t>*.—it>." »«CO*—ifc**—ifc>»——■(t
aiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiii»::iiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiitiiiiiiiiiiiiiiiMMiin;iiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiii!iii;iiiiii

Aktiengesellschaft
Telephon
lix & Genest
und Telegraphen-Werke Rerlin-Schöneberg.
Abschluß am 31. Dezember 1918.
Vermögen.
örundst.Schönebg., Geneststr.
do. Reichartstrasse
<3ebäude Schöneberg . . .
Orundst. u. Gebäude Gelserx-
kirchea
Maschinen
'Utensilien
Mobilien
Werkzeug
Schutzansprüche
Beteiligungen
Wertpap. (meist Kriegsani.) .
Bestd. i. Kohrnat.u. Fabrikaten
Debitoren
Kasse u. Postscheckguthaben
Wechsel
BUrgscb.-nehmer M. 1136 92336
M.
621312'
124 373
17500001
700 000
65 000
14 009
22 361
1
19 750, ,
ll—I
981 250
1090 382
6989 749
5 112 970
150 297
Verbindlichkeiten.
Aktienkapital
Gesetzlich. Reservefonds . .
Speziaireserve
Teilschuldverschreibungen .
Hypotheken
Teilschuldverschreibungen-
Zinsen, fällig 2. Januar 1919
Teil Schuldverschreibungen-
Rückzahlung, uoerhoben .
Kreditoren
Talonsteuer-Riickstellung . .
Unterstützungsfonds . . . .
Dividenden, unerhoben . . .
Biirgschaftsgeb. M. 1136 923.36
Reingewinn
16 942 096)54|
Berlin-Schöneberg, den 30. Juni 1919.
. 16 942 096|54
Der Vorstand.
Boden-Aktiengesellschaft Berlin-Nord.
Bilanz-Konto am 31. Dezember 1918.
Aktiva.
M.
Pf
Passiva.
8 579 877
15
Hypotheken-Forderungen. .
5 256128
49
Hypotheken-Schulden
1573 095
44
Gläubiger
161297
31
Besondere Rücklage .
Gewion- und Verlust-Konto .
198 488
1
—
52
15 76? 987
91
, 420 000
M.
8500000
4 055 875

1770 76
54
1411345i:!7
iö767'.
Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1918.
Soll
M.
et
Haben
M.
V<
Geschäfts-Unkosten ....
158 436
65
Pachten und Mieten ....
5
275
49
▪Grundsteuern u. Unkosten auf
Hypotheken-Zinsen ....
176
713
.50
unbebaute Grundstücke. .
42 618
18
Abgeschriebene Hypotheken
Zinsen und Provisionen . .
317 492
09
u. Schuldforderungen. . .
101
639
31
189 898
65
Zuzahlung auf Stammaktien
Hausverwaltungs- undlSiess-
abzügl. Sanierungs-Kosten .
305
098
23
brauchzuschüsse ....
•r9 538
38
198
488
52
Abschreibung, auf Effekten .
19 531
29
787 416
U5
7b7
415
05
Berlin, den 5. Jnni 1919
Der Vorstand.
Hahn.
Horwitz.
Der Aufsichtsrat
Dr. Rosin.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt von J. F. Lehmanns
Verlag in München bei, dessen Lektüre wir unseren Lesern ganz
besonders empfehlen.

Der Bote ruft
Woher?
Tiele Leser, schreiben Sie mir, „möchten endlich einmal
* wissen, was denn mit der Feststellung bewiesen werden
■solle, daß der oft erwähnte Bericht der berliner Bayerischen
•Gesandtschaft vom achtzehnten Juli 1914 nicht von dem
•Grafen Lerchenfeld, sondern von dem Ersten Sekretär ver*
faßt worden ist." Sie ahnen es selbst, Herr Major: daß
Mißverstand eines jungen Diplomaten den Bericht gefärbt
habe. Weil der Beweis nicht gelungen, in allem irgendwie
Wesentlichen die objektive Wahrheit des Berichtes, gegen
jeden Widerspruch, erwiesen ist, habe ich die Personenfrage
stets, als unbeträchtlich, weggeschoben. Der Gesandtschaft*
rath Dr. Von Schoen giebt, nach Gesprächen mit dem Unter*
Staatssekretär Zimmermann und dem Geheimrath Von Rosen»
iberg, Datum und Hauptinhalt des in Belgrad vorzulegenden
Ultimatums richtig an. (In Berlin sind die wiener Forde*
rungen fünf Tage zuvor bekannt geworden; an dem selben
Dreizehnten, der ins wiener Auswärtige Amt die Meldung
trug, daß alle Merkzeichen gegen den Verdacht sprechen,
Serbien habe auch nur im Allergeringsten zu dem Attentat
von Sarajewo mitgewirkt.) Richtig ist, daß Graf Tisza „an*
fangs gegen ein schärferes Vorgehen war"; daß man die
Vorlegung des Ultimatums verzögerte, weil „man die Ab*
teise der Herren Poincare und Viviani aus Petersburg ab»
warten möchte, um nicht den Zweibundmächten eine Ver»
ständigung über eine Gegenaktion zu erleichtern"; daß man,

wie in Berlin, auch „in Wien durch die gleichzeitige Be»
urlaubung des Kriegsministers und des Generalstabschefs
sich den Anschein friedlicher Gesinnung gab"; daß schom
in der ersten Juliwoche „die austro* ungarische Regirung
ermächtigt wurde, mit Bulgarien wegen Aufnahme in den
Dreibund zu verhandeln"; daß in der selben Zeit, auf
Anregung der Deutschen Botschaft, am Ballhausplatz die
Frage erörtert worden war, ob Italien durch Hingabe des-
südlichen Trentotheiles bei Kriegsausbruch wohl zu beruhi*
gen wäre. In dem Bericht steht: „Daß Serbien die mit seiner
Würde als eines selbständigen Staates unvereinbaren For*>
derungen nicht annehmen kann, liegt auf der Hand. Die
Folge wäre also der Krieg. Hier ist man durchaus damit
einverstanden, daß Oesterreich die günstige Stunde nützt,,
selbst auf die Gefahr weiterer Verwickelungen hin. Ob maiv
aber wirklich in Wien sich dazu aufraffen wird, erscheint
Herrnvonjagowund HerrnZimmermann noch immer zweifei»
haft. Man hätte es hier daher auch lieber gesehen, wenn,
mit der Aktion gegen Serbien nicht so lange gewartet und
der serbischen Regirung nicht die Zeit gelassen würde, etwa
unter russisch'französischem Druck von sich aus eine Ge*
nugthuung anzubieten. Hier wird man, mit dem Hinweis-
darauf, daß der Kaiser auf der Nordlandreise, der Chef des-
Großen Generalstabes und der Kriegsminister in Urlaub
seien, behaupten, durch die Aktion Oesterreichs genau so»
überrascht worden zu sein wie die anderen Mächte." That*
sachen und Stimmungen: Alles ist, bis ins Kleinste, richtig:
dargestellt; Alles in Einklang mit den Depeschen des Grafen-
Szögyenyi und den Notizen des Herrn Dr. Muehlon über
Gespräche mit den Herren Helfferich und Krupp von Boh»
len. Aus späteren Berichten der Bayerischen Gesandtschaft,,
für die nun wieder Graf Lerchenfeld voll verantwortlich»
ist: „Die zweifellos redlichen Bemühungen Greys, für die
Erhaltung des Friedens zu wirken, werden den Gang
der Dinge nicht aufhalten. Die zwei Ultimata werden, in
Petersburg und Paris, selbstverständlich ablehnend beant-
wortet werden. Preußischer Generalstab sieht Krieg mit
Frankreich mit großer Zuversicht entgegen. Rechnet da«
mit, Frankreich in vier Wochen niederwerfen zu können.'"
(Ist auch dem Generalstabschef Oesterreich*Ungarns amtlich»

gesagt worden.) „Im französischen Heer kein guter Geist, wenig Steilfeuergeschütz und schlechteres Gewehr. Die Neu* tralität Belgiens kann Deutschland nicht respektiren. Der Generalstabschef hat erklärt, daß selbst die englische Neu» tralität um den Preis einer Respektirung Belgiens zu theuer erkauft wäre, da der Angriffskrieg gegen Frankreich nur auf der Linie Belgien möglich sei." Die berliner Regirung hat, immer wieder, versichert, sie sei von dem wiener Ultimatum jäh überrascht worden, habe de,n Inhalt bis zur Verötfent« lichung nicht gekannt, stets zu Mäßigung gerathen, an Krieg und Kriegsbereitung (Wilhelm, Moltke, Tirpitz, Falkenhayn auf Sommerreise) nicht gedacht, Greys Vermittlermühen nicht für aufrichtig gehalten, Italien durch den Dreibund verpflich» tet geglaubt, nur im Drang tiefster Noth den Einbruch in Bei* gien gestattet. Alles unwahr. Und Alles wahr, was in den bayerischen Berichten steht (die, wie vier Minister öffentlich bezeugt haben, Graf Hertling den münchener Kollegen ver* heimlicht hat). Durch die dickste Unterstreichung der That* sache, daß einen dieser Berichte der Geschäftsträger, nicht der Gesandte selbst, verfaßt hat, wird nicht ums kleinste Quänt* chen der Werth dieser Urkunden geändert. Sie beleuchten ein Gebirg amtlicher Lügen; und lehren Unbefangene verstehen, daß die Ueberzeugung, der Krieg sei in Berlin „gemacht" worden,schon fest eingewurzelt war, ehe bekannt wurde, daß (zwar nicht am fünften Juli ein Kronrath, aber) am sechsten Juli der potsdamer Kriegsrath beschlossen hatte, die militäri* sehe Vorbereitung des Feldzuges zu beginnen. Die Gerichts* Verhandlung über die Genesis wird nicht schwierig sein.

Ob die Oberste Heeresleitung Politik getrieben habe? Seit Blüchers und Gneisenaus Tagen hats in Preußen jede versucht. Denken Sie an den Kampf der Generalstabsgötter gegen Bismarck. In unserem Massen» und Industriekrieg wars fast unvermeidlich. Militärischer Eingriff in Politik hat schon die Pflanzung und Züchtung des Glaubens bewirkt, Deutschland sei überfallen worden und in der Wahl zwi* sehen Frieden und Krieg darum nicht frei; des Glaubens, der die Sozialdemokratische Fraktion in Bewilligung der ersten Kriegskredite trieb, trotzdem sie deren Ablehnung den pa« riser Genossen durch den Mund des Herrn Müller, der jetzt

Reichsminister für Auswärtiges ist, noch am Tag vor der
Mobilmachung feierlich gelobt hatte. Die letzten und an
Ruhm reichsten Häupter unserer Heeresleitung (die ja,
Beide, Bücher angekündet haben), werden Einwirkung ins
Politische nicht leugnen. Der verhängnißvolle Beschluß, das
Polenreich wiederherzustellen, war, als ihnen in Pleß die
Kriegsführung anvertraut wurde, schon Ereigniß; die dafür
verantwortlichen Herren Bethmann und Burian wähnten,
das polnische Rechtsgefühl werde sich mit der Rückgabe
des russischen Beutestückesbegnügen und willig auf das von
Oesterreich und Preußen eingesäckelte verzichten. Herr von
Bethmann ist dann von den Generalen, für die er in dem
schlesischen Fürstenschloß mit fast heftigem Eifer einge»
treten war, aus dem Kanzleramt gestürzt worden. Er stöhnte
zwar über die „ewigen Eingriffe der Heeresleitung", drängte
sich aus jeder Klemme aber in ihren Nimbus und schickte
ihr politische Berichte, die nun, wie alle zum Streit Haupt«
quartier wider Wilhelmstraße gehörigen Urkunden, nicht
nur in Weimar gelesen werden. In den Antworten wurde
der Kanzler meist derb abgekanzelt. Dazu forderte seine
Leichtgläubigkeit oft auch heraus. Ende Juni 1917 sieht
er Frankreich und England „kriegsmüde", „das Regime
Poincare erschüttert, die Stellung Lloyd Georges nicht mehr
vollkommen fest"; warnt schüchtern vor „militärisch nicht
absolut nothwendigen Luftangriffen auf London"; wagt,
auszusprechen, daß der Tauchbootkrieg England bis in den
Spätherbst noch nicht „zur Kapitulation zwingen werde";
und schreibt: „Sollte sich die Vorstellung festsetzen, daß
wir bei der jetzigen Kriegslage Friedensmöglichkeiten wegen
der Unerreichbarkeit gewisser Kriegsziele ausschlügen, so
wären unabsehbare Folgen für unsere innere Widerstands*
fähigkeit gewiß. Auch die Rücksicht auf Oesterreich^Ungarn,
wo die antideutsche Stimmung stetig wächst, führt zwingend
zu dem selben Schluß. Die verbreitete und schwer zu be*
kämpfende Vorstellung, daß sich die Gegner der.(inneren)
Neuordnung eines starken, vielleicht im Endergebniß ent<
scheidenden Rückhaltes erfreuen, trägt in die gesammte innere
Lage ein Moment täglich wachsender Unruhe, die radikale
Forderungen belebt, die Gesammtsituation aber schwächt.
Fasse ich Alles zusammen, so befinden wir uns in einei

inneren Lage, die schwer ist, aber durch ein muthiges Zu*
sammenhandeln aller maßgebenden Faktoren überwunden
werden kann und wird." In der breiten Worthülse steckt,
als Kern, die Bitte, die Heeresleitung möge den Gegnern
der „Neuordnung" (Osterbotschaft, preußisches Wahlrecht)
ihre Gunst entziehen. Das will sie nicht thun. Feldmar»
schall von Hindenburg antwortet mit hartem Tadel der Er*
nährungpolitik, der Kohlenversorgung, der Bangniß vor
„aufpeitschender" Wirkung von Luftangriffen; und schreibt
grollend: „Ein Abladen der Schuld auf meine Schultern, wie
es, mit völligem Unrecht, in der polnischen Frage und in der
Frage der belgischen Arbeiter geschah, lehne ich im Voraus
ab. Der Zustand wäre nicht eingetreten, wenn im Volk die
Ueberzeugung herrschte, daß dieRegirungmitfestem Willen,
ohne nach rechts und links und nach außen zu sehen, ihren
Weg geht. So aber wirkt auf die Volksstimmung, insonder«
heit in der Kriegszielfrage und auf dem Gebiet der Neu«
orientirung, nicht die Rücksicht auf das allgemeine Staats*
wohl, sondern, ungehemmt, diejenige auf Privat», Partei*
und Sonderinteressen. Ich bin daher der Ansicht, daß innere
Schwierigkeiten viel mehr als die getäuschten Hoffnungen
auf ein nahes Kriegsende die Schuld am Sinken der Stimmung
tragen. Wann der Augenblick gekommen sein wird, an
welchem dasGewebedergesammten Kriegswirthschaft unserer
Feinde zerreißt, kann ich nicht mit Bestimmtheit voraus»
sagen; daß er aber in absehbarer Zeit kommt, ist mir sicher."
Der Empfänger dieses barschen Briefes weiß nicht, daß ihn
dessen Schreiber zuvor schon dem „Allerhöchsten Vertrauen"
zu entwurzeln versucht hat. In einer Immediateingabe hat,
noch im Juni, Herr von Hindenburg dem Kaiser empfohlen,
„mit den Führern der rechts stehenden und der Mittelparteien
Fühlung zu nehmen". Die des Centrums und der National»
liberalen „erblicken in dem Fehlen jeder straffen Führung
und einer starken Hand im Inneren und in der Scheu der
Regirung vor scharfen und durchgreifenden Maßnahmen
eine schwere Gefahr und glauben nicht, daß der Kanzler
nach seinem politischen Vorleben im Stande sein wird, die
deutschen Forderungen nach außen rückhaltlos zu vertreten.
Bei den rechts stehenden Parteien überwiegt naturgemäß
die Kritik an der Politik des Kanzlers, da sie Sonderwünsche,

die ihnen der Kanzler erfüllen könnte, nicht haben. Sie
stehen daher in offenem Kampf. Sie fürchten vom Kanzler eine
weitere Verringerung der Staatsgewalt, ein Abbröckeln von
der Macht der Krone und ein schrittweise weiteres Nach*
geben nach innen und nach außen. Euer Majestät werden
aus einer solchen Fühlungnahme meines Erachtens dieUeber«
zeugung gewinnen, daß die rechts stehenden Parteien noch
immer die Vertreter desjenigen Theiles des Volkes sind, der
auch jetzt noch am Ehesten und ohne Forderungen bereit
ist, selbstlos für Euer Majestät bis zum Letzten einzustehen,
mögen auch seine Führer im Festhalten am Bestehenden und
im Betonen ihres Standpunktes manchmal zu weit gegangen
sein. Die sozialdemokratischen Tendenzen sind in Wahr*
heit bei Weitem nicht so verbreitet, wie nach dem Auftreten
ihrer Führer und nach der Rücksicht, die sie genießen, an»
genommen werden kann. Zu Beginn des Krieges sagte sich der
sozialdemokratische Theil der arbeitenden Bevölkerung über*
haupt von seinen Führern los, so daß Diese einlenken muß*
ten. Leider übernahm es die Regirung nicht, ihrerseits nun
die Führung zu übernehmen. Die führerlose Masse ist dann
allmählich wieder in die Hand der sozialdemokratischen
Häupter gekommen; aber es sind heute mehr denn je .Mit»
läufer'. Gefährliche Zeichen des Wachsthumes sind aber
schon vorhanden. Die sozialdemokratische .Arbeitgemein*
schaff hetzt die niedrigsten Instinkte auf und die sozial*
demokratische Mehrheit ist gezwungen, um nicht an Ein»
fluß zu verlieren, ebenfalls alle Forderungen ihres Anhan«
ges, mögen sie noch so albern und ungerecht sein, zu ver»
treten. Wenn somit eine sozialdemokratische Gefahr zur
Zeit noch nicht besteht, so ist es doch hohe Zeit, daß die
Regirung die Zügel straffer nimmt. Die schwerste Sorge
ist aber augenblicklich das Sinken der Stimmung im Volk.
Sie muß gehoben werden; sonst verlieren wir den Krieg.
Auch unsere Bundesgenossen bedürfen einer starken Rücken*
Stärkung; sonst ist die Gefahr vorhanden, daß sie abfallen.
Dazu gilt es im Inneren die schwierigsten wirthschaftlichen
und für die Zukunft bedeutsamsten Fragen zu lösen, wie
die Ernährungpolitik, Vorbereitung der Umstellung in die
Friedenswirthschaft und so weiter. Es entsteht die Frage,
ob der Kanzler zur Lösung dieser Fragen (und sie müssen

gelöst werden, sonst sind wir verloren)'im Stande ist." Zwei*
fein Sie noch, ob da Politik getrieben wurde? .
Eben so zeitwidrige neben den (noch unzulänglicheren)
Kanzlern Michaelis und Hertling. Der Kronprinz hat die
Parteiführer zu sich gebeten, aus ihren protokolirtenUrtheilen
dem Vater bewiesen, daß kaum einer das Bleiben Beth*
ananns wünsche, im Bund mit der Mutter und* den Generalen
die Entlassung des „schlappen Kerls" erlangt; und sechster
Kanzler ist ein der großen Politik ferner.dem Kaiser selbst un»
■bekannter Unterstaatssekretär, dessen Ernährungpolitik dem
fünften herbe Scheltrede eingebracht hatte. Herr Michaelis
rühmt im Reichstag die^Wirkung des Tauchbootkrieges, der
England so schädige, „daß dem Friedensbedürfniß nicht lange
mehr entgegengewirkt werden könne", und singt den „großen
Führern des Heeres" ein Loblied. Das stimmt, in jeder
Noth, noch mit letzter Lungenkraft, auch das greise Schul*
tfüchschen an, das im selben Jahr in die Kanzlerwohnung
schlüpft. Keiner dieser zwei Betmänner bereitet der Heeres*
leitung Freude. Herr von Kühlmann, der sich in Brest doch
gehorsam den Befehlen des Hauptquartiers unterthan hatte,
wurde abgesägt, weil ihm im Reichstag das (seit dem ersten
Kriegsquartal hier oft wiederholte) Wort entfahren war,
■durch militärische Mittel allein sei der Völkerkampf nicht
zu enden. So unfromme Zweifel wollten die Leiter des
Heeres nicht dulden. Wann? In der zweiten Julihälfte des
Jahres 1918: als der Fehlschlag der dritten Offensive schon
ulYverEennbar, die Freiheit des Entschlusses von unserem
ins feindliche Hauptquartier übergesprungen war und, nach
dem Franzosensieg bei Villers«Cotterets, die düstere Noth*
wendigkeit schnellen Friedensschlusses aus rosigen Schleiern
tauchte. Das Volk und sein Parlament sollte nicht ahnen,
daß eine Wetterwolke heraufziehe. Und die Reden, die in
-diesem Monat unaufhaltsam beginnender Niederlage das
Preußische Herrenhaus hörte, lehren erkennen, mit welcher
Hoffnung die dem Hauptquartier Nächsten noch immer ge»
füttert wurden. Staatssekretär a. D. Dernburg: „In den ab»
•soluten Siegeswillen des deutschen Volkes und in sein Sieges*
recht setze ich nicht den mindesten Zweifel." Staatsminister
Freiherr von Rheinbaben: „Auf die Becken von Briey und
Longwy ist die feste Hand zu legen; nur dann ist die Zu*

kunft unserer Industrie gesichert." Herr Dr. Borchers: „Saget
dem Feind eindeutig und klar: Das und Das brauche ich,,
darum behalte ich so viel von Dem, was ich Euch abnehmen
cTenn wir sind Sieger." Graf Behr: „Unsere Truppen und
ihre unvergleichlichen Führer haben unsere Feinde zermalmt.
Eine Welt von Feinden haben wir vernichtend aufs Haupt
geschlagen." Staatsminister Friedberg: „Wir sind überzeugt,,
daß uns der Sieg gar nicht mehr zu entreißen und daß dieser
Sieg nicht mehr in weiter Ferne zu suchen ist." Die Mili*
tärpolitik, deren Schall diesen Gespensterreigen bewegte, blieb
bis in den Spätherbst trutzig aufrecht. Acht Tage vor dem-
Entschluß, Waffenstillstand zu erbitten, ließ der Feldmar*
schall an alle Ecken des Reiches den Aufruf kleben, der
sprach: „Wir haben im Osten den Frieden erzwungen und
sind stark genug, es auch im Westen zu thun." Spuk..
Dem Brief eines Arztes entnehme ich die Hauptsätze
„Wir sind dabei, den größten Krieg zu liquidiren, den die
Weltgeschichte kennt. Er hat die Mordwaffen zu nie ge-
ahnter Vollendung entwickelt, er hat alle Begriffe von Men-
schen- und Völkerrecht, die wir für das unzerstörbare Gewissen'
der Welt hielten, über den Haufen geworfen, er hat Gräuel-
thaten erwirkt, vor denen die Schamröthe als eine matte Re-
aktion des geschändeten Menschheitbewußtseins erscheint. Lille-
und Kaiisch, Lusitania und Tubantia, Baralong und Dahomey;
so viele Namen, so viele Dolchstöße in das Herz der all-
umfassenden Brüderlichkeit. Sind die Männer, die den Befehl'
zur Wegschleppung der liller Frauen und Kinder gegeben haben,,
die Schiffe mit Hunderten Unschuldiger torpedirten, die Schiff-
brüchige in das Wellengrab stießen, die weiße Frauen viehischen*
schwarzen Wächtern auslieferten, Verbrecher wie Geldschrank-
knacker und' Raubmörder? Nein. Jeder von ihnen mag ein?
Musterbeispiel aller Bürgertugenden, ein treuer Freund, ein guter
Vater und liebender Gatte sein. Die Thaten, die ihren Befehlen
entsprangen, nennt man ja auch nicht Verbrechen, sondern mi-
litärische Notwendigkeiten, Repressalien, Vergeltungmaßregeln.
Sie sind auch nicht auf das Schuldkonto des Einzelnen zu schrei-
ben; sie sind die emporgeschleuderten Funken des Weltbrandes,,
die Krankheitzeichen, der Kriegspsychose.
Während des ganzen Krieges hat die neutrale und feindliche
Presse nie aufgehört, über grasse Verletzungen des Völker-'
rechts durch die deutschen Militärbehörden zu berichten. Be-'
wiesen war Manches, geglaubt wurde Alles. Diese Pressenotizen.

haben den Brunnen der Versöhnlichkeit vergiftet, den uns un-
begreiflichen Haß gegen Alies, was deutsch heißt, emporlodern
lassen und ständig geschürt, sie haben bewirkt, daß der Bischof
von Canterbury erklären konnte, man müsse untersuchen, ob ein
Deutscher überhaupt menschlicher Regungen fähig -sei.
Das deutsche Volk hat von Alledem nichts gewußt. Unsere
Pressecensur arbeitete gründlich; und Berichte von Reisenden,
die von den ungeheuerlichen Anklagen des Auslandes gegen
die deutsche Kriegführung erzählten, riefen empörte Ablehnung,
höchstens ungläubiges Kopfschütteln hervor. Uns war ja auch
unmöglich, den Gerüchten auf den Grund zu gehen. That-
sachen von Lügen zu sondern oder gar die Schuldigen zur Ver-
antwortung zu ziehen. So paradox es klingen mag: Deutsch-
lands Unglück, .wurde, daß es den Krieg mit allen seinen
Schrecknissen Jahre lang als Sieger in Feindesland . tragen
müßte. Man glaube nicht, daß amerikanische, englische, fran-
zösische Truppen in einem eroberten Deutschland reine Enge}
gewesen wären. Doch wir sind die Besiegten, die Rechnung
wird' uns präsentirt und muß beglichen werden.
Zunächst haben sich die Vorgänge in Lille zu einer Hand-
lung französischer Intellektueller verdichtet. Die Academie de
Medecine in Paris hat erklärt, nicht mit deutschen Aerzten auf
internationalen Kongressen zusammentreffen zu wollen, ehe die
deutsche Aerzteschaft die liller Vorgänge klargelegt hat. Was
aber wäre damit: gewonnen? Wenig. Der Fortschritt der Wis-
senschaft ist bisher durch internationale Kongresse kaum ge-
fördert worden; wir könnten also ruhig auf die Theilnahme
an ihnen verzichten. Und wären die liller Berichte so ge-
treu, wie sie, leider, scheinen: bedürfte es erst der lockenden
Aussfcht, bei offiziellen Festessen geduldet zu sein, zu dem
Entschluß, die für erwiesene Gräuelschuld Haftbaren aus der
Gemeinschaft zu scheiden?
Die Feinde verlangen, daß wir zunächst unser eigenes Haus
säubern. Wir hätten das Selbe von ihnen gefordert, wären wir
Sieger geblieben. Mag es so sein; irgendwo muß ein Anfang
gemacht werden. Wir belasten damit nicht unser Schu'ld-
konto, zerfleischen damit nicht den kranken Leib des deutschen
Volkes. Wir wosllen nicht Anklagematerial für einen Staats-
gerichtsho*' sammeln noch um Gnade winseln; wir wollen nur
die Ehre für uns in Anspruch nehmen, mit der Aufklärungarbeit
begonnen zu haben ohne Voraussetzung der Nationalität, ohne
rechtliche Folgerungen für den einzelnen Schuldigen. Unser
Werk wird- das wahre Antlitz des Krieges entschleiern und
dem Bewußtsein der Völker die Erkenntniß einhämmern: fie-
sem Krieg darf nie einer folgen.' Wir wollen Wahrheit.

Vier Vertretern des neutralen Auslandes werden sich'
'Deutsche, Männer und Frauen, zu einer Kommission vereinen,
die alle Anklagen prüfen, die Spreu vom Weizen sondern und
bewiesene Thatsachen ohne Schonung Schuldiger entschleiern
will. Zu Vertuschungmanövern ist nicht mehr die Zeit. Was
-wir in Deutschland thun, wird, so hoffen wir, auch in Frankreich
und England geschehen. Kommissionen aller Staaten, die in den
Krieg verwickelt waren, sollen die Kriegführung ihres Landes
vom Standpunkt der reinen Menschlichkeit prüfen und den Be-
weisstoff zu einer gewaltigen Anklageschrift zusammentragen.
Der Kriegsunrath aller Völker soll zu einem Berge gethürmt
werden, zu einem Monument von der Menschheit Schande."
Einverstanden, Herr Doktor. Seit die ersten Anklagen
durch die Welt schrillten, habe ich hier gemahnt: Prüfet;
und antwortet mit Freispruch oder Verurtheilung. Das sollte
nicht sein. Jetzt sind wir im neunten Monat nach dem
Selbstmord der Kaiserei. Der Friede ist geschlossen, die
Blockade aufgehoben, der Verkehr mit den Westvölkern wie*
der erlaubt. Die Anklagen sind nicht geprüft worden; und
dem Alltagsgegrein über den „Verleumdungfeldzug un*
serer Gegner" horcht, auch wenns aus dem Mund eines
Hochgeborenen kommt, draußen Niemand mehr. Ihre Koni«
mission Unbeamteter wird, endlich, den deutschen Willen
-zu Wahrheit erweisen. Muß sie das Handeln von Männern
nachprüfen, deren Auslieferung verlangt wird: um so besser
für die Beschuldigten, denen dann unbefangenes Urtheil
gewiß ist. Vergessen Sie Serbien nicht. In diesem Jahr*
zehnte lang schuldlos von Wien und Budapest gequälten
Lande, dessen Volk Belogene für den Brandstifter hielten und
•drum „von der Erde vertilgen" wollten, ist furchtbar gesündigt
worden. Bulgarischer Kriegsbrauch weckte Nacheiferung.
Den Männern und Frauen aus dem preußischen KreisNams*
1au: Ihre Beschwerde scheint auch mir fest begründet. Erst
die im Juni geänderte Liste der Friedensbedinge hat Ihren
Heimathkreis getheilt und das nordöstliche Stück den Polen
zugesprochen. Da der Kreis weder dem Polenreich zugehört
hat noch von unbestreitbarer Polenmehrheit bewohnt ist, muß
ihm das Recht zu freier Abstimmung gewährt werden. Die,
•schreiben Sie, wird für Deutschland sprechen. Darf das übet
alles Hoffen schwellende Großpolen sich Gebiet wünschen,

dessen Bewohner nach Erlösung aus Fremdjoch schmachten?
Wiederum rächt sich, daß unsere Regirer nie versucht haben,
die Ostprobleme dem pariser Rath der Vier wahrhaftig dar«
zustellen. Von seiner Gerechtigkeit müssen Sie zunächst die
Weitung des Abstimmbezirkes erbitten. Durch die Gewähr«
ung würde Niemand geschädigt. Stimmt, unter Amerikaner*
aufsieht, die Mehrheit für Polen, so haben Sie geirrt. Im an«
deren Fall die Weltrichter vor Fehlspruch bewahrt, dessen
Folgen bald in neuer Ansehensschrumpfung spürbar würden.
„Wer den Klängen, den Bildern der Fremde das Ohr
und das Auge verschließt, kann leicht erschlaffen. Er ver»
lernt (oder lernte nie), daß die Schwarzkünstler und Hein«
zelmännchen der Heimath sichiemsig mühen, ihn und Seines»
gleichen an jedem Morgen mit Honig zu letzen, vor jedem
Mittagsmahl mit russischer Sakuska in Eßlust zu reizen, für
jede Nacht mit Wärmflaschen auszustatten. Hier heißts,
Englands Handelsflotte (die bisher ein Schiff von hundert
verlor) sei schon zur letzten Oelung fertig. Dort werden die
gefangenen Russen so oft vorgeführt wie in Opernauf«
zügen mannichfach vermummte Statisten. Gestern zerrauf*
ten Inder und Araber des Britenleun Mähne; morgen mäht
ihm und seinen Wüstengefährten die Osmanensichel die
Köpfe vom Rumpf; und übermorgen setzt vielleicht Ferdi*
nandus Rex den Heldenfuß auf die bebende, verblutende
Flanke. Ob so unwürdiges Getös, Geschwätz, Getrüg nicht
im Haus reifer Menschen entbehrlich wäre? Gewiß ist, daß
es nirgends und niemals lange genug währen kann. Daß
einmal der Tag dämmert, in dessen Nebelröthe die Gehät«
schelten, Gefütterten, Eingewickelten zuerst ungeduldig, dann
mißtrauisch, endlich im Willensstrang schwach werden. Drum
ists nöthig, dem Feind ins Antlitz zu schauen, seine Stimme
zu hören, den Puls seines Willens zu fühlen. Drum müßte
dem Herrn Meinungredakteur, der sich einen Patrioten
und Schlaukopf gar dünkelt, weil er zwischen je zwei
Hauptsä'tze eines lehrsamen Berichtes sein ijnwahrhaftiges
Schnoddersprüchlein klemmt, als einem unredlichen Händ«
ler die Kundschaft entzogen werden. Nicht darauf kommts
an, daß aus dem Holzpapier nur Rosinen zu naschen sind
und nie Bittermandeln den Gaumen ärgern, sondern auf die

Erhaltung der Volkswillenskraft für eines ungeheuren Krie»
ges unerrechenbare Dauer. Die Jungtürken haben ihren, vor
tausend scharfen Augen, lange vorbereiteten Feldzug geger*
den westöstlichen Dreibund, den einzig noch lebenden, be*
gönnen. Welchen Zeitraum er füllen, wohin er führen, ob er
auch uns nützen wird, kann heute kein Sterblicher wissen (und
der Politiker, ders ahnt, darf es, auch wenn er vor Behörden
nie schlottern lernte, nicht sagen). Eins nur: Noch der Nutzen
müßte, von beiden Zinsgenießern, einesTages furchtbar theuer
bezahlt werden. Deutlich aber, schroff sogar müssen wir un»
sere Sache von der des Paschas und Prinz»Gemahls Enver
scheiden. Osmans Glück auf den steilen Weg! Doch was-
da wird, ist nicht unser Krieg. Wer den Türken als den
Genossen unseres Kampfes huldigt, nimmt, auf jedem Platz,,
dem Deutschen Reich die Bleibsel gewichtiger Zuneigung
und fördert das Spiel unserer Feinde, die schon die neue
Mär ausschreien. ‚Sie könnens allein nicht schaffen und
haben sich, am Thor der Verzweiflung, die Khali.fenhorde
gemiethet.' Schlimm genug, daß auf berliner Straßen ein
Geschmatz wie von Bruderküssen hörbar (und bis in den
Athem Oeffentlicher Meinung ruchbar) wurde. Schlägt der
Türke den Russen, unterschlägt er dem Franzosen Schuld»
summe und Zins, bleibt der Balkanbund und der Herr über
Libyen still, steht der Islam gegen den angelsächsischen
Bändiger auf: wir werden jeden Streich behutsam münzen.
Aber wir bleiben allein. Die Stunde zu Genossenschaft ist
verstrichen. Pflicht jetzt: scharfe Trennung der Verant»
wortunglasten. Deutschlands Grenzen sind beinahe wieder
frei. Seine Völker noch des Kampfes nicht müde; und fähig,
eine Million neuer Krieger in den nächsten Lenz zu schicken.
Saget ihnen, was ist. Das Wagniß war ungeheuer. Den»
noch: Wir habens mit wachen Sinnen gewagt."

Die Verbreitung des Heftes, in das ich diese Sätze ge»
schrieben hatte, wurde, im November 1914, vom Ober«
kommando verboten. Die Jungtürken, die Enver undTalaat,
thronten in Glanz (und hatten schon vor dem Kriegsaus»
bruch ihre Mitwirkung zugesagt). Heute? Sind sie in der
Hauptstadt des von ihrer Gewissenlosigkeit verlüderten
Reiches zum Tod verurtheilt (aber „unauffindbar"). Das
Khalifenrecht, mit dem, vor vierhundert Jahren, der Türken»

sultan, als Eroberer Egyptens, sich umgürtet hat, istschmählich
verthan. Und an die vom Großwesir geführte Delegation
schrieb in der letzten Juniwoche Herr Clemenceau:
„Herr Präsident, der Rath der verbündeten und ver«
bundenen Großmächte hat die am siebenzehnten Juni ihm
übergebene Denkschrift aufmerksam gelesen und durchge*
prüft. In der Darstellung des politischen Gezetteis, das den
Eintritt der Türkei in den Krieg begleitete, und der darauf
folgenden Tragoedien hat Eure Excellenz keinen Versuch
gemacht, die Verbrechen der türkischen Regirung abzu*
schwächen oder zu entschuldigen. Ausdrücklich oder Schwei«
gend giebt diese Denkschrift zu, daß die Türkei keinen
Grund zu Streit mit den Mächten der Entente hatte; daß sie
Deutschlands gefügiges Werkzeug wurde; daß der grundlos
begonnene und grausam geführte Krieg Metzeleien ermög*
lichte, deren vorbedachte Abscheulichkeit alles von der Ge»
schichte irgendwo Verzeichnete übertraf. Die Darstellung
schreibt diese Verbrechen aber einer Regirung zu, für deren
Mißthaten man das Türkenvolk nicht verantworlich machen
dürfe, und behauptet, in diesen Verbrechen, unter denen
die Mohammedaner nicht weniger als die Christen gelitten
haben, sei nicht die Spur religiösen Fanatismus sichtbar.
Sie seien durchaus nicht in Einklang mit der Osmanen*
Überlieferung, mit der geschichtlich verbürgten Art, der Türkei
unterthane Rassen zu behandeln. Um das religiöse Gleich*
gewicht in der Welt zu wahren, um der Forderung von
Politik und Gerechtigkeit zu genügen, müsse man die Türkei,
ungeschmälert, in den Grenzen lassen, die sie vor dem Aus«
bruch des Krieges hatte. Wir können weder der Schluß*
folgerung zustimmen noch die Gründe, auf die sie gestützt
wird, anerkennen.
Nicht für eines Augenblickes Dauer bezweifeln wir, daß
die jetzt in der Türkei Regirenden die Politik ihrer Vor*
gänger rückhaltlos verwerfen. Wären sie durch sittliche Be*
denken selbst nicht so sehr, wie sie es sind, dazu verpflichtet,
so empföhle doch Vortheilserwägung ihnen den schärfsten
Tadel. Als Personen haben die Mitglieder der Regirung
von heute allen Grund und alles Recht zu schroffem Tadel
einer Politik, deren Ergebniß ihrem Vaterland solches Un*
heil gebracht hat. Immerhin aber muß das Urthcil über
eine Nation von dem Handeln der Macht bestimmt werden,

die dem Heer befiehlt und die internationale Politik leitet.
Die Türkei darf auch nicht glauben, den Folgen dieser ge»
rechten Lehre deshalb zu entgehen, weil in der ernstesten.
Krisis ihrer Geschichte die Leitung des Staatsgeschäftes in
die Hände von Menschen gesunken war, denen alle festen
Grundsätze der Ueberzeugung, alle Regungen der Nächsten*
liebe fehlten und die nicht einmal den Erfolg herbeizuzwin*-
gen vermochten. Das Verlangen nach völliger Wiederher«
Stellung in den alten Gebietsumfang wird aber nicht nur
auf die Meinung gestützt, die Türkei dürfe nicht für die
Fehler ihrer Minister haftbar gemacht werden, sondern auch
auf tiefer liegendes Grundgebälk: die Geschichte der Tür*
kenherrschaft soll, in Vergangenheit und Gegenwart, für die-
Berechtigung des Verlangens zeugen. Wir möchten weder
unnützen Wortstreit beginnen noch Eurer Excellenz und
deren Gefährten unnöthige Pein bereiten. Wir bewundern
die vortrefflichen Eigenschaften des Türkenvolkes und brin*
gen ihm Wohlwollen entgegen. Doch auf die Art, wie es
fremde Rassen zu regiren pflegt, darf es nicht stolz sein.
Die Erfahrung ist zu langwierig und hat sich zu oft wieder»
holt, als daß Zweifelsmöglichkeit bliebe. Die Geschichte
meldet Siege und Niederlagen der Türkei, nennt ihr unter*
jochte und aus ihrem Joch befreite Völker. In allem Wan*
del der Zeit und des Schicksals ist aber nicht ein Fall er*
kennbar, in Europa, Asien, Afrika nicht einer, wo der Auf*-
zwingung türkischer Herrschaft nicht das Welken der Wirth»
schaftblüthe und das Senken des Kulturstandes in dem be*
herrschten Land gefolgt ist. Europäischen Christen, mo*
hammedanischen Syrern, Arabern, Afrikanern: Allen brachte
Türkensieg Zerstörung. Niemals und nirgends hat der Türke
sich fähig gezeigt, das im Krieg Eroberte im Frieden ge*
deihlich zu entwickeln. Und wo ihm die Herrschaft ent*
rissen wurde, da ist, immer und überall, die Wirthschaft des
entjochten Landes wieder aufgeblüht und sein Kulturstand
höher geworden. Herrschertalent wurde niemals fühlbar-
Aus diesen Thatsachen ergiebt sich uns ein unabweis«
barer Schluß. Da die Türkei, ohne Herausforderung von un-
serer, ohne entschuldigenden Grund auf ihrer Seite, dieMächi
te der Entente angegriffen hat und geschlagen worden ist, hat
sie den Siegern das schwere Gewicht der Pflicht aufgebürdet^.

für die Zukunft der verschiedenartigen Völker zu sorgen, aus
denen ihr zerklüftetes Reich bestand. Diese Pflicht möchten
wir wenigstens so weit erfüllen, wie es in Eintracht mit den
Wünschen und den dauernden Interessen derVölker geschehen
kann. Ungern aber sehen wir, daß die Denkschrift von ganz
anderer Erwägung ausgeht: von der angeblich religiösen Wert*
Streites. Nach dieser Auffassung müßte das Osmanenreich
nicht zum Nutzen der in ihm lebenden Mohammedaner und
Christen unangetastet bleiben: wäre seine Erhaltung durch
das religiöse Empfinden von Leuten geboten, die das Türken*
joch nie gefühlt oder schon vergessen haben, wie schwer es au f
ihmUnterthanen lastet. Die ganze Kriegsgeschichte lehrt, daß
diese Auffassung, ohne jede Grundlage, in der Luft schwebt.
Welche religiöse Bedeutung konnte ein Kampf haben, der das
protestantische Deutschland, das katholische Oesterreich, das
orthodoxe Bulgarien und die musulmanische Türkei zu Aus«
plünderung ihrer Nachbarreiche verbündet sah? Die einzige
Gelegenheit, wohlbedachten Fanatismus zu schmecken, bot,
im ganzen Verlauf des Krieges,.die Niedermetzelung armeni»
scher Christen auf Befehl der türkischen Regirung. Eure Ex*
cellenz sagt aber, in der selben Zeit und auf Befehl der selben
ansehnlichen Leute seien so viele harmlose Musulmanen un»
ter so grausigen Umständen getötet worden, daß der Verdacht
religiöser Parteilichkeit kaum oder gar nicht haltbar sei. Die
Regirungen sollen also in der Kriegszeit wenig Sektengeist
gezeigt haben. Den Mächten der Entente war er ganz fern.
Und dieses Urtheil gilt heute noch ohne die allergeringste
Aenderung. Jedem ist die Gewissensfreiheit gegönnt und jede
Weihstätte ist sorgsam behütet worden; Staaten und Völker,
die vor dem Krieg musulmanisch waren, sind es noch heute.
Kein Gegenstand religiösen Empfindens ist angetastet, nur die
freie Bethätigung dieses Empfindens ist gesichert worden. Wo
wir Verbündete Aufsichtrechte erwarben, da hat sich der Zu»
stand zum Guten gewandelt. Die Behauptung, durch die Ge*
bietsminderung.die einen historischen Musulmanenstaat ver»
kleinere, werde der Musulmanensache in allen Ländern ge»
schadet, gestatten wir uns abzulehnen; sie scheint uns irrig.
Die neuere Geschichte der in Konstantinopel thronenden Re=
girung kann denkenden Musulmanen nicht ein Quell der
Preude oder des Stolzes sein. Aus Gründen, die wir zuvos

andeuteten, hat der Türke sich an eine Aufgabe gewagt, für
die er nicht recht geeignet war und die ihm deshalb wenig
Erfolg eintrug. Unter günstigeren Umständen, in einem seiner
Wesensart besser angepaßten staatlichenRahmen.in einfachen,
nicht so schwierigen Verhältnissen mag er die schlimmeUeber«
lieferung, Korruption und Zettelsucht vergessen, sich ganz
von ihr lösen: dann, vielleicht, bewährt er an neuem Werk
sich aufs Neue, erwirbt zu den oft erprobten Gaben des Mu«
thes und der Disziplin noch andere und mehrt dadurch den
Glanz seines Landes und mittelbar den seines Glaubens.Wenn
wir nicht irren, wird Eure Excellenz verstehen, nach welcher
Richtung unser Hoffen neigt. An einer auffälligen Stelle der
Denkschrift wird gesagt, die Türkei wolle mit aller Kraft sich
wirthschaftlicher und geistiger Kulturarbeit widmen. Keine
Wandlung könnte stärker als Sensation wirken, keine tieferen
Eindruck machen und höheren Nutzen bringen. Wenn Eure
Excellenz diese Wandlung erwirken und ihr die Männer vom
Türkenstamm gewinnen kann, wird sie jeden Beistand verdie«
nen und jeden von unserer Kraft zuleistenden sichererhalten."
Mekka und Medina, Bagdad und Basra, Erserum und
Trapezunt sind verloren, die Türken aus Afrika, aus der Herr»
Schaft über die Meerengen Südosteuropas, aus Syrien und Me»
sopotamien in ihr Anatolien verdrängt. „Ein dem Verderben
verfallenes Reich vermag selbst nothwendige Reformen nicht
mehr zu ertragen": schon von der Türkei, deren Joch dieGrie*
chen abschüttelten, hats Treitschke gesagt. Ob der Sultan,
weil die Mohammedaner Indiens ihn nicht ganz entmachtet
sehen möchten und kein Westreich dem anderen den Vorrang
am Bosporus gönnt, in Konstantinopel hindämmern darf oder
nach Brussa weichen muß? Mohammeds Europäerreich war.
Daß Deutschland auch dieses sterbende Imperium in ein Bund»
niß köderte, hat nichts eingebracht als die Mitverantwortlich«
keit für die Abschlachtung einer Million armenischer Christen
und den Haß des tüchtigen, vor dem stumpfen Blick prassen«
der Machtschänder vom Hunger gezehnteten Türkenvolkes;
hat den Krieg, uns nur zu Schaden, verlängert, einen hohen
Hügel deutschen Geldes gekostet und verstrickt uns noch
heute in Schuld. Wilhelms Weg nach Damaskus war theuer.

Wohin?
Sind zugleich mit dem Kranken Mann die zwei Mächte
gestorben, die um sein Erbe rauften? Oesterreich wird klein;
erlangt aber, weil es in bescheidener Würde sich reuig zeigt,
leidlichen Frieden und frühe Aufnahme in den Völkerbund,
der es in Gemeinwirthschaft mit Czechen, Slowaken, Süd«
slawen, Walachen, Ungarn, Bulgaren knüpfen wird. Ruß»
land (der den Bolschewiki unterworfene Theil) ruft die
Menschheit in ein Eden, über dem die Sonne nicht wankt.
Aus einem französischen Bericht habe ich das Hauptstück
von Lenins Botschaft an die Dritte Internationale übersetzt.
„Seit in allen Ländern die revolutionäre Bewegung des
Proletariates sich schleunigt, ist die Bourgeoisie, sammt ihre«
Agenten in den Arbeiterverbänden, hitzig bemüht, philo«
sophisch»politische Gründe aufzustöbern, die zur Verthei«
digung der Ausbeuterherrschaft tauglich scheinen. Zu diesen
Gründen gehört die Verdammung der Diktatur und die Ver«
herrlichung der Demokratie. Die Verlogenheit dieses in der
Kapitalistenpresse und auf der berner Februarkonferenz der
Gelben Internationale bis zu Ueberdruß wiederholten Ge*
redes sind Jedem offenbar, der nicht die Grundsätze des
Sozialismus verrathen will. Ohne die Klassenfrage zu klären,
bietet man die Begriffe Demokratie und Diktatur ,im Allge«
meinen* aus und behauptet, den Blick auf die Gesammt»
heit der Nation gerichtet zu haben. Das ist eine Verhöhnung
des sozialistischen Grundsatzes, der Lehre vom Klassenkampf,
die zwar vom Mund verkündet, aber im Handeln der ins
Lager der Bourgeoisie übergelaufenen Sozialisten nicht mehr
fühlbar wird. Denn in keinem civilisirten, keinem kapi«
talistischen Land giebt es andere Demokratie als bürger«
liehe. Eben so giebt es nur Diktatur der bisher unterdrückten
Klasse, des Proletariates, das den Widerstand der um ihre
Herrschaft ringenden Unterdrücker und Ausbeuter brechen
will. Die Geschichte lehrt, daß keine geknechtete Klasse je«
mals zu Macht gelangt ist noch gelangen konnte, ohne eine
Strecke der Diktatur durchschritten zu haben, in der sie
die politische Macht eroberte und mit Gewalt den bis in
Verzweiflung erbitterten, kein Verbrechen scheuenden Wider*
stand der Ausbeuter niederschlug. Die (heute von den für

Demokratie, gegen Diktatur ,im Allgemeinen' zeternden
Sozialisten gestützte) Bourgeoisie hat durch Aufstände und
Bürgerkriege die Macht erobert, mit Gewalt Königthum,
Adel, Sklavenhalter zerschmettert, mit Gewalt jeden Erhebung»
versuch gehindert. In Büchern, Flugschriften, Kongreß*
beschlüssen, Propagandareden haben, tausend* und aber»
tausendmal, die Sozialisten aller Länder dem Volke gezeigt,
daß diese bürgerlichen Revolutionen das Wesen des Klassen»
kampfes hatten. All das Gebrüll und Geflenn über die»
wie jede Diktatur, zu .verdammende Diktatur des Prole»
tariates verräth also die Sache des Sozialismus und geht
von Deserteuren aus, die der Bourgeoisie Dienste leisten
und dem Proletariat das Recht auf seine Revolution be»
streiten. Die bürgerliche Reformirerei wird in der Stunde
angepriesen, wo sie in der ganzen Welt Bankerot gemacht
und der Krieg einen Zustand geschaffen hat, der die Revo*
lution fördert. In die klarsten Formeln der Wissenschaft
haben Marx und Engels die Meinung gefaßt, daß jede noch
so demokratische bürgerliche Republik immer nur eine Ma«
schine sein kann, die, im Dienst von Bourgeoisie und Kapital,
die Arbeiterklasse, alle Schaffenden ausnützt. Daß er diese
Grundwahrheit des Sozialismus anerkenne, hat jeder der
heute für Demokratie gegen DiktaturTobenden bei all seinen
Göttern beschworen: nun aber, in der Zeit proletarischer
Gährung, revolutionärer Bewegung, da die Bedrückung^
maschine, endlich, zerstört werden soll, möchten diese Ver»
räther den Glauben anpflanzen, die ,reine Demokratie' sei
den Arbeitern beschert, die Bourgeoisie sei zu Verzicht auf
allen Widerstand, zu gehorsamer Beugung unter den Willen
der Arbeitermehrheit bereit; als ob nicht auch in einer de»
mokratischen Republik der Zweck der Regirungmaschine die
Knechtung der Arbeit durch das Kapital wäre. Die pariser
Commune, deren historische Bedeutung Marx klarer als irgend»
ein Anderer erkannte, hat überall, in Verwaltung, Rechtspflege,
Heer, Polizei, den bürgerlichen Regirungapparat von oben
bis unten zu zerstören versucht und, ohne Unterscheidung
zwischen den Mächten der Gesetzgebung und der Exeku*
tive, den Arbeitermassen die Rechte der Selbstverwaltung ge=

sichert. Alle bürgerlichen Demokratien unserer Zeit, auch die
von den Verräthern des Sozialismus wider besseres Wissen
proletarisch genannte Deutsche Republik bewahren den alten
Regirungapparat. Das ganze Geschrei zum Ruhm der Demo»
kratie soll also nur die Vorrechte der bürgerlichen Ausbeuter*
klasse vertheidigen. Als Beispiel für die Grundsätze der
reinen Demokratie kann die Versammlungfreiheit dienen.
Jeder seiner Klasse bewußte Arbeiter begreift sofort, wie
unsinnig es wäre, den um ihr Leben und Vorrecht ringen«
den Ausbeutern die Versammlungfreiheit zu gewähren. Die
ließ weder in England 1649 noch in Frankreich 1793 das
revolutionäre Bürgerthum den Monarchisten und Edelleuten,
die fremde Truppen herbeiriefen und ,sich versammelten',
um die Auferstehung der Königsmacht vorzubereiten. Wenn
jetzt das längst schon reaktionär gewordene Bürgerthum von
dem Proletariat Versammlungfreiheit für die Ausbeuter for«
dert, die sich mit allen Kräften doch gegen Enteignung weh«
ren wollen, dann können die Arbeiter solchen bürgerlichen
Heuchlern nur ins Gesicht lachen. Die Arbeiter wissen auch
nur allzu gut, daß die .Versammlungfreiheit' selbst in einer
noch so demokratischen Republik ein leeres Wort ist. Die
Reichen haben die schönsten öffentlichen und privaten Ge«
bäude zu ihrer Verfügung, haben Muße und können sich,
wann sie wollen, unter Regirungschutz versammeln. Von
Alledem haben die Stadt« und Landproletarier, die Klein«
bauer, also die tief überwiegende Volksmehrheit, nichts:
und so lange dieser Zustand währt, ist die Gleichheit, also
die reine Demokratie, der reine Schwindel. Um die wahre
Gleichheit, die dem Arbeiter nützliche Demokratie zu er»
obern, muß man zuvor den Ausbeutern all ihre schönen
öffentlichen und privaten Räume nehmen, den Arbeitern
Muße schaffen und ihre Versammlungen von bewaffneten
Arbeitern, nicht von junkerlichen oder kapitalistischen Of«
fizieren und ihnen blind gehorsamen Soldaten, schützen lassen.
Dann erst kann, ohne Verhöhnung der Arbeiter, der Aerm=
sten, von Versammlungfreiheit und Gleichheit die Rede sein.
Auch die Preßfreiheit ist eine der großen Losungen
reiner Demokratie. Millionenmal (jeder Arbeiter weiß es)

haben die Sozialisten aller Länder zugestanden, daß diese
Freiheit eine Lüge ist: denn die besten Druckereien, die
größten Papiermengen sind im Besitz der Reichen und die
- Macht des Kapitals über die Presse zeigt sich besonders da
in unverhülltem Kynismus, wo, wie in Amerika, das demo«
kratisch»republikanische Staatssystem weit entwickelt ist. Zu»
nächst muß dem Kapital die Macht genommen werden, Schrift«
steller zu miethen, Verlagshäuser aufzukaufen, Zeitungen zu
erwerben und zu korrumpiren: dann erst kann wahre Gleich«
heit, wahre Demokratie entstehen, die dem Arbeiter und
dem Bauer zu seinem Recht hilft. Und Das ist nicht mög«
lieh, ehe das Joch des Kapitals gebrochen, der Widerstand
der gestürzten Ausbeuter gelähmt ist. Was der Kapitalist
Freiheit nennt, war immer die Freiheit der Reichen, sich
noch mehr zu bereichern, die Freiheit der Armen, zu ver*
hungern; was er Preßfreiheit nennt, ist sein Recht, die Presse
zu bestechen, mit seinem Geld Oeffentliche Meinung zu
machen und zu stützen. Wahre Freiheit und Gleichheit kann
erst in der Kommunistengesellschaft entstehen, die Keinen
Bereicherung auf eines Anderen Kosten erlaubt, jede un<
mittelbare oder mittelbare Geldherrschaft über die Presse
hindert und allen Arbeitern und Arbeitergruppen ermög«
licht, in Gleichberechtigung sich der staatlichen Papiermen«
gen und Druckmaschinen zu bedienen. In Deutschland, dem
Europäerstaat, der den Kapitalismus in die vollkommene Form
entwickelt hat, haben die ersten Monate der nach der Nie*
derlage des Kaiserreiches errungenen Republikanerfreiheit
den deutschen Arbeitern und der ganzen Welt gezeigt, daß
diese bürgerliche Demokratie alle Züge der Klassenherrschaft
trägt. Wo Gefangene, Menschen, die in der Gewalt und
Obhut der regirenden Sozialpatrioten waren, von Offizieren
und Kapitalisten getötet werden und die Mörder straflos
bleiben konnten, da herrscht die Diktatur der Bourgeoisie.
In solchem Zustand ist, als Mittel zur Entmachtung der Aus«
beuter und zur Hemmung ihres Widerstandes, die Diktatur
des Proletariates nicht nur berechtigt, sondern geradezu un»
ersetzlich, weil nur sie die Masse der Arbeitenden wirksam
gegen die Diktatur der Bourgeoisie vertheidigt, die den Krieg

herbeigeführt hat und neue Kriege vorbereitet. Die Sozialisten
sehen auch nicht, daß die Formen der Demokratie, seit ihren
frühsten Anfängen im Alterthum, sich jedesmal geändert ha»
ben.wenn eine Klasse die Herrschaft einer anderen überlassen
mußte. Nur der dümmste Dummkopf kann glauben, die den
tiefsten Grund aufwühlende Revolution aller Menschheitge«
schichte, der noch nie erschaute Uebergang der Macht von
einer ausbeutenden Minderheit auf die Mehrheit der bisher
Ausgebeuteten, sei im Rahmen der alten bürgerlich«parlamen«
tarischen Demokratie möglich, fordere nicht neue, den ge-
wandelten Lebensbedingungen angepaßte Formen. Von der
Diktatur mittelalterlicher Feudalmächte und bürgerlicher Ka*
pitalisten unterscheidet die des Proletariates sich eben darin,
daß sie nicht Diktatur einer Minderheit ist, sondern, zu Gunst
der ungeheuren Mehrheit, die Macht und den Widerstand
einer kleinen Minderheit, der Bodenbesitzer und Kapitalisten,
niederzwingt. Das Wesen der Sowjets, der Räthe, zeigt sich
darin, daß die unveränderliche und einzige Grundlage aller
Regirungmacht und ihres Verwaltungapparates die bisher vom
Kapitalismus unterdrückte, nun organisirte Masse ist: Arbeiter
und Halbproletarier (Kleinbauer, die nicht Andere ausbeuten
und deshalb stets genöthigt sind.wenigstens einenTheil ihrer
Arbeitkraft zu verkaufen). Diese Masse war, in der noch
so demokratischen Republik, deren Gesetz ihr die formale
Gleichheit gab, durch tausend Bräuche und Kniffe von thä*
tiger Theilnahme am politischen Leben, von aller Nützung
der Rechte und Freiheiten ausgeschlossen; und ist erst jetzt
berufen, durch ihre Räthe entscheidend zu demokratischer
Staatsleitung mitzuwirken. Die Gleichheit aller Staatzuge»
hörigen, ohne Unterschied von Geschlecht, Religion, Rasse
und Nationalität, diese von der bürgerlichen Demokratie im*
mer und überall verheißene, niemals und nirgends aber ver»
wirklichte und unter der Herrschaft des Kapitalismus auch
nicht erreichbare Gleichheit wird durch die Diktatur des Pro»
letariates, durch die Macht der Sowjets, sofort Ereigniß. Nur
diese Macht kann auch die Armeen, die nicht allein in der
Monarchie Werkzeug zu Massenknechtung sind, von bürger»
lichem Kommando lösen und mit dem Proletariat verschmel*

zen. Ohne Waffnung des Proletariates und Entwaffnung der Bourgeoisie ist der Triumph des Sozialismus undenkbar. Nur die Gewalt der Räthe« Organisation vermag mit einem Streich den ganzen überlieferten Apparat bürgerlicher Verwaltung und Rechtspflege zu zertrümmern. Und die Zertrümmerung dieser Regirungsgewalt ist das Ziel, das alle Sozialisten, Marx vornan, sich gesetzt haben: und erst, wenn es erreicht ist, kann Gleichheit und Freiheit werden. Die Menschewiki und Sozialrevolutionäre, die über Verfolgung klagen, ver« schweigen die Thatsache, daß sie von den Bolschewiki be« kämpft werden, weil sie, wie in Deutschland die Scheidemann und Genossen, im Bürgerkrieg die Partei der Bourgeoisie ge= gen das Proletariat ergriffen haben. Unsere Aufgabe ist: die breitesten Massen der Arbeiterschaft in dieErkenntniß zu hu ten, daß die bürgerlich parlamentarische durch die proletari« sehe Demokratie ersetzt werden muß; auf allen Gebieten der Industrie, in Heer und Flotte, unter Kleinbauern und Land' arbeitern die Macht der Räthe durch feste Organisation zu stärken und in den Räthen eine zuverlässige, ihrer Pflichten bewußte Kommunistenmehrheit zu sichern."

Und Menschen so irren Strebens sollen wir die Wirth* schaft aufbauen? Ihnen und den Franzosen; mit einem mo< bilen Heer von Industrieschöpfern, Baumeistern, Technikern, Handarbeitern, das, reichlich genährt und gelöhnt, in einem Monat das sonst im Jahresring reifende Werk vollendet. In welchem Weltlenz sprach Sturm je gelinder? Der Bürger mag sich wahren; seine Demokratie wird zerstampft, wenn nicht redliche Güte ihr das Vertrauen der Masse wirbt. Wars nöthig, die berliner Straßenbahner, die ein Sümmchen zu Kleidung ihrer Frauen und Kinder forderten, bis in Erschöpfung striken zu lassen, statt, wie im kapitalistischen England die konser« vativste Regirung gethan hätte, früh und unermüdlich Ver« mittelung anzubieten? Wars klug, im Gedräng zwischen Le» nin und Cachin der Geldmacht einen Sieg über Arme zu er» streiten? Wie froh, spricht der alte Prophet, „blicken wir auf die Füße des Boten, der Frieden kündet, des Heiles Nahen ansagt und auf Zion herabruft: Dein Gott soll herrschen!" Der Fuß des Boten erklomm schon den Berg. Die Friedens« botschaft tönt hold durch den Staub der Straße.

Nach einer betrübend stillosen Sitzung der National*
Versammlung, deren heisere Nachtigalen die hundertmal ge*
hörten Lieder ihres Zornes und Schmerzes durchaus noch
einmal in müde Ohren trillern und schluchzen wollten, ist
der Friedensvertrag von dem Präsidenten der Deutschen Res
publik ratifizirt worden. Die wirtschaftliche und die geistige
Blockade ist aufgehoben. Und vielleicht räth Vernunft den
Siegern doch, dem Gast von Amerongen, der noch im Ok*
tober 1918 seine ewige Illusion in die kindhaft klingenden
Worte entlud, er werde sich „mit Hilfe der Sozialdemokratie
ein neues Reich aufbauen", nicht in den Glanz bonapartischen
Martyriums zu helfen und die Verhandlung gegen Brecher
sittlicher Menschheitgesetze bis in die Zeit hinauszuschieben,
wo die Vernarbung der Kriegswunden begonnen und die
Weltversöhnung von solchem Sühnverfahren nicht allzu Ar»
ges mehr zu fürchten hat. Dieser Vertagungbeschluß, der
kein berechtigtes Interesse, nur das unberechtigte gieriger
Rachsucht, verletzen könnte, würde deutlich den Willen der
Allied and Associated Powers erweisen, aus den Dünsten
und Nebeln alten Grolles auf das freie Feld zu kommen, auf
dem das eigentliche Werk der Friedensstiftung, das, wie Prä*
sident Wilson nach seiner Heimkehr richtig gesagt hat, erst
jetzt beginnen kann, in reiner Luft möglich wird. Und schon
die Offenbarung dieses Willens, die in die feierliche Form
einer Weltbotschaft gekleidet werden müßte, würde ein wohl»
thätiges Wunder wirken.

Gelingen, schnell gelingen kann das Werk nur, wenn
in seinen Dienst die Hauptkräfte Oeffentlicher Meinung
und stillen Mühens um Verständigung gestellt werden. Ist
ein Weltkongreß der Presse morgen noch nicht möglich, so
sollten doch schnell, da man wieder ungehindert reisen und
intime Briefe schreiben kann, die politischen Zeitungleiter
aller Länder sich in den Entschluß einen, auch in ihrem groß»
mächtigen Reich den Kriegszustand zu enden. So lange er
herrscht, so lange man aus dem Lande des Feindes von
gestern nur Häßliches, Abscheu, Mißtrauen, Furcht oder
Haß Nährendes berichtet, dem verbündeten Land aber jede
Kritik, auch die sachlich nothwendige, erspart, kommt die

Welt nicht zu Ruhe. Noch wird, auch, leider, in Deutsch»
land, alltäglich gesündigt. In jedem Land und in jeder Na*
tion ist Gutes und Schlechtes, edler und niederer Trieb zu
sehen. Wer nur das Schlechte meldet, fälscht seinem Leser
das Bild und handelt nicht würdiger als der Priester, der auf der
Kanzel eine andere Glaubensgemeinschaft beschimpft, weil
seinem Blick ihr Dogma verstaubt, ihr Ritus ungesund scheint.
Denn als Priesterschaft, nicht als Geschäft oder als Schemel
zum Aufstieg in Staatswürde, muß das Amt Derer empfunden
werden, die mit der Ehre belastet sind, Tausenden oder
Millionen das Abbild ewig sich neu gestaltender Welt und
die Deutung des Geschehens vor die Seele zu rücken. Grenz«
los ist heute das Reich und die Macht der Presse, die, in
Freiheit und Vollbewußtsein ihrer Verantwortlichkeit, alle
Parlamente und andere Kontroiinstanzen durch ihre Leistung
überflügeln könnte, und unerschöpflich drum ihr Vermögen,.
Nutzen und Schaden zu bereiten. Soll der Kriegsbrauch,
den Feind täglich zu verteufeln, sich selbst und seinen Ge*
nossen zu vergotten, den Wahnsinn der Metzelei überleben*
dann wars nicht der Mühe werth, einen Friedensschluß zu
«streben, der, zum ersten Mal in der Menschheitgeschichte,,
mehr sein soll als ein kurzer oder langer Waffenstillstand
zwischen zwei Raub* oder Rachezügen. Vorbedingung aller
Versöhnung ist Erkenntniß eigenen und fremden Wesens.
Was die Zunge, vor deren Gefahr die Epistel Jacobi mir
schöner Einfalt warnt, zu wirken vermag, ist neben dem der
Schreib» und Druckmaschine Erreichbaren wie die Wasser*
Verdrängung einer Karawele aus den Tagen des Kolumbus
neben der eines modernen Ozeandampfers. Und wiederum
muß doch der Journalist auf jede Entdeckerreise gehen wie
ein Kolumbus und nicht aus Enttäuschung und Aerger die
Schilderung des Neulandes verzerren, das er, statt des von.
ihm gesuchten Indiens, fand. Nicht, das Schlechte, Schäd«
liehe zu verhüllen, soll Pressepflicht werden; nur, mit unlähm*
barem Eifer das Gute, der Vermenschlichung Nützende zu
suchen und jeden Keim zu pflegen, aus dem echte Kultur
Blüthe und Frucht empfangen kann. Denn Kultur ist Ge»
meinbesitz aller schon civilisirten Völker; und wo dieser Besitz.

nicht gemehrt, wo er gar gemindert oder in schmutzige Ge*
fäße eingezwungen wird, da ist zu Trauer Grund, auch zu
ernster Mahnung, doch niemals zu Schadenfreude. Umstellung
der Fresse in Friedensdienst: allen Ländern sei es Parole!
Die Werkstatt des Diplomaten ist enger beschränkt;
doch seine Arbeit nicht weniger wichtig. Da der Krieg die
Monarchie (im alten Wortsinn: Auto* oder Krypto»Auto*
kratie) vernichtet, die letzten vier Kaiserreiche begraben hat,
hängt die Auslese der Diplomaten nicht mehr an der Frage
nach ihrer Tauglichkeit für höfischen Verkehr. Die Tage der
Botschafter, die Prinzen, auch Prinzessinnen, Hofmarschälle
und noch höher betitelte Schranzen ihrem politischen Ge»
schäft dienstbar machten und, wie Siegerstriumph, dem vor»
gesetzten Minister meldeten, daß sie „das Ohr Seiner Ma»
jestät" errungen (meist wohl eher erschmeichelt) haben, sind,,
mit anderen Resten von Byzanz, weggeschwemmt worden.
Noch aber, auch Das lehrt der Blick in die Vorgeschichte
des Krieges, ist der Idealtypus des aufrichtiger Demokratie
angepaßten Diplomaten nicht in Vollreife gediehen. Jeder
Politiker kennt Einzelexemplare von ansehnlichem Werth;
ihrer Seltenheit wegen waren sie schnell, wie ein kostbares
Buch oder Kunstblatt, „vergriffen". Der Botschafter oder
Gesandte braucht, als Vermittler zwischen zwei Regirungen^
zwei Staatsinteressen, keinen Schöpfergeist; nur gründliche
Kenntniß beider Länder, insbesondere ihrer wirthschaftlichen
und sozialen Struktur, so viel Menschenkunde, wie zu rieh«
tiger Schätzung undBehandlungnöthig ist, innere Selbstzucht,
die keiner Laune, keiner noch so berechtigten Erbitterung
die Herrschaft überläßt, und den festen Willen, niemals,,
unter keinen Umständen, etwas dem Lande, in dem er be*
glaubigt ist, Schädliches zu thun. Auch nicht, wenn es ihm
aus der Centrale befohlen worden ist. Bismarck, der selbst,,
in seiner kurzen Diplomatenlaufbahn, in Petersburg und
Paris immer die eigene Ueberzeugung als Kompaß des Han»
delns nahm, forderte von dem Gesandten den Gehorsam des
Unteroffiziers, der auf Befehl sofort einschwenkt. Ohne
solchen Gehorsam, der die Einheit internationaler Politik
sichert, kommt auch der nicht vom Genius bediente Staats»-

mann nicht aus. Ist aber der Diplomat nicht mehr der
Vertreter eines Monarchen, sondern einer Nation, nicht mehr
von der Zufallsgnade eines Hofes, sondern vom Willen
des frei sein Schicksal gestaltenden Volkes auf den Posten
des Botschafters und Vermittlers gestellt, dann haftet er
auch dem gesammten Volk mit Charakter, Wollenssumme
und Ueberzeugung für den ihm zugewiesenen Theil des
Staatsgeschäftes und darf nicht Weisungen ausführen, die
er nach ernster Erwägung im Innersten mißbilligt. Wars
schon bisher ungerecht, für die Sünden derCentralstelle (wie
in Berlin oft geschah) einzelne Diplomaten verantwortlich zu
machen: fortan muß und wird die persönliche Verantwort-
lichkeit Norm sein. Wie demMann der Presse, so werde dem
Chef einer Mission Ueberzeugung die Fahne, deren Sinken er
nicht überleben will und mit der er niemals unrühmlich fällt.
Daß Deutschland sich noch nicht in so würdige Sitte
▪erzogen hatte, nahm ihm in der Zeit des nationalen Kampfes
ums Dasein die Möglickeit, seinen tüchtigsten Diplomaten
in Führerstellung zu verwenden: den Grafen Bernstorff. Hat
er in Amerika die Pflicht des unantastbaren Gastes, des im*
munen Botschafters verletzt und heimliche Giftmischerarbeit
geduldet oder wurde ihm nur zugeschrieben, was das Heer
der ihm nachgeschickten Agenten verschuldet hatte? Er
hat die zweideutigen Noten und Akte der berliner Regirung
gewiß niemals gebilligt, hat, immer wieder, mit stärkstem
Nachdruck, vor Allem gewarnt, was Amerikas stolzes Selbst-
gefühl kränken könnte; aber geglaubt, in solcher Nothzeit
auf seinem Posten ausharren zu müssen. Dazu rieth die
ererbte Auffassung von Pflicht und Recht des Monarchen»
Vertreters im Ausland. Von einem Mann, der schon, ehe
es hier Mode wurde, Demokrat war, wäre dieser Rath ehr-
würdig verwitternder Ueberlieferung nicht befolgt worden,
wenn er gewußt hätte, daß wissentlich falsche Instruktion ihn
zwang, in Washington für wahr auszugeben, was bald da-
nach durch das Handeln der berliner Regirung als unwahr
erwiesen wurde. Er hatte gehofft (und hatte Grund, es zu
hoffen), in Willensgemeinschaft mit dem Präsidenten, den
er sehr hoch schätzt, den allen Völkern annehmbaren Frie*

den vorbereiten zu können, der dem Führerkopf Amerikas
schon damals nur „vor endgiltigem Sieg einer Kriegspartei"
erreichlich schien;und konnte nicht ahnen,daß,während man
ihn zu dieser Friedensstiftung ermunterte, in Berlin der unbe«
schränkte Tauchbootkrieg geplant wurde, dessen Ausbruch
der Botschafter den Vormännern der Vereinigten Staaten
stets als außerhalb der Möglichkeit liegend bezeichnet hatte.
Mit schwerem Herzen, in der Gewißheit, daß die Entscheid
•
dung nun gegen Deutschland fallen werde, kam er zurück;
wurde von den Schuldigen verdächtigt, die über den Ozean
gesandten Agenten zu fest an der Kette gehalten, die Heimath
seiner Frau zu zärtlich geschont zu haben, und sechs Wochen
lang nicht zum Kaiser zugelassen, dem er doch das erste
wahre Wort über den neusten und mächtigsten aller Feinde
Deutschlands sagen konnte. Als er, endlich, dann im Großen
Hauptquartier war, hörte er von dem Feldherrn die Frage:
„Sie wollten Frieden machen? Nach Ihren Instruktionen
aus der Wilhelmstraße glaubten Sie wohl, wir seien militärisch
erschöpft und könnten nicht weiter?" Des Botschafters ver*
ständige Antwort lautete: „Nein; aber ich glaubte und glaube
noch, politische Vernunft empfehle, Frieden zu machen, ehe
wir erschöpft sind und nicht weiter können." Die Liebe der
Militaristen hat die Antwort ihm nicht erworben. Das war
in der Zeit der Immediateingabe gegen Herrn von Bethmann.
Daß Graf Bernstorff nicht, statt eine als falsch erkannte
Politik zu vertreten, aus dem Amt gegangen war, zwang ihn,
als Erschöpfung von Heer und Volk zu schnellem Friedens«
Schluß trieb, in Verzicht auf das Amt, das ihm, nach Erfahrung
und Können, gebührte. An der Spitze des vielköpfigen Frie»
densausschusses konnte er in der wichtigsten Zeit seinen
Willen wohl um so weniger durchsetzen, als der Minister Graf
Brockdorff'Rantzau, sein Vetter, in Versailles anderen Ein*
Aussen zugänglich und leicht geneigt war, jeder aus Berlin
kommenden Anregung zu mißtrauen, weil er hinter jeder
eine Intrigue des nach dem Auswärtigen Ministerium scÜie*
lenden Kollegen Erzberger witterte. Aber wir sind zu arm
an Männern von internationaler Geschäftserfahrung, um für
die Dauer auf die Mitarbeit eines Politikers verzichten zu
können, der klug und dennoch nicht ängstlich ist.

Wir sind arm an Männern, die zu Diplomatenarbeit
taugen, und werden in der heute herrschenden Partei nicht
leicht brauchbare Kandidaten finden. Der Sozialdemokrat
wird auch im Ausland sich im Kreis der Parteigenossen am
Wohlsten fühlen und schwer dem Drang widerstehen, für
die Lehre des Marxismus Propaganda zu machen. Klassen«
kämpf und* Revolution sind aber keine Exportartikel. Jede
Nation (Lenin spürts) wehrt sich zornig gegen Ver*
suche, ihr aus dem exterritorialen Haus eines Fremdland*
Vertreters Formen aufzudrängen, die nicht ihr freier Wille
gesucht und gefunden hat. Deutschland, das auf Vertrauens»
eiwerb angewiesen ist, muß sich vor solchem Versuch noch
sorgsamer als jedes andere Land hüten. Ob es schon in
naher Zeit Gesandte empfangen und beglaubigen, ob der
Verkehr einstweilen durch Geschäftsträger erledigt wird: in
jedem Fall muß die Personenauswahl das Ergebniß gründ*
licher, unparteiisch sachlicher Erwägung sein. Denn das hohe
Werk haltbarer Friedensstiftung kann nun erst beginnen; und
zu vollenden vermag es nur die versöhnliche Eintracht all
der zu Gutem willigen, Neuordnung nicht furchtsam scheu«
enden Kräfte, die des Menschheitgewissens Säulen sind.
Hinter uns Irrwahnsverhängniß, um uns wirres Geräusch
und dickes Staubgewölk. Schrie aus dem Baumnest ein Uhu?
Starke Herzen sind auch in Dunkel nicht zu schrecken. In
den ungesäuberten Gassen der Armuth höret Ihr: „Es wird
nicht so schlimm." Nicht so schlimm, wie es war, als das
Land ohne Seele sich in ewigem Glänze sah. Nicht so schlimm:
wenn der unwürdige Brauch, den Sieg feindlicher Uebermacht
und die Schuld gestürzter Götzen zu leugnen, mit der Wurzel
ausgejätet, Ueberhebungsucht nicht mehr, als Kraftmerkmal,
angestaunt, der neue Tag aus neuem Auge geschaut wird.
Schon erklimmt er die dunstigen Höhen. Und die junge Sonne
ruft Jedem, der sein Schicksal lieben und die finsterste Bruder*
sphäre mit dem Blick geduldiger Güte umfangen lernte, ins
Thal hinab: Die Stunde, die Dich im Innersten zur Weih*
statt geläutert findet, gebiert Deines Gottes Herrschaft.

Herautgeber ua^ verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlim. — Verlag der
Zukunft in Berlin. — Druck Ton Paß 6. Garleb G m. b. H. in Berlin.

19. Juli 1919
Nr. 41
Die Zukunft —
Neue Boden-Aktiengesellschaft.
Bilaiz-Kosto per 81. Deremtier 191S.
Aktiva.
Hypottaeken-Forderun gen
Hausgrundstücke
Bauterrains
Baumschule
Gruadschulden-Fordertiugen
Konsortial-Konto 1 . . . .
Konsortial-Konto II ... .
Effekten
G. m. b. H.-Anteile
Debitoren
Mobiliar und Inventar . . .
Aval-Debitoreu M. 415 456,—
Kautions-Wechsel
Kautions-Effekten M. 799'..'OO,-
Pensionsfonds-Effekteu. . .
Kasse
Bankguthaben
M. pi
21078763]» l
1232o"6)|59
16866433 71
5000 —
i-
9170298 13
2079134 62
608115 >' —
2784360 27
1 -
1250015
186015
38a ..6 20
621437j 21
Passiva.
Aktienkapital
Teilschuldverschreibungen . .
Fällige Teilsehuldverschreib;r..
Teilsohuldverschreibung.-Agio .
Teilschuldversohreib.-Zinssch, .
Hypothekenschulden . . . .
Kreditoren
Aval-Kreditoren
Kautionen M. 799 200,—
Pensions-Fonds
Avale M. 415 456,—
Rücklage
.ri4.,7o. tu
Gewinn- und Verlust-Konto.
M. pf
21ÖIKOC-I -
195.816(X) —
82130 50
363706 —
36S475 25
1709**1* 4«
5698746 8t
126000 i—
261560
6397643
|7147776lTÖ4
Debet.
Vortrag aus 1917
Teilschuld versohreibg.-Zinsen .
Hypottiekenscbulden-Zins. auf
HausgrundstUcke
Verwaltung d. Hausgrundstücke
▪irundstUcks-Reparaturen . .
Handlungsunkosten
Zinsen aus laufend. Geschäften
Bis 31. Dezemb. 1918 gezahlte
Reorganisationskosten . . .
Hypothekenschuld.-Zinsen und
Grundsteuern usw
Abschreibungen
Herlln, den 3. Juli 1919. |l6S6l9ol|b7
Die Direktion. Eicumann
M. 1
13000000
769301
80102
47:.- (i
300771»
95182149
59483r.
356413

Kredit.
Keorganisationdgewlnn . . . .
Hypotheken-Forderun^.-Zinstn
Hingänge auf früher abgeschr.
Hypotheken, Debitoren usw.
Kousortial-Konto 1
Konsortial-Konto II
UhUterrains
llausgrundstücke
i'rovis. abzilgl. gezahlt, lietrüge
Mieten und fachten
Einnahme aus der Rücklage:
Ilypothekenzins. n. (Jrnndst.
usw. für oig. und Konsortial-
terruns . . . M. MM 836,90
Verlust für 1918 .. 77BH.'2.29
Dr. Neumann. Laude
M. pf
13000000 -
713579 06
579"6 43
9569 45
86081 91
49661170
140243 35
79:i3 21
915666 44
1! '.71209 19
lti.iot961;S7
Deutsche Hypothekenbank
(Actien-Gesellschaft) Berlin.
Teilkiindigung der Hypothekenpfandbriefe Serie 17.
Von den im Jahre 1907 verausgabten M 20000 000 unserer 4V>% Hypotheken-
prandbriefe Serie 17 kündigen wir hiermit einen Teilbetrag von M 10 0ÖUOOO und
zwar die mit dem Ausstellungsdatum „15. Juli 1907" versehenen Stücke zur RücK-
zahluntf am 31. OKtsber 1919.
Die Einlösung erfolgt am 31. Oktober 1919 zum Nennwert zuzüglich 4'/2%.
Zinsen vom L Juli bis 31. Oktober 1919 durch Vermittelung der Banken und Bankiers
oder direkt an unterer Kaste, Berlla NW 7, Dorotheenstr. 44. Wir sind bereit, die-
gekündigten Stücke sehen jetzt mit Zinsen bis zum Einlbsungstage zurückzuzahlen.
Ausführliche Bekanntmachungen sind bei den Banken und Bankiers erhältlich.
Berlin, den 10. Juli 1919.
Deutsche Hypothekenbank (Actien-Gesellschaft).
Dr. Hlrte. Dr. Idppelt. *
Geschäftliche Mitteilungen
Nordseebad Westerland auf Sylt. Von der Badeverwaltung wird
uns mitgeteilt, daß eine Beeinträchtigung des Besuches in keiner Weise zu
erwarten ist, da die nach Ratifikation des Friedensvertrages vorzunehmende
Abstimmung in der zweiten Zone erst für Ende August geplant ist. >
<?Die Deutsche Hypothekenbank (Actien - Oesellschaft), Berlin,
kündigt laut Bekanntmachung im heutigen Anzeigenteil von ihren 4Va%
Hypothekenpfandbriefen Serie 17 einen Teilbetrag von 10 000 000 M. zur
Pari-Rückzanlung auf den 31. Oktober 1919. Die gekündigten Stücke
ellungsdatum 15. Juli 1907.

Rennen zu
Berlin - Grunewald
(Rennen des Kölner Rennvereins)
Sonntag, den 20. Juli, nachm. 1% Uhr
8 Rennen im Werte von MK. 116000 —
u. a.:
Preis vom Rhein
30000 Mk.
Verkehrs Verbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhaf Rennbahn, Untergrundbahn
bis Bahnhof Reichskanilerplatz, Straßenbahnen D «na
V bis Bahnkef Heerstraße etc.
Rennen zu
Berlin-gruneonld
9. Tag: Donnerstag, den 24. Juli, nachm. 1% Uhr
8 Rennen Im Werte von 138000 Ii, u. a.:
Podbielski - Rennen
27000 M.
Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrund»
bahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Straßenbahnen
D und U bis Bahnhof Heerstraße usw.

Berlin, den 26. Juli 1919
Vor der Kranzrede
ie Kammern der Argentinischen Republik haben in freund*
liehen Depeschen ihrer Freude über die Unterzeichnung
des Friedensvertrages Ausdruck gegeben und gesagt, durch
den Entschluß, die versailler Bedingungen anzunehmen, habe
die Deutsche Nationalversammlung dem Gebot des Rech«
tes und der Menschlichkeit gehorcht. In dem Weimarer
Parlamentsbericht stand hinter diesem Satz: „Lebhafter Bei*
fall". Der Abgeordnete, dem die Pflicht zugefallen war,
das Telegramm zu verlesen, hatte über den Vertrag, der den
Argentinern vom Geist gerechter Menschlichkeit durchweht
scheint, im Mai einen Artikel veröffentlicht, dem er den (nicht
nur Kriminalisten kindisch klingenden) Titel „Vorsätzlicher
Raubmord" gab. Wird in den Seelen Tag? Daß in unsere
undicht gewordene Arche der erste Oelzweig aus einem wirth*
schaftlich so wichtigen, den Feinden des Deutschen Reiches
von 1914 so eng befreundeten Land gespendet wurde, ist
froh zu begrüßen. Und ernsthaft die ernste Mahnung zu
bedenken, die dem Gruß aus der großen Lateinerrepublik
gesellt war. Die Völker der Erde sind, fast alle, gern bereit,
den Verkehr mit Deutschland wieder aufzunehmen, wenn es
unzweideutig zeigt, daß es nichtmehrdasDeutschlandvonl914
ist und, dessen Schuld zu sühnen, schweres Opfer nicht scheut.
Diese Völker wissen, daß der Versailler Friede nicht unverän*
dert währen kann, währen soll. Nahe und von Zeit zu Zeit zu

s

wiederholende Vertragsrevision ist uns mehrmals, zuletzt in-
der vom Kongreßpräsidenten Clemenceau unterschriebenen
Lettre d'envoi vom sechzehnten Juni, zugesagt worden. Die-
Stunde, „neuen Thatsachen und Umständen" die harten Be*
dinge anzupassen, wird um so früher schlagen, in je ruhi*
gerer Würde Deutschland vor dem Auge der Welt steht.
Zweimal hat, in vernünftig klarer Rede, Graf Bernstorff seine
Parteigenossen, die „Demokraten", ersucht, den zinslosen
Streit über den Vertrag zu begraben. Was durch die Auf»
schürung glimmender Kriegsfunken, durch die Aufpeitschung
des in Thierheit nistenden Rachetriebes erwirkt wird, lehrte
jeden nicht Blinden die Nacht sehen, in der auf einer Haupt*
straße Berlins ein französischer Sergent, ein waffenlos spa»
zirender, gemordet wurde. Nie wieder darf auf unserer Erde
Aehnliches werden. Würdige Beugung unter Schicksalserleb*
niß wirbt uns Achtung und Vertrauen. Das kann Der nicht
lordern, dessen Zorn Schmähworte auswirft und in alle Lüfte
schreit, rohe Banditengewalt habe ihn in Duldung tiefster
Schmach gezwungen. Und fordert ers, so weckt er auch
in kühlem Land nur den Widerhall mißtrauischen Hohnes-
„Lebend bekommen sie mich nicht. Wird meine Aus=^
lieferung gefordert und beschlossen, ‚dann mögen sie meine
Leiche nach Paris holen!" In der Zeitung stand, diesen
Satz habe der Mann gesprochen, der Kronprinz von Preußen
und des Deutschen Reiches war. Hat er ihn wirklich ge-
sprochen, dann hat der (unbewußte oder bewußte) Wunsch,
dem Vater unähnlich zu sein, wieder einmal die Stimme
klarer Vernunft überschrien. Dieser Wilhelm würde wohl
nicht, wie der andere, die ganze liebe Familie zu einem Sturm
von Gnadengesuchen bestimmen, auch nicht mit Telegrammen
über eine Erkrankung das Mitleid der Welt zu wecken ver»
suchen. Wäre er, als König und Kaiser, in die Lage seines
Vaters gekommen: ihm war der allein würdige Entschluß-
zuzutrauen, freiwillig sich zum Erscheinen vor je3errT.'Ge*
rieht, das ihm unbeschränkte Vertheidigung verbürgte, zu
erbieten. Nun ärgert er sich wahrscheinlich über „Papas"
unschöne,Gelten, glaubt, weil er sich unschuldig fühlt," seine

Auslieferung könne nur von Haß und Rachsucht, nicht von
reinem Rechtsempfinden, gefordert werden, und sagt, statt
um Mitleid und Gnade zu winseln: „Nur meine Leiche
bekommen sie." Das wäre um die Ecke gedacht. Der gerade
Weg des Denkens mußte in die Erkenntniß münden, daß
der Unschuldige nichts zu fürchten hat, also ruhig den Ruf
vor jedes aus ehrenhaften und angesehenen Männern zu»
sammengesetzte Gericht erwarten kann. Mir ist keine That»
sache bekannt, nicht einmal eine Verdächtigung, die Grund
zur Anklage des Exkronprinzen gäbe. Wird, dennoch, seine
Auslieferung von den Feinden des Hohenzollernreiches ver»
langt, so wäre die Forderung nur durch das völlig falsche
Bild zu erklären, das die Welt von diesem Manne hat.
^ Er gilt für idiotisch dumm: und ist über den Durch»
schnitt intelligent; für entartet: und ist kerngesund; für häß»
lieh: und ist, was kleine Mädchen einen hübschen Mann
nennen; für brutal: und ist eher weich; für eine Miniatur»
ausgäbe des Vaters: und hat seinen Drang, anders zu scheinen,
immer fast zu grell illuminirt. Kronprinz sein ist nicht leicht;
wers lange sein' muß und sich nicht nur amusiren will, hat,
im Schatten des Thrones, ein freudlos heikles Dasein. Jeder
Andere, des Milliardärs und des Bettlers Sohn, kann sich,
wenn er stark und fleißig ist, selbst sein Schicksal schmieden.
Der Kronprinz muß still sitzen, bis zwei Augen geschlossen
sind, denen Sohnesliebe noch lange Sehkraft wünschen muß.
Er darf auch nicht ungeduldig scheinen, nicht der Parteiung
oder des Hanges in Widerspruch verdächtig werden. DerKö»
nig ist ihm allmächtiger Gott: denn er weist ihm den Aufent*
haltsort an, die enge oder weite Pflichtensphäre, das Einkorn»
men, meistens auch die Braut. Weh dem Thronfolger, wenn er
laut zu murren wagte, weil er Unwiederbringliches entgleiten
und die Krone, die er einst zu tragen hofft, gefährdet sieht!
Wilhelm hat laut gemurrt>.und hatte deshalb am Kaiserhof
nur in der frommen Mutter eine Stütze. Sein Widerspruch,
der öfter fühlbar als hörbar wurde, war in allem Politischen
zu lange knabenhaft unbedacht. Mit einem Schein von
Recht wird ihm jetzt darum nachgesagt, er habe den Krieg
gewollt. Das Wort vom „frischen, fröhlichen Krieg", das
s»

die Franzosen ihm zuschrieben, ist ungefähr siebenzig Jahre
alt W}d stammt von einem deutschen Professor der Geschichte.
Daß aber ein junger Reiteroffizier manchmal sich in das
Erlebniß des Krieges sehnte, ist begreiflich. Niemand konnte
ahnen, wie unritterlich, wie tückisch ein moderner Industrie*
und Material»Krieg ist; der Kavallerist nicht, daß solcher
Krieg ihm kaum noch beträchtliche Aufgaben stellt. Und
wer ein Stehendes Heer haben will, darf nicht schelten,
wenn in dessen Caches der Wunsch lebt, nicht immer nur
for show und in Herbstmanövern zu fechten. Auch der
Schauspieler würde sich nicht mit Generalproben begnügen.
Wilhelm ist in der plöner Kadettenanstalt und in der
potsdamer Garde erzogen, nie in Staatsverwaltung und Politik
gründlich eingeweiht, stets nur gedrillt worden, sich als
„Offizier Seiner Majestät" zu fühlen. Er war beliebt. Wo
er auf deutschem Boden sich sehen ließ, umlärmte ihn der
Jubel des regirbarsten aller Völker. Weil er schlank war,
kein Loth Fett auf dem langen Rumpf hatte, gut zu Pferd
saß, eine charmante Frau und hübsche Kinder zeigte, noch
nie einen Menschen oder eine Gesellschaftklasse öffentlich
kränkte, für rnuthig gehalten wurde und. auch sonst „anders
als Papa" war. Er schien sorgenlos glücklich. Hundert
Hände mühen sich überall ja, die Carosserie eines Thron*
folgerschicksals zu polstern. Auf weichen Radreifen sausts
von Wonne zu Wonne. Wer sich damit begnügt, sieht an
seinem Himmel kein Wölkchen. Wilhelm ritt, saß im Auto
oder im Luftschiff, exerzirte sein Husarenregiment (das er
und das ihn ernstlich lieb hatte), freute sich wie ein Fähn»
rieh an Sport, Spiel, Flirt, scheute kein tollkühnes Leibes*
wagniß und war (oder schien) immer „fit". Seine große
Passion war die Birsch. In allen deutschen Waidbezirken,
in Schottland, Italien, Britisch*Indien ist er auf die Birsch,
die Einzeljagd gegangen und in dem „Jagdtagebuch", das
er vor sieben Jahren veröffentlichte, hat er davon erzählt.
„Diese kleinen Skizzen, schlicht und schmucklos, sollen
keinen Anspruch auf schriftstellerischen Werth erheben. Lose
Blätter sind es, genommen aus dem Tagebuch eines Men*
sehen, der die echte, waidgerechte Jagd liebt und dem die

schönt, große Natur ein unversiechbarer Quell von Schön*
heit und Lebensfreude ist. Der Zügel, die Büchse, der Berg»
stock sind meiner Hand gewohnter und gefügiger als die
Feder. Von ganzem Herzen bedauern wir Waidmänner die
Menschen, denen die Birsch versagt oder unbekannt ist.
Und wenn ich sage: Jagd', meine ich eigentlich: ‚Birsch'.
Denn mir scheint, wer über die Jagd überhaupt nachdenkt,
diese wunderbare Verbindung von Kampf, Naturgenuß,
Selbstbetrachtung, läßt nur die Birsch gelten und spricht
der Treibjagd nur eine Berechtigung als Schießübung, aber
keine waidmännische zu. Die Lust am Kampf allein (an
Dem, was wir heute noch .Kampf nennen dürfen) ist es
wahrlich nicht, die uns Jäger hinauszieht ins Revier. Das
große Buch der herrlichen Gottesnatur öffnet sich willig
und ganz von selbst dem echten Waidmann. Im glühenden
Aufgehen der Sonne oder im müden, lautlosen Mittagsschlaf
der Natur, im sanften Abend, der seinen Frieden über Wald
und Feld breitet, im wilden, stöhnenden Föhn im Gebirge
redet die große, herrliche Natur mit immer verschiedenen,
immer gewaltigen Stimmen zu uns einsam birschenden Jä»
gern und singt uns das Hohe Lied des Schöpfers. Ueber
religiöse Gefühle und Auffassungen zu sprechen, ist eine
diffizile Sache. Ich weiß nur das Eine: ich, dem die Maxime
des großen Ahnherrn: ‚In meinem Staat kann Jeder nach
seiner Fasson selig werden' aus innerster Seele gesprochen
ist, habe mich meinem Gott nie näher gefühlt, als wenn
ich, die Büchse über den Knien, in der goldenen Frühe des
einsamen Hochgebirges oder in der rührenden Stille des
abendlichen Forstes saß. Das bescheidene Gefühl der eige*
nen Kleinheit und Nichtigkeit im Vergleich zur ewigen, un*
endlichen Natur und im Angesicht der Werke unseres Schöp*
fers (nenne man ihn, wie man wolle), das träumerisch Aus*
ruhende und die Gelegenheit zu stillerßetrachtung im Wechsel
mit ehrlicher Anstrengung und Anspannung des Körpers
und Geistes zur Ueberlistung des Wildes: dies Alles er*
fährt vielleicht Keiner schöner und besser als der echte Jäger.
Solche in der großen Natur einsam verlebte Stunden machen
allein schon das Erdendasein lebens werth; und manche Abend»

birsch kann meines Erachtens an Schönheit und Frieden durch
nichts übertroffen werden." Xlift-Xreibjagd lieble. Kronprinz
Wilhelm nicht; entzog sich ihr, so oft ers durfte, und spräche
wohl noch härter über ihr Wesen, wenn sje nicht ein Lieb*
lingvergnügen seines Vaters wäre. In Eckartsau drei Dutzend
Hirsche, in Donaueschingen eine Fuchsbrigade im Lauf eines
Jagdtages. Seit der Unheilszeit Ludwigs des Sechzehnten
hat kein Regirender so viele Thiere zur Strecke gebracht.
Wer sich das Wild in Rudeln vor die Büchse, die Stand*
gabel hetzen läßt und allen Komfort eines üppigen Hofes
in den Wald mitnimmt, braucht weder Ausdauer noch über»
legene List. „Schießübung": sagt der Kronprinz. Der von
1739, der preußische Fritz, hat aber auch die Birsch ver»
dämmt. („Man verfolgt mit wildem Eifer ein Thier und hat
seine grausame Freude daran, es zu töten.") Der junge-Fritz
will dem Vater unähnlich scheinen. Der junge Wilhelm?
Schlicht, schmucklos, bescheiden: solche Worte scheint seine
Feder zu streicheln; er citirt Faust und räth, fast mit Goethes,
fast mit Bismarcks Worten, die Welten bewegende, Welten
beseelende Mächt nach freiem Belieben zu taufen. Das ver»
dient Anerkennung. Wo Andacht geweckt, das Gefühl in
Wirbel gerissen werden soll, ist, hier und da, dem Leser,
als hörte er das Gesumm und Gesaus aus einer Muschel»
wölbung; als müsse er das Ohr reiben, damit ihm die Wort»
schälle nicht dumpf vorüberrauschen. Weile, sprach Flau»
bert zu Maupassant, so lange vor einem Baum, einer Wiese
oder Hütte, bis Du sie sehen lernst, wie nur Dein Auge
sie sehen kann; auch Dein Ausdruck wird dann persönlich
werden. Der des Kronprinzen riecht manchmal nach dem
Gemeinplatz, auf dem er wuchs. Manchmal. Was sich tief
eingedrückt hat, formt sich zu kräftigem Ausdruck. Mittag
im indischen Jungle: „Grelle, weiße Sonne, Hunderte brau»
ner Kerle, ein scharfer, fremder Geruch, wie man ihn nur
dort findet, so ein Duftgemisch von Knoblauch, Sandel»
holz und Holzkohle." Auerhahnjagd im Schwarzwald: „Mit
wortlos vorgestrecktem Arm zeigte mir der Jäger etwas Dunk»
les. Einen schwarzen Klumpen, so schien mirs, der auf dem
Schnee einen absonderlichen Tanz aufführte. Der Hahnl

Stumm und vorsichtig schlichen wir weiter, mit großer Mühe
uns durch den tiefen Schnee arbeitend. Dann zwei« bis
dreimal tief Athem geholt, die Flinte entsichert: der Schuß
.kracht und der eben noch so tolle Tänzer, der lebenslustige
Minnesänger sinkt zusammen im Schnee. Einen schönen
Tod hat er gehabt, der stolze Kerl: aus dem vollen Liebes»
werben heraus direkt in die ewigen Jagdgründe!" Morgen«
frühe im schlesischen Kreis Oels: „Die Sonne ist aufge»
gangen, die Vögel werden laut, Alles riecht nach frischer
Erde, nach nassen Wiesen und Korn. Und zwischen dem
Korn leuchten farbige Tupfen, wilde Blumen."
Schon dieses hübsche, gerade gewachsene Buch, vornehm,
weils nicht mehr vortäuschen will, als es zu bieten hat, müßte
jeden Unbefangenen lehren, daß der Verfasser weder Cretin
noch Barbar, sondern ein gut begabter Mensch mit hellem
Auge.frischemSinn und liebenswürdigem Wesenston ist. Das
Buch ist der saubere Spiegel einer nicht großen, doch in Ge*
sundheit anmuthigen Persönlichkeit und einer inDeulschland
ungewöhnlichen Erzählerkunst. Und in diesem Spiegel sieht
der Autor nicht, wie auf Photographien und manchmal, mit
auffälligem Sportschmuck, in der Wirklichkeit, kokett aus, son«
dem schlicht und bescheiden. Jagd und Pferde, Frauenreiz und
Theater: mehr schien er nicht zu brauchen. Dem Volksemp*
finden war er fern. Daß er einmal hundert Proletarierkinder
für die Ferien nach Langfuhr, wo er Regimentskommandeur
war, einlud, war ein freundlicher Einfall; doch nicht mehr.
In das Alltagsleben, das mit der Grausamkeit ungebändigter
Natur die Brauchbarsten ausliest, tönte nur die Auto=Huppe
der vorbeisausenden Kaiserlichen und Königlichen Hoheit hin«
ein, die schon in Staubgewölk verschwunden war, als um ent«
blößte Häupter noch Jubelrufe schallten. Jubel, der noch
durchaus unverdient war, der nur eine Hoffnung grüßte; der
nur im Innersten ganz Starken aber ungefährlich ist.
Zu diesen Stärksten durfte man den Kronprinzen nie»
mals zählen. Doch ihn auch nicht aus dem Auge von Rae»
maekers und anderen Karikaturisten sehen. Die nützen das
kleine, verkümmert scheinende Kinn zur Zeichnung eines
Idioten: und der belustigte Betrachter vergißt, daß dieses Kinn

auch Friedrich der Große, das einzige Genie des Hohenzollern*
hauses, hatte, dem der junge Kronprinz äußerlich, leider nur
äußerlich, auch sonst ähnelte. Die machten einen närrischen
Gecken aus ihm, weil er die Mütze schief trug, den Taille*
gurt eng schnürte, auch in der Uniform das Wesen des Sports*
man zu Schau trug. Warum that ers? Weil er sich von dem
ewig feierlichen Pomp, der theaterhaften Korrektheit des Va*
ters unterscheiden wollte. Der verachtete den Reitsport, schalt
den großen Bonaparte einen Parvenü, hatte für alle moderne
Kunst (die er gar nicht kannte) nur grobe Schmährede, gab
sich für den Hort des Friedens aus. Der Sohn hätte am Lieb«
sten jedes gefährliche Rennen, mitgeritten, sammelte Napoleon»
Bilder, sah sich die verwegensten Dramen und Gemälde an,
besuchte den Theaterdirektor Reinhardt oft in dessen Wohn*
ung, belauschte diesen Regiemeister auf vielen Proben und
pries den „Segen des Krieges". Weil er dumpf wohl ahnte,
wie schlecht und gefährlich die in Berlin getriebene dekora»
tive Politik, die immer wiederkehrende Folge von schriller
Herausforderung und furchtsamem Rückzug sei, aber in den
Irrthum verleitet wurde, nicht die Herausforderung, sondern
der Rückzug sei zu verdammen. Im Krieg hat er den Krieg
früh hassen gelernt. Der Vater, der ihn nie gern in der Sonne
sah, mußte ihm, widerwillig, die Führung einer Armee an*
vertrauen. Anderen Thronfolgern wird in solchem Fall, um
ihnen Lorber zu sichern, der fähigste Generalstabschef aus*
gesucht. Diesem wurde der Mann gesellt, der den blutigen
Fehlschlag von Verdun verschuldete. Mit militärischen Er*
folgen, an denen im Voraus nicht zu zweifeln war, sollte der
Name des Kronprinzen im Volksbewußtsein nicht verbunden
werden. Der jüngere Wilhelm hielt sich niemals für einen
Feldherrn, fügte sich bescheiden dem Willen Sachverständi«
ger, zeigte stolz einen Brief, in dem General Ludendorff ihn
gelobt hatte, sorgte auf seine Weise für die Soldaten (leider
auch durch reichliche Zufuhr von Alkohol), seufzte laut,
weil sein Rath nie gehört, fast jeder Wunsch ihm im Großen
Hauptquartier abgelehnt wurde, und tröstete sich mit allerlei
Vergnügung, die auch allzu laut, viel zu sichtbar wurde.
Der Bewunderer unseres stärksten Szenenkünstlers lernte,
;
■

leider, nie den Werth der Lebensregie erkennen, die gerade
an Höfen doch unentbehrlich ist. Die schiefe Mütze und
das Geschlender hat ihm mehr geschadet als manche Ent*
gleisung in Brüllpolitik. Und daß er in der Galanterie nicht
immer den richtigen Takt hielt, Stunden lang, mitten im Krieg,
einer Operettenprobe zusah, die Cigarettenstummel auf den
Fußboden warf, wurde ihm (am Meisten, natürlich, von der
Großmacht der Hausmütter) arg verdacht. Als Kapitalver»
brechen dürfte der Strengste selbst solchen Fehl nicht buchen.
Ein von Natur schüchterner Mensch, der in die Pose
altpreußischer „Schneidigkeit" gedrängt wurde. Im Kern des
Wesens anständig, Gentleman, von Lüge, Heuchelei, Prahl*
sucht abgeneigt, physisch tapfer, sehnsüchtig, Gutes zu stiften;
aber schlecht erzogen, schlecht umgeben, leicht bestimmbar
und ohne Vorstellung vom Denken und Wollen der Volks*
masse. Zeigte es ihm Einer, wie es ist, so war er hitzig be*
reit, zu helfen, zu bessern; aber seelisch nicht stark genug,
um dem Schwärm der Militaristen, Höflinge, Allteutschen zu
widerstehen, die ihm Tag vor Tag erzählten, das Volk brauche
und wolle nur „stramme Führung", die feste Hand eines Herrn.
Auch in sich selbst zu unsicher, um ohne Schwanken auf
einer Ueberzeugung zu stehen. Manchmal muß er die Kata*
Strophe geahnt haben. In fröhlicher Tafelrunde hat er, plötz»
lieh, gerufen: „Wer kommt aber mit nach Sankt«Helena?"
Nach einem dunklen Tag: „Ich kann im Nothfall noch Trai*
ner werden; aber Papa?" Malte ihm dann ein Trunkener die
Gewißheit triumphalen Sieges, der sein Haus in neuen Glanz
tauchen werde.so schwand jedeSorge. Nur Prinzen sind noch
als Siebenunddreißigjährige so leichtgläubig. In einem seiner
Feldbriefe sah ich den Satz, dem Präsidenten Wilson dürfe
man, weil er ganz in den Händen der Rüstungindustne sei,
nicht rückhaltlos vertrauen. Mit solchen Märchen wurde er
gefüttert. Er hat nie ernsthaft arbeiten gelernt, ist nie vor
eine ernste Aufgabe (die er ersehnte) gestellt worden und hat
nie die Mahnung gehört, deren Nothwendigkeit schon der
erste Russenzar Nikolai Pawlo witsch empfand, als er zu einem
Franzosen sagte: „Wir Fürsten müssen immer danach trach«
ten, uns so zu zeigen, daß uns das ungeheure Vorrecht un*

seres Ranges verziehen wird." Konnte solcher Gedanke dem
Verwöhnten kommen, den, ohne Leistung, Jubel umtoste?
Daß er mehr Jubel erntete als der Vater, der dadurch eif er*
süchtig wurde und nicht schwächlicher als der Sohn scheinen
wollte: nur Dies hat zum Entstehen der Stimmung, die den
Kriegsausbruch begünstigte, mitgewirkt. Nur eben die Exi«
Stenz dieses Kronprinzen und Rivalen, der länger, als nöthig
war, sich als Jüngling, als Reiterlieutenant gab. Einfluß hatte
er nicht; was er empfahl, war dem Männerhof des Kaisers
von vorn herein verdächtig. War, auf dem Gebiet der Poli»
tik, auch meist falsch. Höchst thörichteTelegramme des Krön*
prinzen wurden von Kaisergünstlingen herumgereicht. Muß
man ihn deshalb so hart verurtheilen? Herrisch, hochmüthig,
grausam war er nie. Die Truppen achteten ihn, weil er Gefahr
nicht scheute. Seine Fehler werden durch die Welt, in der er
aufwuchs und die ihn gefangen hielt, erklärt. Seine guten
Gaben zu entwickeln, zu verwenden, wurde ihm nicht erlaubt.
Neun Monate fast sitzt er nun auf einem armsäligen Insel*
chen, in einer kleinen, dürftigen, kaum heizbaren Wohnung
mit schlecht schließenden Fenstern, fern von Frau und Kin*
dem, zeichnet die Fischer von Wieringen, ist an den Schläfen,
jetzt schon, ergraut; und hat in den mir bekannten Briefen
an seine Freunde nie mit einer Silbe über sein persönliches
Schicksal geklagt. Wie unpopulär er schon in der letzten
Kriegszeit geworden war, weiß er wohl nicht. („Der mit der
schiefen Mütze? Lieber noch der Olle!") Diese Unpopula*
rität war eben so unverdient wie zuvor die brausende Volks*
gunst. Beide verdankt er einer Negation: dem Gegensatz zum
Vater. Den hat er seit dem Sturz nicht wiedergesehen. Dessen
Haltung kann ihm nicht gefallen. Noch jetzt ist er unfrei:
darf sein Handeln nicht, vor Aller Augen, von dem des Va=
ters scheiden. (Der, davon bleibe ich überzeugt, braucht gar
nicht vor Feindesgericht zu zittern. Entweder begnügen die
Westmächte sich mit Hollands erster Weigerung, dem Ent*
krönten das Asylrecht zu kürzen; oder sie vertagen den Pro»
zeß bis in die Zeit nach Deutschlands Aufnahme in den Völker»
bund, gegen dessen Zuständigkeit als Rechtsinstanz Gewich»
tiges nicht zu sagen wäre. Diesem Wunsch, den ich im Juni

hier aussprach, haben Briten und Franzosen zugestimmt. Und
die amerikanische Delegation hat schon am vierten April, in
einer Sonderdenkschrift, gesagt, sie könne die Einsetzung
eines internationalen Strafgerichtes gegen den Exkaiser und
die Lehre von „negativer Kriminalität" nicht billigen.) „Nur
meine Leiche ..." Je öfter ichs bedenke, desto unglaublicher
klingt mir das Wort. Aus mürrischer Laune mags aufgespritzt
sein. Der vielgescholtene Kronprinz steht gewiß nicht auf der
Auslieferliste. Eben so gewiß aber ist mir, daß er längst sich
vor jeden Richter angeboten hätte, wenn er dem Willenstrieb
gehorchen dürfte. Daß ers, noch heute, nicht darf: Kronprinzen»
verhängniß. Nirgends, sagt Treitschke, „wird so wie in dieser
Stellung der Geist des Widerspruches gereizt, nirgends der
nothwendige Unterschied der Generationen,die einander nie»
mals ganz verstehen können, schmerzlicher empfunden."
Wilhelm hat Wilhelm um das verhängnißvolle Glück
gebracht, als Kaiser zu thronen, und ihm die Möglichkeit ge»
sperrt, dem Leben ernsten Inhalt zu geben, im Engen we»
nigstens irgendwo schöpferisch zu wirken. Furchtbar, hoch
über Gebühr, ist der Jüngere gestraft; und menschlichen
Mitleides durchaus würdig. Ich sehe keinen Grund, ihn vor
internationales Gericht zu laden, und keinen, ihn an freier
Bewährung seines Wollens und Könnens zu hindern. Ist
er bereit, in der selbst von seinem Heros Bonaparte in Ehr»
furcht anerkannten Republik der Geister mitzuarbeiten, so
öffne sie dem von Leichtsinn Entsühnten still das Thor.
Still; wenn sie ihres Bestandes sicher sein darf und nicht
vor der Wiederherstellung monarchischer Staatsform zu beben
braucht. Sicher fühlte sich schon in frühster Kindheit die
dritte, auf den Trümmern des zerschlagenen Kaiserreiches ent«
standene Französische Republik: und wollte, um mit der Kraft
dieses Gefühles zu prunken, den Prinzen aus den Familien
Bourbon und Orleans ihr neu schimmerndes Haus nicht sper*
ren. Zu den Wählern, von denen er einen Sitz in der National«
Versammlung erbat, hatte der Herzog vonAumale gesprochen:
„Frankreich ist, als konstitutionelle Monarchie oder als libe*
rale Republik, nur durch ehrliche und geduldige Politik,
durch den Geist selbstloser Eintracht zu retten. In meinem

Empfinden, meinem Leben und der Ueberlieferung meines
Hauses ist nichts, was mich von der Republik scheidet. Will
Frankreich diese Staatsform endgiltig annehmen, so werde
ich mich vor seinem Hoheitrecht verneigen. In mir ist kein
persönlicher Ehrgeiz und ich werde mit redlichem Eifer an
jedem Versuch mitarbeiten, die freisinnige, haltbare, saubere
Regirung zu schaffen, die Frankreich braucht." Die Auf hebung
des Gesetzes, das die Bourbons und Orleans vom Boden
Frankreichs verbannt, wird gefordert. Thiers, das Haupt der
jungen Republik, widerspricht heftig. „Wie soll ich denn in
Ruhe regiren, wenn Henri der Fünfte in Chambord, der Her*
zog vonAumale inChantilly,Napoleon inPrangins sitzt?Die
Prinzen von Orleans möchten die Rolle spielen, die Louis Na*
poleon 1849gespielthat."Weil der kluge Knirps aber entschlos*
sen war, fürs Erste „jede Kröte hinunterzuschlucken", be«
gnügte er sich mit der Warnung und blieb auf seinem Posten,
als, im Juni 1871, mit großer Mehrheit das Banngesetz ab*
geschafft und die Wahl des Herzogs von Aumale und des
Prinzen von Joinville bestätigt wurde. Doch schon im nach«
sten Sommer mußte er, in dessen Ohr alltäglich Geraun von
- Monarchistenverschwörung drang, mit zorniger Stimme in
die Versammlung rufen: „Sie haben uns eine Regirungform
gegeben, die man Republik nennt!" Drei Monate danach
dem Prinzen Jerome, dem Vetter des entthronten Kaisers,
die Erlaubniö zur Reise durch Frankreich weigern. Unter
dem selben Oktobermond wandte Graf Chambord (dem die
Getreuen als dem fünften Henri huldigten) sich schroff ge=
gen den Gedanken an Versöhnung mit der Republik, „deren
Weg sicher in den Abgrund führe". Justus et tenax: so
wollte er gesehen sein; lieber noch machtlos bleiben als einer
Gewissensschiebung die Macht danken. Dieser Starrkopf
hat die Republik in das neue Banngesetz genöthigt, das allen
ThronanwärterndieGrenzenverriegelte.Nur er? FürdieMon«
archie focht in Frankreich dieMehrheit der streitbaren Kirchen«
mannschaft und alles im Herzen der alten Armee Zugehörige,
von Ruhmsucht oder Herrschgier an ihre Fahnen Gebundene.
Jedes Stehende Heer neigt in den Wunsch nach Monarchie.
Ueber Bonapartes Rückkehr aus Elba sagt Wilhelm Oncken:

„Die Armee, die der Kaiser hinterlassen hatte und die durch
die zurückkehrenden Gefangenen und Festungbesatzungen
sich mehr als verdoppelte, bildete ein gefährliches Riff in
dem sonst wohlgesicherten Fahrwasser der Restauration. Diese
Armee wäre für den Kaiser selbst, wenn er jemals dem Krieg
entsagen mußte, eine geradezu tötliche Gefahr geworden:
und deshalb entsagte er lieber der Krone als dem Krieg.
Was wollte er denn machen, sagt Vitrolles mit Recht, mit
den vierzigtausend Offizieren, die er weder ernähren noch
töten konnte? Ludwig der Achtzehnte entließ fünfzehn« bis
zwanzigtausend dieser Offiziere und setzte sie auf Halbsold.
Das that er nicht aus Uebermuth, sondern aus Noth. Eine
Armee, aus dem Weltkrieg erwachsen und für den Welt*
krieg unterhalten, war um die Hälfte zu groß, sobald ein
Weltfriede kam, dessen Voraussetzung der Verzicht auf jede
Weltherrschaft war. Diese Tausende von Halbsoldoffizieren
gingen als Prediger eines ingrimmigen Mißvergnügens in
die Departements und wurden dort die natürlichen Mittel»
punkte einer künftigen allgemeinen Meuterei. Aber diese
Entlassungen hätte auch Napoleon vornehmen müssen, wenn
er je einen Frieden wie den von Chätillon annahm; und
weil er wußte, daß solch ein Friede ihn mit Schande töten
würde, deshalb zog er einen Sturz vor, der ihm wenigstens
die Schande des Friedensschlusses und des Kampfes mit der
eigenen Armee sparte. Weil er aber so genau wußte, daß
er als Soldatenkaiser ohne beständigen Krieg gar nicht Kaiser
sein konnte, deshalb war seine Rückkehr an die Spitze einer
nach Freiheit und Frieden dürstenden Volkes das unnatür»
lichste Verbrechen, mit dem ein Gewohnheitfrevler ohne Ehre
und Gewissen jemals die Langmuth der Vorsehung heraus»
gefordert hat. In Fontainebleau grüßten ihn zehntausend auf
Halbsold gesetzte Offiziere. Umgeben von einem Schwärm
von Soldaten und Bauern, fuhr er am späten Abend des
zwanzigsten März in den Hof der Tuilerien ein." Dieses Ur»
theil verkrümmt sich in Moralpfaffenton und mißt den Le»
bensdrang des Dämons mit der Elle, die für kalt klügelnde
Philister paßt; ist aber heute noch erwägenswerth. Heute
erst recht. Deutschland wird fortan kein zu Krieg taugliches

Heer haben. Der Verdacht (den im Preußenparlament neu»
lieh ein Unabhängiger Sozialdemokrat aussprach), man wolle
heimlich eins bereiten, eine große, militärisch bis ins Kleinste
ausgebildete Schutzmannschaft aufstellen, die Generalkom«
mandos und andere Behörden nur vermummen, ist gewiß
grundlos. Kein irgendwie noch Vernunft Naher kann Um«
gehung der Friedensbedinge planen; redliche Erfüllung der
das Heerwesen berührenden wird überall die Abrüstung
schleunigen, die wir, nicht nur in der Absicht auf gesunde
Finanzwirthschaft, wünschen müssen. Aber wir haben nicht
vierzigtausend,sondern,wenigstens,hunderttausend„Prediger
ingrimmigen Mißvergnügens" im Land. Offiziere und Unter»
Offiziere, die sich verloren wähnen, wenn nicht schnelle Wie»
deraufrichtung der Monarchie gelingt. Aus dieser Schicht er»
tönen die Klagelieder über versunkene Herrlichkeit; in ihr
wurzeln die Gefühle, deren rührend*groteskeif Ausdruck das
Sendschreiben von vier wackeren Schlesierinnen an die Re»
girungen der Westmächte bot: „Wir Schlesierinnen haben un»
serem Lebensalter entsprechende Bedeutung für die werdende
Bevölkerung und damit für die deutsche Zukunft. Selber
ohne Schuld am Krieg, sind wir angesichts der nie wieder gut
zu machenden deutschen Schmach bereit, statt Seiner Majestät
des am Krieg überdies eben so unschuldigen Kaisers undKö»
nigs Wilhelm uns zu stellen und zu erdulden, was ihm ge«
schehen würde." Ein Leckerbissen für Clemenceaus spitze
Greiseszunge. Wer den Ingrimmspredigern den Weg in leid»
lieh gesichertes Lebensbehagen bahnt, ihnen und ihrer Ge»
meinde beweist, daß die deutsche Noth die Folge der Kaiser»
wirthschaft, nicht der Revolution getauften Militärmeuterei,
ist, Der schützt das Grundgebälk der Republik besser, als
das strengste Banngesetz je vermöchte. Wozu den ganzen
Schwärm deutscher Thronanwärter, Zollern und Reuß, Wit»
telsbach und Waldeck, ins Ausland scheuchen? Sie werden
dem Land nicht schaden, das die Republik, Selbstbestimmung«
recht und Verantwortungpflicht, stolz als das Glück Mündi«
ger empfinden lernt. Will der in Wieringen ergraute Prinz in
Oels Landwirth, in Graditz Pferdezüchter werden, gar in ein
seinem Können gemäßes Staatsamt sich fügen: Glückauf!:

Die Deutsche Republik muß Mißtrauischen zeigen, daß sie
ihres Bestandes sicher sein darf. Was den Glauben an solche
Zuversicht lockert (im Kleinen, zum Beispiel, auch das häß»
liehe Dauerverbot der berliner Tageszeitung „Die Republik"),
kräftigt das Trachten Derer, die, zu Haus und draußen, mit
der Mär krebsen, das Spektakel deutscher Mummenschanz
neige dem Ende zu, werde kaum den Herbst überdauern.
Beim heiischen Aufgang des Hundssternes erblickt mein
Auge eine SpritzfluthvonSchimpf» und Scheltartikeln. Schöne,
freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens! „Sie
wissen doch, daß Harden für uns nicht existirt?" Nicht
gedacht soll seiner werden; hofft man aber, ihm was Schmie*
riges ans Zeug flicken zu können: hurtig sei es versucht.
Seit Jahrzehnten gehts so; und die Thatsache, daß Einer,
der so lange mit der „Oeffentlichkeit" einer weithin ver*
breiteten Zeitschrift lohnen und strafen könnte, niemals sich
Lober warb noch in Gevatterschaft einfilzte, müßte immer«
hin für ihn zeugen. „Ausjeschlossen!" Jetzt soll ich in Hol«
land (wo ich, leider, seit sechs Jahren nicht war) einem Inter*
viewer Gräßliches gesagt haben: daß ich Wilhelm, den Vater,
in den Höllenrachen verdamme, ein Gesetz fordere, das allen
Bewilligern von Kriegskredit für immer die Wählbarkeit
nimmt; und anderes Ruchlose. Die Leser der „Zukunft"
kennen mein Urtheil über diese kleinen und großen Gegen*
stände deutscher Politik und werden für eines Augenblickes
Dauer ihre Stirn entrunzeln, wenn sie hören, daß irgend*
ein wirres Gefabel mich in'den Rang der „Hochverräther",
also fast auf die Höhe heute Regirender hob. Noch hei*
terer wird sie der „Beweis" stimmen, daß ich nicht immer
wie heute dachte, am dunklen Eingang in den Krieg anders
sprach als seit den Tagen, die mir dessen Vorgeschichte bis
in die Spinnenwinkel aufhellten, also in den Troß der Kon»
junkturpolitiker zu reihen sei. Der dümmsten dann jeden*
falls. Vom ersten Kriegsquartal an ein Gestöber von Be*
schlagnahmen, drei Dauerverbote, die Zerstörung des müh«
sam Geschaffenen und nie, trotz aller Ermunterung, ein
Schritt, die wüthende Militärgewalt zu sänftigen: schlauere

Konjunkturnützung scheint mir ersinnbar. Richtig ist, daß
auch mich das Kriegserlebniß in Wesentlichem gewandelt hat
(sonst müßte ich mich schämen). Um die „Beweise" stehts,
dennoch, übel. WerJin polares Denken gewöhnt ist und
nach vielfarbiger', vieltöniger Darstellung strebt, dem Leser
nicht mit Hammerswucht eine Meinung, nur eine, ins Hirn
nageln, sondern das Spektrum alles Sehenswerthen vorsAuge
bringen, das ganze Orchester des Meinens hörbar machen
will, Der ist jedem Citaterupfer, jedem Dutzendstaatsanwalt
leichte Beute. Soll er sich bis in den Beweis bücken, daß er,
was nun ihm zugeschrieben wird, als ein anderer Empfindens»
schicht entsproßtes Urtheil ins Licht gerückt hat? Wollt Ihr
-den Weg meines Erlebens vom Frühjahr 1914 bis in den Win»
ter 1917 abschreiten, so leset das Buch „Krieg und Friede";
wollt Ihr nicht: schimpfet weiter. Weiter. Wolffs Telegraphen«
Bureau verschickte den Auszug eines Rügeartikels der Deut»
sch en AllgemeinenZeitung(die j etzt oft bessere Auf sätze bringt)
gegen mich. Daß ich „scharf von Deutschlands Mitschuld
am Ausbruch des Krieges sprach, habe im Ausland großes
Aufsehen erregt". Kindswahn. Von dieser „Mitschuld" und
dem deutschen Präventivkrieg habe ich schon in der Drang»
zeit militärischer Censur, habe ich laut auch in Artikeln ge»
sprochen, die ich auf die Bitte Regirender für das feindliche
Ausland schrieb. Dadurch soll heute „Aufsehen erregt" wer»
den? An Mitschuld mindestens zweifelt doch wohl kein
Wacher mehr. Im Juni hat der Achte Deutsche Friedenskon»
greß verkündet, „daß die entscheidende Schuld am Ausbruch
des Weltkrieges die alte deutsche und die österreich*ungari»
sehe Regirung in Gemeinschaft trifft." Zweitens: Der Bericht
des wiener Ministerialrathes Von Wiesner, der am dreizehnten
Juni 1914 aus Belgrad meldete, der Verdacht serbischer Mit«
schuld an dem Mord von Sarajewo sei unhaltbar, ist der ber»
liner Regirung nicht mitgetheilt worden. Weiß ich; und habs
hier, zweimal, erzählt. Hat die berliner Regirung, ehe sie das
deutsche Volk in Kriegsgraus riß, niemals gefragt, ob Serbien
mitschuldig, zu einer „Strafexpedition" also Grund sei, oder
ist sie belogen worden: nur darum handelt sichs. Der in dem
Regirungblatt angedeutete Zweifel, ob der Bericht „echt" sei.

kommt zu spät. Das Hauptstück des Berichtes ist im April
-veröffentlicht, imMai mit dem Sondergutachten der Amerika*
nischen Delegation in eins der deutschen Weißbücher aufge»
nommen und in Wien nicht angefochten worden. Der Bericht
ist echt; und erweist die Fahrlässigkeit der Berliner, die sich
weder um das Ermittelungverfahren kümmerten noch, später,
-die Gewißheit schufen, daßOesterreich«Ungarn bereit sei, ge»
.gen Rußland Krieg zu führen (den es dann ja auch erst sechs
Tage nach uns erklärt hat). Drittens: Der Kriegsrath vom
-sechstenJuli soll „ein ähnlich böswilliges Phantasiegebild wie
die Legende vom Kronrath" sein. Diese (von mir nie geför*
derte) Legende entstand aus der Angabe des Fürsten Lieh*
nowsky: am fünften Juli 14, „bei der entscheidenden Bespreche
xing in Potsdam", sei beschlossen worden, mit Oesterreich,
auch, wenns nöthig werde, in einen Krieg gegen Rußland, zu
gehen. Die Angabe ist richtig; nur war nicht Krpnrath, son*
-dern Zwiesprache mitSzögyenyi, der einen Brief Franz Josephs
und ein Memorandum der wiener Regirung ins Neue Palais
gebracht hatte. Vier Botschafter, Mensdorff, Lichnowsky,
Wangenheim, Morgenthau, haben den Vorgang erwähnt; und
als in Berlin ein Mitregirer die Herkunft des (nur in den Ne*
benumständen irrigen) Gerüchtes ergründen wollte, antwor»
tete der Nächstuntergebene, im Gerede habe der Diplomaten»
empfang vom fünften sich wohl mit der militärischen Berath*
ung vom sechsten Juli versträhnt. Nach dieser Antwortschrift
verzichtete der Frager auf das Schwergeschütz amtlicher Ab*
leugnung. Von Alledem wird zu sprechen sein, wenn, endlich,
die von dem Staatssekretär Kautsky gesammelten Akten der
Kriegsgenesis aus der Dunkelkammer geholt werden. Böswil-
liges Phantasiegebilde oder Reitende Artilleriekaserne: nach
der Zusage deutscher Waffenhilfe mußte der Kaiser, ehe er auf
eine lange Reise ging, die für die Wehrmacht Verantworte
liehen zu sich rufen und die Vorbereitung des Feldzuges
anordnen. Mußte, selbst wenn er den Krieg gegen Groß*
mächte noch zu vermeiden hoffte; sonst fehlte er seiner
Kriegsherrnpflicht. Wilhelm hat sie erfüllt, hat den Beginn
-der Vorbereitung befohlen: und dürfte den Leugner „bös*
■willig" schelten. Was blieb von der Schlammfluth? „Mußt

mir meine Erde doch lassen stehn und meine Hütte, die
Du nicht gebaut, und meinen Herd, um dessen Gluth Dt*
mich beneidest." Die putzig Offiziösen aber sollten, ehe
sie rauher dran gemahnt werden, sich erinnern, daß Deutsch«
land Republik geworden ist und daß mit unwahrhaftiger
Vertheidigung der Kaiserei und ihrer Handlanger ,von ge*=
gekränkten Notenschreibern (oder den Rächern zweier UU
richs) diesem Deutschland, unserem, nur geschadet wird.
Mit diesem Deutschland, das von dem alten, in seiner
Wesensart völlig vollendeten in klarer Strenge sich scheiden
will, werden die Völker der Erde gern wieder verkehren.
Das Britenparlament hat (im Unterhaus gegen vier Stimmen ;.
wohin ist der Empörungsturm, der uns gemeldet wurde, ver«
braust?) die Ratifizirung des Friedensvertrages beschlossen.
Sobald ihm noch zwei Großmachtparlamente zugestimmt
haben, tritt er in Kraft und drei Viertelmillionen Deutscher
kehren ausTKriegsgefangenschaft heim. Der Willkommensruf
der Kehle, das frohste Aufathrhen des Herzens genügt nicht.
Die dem Vaterland Wiedergegebenen müssen vom ersten Tag
an empfinden lernen, daß der noch häßliche, von Pflichtenge*
rümpel verengte Nothbau auf dem Fels des Volks willens ruht,
das um hohen Preis erworbene Recht zu wahren, um keinen,
würde noch so viel Blendplunder zugewogen, es je zu ver«=
schleißen. Die Ernte wird, mag auch in weiten Bezirken die
Heumahd verregnet sein, viel reicher, als von der schlecht ge*=
pflegten Ackererde zu hoffen war. Köpfen und Händen kann,
fürs Erste, fruchtbare Arbeit nicht fehlen. Der Kampf um
die Schule, um Lehrstoff und Lehrplan, gegen pfäffische Dua*
listen, Monisten beginnt; der um den geistigen Inbegriff von-
Demokratie, um die Sozialisirung der Seelen ist morgen in
heißere, reinere Gluth aufzuschüren. Ringsum harrt Mensche
heit, horcht, gäbe sich gern uns in Brudergefühl. Willkom«
men, frei Gewordene, im Frühroth deutscher Freiheit! Der
Rohbau ist unschön, der First nicht gesichert; noch kein Rieht«
fest. Lachet der Flüche und der Gesänge von der Herrlichkeit
morschen Glimmers. Zu Schicksalsgestaltung seid Ihr, sind
wir berufen. Und sie muß gelingen, findet das Neue uns neu.

Unser Soll und Haben
Tjn.K.ri'ege erträgt man die rohe Gewalt, so gut man kann,
man fühlt sich wohl physisch und ökonomisch verletzt, aber
nicht moralisch'; der 'Zwang beschämt Niemanden und es ist
kein schimpflicher Dienst, der Zeit zu dienen; man gewöhnt
sich4_yoh' Feind und Freund zu leiden; man hat Wünsche und
keine Oesinnungen." Das klingt wie Entschuldigung von heute,
der Manner, die am Anfang des Krieges glaubten jnd hofften,
glaubten an die Reinheit der deutschen Sache, an die Wahrheit
des Verteidigungskrieges, hofften auf rasche Abwehr, auf Sieg
über die Welt. Ist aber vor hundert Jahren geschrieben, von
dem alternden,, Goethe, wie er die Zeit der Entstehung von
„Werther" und „Götz" in „Wahrheit und Dichtung" schildert.
..Im Frieden hingegen thut sich der Freiheitsinn der Manschen
immer mehr hervor, und' je freier man ist, desto freier will
man sein. Man will nichts über sich dulden: wir wollen nicht
bee^^t^sein. Niemand' soll beengt ie'm; und dies zarte, ja;
kranke Gefühl erscheint in schönen Seelen unter der Form
der Gerechtigkeit." Es war die Zeit des Sturmes und Dranges,
reTfTTnrieriich. Noch' wagte sich das Gefühl nicht ganz an die
Oberfläche. Erst Rousseau undi seine Jünger, erst die Französische Revolution verkündeten auch' die äußere Freiheit, die
unveräußerlichen Menschenrechte, die Befreiung vom Druck
absoluten Regimentes, Aufhebung jeder Leibeigenschaft und
Sklaverei, rüttelten an allen Privilegien und bereiteten den
Boden für Das, was damals Brüderlichkeit hieß und heute
Sozialismus. „Dieser Geist und Sinn zeigte sich überall, und
gerade da nur Wenige bedrückt waren, wollte man auch Diese
von zufälligem Druck befreien, und so entstand eine gewisse
sittliche Befehdung, Einmischung der Einzelnen ins Regiment,
die mit löblichen Anfängen zu unabsehbar unglücklichen Folgen
hinführte." Auch hundert Jahre alt.

Heute ist es nicht Rousseau, auf dessen Lehre sich die
Stürmer und Dränger berufen, sondern Tolstoi. Die alte Kultur
des Westens, Demokratie und Parlamentarismus, Industrialisirung und Kapitalismus werden verworfen Und aus dem Osten
soll das Licht des neuen Tages aufsteigen. In Revolutionzeiten
ist alles Alte feindlich1 und die extremste Meinung, die dem
einfachsten, bestimmtesten Ziele folgt, wird stets die Oberhand
über die früheren Verbündeten erlangen. In Zeiten des Unglücks
und innerer Unruhen kann keine Halbheit bestehen; sie muß
in sich1 selbst zusammenbrechen. Und Forderungen setzen sich

mit Leichtigkeit durch, deren Kühnheit in normalen Zeiten nur kranken Hirnen entsprossen scheint. Und war Alles schon einmal da, Goethe beschreibt es. „Hieraus entstand eine halb eingebildete, halb wirkliche Welt von Wirkung und Gegenwirkung, in der wir späterhin die heftigsten Angebereien und Verhetzungen erlebt haben, welche sich die Verfasser von Zeitschriften und Tagblättern mit einer Art von Wuth unter dem Schein der Gerechtigkeit erlaubten und um1 so unwiderstehlicher dabei zu Werke gingen, als sie das Publikum glauben machten, vor ihm sei der wahre Gerichtshof."

Die Propaganda des Kommunismus redet ja eine Sprache, die jedes Volk und jeder Einzelne versteht, ihre Elemente sind so einfach' wie Nbth' und Tod, wie Neid und Hunger, Es leuchtet so leicht ein: der Uebergang von einer Ordnung der Dinge, wo Alles den Einzelnen gehörte, zu einer anderen Ordnung, wo Alles Allen gehören soll, Allen gemeinsam. Nur das Volk der Besitzer, Herr 'in Her Gesellschaft, wie es Herr in der Regirung geworden ist.' Wie es die alten Verfassungen zerbrochen hat, so wird es die alten Formen der Gesellschaft zerbrechen. Auf den Trümmern Neues bauen, das Glück Aller. Was primitives Volksbewußtsein des agrarischen Rußland als Gebilde für den neuen Staat erdacht hat, Räthesystem, Ständeverfassung nur der handarbeitenden Klassen, wird den entwickelten Industriestaaten und Demokratien, die auf ständigen Austausch' geistiger und1 materieller Güter angewiesen sind, als neuste Wahrheit, als allein seligmachende Religion angepriesen, aufgedrängt. Ein Prokrustesbett, in das Alle hineinpassen sollen; den Kleinen werden die Glieder verrenkt, den Großen die überragenden Köpfe abgeschlagen. In Zeiten politischer Gährung werden die Menschen von zwei Leidenschaften getrieben, von der Liebe zu ihren Ideen und von der Lust zum Herrschen. Und' jede politische Partei hat in ihren führenden Gruppen neben den Trägern der Idee, den Idealisten, eine große Reihe von Menschen, die ihre Person, und oft noch mehr, die ihre Interessen in und durch die Partei zur Geltung bringen wollen, Streber und Schieber. Und weil in Zeiten leidenschaftlicher Erregung die einzelnen Parteien sich nicht vergleichen, sondern besiegen wollen, jede nur ihren Standpunkt für den richtigen, die geringste Abweichung schön für eine Sünde hält, wird die Revolution noch lange kein Ende finden. Auch die beste Verfassung wird hieran nichts ändern, denn erstens sind die wirthschaftlichen Zustände zu schwankend, um einen Ruhepunkt zuzulassen, noch1 wollen die Parteien, die von der

Regirung ausgeschlossen sind, die Revolution beendet sehen, sondern hoffen ■stets, in einer neuen Phase nun endlich selbst einmal zur Herrschaft zu gelangen.
So sahen und sehen wir in Rußland, nachdem es die Ketten des Zarismus abgeworfen hatte, ein stets wechselndes Bild der herrschenden Gewalten, alle nur zerstörend, keine bis jetzt wirklich aufbauend, nicht mehr Gleichheit der Rechte fordernd und gewährend, sondern Gleichheit rohesten Genusses. Und hinführend zu völliger Verelendung. Keine Sicherheit mehr für Leben und Lebensnothwendigkeiten, von Besitz und Eigenthum ganz zu schweigen. Hohn auf Fortschritt des menschlichen Geistes. Aber jetzt soll auch Deutschland diesem Bolschewismus verfallen. In allem Ernst: der rothen Fluth soll die gelbe Schlammfluth Halbasiens folgen.
Muthlos und thatlos sehen die „Führer" des Volkes auf diese Entwickelung, haben kein Vertrauen auf die eigene Kraft noch auf die des Volkes. Alles verloren in den Lügen und Enttäuschungen der Kriegsjahre. Wollen dem Terror durch größeren Terror begegnen, dem Strike von unten durch organisirten Bürgerstrike, Raub und Plünderung durch alten Militarismus in noch widrigerer Form, Niederknüttelung geistiger Gegner. Bilden Polizeitruppen und Wehren, die keine Gewähr in sich tragen, und haben sie den schwelenden Brand an einer Stelle gelöscht,* flanrmts an anderer neu auf. Noch ist keine Macht im1 neuen Reich als die Gewalt, die ungeistige; und das Gute geschieht wie das Böse durch Anwendung und mit der Roheit gewaltsamer Eingriffe.
Nichts wird das Neue aufhalten, sobald es Notwendigkeit geworden ist und der rechte Augenblick da sein wird. Noch1 sind wir mitten in der Entwickelung, noch denkt Jeder nur an sein kleines Ich, alle Instinkte der Selbsterhaltung, des Erraffens und Gierens sind wach, noch sind alle Maßregeln der Regirung nicht darauf gerichtet, die Gegensätze zu versöhnen und die Gegner zu einigen, sondern darauf, sich in der Macht zu behaupten. Die Revolution wird! und kann erst dann zum1 Segen werden, wenn die Menschen sich darüber verständigen werden und verständigen müssen: die Einen ohne Zwang Das abtreten werden, was sie zu viel haben, die Anderen nur Das fordern und sich mit Dem begnügen werden, was ihnen wirklich fehlt. Denn Keiner hat heute, in Deutschlands schwerster Prüfungzeit, ein Recht, zu fordern. Jeder hat nur die Pflicht, zü geben. Freiwillig zu geben, damit ihm nicht genommen werde
Was wir jetzt um uns sehen, ist nicht die Folge der R

volution, sondern die konsequente Fortsetzung der wilhelmi-
schen Zeit, der Politik des Obrigkeitstaates und der Unter-
ihanen, die gewöhnt sind, auf Kommando Trauerwochen zu
feiern oder Hurra zu schreien. Weite Kreise der Besitzenden
wundern sich, daß die Arbeitscheu nicht weichen will, daß
Hunderttausende nicht Schmach darin sehen, als Arbeitlose auf
Kosten der Allgemeinheit zu leben !und nur gelegentlichen mög-
lichst mühelosen Erwerb (mehr oder weniger ehrlicher Art)
mitzunehmen, Moral und Sittlichkeit nie gekannten Tiefstand
erreicht haben, getanzt und geludert, gespielt und geschoben
wird1. (Verschiebe nicht auf morgen, was Du heute verschieben
kannst.) Alles nur selbstverständliche Fortsetzung der „Kriegs-
wirtschaft", die fünf Jahre lang die ganze Mannheit, zehn Mil-
lionen, von jeder Produktion wegführte und nur destruktiv be-
schäftigte, in Krieg und Lagerleben der Arbeit entwöhnte, zu
Raub und^ Mord und Pründenüng als tägliche Erscheinung hin-
wies, für Verbrechen am Menschenthum „auszeichnete" und
beförderte. Einfache Hirne können nicht so rasch sich wieder
umstellen, Das, was gestern in Feindesland Ehre brachte, heute
in der Heimatli als Verbrechen zu empfinden. Eigenthüm und
Menschenleben sind keine unantastbaren Güter für die Heim-
gekehrten. Je mehr ihnen versprochen wird, desto mehr werden
sie fordern; und gerade den unvernünftigsten Schreiern ist der
größte Zulauf gewiß.

Können und wollen wir überhaupt wieder gesunden, so
müssen wir reinen Tisch machen mit den Sünden des alten
Kurses. Denn alles Alte ist in Revolutionzeiten feindlich. Und
hat man sich1 des Volkes einmal zur Erlangung der Macht be-
dient, so kann man es nicht wieder seines Dienstes entlassen;
klug ist es, ihm das Erreichte nicht streitig zu machen, sondern
es zu regeln. Das Volk aber will, ganz gleich1, wie der Frieden-
schluß aussieht, heraus aus der Schuldknechtschaft Dessen, was
es Kapitalismus nennt, will in keinem Fall (wahrscheinlich nicht
nur in Deutschland, sondern in ganz Europa) Jahrzehnte lang
für Zinsung und Abtragung der Kriegslasten fronden, nicht'den
eignen Rentnern, nicht fremden. Und Niemand wird es zwingen
können, hierfür zu arbeiten. Das Volk verlangt (und jeder
Finanzminister wird es durchsetzen und die Nationalversamm-
lung wird es bewilligen müssen), daß die Besitzklassen diese
Entschuldung auf sich nehmen, daß das neue Reich nicht die
Schulden des alten als Hypothek mit sich schleppt.

Nach dem Zusammenbruch von Jena gab der preußische
König sein Silbergeschirr her; auch jetzt, in einer Zeit, wo dem

ganzen Volke Armuth' und1 Noth' bevorsteht, will es keine
Schlemmer und Prasser unter sich dulden, keine Millionäre,
deren Vermögen durch Zins und Rente sich ständig mehrt und
Hunderte und Tausende unter das Joch spannt, ein Unter-
nehmen nach dem anderen an sich reißt und dem Großkapital
die Herrschaft auch weiterhin sichern will. . Ganz wie früher
die Ritter den Bauer „legten", ihn von Haus und Hof jagten,
um die eigene Herrschaft abzurunden, so kauften die Thyssen
und Stinnes allerorten einen Zweig der Wirthschaft nach dem
anderen auf, um ihre neuen Millionen zu werthen, kauften die
Großbanken alte Firmen auf, um das Netz ihrer Polypenarme
dem Handel aufzuzwingen, enstanden Waarenburgen als Filialen
übergroßer „Kleinkaufleute", umklammerten Trusts und Syn-
dikate, Branchenverbände. und ähnlich lautende Wirthschaft-
gebilde die ganze Industrie bis zur Verkaufstätte hin. Und was
noch zu verderben war, thäten die Kriegsgesellschaften, die
unter der Maske der Gemeinwirthschaft großkapitalistische Ge-
bilde schädlichster Art waren und sind, Wucherer am Volk
und seiner Ernährung, eben so wie an seinem Vermögen.
All Das brauchen wir nicht im neuen Reich. Und das Uebel
muß an der Wurzel getroffen, die Vermögensanhäufung so
scharf beschnitten werden, daß neue Schöße nicht so schnell
nachwachsen und geile Triebe verhindert werden. Alles Ge-
schrei über die furchtbaren Friedensbedingungen wird ver-
stummen, wenn jeder Einzelne wieder an seine Arbeit gehen
und sich vom Erleben dieses wahnsinnigsten aller Kriege inner-
lich befreit haben wird. Dann werden auch die vielen Leh-
ren pseudo^sozialistischer Herren verstummen, die am Lieb-
sten die Zwangwirthschaft verewigen möchten. Vermögen auf-
zuhäufen, wird sich nicht lohnen, wenn das Reich die Ueber-
gewinne für sich in Anspruch nimmt, was sicher eintreten wird,
um aus der Schuldenwirthschaft herauszukommen. Man wird
kleine Vermögen von zehn Prozent an und große Multimillionäre
bis achtig Prozent besteuern müssen, auf die Gefahr hin, daß
der Staat auf diese Weise Mitbesitzer von Latifundien für An-
siedlungen und von Industrieunternehmungen (in gemischt-
wirth'schaftlicher Form) wird und auf diese Weise ein großer
Theil der Sozialisirung, Mitbestimmung des Reiches und Mit-
besitz an Fabriken, Waarenhäusern und vielem Anderen auto-
matisch in Erfüllung geht. An die übermäßige Auswanderung
der Vermögen vermag ich nicht zu glauben, da es anderen
Staaten ja nicht viel besser geht als uns, auch Frankreich dem
ungeheuren Defizit rathlos gegenübersteht, selbst die neutralen

Staaten wohl einzelne stark bereicherte Privatkapitalisten, aber
zerrüttete Finanzen als Ergebniß der Kriegsjahre haben. Auch
das Erbrecht muß zu Gunst des Reiches geändert werden;
geborene Rentner haben in einem gänzlich verarmten Lande-
keine Berechtigung. Denn darüber müssen wir uns doch klar
werden, daß wir als Volk völlig bankerot geworden sind.' Wir
haben uns, statt vor zwanzig Jahren den Völkerbund vorzu-
bereiten und mit den konkurrirenden Reichen Verträge über Ab-
rüstung, zu .schließen, blind in einen vernichtenden Konkurrenz-
kampf eingelassen, zuletzt gar noch in diesen Krieg, — und .wjr
sind jmterlegen, haben Alles verspielt, was wir hatten, und noch.
Wechsel auf die Zukunft gegeben, die unsere Kinder belasten
werden. In Versailles standen wir dann vor der Versammlung:
der Gläubiger, die um so unerbittlicher waren, weil sie eben-
auch unsere Konkurrenten sind und bei dem Kampf eben sc»
große Verluste erleiden mußten. Wann hätten aber die Gläu-
biger in einer solchen Versammlung dem Schuldner seine
Zahlungunfähigkeit geglaubt? Wann hätten Ko^kurt£iiten_Je-
daran gedacht, dem Schuldner mehr als das nackte Leben zu
lassen oder, gar ihm'die Mittel zu gönnen, wieder heraufzu-
kommen? Niemals!
Alles Mögliche und Unmögliche war in den letzten Monaten
im deutschen Blätterwald zu hören, aber kein Wort davon, daß-
etwa eine der Familien, die die „Ehre" so hoch schätzt, dafr
sie ein eigenes Patent darauf zu haben meint, die Beute, die
der Vater, der Sohn oder Bruder aus Feindesland nach Haus
geschickt hat, Teppiche, Möbel und Schmuck (wer weiß, was-
Alles da „requirirt" wurde?), dem Reich, dem Volk zur Wieder-
gutmachung zur Verfügung gestellt habe. Oder wissen sie
vielleicht nicht, daß es Raub ist? Wissen sie nicht, daß Alles,
Pfennig vor Pfennig, von uns, von dem armen Volk, zurück-
gefordert wird? Aber Empörung herrscht in allen Zeitungen,
daß man uns noch für die Alten hält, daß man die „Republik"
für eine Maske und ihre Herren Anführer für Männer hält,
die die Welt anführen wollen.
Nur Wahrheit und1 Klarheit kann uns helfen, nur völlige'
Abkehr von all dem Prunk und Gepränge der Wilhelmerei.
Flitterkram paßt nicht für arme Arbeiter. Und hur als Arbeiter
können wir dler Welt wieder Achtung abringen, nur als arme,
aber ehrlich denkende Menschen. Dann wird auch die Idee
kommen, an der wir gesunden werden, das Ideal und die
Männer der Wahrheit. ':
Hamburg. LudwigOllendor ff.

Ulrike
Ulrike, erstmals denunzirt am zwölften März 1918 vom General und Kommandeur der Infanteriedivision 221 als
.,strotzend von Gemeinheiten und seinem ganzen Inhalt nach als unzüchtige Schrift zu bezeichnen, die geeignet ist, das Scham- und Sittlichkeitgefühl, und zwar auch in geschlechtlicher Beziehung, zu verletzen."
Ulrike, gleich darauf denunzirt in einer alldeutschen Zeitung, als geeignet, damalige deutsche Politik zu kompromittiren.
Ulrike, weiterverfolgt von der Staatsanwaltschaft in Leipzig nach der Novemberrevolution und zur Einstampfung vorgeschlagen, aber vom Schöffengericht im Juni freigegeben.
Ulrike ist auf Betreiben und Berufung der Staatsanwalt- •
schaff Leipzig gegen dieses Urtheil wieder beschlagnahmt. Aufs. Neue steht, diesmal vor Berufsrichtern, Verhandlung gegen das unglückliche Mädchen an.
Was ists, das inmitten von .Blockade, drohendem Staatsbankerot, Kommunistenaufständen, Hinrichtungen, Kaiserauslieferung. Generalstrikes diesem Büchlein unserer Staaterhaltenden aktuelles Interesse sichert? Wie kommt es, daß im Augenblick, wo der „bessersituirte" Theil des deutschen Volkes selbst an seinen Lieblingen in den Künsten keine rechte Freude hat, er sich unentwegt die Unterdrückung dieser kleinen Erzählung angelegen sein läßt, in der nicht der kleinste kommunistische Vorschlag gemacht wird, ja, das von aller Politik weit fortspricht? Weil es das Schamgefühl, und zwar auch in geschlechtlicher Beziehung, verletzt? Hat denn in dieser unvergleichlich unglücklichen Situation heute der Normaldeutsche keine bedeutendere Sorge als die, sein Schamgefühl m geschlechtlicher Beziehung vor Verletzung zu schützen, während wir doch von allen Seiten vernehmen, man sehe ihn oft in Umständen,, die das Schamgefühl, und nicht nur das geschlechtliche, übriger Volkstheile gröblich insultiren? Nein. Ich glaube nicht, daß ihn so sehr und in solcher Hinsicht kränkt, was mit Ulrike vorgeht. Nicht einmal, daß es zwischen Mann und Frau als ein Natürliches und mit reifer Kunst Geschildertes passirt. Aber, daß es sich zwischen (sage und schreibe) dem Vollblutjuden und (Achtung!) einer preußischen Komtesse ereignet...!

Nämlich: Alle ..gewesene Revolution ist dem Justament-deutschen, und was sich bis zum Sozialdemokraten an ihn an-schließt, vollkommen gleich, wenn nur von dem Nachrevolution-Deutschen tüchtig weiter irgendwelchen Attrapen, Allegorien, Metaphern, Ideologien und anderen Schablonen gehuldigt wird. Er begreift sogar den Bolschewiken, der, einmal an der Macht, Macht für sich ausnutzt, da er ja den Begriff der Ueberlegen-heit, des Herrschens und Regirens auf die Nachwelt rettet. Er beneidet und bekämpft, aber versteht ihn. Begreift Alles, was, unter neuem, selbst erschreckendem Namen, Klassenunterschied bestehen läßt. Denn nur auf dieser Voraussetzung, wo und wie immer, lebt er noch.
In Ulrike aber scheint ihm, unabhängig von politischen Dog-men, das Bollwerk bestürmt und eingerissen, das allein ihm Dasein rettet. Da ist die Thür in eine Welt aufgemacht, in der, wie in sternheimischer überhaupt, als in einem Gleichniß von besonderer Deutlichkeit, gesetzte Schranken zwischen Lebendi-gen, und gerade nicht geschlechtliche, mit einer Selbstverständ-lichkeit fallen, die ihm gründlich übel macht.
Denn: sinkt aus Welt, was er Kulturbeherrschung, Kant den Werth' an sich, Hohenzollern aber den deutschen Gott nannte und was bei uns mit neuem Namen Republik oder gar noch anders heißt, so gäbe es ja auf einmal nicht nur in biologischer und sozialer, sondern sogar in geistig begrifflicher Welt keine Unterschiede und das aus ihnen resultirende Elend nicht mehr. Wären etwa wirklich Jude und Gräfin mitmenschlich eins und dürften mit einander, was an und für sich für Alle möglich ist, dann..., dann, wirklich, gute Nacht, Soldat!
Das ist des Falls „Ulrike" logisches Gelenk; und aus ihm der zu erwartende Richtspruch über meine Person hinaus eine deutsche geistige Entscheidung aus dem Jahr 1919.
Damit ist bewiesen, warum die Anklage weiterging, doch nicht, warum Vertheidigung schweigt. Warum wollen die jungen Schreibenden Deutschlands, die mich mit Inbrunst nachahmen, es bei diesem schweigenden Respekt lassen? Sie sollten nicht nur mit Verbeugung vor mir in ihren Büchern schreiben: „Gong schickte Ruf aus Gold und Blech durchs Haus." Sondern öffent-lich und deutlich sagen: Wir wollen reines Kunstwerk nicht so hypokritisch verfolgt! Karl Stern heim.

Endlich!
\\T/'ir haben sie wieder, die einst geliebten,
"* die wehe vermißten, wir schwer Betrübten,
Glanz und Ehre sind wieder da.
Vergessen ist alles Brennen und Morden,
wir haben sie wieder: die Titel und Orden:
Hurra!
Wie fruchtbar reich fiel nicht der Regen!
Da zeigt sich des Krieges erziehlicher Segen;
aus (tausend Knopflöchern blitzt das E. K.
Wer Glück hat, stammt noch aus kleinerem Ländchen,
dann (heftet ein Bruderband rasch sich ans Bändchen —
Hurra!
In Strömen rieselts von Wien, von Bulgaren,
selbst halbe Monde der Janitscharen,
ich (sammelte Alles, was ich ersah.
O (Feinde, mit Vielen im Bunde, beglückte!
Ihr ruft, von zwanzig Nationen geschmückte,
Hurra!
Den Herrn Kommandeur, man fragt ihn: „Wie steht es?
Berichten Sie über die Truppe, geht es?
Kann teie auch stürmen, Nein oder Ja?"
Doch bb sie gebrochen die Uebermacht litte,
ihm 'leuchtet in Wolken der Pour le Merite:
Hurra! ,
"Wie Iglänzte milde, gütig und weiser
die Zollern brüst unserm geliebten Kaiser •
(er stand dem Ordensvertheiler so nah):
den Schntuck ertrug er mit anderen Lasten,
nahm (Orden und Sterne für sich aus dem Kasten:
Hurra!
Dem Ritterbrauch, den er laut stets besungen,
ihm hält er die Treue in Amerungen,
des Muthes Zeichen trägt er auch da.
Dem Volke verzieh er gern, wollt' es bereuen,
möchte Orden und Titel leutsälig verleihen —
Hurra!
Kopf hoch! Wer heut einen Orden erstrebert,
erhält (ihn zwar nur von Noske und Ebert;
doch (glänzt er nicht auch aus Weimar und Spaa?
Erlöst vom Albdruck moderner Gelüste:
endlich (wieder die alte Kiste!
Hurra!
Emil Ludwig.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der
Zukunft in Berlin. — Druck von Paß 6. Garleb G.m.b.H. in Berlin.

Jlse» Bergbau-Act.-Ges.
zu Grube Jlse, N--L-

Die Aktionäre unserer Gesellschaft werden zu der am
Sonnabend, den 2, August 1919, nachm. 3 Uhr
in Berlin, Burgstrasse 24, in den Geschäftsräumen der Mittel-
deutschen Creditbank stattfindenden ausserordentlichen
Hauptversammlung
hierdurch eingeladen.

Tagesordnung:
Ermächtigung des Vorstandes und des Aufsichtsrates zur
Ausgabe von M. 10000000,— 4V2%Teilschuldverschreibungen-

Die Stammaktionäre, welche an der Hauptversammlung
teilnehmen wollen, haben ,den Aktienbesitz, hinsichtlich dessen sie
ein Stimmrecht in der Hauptversammlung ausüben wollen, späte-
stens am Dienstag, den 29 Juli 1919, bei der Gesellschafts-
kasse der Gesellschaft in Grube Jlse und Berlin oder
in Berlin bei der Mitteldeutschen Creditbank und der Direk-
• tion der Disconto-Gesllschaft,
in Frankfurt a. M. bei der Mitteldeutschen Creditbank
und der Firma Gebr. Sulzbäch,
in Hamburg bei der Vereinsbank,
in Cöln a. Rh., bei dem A. Schaaffhausen'schen Bankverein
schriftlich anzumelden und bis zu demselben Termin diesen Aktien-
besitz bei der Stelle, bei welcher die Anmeldung erfolgt ist, oder
bei einem Notar mit einem doppelten Nummernverzeichnis zu
hinterlegen, dessen eines abgestempeltes Stück als Eintrittskarte in
die Hauptversammlung und als Ausweis zum Empfang der Stimm-
karte dient.

Die Vorzugsaktionäre haben nur die Anmeldung ihrer
Vorzugsaktien mit Nummernaufgabe bei dem Vorstand der Ge-
sellschaft in Grube Jlse zu bewirken, Um an der Hauptversammlung
teilnehmen zu können. Stimmberechtigt sind nur die im Aktien-
buche eingetragenen Besitzer der Vorzugsaktien. Zur Vertretung:
ist eine privatschriftliche Bevollmächtigung erforderlich.

Grube Jlse, den 10. Juli 1919.

Jlse, Bergbau-Äctiengesellschaft
Schumann. Schmits.

Nr. 42
.Juli 1919
• 1« Knkaift —
Soeben erfcbien:
tftögiene t>e£
®efdtfe$t&ebenä
QSon 93rof. ©r. OH. t>. ©ru&er
150.—174. Saufen»:: mit 4 farbigen Safein
| 9SreiS Ottf.1.90 |
3rtf>alt:
5>te "Befrachtung — Q3ererbung unb 3u<fjttoabl
Sie ©efcblecbtäorgane — ®er ©efcblecbtStrieb
unö bie angebliche bbgienifcbeQIottDenbigtett
bei CBeifcblaf» — folgen ber gefcblecbt«
lieben ilnmäfjigfeit unb Regeln für ben
ehelichen ©efcJtecbtÄüerfebt — Äünft»
liebe Q3erf>inberang ber j&efracb»
tung — OSertrrungen bei ©e«
fcblecbtgtriebä — Q3enertfcbe
Äranfbeiten unb ibre Q3er«
bütung.
@jje oder freie fiiebe?
©egen Uoreinlentnmq (Hl!. 2.05) ob« 3ta$nafrnt (710.2.30)
bca QSetrageÄ ju betteten Mm
@rnft $einrtdj QRoti|
etuttgartlOO

Berlin, den 2. August lVUi»
Wir sind auf dem Weg
Die Wendung

er Rohbau der Deutschen Republik ist unschön, der
First nicht gesichert; noch nicht das Bewußtsein naher
Vollendung, das zum Richtfest stimmt. Ueber die Farben
der Bänder, die das Richtbäumchen, die Zier des Holzdaches,
schmücken sollen, hat man schon hitzig gestritten. Soll auf dem
Giebel ein Hahn wachen, ein Donnerbesen Gewittersdrohung
abwehren, ein schiefes Kreuz aus Pferdeköpfen den Vor»
marsch der Seuche von dem werdenden Menschenheim ab»
wenden? Wird mit dem Verzeichniß der Bauregeln und der
Hausgesetze noch andere Urkunde in den Thurmknopf ge»
kapselt? Denn: daß ein Thurm in Gewolk hinauf ragen, der
Giebel reichen Schmuck tragen müsse, war Gewißheit, ehe
noch Einer wußte, ob in dem kahlen Gerüst ein Menschen»
heim werden könne. Und schon treten behäbig Parlirer vor,
Maurer und Zimmerleute, und sprechen, als habe die Stunde
zur Weihe des Dachkranzes geschlagen. Den Betrachter wan»
delt die Lust an, so hastigen Eifers zu lächeln. Den aber erwirk»
te diesmal ein in Dumpfheit richtiges Gefühl. Gestern war
und morgen wird kein Richtfest; die Kranzjungfer braucht
noch nicht das helle Feierkleid glattzubügeln und den Becher
zu füllen, den der Parlirer nach dem Segensspruch aus»
trinken und von der Sparrenkanzel in die Tiefe werfen soll.
Um eines großen Schrittes Weite aber sind wir vorwärts

gekommen. Die Verfassung ist fertig. Kein Bau aus Granit
über Stahlrippen. Auch zwischen Betonwänden läßt sich
leben. AmEingang steht: „Das deutsche Volk, einig in seinen
Stämmen und von dem Willen beseelt, sein Reich in Freiheit
und Gerechtigkeit zu erneuen und zu festigen, dem inneren
und dem äußeren Frieden zu dienen und den gesellschaft»
liehen Fortschritt zu fördern, hat sich diese Verfassung ge*
geben." Hier stock' ich schon. Sind die deutschen Stämme
einig, Oberbayern mit Pommern, Rheinländer mit Märkern,
und bliebe, wenn ihr Wille sich frei regen dürfte, der größte
Staat im erneuten Deutschenreich unangetastet? Sind sie auch
nur über den Inbegriff von Freiheit, Gerechtigkeit, Fortschritt
einig und war ihr Herz je, wärs in der Wallung einer Mittags«
stunde, beim Werk des Verfassungbaues? Sie haben die alte
Verfassungen deren fünftem Lebensjahrzehnt, kaum gekannt,
das Werden der neuen der in luftlosem Kleinstadtraum hand»
werkenden Parlamentsbureaukratie überlassen und nicht ein»
mal ihre Presse zu Erörterung der Grundrechte genöthigt.
Wer weiß denn genau, wie weit sich fortan der Machtbereich
des Einzelstaates streckt und was über das Schulwesen, den
Quell alles Willens zu Gut oder Bös, beschlossen ist? Immer»
hin: das Gerüst steht; und andere Bälkung wird morgen nicht
so schwer zu erlangen sein wie unter der Kaiserei. Als vor
acht Jahren hier die Baufälligkeit der Reichs Verfassung ge*
zeigt, zu Modernisirung des veralteten Werkes gemahnt wurde,
kam die Antwort: Wer daran rührt, weckt die Eigensucht
reizbarer Dynastien und gefährdet ein ehrwürdiges Kunst»
gebild, das bleiben muß, wie es ist, oder nicht sein wird.
Nun ists nicht mehr. Ist Republik. Deren Minister sich in
das Gelöbniß, die Republik zu wahren, aufgereckt, deren
stärkste Parteien sich in das Bekenntniß geeint haben: „Das
deutsche Volk ist Jahre lang schmählich belogen worden.*'
Dieser Mehrheit und ihrem Ausschuß, der die Geschäfte
führt, haben die Monarchisten ihr Mißtrauen ausgesprochen.
Höheres Lob konnten sie ihr nicht spenden. Die Zeit würde*
loser Heuchelei scheint verronnen. Deutschlands Lunge
hofft auf reinere Luft. Noch ist kein Richtfest. Um eines
großen Schrittes Weite aber sind wir vorwärts gekommen.

Vier Wochen nach der Unterzeichnung des Friedens«
Vertrages hat der Ministerpräsident der Deutschen Republik
in der Nationalversammlung gesagt: „Aus einer kleinen
Gruppe, deren Ideal die Wiederherstellung eines von Waffen
starrenden, auf die Zahl seiner Bayonnettes stolzen Kaiser»
reiches ist, dringt der Schrei nach Rache. Dieses Ideal und
diesen Schrei bekämpfen wir mit aller Kraft. Wir wollen
und müssen arbeiten und wenden uns mit Abscheu von
dem Gedanken an Revanche." Und der Reichsminister des
Auswärtigen hat gerufen: „Wir wollen uns der Welt als
ein friedliches Volk zeigen. Das Schwert kann und soll
nicht mehr ein Mittel deutscher Diplomatie sein. Die thätige
Liebe, mit der wir den Wiederaufbau der verwüsteten Ge»
biete Nordfrankreichs beginnen und vollenden wollen, soll
unsere Revanche werden." Wie in Athen einst die Bot»
schaft vom Sieg bei Marathon, so müßte in den Ländern
der Allied and Associated Powers die Meldung dieser Re»
den begrüßt werden. Denn sie erst sichert den Sieg; sie
erst bezeugt den Willen zum Frieden und zu Fügung in
Schicksalsverhängniß. Wohl wird Mißtrauen noch zischeln:
„Worte sind billig. Wie könnte das besiegte, entwaffnete,
in Abrüstung gezwungene Deutschland anders sprechen?
Der ,Boche* ist verschmitzt und will jetzt, weils nicht an«
ders geht, in der Maske des Pazifisten das Vertrauen der
Welt erlisten." Wer so denkt, irrt; und sein Irrthum kann
der Menschheit, also auch ihm selbst, gefährlich werden. Noch
lange nach der Niederlage hat Deutschland, leider, anders ge»
sprachen (sonst hätte es einen besseren, zu rascher Weltbe*
ruhigung tauglicheren Vertrag erlangt); und daß heute solche
Ministerreden möglich sind und den Beifall der Parlaments»
mehrheit erringen, deutet den Beginn einer Wandlung des
deutschen Geistes an. Dieser Wandlung sich zu freuen und
sie mit freundlichem Herzen zu fördern, empfehlen Pflicht
und Interesse Jedem, der nicht Deutschland vernichten, son«
dem es zu Mitwirken an der Ausgestaltung aller vorwärts
weisenden Gedanken der Menschheit gewinnen will. Fünf
Jahre lang haben die Militaristen dem deutschen Volk ins
Ohr geschrien: „Auf Deine Vernichtung ists abgesehen. Wenn

Du auch nur für eine Stunde weich wirst, müde scheinst,
vor der Anwendung des grausamsten Kriegsmittels zauderst,
bist Du verloren. Deine Feinde reden zwar von Recht und
Gerechtigkeit; hinter diesem Phrasenmantel lauert aber die
Gier nach Gewinn und der brennende Wunsch, die längst
beneidete Macht des Konkurrenten zu zerbrechen. Sieg oder
Tod: Du hast keine andere Wahl." Unter dem Druck der
Militärcensur konnte solcher Verf ührerrede.die alleGe wissens*
stimmen übertönen sollte, niemals laut genug widersprochen
werden. Und da der Friede für Deutschland furchtbar hart
ist und anderen Europäerländern zwar nicht Entschädigung
von dem Kostenaufwand, aber ungeheuren Machtzuwachs
beschert (allein dem British Empire Gebiete im Umfang des
Vereinigten Königreiches), behaupten die überlebenden Mi-
litaristen nun, ihre Prophetie sei als richtig erwiesen, Ver»
nichtung Deutschlands das Ziel des Krieges gewesen. Dar*
über muß, ehe es zu spät ist, Klarheit werden.
Ich habe an den „Vernichtungwillen der Feinde", den
die Oberste Heeresleitung und die ihr unterthanen Regir»
ungen täglich wie eine Kriegsflagge hißten, niemals geglaubt:
weil ich keiner Nation, auch nicht den tief erbitterten, vom
Schauspiel der eigenen Größe leicht in Taumel berausch»
ten, egocentrisch sich selbst als das Maß aller Dinge sehen*
den Franzosen, den närrischen Wahn zutraue, ein Volk,
dem in vier Reichen mindestens achtzig Millionen Menschen
angehören, das erst vor einem Halbjahrhundert mühsam seine
Einheit (die „kleindeutsche": mit Ausschluß Oesterreichs)
erstritt und in dem Weltkrieg die entsetzlichste Probe von
der Kraft seiner Physis gab, sei zu vernichten. Für Jahr«
zehnte, die im Leben eines Volkes ein Augenblick sind,
wäre Vernichtung möglich geworden, als Deutschland, viel
zu spät, mit einem von Enttäuschung zerrütteten Heer und
einem von Entbehrung blutleer gewordenen Stadtvolk, auf
die Fortsetzung des Amoklaufes verzichten mußte. Damals
siegte im Lager unserer Feinde die Entente Cordiale von
Menschlichkeit und Vernunft. Der Friedensvertrag ist dann
doch, zum großen Theil durch die Unklugheit und Unauf«
richtigkeit der in Deutschland Regirenden, ein drückendes

Zwangsgesetz geworden, das alle Lebenden, Väter und Söhne, in Fürsorgeerziehung nöthigt. Daß trotzdem, schon vier Wochen nach der Unterzeichnung, deutsche Minister so reden dürfen, wie die Herren Bauer und Müller geredet haben, muß von den Häuptern des Völkerbundes beachtet werden.
Diese Reden zeichnen den Grundriß des Programms, das eine aus Sozialdemokratie und Katholikenpartei gebildete Res girung ausführen will. Wenn der Kitt der Machtgemeinschaft diese Parteien zusammenhält, haben sie eine schmale, aber zu« längliche Mehrheit, die verbreitert wird, sobald die bürger* liehen Demokraten wieder in die Regirung eintreten. Dieser Möglichkeit ist das Programm angepaßt. Reaktion und Re« volution, Monarchismus und Kommunismus lehnt es mit gleicher Schroffheit ab und wagt sogar, die Diktatur des Proletariates zu verwerfen, die den Kirchenvätern des deut« sehen Sozialismus doch, mindestens für die Uebergangszeit, unentbehrlich schien. Der Sozialismus des Herrn Bauer ge* berdet sich nicht viel wilder als der, den Herr Lloyd George im „Budget des Volkes" und in der Schlacht gegen die Be« sitzer städtischer. Latifundien, Herr Wilson von der Harvard« Zeit bis in den Kampf gegen Eisenbahnkönige verfocht. Nur ein vor dem Spektrum unserer Industriekultur Blinder kann ja zweifeln, daß eine Neuordnung der Besitzrechte unver« meidlich geworden ist, dem Handarbeiter die Mitwirkung am Betriebswesen und ein Antheil am Gewinn nicht lange mehr zu bestreiten sein wird; und Klugheit und Sittlichkeit einen sich zu dem Rath, aus freiem Willen zu gewähren, was sonst er* zwungen würde und bald danach die Erzwinger zu neuer Machtforderung kitzelt.Vielen deutschenWünschen.fastallen, die eine rasche Revolution des Geistes ersehnen, wird in die« sem Programm Erfüllung nicht einmal versprochen. Denn es ist ein Programm sozialistischer und katholischer Gewerk« schaften, will zunächst dem Bedürfniß kleiner Leute genügen und hält sich auf flachem Land ohne Hochgebirg. Den Vera tragspartnern aber bietet es Alles, was sie verlangen mußten und erhoffen konnten: den Willen, alle erfüllbaren Beding« ungen zu erfüllen, der Heimath Ruhe zu sichern und sie fried* lieh der friedlichen Welt einzufügen, die von allenVölkern er«

sehnt wird. Deshalb ist die Verkühdung dieses Programmes
in jedem vom Krieg berührten Lande der Erwähnung werth.
Soll diese neue Welt, endlich, werden oder soll der Ver«
such, sie zu scharfen, wieder scheitern, wie noch jeder, seit,
vor zweihundert Jahren, der Abbe de Saint«Pierre die Mon»
archen Europas zu einem Kongreß lud, der den Frieden sichern
und ein internationales Schiedsgericht einsetzen sollte? Jeder
ist gescheitert, weil nur den hellsten Hirnen dieNothwendig*
keit alJmenschlicher Solidarität bewußt geworden war und
weil es seit dem Frieden von Utrecht in dem zu Uebermacht
aufgeschwollenen Europa immer von Triumph geblendete Sie»
ger und immer Besiegte gab, die Vergeltung, Rache, neue Er*
oberung planten. Bliebe dieser seelische Status nach dem
Frieden von Versailles unverändert, dann stünde nicht nur
Mr. Wilson, der das von Sully und Saint*Pierre, von Grotius,
Rousseau, Kant Erträumte in Wirklichkeit gestalten wollte,
auf den Trümmern seiner Hoffnung. Kein Unbefangener kann
heute noch behaupten, Deutschland allein sei das Hinderniß
der von uralter Prophetie verheißenen Völkergemeinschaft.
Im Juni hat der Deutsche Friedenskongreß, nach gewissen*
hafter Prüfung des Thatbestandes, öffentlich ausgesprochen,
„daß die entscheidende Schuld am Ausbruch des Krieges auf
Deutschland laste". Im Juli hat die von der Volksmehrheit frei
gewählte Regirung den Beschluß verkündet, alles zur Hebung
der „moralischen Valuta" Deutschlands irgendwie Mögliche
mit ehrlichem Eifer zu thun und die „Revanche" nur in dem
Werk der Nächstenliebe zu finden, die das von deutschen
Waffen Zerstörte von der Arbeit deutscher Hände aufbauen
läßt. So hat in dem besiegten Frankreich, 1871, Niemand,
auch Thiers nicht, vom Platz eines Regirenden aus zu sprechen
gewagt. Noch dreißig Jahre nach Sedan hörte ich von dem
General Galliffet das Bekenntniß, er könne sich nie wieder
sehen lassen, wenn Frankreich erführe, daß er Deutschlands
Sieg der Ueberlegenheit des deutschen Heeres zuschreibe.
Verdient die Resignation, die Selbstbescheidung eines vom
Gipfel des Machtwahnes jäh in freudloses Pflichtleben ge«
stürzten Volkes nicht vom Gekränkten selbst Anerkennung?
Die, antwortet man draußen, soll ihr auch werden; aber

erst, wenn sie noch gründlicher erprobt ist. Man weist auf
das andere Deutschland, das neben dem der Herren Bauer
und Müller noch lebt: auf die Offiziere, die sich gegen die
Republik aufbäumen, mit der von ihr abgeschafften Fahne
des Kaiserreiches durch die Straßen ziehen und ohne Scham
das Lied vom Siegerkranz des Kaisers spielen lassen; auf den
Troß der Parteien, die Deutschland „über Alles" vergrößern
wollten und es, trotz dem Aufgebot aller Kriegsmittel eines von
modernster Technik und Chemie unterstützten Dschenghis*
Khan, doch nur verkleinert haben. Und man sagt uns: „War*
tetgeduldig und zähmet erst die noch überlauten Ruhestörer;
wenn das neue Deutschland das alte ganz überwunden hat,
werden wir gern überlegen, wie ihm zu helfen ist."
Aber wir können nicht warten. Und die von den West»
mächten gewünschte Ueberwindung kann nur gelingen, wenn
die Feinde von gestern dazu mitwirken. Da die Hauptarbeit
der Nationalversammlung, die Verfassung der Republik, ge*
than ist, wird bald ein neues Parlament zu wählen sein. Weht
von West kein wärmerer Wind in unser einsames Land, weckt
das offene Regirungbekenntniß guten Willens kein freund«
liches Echo, wird den Militaristen und Nationalisten durch
die Auslieferungpflicht die Agitation noch erleichtert, dann ist
den Extremen, links und rechts, ein Wahlerfolg ziemlich sicher.
Wieder wird dann erzählt werden, der „Vernichtungwille"
unserer Feinde sei unbeugsam: also nur von Waffengewalt
und Verbündung mit anderen Unzufriedenen oder von Welt«
revolution eine Schicksalswandlung zu hoffen. Dürfen die
Stifter des Völkerbundes eine deutsche Parlamentsmehrheit
wünschen, die aus Monarchisten und Kommunisten besteht?
Auch diese einander totfeindlichen Welten könnte für eine
Weile der Kitt gemeinsamen Machtwunsches und gemein*
samen Hasses gegen die Bourgeoisie zusammenhalten.
Jeder Amerikaner, Brite, Franzose, der die letzten Mo<
nate mit offenem Auge in Deutschland verlebt hat, weiß,
wie furchtbar der Friedensvertrag die Aufgabe Derer er*
schwert hat, die zu Vernunft, zu würdiger Einordnung in
den Zweck geläuterter Menschlichkeit mahnen. Ihr gerade
im Stillen gefährlicher Kampf hat, dennoch, das nun ver*

kündete Regirungprogramm ermöglicht. Das aber dürfte
nicht ohne Widerhall, nicht in eisige Luft verklingen. Nie
wird ein weiser Erzieher Zwang länger anwenden, als un«
bedingt nothwendig ist: denn er fühlt, daß unnöthiger
Zwang die Seele des Zöglings verbittern, vergiften müßte.
Deutschland hat unbarmherzig harte Worte gehört und, jetzt
endlich, in zornloser Bescheidenheit darauf geantwortet. Die*
ser Ton und die Seelenstimmung, aus der er kommt, wird»
fürchte ich, nicht dauern, wenn in das deutsche Volk sich die
Ueberzeugung einwurzelt, daß es auch nach dem Einzug;
neuen Geistes niedergedrückt, in Quarantaine gehalten wer-
den soll. Nicht die Entlastung von irgendeiner Pflicht zu
Wiederherstellung, Aufbau, Unrechtstilgung begehren oder
erhoffen wir; nur das sanfte Sausen erwärmter Luft, das uns
zuruft: „Wir verstehen einander wieder, sprechen die selbe
Sprache und können versuchen, in brüderlicher Eintracht auf
dem Grund gleichen Menschenrechtes zu leben."

In die Klarheit

Deutschland ist mit Parlamentarierreden so hastig über*
füttert worden, daß es neue nur noch müde beschnüffelt.
Wir haben die freiste, reinste, herrlichste Demokratie der
Welt; dieSozialisirung,,marschirt", „ist da"; machet, Kinder,
nur nicht gar so oft Strike; Arbeit allein kann uns retten;
horchet hübsch unserer Mahnung und gebet uns die süße Ruhe,
die heilige Ordnung zurück. Tausendmal beleckter Brei,
von dessen Duft die magerste Katze mit gebuckeltem Rücken
weicht. Wozu solchem Wortschwall erst lauschen? Werden
Gesetze draus, so wird „unsere Partei dazu Stellung nehmen".
Aus den Reden *der neuen Minister muß ich dennoch, um
dieRichtung ihres Wollens anzudeuten, ein paar Sätze rupfen.
„Wir müssen die Waffen der Bildung und der Kenntnisse
an das ganze Volk vertheilen. Das ist die einzige Bewaffnung
des Proletariates, die uns den Sieg für das ganze Volk ver-
bürgt. Mit Gewaltsamkeit ist keine Entwickelung zu fördern.
(Der Reichswehrminister Noske sitzt neben dem Redner.)Wir
müssen wieder Respekt vor Sachkenntniß und Erfahrung
bekommen und deren Erwerbung jedem Befähigten ermög*
liehen. Jede Diktatur lehnen wir, als ein brutales, geistloses,

unzweckmäßiges Mittel, entschieden ab. Der Arbeiter soll
nicht mehr nur .lebendige Maschine', Arbeitkraft sein, son*
dern im Prozeß derProduktionMitbestimmer werden. Durch
ständige Lohnforderungen werden die Verhältnisse nicht ge»
bessert. Neben den Löhnen klettern die Preise in gleichem
Tempo und sinkt die Kaufkraft des imUebermaß gedruckten
Papiergeldes. Das führt dann in eine Assignatenwirthschaft
mit nachfolgendem Bankerot. Von unserem Wirthschaftpro»
gramm erhoffen wir eine Senkung der Preise." (Dieses Ziel
und der hinführende Weg ist hier schon vor Monaten ge«
zeigt, der Milliardenkredit viel zu spät beschlossen worden.)
„Die Ersetzung des persönlichen Arbeitvertrages durch den
kollektiven hat die Macht der Organisationen wesentlich ge»
stärkt. Wie jeder Staat zu Gunst des Völkerbundes auf einen
Theil seiner Souverainetät, so muß jetzt auch jeder Deutsche
auf einen Theil seines Selbstbestimmungrechtes zu Gunst
der Allgemeinheit verzichten. Jeden Versuch der Reaktion
werden wir mit der äußersten Entschlossenheit bekämpfen.
Die Herren, die solchen Versuch machen möch.ten, ahnen nicht,
wie groß die unerschütterliche Front wäre, der sie sich gegen*
übersähen." Dieses Bekenntniß republikanisch nüchternen
Menschenverstandes las der Ministerpräsident Bauer vor, ein
der Fünfzigerschwelle zuschreitender Ostpreuße, der aus der
königsberger Volksschule als Schreiber zu einem Rechtsanwalt
kam, später der Generalkommission der Gewerkschaften vor*
saß und dem engsten Gefährtenkreis des Präsidenten Ebert zu»
gehört. Allzu banal, gar nicht sozialistisch und ganz unwirk»
sam dünkt mich das über die Strikesucht Gesagte.Jeder schilt
jetzt die „unersättlichen" Arbeiter; und als die in den Betrie»
ben der berliner Straßen» und Hochbahn Angestellten, um eine
Zulage durchzusetzen, den Strike durch zwei Wochen streck»
ten, wurde auf allen Fronten der Oeffentlichen Meinung gegen
sie mobil gemacht und die armen Menschen waren, wo sie sich
in Diensttracht sehen ließen, nicht vor Schimpf, kaum vor
Schlägen sicher. „Dem Mittelstand, den Beamten gehts noch
viel schlechter." Richtig; ist daran der Arbeiter schuld und
ihm zu verargen, daß er für sich sorgt und mit der Massen»
gewalt, seiner einzigen Waffe, seiner Klasse Lebensmöglich»

keit zu erkämpfen strebt? „Von hundertfünfzig sind die
Kerle auf fünfhundert Mark im Monat gestiegen: und noch
nicht zufrieden!" Richtig (ungefähr: denn nicht immer, nicht
oft sinds fünfhundert). Zuvor aber sind diese Menschen ge»
zwungen worden, Schulden zu machen. Und was nützt verdrei»
fachter Lohn, wenn die Preise ums Fünf» bis Fünfzehnfache
gestiegen sind? Eine Familie von vier Köpfen, vier Magen,
die sich 1914 mit hundertfünfzig Mark einrichten konnte,
kommt mit fünfhundert jetzt nicht aus. Zehn Stunden oder
noch länger Dienst auf überfüllten Wagen, als Nahrung nur
schlechtes, mit üblem Ersatzstoff beschmiertes Brot, nirgends
ein Glas nahrhaften Bieres, weder Kaffee noch Thee: Ueber»
muth gedeiht nicht in solchem Lebensstand. Und schließ»
lieh braucht der Fahrer oder Schaffner mal für sich, die Frau,
die Kinder einen Rock, eine Bluse, ein Hemd, ein Paar
Stiefel, Kochtöpfe, Geschirr, Leinwand. Der dürftigste Man»
neranzug kostete vor vier Wochen noch dreihundert Mark.
Woher das Geld nehmen? Die Aktiengesellschaften lehnten
eine Sondergabe ab. Strike. Der wird in der ungünstigsten Zeit,
imleerenBerlingewagt(warmes,trockenesWetter, Schulferien,
Sommerreisen); wird von Tausenden meist jämmerlicher Was
gen, deren schwache Pferde von niederträchtiger Profitsucht
geschunden werden, bekämpft; und mißlingt. Mußte die Wuth
der auf Leiterwagen oder Schusters Rappen Genöthigten sich
entladen: warum brüllte sie gegen härtere Noth Leidende auf
und schonte just die Leute, die weder Vermittelung anboten
noch Geldgier hinderten, dürre Klepper von früh bis in die
Nacht, fast ohne Pause, mit Menschenlast voll befrachtete
Karren übers Pflaster schleppen zu lassen? Ich will glauben,
daß die Aktiengesellschaften, die fremdes Kapital verzinsen
müssen, nicht jedem* Angestellten ein pa"ar Hundert Mark zu»
geben konnten. Dann mußte die Aufsichtbehörde ihnen er»
lauben, den Fahrpreis zu erhöhen. Der ist (oft genug habe
ichs hier gesagt) zu niedrig; noch heute. Ist schon in Ham»
bürg höher. Bei unserem Geld* und Preisstand kann Nie»
mand fordern, in einem leidlich sauberen, beleuchteten Wä»
gen eine halbe oder eine ganze Stunde lang, von Lichtenberg
bis in den Grunewald, von Schmargendorf bis an den Stetti»

nerBahnhof, noch viel weiter für achtzehn oder zwanzig Pfen»
nige zu fahren.Fünf mehr.aufdie Arbeiterkarte zwei oder drei:
und eine Zugabe konnte gewährt werden. Für ein Plätzchen auf
Brettern oder einem wollenen Flohnest wurden vierzehn Tage
lang eine Mark, zwei und darüber gezahlt. Die ärmlichste
Einkäuferin entsetzt sich nicht, wenn Mohrrüben, Kohlrabi,
Spinat um fünf oder zehn Pfennige theurer geworden sind.
Die Schneckenpost, die sich Stadtbahn nennt, fordert für
die Strecke Charlottenburg»Friedrichstraße vierzig Pfennige;
welches eherne Weltgesetz bestimmt, daß die bequemere
Straßenbahn, deren Ausstattung doch der Zweiten Bahnklasse
gleicht, viel billiger sei? „Ist ja auch so in Ordnung ge»
kommen." Nein. Noth hat die Armen gekirrt. Die „Macht»
probe" (nach dem Graus der Niederlage noch allzu vielen
Deutschen ein lieber Begriff) scheint gelungen. Von den zuvor
Ruhigsten aber hört man bittere Worte. „Die ganze Presse,
außer den Unabhängigen, war ja gegen uns. Wir wurden be*
schimpft und, als es wieder losging, verhöhnt. Mußtens
schlucken. Doch unser Tag kommt." Wenn solche Leute
dann zu den Kommunisten umschwenken, empört sich das
Bürgergefühl. Am dritten Tag war Verständigung, Einigung
möglich. Herr Lloyd George, der auch nicht faulenzt, hat
täglich für Strikers Zeit. Unsere regirenden Sozialisten wollten
„das freie Spiel der Kräfte" nicht stören; trotzdem laut nach
einem Vermittler gerufen wurde, rührten sie sich nicht, rührte
sie nicht das Sorgenbündel ihrer Genossen. So, Herr Minister«
Präsident, darfs nicht weitergehen. Verschreien und Verbieten
hilft auf die Dauer nicht. Die Ursache und Rechtsgrund'
läge muß in jedem Fall von Massenstrike sofort geprüft und
jede zu Schlichtung des Streites taugliche Kraft ohne Säumen
aufgeboten werden. „Den Kerls mal zeigen, was 'ne Harke
is": mit dieser Losung sind wir bis nach Versailles gelangt;
werden auch die ehrsamen „Bürgerräthe" in den Abgrund
stolziren. Gründlich geprüfte, glaub würdige Zahlen ins Licht!
Wie steht das Unternehmen, wie die Arbeiterschaft und
welcher Ausgleich der Bedürfnisse ist möglich? Daß der
Arbeiter im Großbetrieb fortan, in der von ihm Überblicks
baren Sphäre, mitreden, mitbestimmen darf, ist gut, weils

(
nothwendig ist; noch wichtiger aber, daß er, jeder, am Ge*
winn des Unternehmens betheiligt werde. Dann wird er
„wieder arbeiten lernen", froher als je bisher an der Ma«
schine, der Drehbank stehen, deren Leistung auch ihm nun
zinst, und Vernunft wird die Auslese, den Aufstieg der Fähig»
sten ordnen. Die Betriebskosten wüchsen himmelhoch? Der
Steuerfiskus nimmt doch vom Uebetschuß den Löwentheil.
Und der Arbeiter, den der Krieg die Massenmacht erkennen
lehrte, will nicht mehr „nur für Vorstand und Aktionäre
schuften". Schnell, Herr Bauer; sonst wirds im Herbst eklig.
Als ich so weit geschrieben hatte, fand ich in der „Frei*
heit" den Wortlaut der Rede, die der Abgeordnete Haase
gegen das Programm des Herrn Bauer gehalten hat. Was,
fragt er, „sollen die Arbeiter denn thun, wenn die Löhne
zur Abtragung der Schulden nicht genügen? Sollen sie dann
nicht das einzige Mittel, das ihnen in der kapitalistischen
Wirthschaftordnung nach dem Gesetz zusteht, anwenden,
um zwischen Lohn und Preis einen Ausgleich herbeizuführen?
Sollen sie, die oft nur noch ein Hemd, deren Frauen und
Kinder oft schon lange keins mehr besitzen und die, bei den
Preisen von heute, auch keins kaufen können, nicht durch Auf*
gebot ihrer wirthschaftlichen Kraft ihre Lage so zu verbessern
streben, daß sie das dem Kulturmenschen Nothwendigste
anschaffen können? Die zahlungfähige Moral Satter über*
lassen wir Anderen. Wenn Herr Noske noch so viele Strike»
verböte herausdonnert: dadurch löscht er das Feuer sozialer
Vulkane nicht. Strikes werden unnöthig, wenn man die be*
rechtigten Forderungen der Arbeiter vor dem Ausbruch be*
friedigt. Wir wollen nicht Verzettelung der Arbeiterkräfte;
wir wollen sie für künftige Kämpfe aufspeichern, auch. Das
sagen wir offen, für einen etwa nothwendigen politischen
Strike. Heute sind Sie entsetzt, wenn man davon spricht;
früher waren in Ihren Reihen Viele, die dieses Kampfmittel
empfahlen; und Sie können es den Arbeitern nicht nehmen,
die, ohne Maschinengewehre und Handgranaten, eine poli*
tische Umwälzung herbeiführen wollen. Die Arbeiterklasse
mißtraut der Regirung vor Allem deshalb, weil auch sie
nicht die Amnestie gebracht hat, die man nach Friedens*

Schluß erwarten mußte. Die Tausende von Frauen und
Kindern, deren Männer und Vater eingekerkert sind, haben
das Recht, zu verlangen, daß diese Männer und Väter ihnen,
endlich, zurückgegeben werden. Ich erwarte es nicht von
Herrn Heine, nicht von Herrn Noske, glaube aber, daß von
Ministern, deren Denken und Fühlen mit normalem Maß
gemessen werden kann, dieser Akt der Versöhnung zu for»
dem ist. Auch diese Minister haben verbrannt, was sie
früher angebetet haben. Aber ich hoffe, daß sie nicht wie»
der vor der ganzen Welt sich selbst so beflecken werden,
wie wir es erlebt haben." In einem Land, wo die Radikalsten
so reden, ist Verständigung möglich. Wenn Weisheit führt.
Die darf den politischen Strike nicht vehmen: denn er wird,
unter Opfern, für ein Ideal, ein Geistiges gewagt und steht
im sittlichen Urtheil drum höher als der Kampf um zuläng«
liehen Erwerb. Den muß sie, mindestens in dem leicht
durchleuchtbaren Bereich der Großindustrie, dem Arbeiter
sichern. Was er braucht, ist in jedem Bezirk schnell zu er*
forschen und aus jeder Preiswandlung wieder zu errechnen.
Wird der Arbeiter an dem Gedeihen des Werkes dadurch
interessirt, daß auch ihm, wie dem Darleiher des Kapitals,
ein Theil des Gewinnes zufließt, dann wird ers sorglicher
als bisher betreuen und schwerer in Arbeitweigerung zu
überreden sein. Das Gespenst der Kohlennoth schleicht heran-
Das Saarbecken fehlt und die Partner des Friedensvertrages
dürfen Kohlenlieferung fordern. Worauf wartet die Regir«
ung? Am Niederrhein und in Westfalen kann und muß
die Förderung beträchtlich erhöht, kann und muß sie ver«
vielfacht werden. Betheiligung der Knappschaft am Gruben»
gewinn und rascher Bau von Arbeiterhäusern: anders gehts
nicht. Kein Geld? Eine Papiermilliarde mehr macht den
Bankerot nicht schlimmer. Erlöset Deutschland von dem
Uebel der wilden Freicorps, die nur „zu thun" haben, wenn
irgendwo Arbeiter sich heftig regen und den immer bereiten
Mob in ihre Bewegung mitreißen. Die Waffengewalt, die
einzig erlaubte, darf nicht dem Befehl von Männern unter*
than bleiben, denen die Republik ein Gräuel, die Mon»
archie Ehrenleiter, Pfründenhort oder Schlüssel zum Geld»

schrank ist. Verkaufet oder vermiethet Schlösser, Kasernen. Kommandopaläste, Uebungplätze; und duldet nicht, daß Reichs« und Staatsämter Jahre lang, „zu Abrechnung* zwecken", Lungererstätten bleiben. Ein tüchtiger Agent findet für die restaurirten Burgen gewiß Käufer; sogar, vielleicht, einen, der den Marmortrödel der Siegesallee sammt dem Holzgötzen um hohen Preis übers Meer entführt. Wo sind die blauen, rothen, weißen, grünen, schwarzen Uniformröcke, die Hosen, Helme, Riemen, Stiefel, Tornister, Knöpfe, Litzen der Vorkriegszeit? Wo die Rechnungabschlüsse der Krieg»« gesellschaften und Propagandaämter? Noch immer werden Hunderte von Zimmern für Behörden gesucht, für Miethe und Einrichtung Unsummen bezahlt. Verschleudertes Geld. Deutschland braucht kein Kolonialamt, kein „monumentales" Marineamt,nicht,nur zwischenHavel und Spree, ein Dutzend Schlösser, kein Palais für ein Civilkabinet Seiner Majestät, weder ganze Häuserviertel fürs Kriegsministerium noch ein Riesenhotel für „die Beschaffung von Waffen und Munition". Deutschland braucht Kohle.

Der Bau von Arbeiterhäusern gäbe einer breiten Schaar von Söldnern und aus der Gefangenschaft heimkehrenden Kriegern auskömmliche Beschäftigung. Und was wird mit den Anderen? Rühret die Werbetrommel für den Wiederaufbau in Frankreich und Rußland. Beide Werke müßten im größten Stil, unter der Leitung der fähigsten Köpfe, begonnen, voll« endet werden. Je mehrMenschen sich melden,desto schneller gehts. Frankreich, das eine halbe Menschenmillion haben will, wird sich nicht gegen eine ganze sträuben. Auch der Landwirth, Techniker, Bauer, Taglöhn er, fände in Ost und West lohnende Arbeit. Auf unserem Acker* und Weideland wird schleunige Sozialisirung, Umordnung der Besitzrechte kaum so leicht möglich werden, wie mancher Sozialist träumt, der von dem Stimmenverlust in den (mehr und mehr den Unabhängigen zuneigenden) Städten auf dem Bauerland ent» schädigt zu werden hofft. Die Großgrundbesitzer, denen im Januar von Mitregirern gesagt worden war, das laute Gerede von Landauftheilung sei nur für die Galerie, brauche sie also nicht zu schrecken, sind ängstlich geworden, seit sie hören,

der Bauer werde oft schon im Winkel gefragt, welchen Theil
vom Gutsland er für sich fordere, und greifen erst jetzt des»
halb die Regirung heftig an. Das ist kein Unglück. Aber
der Bauer, dessen Stimmzettel den um ihre Mehrheit im
Stadtprolefariat bangen Ebertinern aufhelfen soll, müßte
früh arg enttäuscht werden. Die Zahl Derer schwillt, die mit
ihren Papiergeldhaufen Boden erkaufen möchten; Erdbesitz
gilt ja als unzerstörbar. Doch schneller noch als der Geld*
werth ist die Lust zu schwerer Körpersarbeit gesunken;
und da das zum Bauen Unentbehrliche vom Einzelnen kaum
erlängbar ist, scheint Neusiedelung großen Umfanges fürs
Erste gar nicht möglich. Die sachverständigsten Landwirthe
bestreiten die sozialistische Behauptung, der große sei dem
kleinen Bodenbetrieb unter allen Umständen vorzuziehen;
sie wehren sich gegen den Versuch, aus Industrieerfahrung
abstrahirte Wahrheit auf die ganz anderen Verhältnisse der
Landwirthschaft anzuwenden, deren Gesundheit durch ver*
nünftige Mischung beider Betriebsformen bedingt sei. Wie
ein Fohlen vom Kleinbesitzer am Besten aufgezogen werde
und erst im zweiten Lebensjahr auf die breiten Weideflächen
eines großen Gutes tauge, so sei auch für andere Thiere,
sei für Zucht und Bau von allerlei Art der Wechsel der
Betriebsformen nützlich. (Was, schrieb mir ein Landwirth,
„nützen die besten Erntemaschinen, wenn, wie nach den
Regengüssen dieses Jahres, das Getreide wirr durcheinander*
liegt? Stehen sie lange im Schuppen, dann verderben sie.
Handarbeit bleibt in unserem Beruf stets wichtiger als Ma*
schinenarbeit.") Auch dem Landarbeiter, Herr Bauer, muß
ein Theil des Gutsertrages gesichert werden; dann wird er
vor der Ernte schwer für Strikebeschlüsse zu haben sein.
Vorbedingung ist aber, daß eine Kommission Sachverstän*
diger (nicht Bureaukraten noch Parteibonzen) die Rente
landwirthschaftlichen Großbesitzes genau ergründet und Vor«
schläge macht, aus denen ein System für Ertragberechnung
und Buchführung zu bereiten ist. Der Großgrundbesitzer
muß, endlich, gezwungen werden, Geschäftsbücher zu führen;
und diese Buchführung, durch die jede Verschleierung des
Ertrages und Eigenverbrauches gehindert würde, ließe sich

wohl verstaatlichen. Erst nach solcher Vorbereitung wird,
in hellerer Zeit, die neue Besitzordnung, die der res publica
dienende Landvertheilung schadlos erlangbar sein.
„Völkerstreit darf nicht mehr mit Pulver und Blei aus»
gefochten werden. So lange Menschen leben, die sich an
diese Kriegsjahre erinnern, so lange Krüppel, als lebendige
Wahrzeichen dieser entsetzlichen Jahre, durch die Straßen
der Dörfer und Städte gehen, wird in keinem der Länder,
die den Krieg mitgemacht haben, einem Staatsmann gelingen,
das Volk wieder in einen Krieg zu führen. Die Zeit ist vor«
bei, in der Menschenleben so niedrig im Werth standen. Wir
wollen die Welt überzeugen, daß wir ein friedliches Volk
sind, in dessen Reihen nur einflußlose Minderheiten nach mi»
litärischer Rache schreien und das, in Gemeinschaft mit den
Nachbarn, die zertrümmerte europäische Kultur wieder auf«
bauen will. Unser Wille zur Erfüllung des Friedensvertra«
ges muß bis an die Grenze unseres Könnens gehen. Kein
Volk hat in diesem Kriege unschuldiger gelitten als das
Belgiens.kein andereshatso vieleOpfergebrachtwie das fran«
zösische; wir müssen deshalb die Stimmung dieser Völker
verstehen lernen. Mit den Esthen und Letten wünschen wir
in guten Beziehungen zu leben; in die inneren Angelegen«
heiten der baltischen Völker wird die Regirung der Deut«
sehen Republik sich nicht einmischen und sie denkt nicht
daran, dort mit Maschinengewehren Kultur zu verbreiten.
Auch das litauische Gebiet werden wir schleunig räumen.
Aus dem geistigen Drahtverhau müssen wir heraus; die
Völker dürfen einander nicht mehr durch die Gasmaske be«
trachten. Mehr denn je wird künftig die Aufgabe der deutschen
Diplomatie sein, das kulturelle und wirthschaftliche Leben
der anderen Völker kennen und richtig schätzen zu lernen.
Bessere, vertiefte Kenntniß des Auslandes, aber auch des
Inlandes und seiner wahren Bedürfnisse wird die erste Auf«
gäbe des neuen auswärtigen Dienstes sein. Nur vom Fort»
schritt des demokratischen Gedankens kann Deutschland
die Wiederherstellung seines Ranges unter den großen Völ«
kern erhoffen. Die Methoden der Machtpolitik sind begraben.
Mit unserer Hilfe muß die Vertrauensatmosphäre geschaffen

werden, die Europa braucht, wenn es in Ruhe athmen will."
Das sind ein paar Sätze aus der Rede des Reichsministers
Müller. Hübsche Sätze, friedlich, ohne falsche Waden und
Brustwülste, die den Harnisch ersetzen sollen. Macchiavel»
lisch kann selbst ein in Boche*Haß verbissener Franzose sie
nicht schelten. „Jeder Nachbar, der Dich nicht als Verbün»
deten gegen eine ihm und Dir gefährliche Macht braucht,
wird immer trachten, sich, sobald es Gelegenheit erlaubt,
auf Deine Kosten weiter zu strecken. Das muß er, und wärst
Du sein Bruder, thun; sonst ist er nicht klug. Wer einen
Staat gründet und ihm Gesetze geben will, muß von der
Gewißheit ausgehen, daß alle Menschen bösartig sind und
in der ersten Stunde günstiger Gelegenheit ihr böses Wesen
offenbaren werden." So spricht der Florentiner, den Prinz
Fritz zu widerlegen, dem König Fritz nachzueifern versucht
hat; und wäre gewiß (was, mindestens, ungewiß ist), daß
Macchiavelli ernste Lehre, nicht Satire größten, einen Swift
übertreffenden Stils, geben wollte, dann müßten Romanen
schaudernd bekennen, daß Einer aus ihrem Stamm das Lehr»
gebäude schuf, worin (nach mancherlei Modernisirung durch
Arndt, Fichte, Treitschke) der preußische Militarismus, das
Schreckbild ihrer Nächte, heute noch seine Beulen streichelt.
Genosse Müller sieht, aus verträumten Augen, die Welt an«
ders; würde dem weisen Baruch Spinoza selbst, dem großen
Sozialisirer der Seele, nicht glauben, daß Jedes Recht nur so
weit reiche, wie seine Macht gebietet. Im Frühjahr hätte
solche Ministerrede Schaden abzuwenden vermocht; und
noch jetzt ist sie löblich. Die gewichtigen und ausführ»
liehen Beschwerden des Herrn Haase mußte der Minister
bündiger und kräftiger bescheiden. Der Abgeordnete bot
Zeugen dafür an, daß die Baltenprovinzen nicht von den
deutschen Truppen geräumt, sondern noch neue, mit W„f»
fen, Munition, Flugzeugen, Vieh, Getreide, ganzen Wagons
voll Sekt und Kaffee, hingeschickt und in Berlin von einem
„Oberkommando Nord" Freiwillige für die Wehr der Balten»
barone zusammengetrommelt werden. Unter dem Verdacht
fortwährender Zweideutigkeit kann das Auswärtige Mini»
sterium nicht arbeiten; und ein Land, wo Söldner Versamm*
u

Jungen sprengen, in Gemeindesitzungen eindringen, Man*
ner willkürlich verhaften, eines Formfehlers verdächtigte
Frauen bis aufs Hemd bloßen und auspeitschen, kann nir*
gends Vertrauen erwerben. Der Minister antwortet, der
Truppennachschub ins Baltikum sei schon lange verboten
und jeder wider den Befehl handelnde Offizier komme vors
Kriegsgericht. Er fördert sein Staatsgeschäft (gerade, weil
ihm ein paar in Brest und Bukarest „Bewährte" noch allzu
nah sind) besser, wenn er die schleunige Räumung des Balten*
landes zur Kabinetsfrage macht und die rasche Schließung
aller Werbebureaux, die Auflösung der Freicorps, die Auf*
hebung des Belagerungzustandes und aller Stand» und Kriegs«
gerichte erwirkt. Nach solchem Thatbeweis erst wird ihm
die Welt glauben, daß er von dem „Fortschritt des demo»
kratischen Gedankens" das Heil Deutschlands erhofft.
Aus kühler Luftschicht ließ er ein paar pigmentloseWorte
über Rußland fallen. Seltsame Personalia. Ein münchener
Standgericht hat den Russen Axelrod, den Herr Lenin sehr
hoch schätzt und als diplomatischen Agenten nach Deutsch»
land geschickt hatte, wegen Hochverrathes zu fünfzehn Jahren
Zuchthaus verurtheilt. (Ein anderes den jungen Herren Toller,
der in viel weiterem Bezirk als der ins Finanzgebiet beschränkte
Herr Axelrod in derRäthe*Regirung mitgewirkt hatte, zu fünf
Jahren Festung. Wie die Würfel fallen.) Die Berufung des
Russen auf das Diplomatenrecht der Exterritorialität wurde
vom Auswärtigen Amtnicht anerkannt. Dessen Beamte, spricht
der Minister, „sind über den Verdacht erhaben, daß sie von
politischen Gesichtspunkten bestimmt wurden". Mag sein;
welches Hohngelächter aus Bebels Fraktion hätte aber nach
so majestätischer Antwort Fürst Bülow gehört! Ich weiß nicht,
ob Herr Axelrod versucht hat, die Verfassung Bayerns (die
durch „Hochverrath" und Revolution entstanden war)gewalt»
sam zu ändern; kann aber kein Fünkchen tieferer Staatsweis*
heit in dem Beschluß (einer von Sozialdemokraten beherrsch*
ten Regirung) finden, den Russen, der nicht mehr auf deut»
schem Boden war, an ein Militärgericht ausliefern zu lassen,
das den uneigennützigen Fanatiker einer Idee als Ehrlosen ins
Zuchthaus kerkert und im Bereich russischer Sowjets lebende
Deutsche der Gefahr harter, schon vor demUrtheil angedroh*

ter Vergeltung aussetzt. Der Reichspräsident sollte nicht war*
ten.bis aus Weimar der Antrag kommt (gegen den seine Frak«
tion doch wohl nicht stimmen könnte), die endgiltige An«
nähme der Reichsverfassung durch die Begnadigung aller we*
gen politischer Vergehen und Verbrechen Eingesperrten zu
feiern. Zweiter Russenfall. Seit vielen Monaten sitzt Herr Ra*
dek, Lenins höllisch kluger und kühner Propagandachef, der
den ubiquitären Herrn Helfferich, Carolum Maximum, auf
seiner ruhmreichen Botschafterfahrt nach Moskau einholte,
im berliner Zellengefängniß. Die langwierige Untersuchung
hat nicht ein Schuldstümpfchen hervorgeschaufelt, worauf
auch nur eine Anklage zu stützen wäre. Der Minister spricht:
„Radek wird freigelassen werden, sobald die Sowjet«Regir»
ung erklärt hat, daß er mit ihrer Genehmigung nicht nach
Deutschland zurückkehren wird." So arminisch darf heute
selbst Der nicht mehr denken, dessen Taufname den Herrn
und den Mann verzwillingt. Ob die Regirung im Kreml Ver»
sprechen giebt oder weigert, ist für den Rechts fall Radek
belanglos; die Vermuthung, Einer könne übermorgen lästig
werden, kein rechtlich giltiger Grund, ihn heute in Ketten
zu legen. „Wer vorsätzlich und widerrechtlich einen Men«
sehen einsperrt oder auf andere Weise der persönlichen Frei«
heit beraubt, wird mit Gefängniß bestraft; wenn die Frei»
heitentziehung über eine Woche gedauert hat, so ist auf
Zuchthaus bis zu zehn Jahren zu erkennen": § 239 StGB.
Dauer oder Ende der Haft hat nur der zuständige Richter
zu bestimmen; und er wäre des hohen Amtes unwürdig,
wenn er sich von dem Wunsch irgendeiner Ministerialin*
stanz lenken ließe. Als Politiker müßte Herr Müller sich
der Zufallsgunst freuen, die ihm Gespräche mit den Bol»
schewiken Radek und Axelrod ermöglicht; eine bessere
Willenstransmission zu und vonLenin.Trotzkij.Tschitscherin
ist gar nicht ersinnbar. Nur in Nordost hemmt keine Schranke
unsere Politik und Wirthschaft. Nur Rußland winkt uns;
und wird sich hüten, das erste Reich, das ihm Hilfe verheißt
und gewähren kann, selbst, durch die Einschleppung des
dem Industrieland ohne Rohstoffe unerträglichen Bolsche*
wismus, zu zerrütten. Auf solchen Export waren die Le»
ninisten so lange bedacht, wie sie inbrünstig glaubten, ihre

Religion werde schnell, könne aus eigener Kraft, ohne Fremd*
hilfe, siegen. Das war. Schon im März 1918 hat Lenin öf«
fentlich „den Stillstand der Offensive gegen das Kapital" und
sogar „eine Rückwärtsbewegung" befohlen. „Wir müssen die
durch den Krieg, die Niederlage und die Wirthschaft der
Bourgeoisie zerstörten Zeugerkräfte unseres Landes wieder*
herstellen. Dazu brauchen wir Fachleute aus den verschie*
denen Gebieten des Wissens, der Technik und Praxis. Mit
den Verhältnissen muß sich auch die Methode des Kampfes
ändern. Wir hatten die Herabsetzung der hohen Gehalte
auf den Verdienst eines Durchschnittsarbeiters versprochen
und erreicht: und müssen jetzt, nach altem Bourgeoisbrauch,
den besten bürgerlichen Fachleuten sehr hohen Sold gewäh*
ren. Statt durch unsere Rückständigkeit Milliarden zu ver*
Heren, müssen und können wir fünfzig oder hundert Mil*
lionen im Jahr ausgeben, um .Sterne Ersten Ranges' zu be*
zahlen, mit deren Hilfe die gesammte Voiksarbeit nach dem
letzten Wort der Wissenschaft und der Technik Umzuorga*
nisiren, ihr das beste Rechnungwesen und die gehauste Kon*
trole zu sichern ist. In jeder Revolution giebt es Stunden,
wo das Sprengen der alten Einrichtung, und andere, wo die
Säuberung der Sprengtrümmerstätte wichtiger ist. Die Räthe
dürfen nicht erstarren und in Selbstzufriedenheit verknöch*
ern. Für bestimmte Arbeitprozesse müssen wir mit aller
Entschlossenheit die schrankenlos diktatorische Gewalt Ein*
zelner fordern. Um so mannichfacher müssen dann aber die
Formen der Kontrole sein, die, von unten her, die Macht
der Sowjets vor Verkümmerung schützt." (Bruchstückchen
aus der deutsch im Verlag der Aktion erschienenen Schrift
„Die nächsten Aufgaben der Sowjet»Macht".) Im April hat
der Allrussische Vollzugsausschuß der Räthe die Anwerbung
der besten Organisatoren, die Einführung von Akkordlohn
und dieNützung der fruchtbarsten Lehren des Taylor» Systems
empfohlen. In den seitdem verstrichenen fünfzehn Monaten
ist die Noth größer, der von Vernunft geforderte „Rück«
schritt" rascher geworden. Und von diesem Land, diesem
kaum erst angeschürften Erdtheil soll ein Pestgurt uns noch
länger trennen? Keine Vertretung durch Gesandtschaft und
Konsuln; weder Brief* noch Waarenverkehr; zehn bis zwölf

- Tagereisen von Berlin nach Moskau. Und Ihr pfauchet, weil
in Oberschlesien, dessen Hauptindustrie auf Rußland an»
gewiesen war, manche Hoffnung sich gen Polen wendet?
„Wenn die neuen Minister die Arbeiterverbände aller zu
Einfügung in den Völkerbund bereiten Länder zu dem Zweck
einen, dem Russenreich, das in neue Lebensform auferstehen,
sie aber nicht einem Milliardär oder Trust danken will,
Köpfe, Maschinen, für Ural und Kaukasus, an der Lena und
Wolga taugliches Geräth zu liefern, dann führen sie Deutsch»
land aus dem Purgatorium rasch in das Eden würdigster
Pflicht, stützen die Völkergemeinschaft auf wuchtige Pfeiler,
rüsten die einzige Weltrevolution, dienichterstChaosgebiert,
und schreiben ihre Namen, Bauer und Müller, unverwischbar
ins Gewölb des einzigen Himmels, zu dem Menschenandacht
morgen noch aufblicken wird." Zum zweiten Mal mußtet Ihrs
hören. Daß Deutschland, wenn der Westen sich spröd zeigt,
auch allein, mit seinen Schöpferköpfen, baumeisterlichen Men»
sehen, Technikern der Land« und Stadtwirthschaft und einem
mobilisirten Arbeiterheer, das große Unternehmen wagen
kann, habe ich vor drei Wochen hier gesagt. Keiner West»
macht käme daraus Grund zu Beschwerde. Die deutsche
Bilanz würde gebessert; und wer die russische Wirthschaft
in Ordnung, die sie noch niemals kannte, in Blüthe bringt,
Der leistet der Menschheit einen ins Uebersinnliche fort»
wirkenden Dienst. Dem Präsidenten des Reichsministeriums
scheint spät erst ein verwehter Glockenton die Kunde von
der Entwickelung im Osten zugetragen zu haben. Jetzt weiß
er von Gut und Bös. Lieber heute als morgen mit Axelrod
und Radek die Möglichkeiten besprechen. Flink einen an»
deren Müller, den dicken Doktor Augustum, nach Moskau.
Sputet Ihr Euch nicht, dann spannt England, wo General
Smuts, ein Kommender Mann, zu Verständigung mit den
Bolschewiki rieth, die Polen vor; oder Amerika machts in
versöhnlicher Sozietät mit Japan, das schon eine Hypothek
auf Sibirien hat. Und schrill klingts dann wieder: Zu spätl
Matthaei Offenbarung.

Spät kam der Finanzminister Erzberger in den Entschluß,
von schmählich Vergangenem den Schleier zu heben. Dock

er kam. Zu spät, leider, um den Friedensvertrag zu lindern; früh genug, um den Deutschen, die nicht blind sein wollen, aus Irrthum in grelle Klarheit zu helfen. Warum so spät? Nicht nur, weil er von Jämmerlingen beschimpft, aus hun« dert Tintenfäßchen, nach unaustilgbarem Landesbrauch, mit Jauche bespritzt wurde, sondern, weil auch er, der gegen Büttelfäuste gehürnte, „Volksvertreter", die Beschuldigung scheute, er habe den Feinden Geheimnisse ausgeplaudert, deren Bergung vom Wohl des Vaterlandes gefordert war. Deshalb hat er geschwiegen, bis Deutschland und Britanien den versailler Pakt bestätigt hatten. Noch jetzt hört er ja die Anklage, er habe 1917 von dem Elendsgemälde des bethu* lieh eitlen Grafen Czernin einen Vorhangszipfel weggezogen, 1919 „die Vertragsannahme in Aussicht gestellt und dadurch, in beiden Fällen, der deutschen Sache geschadet". Unfaß* bar, daß Erwachsene solcher Spukmär glauben. Wie es vor zwei Jahren in Wien, Prag, Budapest, Krakau, Laibach, Triest, wie vor zwei Monaten zwischen Aachen und Memel aus* sah, wußten die Häupter der Westmächte bis ins Kleinste und ihr Planen wäre nicht Truglichtern gefolgt, wenn Ottokar, Moppy und andere Unmögliche ein Papagenoschloß vor den Prälatenmund des nicht einzuschüchternden Schwaben gehängt hätten. Der, tuscheln Schwätzer, könne nicht Schwei* gen. Er kann; und wirds beweisen. Er wußte immer, „was auf wen", hat in fünf Kriegsjahren dicke Pfeilbündel ge* häuft und sein Köcher ist noch nicht leer. Der fleißige, merkwürdig begabte, in alle Sättel gerechte Mann hat Allerlei auf dem Kerbholz und wurde seit dem Herbst manchmal zum Aergerniß. Dreimal aber hat er sich den Dank Aller verdient, die Deutschland nicht als Rummelplatz oder Par» zellenwüste sehen wollten. Als er das dreiste Taschenspiel mit Tauchbootziffern aufdeckte und den Reichstag in die Friedens* resolution überredete, die noch unzulänglich war, doch einen Vernunftkeim hoffen ließ. Als er, in Einheitfrontmit dem Kolle* genNoske und unter starker Flankendeckung durch die Stoß* truppe der Unabhängigen, den Entschluß zurVertragsannahme durchdrückte, ohne die Deutschland heute zerfallen, nicht nur von der Mainlinie zerschnitten, ein blutendes, röcheln* des Staatengeknäuel wäre. Und zum dritten Mal, als er im

Drang jetzt, während der Sirius sich für den Frühaufgang putzte, auszusprechen wagte, was hinter dem Pompvorhang war. Im dreifachen Erzpanzer solcher Leistung darf er Ver« gebung läßlicher Sünde und ungenauer Angabe fordern. Mit verhaltenem Athem lauschte die Nationalversammlung der Apokalypsis. War dem Hohen Haus wirklich all das von Erz« bergers Excellenz Berichtete, von den Ministern Bauer und Müller Ergänzte noch neu? Dann muß erlaubt sein, Goethes freundlich censirenden Satz über den Ilmgeist in zeitgemäßen Sinn umzudeuten: „Dieses ist artig und gewissermaßen ein Spiegel der geistigen Höhe unserer jetzigen weimarischen Ge« Seilschaft." Die anglo»französische Zwischenfrage nach dem päpstlichen Ruf zu Verständigung, die Antwort des gottseligen Gemeinschaftmannes Michaelis, der Empfang des Nuntius im Großen Hauptquartier, die „realen Garantien", an die, von drei Kanzlern, Belgiens „Freigebung" geknüpft wurde: Das war, Alles, den von Volkswahl Geweihten neu? Dann wissen sie wohl auch nicht, daß der Zufallskanzler Michaelis, dem Rom Etwas wie die Brutstatt des Antichristus ist, den Abgeordneten Erzberger, der seit drei Jahren mit großem Troß und Praß „die Wahrheit ins Ausland" exportirte (und sich nun doch entsetzt, weil sie in Deutschland kaum noch zu finden ist) staunend fragte, ob er denn, außer dem Mandat, auch ein Amt habe. Dann kennen sie nicht die Szene aus dem Jüngsten Gericht, die Wilhelm, immer taktvoll, beim Dessert dem Priester«DipIomaten vormimte. „Wie soll denn dieser König von Italien eines Tages vor seinem Herrgott stehen? Du meineidiger Halunke, wird ihn Der fragen, was hast Du auf die Anklage des Vertragsbruches, des Treu* bruches zu erwidern? Meine Minister und mein Volk, wird der Zwerg stottern, haben mir so lange zugeredet, bis ich ... Nee, Männeken, fährt der Herrgott dazwischen, so kommste mir nicht wech! Hast Du Deine Krone von Deinen Ministern, Deinem Volk oder von mir, elender Kerl?" Von Signorellis Gemälde, von Buonarottis gar weht uns so grauser Schauder nicht an. „Unser alter deutscher Gott als Urberliner-": bis auf die pariser Boulevards ist Gespöttel darüber vorge« drungen. Niemals in den Reichstag Seiner Majestät? Die Ehrfurcht vor Abgeordneten schrumpft ins Wesenlose.

Das erbärmliche Gedräng der Erklärer, Wortverdreher, Düftler und Leugner währt noch fort. Keiner wills gewesen sein. „Dreht Euch nicht um, der Flumpsack geht ruml" Je» der von ihm Geschlagene beschwört seine Unschuld. Recht» fertigungschriften, Weißbücher, Verhandlungen (öffentliche, versteht sich) vor dem Staatsgerichtshof werden angekündet. Alle ekelt das Schauspiel. Dennoch muß es sich vollenden. Der Akt, von dem sich in Weimar der Vorhang hob, spielt im Sommer 1917. Rasch einen.Rückblick. Wie es, schon da» mals.im deutschen Heer aussah, haben hunderttausend Briefe erzählt, deren Schreiber, Offiziere und Mannschaft, noch heute nicht ans Licht wollen. Ich wähle ein gedrucktes Zeugniß; ein Stück aus der Schrift: „Der Offizierhaß im deutschen Heer", die,im freiburgerVerlag von Bielefeld, jetzt erst erschienen ist.

„Gleiche Löhnung, gleiches Essen,
War' der Krieg schon längst vergessen.

So steht es in den Unterständen angeschrieben, so schließen ungezählte Gespräche, so heißt es immer wieder in den Feldpostbriefen. Fassen wir sogleich den Sinn des Reimwortes ins Auge: der deutsche Soldat ist überzeugt, daß Derjenige, der durch höhe Löhnung und gutes Essen gegen die Entbehrungen des Krieges gesichert ist, also der Offizier, an der Fortdauer des Krieges interessirt ist. Nun hat der deutsche Soldat in seiner übergroßen Mehrheit seit Monaten nur noch einen Wunsch: Frieden, sofortigen Frieden, Frieden fast um jeden Preis, sei es auch um den Preis der Rückgabe der Reichs-* lande, sei es auch (fügt der Bayer hinzu) um1 den Preis eines-russischen Ostpreußen. Thron und Vaterland, Freiheit und Macht: diese Vorstellungen haben unter dem' stetigen Druck jeder Schreckniß und jeder Entbehrung, der eigenen und besonders der Lieben zu Haus, ihren Zauber zum größten Theit verloren, zumal der Kampf fast nirgends auf dem Boden der Heimath ausgefochten wird Und -so die beste Kraftquelle für den modernen Bürgersoldaten gerade in Deutschland nicht fließt. ,Daß doch der Schwindel endlich aufhöre', ist längst technischer Ausdruck geworden; ,wenn doch die Ernte ganz verregnen möchte, dann wäre gleich Schluß', konnte man, selbst von Bauern, während der Regenperiode immer wieder hören. Es ist eingetreten, was oft vorausgesagt wurde: das deutsche Volk, das, wenn auch nicht von der Gesetzgebung, so doch von der Regirung und Verwaltung des deutschen

Staates ausgeschlossen ist, hat, ohne politische Begabung,
wie es nun einmal ist, an dem Schicksal dieses Staates fast
alles Interesse verloren. Dann aber verliert in seinen Augen
der Krieg jeden für das Volk vernünftigen und allgemeinen
Sinn und erscheint ausschließlich, zumal der Glaube an den
.Ueberfall' wankend geworden ist, als eine verruchte Quälerei,
der der Einzelne so schnell wie möglich entrinnen möchte.
Jeder erzählt ohne Scheu, wenn er sich ‚gedrückt' hat; und
je geschickter er es angestellt hat, desto größer ist sein Ansehen unter den Kameraden. Man ist überzeugt, daß auf
Seiten des Feindes, dem, je länger der Krieg dauert, man sich
immer mehr angeähnelt fühlt, die Verhältnisse völlig gleich
liegen: auch der' Feind ist nur ein Unglücklicher, durch die
gleiche finstere Gewalt in die gleiche Hölle gestoßen; im
Uebrigen bringt man ihm, gleichviel, wie er heiße, fachmännische Hochachtung entgegen. Dann aber ist der wahre
Feind Derjenige, der diesen Krieg am Leben erhält, am Leben
zu erhalten interessirt ist; und Das ist eben, nach dem krausen
Gedankengang des gemeinen Mannes, der Offizier. Und zwar
sind es besonders die mittleren Offiziere, Hauptleute und:
Stabsoffiziere, auf die er abzielt, weil sie nicht, wie den
Lieutenant, wenigstens das Leben selbst als Preis ihres vermeintlichen Wohllejens einsetzen, während er die Zurückhaltung der Generalität und der Generalstäbler aus der Feuerlinie natürlich billigt. So kommt es, daß der deutsche Soldat
fast allen Haß, fast alle Erbitterung, die sich während des
Krieges in ihm aufgehäuft haben, gegen seinen Offizier kehrt,
wobei er gern den .guten' Offizier doch immerhin als Ausnahmeerscheinung gelten läßt. ‚Rache' ist der einzige männliche Gedanke, der sich noch aus seiner Brust schwingt, Rache,
‚wenn wir erst wieder daheim sind . . .'

Es gi.lt, dieser Thatsache furchtlos ins Auge zu sehen. Sie
ist so bedeutsam, daß neben ihr alle Aufgaben der Strategie
und Taktik, der inneren und äußeren Politik in nichts versinken würden, wenn diese Aufgaben nicht mit jener Thatsache
in engster Beziehung stünden. Aber schneidige Angriffe, kühne
operative Bewegungen und besonders erfolgreiche strategische
Rückzüge sind von einer Truppe, die ihre Führer, statt zu
vergöttern, vielmehr verflucht, nur noch selten zu erwarten;
die Gestaltung des Friedens ist damit besiegelt; und die Zeit
nach Friedensschluß muß im Innern einen wilden Radikalismus
bringen. Denn der Haß gegen den Offizier überträgt sich
auf die staatliche Obrigkeit überhaupt, deren Eckstein er in

Deutschland darstellt und \gegen die sich' ohnedies im1 Zusammenhang mit den wirtschaftlichen Schwierigkeiten so viel Zündstoff angehäuft hat. So zieht die Sozialdemokratie, weil sie den Krieg, den heutigen Staat und den im Offiziercorps (verkörperten Militarismus' bekämpft, fast das ganze Heer (Theile der Bauernschaft ausgenommen) in ihren Bann.
Im Friedensstande ist es völlig gerechtfertigt, daß der Offizier viel besser verpflegt wird als die Mannschaft. Diese wird zweckmäßiger ernährt, als es die Meisten im Civil gewöhnt sind; die Verwöhnten unter ihnen dienen einjährig und haben das Recht der Selbstbeköstigung. Auch lebt der Offizier nicht besser als andere Personen seiner Bildung- und Einkommensstufe; seine Leistung ist beträchtlicher als die des Mannes und oft eben so anstrengend; die Gelage, denen er sich etwa hingiebt, sind dem Auge des Mannes entzogen und erregen daher keinen Neid. In diesem1 Kriege ist Alles von Grund auf anders. Die Verpflegung des Mannes genügt nicht mehr voll, um ihn zu den übermenschlichen Leistungen zu befähigen, die verlangt werden müssen; bei jedem Bissen schmeckt er die Noth der Seinen mit, die ihm aus Jarrtmerbriefen und eigener Anschauung nur zu gut bekannt ist; und wer, weil er wohlhabend ist (wir haben ja das ganze Volk in Waffen vor uns), die Seinen versorgt weiß, kann immerhin doch der seinen Gewohnheiten nicht entsprechenden Kost keinen Geschmack abgewinnen, zumal, wenn er, wie jetzt die Mehrzahl unserer Soldatea. im' reifen Alter steht. Auf der1 anderen Seite des .Grabens' sieht er den Offizier, der, wie so viele kaum1 der Schulbank entronnene Jünglinge, durch' sein hohes Gehalt in die Lage versetzt wird, besser als im' Civil zu essen und besonders zu trinken und Beides unvergleichlich! besser als der gemeine Mann. Dieser aber sagt sich, voll ingrimmigen Neides, daß er viel härter arbeitet als Jener, und stellt mit peinlicher Genauigkeit fest, daß der Offizier, wo ihn die Umstände nöthigen, aus der Mannschaftküche zu speisen, die besten und größten Stücke als selbstverständliches Vorrecht in Anspruch nimmt Es wurmt ihn, daß der Offizier oft genug das Essen unter Lebensgefahr der Träger für sich in die Kampfstellung schaffen läßt, während er in der Ruhestellung, im Kasino, sich überhaupt keine Einschränkung auferlegt: der Soldat wird entrüstet Zeuge unausgesetzten! Becherns, hat hundertfach Gelegenheit, berauschte Offiziere zu sehen, und entzieht deshalb dem ganzen Stande die Achtung. Ja,, er muß oft genug erleben, daß die Kasino-Verwaltungen)

alle besseren Lebensmittel der Umgebung, besonders Eier und
Butter, mit Beschlag belegen, so daß der Offizier noch seine
Familie versorgen kann, während dem Mann hierdurch die
letzte Möglichkeit entgeht, 'sich eine geringe Zukost zu ver-
schaffen. Ist es ein Wunder, wenn er im immer wiederholten
Gespräch erbittert fragt: Muß Das so sein? Muß Der besser
essen als ich, der weniger arbeitet? Muß er schlemmen, wenn
ich gerade das Notwendigste erhalte und die Meinen nicht
einmal Dies? Das ist ungerecht . . . Die Abhilfe ist hier ein-
fach genug. Es müßte strenger Befehl ergehen, daß der Offizier
aus der Mannschaftküche ißt. Was für die vielen Künstler,
Gelehrten und wohlhabenden Bürger in reifem Alter unter
seinen Leuten gut genug ist, kann für ihn nicht zu schlecht
sein. Das Wort vom Volk in Waffen muß auch hierin zur
Wahrheit werden. Die Kluft, die bisher zwischen den ,beiden
Ständen' bestand, wäre mit einer ersten Brücke überspannt,
dem Militarismus' ein Giftzahn ausgebrochen. Dies schließt
nicht aus, daß der Offizier, wo er Gelegenheit dazu hat, die
Kost aus seiner Tasche ergänzt; Das darf ja auch der Mann.
Aber Trinkgelage sind gänzlich zu verbieten, nicht nur aus
dem Gesichtspunkt einer ungerechten Gegensätzlichkeit, son-
dern auch dem der moralischen Bloßstellung des Offizier-
standes. Wenn das russische Volk bei Kriegsbeginn wie ein
Mann auf fast jeglichen Alkoholgenuß verzichtet hat und'
hierdurch die Voraussetzung seiner überraschenden militäri-
schen Erfolge schuf, so wird der deutsche Offizier auf Bur-
gunder und Champagner verzichten müssen, wenn er den
Katzenjammer militärischer Mißerfolge eines Heeres scheut,
das die Achtung vor dem Führer verloren hat."
Das hat, nicht für irgendwelche Oeffentlichkeit, son«
dern zu Weitergabe an hohe Kommandostellen, im Septem*
ber 1916 (nicht: 17) Dr. Hermann Kantorowicz, Professor
der Rechte an der Universität Freiburg inBaden, geschrieben,
der als Unteroffizier im Feld war und dessen ernste, unan«
gekränkelte Vaterlandliebe die lesenswerthe Schrift klar be«
kündet. Warum er jetzt aus dem Dunkel insLicht tritt?„Mich
bewegt allein der Wunsch, um unseres unglücklichen Vol'
kes willen, so weit an mir ist, dem neuen Lügenhandwerk
der alten Lügenmeister entgegenzutreten, die politische Hai«
tung der Warner während des Krieges nachträglich zu recht»
fertigen und durch Beleuchtung gemachter Fehler ihre Wie*
derholung zu verhindern. Die , Kriegsauf klärung' (später:

.Vaterländischer Unterricht') war Volksbetrug. Wahr ist,
daß unser unvergleichliches Heer, kurz bevor es von vom
erschlagen worden wäre, ,von hinten erdolcht wurde'; aber
ermöglicht hat Das kein Anderer als unsere verblendete
Heeresverwaltung, der das Völker bewegende Wort ,Ge»
rechtigkeit' Schall und Rauch war." Im Sommer 17 war über
Feld und Heimath der Himmel noch viel dunkler umwölkt,
der Hoffnung auf Westsieg längst der Fittich geknickt; und
nirgends ein Ziel, das der Seele mit heiliger Lohe winkte.
Amerika kommt. Der Riese. Wie könnte, was bisher nicht
gelang, gegen noch dichtere Massen gelingen, denen in je»
der Nacht Geschütz und Geschoß, Tanks und Flieger nach»
wachsen und nie der kräftigste Nährstoff, fast nie der lecker*
ste fehlt? Zu Haus aber zeugt schamloser Terror immer
neues Lügengekribbel. Frontstimmung froher als je. Sieg auf
Sieg. England keucht schon; hat keinen Frachtraum. Und
da soll der Yankee uns schrecken? Oesterreich in Voll«
kraft, Schulter an Schulter, Bulgarien ein Fels, die Türkei
von der Inbrunst Heiligen Krieges durchglüht, Polens Herz,
dem deutschen Erlöser verlobt. Fahnen heraus! Lernten
die Lügenzungen mählich an ihr Geschöpf glauben? Ahnten
sie, daß die alte, in solchem Zar und Sultan, solchen Kaisern
verkörperte Monarchie, der Hort ihres Seins und Begehrens»
ohne triumphalen Sieg sterben müsse, und wehrten sich des*
halb gegen alles Trachten nach Verständigung? Die Revo*
lution.die wahre, hat in Ost Scheinsieg erwirkt; die Revolution
genannte Kachexie des Heeres hat dessen völlig besiegten
Leitern die Ausflucht in schmähliche Anschuldigung des von
ihrem blinden Willen vorwärtsgepeitschten Volkes ermöglicht.
Das weiß j etzt, wie es von Ministern und Generalen, von Kaiser
und Hofgesinde belogen wurde; weiß, daß nicht Knechts*
sinn zu Sühnung der auf Deutschlands Namen gehäuften
Schuld rief. Von Gauklern, Götzendienern, Mördern, von
Allen, die lügen und Lüge lieben, will es, wie einst der
Offenbarer Johannes, sich scheiden und, wie er, auf reinem
Weg zum Baum des Lebens gelangen. Der Nebel fällt. Vom
Hundsmaul herab strahlt uns der schönste Stern.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag dcf
Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

m „
^Autoritäten
lagert:
Q)aA/Jflu6iAin6bwnen£>
GrameGi
Bringt ui jedjtdZf&im,
edße,7KiU>L&
mannigfachster-JU*t.

eziqjOlauS §:&
Cbrt4&Lu..Garten4tr.4T
Co&iaM.J)ofie4t*ffl
QüsseÜ&tfAönigsa&e 78
Met. Jyo&tenötraße 40
yWemgarfner>
ZXZI

Anglist 1919 — Die Zukunft —
Nr. 43
Ausserbalb des
besetzten Ge-
bietes und der
neutra en Zone
liegend

Am Taunus
b.Frankfurt a.M.
Sommer-
u. Winterkur-
betrieb
Hervorragende Heilerfolge bei Herzkrankheiten,
beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und
Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmark*-,
::: Frauen- und Nervenleiden.:::
Sämtliche neuzeitliche Kurmittel — Gesunde, kräftige Luft —* Herrlich« Park-
und Waldspaziergänge — Vorzügliche Konzerte, Theater, Tenni.s, Gull, Krocket.
Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt.
Man fordere die neueste Auskuuftsschrift C. 28 vom „Ge-
schäftszimmer Kurhaus Bad -Nauheim".
Sanatorium Schierke i. Harz
mit Tochterhaut
Kurhotel Barenberger Hof
Das ganze Jahr geöffnet
Näheres durch ProapeKt
Aerztl Lelt.: San.-Rat Dr Kratzenstein Wirtschaft!.Leit.: Th. Johan
nsen.
Carlton-Hotel äÜl^i
□ bahnhof, linker Ausgang, j
: Das Vollendetsie eines modernen Hotels.
lieft'. HotelVietoria
Bad Harzburg
Zuckerkranke!!
(Pia ich meinen Zucker los wnrde und
wieder arbeitsfähig- geworden bin, teile
Iota aus Dankbarkeit unentgeltlich jedem
Zuckerkranken mit. F« rd. Hessel I,
Rheinböllen 60
spat;
Iii
HARMONIUM
*
BERLIND* 9*
Poisckämersir"^

8Ä. LEHMER, Bankgeschäft,:
t Berlin W. 8, Friedrichstraße 173. •
* Telephon: Zentr. 1668 und 10375, Kasse 9-1 Uhr. |£
• Kredite für Handel und Industrie J
Ad- udd Verkauf von Wertpapieren — Vermüß-tfnsverwa'tuncr — Kontokorrent- **
• und Scheckverkehr — Alle bankmäßigen Transaktionen. • 0
- •

1fr 43
2. August
Die Zukunft
Annahme für Verwetten
Renntn zu
Hannover: 3.» 5>» 7. August
München-Rieim 3. August
Trabrennen zu
Hamburg-Farmsen i 3.» 6. August
Annahme von Vorwetten für Berlin bei persönlich erteilten
Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmässig angesetzten
Rennen. Für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis
6V4 Uhr abends:
Schadowstrasse 8, parterre
Kurfurstendamm 234
Bayerischer Platz 9
Eingang Innsbrucker Str. 58
Oranienburger Strasse 48/49
(an der Friedrichstrasse),
Schiffbauerdamm 19
(Kommission für Trabrennen)
Potsdamer Strasse 23a
Neukölln, Bergstr. 43
und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheini
Leipziger Strasse 13a
Nollendorfplatz 7
Planufer 24
Tauentzienstrasse iaa
Rathenower Strasse 3
Königstrasse 31/33
Unter den Linden 14
Friedrichstrasse 83
Moritzplatz
Rosenthaler Strasse
Für briefliche und telegraphische Aufträge
Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmässig
angesetzten Rennens
nur Schadowslr. S.
An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr
abends angenommen.

Berlin, den 9. August 1919
Götzendämmerung
Tn welchen Händen sind wir gewesen!" Das flüchtigste
Gesprächund fast jedernicht in Geschäftliches beschränkte
Brief wiederholt diesen Entsetzensruf, seit, endlich, die ersten
Akten des Auswärtigen Amtes und der Reichskanzlei ver*
öffentlicht worden sind. Den jetzt Lautesten wäre zu ant*
worten: Ihr wolltet in diesen Händen sein; Ihr schlürftet,
wie Firnwein, die alltäglich kredenzten Lügentränke, deren
Ruch längst doch, nach dem guten Wort des Lyrikers Werfel,
den Duft des Blutes überstank; Ihr sträubtet Euch gegen
jede Mahnung zu Vernunft und hättet die Kunde, ein Haupt»
feind habe, die Möglichkeit anständigen Friedens zu ertasten,
einen Fühler (so nennt Ihrs) ausgestreckt, nur zum Versuch
neuer Wuthschürung genützt; hättet geheult: „Jetzt, wo die
Brieder schlapp werden, sollen wir den Pflock zurückstecken?
Ausjeschlossen! Nuerstrechtfestedruffl"SodachtenIndustrie»
herren und Großgrundbesitzer, Bankiers und Pfarrer, Händler
und Professoren, Beamte und Handwerker; auch ein großer
Theil der Handarbeiter noch, die oft die Herrlichkeit der
Internationale gepriesen und, seit sie mündig waren, Sozial'
demokraten gewählt hatten. Bis in den Herbst 1918 regte an
keiner zu Entscheidung berufenen Stelle jemals sich ernstlich
der Wille zu bescheidener Verständigung, war an keiner je
auch nur die Bereitschaft, das den Belgiern gethane Unrecht

zu sühnen. Der Zweck aller „Friedensangebote", die immer zweideutig blieben, immer schon durch ihren hochfahrenden Ton die Annahme hinderten, deren Regirung und Reichstag sich aber pharisäisch rühmten, war, die Feinde vorzuködern und, wenn sie sich in freundliche Rede bequemt hatten, zu rufen, nun sei ihre sieche Schwachheit offenbar geworden und, die Wankenden zu überwinden, nur ein letzter, leichter Kraftaufwand noch nöthig. Witterten sie die Falle, blieben stumm oder antworteten barsch, dann erscholl der Ruf, der Mildeste müsse erkennen, daß gegen diese verstockte Räuber* sippe selbst das grausamste Kriegsmittel erlaubt sei. Die meisterwähnte berliner Friedensofferte hätte nach der Ueber* tragung ins Bürgerlich»Private gelautet: „Sie haben wie ein Schweinhund gegen mich gehandelt und sind deshalb nach Gebühr von mir gezüchtigt worden. Weil ich aber ein guter Kerl bin, will ich, wenn Sie in der nächsten Woche nach Treptow kommen, Ihnen sagen, unter welchen Bedingungen ich den Verkehr mit Ihnen wieder aufnehmen würde." Ver« gleichet: obs nicht genau so war; und erwäget, ob irgendein Mensch oder Staat von mittlerem Selbstachtungbedürfniß solcher Einladung folgen könnte. Weil dieAntwort so schroff klang, wie jeder Politiker erwarten mußte, weil sie nüchtern, ohne Spur von dem in Kriegspresseämtern ihr angedichteten „Hohn und Spott", die Kriegsziele bezeichnete, die nun, leider, erkämpft worden sind, wurde sie, zu „Begründung" des schrankenlosen Tauchbootkrieges ausgenützt. Aus keiner der schüchternen Reichtagsaktionen sproß ein Hoffnung» hälmchen, weil keine (der Abgeordnete Erzberger gabs zu, wagte aber nicht, sich wider den Brauch zu stemmen) mög* lieh war, wenn nicht über Deutschland der Himmel sich wieder einmal getrübt hatte. „Erst, wenn die neue Offensive versumpft, läßt sich im Reichstag was machen; früher kriegen Sie die Leute nicht an den Start." Und wars so weit, konnte die ungeheure Lügenmaschine zwar noch Niederlagen ver* schweigen, doch nicht mehr Siege bauschen, dann waren die Westmächte spröd. Ihr oben habt nicht das Recht zu Gestöhn und Schreckensruf. Eure ganze Gesellschaftschicht war im Geheimniß der Trugverschwörung. Ihr wolltet „dem Volk

die Religion erhalten"; den Aberglauben an die Weisheit
irdisch thronender Allmacht. Ihr habt die Götzen gefüttert,
in deren Händen Deutschland gewesen ist.
„Darf auch nur für eine Sekunde gefragt werden, ob
*s wichtiger sei, das Gesicht zu wahren, das Phantom einer
,Ehre' zu retten, die zum Wappenschild im Leichenzug des
deutschen Volkes werden könnte, oder die Zukunft von sie*
benzig Millionen deutscher Menschen zu verbürgen? Der
Unterseekrieg kann nichts Entscheidendes in absehbarer Zeit
•erreichen. Der Bruch mit Amerika bedeutet allermindestens
Verlängerung des Krieges bis tief ins Jahr 1917. Der Feind
■würde enttäuscht und in Resignation gezwungen, wenn wir
rasch unverrückbare Verständigungbasen mit Amerika fän*
den. Entschließt unsere Heeresleitung sich zu schimmerloser,
unbrechbarer Defensivkriegsführung, von der allein noch
Heil zu hoffen ist, dann können wir, ohne Zersplitterung
und rasche Abnutzung unserer Wehrkraft, warten und jedem
rachsüchtigen Feind zurufen: Da Du nicht Frieden willst,
wirf uns aus dem eroberten Gebiet!" Am zweiundzwan*
zigsten April 1916 schrieb ich diese Sätze an Herrn von
Bethmann. Der entschloß sich zwar zum „Rückzug" nach
der Sussex*Note des Präsidenten Wilson (dem zuvor die End*
ung des „rücksichtlosen" Unterseekrieges zugesagt, das Ver*
sprechen aber gebrochen worden war); doch die funkelnden
Ziffern des Herrn Helfferich blendeten bald danach den im
Innersten stets unsicheren Kanzler. Auf dem Umweg über
das „Friedensangebot" ließ er sich in den Tauchbootkrieg
verleiten, der Amerika in den Weltkrieg riß uhd damit Eng*
lands sehnlichsten Wunsch erfüllte. Die Heeresleitung denkt
nicht an flauen Defensivkrieg, ist des Sieges sicher und spricht
mit spöttischem Bedauern über den armen, durch falsche
Instruktion bethörten Botsehafter, der sich in Washington
um Friedensschluß gemüht habe. Bald nach Neujahr 1917
läßt Kaiser Karl von Oesterreich in Paris leis anpochen. Er
fühlt, daß seine Krone verloren, der Zerfall seines Reiches
■unaufhaltsam ist, wenn er nicht rasch Frieden erlangt. Am
letzten Märztag übergiebt Prinz Sixtus von Parma dem Prä*
sidenten Poincare den Brief seines Schwagers Karl. (Der

Brief ist später, da Herr Clemenceau ihn als Aufmunterung»*
mittel benutzt hatte, für das Werk eines Fälschers erklärt
worden; aber Niemand hats geglaubt.) Im Mai bringt der
Parma*Bourbon einen zweiten Brief Karls. Der will die An»
sprüche Italiens, Serbiens, Rumäniens befriedigen und hofft,,
sein theurer Freund Wilhelm werde, wenn er König von-
Polen heiße undGalizien erhalte, Elsaß»Lothringen denFran*
zosen zurückgeben. Trügt die Hoffnung, dann wird Oester*
reich»Ungarn auch zu Sonderfrieden bereit sein. (Daß Graf
Czernin, der all Das wissen muß, jetzt noch behauptet, erst
durch eine Indiskretion des Herrn Erzberger habe man in Paris
und London mit Wonne erfahren, wie es in Oesterreich stehe,
zeugt immerhin von Verwegenheit.) Aus dem pariser Geplän*
kel wird nichts, weil die Westmächte dem jungen Kaiser nicht
die zu Dämmung des berliner „Siegeswillens" nöthige Kraft
zutrauen und ihre Völker nicht durch Enttäuschung von
einem Frühlingshoffen herabstimmen wollen. Im deutschen
Hauptquartier und in Berlin wird der große Sturmangriff
auf den Kanzler vorbereitet. Ein Mann, der sich so lange
gesträubt hat, „das wirksamste Kriegsmittel, unsere Unter»
seewaffe, die England in sechs Monaten sicher auf die Knie
zwingt, anzuwenden" (Herr von Tirpitz wird in seinem
Buch beweisen, daß er selbst die von Pohl*Bethmann be»
schlossene Anwendung niemals wollte); ein Mann, der das
bewährte preußische Wahlrecht ändern, mit allerlei Freiheit*
Verheißung herumfackeln will, muß schleunig abgesetzt wer*
den. Im Juni wird er aus dem Hauptquartier unsanft gemahnt,
mit aller Kraft für „die innere Geschlossenheit des Volkes'^
zu sorgen. Das soll heißen: Auch jetzt, am Ende des dritten
Kriegsjahres kein Kampf um Grundsätze der Politik, keine
Mehrung des Bürgerrechtes, die Kronrechte mindert; Burg»
friede, Fronteinheit, Durchhalten, Siegeswille, Fahnen her»
aus, Hurra. Er stimmt, in der Antwort an den General»
Stabschef, ängstlich zu; wagt aber, zu schreiben: „Die Vor»
Stellungen von der schnellen und durchschlagenden Wirkung
des Unterseekrieges sind als übertrieben erkannt worden. Da»
mit ist die weit verbreitet gewesene, auch im Verkehr zwischen.
Front und Heimath genährte sichere Erwartung des Kriegs*

endes noch vor dem Herbst zusammengebrochen. Um die
herabgedrückte Stimmung wieder zu heben, müssen vor Allem
die wirtschaftlichen Schwierigkeiten bekämpft werden. Die
Kriegszielfrage sollte ganz ruhen, keinesfalls zu einem Ge»
genstand gemacht werden, bei dem die verschiedenen Volks»
theile, womöglich nach ihrer politischen Parteirichtung und
unter Anrufung militärischer und politischer Autoritäten, ge»
gen einander ausgespielt werden. Die Aussichten eines Frie*
dens, den wir diktiren könnten, sind so unbestimmte und
jedenfalls in so weite Fernen gerückt, daß die Vorspiegelung
eines fetten Friedens bei dem langen und schweren Weg,
den wir noch zu durchlaufen haben, zu neuen und verderb»
liehen Enttäuschungen führen müßte. Sollte sich die Vorstell»
ung festsetzen, daß wir bei der jetzigen Kriegslage Friedens»
möglichkeiten wegen Unerreichbarkeit bestimmter Kriegsziele
ausschlügen, so wären unabsehbare Folgen für die innere Wi»
derstandsfähigkeit gewiß. Auch die Rücksicht auf Oester»
ieich«Ungarn, wo die antideutsche Stimmung stetig wächst,
führt zwingend zu dem selben Schluß. Ueber den Herbst
hinaus wird es sich schwerlich an der Stange halten lassen.
Selbst wenn wir im Stande sein sollten, allein den Krieg
über den Winter fortzuführen, könnten wir nicht damit rech»
nen, im nächsten Frühjahr oder überhaupt zu irgendeinem
im Voraus bestimmbaren Zeitpunkt durch den Unterseekrieg
völlig Meister unserer Feinde zu werden. Der letzte Luftan»
griff auf London hat nach zuverlässigen Nachrichten die Wuth
des englischen Volkes so gesteigert, daß englische Staatsmän»
ner, die an sich einem Friedensschluß geneigt waren, erklärt
haben, keine englische Regirung, die nach solchen Vorgängen
mit Deutschland verhandeln wolle, würde sich auch nur einen
Tag vor der Volkswuth halten können. Da ich nicht zu er»
kennen vermag, daß so geartete Luftangriffe militärisch abso*
lut nothwendig sind, darf ich die Bitte aussprechen, von ihnen,
wegen ihrer verderblichen politischen Folgen, abzusehen."
Statt geradheraus zu sagen, er könne seine Politik nicht länger
nach Hoffnungen richten, aus denen niemals Wirklichkeit
werde, und müsse deshalb fordern, daß die Heeresleitung
dem von ihm, dem allein Verantwortlichen, gewiesenen Ziel

ohne neues Irrelichteriren zustrebe, bückt er sich in eines
Bittstellers Ton. Der schon klingt aber den Generalen nach
„Pessimismus" (so nennen sies). Die Kriegsführung habe, zu
Land, zu See, in der Luft, irgendwo, irgendwann enttäuscht?"
Das erdreistet der Mann sich anzudeuten? Dafür gebührt
ihm Eins auf den Schnabel. Die Antwort kommt erst nach
zwölf Tagen; ist aber auch nicht von Pappe. „Ich stimme
Eurer Excellenz darin zu, daß die Stimmung in der Heimath
zweifellos herabgedrückt ist. Den Grund hierfür sehe ich je*
doch nicht, wie Eure Excellenz, in erster Linie in getäusch»
ten Hoffnungen auf ein frühes Kriegsende (früh: nach drei
Jahren), sondern in bedeutend höherem Maße in wirthschaft*
liehen Schwierigkeiten und innerpolitischen Unstimmigkeiten-
Der Einfluß unverantwortlicher Organe auf die Volksstimm*
ung ist stärker als der der Regirung und der zur Führung
des Volkes berufenen Beamtenschaft. Dieser Zustand wäre
nicht eingetreten, wenn im Volk die Ueberzeugung herrschen
würde, daß die Regirung mit festem Willen, ohne nach rechts
und links und nach außen zu sehen, ihren Weg geht." So
wird, auf fast sechs Folioseiten, der Kanzler heruntergehunzt.
SiebenTage danach stürzt er; nach allerhöchstem Huldbeweis.
Die Generale sind nach Berlin gekommen, haben durch Ab*
schiedsgesuche den Rücktritt des lästigen Mannes erzwungen;
der Kronprinz hat nachgeholfen, der Kaiser nachgegeben und
dann gestöhnt: „Das war der größte Fehler meines Lebens."
In keinem anderen Land hätte der Generalstabschef so
an den Ersten Minister zu schreiben gewagt, wie Herr von
Hindenburg an den Kanzler schrieb; in keinem wäre solcher
Uebergriff militärischer Gewalt in das Gebiet der Politik
möglich gewesen. Der Ton des Schreibens ist der des rügen*
den Vorgesetzten; der Sinn, unverhüllt: Was wir Soldaten
machen, ist vortrefflich, ist über jede Kritik erhaben, alles von
Euch gemachte aber elende Stümperei. Die Regirung, schreibt
der Feldmarschall, ist weder umsichtig noch gerecht; sie hat
die dem Volk fest versprochene Nahrung nicht geliefert, dem
Schleichhandel und Wucher nicht das Rückgrat gebrochen,
weder für Trocknung des Nährstoffes noch für Futtermittel»
ersatz gesorgt. Ihr Kohlenkommissar war unzulänglich. So*

fort kann das Feldheer die fünfzigtausend Kohlengräber, die
von ihm verlangt werden, nicht freigeben; das Mögliche wird
geschehen, um ernste Schwierigkeiten im Winter zu ver«
meiden. „Sollte Das aber wider Erwarten nicht möglich sein,
so betone ich schon jetzt (um das Hochkommen anderer
Urtheile so weit wie möglich zu verhindern), daß ich die
Schuld an solchen Zuständen lediglich in den Versäumnissen
und Fehlgriffen früherer Zeit und in der anfänglichen Scheu
vor durchgreifenden Maßnahmen erblicken kann. Ein Ab*
laden der Schuld auf meine Schultern, wie es mit völligem
Unrecht in der polnischen Frage und in der Frage der bei?
gischen Arbeiter geschah, lehne ich im Voraus ab." Wie
das Volk, dem elf Millionen Männer und die zu deren Unter*
halt nothwendigen Lebens« und Transportmittel entzogen
sind, zu ernähren, wie ohne zureichende Bergmannschaft die
nöthige Kohlenmenge zu fördern sei, wird nicht angedeutet.
„Das Feldheer hat sich ohne Weiteres mit der Möglichkeit
eines weiteren Kriegswinters abgefunden. Es ist jedem ein*
zelnen Soldaten am Feind selbstverständlich, daß alle Ge*
fahren, Entbehrungen und Nöthe ertragen werden müssen,
bis wir zu einem brauchbaren Frieden gelangt sind." Das
glaubte man im Großen Hauptquartier, weil, wie Professor
Kantorowicz schreibt, „die höheren Stäbe den .Durchbruch"
ungünstiger Nachrichten über ihren Abschnitt aus frevel*
haftem Eigennutz .abzuriegeln' pflegten; mindestens seit Ver*
dun aber war der Einsturz unserer von Eisen starrenden
Front nur eine Frage der Zeit." Hätte die Heeresleitung, statt
blind den Berichten ihrer Nicolai dxCo. zu vertrauen, die mit
Beschwerdebriefen bombardirten Abgeordneten oder andere
Politiker gefragt, ihr Urtheil wäre richtiger geworden. Karl
Liebknecht allein bekam aus dem Feld ganze Haufen von Zu*
stimmungbriefen. Der Abgeordnete Haase könnte Bände im
Format des Großen Brockhaus mit den Beschwerden Empörter
füllen. Aber auch der Verband Deutsch«Nationaler Hand«
lungsgehilfen hatte schon im Februar 1916, in einer Ein*
gäbe an das Kriegsministerium, auf die gefährliche, besonders
dem Offizier feindliche Stimmung der Truppen hingewiesen.
In der vor acht Tagen hier erwähnten Schrift „Der Offi*

zierhaß im deutschen Heer" steht: „Jahraus, jahrein sahen
die Leute, daß das Gesetz, dessen Uebertretung an ihnen
erbarmunglos geahndet wurde, von Hütern dieses Gesetzes
straflos verletzt werden konnte: hier, nicht in Moskau, wurde
die Saat der Rechtsverachtung und der Zuchtlosigkeit aus*
gestreut, die Spartakus jetzt erntet." Adelige Gardeoffiziere
und kluge Techniker erzählten mir, wenn man oben die wirk*
licheStimmung der Mannschaft ahnte, würde man den Traum
von Westsieg nicht länger träumen. Das war 1916; als das
Hoffen auf rasch wohlthätigen Eingriff der neuen Heeres«
leitung zerronnen war. Neben den noch leidlich harmlosen
Verschen „Gleiche Löhnung, gleiches Essen und der Krieg
wär' längst vergessen" las man in den Unterständen bald da«
nach: „Ich sag' es frank und frei: Wenn Wilhelm mit Cylin»
der geht, Auguste nach Kartoffeln steht, dann ist der Krieg
vorbei!"ManchesAehnliche. Die Frontkrieger hatten sich ge*
wöhnt, von der ablösenden Mannschaft mit dem Wort zu schei«
den: „Auf Wiedersehen im Massengrab!" Der Feldmarschall
aber glaubte, das Heer habe sich mit dem vierten Kriegswinter
„ohne Weiteres abgefunden". Und Männer, die über die
Haltbarkeit ihres Werkzeuges so völlig getäuscht sind, wäh«
nen sich zu endgiltiger Antwort auf die Gipfelfragen inter*
nationaler Politik berufen; reden von Wesen und Geschichte
des Britenvolkes, als ob sie irgendwas davon gründlich er*
forscht hätten; und blasen immer wieder das Lied von der
„inneren Geschlossenheit", die den Sieg sichere. Der Mar«
schall bestreitet schroff alles vom Kanzler in Demuth Vor*
gebrachte; Luftangriffe auf London seien militärisch höchst
nützlich, politisch durchaus nicht schädlich, der Tauchboot*
krieg habe nicht enttäuscht und der Tag, der England zu
Friedensschluß zwinge, liege nicht mehr in weiter Ferne. „Es
würde meines Erachtens ein Unheil für unsere staatliche
und wirthschaftliche Zukunft bedeuten, wenn wir einen eng»
tischen .Verständigungfrieden* (die Anführstriche, in denen
dieses Wort immer steht, sollen zeigen, wie lächerlich die
Heeresleitung der Begriff dünkt) annähmen, ohne daß wir
durch einen Abfall Oesterreich «Ungarns und eine gleich»
zeitige eigene Agonie zum sofortigen Frieden gezwungen

wären. Ein solches ungünstiges Zusammentreffen halte ich
aber für äußerst unwahrscheinlich." Im Herbst 19 ists dann
Ereigniß geworden. Am siebenundzwanzigsten Juni 1917
hat Herr von Hindenburg dem Kaiser schriftlich empfoh»
len, „mit den rechtsstehenden Parteien Fühlung zu nehmen,
die keine (vom Kanzler erfüllbaren) Sonderwünsche haben
und noch immer die Vertreter desjenigen Theiles des Volkes
sind, der auch jetzt noch am Ehesten und ohne Forderungen
bereit ist, selbstlos für Eure Majestät bis zum Letzten einzu*
stehen". Die „innere Geschlossenheit" soll also durch straf*
fere konservative Politik, als Herr von Bethmann leistet, er*
wirkt werden: der,wie erwiesen ist,falscheste Rath,der in die*
ser Zeit zu geben war. Fast jeder Satz des Schreibens enthüllt
die (dem Soldaten, nicht dem Berather des Kaisers verzeih*
liehe) Unkenntniß des politischen Zustandes und Bedürf»
nisses. Von der Freisinnigen Zeitung, einem berliner Blatt,
dessen „Siegeswille" unüberbietbar war, wird gesagt: „Sie
vertritt mit der Blindheit, wie sie dem bürgerlichen Frei*
sinn eigen ist, den Parlamentarismus in reinster Form. In
diesem Ziel ist sie mit den großen Blättern des jüdischen
Freisinns, dem BerlinerTageblatt und der Frankfurter Zeitung,
durchaus eines Sinnes. Diesem Ziel glaubt die freisinnige Presse
unter dem jetzigen Kanzler näher zu kommen. Einem starken
Staatswesen, wie wir es brauchen, hat sie niemals zugestimmt
und wird sie niemals zustimmen. Wenn sie den Kanzler für
den Vertreter eines starken Staatsgedankens hielte, würde
sie ihn sicher nicht stützen. Sozialdemokratie und Freisinn
haben ihn bisher gestützt, weil sie sahen, daß er ihrem
Drängen nachgab. Es ist bezeichnend, daß unmittelbar nach
Eurer Majestät Osterbotschaft bei beiden Parteien die For»
derung des gleichen Wahlrechtes erhoben, die Theilnahme
von Parlamentariern an der Regirung und die sofortige Neu*
orientirung verlangt wurde. Diese Forderungen traten immer
stärker hervor. Anscheinend sind aber seit Kurzem Zweifel
darüber aufgetaucht, ob der Kanzler so weit gehen wird
und darf. Eine Mehrheit für die Politik des Kanzlers be*
steht nicht. Die Parteien und Kreise, die ihn augenblick«
lieh stützen, thun Dies nur bedingt und aus egoistischen.

dem Staatswohl entgegengesetzten Interessen. Dem scheint
zu widersprechen, daß der Kanzler bei seiner letzten großen
Rede eine Art Vertrauensvotum fast des ganzen Reichstages
erhielt. Diese Vertrauenskundgebung bezog sich aber, wie
ich aus vielen Anzeichen schließe, nicht auf den Kanzler
und seine Politik, sondern sie erfolgte lediglich auf die
vom Kanzler betonte Uebereinstimmung der Reichsleitung:
mit den Bundesgenossen und der Obersten Heeresleitung.
Ich bin überzeugt, daß die Führer der rechts stehenden Par*
teien und der Mittelparteien des Reichstages, wenn sie von.
EurerMajestät befragt werden, dieseMeinung bestätigen wür»
den." Was soll geschehen? Die Regirung muß „die Zügel
straffer nehmen", die,.Begehrlichkeit der linken Parteien" ab*
wehren, den rechten beweisen, „daß der beschrittene Weg:
nicht in den Abgrundführt",und „das Ansehen des monarch»
ischen Staates" wiederherstellen. So sieht im Sommer 1917 das
Programm der Herren von Hindenburg und Ludendorff aus;
das Programm von Generalen, denen Sozialismus eine mit
Zaum und Peitsche zu hemmende Verirrung, Parlamentär
rismus ein Ziel ruchlosen Strebens, gleiches Wahlrecht nur
vom Weg in den Abgrund zu holen ist und die nach dem
(bei „innerer Geschlossenheit") sicheren SiegdieZügel straffer
anziehen, die monarchische Staatsgewalt stärken wollen. Das
wird in währender Militärdiktatur geschrieben, in einem
Zustand luftloser, lichtloser Unfreiheit, wie nicht das alte
Preußen von 1807 sie kannte. Für dieses Staatsideal soll
das Volk bluten und hungern. Durch allzu devote Fügung
in den Willen der Heeresleitung hat Herr von Bethmann
seine Mehrheit gelockert, verloren. Weil er den General«»
noch zu liberal, zu „scheu vor scharfen und durchgreifen*
den Maßnahmen" ist und nur in dem Schein ihrer Gunst
Vertrauensvoten heimst, stürzen sie ihn. Und küren den
im Kollegenkreis bespöttelten Unterstaatssekretär Michaelis.
Der hat in der zweiten Juliwoche noch stramm vor dem
Kanzler gestanden; giebt jetzt aber Theobaldo die huldvolle
Censur: „Hochverdienter Mann". Und redet, wie die „großen
Führer unserer Heere" es wünschten. „Der Unterseekriegr
leistet mehr, als man von ihm erhofft hatte. England wird

dem Friedensbedürfnißnicht lange mehr entgegenwirken kön»
nen. Dem Eingriff Amerikas sehen wir ohne schwere Be»
denken zu. Wir haben ausgerechnet, wie viel Frachtraum er»
forderlich ist, um eine Armee von Amerika nach dem euro-
päischen Kontinent zu bringen, wie viel Tonnage dazu ge»
hört, um ein solches Heer zu ernähren. Frankreich und Eng»
land können es selbst kaum, ohne ihre eigene Kriegswirth»
schart zu beeinträchtigen. Nach unseren bisherigen Erfolgen
•werden wir auch des neuen Gegners Herr werden. Wir und
unsere Bundesgenossen können also jeder weiteren Entwicke»
lung der militärischen Ereignisse mit ruhiger Sicherheit ent»
gegensehen. In der inneren Politik bin ich nicht des Willens,
mir die Führung aus der Hand nehmen zu lassen." Der von
Centrum, Sozialdemokratie, Freisinn eingebrachten Friedens»
xesolution stimmt er (mit der Klausel: „Wie ich sie auffasse")
zu. Warum nicht? Sie hindert, wie Herr Erzberger später
„festgestellt" hat, ja nicht einmal Friedensschlüsse im Stil von
Brest und Bukarest. Der Beschluß, den die Unabhängigen
fordern (Friede ohne Annexionen irgendwelcher Art und ohne
Entschädigung von den Kriegskosten, Wiederherstellung Bei»
giens und Sühnung des ihm gethanen Unrechtes), wird, auch
von der Sozialdemokratischen Fraktion, abgelehnt. UeberBel«
gien darf nicht in unzweideutigen Sätzen geredet werden. Auch
nicht, als das Rundschreiben des Papstes, der als erste Vor*
aussetzung friedlichen Abkommens die Räumung und völlige
Freiheit Belgiens nennt, nach sieben Wochen beantwortetwird.
Daß der Staatssekretär Benedikts die Zwischenfrage Englands
und Frankreichs, ob mit der Räumung, Wiederherstellung,
Unabhängigkeit Belgiens zu rechnen sei, nach Berlin weiters
gegeben und, wieder nach etlichen Wochen, eine unklare Ant»
wort erhalten hat, brauchen die guten Kinder im Reichstag gar
nicht zu wissen. Unter dem Siegel tiefsten Geheimnisses sagt
Herr von Kühlmann dem Abgeordneten Scheidemann, Bei*
gien jetzt zu erwähnen, sei unklug, weil man darüber schon
in den nächsten drei oder vier Wochen mit England verhan»
dein werde. „So weit sind wir? Famosl" Der Kanzler spricht;
„Wir haben kein besetztes Gebiet preisgegeben. Die Reichs»
leitung hat für mögliche Friedensverhandlungen freie Hand.

Das gilt auch für Belgien." Der Staatssekretär des Auswärt!»
gen Amtes: „So lange unsere Gegner von dem Wahn aus»
gehen (die Klügeren unter ihnen wissen, daß es ein Wahn
ist), es könnte der Augenblick kommen, in dem das deutsche
Volk unter das kaudinische Joch verächtlicher Forderungen
kriecht, so lange wird dem Schwert das Wort bleiben müssen.
Ein einiges Deutschland kann nicht geschlagen werden." Herr
Kaempf, der übelste Präsident, den der Reichstag je hatte:
„Schon am zweiten Mai habe ich die Anmaßung des Präsi*
Kenten Wilson zurückgewiesen, die er sich in Verhetzung
zwischen Kaiser und Volk herausgenommen hatte. Jetzt ver»
sucht er wieder die gleiche Verhetzung. Er wird bei dem ge<
sunden Sinn der deutschen Bevölkerung auf Granit beißen.
Auf unserer Seite steht Recht und Menschlichkeit. Wir werden
durchhalten bis zum glücklichen Ende für Kaiser und Reich."
Als der münchener Nuntius die franko»britische Zwischen*
frage nach Belgien den Berlinern vorgelegt hatte, wurde ins,
Schloß Bellevue (wo Wilhelm sich während des Krieges
sicherer fühlte als im Neuen Palais und im Alten Schloß) ein
Kronrath berufen, dessen Ergebniß der Kaiser in den Satz
faßte: „Die Annexion Belgiens ist bedenklich, Belgien kann
wiederhergestellt, doch muß sein enger wirthschaftlicher An»
Schluß an Deutschland herbeigeführt werden." Herr Michaelis
hat die Generale Von Hindenburg und Ludendorff anders
verstanden; er denkt, da sein hochverdienter Vorgänger, trotz»
dem er den Kaiser für sich hatte, gefallen ist, müsse ein nicht
-so hell von der Majestät Begnadeter sicherer gehen; und
schreibt drum einen Tag nach dem Kronrath an den Marschall:
„Ich nehme als Forderungen der Obersten Heeresleitung, an
»denen unbedingt festgehalten muß, in unsere Verhandlung»
pläne auf, daß Sie Beide zum Schutz unserer westlichen In»
dustrie in erster Linie Lüttich und ein Sicherungsgelände for»
dem." Darauf deutet kein Wort in dem vom Kaiser am Ende
des Kronrathes unterschriebenen Satz. Außerdem: „Wirklich
enger wirthschaftlicher AnschlußBelgiens, Nutzung der Roh«
-stoffe in den besetzten Gebieten, günstige Wirthschaft* und
Verkehrsentwickelung auf Eisenbahnen und Wasserstraßen,
Vorzugsplätze im Hafen von Antwerpen, Einfluß auf die

deutsch orientirte flandrische Bevölkerung, Auferlegung zum
Selbsttragen der von uns den Nachbarn zugefügten Schäden»
Ausschaltung des englischen Einflusses an der Küste Flan*
derns und Nordfrankreichs und die Forderung des Rück»
erwerbes unserer Kolonien als Ausgleichsobjekt." Die Form
des Sprachgefäßes ist eben so abscheulich verpfuscht wie
das Moralempfinden, aus dem der Inhalt troff. Das im Stand
fleckloser Unschuld Überfallene, verwüstete, ausgeraubte Bei*
gien soll (mindestens auf Jahre hinaus) Lüttich und dessen
Umkreis hergeben, seine Rohstoffe und besten Hafenplätze
dem Einbrecher zu Verfügung stellen, ihm Einfluß auf die
Vlamen (die selbständig, aber nicht „deutsch orientirt" sein
wollen) gewähren, auf die Freiheit seiner Wirthschaft, Eisen*
bahnen und Wasserstraßen verzichten, selbst den Wiederauf»
bau der Industrie bezahlen, sich von England, dem Neutralität»
bürgen und Retter, scheiden, zuvor von ihm aber die Rück»
gäbe der deutschen Kolonien erpressen: dann erst wird das
Königreich geräumt und „freigegeben". Die Generale sind
einverstanden, fügen aber noch vier Bedinge hinzu. Der
„maßvolle Friede" muß noch vor Neujahr 18 (also in drei
Monaten) geschlossen, der deutschen Marine müssen „Stütz*
punkte in» und außerhalb unseres Kolonialreiches", dem
deutschen Heer alle Rechte zu „mehrjähriger Okkupation"
gewährt werden und „wir müssen in Lüttich unbeschränkte
Herren der Lage bleiben; ich vermag mir nicht zu denken,
daß wir in irgendeiner absehbaren und vertragmäßig fest»
gesetzten Zeit aus Lüttich herausgehen könnten". Der Mar*
schall schreibt: „Weite patriotische Kreise werden den Ver*
zieht auf die flandrische Küste als einen schweren Schlag
empfinden"; den „Verzicht" auf rechtwidrig, ohne Kriegs*
erklärung, nach dem Bruch des soeben erneuten Ehren»
Wortes, von dem Forderer und Bürgen belgischer Neutra»
lität geraubtes Land. Von Entschädigung Belgiens dürfe gar
nicht die Rede sein; daß es selbst die Kosten des Wiederauf»
baues trägt, „wird schwerlich irgendein Deutscher als einen
betonenswerthen Gewinn auffassen". Dem kleinen Land
waren dreitausend Millionen Mark, alle erraffbaren Roh»
"Stoffe, die stärksten Motore, die werthvollsten Maschinen»

theile genommen, ganze Industrien zerstört, war durch das
unsaubere Gezettel mit dem Häuflein der Flamingants ge*
fährliche Zwietracht eingeschleppt, ein Arbeiterheer in Skia*
vendienst weggeführt, unentbehrliches Geräth entrissen, die
Wolle aus den Matratzen gezupft worden. „Unvermeidliche
Notwendigkeit des Krieges": nennts Herr von Hinden*
bürg. Daß Belgien die Kosten des Aufbaues und der Neu*
anschaffung selbst trägt, ist kein „betonenswerther Gewinn"
für Deutschland. Das handelt „maßvoll", wenn es nach ein
paar Jahren der Gesammtokkupation nur noch Lüttich und
Umkreis behält und dem in Wirthschaft und Verkehr ge«
knebelten Vasallenstaat einen Schein politischer Selbständig*
keit läßt. Denn: „Daß Entschädigungen in Frage kommen
könnten, darf bei unserer militärischen Lage nicht voraus*
gesetzt werden". Fünfzehnter September 1917.
Dem Brief des Marschalls ist eine Denkschrift des Ge*
nerals Ludendorff beigelegt. Die inneren Schwierigkeiten wird
die feste Leitung der jetzigen Regirung überwinden. Oester*
xeich*Ungarn, Bulgarien,Türkei sind uns fürs Nächste sicher;
unser Vierbund ist viel fester als der uns feindliche Verband.
Der Tauchbootkrieg wirkt. Italien steht vor eine Krisis. Den
Franzosen, auch den Briten schon, gehts schlecht. „Der Drang
nach Frieden wird in England stärker. Sollte es ernsthafte
Schritte unternehmen, so wäre Das ein Zeichen, daß es nicht
mehr glaubt, den Krieg zu gewinnen. Von hier bis zu der
Ueberzeugung, daß es ihn nur noch verlieren kann, ist kein
weiter Schritt." Die alte Melodie. „Unsere militärische Lage
ist günstiger als die der Entente. Unser Bündniß ist fester.
Die Schwierigkeiten im Innern sind bei uns geringer." Das
glaubt der klügste Kopf im Großen Hauptquartier; der All*
umfasser, dessen Beschlüssen der Marschall immer zustimmt.
Er fordert Kurland,Litauen (dessenGrenze überGrodno hin«
.aus nach Süden gehen muß), Verbreiterung Ost« und West*'
preußens und Oberschlesiens; das Erzbecken von BrieysLong*
wy, das Gebiet auf beiden Seiten der Maas und südwärts bis
Saint*Vith, Lüttich, Besetzung Belgiens, bis es sich zu eng*
stem Wirthschaftanschluß an Deutschland und zu Selbstzer*
schneidung in einWallonien.ein Vlamland entschließt; Bünd»

miß mit Japan, das den Niederländern ihre indischen Kolo*
nien verbürgt und dadurch das Königreich Holland in unsere
Sphäre zieht; Fesselung Dänemarks durch günstige Handels«
Verträge; Flottenstützpunkte; ein Kolonialreich in Afrika und
Absatzgebiete in Südamerika. Wenn Japan uns Holland an*
geködert hat, „kommen wir wieder an die England gegen*
überliegende Festlandsküste und erhalten eine Stellung Eng*
land gegenüber, die uns ermöglicht, unseren Handel im näch*
sten Krieg aufrechtzuerhalten. Die Neutralität Belgiens ist ein
Phantom, mit dem praktisch nicht gerechnet werden darf."
Dieses Phantom galt achtzig Jahre lang als ein unverletzlich
heiliges Grundgesetz im Statut von Europa. Moltke und Bis*
marck haben „damit gerechnet" und der Schöpfer des Deut*
sehen Reiches hat gefragt, ob ihm ernstlich Einer die Eselei zu*
traue, durch den Bruch des Neutralitätvertrages den Franzo*
sen die Sympathie der ganzen Welt zu sichern. Das hat der fünf*
te Kanzler vollbracht. Und der General, der ihn aus dem Amt
geworfen hat, wagt die Behauptung, am vierten August 1914
habe Deutschland nur ein Phantom aus seinem Wege geräumt.
„Ein Höllenkunststück ward da erfunden, ein Pferd des
Todes, klirrend im Putz göttlicher Ehren; ein Sterben für
Viele ward da erfunden, das sich selber als Leben preist.
Müde wurdet Ihr im Kampf: und nun dient Eure Müdig*
keit noch dem neuen Götzen, Alles will er Euch geben,
wenn Ihr ihn anbetet, der neue Götze: also kauft er sich
den Glanz Eurer Tugend und den Blick Eurer stolzen Augen.
‚Auf der Erde ist nichts Größeres als ich, der ordnende
Finger bin ich Gottes': also brüllt das Unthier. Und nicht
nur Langgeohrte und Kurzgeäugte sinken auf die Knie!"
Wären die Episteln der Generale an einen Staatsmann
gelangt, der, ohne das Willenskaliber und musische Seher*
wesen Bismarcks, auf Weltkenntniß und Erfahrung gestützt,
von dem Bewußtsein ungeheurer Verantwortlichkeit berathen
war, dann wäre seine Erwiderung zugleich die Antwort auf
Deutschlands Schicksalsfrage, die eine, einzige, geworden.
Ich will anzudeuten versuchen, wie ich mir diese Antwort
denke. „Die Zuschriften Eurer Excellenz habe ich mit der
Aufmerksamkeit gelesen, die Männer von beträchtlicher

Leistung auch für Ausflüge auf ihrem Schaffenskreis fernes
Gebiet fordern dürfen. Das in Tapferkeit ausdauernde Heer,
die geduldige Kraft der Nation, der schon im Frieden be*
währte Bund von Industrie, Wissenschaft, Technik und die
wachsame Umsicht der Obersten Heeresleitung haben eine
lange Reihe rühmlicher Erfolge bewirkt. In Waffengemein*
Schaft und Kommandoeinheit mit den starken ArmeenOester*
reich »Ungarns, der Türkei und Bulgariens sind nicht nur
auf Nebenkriegsschauplätzen, sondern auch gegen den An*
drang russischer Massen Siege erstritten und im Laufe vor»
drei Jahren große Stücke des russischen Reichsrandes besetzt
worden. Daß diese drei Jahre im Westen uns keinen zinsen*
den Gewinn brachten, alles Aufgebot von Findigkeit und
Muth seit den Marnetagen uns nicht um eines Schrittes
Breite vorwärts half, ist gewiß nicht Mängeln der Strategie
und Taktik, am Wenigsten solchen aus der Zeit Ihrer Be*
fehlsführung, zuzuschreiben; muß aber erwähnt werden. Denn
die Länge der Frist, in der anständiger Friedensschluß mög-
lich ist, wird durch die militärische Lage bestimmt. Selbst*
täuschung wäre Verbrechen. Im Kampf gegen England und
Frankreich, denen Amerikas Geld und Rüstungindustrie hilft,
haben wir uns behauptet, einen Entscheidung auch nur ver*
heißenden Sieg aber nicht zu erringen vermocht. Daß ihn unser
geschwächtes Heer dem durch den Zustrom frischer, vollkom*
men gerüsteter Amerikanertruppen gestärkten Feind abringen
könne, ist unwahrscheinlich. Auch im Osten soll haltbare Ent*
Scheidung und Friedensschluß erst durch dasWirken der Bol»
schewiken gesichert werden, deren Einfuhr nach Rußland mi»
litärischer Rath empfohlen und durchgesetzt hat. Ob diese Ein*
fuhr uns nicht mit eben so üblen Folgen überraschen wird wie
andere auf militärischen Rath gefaßte Beschlüsse, bleibt ab»
zuwarten. Der Einbruch in Belgien hat die Welt gegen uns
aufgebracht, die Kriegserklärung an Rußland und Frank»
reich hat Italien und Rumänien aus der Vertragspflicht ge*
löst, der rücksichtlose Tauchbootkrieg die Vereinigten Staa»
ten unseren Feinden zu aktiver Kriegsführung gesellt. In
all diesen Fällen ist die politische hinter die militärische
Erwägung zurückgetreten. Als nützlich hat diese Rangord»

nung sich bisher nicht erwiesen. Bleibt sie giltig, so glei«
ten wir völlig in den Zustand, den die Welt .Militarismus'
nennt und der nicht durch den Schein politischer Geschäfts«
leitung entstellt, sondern in unbegrenzter Diktatur der Heeres»
leiter klaren Ausdruck finden sollte. So lange der Reichs*
kanzler allein die Verantwortung trägt, so lange die poli»
tische Absicht der Zweck, der Krieg nur das Mittel ist,
muß, nach Clausewitz, ,der militärische dem politischen Ge»
sichtspunkt untergeordnet werden'. Diese Erkenntniß ver»
misse ich in den Zuschriften Eurer Excellenz. Man könnte
ihnen das Motto setzen: ,Was wir brauchen, müssen wir
haben'. Ohne hier in das schwierige, auch für den Staats»
mann aber ungemein wichtige Gelände der Ethik abzuirren,
stelle ich die praktische Frage ^Können wir alles uns wirk»
lieh oder angeblich Nothwendige erlangen? Meine Ant»
wort ist: Nein; die der Generale: Das jetzt noch nicht Er»
langbare schafft uns der nächste Krieg, den unser Friedens«
schluß klug vorbereiten muß. Hier schon trennen sich unsere
Wege.Ich glaube weder.daß irgendeinem Herrscher.Feldherrn,
Staatsmann in irgendwie absehbarerZeit gelingen wird,große,
in der Kulturform der Industrie, also auch im Gedankenbau
des Sozialismus lebende Völker in neue Kriege zu reißen,
noch will ich an einer Entwickelung, die solches Planens Ge«
lingen erleichtert, mitschuldig werden. Frieden, nicht Krieg,
vorzubereiten, verpflichtet mein Amt mich; und nur ein vor
allen großen Zeichen der Zeit Blinder könnte dieser Pflicht
fehlen. Mag es dem Ohr des Kriegers utopisch, meinetwegen
kindisch klingen: ich weiß, daß die von diesem Kriege ge»
zehnteten, erschöpften, zerquälten Völker und daß die tot«
kranken Staatsfinanzen die Abrüstung überall schnell erzwin»
gen werden. FeldherrlicherThatendrang will Rußland an den
äußersten Rand von Europa schieben, dem Franzosenreich das
Erz ausbrechen, England unter steter Küstenbedrohung hal«
ten^unsere Macht von Antwerpen oder zunächst von Rotter»
dam bis nach Bagdad strecken, sie unangreifbar schirmen, uns
in den wichtigsten Gewässern Flottenstützpunkte, in Afrika
«in Imperjum, in Südamerika Hauptmärkte sichern. An sol«
ches Ziel zu gelangen, ist auf einer Utopia möglich, nicht,

nach des Politikers Urtheil, in unserer gemeinen Wirklichkeit. Heftiger als je seit den Tagen der großen Eroberer, deren Werk, von Timur bis auf Bonaparte, niemals gedauert hat, wird die Menschheit morgen sich gegen schrankenlose Uebermacht und .Weltherrschaft' eines Volkes sträuben. Doch dieser Streit über Grundauffassungen würde erst nöthig, wenn wir in Pa* ris und London stünden und hoffen dürften, New York zu besetzen; jetzt ist er zwecklos. Ich unterschätze die Schwierig» keiten, Nöthe, Reibungen im Lager der Feinde nicht; darf aber nicht verkennen, daß unsere viel ärger sind. Oesterreich* Ungarn ist über die Grenze seiner Kraft hinausgezeirt wor* den, Bulgarien enttäuscht und mürb, die Türkei, die nach Armenien nun auch Mesopotamien verloren hat, nur durch die Gier der herrschenden Verbrechertrias noch an uns ge* knüpft. Alle Drei sind zum Umsinken müde, im Empfinden den deutschen Kampfgenossen tief entfremdet; alle Drei ha* ben schon heimlich mit dem Feind verhandelt und werden weiter verhandeln, weil ihnen klar geworden ist, daß wir im günstigsten Fall für uns, in keinem für sie nützlichen Friedens* Schluß erwirken können. Auf Hilfe von ihnen, auch nur halb* wegs kräftige, ist nicht mehr zu rechnen; und neue Bundes* genossenschaft nicht zu erwerben. Die immer wieder auf* tauchende Meinung, Japan sei (ich weiß nicht, durch wel» che Lockmittel) aus seiner starken, der Expansion nach China nicht hinderlichen Sozietät zu uns hinüberzuziehen,. Ist weder durch den Ertrag der Stockholmer Gespräche noch sonstwo bestätigt worden. Japans behutsam verwegene Staats* männer, die mit kleinem Einsatz großen Gewinn säckeln wollen und deshalb allen Bitten um Waffenhilfe taub blie* ben, würden höchstens doch am Tag sicheren deutschen Sieges das Lager wechseln. Einstweilen werden sie die Zer* rüttung des Russenreiches zu sachter Dehnung ihrer Ein» flußsphäre nützen, die im Frieden von Portsmouth ihnen ver* sagte Hälfte der Insel Sachalin nehmen, in der Mandschurei, Mongolei, Ostsibirien, auf Korea und den Südseeinseln den Wohlstand ihres Landes mehren, die Vormundschaft über China festigen, aus Amerika und Australien das Mißtrauen zu scheuchen versuchen. Als Bundesgenosse wäre Japan

uns nur werthvoll, wenn ein starkes, innerlich ruhiges, uns
aufrichtig befreundetes Rußland des Bundes Mittelstück
würde und den Ausbau des Landweges ermöglichte. Dieser
Dreibund, dem China nicht widerstehen könnte und den
Amerika, das englische und das lateinische, in seinen Kalkül
einstellen müßte, wäre wirtschaftlich und militärisch jedem
anderen überlegen. Wo aber wüchse in einem Rußland, dem
wir Polen, Litauen, die Ostseeländer genommen haben, selbst
unter einem Zar Freundschaft für Deutschland? Je länger der
Krieg währt und an Europas Mark zehrt, desto wahrschein»
licher wird der Nord* und Südamerika, Ostasien (Japan und
China) und Rußland umfassende west«östliche Wirthschaft«
bund, der Menschen, Rohstoffe, Kapital, Schöpferköpfe, Kö»
nige und Kärrner aller Technik, Absatzstätten, alles für Land«
und Stadtwirthschaft größten Stiles Nothwendige hat, um
Europa sich kaum zu kümmern und das Britisch Empire
nur noch als den Born der fähigsten Verwalter und nüch«
ternsten Rechner zu dulden braucht. Uns aber mahnen nähere
Gründe, den Krieg schnell zu enden. Wir fechten für die Er-
haltung naturwidriger, also unerhaltbarer Staaten, Oester»
reichs und derTürkei, wider den Willen aufstrebender Völker
und die Vorstellung neuer Welt; und müssen, endlich, erken«
nen, daß wir uns zu hoch gebläht, unseren Aufstieg nur als
folge deutscher Tüchtigkeit, nicht auch als Ergebniß anglo«
amerikanischer Gunst, gesehen haben und daß wir, mit un<
serem Bischen Kohle und Eisen, wenn auch stattliche Mengen
vonErz und Holzhinzukommen, wederaus eigener Kraft Welt*
wirthschaft treiben noch jemals die Mächte desErdwestens zu
Beistand zwingen können. In der Hoffnung auf ein Wun«
der den Krieg fortzuführen, der uns unersetzliche Mannes«
kraft gemordet, Physis und Moral des Volkes angekränkelt
hat, der in jedem Monat dreitausend Millionen Mark kostet,
in dem wir die Genossen auf Subsidienkrücken mitschleppen
müssen und, trotz all diesen Opfern, die Zeit gegen uns
arbeitet, wäre Wahnsinn und Frevel, für den ich nicht ver«
antwortlich sein will. Nach meiner Ueberzeugung ist das
Programm der Heeresleitung unausführbar; bringt der Ver*
such, es auszuführen, das Reich in Lebensgefahr. Eben so
13*

fest ist in mir der Glaube, daß jetzt, vor Amerikas Eingriff
und dem Abfall der östlichen Genossen, würdiger Friede
noch zu erlangen ist, wenn wir durch klare Bejahung der
uns vorgelegten Frage, ob wir Belgien in ungeschmälerte
Freiheit wiederherstellen und von allem Verlust entschädigen
wollen, Briten und Amerikanern das ideale Kriegsziel als
schon erreicht zeigen. Belgiens Neutralität ist nicht ein
Phantom, sondern ein Pfeiler europäischen Völkerrechtes,
d.ssen Bruch wir sühnen müssen, um nicht in alle Zukunft
mit einem der Imponderabilien belastet zu werden, die,
nach dem Wort Bismarcks .viel schwerer wiegen als die
materiellen Gewichte.' Da ich aus älteren Schriftsätzen weiß,
daß die Heeresleitung sich höheren Volksvertrauens rühmt,
als eine Regirung im Krieg zu erwerben vermochte, werde
ich den Zwiespalt unseres Wollens dem Reichstagsausschuß,
nicht nur dem Kaiser und dem Bundesrath, unverhüllt
zeigen. In Kenntniß aller zu Urtheilsbildung nothwendigen
Thatsachen und Wetterzeichen muß entschieden werden,
ob Rechtsverachtung, Eroberung, Stärkung monarchischer
Gewalt, Rüstung zu neuem Krieg oder Achtung fremder
und vom deutschen Volk erkämpfter, erdarbter Rechte, Ein*
Ordnung in den nach Vergeistigung, Veredlung des Völker«
Wettstreites lechzenden Menschheitwillen, Demokratie und
Friede auf unserem Banner die Leitworte sein sollen. Die
Wahl der ersten Losung, der kriegerischen, würde mich
in der selben Stunde schwerer Amtspflicht entbinden."
Was thut der Betmann Michaelis? Er fleht die Genes
rale an, „Besucher einseitig annexionistischer Richtung" in
den Glauben zu überreden, daß der so schön (auch, frei*
lieh, „einseitig") vereinbarte Friede nicht als ein „fauler"
anzusehen sei. Und schreibt an den Nuntius:
„Sind wir mithin im heutigen Stadium der Dinge noch nicht in
der Lage, den Wünschen Eurer Excellenz zu entsprechen und eine be-
stimmte Erklärung über die Absichten der Kaiserlichen Regirung im
Hinblick auf Belgien und auf die von uns gewünschten Garantien zu
geben, so liegt der Grund hierfür keineswegs darin, daß die Kaiserliche
Regirung grundsätzlich der Abgabe einer solchen Erklärung abgeneigt
wäre oder ihre entscheidende Wichtigkeit für die Frage des Friedens un-
terschätzte oder glaubte, ihre Absichten und die ihr unumgänglich nö-
thig scheinenden Garantien könnten ein unübersteigliches Hinderniß für

die Sache des Friedens bilden, sondern darin, daß gewisse Voroedin-
gungen, die eine unbedingte Voraussetzung fflr die Abgabe einer der-
artigen Erklärung bilden, noch nicht genügend geklärt zu sein scheinen."
Dieser seifig glatte Bandwurm wird in die Kanzlei des
Kardinals*Staatssekretärs getragen. Der auf die Errungen«
schaft des ins Allerheiligste zugelassenen Siebenmänneraus»
Schusses stolze Reichstag hört keine Sterbenssilbe von der
franko<britischen Zwischenfrage und von der Antwort, die
den hitzigsten Drang nach Frieden in Eisschauern erkälten
mußte, nicht das leiseste Wörtchen von dem im Haupt*
quartier vorgeschriebenen, in Berlin ehrerbietig angenom*
menen Programm. Seine Mehrheit schwört, Belgien werde
„freigegeben", sei also kein Friedenshinderniß. Fragt man
aber die Räthe des Auswärtigen Amtes, dann sprechen selbst
die gescheitesten: „Bei uns überwiegt die Auffassung, daß
wir die belgische Karte noch nicht aufdecken, das kostbarste
Pfand, den wichtigsten Gegenstand künftiger Verhandlung
nicht durch vorzeitiges Versprechen entwerthen dürfen."
Auch diese Ueberklugen kennen den Septemberpakt der drei
Gewaltigen nicht; und haben noch nicht begriffen, daß Ver«
Handlung erst in Sicht kommen kann, wenn der Wahn zer»
schlitzt ist, aus der plumpsten Unrechtsthat aller neuen Ge»
schichte sei vom Thäter noch Profit zu erpressen. So wars
in den drei Kriegsjahren Bethmanns, in den vier Monaten
der MichaelisMuckerei'; so bleibts unter den zehn Mon»
den, die den Lebensdocht des Grafen Hertling für Minuten
aufglühen, dann mählich verglimmen sehen.
Dieser siebente Kanzler kann in seiner ersten Rede dem
Reichstag den Funkspruch melden, der Lenins Bereitschaft
zu Friedensverhandlungen anzeigt; und in die Helle dieser
Freudenpost tönt der Listige denGesammtbericht. Stimmung
und Bündnisse fester als je, Finanzen kerngesund, Sieg auf
Sieg; „die Vertheidigung der heiligsten Güter hat uns (mit
Enver, Talaat.Djemal, Ferdinand»Symeon) zusammengeführt
und wir werden aushalten bis zum Endsieg"; „dem thörichten
Gerede, daß der deutsche Militarismus den Krieg verlängere,
ist jeder Boden entzogen worden; der Herd des Militarismus
ist in denLändern der Feinde; die haben die Friedenshand des
Papstes nicht ergriffen." Am selben dreißigsten November»

tag liöhnt Herr von Kühlmann „den kleinen Zauberer aus
Wales", Lloyd George, der die Hoffnung sein es Anhanges ent>
täuscht habe; sagt, „in den westlichen Demokratien strebe Alles
mehr und mehr auf die Diktatur hin"; stimmt den Grundsätzen
derBolschewiken zu (weder Annexion noch Tribut, Selbstbe»
stimmungrecht jedes Volkes); und „stelltfest, daß diepäpstliche
Kundgebung vom Westen her nicht beantwortet werden wird
und daß Frankreich und England entschlossen sind, nur auf -
die Gewalt zu bauen". Er weiß, daß sie geantwortet, nach
der Vorbedingung alles Verhandeins geforscht und, gewiß
im Einverständniß mit dem Papst, hinter die Ausflucht des
Kanzlers Michaelis nicht eine Zeile mehr verschwendet haben.
Die in Brest und Bukarest aufsprießende Hoffnung hält
Oesterreich und die Türkei noch einmal, locker, im Bund;
„es ist unsere allerletzte Chance", sagte mir damals ein kluger
Türke von hohem Rang. Der Befehl der deutschen Heeres*
leitung hindert den feierlich zugesagten profitlosen Frieden,
der die Welt an Deutschlands Wort und Willen zu Mensch*
heitrecht glauben gelehrt und auch in West die Kriegerischen
entwaffnet hätte. Oesterreich empfängt weder Ottokars Frie»
dennoch ukrainisches Brot; die Türkei soll ihr Schicksal an
die Laune Bulgariens hängen, das Konstanza, den Schlüssel
zu Osmans Hausthor, erhält. Beide können nicht länger war*
ten und bergen die Vorbereitung des Abfalles kaum noch.
Schon schwillt in Frankreich das Amerikanerheer, sind un*
zählige Geschütze, hunderttausend Automobile, unüberseh*
bare Tankgeschwader an Land ausgeladen. Aber die deutsche
Offensive, der ein Anfangserfolg beschieden war, wirds, hö*
ren wir täglich, dennoch schaffen. Nach Paris? Bis an die
Pyrenäen, Kleingläubige, scheucht unser neues Stickgas die
Sippe- Als Graf Hertling über das „Faustpfand" Belgien
allerlei Vieldeutiges gesagt hat, glauben, im Reichstag und
draußen, die Meisten, nun sei die Freiheit und Entschädi*
gung des Königreiches gesichert. Heute weiß Jeder, welche
„realen Garantien" Heeresleitung und Kanzler noch damals
forderten. Alle deutschen Zoll», Steuer», Monopol*, Münz*
und Noten «Gesetze sollten in Belgien gelten, die Mark*
Währung eingeführt, unsere Reichsbank als belgische Central*

notenbank anerkannt, alle während der Besatzungzeit bewirk«
ten Eingriffe in Privatrechte legitimirt werden. Belgien sollte
sich „in allen Zoll» und Handelsvertragsangelegenheiten" von
Deutschland vertreten lassen, auf alle Entschädigung „über
die in der Kriegszeit gewährten Entgelte hinaus" verzichten
und seine Eisenbahnen einer von deutschem Kapital beherr»
sehten Aktiengesellschaft überlassen. Dann wurde es „frei".
Auf die Zerstückung in Wallonien und Vlamland scheint
nicht mehr gerechnet worden zu sein. Der „bevorzugte Platz"
im antwerpener Hafen wurde noch verlangt. Sonst wohl
nichts Beträchtliches. Belgien sollte geben, nicht nehmen;
sich loskaufen, nicht von unverschuldetem, unvorherseh»
barem Verlust entschädigt werden. In das Joch eines so be=
dingten Friedens sind nur völlig Ueberwundene zu pfer»
chen. Das wissen die Generale, weiß der ihnen gehorsame
Kanzler. Im Juni 1918, der so säuberlich die Auslösung des
Faustpfandes ordnet, noch bis in die Julimitte sind sie des
Sieges, des Triumphes gewiß. Am achtzehnten Juli wendet
sich das Glück und kehrt sein Antlitz nie wieder dem deut»
sehen Heer zu. Was dann geschah, offenbart die „im Auftrag
des Reichsministeriums herausgegebene Vorgeschichte des
Waffenstillstandes", deren „Vorbemerkung", obwohl Stücke
daraus schon veröffentlicht worden sind, hier als ein Gan*
zes abgedruckt werden muß, damit klar zu erkennen sei,
wie die Regirung von heute die Vorgänge sieht, die kein
ihr Zugehöriger zu hemmen, zu fördern vermochte.
„Die Veröffentlichung ist erforderlich geworden, um der
Legendenbildung entgegenzutreten. Viele Kräfte sind an der
Arbeit, die Wahrheit zu entstellen. Zum Theil kann man ihnen
den guten Glauben nicht mehr zusprechen, aber zum Theil ist
Unkenntniß die Ursache der Entstellungen. Ueber die Verhand-
lungen dieser Zeit muß daher vollständige Klarheit verbreitet
werden. Das Volk will die Wahrheit und jeder der Betheiligten
hat Anspruch darauf.
Die Urkunden sollen ein objektives Urtheil über die Ver-
handlungen zwischen der Obersten Heeresleitung und der poli-
tischen Reichsleitung während der Liquidation des Krieges er-
möglichen. Deshalb ist Alles aufgenommen worden, was in den
genannten Akten an Aeußerungen der Obersten Heeresleitung

gegenüber der Reichsleitung enthalten ist. Ausgangspunkt der ganztn Friedensaktion ist die Kaisersitzung in Spaa am vierzehnten August 1918. Während General Ludendorff noch Mitte Juli 1918- mit Bestimmtheit erklärt hatte, daß die jetzige Offensive den Feind endgiltig und entscheidend besiegen werde, wird jetzt angenommen, daß es nicht mehr möglich sei, den Krieg militärisch feu gewinnen, und daß daher an eine Verständigung mit dem Feind,, und zwar durch neutrale Vermittelung, zu denken wäre. Doch wird nicht etwa der Auftrag gegeben, die Anknüpfung sofort vorzunehmen. Der Entschluß des Kaisers lautet vielmehr;

‚Es müsse auf einen geeigneten Zeitpunkt geachtet werden,, wo wir uns mit dem Feinde zu verständigen hätten';

und nach ihm faßt der Reichskanzler die Berathung dahin zusammen:

‚Diplomatisch müssen Fäden, betreffend eine Verständigung mit dem Feinde, im geeigneten Moment angespoi nen werden, ein solcher Moment böte sich nach den nächsten Erfolget) im Westen.'

Generalfeldmarschall von Hindenburg führt im Anschluß hieran aus,

..daß es gelingen werde, auf französischem Boden stehen zu bleiben und dadurch schließlich dem Feinde unseren W;llen aufzuzwingen.'

Mit dem Ergebniß dieser Sitzung stimmt es überein, daß der Reichskanzler Graf Hertling ein sofortiges Friedensangebot in der Sitzung des Preußischen Staatsminisieriums vom dritten September 1918 ablehnt und daß die weitergehenden österreichischen Wünsche eines direkten Appelles an alle kriegführenden Länder nicht gebilligt werden. Die deutsche Anschauung, daß eine neutrale Vermittelung vorzuziehen und daß auch für diese ein günstigerer Zeitpunkt, nämlich die Konsolidirung der deutschen Front, abzuwarten sei, wird bis zum zehnten September in zahlreichen Verhandlungen den Oesterreichern gegenüber vertreten, um sie von ihrem offenen Appell zurückzuhalten.

Erst am zehnten September tritt eine Aenderung ein. Generalfeldmarschall Von Hindenburg spricht sich zwar nochmals- gegen den Appell an alle kriegführenden Länder aus, erklärt sich aber nun ‚mit der Vermittelung einer neutralen Macht zur Herbeiführung einer Aussprache ohne Aufschub einverstanden'. Der Widerspruch Oesterreichs, das an seinem Vorschlage festhält und der neutralen Vermittelung widerspricht, führt zu weiteren Verhandlungen mit Oesterreich. Als die Oesterreicher trotz den»

deutschen Widerspruch ihren Appell hinausgehen lassen, dessen
höhnische Zurückweisung man voraussieht, entschließt man sich
von deutscher Seite, die neutrale Vermittelung nebenher zu
suchen. Die Versuche führten nicht zum Ziel.
Inzwischen verschärft Bulgariens Zusammenbruch die Situa-
tion wesentlich.
Vom einundzwanzigsten September an taucht in den Akten-
stücken der Oedanke auf, zur Einleitung der Friedensverhand-
lungen direkt an Amerika heranzutreten. Vorbereitungen werden
getroffen. Am neunundzwanzigsten September ist Staatssekretär
Von Hintze wieder im Großen Hauptquartier. Das Ergebniß der
Berathungen zeigt sicli in dem Telegramm Hintzes ansein berliner
Amt vom neunundzwanzigsten September, neun Uhr vierzig
nachmittags:
‚Bitte auf Grund Befehl Seiner Majestät und Zustimmung
des Herrn Reichskanzlers, in Wien und Konstantinopel ver-
traulich mittheilen, daß ich vorschlage, Präsident Wilson Frie-
den anzubieten auf Grund seiner Vierzehn Punkte und ihn
einzuladen, Friedenskonferenz nach Washington zu berufc.i
nach Aufforderung zum sofortigen Waffenstillstand. . . .
Wenn unsere Verbündeten zustimmen, würde die in Bil-
dung begriffene neue Reichsregirung den Vorschlag auf ge-
eignetem Wege an Präsident Wilson gelangen lassen, so daß
der Vorschlag erst von ihr ausgehen würde.'
Noch am selben Abend gehen aus Berlin die Telegramme
nach Wien und Pera ab. Die Uebereinstimmung mit Wien wird
nach Rückfragen herbeigeführt und die Technik der geheimen
Uebermittelung durch die Schwei/, mit Bern verabredet.
In diesen Tagen tritt die Aktion in ein neues Stadium. Wäh-
rend ursprünglich die Oberste Heeresleitung von der Einleitung
von Friedensschritten vor einer Konsoldirung der militärischen
Lage ganz absehen wollte, später Vorsicht empfahl, bittet sie
jetzt auf das Dringendste, das Friedensangebot gerade wegen der
akuten Gefährdung der militärischen Lage sofort hinausgehen zu
lassen. Am ersten Oktober kommt eine ganze Reihe von Tele-
grammen und Telephongesprächen aus dem Großen Haupt-
quartier mit dem gleichen Inhalt nach Berlin. ‚Heute halte die
Truppe; was morgen geschehen könne, sei nicht vorauszusehen.'
Man solle das Friedensangebot ^sofort hinausgehen lassen und da-
mit nicht erst bis zur Bildung der neuen Regirung warten, die
sieh verzögern könne. Heute halte die Truppe noch und wir
seien in einer würdigen Lage; es könne aber jeden Augenblick.

ein Durchbruch erfolgen und dann käme unser Angebot im allerungünstigsten Moment'. Und spät abends: ,General Ludendorff erklärte mir, daß unser Angebot von Bern aus sofort nach Washington weiter gehen müsse. Achtundvierzig Stunden könne die Armee nicht noch warten. . f . Der General betonte, daß Alles darauf ankomme, daß das Angebot spätestens Mittwoch nacht oder Donnerstag früh in den Händen der Entente sei, und bittet Euer Excellenz, alle Hebel dafür in Bewegung zu setzen.'
Am selben Nachmittag läßt Hindenburg dem ViCekanzler Von Payer mittheilen, wenn bis heute abend sieben bis acht Uhr Sicherheit vorhanden sei, daß Prinz Max die Regirung bilde, könne bis zum nächsten Morgen gewartet werden; sollte dagegen die Bildung der Regirung irgendwie zweifelhaft sein, so halte er die Ausgabe der Erklärung heute nachts für geboten.
In einem Vortrag, den der Vertreter der Obersten Heeresleitung am zweiten Oktober vormittags vor den Parteiführern des Reichstages hält, kommt auch in diesem größeren Kreise die drängende Lage scharf zum Ausdruck.
Prinz Max von Baden sträubt sich aufs Heftigste gegen die gewünschte Friedensaktion, weil sie in dieser Form und in diesem Augenblick einer militärischen Zwangslage die deutsche Situation für die Friedensverhandlungen offenbar sehr ungünstig gestalten würde. Er berichtet hierüber am elften Oktober:
,Am Abend des ersten Oktober sei ihm1 der Reichskanzlerposten angeboten mit dem gleichzeitigen Verlangen, sofort die Friedensvermitielung Wilsons nachzusuchen; er habe sich dagegen gesträubt und mindestens acht Tage warten wollen, um die neue Regirung zu konsolidiren und nicht den Eindruck hervorzurufen, als handelten wir bei unserer Bitte um Frieden svermittelung unter dem Druck eines militärischen Zusammenbruches.'
Am zweiten Oktober bittet General Ludendorff um den Entwurf der Note und läßt nachmittags selbst eine Fassung telephoniren, die im Wesentlichen mit dem' späteren Wortlaut übereinstimmt.
13er Prinz hält seine Bedenken aufrecht. Noch am dritten Oktober stellt er schriftlich eine Reihe von Vorfragen, darunter die Frage:
,Ist die Oberste Heeresleitung sich bewußt, daß die Einleitung einer Friedensaktion unter dem Druck der militärischen Zwangslage zum Verlust deutscher Kolonien und deutschen Gebietes, namentlich Elsaß-Lothringens und rein polnischer Kreise der östlichen Provinzen, führen kann?'

Am selben Tage übersendet Hindenburg, der in Berlin anwesend ist, dem Reichskanzler nochmals schriftlich die Erklärung,
daß die Oberste Heeresleitung auf ihrer Forderung der sofortigen Absendung des Friedensangebotes bestehen bleibt.
Nach eingehender Besprechung unter den Staatssekretären geht die Note unter diesem Druck der Obersten Heeres-Jeitung in der Nacht vom dritten zum vierten Oktober hinaus.
In der Zeit bis zum Eintreffen der Antwort erklärt der Reichskanzler am sechsten Oktober nach dem vorliegenden Protokoll nochmals: ,Ich habe gegen Note gekämpft, erstens, weil ich Moment für verfrüht hielt, zweitens, weil ich an Feind i|n Allgemeinen mich wenden wollte. Jetzt müssen wir Konsequenzen in Ruhe überlegen. Jetzt muß Lage an der Front festgestellt werden, und zwar durch gewiegte Offiziere. Armeeführer müssen gehört werden.' Die Staatssekretäre äußern sich im selben Sinn. Der Gedanke ist offenbar der, daß Ludendorff die militärische Lage auf Grund eines Zusammenbruches der Nerven zu schlecht beurtheilt haben könnte. Nun entsteht ein eigentümlicher Konflikt, der sich durch die ganzen weiteren schwerer. Verhandlungen hinzieht: General Ludendorff sieht in der Befragung anderer Generale ein Mißtrauen und läßt für diesen Fall mit seinem Abschied rechnen, von dem die Reichs-.eitung eine Beschleunigung des Zusammenbruches befürchtet.
Der von Rathenau in der Vossischen Zeitung veröffentlichte Plan einer levee en masse wird erörtert, aber fallen gelassen, weil die militärischen Stellen, insbesondere Ludendorff selbst, sich von ihr nichts versprechen.
Wilsons Antwort ist vom fünften Oktober. Sie verlangt eine nähere Festlegung auf die Punkte des Präsidenten in dem Sinn, daß 'beim Eintritt in die Diskussion nur noch eine Verständigung über die praktischen Einzelheiten ihrer Anwendung stattfinden soll. Ferner wird die Räumung der von Deutschland besetzten Gebiete gefordert und drittens eine Frage nach den in Deutschland maßgebenden Gewalten gestellt.
, . Am neunten Oktober ist eine mündliche Verhandlung mit Ludendorff, der einen kurzen Rückblick auf die ganze Kriegsgeschichte giebt. In dieser Verhandlung erklärt Oberst Heye wiederum: ,Es wäre Hazardspiel der Obersten Heeresleitung, wenn sie den Friedensschritt nicht beschleunigte; es kann sein, daß wir bis zum Frühjahr halten, es kann aber auch jeden Tag eine Wendung kommen. Gestern hing es an einem Faden, ob Durchbruch gelang. Truppe hat keine Ruhe mehr. Unberechen-

bar, ob Truppe hält oder nicht. Jeden Tag neue Ueber-
raschungen. Ich fürchte nicht eine Katastrophe, sondern
möchte Armee retten, damit wir während der Friedensver-
handlungen sie noch als Druckmittel haben.'
Der zuletzt angedeutete Gedanke wird wiederholt von der
Obersten Heeresleitung aufgenommen. Ludendorff vertritt den
Standpunkt, daß Deutschland nicht gezwungen sei, alle Forue-
rungen anzunehmen, daß insbesondere eine Forderung aur
Preisgabe deutscher Festungen abgelehnt werden könne. Aber
die Antworten auf die Frage, wie lange noch Widerstand ge-
leistet werden kann, lauten wechselnd und unsicher. Luden-
dorff anwortet dem Staatssekretär Dr. Solf auf die Frage, ob
die Front noch drei Monate gehalten werden kann, verneinend;
und auf die Frage des Prinzen Max:
,Kann beim. Scheitern der gegenwärtigen Friedensaktion
trotz dem Abfall eines der beiden uns noch verbliebenen
Bundesgenossen der Krieg allein von uns noch fortgeführt:
werden?'
lautet Ludendorffs Antwort stark bedingt::
„Wenn eine Kampfpause im Westen eintritt, ja".
Die deutsche Erwiderung auf Wilsons Antwort ergeht:
noch in vollem Einvernehmen mit der Obersten Heeresleitung.
Auf Wunsch des Generalfeldmarschalls Von Hindenburg wird,
ausdrücklich ausgesprochen, daß Deutschland von der An-
nahme ausgeht, daß auch die mit den Vereinigten Staaten ver-
bundenen Mächte sich auf den Boden der Grundsätze des
Präsidenten Wilson stellen.
Die zweite Note des Präsidenten Wilson vom fünfzehnten
Oktober wird wesentlich schärfer. Sie trennt zum ersten Mal
den Frieden vom Waffenstillstand, dessen Bedingungen ,demr
Urtheil und dem Rathe der militärischen Berather' überlassen
werden müssen, spricht von ungesetzlichen und unmenschlichen
Praktiken der deutschen Streitkräfte und erklärt, daß die ganze
Durchführung des Friedens ,von der Bestimmtheit und dem
befriedigenden Charakter der Bürgschaften abhängen wird',
welche in den grundlegenden Fragen der inneren Gewalten
gegeben werden können. Oesterreich erhält eine besondere
Antwort. Die Bestürzung über diese Note in ganz Deutschland
und namentlich ihre Wirkung auf das Heer ist offenbar groß.
Der Widerspruch regt sich überall, der Stolz bäumt sich auf
und die Oberste Heeresverwaltung möchte zurück. Nur erhebt
sich die schwere Frage, ob man noch zurück kann. Denn die
Offenbarung der schlechten Lage nach vierjähriger Behauptung

w
«des sicheren Sieges hat inzwischen im Ausland und Inland mrfc
Wirkung gethan.
Das Verhältniß zwischen der Obersten Heeresleitung und
der Reichsleitung dreht sich. Die Oberste Heeresleitung fragt an,
ob die deutschein Massen noch einmal in den Kampf bis zum
Aeußersten mitgehen würden oder ob die moralische Wider-
standskraft dafür zu sehr erschöpft sei. Staatssekretär Dr. Solf
sieht in diesen Zeilen nicht nur einen Appell an das deutsche
Volk, sondern zugleich eine Verschiebung der Verantwortlichkeit.
.Warum sei denn die Stimmung so gedrückt? Weil die
militärische Macht zusammengebrochen sei. Jetzt aber sage
man: Die militärische Macht wird zusammenbrechen, wenn
die Stimmung nicht durchhält. Diese Verschiebung dürfe
man nicht zulassen; sie passe schlecht zu den eigenen.
Worten Ludendorffs, (der mit dem; Kriegsminister einig ge-
wesen sei, daß eine levee en masse nicht möglich ist'
Arn siebenzehnten Oktober sind drei Sitzungen. Ueber die
mittlere Sitzung mit Ludendorff, in der die geshmmte Lago
nach allen Richtungen durchgesprochen wird, liegt eine aus-
führliche Niederschrift vor. Ludendorff äußert sich hoffnung-
voller als vor zwei Wochen über die Möglichkeit, über die
nächsten Wochen hindurch Stand fcu halten. Aber seine Aeuße-
rungen sind unbestimmt, wechselnd und je nach der $timmnvuing'
gefärbt; sie finden gegenüber der Wucht der Thatsachen, die
zur Sprache kommen, zum Theil kein volles Vertrauen. Hatten
vor Kurzem Ludendorff und Heye es selbst als Hazardspiel be-
zeichnet, wenn sie den Friedensschritt nicht beschleunigten,
so heißt es jetzt:
. ,Der Krieg ist kein Rechenexempel- Es giebt im Krieg
eine Menge Wahrscheinlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten.
Was schließlich eintrifft, weiß kein Mensch. Als wir im
August 1914 nach Ostpreußen kamen und mit Hilfe meines
treuen Mitarbeiters Hoffmann die Befehle zur Schlacht von
Tannenberg ausgegeben wurden, da wußte man auch nicht,
wie es gehen würde, ob Rennenkampf marschiren würde oder
nicht. Er ist nicht marschki und die Schlacht wurde ge-
wonnen. Es gehört zum Krieg Soldatenglück; vielleicht be-
kommt Deutschland doch auch wieder einmal Soldatenglück.'
Aui die zusammenfassende Frage, ob die Westfront bei
Ueberführung der Kräfte aus dem Osten (deren Möglichkeit noch
zweifelhaft ist) nach drei Monaten noch stehen werde, ant-
wortet Ludendorff:
,Ich habe,schon dem Herrn Reichskanzler gesagt: Idi

halte einen Durchbruch für möglich, aber nicht für wahrscheinlich. Innerlich wahrscheinlich halte ich den Durchbruch nicht. Wenn Sie mich auf mein Gewissen fragen, kann ich nur antworten: Ich fürchte ihn nicht'
Zu seinen eigenen früheren Erklärungen sagt Ludendorff:
,Es ßt auch heute so, daß wir Jeden Tag eingedrückt und geschlagen werden können. Vorgestern ist es gut gegangen; es kann auch schlecht gehen.'
Die Möglichkeit einer Auffüllung der Truppen im Westen durch Räumung Weißrußlands und der Ukraine, das Aushalten mit Materialien -und Produkten, namentlich mit dem' nur noch für wenige Monate reichenden Oel wird ausführlich erörtert Hier ergeben sich viele ungünstige Faktoren. Man berechnet, wie viele Mannschaften aus dem Inneren bei schärfster Auskämmung freigemacht werden können. Zum' Schluß dieser Berechnungen sagt der Reichskanzler:
,Also wir können bis nächstes Frühjahr 600 000 bis 700 000 Mann Ersatz aufstellen, die Feinde 1 100 000 Mann, wenn ich nur die Amerikaner berechne; dazu kommen dann vielleicht die Italiener. Wird sxh also zum Frühjahr unsere Lage verschlechtern oder verbessern?'
General Ludendorff antwortet:
,Nach den Zahlen ist es keine Verschlechterung. Aber dazu kommt die Rückwirkung der Räumung auf unsere wtrthschaftl'iiclhe Llage; wenn wir zurückgehen, wird die Lage unserer Kriegsindustrie in höchstem Maße verschlechtert. Das konnte man ja immer voraussehen, daß, wenn wir aus dem Kriege mit unseren jetzigen Grenzen heraustkommen, wir militärpolitisch und industriell viel schlechter stehen als früher. Das wird sich auch jetzt bei einer Räumung zeigen.'
Am Ende der Sitzung tritt der Gedankengang des Reichskanzlers klar hervor. Er weist darauf hin, daß auch nacfi den weitestgehenden (von dem Prinzen selbst anscheinend nicht getheilten) Hoffnungen Ludendorffs der Krieg nur auf beschränkte Zeit fortgeführt werden kann, daß inzwischen mit dem! Abfall der beiden noch übrigbleibenden Verbündeten bestimmt zu rechnen ist und daß sich nun die Frage erhebt: Steht man am Schluß besser oder schlechter als heute? Ludendorff ist der Auffassung, daß es keine schlechteren Bedingungen giebt. Ludendorff: ,Ich habe den Eindruck, ehe wir durch diese (Note Bedingungen auf uns nehmen, die zu hart sind, müßten wir dem Feinde sagen: Erkämpft Euch solche Bedingungen.'

Der Reichskanzler: ‚Und wenn er sie erkämpft hat, wird er
uns dann nicht noch schlechtere stellen?'
Ludendorff: .Schlechtere giebt es nicht.'
Der Reichskanzler: ‚0 ja: sie brechen in Deutschland ein
und verwüsten das Land.'
Ludendorff: ‚So weit sind wir noch nicht.'
Der letzte Satz weicht aus, denn die Möglichkeit der Ab-
wehr ist auch nach Ludendorffs jetziger Ansicht zum Min-
desten ungewiß und die Frage war gerade die, wie die politische
Lage sich nach weiterem vergeblichen Widerstand gestalten
würde. Die Reichsleitung zieht offenbar Dreierlei in Betracht.
Lrstens, daß im Fall der Kapitulation die politische Lage
schlechter sein würde. Zwar stellt die letzte Note des Prä-
sidenten Wilson scharfe und kränkende Modalitäten des Waffen-
stillstandes in Aussicht. Auch diese Note hält aber für den
eigentlichen Friedensvertrag an den bekannten Punkten des
Präsidenten fest. Wenn es wirklich gelänge, den Krieg noch
einige Monate fortzusetzen, so würde man im Fall d>cs schlechten
Ausganges diesen Boden nicht mehr unter den Füßen* haben.
Daneben steht ein zweiter Gedanke. Zwar war schon damals,
besonder» nach dem Ton der letzten Note, zu befürchten,
daß Wilson später seine Grundsätze verletzen oder die Ver-
letzung dulden würde. Aber da die Note selbst eine klare
Verletzung noch nicht enthielt, hätte man sich im Fall des
Abbruches der Verhandlungen auf einen klaren Wortbruch nicht
berufen können. Daher wäre ein Aufruf zum Endkampf nach
der Auffassung der Reichsleitung, auch wenn man sich dazu
entschließen wollte, auf die Dauer ohne Kraft gewesen. Das
Verlangen auf Räumung und auf Einstellung des U-Boot-
Krieges, die allgemein gehaltenen Forderungen auf Demokrati-
sirung waren nach der Ansicht des Reichskanzlers bei aller
Schwere keine Gründe, die, nachdem einmal die Verhandlungen
irrer einen Wilson-Frieden eröffnet waren, das deutsche Volk,
das zum größten Theil Demokratisirungen in mehr oder
weniger entschiedenem Umfang selbst wünschte, zu dem furcht-
baren letzten Kampf auf die Dauer erheben konnten. Dazu
kamen drittens allgemeine Erwägungen. Durch den auch nach
der jetzigen Meinung Ludendorffs wenig aussichtvollen Kampf
würde mit Sicherheit Tod und Elend weiter schrecklich ge-
'wüthet haben. Die Zahl der unglücklichen, schwer im Krieg
Verletzien hätte sich nutzlos vermehrt. Die Zerstörung Belgiens
und Nordfrankreichs durch die Kämpfe und durch einzelne,
auch bei Milderung der zuletzt geübten Praxis, unvermeidlich

bleibende Eingriffe auf dem Rückzug würde fortgesetzt und
die Verwüstung in das eigene Land getragen werden. Die ma-
terielle 1 Last hätte sich ins Unendliche gesteigert. Uebrigens
knußten auch Frankreich und Belgien die mit dem Vormarsch
in jedem Falle verbundenen weiteren Zerstörungen scheuen.
Darin erblickte die Reichsleitung eine Stärke der momentanen
politischen Lage; denn diese Gegner hatten dadurch auch ein
Interesse an sofortigem Waffenstillstand, mehr als etwa nach
dem Erreichen der deutschen Grenze.
In der nachfolgenden dritten Sitzung vom siebenzehnten
Oktober wird die Berathung fortgesetzt. Inzwischen sind
schlechte Nachrichten aus Oesterreich eingegangen. Im Uebrigen
ist das Bild das gleiche. Ludendorff selbst befürwortet zwar
mit Rücksicht auf den befürchteten Abfall Oesterreichs nach
wie vor die Fortsetzung der Friedensverhandlungen, meint aber,
man brauche trotzdem nicht jede Bedingung anzunehmen; es
sei immer noch Zeit, klein beizugeben. .Wenn wir thatsächlich
geschlagen werden sollten, so müßten wir eben sofort kapifu-
hren. Gefährlich könnte es werden, wenn wir bei Verdun eine
Niederlage erlitten; sonst sehe er die Gefahr nicht für so
groß an.'
Nach diesen Berathungen tritt wegen der schwankenden
und einander zum Theil widersprechenden Aeußerungen Luden-
dorffs über die militärische Lage wieder das Bedürfniß hervor,
andere Generale zu hören, diesmal, weil die Gefahr einer zum
Theil zu günstigen Beurtheilung besteht. Aber Ludendorffs
Widerspruch gegen eine solche Anhörung ist noch nicht be-
seitigt und man muß fürchten, mit seiner Entlassung den Zu-
sammenbruch des Heeres zu beschleunigen.
Am zwanzigsten Oktober läßt Hindenburg telephoniren:
.Die Türkei hat Sonderverhandlungen begonnen. Oester-
reich-Ungarn wird bald folgen. Wir werden sehr bald in
Europa allein dastehen. Die Westfront ist in großer An-
spannung. Ein Durchbrach bleibt möglich, wenn ich ihn
auch nicht befürchte. Durch Absetzen vom Feinde
könnte ein nachhaltiger Widerstand organisirt werden
Aber selbst, wenn wir geschlagen würden, ständen wir nicht
wesentlich schlechter da, als wenn wir jetzt schon Alles an-
nähmen.'
Also eine sehr ungünstige Darstellung der militärischen
Lage, an die sich wieder das Urtheil schließt, daß Deutsch-
land im Fall einer Austragung des Kampfe* mit unglücKlichem
'Ausgang nicht schlechter dastehen würde«

Es folgt die deutsche Antwort vom zwanzigsten Oktober. Diesmal besteht eine sachliche Differenz mit der Obersien Heeresleitung. Sie tritt hauptsächlich wegen der Einstellung ties U-Boot-Krieges zu Tage. In einer vor Absendung der Note einberufenen Besprechung mit deutschen Auslandsvertretern (Rosen, Graf Brockdorff-Rantzau, Graf Metternich) hatten Diese sich übereinstimmend für das Entgegenkommen in der U-Boor-Frage ausgesprochen. Es wird die Hoffnung geäußert, daß nicht die unglückliche Torpedirung eines amerikanischen Passagierdampfers dazwischenkommen möge. Aber gerade jetzt, also vor den zuletzt besprochenen Noten, trifft die Nachricht von der Torpedirung der ,Leinster' ein und verschärft die Stimmung in den Vereinigten Staaten.
In der dritten Note Wilsons vom dreiundzwanzigsten Oktober 1918 wiederholt der Präsident den Hinweis auf seine Botschaft vom achtzehnten Januar 1918 und seine folgenden Botschaften. Er theilt mit, daß er den anderen Regirungen vorgeschlagen habe, falls sie geneigt seien, den Frieden zu den angebotenen Bedingungen und Grundsätzen herbeizuführen, de» Waffenstillstand einzuleiten, und fügt hinzu: ,Die Annahme dieser Waffenstillstandsbedingungen durch Deutschland wird den besten konkreten Beweis dafür erbringen, daß es die Grundsätze des Friedens annimmt, denen die ganze Aktion entspringt.' Die Note endet mit längeren Ausführungen, in denen der Präsident nochmals Zweifel über die inneren Machtverhältnisse in Deutschland äußert.
Im Anschluß an diese Note mehren sich die Aktenstücke, die von der Abdankung des Kaisers und des Kronprinzen handeln. Ob Wilson die Abdankung als Voraussetzung bezeichnen will, geht nach der Auffasung des Auswärtigen Amtes ausl dem Text nicht klar hervor; wohl aber verstärkt sich der Einr druck, daß die Abdankung, wenn sie freiwillig und vor der Entgegennahme der Waffenstillstandsbedingungen geschähe, die Verhandlungen erleichtern und klären würde. Ueber diese Frage ist mehr gesprochen als1 schriftlich niedergelegt worden; die Dokumente sind daher nur lückenhaft
Ferner wird die Frage des Rücktrittes Hindenburgs und namentlich Ludendorffs in diesem Zusammenhang erwogen. Die Frage verquickt sich mit dem Verlangen des Kabinets, noch andere Generale zu hören, ein Verlangen, das bisher wege/i der Rücktrittsandrohung Ludendorffs immer wieder zurückgestellt worden war. Ludendorff lehnt die Anhörung nochmals energisch1 ab. In der Nachmittagssitzung vom sechsundzwanzigsten Ok-

tober theilt Payer mit, idaß der Kaiser das Entlassungsgesuch Ludendorffs angenommen, dagegen Hindenburg bewogen habe, in seinem Amt zu bleiben. In dieses Stadium fällt die Mittheilung, daß Wien um einen Separatfrieden nachgesucht habe. Die deutsche Antwort an Wilson wird abgesandt.

Am ächtundzwanzigsten Oktober treffen die Generale Von Mudra und Von Gallwitz ein. Sie äußern .sich in dem Sinn, daß man noch die letzten Mittel zeigen müsse, um zu beweisen, daß es noch nicht zu schlecht stehe. Die ihnen während der Sitzung gemachte Mittheilung von dem Sonderschritt Oesterreichs ruft allerdings schwere Besorgniß und Zweifel an der Möglichkeit eines ernsteren Widerstandes hervor.

Ein vergeblicher Austausch von Telegrammen mit Wien zur Verhinderung des Sonderfriedens und die Mittheilung von dem Waffenstillstand der Türkei folgen. Am fünften November erstattet der neue Erste Gerieralquartiermeister Generallieutenant Gröner ein ausführliches Gutachten. Inzwischen erlebt die ruhige > Politik der konsequenten Fortführung des am dritten Oktober unwiderruflich eingeleiteten Schrittes noch einen wichtigen Erfolg; Lansings Note trifft ein, in der ausdrücklich mitgetheilt wird, daß die Alliirten Regirungen für den endgiltigen Friedensvertrag Wilsons Punkte mit zwei bestimmt bezeichneten Ausnahmen angenommen haben.

Nun folgt der Abschluß des Waffenstillstandes. Die Bedingungen für den Stillstand der Kämpfe sind maßlos. Aber eine Ablehnung ist nicht möglich. Der am dritten Oktober) beschrittene Weg muß zu Ende gegangen werden. Nachdem) einmal die deutsche Regirung auf Veranlassung der Obersten Heeresleitung damals selbst die Punkte Wilisons als ernsthafte Grundlage ties Friedens bezeichnet und angenommen hatte und nachdem auch die Gegner sich auf diese Punkte verpflichtet haben, sieht das deutsche Volk den Krieg als abgeschlossen an. Wilson ist der populärste Mann im ganzen Lande und trotz aller Entrüstung über die Härte des Waffenstillstandes hofft das Volk auf die Gestaltung des endgitligen Friedens nach unparteiischer Anwendung seiner Sätze. Jeder Versuch einer Hinausschiebung wäre jetzt dem Strom1 entgegengelaufen; wo die Mannschaften einen solchen Versuch vermuthen, erheben sie sich. In diesem Stadium bestehen keine Meinungversehiedenr heitei? mehr mit der Obersten Heeresleitung. Am zehnten November funkt sie, mit der "Unterschrift Hindenburgs, zugleich nach Berlin und an die mit Foch verhandelnde Waffenstillr standskommission, in welchen Punkten versucht werden muß,

Erleichterungen zu erreichen. Das Telegramm endet mit den
Worten:
,Gelingt Durchsetzung dieser Punkte nicht, so wäre
trotzdem abzuschließen. Gegen Ablehnung Punkt 1, 4, 5,
6, 8, 9 wäre flammender Protest unter Berufung auf Wilson
herbeizuführen.'
Am elften November 1918 tritt der Waffenstillstand in
Kraft. Damit schließen die Urkunden.
So hat, im vierundsechzigsten Monat, der Krieg geendet,
den, wie der österreichische Staatskanzler Renner nach gründ«
licher Aktendurchforschung in einer amtlichen Urkunde be*
zeugt, „die Hof» und Militärkamarilla unternommen hatte".
Drei Thatsachen sind nun über jeden Zweifel gehoben: daß
die Heeresleitung mit den stärksten Treibmitteln die Bitte
um Waffenstillstand erwirkt und, wider den Wunsch des
Prinzen»Kanzlers, beschleunigt hat; daß sie, nicht irgendein
Civilist, als Friedensgrundlage die Vierzehn Punkte empfahl,
die sie zuvor als eineReichszerstückung androhende Schmach
von der Schwelle des auch nur Erwägenswerthen gewiesen
hatte; und daß die (von Amerikanern und Briten nicht er»
wartete) Unterzeichnung des Waffenstillstandes, für die Herr
Erzberger haftbar schien, von dem Marschall Hindenburg
verlangt worden ist. General Ludendorff hatte in der letzten
Oktoberwoche, unter dem Eindruck kaiserlicher Ungnade,
den Abschied erbeten und als Bescheid den in aller Geschichte
von Caesarenblindheit unvergilblichen Satz gehört: „IhrRück»
tritt wird mir erleichtern, mit Hilfe der Sozialdemokratie
mir ein neues Reich aufzubauen." Der General hat öffent»
lieh behauptet, das Weißbuch biete „eine durchaus einseitige
und entstellende Darstellung"; hat sie aber auch mit dem
Nimbus des Siegers von Tannenberg bisher nirgends zu
entkräften vermocht. Herr Solf soll ihn mißverstanden, Herr
von Grünau die Lage nicht gekannt, Herr von Hintze falsche
Angaben gemacht haben. Keine Anschuldigung steht auf
festem Grund; jede scheint dem (kaum bewußten) Wunsch
entsprossen, Widersprüche zu überbrücken, auf die im Schluß»
akt so ungeheurer Tragoedie der Seelenkundige ohne Staunen
blickt. Daß vor der Heeresleitung schon das Auswärtige
Amt schnellen Waffenstillstand erstrebt habe, sei durch eine
Notiz erwiesen, die am achtundzwanzigsten September als die
14'

Aufgabe der künftigen Regirung bezeichnet, „je nach den Wünschen unserer militärischen Stellen dem Präsidenten Wil» son nahzulegen, die Kriegführenden eventuell zum Abschluß eines sofortigen Waffenstillstandes einzuladen." Sieben Tage zuvor aber hatte Freiherr vonLersner aus dem Großen Haupt* quartier an den Staatssekretär telegraphirt: „General Luden* dorff fragte mich, ob Eure Excellenz gedächten, durch den Fürsten Hohenlohe»Langenburg in Bern an Amerika wegen Friedensverhandlungen heranzutreten." Und seit dem Sechs» undzwanzigsten war bekannt, daß Bulgarien in Saloniki über einen Sonderfrieden verhandle. Herr von Hintze, Admiral und Staatssekretär, schreibt auf ein Merkblatt: „Mitte Juli 1918 hatte ich in Avesnes dem General Ludendorff die förmlich und bestimmt gefaßte Frage vorgelegt, ob er sicher sei, mit der jetzigen Offensive den Feind endgiltig und entscheidend zu besiegen; der General hatte meine Frage wiederholt und dann erklärt: Darauf antworte ich mit einem bestimmten Ja." Die bis ins Kleinste zurückgehende Angabe des in militärische Denk» und Ausdrucksform Gewöhnten soll falsch sein: und doch wäre zu beweisen, daß der Feldherr (unter geringerem Titel war ers)in der zweiten Juliwoche so sprach und so dach* te. Nicht viel länger noch? Allzu lange. Der seinem Ver* trauen nächste Offizier steht heute noch auf dem Irrglauben, „eine Nasenlänge vor dem Endsieg sei das Heer durch einen Dolchstoß in den Rücken ermordet worden". Das aus dem Weißbuch rückwärts fallende Licht ist dem General nicht günstig; zeigt ihn aber so, wie der Psychologe sich einen plötzlich Entgotteten, vom Thron aufs schmale Bänkchen des fast verdächtigen Zeugen Erniederten vorstellt. Herr von Lersner hat einmal aus dem Hauptquartier ins Amt tele* phonirt, „auf Grund seiner langjährigen Erfahrung im G H Q könne er nur auf das Dringendste davor warnen, Versprech* ungen der Obersten Heeresleitung Glauben zu schenken und sich in der einmal eingeschlagenen Friedenspolitik auch nur im Geringsten beirren zu lassen". Aus diesen? Warn» ruf klang eine Stimmung, die nicht vereinzelt, nicht gestern geworden war. Fünf Jahre lang hatten die Diplomaten, Alt und Jung, nun im Schatten gestanden, früh und spät die unermeßlich hohen Werke der Generale rühmen gehört und

nie doch, im dichtesten Hagel der Spottpfeile nicht ein wacher, geglaubt, der grause Handel werde, könne in Glanz und Wonne enden. Denn sie wußten, was von den Berichten zu halten sei, die alle Fehlschläge und Niederlagen, alle Ver« luste, Menschen, Geschütz, Schiffe, Flugzeuge, das unsäg« liehe Elend des Zeppelinismus, verschwiegen, Rückzüge als unerschaute Geniethat priesen und, wenns gar nicht mehr anders ging, meldeten, ein mit furchtbaren Opfern erkämpfe ter Hauptort, Wald oder Gebirgskamm „liege vor unseren Linien". Mahnendes Wort verhallte; Warnrede wurde mit Vehmspruch gestraft. Die Zweifel verkrochen sich und lugten nur hervor, wenn kein Unerprobter sie fahnden konnte. .Zieht Euch gut an, Kinder, und haltet, nach Chlodwigs weisem Rath, die Schnauze: dann kommt Ihr vorwärts. Und muß über Amtliches gekohlt werden, dann über das Wich« tigste: ob Berchem London kriegen, in Paris Lucius oder Oberndorff das Rennen machen und wer in Wien, wenns Botschaft bleibt, Moppy Wedel beerben werde." Jetzt sollten die in Finsterniß Verbannten aus tiefster Noth helfen. Durfte der General, der die Staatssekretäre nach Mitternacht zu empfangen, zu instruiren pflegte, in diesem Luft wirbel Wohl« wollen heischen? Er soll Rechenschaft geben, heiklen Fragen antworten, gar, der vier Heeren, zehn Ländern befahl, andere Gutachter zulassen. Von der umdampften Säule ist er in Alltagsgrau gestürzt. Er blinzelt und kann noch nicht fassen, daß an sein Wort, aus dem Völkern und Staaten Schicksal geworden ist, sich Zweifel zu kleben wagt. „In welchen Hän» den sind wir gewesen!" In den Händen höchst tüchtiger, doch fehlbarer Menschen, die Anbetungdrang in Gottähnlichkeit hob. In duftendem Gewölk, auf dem rothen Machtfirn haben sie verlernt, was Erdenwandel den Indergott lehren mußte, mitzufühlen Leid und Qual, und sich berufen gewähnt, ihr Volk mit verbundenen Augen durch siebenmal sieben Höllen in ein Eden zu führen. Sie lieben dieses Volk, wie der Reife ein Kind liebt, haben unermüdlich für seine Zukunft gearbeitet; und nur, ohne Gottheit in sich, niemals geahnt, daß der frommste Trug nicht Wahrheit zu zeugen vermag.

Herausgeber unc^ verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag dar Zukunft in Berlin. — Druck von Paß ß. Garleb G. m. b. H. in Berlik.

Geschäftliche Notizen
E in wichtiger Fingerzeig für Kaufleute
und Industrielle
Der Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft bedarf vor
allem einer planmäßigen Organisation. Diese wiederum kann
der Vorzüglichkeit, der Gediegenheit des Hilfsmaterials nicht
entraten. Darum ist der Entschluß der Isenburger Bureau-
möbelfabrik Schmidt & Köhler, die in Frankfurt a. M. und
Hamburg eigene Geschäftsstellen unterhält, mit besonderer
Genugtuung zu begrüßen: nur unter Verwendung ausschließ-
lich echter Stoffe dem deutschen Kaufmann sein Handwerks-
zeug auf den Tisch zu legen: so bringt die Fabrik unter der
Marke Eska reines Leinenpapier auf den Markt in handlichen
Blocks, so schuf sie gutarbeitende, enorm praktische Eska-
Briefordner und so sind ihr vor allem die längst notwendig
gewesenen Eska-Postscheckmappen zu verdanken. Der deutsche
Kaufmann tut gut, sich dieser bereits überall bewährten
Hilfsmittel zu bedienen.
;
.

Sanatoritim Schierke i. Harz
mit Tochterhaus
Kurhotel Barenberger Hof
Das ganze Jahr geöffnet
Nähere« durch Prospekt
Aerxtl Leit.: San.-Rat Dr Kratzenstein Wirtschaft!. Leit.: Th. Johannien.
Wiener Restaurant SSSSffiS
KRZIWANER
= Weltberühmte Küche
TELEPHON:
Zentrum 4086
Pilsner Urquell
Carlton-Hotel =
Gegenuber dem Haupt« 1
i Vollendetste eines modernen Hotels. □ bahnhof, linker Ausgang, j' > ■ B
Das^
vietrs HotelTietoria
Bad Harzburg
Hotel JKarienbad
Haus ersten Ranges
Einziges Gartenhotel Münchens
Vornehmer, ruhiger Aufenthalt
PELTZER
Heue UIIhelmstT.5
Telephon: 11017

Keine Postkarten, sondern nur künst-
lerische AKtphoto^raphle. Man
Verlange Probesendung. Postfach 2,
Hamburg 31.
Hotel Kaiserhof
Nürnberg
Direktion: Ernst Tonndorf
Hotel
Hansa - Hof
Harzburg

Zuckerkranke!!
Wie ich meinen Zucker los wurde und
wieder arbeitsfähig geworden bin, teile
ich aus Dankbarkeit unentgeltlich jedem
Zuckerkranken mit. Ford. Hessel I.
Rheinböllen 60.

n*)
T Tebt sich im neunten Monat nach dem Einsturz eines Viertelhunderts alter Throne schon wieder eine Welle, die aus dem Wrack der Monarchie das kostbarste Gut auf die Strandtrift schleudert und seine Bergung ermöglicht? Hat der Zeitraum,worin aus Mannessaat ein lebensfähiger Mensch werden kann, im fiebernden Schoß zerquälter Völker den uralt verwelkten Gedanken der Einherrschaft zu neuer Blüthe wiedergeboren? Viele fragen; und zitternd weist der Finger Aengstlicher auf Ungarn, wo, dünkt sie, unter dem Segen, nach dem Willen der siegreichen Westmächte das Aposto* lische Königthum des ersten Stephans, des von Silvesters Papsthuld mit so hohem Titel belohntenMagyarenbekehrers, in neues Leben ersteht. Nicht heute, nicht morgen wird der Frage bündige Antwort gefunden. Erinnert, Zage, Euch an Zarathustras Gespräch mit den zwei Königen, die, mit Krone und Purpurgürteln geschmückt und bunt wie Flamingos, einen beladenen Esel vor sich hertrieben und den persischen Weisen für einen Ziegenhirten oder ungehobelten Einsiedler hielten. „Alles ist bei uns falsch und faul. Niemand weiß mehr zu verehren: Dem gerade laufen wir davon. Dieser Ekel würgt mich, daß wir Könige selber falsch wurden, über« hängt und verkleidet durch alten, vergilbten Groß väterprunk, Schaumünzen für die Dümmsten und die Schlausten und

•) S. „Zukunft" vom neunten August 1919.

wer heute Alles mit der Macht Schacher treibt! Wir sind
nicht die Ersten und müssen es doch bedeuten: dieser Be*
trügerei sind wir endlich satt und ekel geworden." So redet
einKönig; undZarathustra: „Einstsprach ich: Was liegtnoch
an Königen! Ich freute mich, als Ihr zu einander sagtet: Was
liegt an uns Königen!" Seine Freude wächst in Entzückung,
da er sie reden hört: „Der höchste Mensch soll auf Erden auch
der höchste Herr sein. Es giebt kein härteres Unglück in allem
Menschenschicksal, als wenn die Mächtigen der Erde nicht
auch die ersten Menschen sind. Da wird Alles falsch und
schief und ungeheuer. Und wenn sie gar die letzten sind
und mehr Vieh als Mensch: da steigt und steigt der Pöbel
im Preis und endlich spricht gar die Pöbeltugend: 'Siehe,
ich allein bin Tugend!' Du, Zarathustra, lehrst: Ihr sollt
den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen und den
kurzen Frieden mehr als den langen! Unserer Väter Blut
rührte sich bei solchen Worten in unserem Leib: Das war
wie die Rede des Frühlings zu alten Weinfässern. Wenn
die Schwerter durcheinander liefen gleich rothgefleckten
Schlangen, da wurden unsere Väter dem Leben gut; alles
Friedens Sonne dünkte sie flau und lau, der lange Friede
aber machte Scham." Des Persers prüfender Blick sieht fried*
fertige Könige mit alten und feinen Gesichtern; sein Mitleid
ladet sie zu Rast in die Höhle. „Ihr werdet, freilich, lange
wartenmüssen. Je nun! Was thuts? Wo lernt man heute besser
warten als an Höfen? Und der Könige ganze Tugend, die
ihnen übrig blieb, heißt sie heute nicht: Warten«Können?"
Warten: bis wieder Lust und Zeit zu Krieg wird, der nach
dem Führer und Völkerrichter schreit. Dieser Schrei über*
brüllt alle Warnung von der Art der aus Samuels Greises*
brüst drohenden: „Der König nimmt Euch die Söhne in
seine Waffenschmieden, macht sie zu Reitern, Läufern, Wa«
genlenkern, läßt von ihnen seine Aecker bestellen, von Euren
Töchtern sich das Mahl bereiten, Brot backen, Salben mi*
sehen; er entreißt Euch die besten Felder, Weinberge, Oel*
gärten, zehntet die Heerden und zwingt Euch in Knechts*
fron!" Bewährt er sich dann aber nicht als Führer, nicht
als den höchsten Menschen, enttäuscht er das Hoffen auf

Sieg und Machtmehrung, ruht das Gefunkel der rothge*
fleckten Schwertschlangen und blößt das alte, feine oder das
viehisch stumpfe Gesicht eines Müden, mit Krone, Purpur»
gurt, Flamingogefieder aus Gottes Gnade, irgendeines, Ge*
sunkenen: worauf soll Dieser noch warten, bis in welches
Wunders Geburtstunde fröstelnd in dunkler Höhle kauern?
Wo Rachsucht, Kriegswuth aufglüht, kann sie des Esel*
treibers Kittel in Purpurschein färben. Unter den fünfzig
Monden des Weltkrieges hat nirgends ein Kaiser, König, Prinz
sich in die Glorie des Feldherrn gereckt. Dem einzigen Dy*
nastensohn,dessen Leistung derRede werth bleibt, demGroß*
fürsten Nikolai, fehlte früh die zu modernem Krieg taugliche
Waffe; und der von den gefährlichsten Gegnern, den Ge«
neralen Conrad undLudendorff*Hindenburg, Bedrängte ver»
mochte drum nicht dasMaß seines Könnens, groß oder klein,
zu zeigen. Weil die Thronenden sammt ihrer Brut an dem
Tag, für dessen Gewittersnoth ihnen die zeitwidrige Gewalt
anvertraut worden war,sich als unzulänglich,nicht einmal der
Pflicht kluger Voraussicht und Hemmung mächtig erwiesen,
blies das erste Schauerwindchen sie vom morschen Sitz. Die
Völker hatten sie nackt gesehen und die Wahrheit des bona«
partischen Spottwortes empfunden, das Auge glaube Nackten
niemals das Königthum. Der nach der Mode lackirte ungari,
sehe Feudalstaat, die Adelsoligarchie, die den vom calvinischen
Ketzer Tisza gekrönten Apostolischen König Karl zuerst, weils
nicht der verhaßteMagyarenhasserFranzFerdinand war.dann,
weil er ihr den Willen that und sich nicht in Wilhelms Joch
bückte, gern auf dem Thron duldete, hat nicht das Ende des
Krieges erzwungen; ihr Vertrauensmann aber, Erzherzog Jo*
seph, der Enkel eines Palatinus von Ungarn und Schwieger*
söhn des Wittelsbachers Leopold, hat (wie Herr Nowak in
seinem hitzig befehdeten Buch „Der Weg zur Katastrophe"
erzählt) aus Bozen den Aufruf herausgeschickt, der die un*
garischen Divisionen in die Heimath trieb. Aus deren lange
überpflasterten Eiterherden brach jäh nun ein gelber, stink*
iger Strom. Bauer und Städter, Magyar und Slawe, Bour»
geois und Proletarier, Katholik, Calviner, Jude: Alles stand
«oder knäuelte sich wider einander. Graf Stephan Tisza, in
15'

dem der Massenzorn einen der Anstifter des Krieges sieht,
wird gemordet, andere gräfliche Grundherren fliehen oder
verkriechen sich; und aufrecht, vornan sichtbar bleibt nur
Graf Michael Karolyi, der seit Jahren die Kriegmacher be*
kämpft und mit kaum noch verhülltem Eifer für die Noth»
wendigkeit der Verständigung mit den Mächten der Entente
eintritt. Ward er, nur Dieser, zu Rettung des Ungarnglobus be»
rufen und auserwählt? Von der Parteien Gunst und Haß ver»
wirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte. Denn:
was in Kriegszeit, an Aufruhrstagen von fernen Menschen be»
richtet wird, darf langsam nur durch den Filter der Skepsis
sickern. Dieser Graf hat den Muth zu hinterhaltlosem Bünd»
niß mit der Sozialdemokratie, jauchzt in das Morgengrau der
Republik, scheint dem ersten Blick mehr als ein ugro»fin»
ischer Mirabeau» Kopist, mehr als der geistreich stämmige
Lüdrian selbst: und platzt dann, plötzlich, wie die aus dem
Thonpfeifchen eines Knaben gequollene Blase, verschwindet
als gestaltender Wille und läßt zu Erinnerung nur üblen
Ruch. Sein Nimbus war bleich geworden, seit ihn, den mit
dem Soldaten» und Arbeiter»Rath zu Angebot der Kapi»
tulation Aufmarschirenden, der Franzosengeneral, die Reit»
gerte in der Hand, mit den Worten empfangen harter
„So tief seid Ihr gesunkenl Die Züchtigung wird Euch
nicht erspart. (On vous chätiera.)" Die Gerte peitschte
den Stiefelschaft. Den Freund, hatte die von der Revolu»
tion hochgespülte Schicht gehofft, wird der Sprecher der
Westreiche freundlich begrüßen; Genosse Karolyi heimst
uns Bedingungen, die keinem Anderen gewährt würden.
Sie werden furchtbar hart; so hart, daß, als den Rumänen,
Serbo»Kroaten, CzechcSlowaken und Oesterreichern große
Landstücke, breite Zacken aus Stephans heiliger Krone zu»
gesprochen sind, ein Witzbold stöhnen muß: „Ungarns
Territorialbilanz ist mit mindesten drei Komitaten schon-
passiv!" Dieser Drang zeugt im Hirn des mit Wuthrede an»
gefallenen, trügender Vorspiegelung beschuldigten Grafen
Karolyi keinen Schöpfergedanken. Jetzt, da er zeigen könnte
und müßte, was Wille und Weltkenntniß in ihm, aus ihm» .
zu wirken vermag, erlahmt er und stützt sich auf des Ge» J

dächtnisses Krücken. Aus ähnlicher Klemme, denkt er, hat
die Russen der Bolschewismus befreit. Kanns nicht noch
einmal, auch in Ungarn, so werden? Und gelingt uns noch
weniger als den Moskauern ein Dauer verheißender Bau: schon
die Angst vor dem neuen, näheren Seuchenherd nöthigt die
Feinde schnell zu Gewährung milderen Urtheils. Nationaler
Ingrimm zerstampft in der Bourgeoisie selbst die am Alltag
Gefühl und Denken hemmenden Schranken. Ungarn wollte
immer „modern" scheinen; zeigte der Außenwelt am Liebsten
das Antlitz freier Demokratie. Was ist das Allerneuste? Räthe»
Republik. Sie wird „ausgerufen". Graf Karolyi spreitet seg»
nend die Hände über ihre Wiege; und geht nach Prag.
Kommunistische Räthe*RepublikUngarn: als in der letzten
Märzwoche die Meldung kam, klang sie unserem Ohr wie
das Schmarrenstück aus einem Operettenfinale, einem von der
spontinisch lärmenden Sorte, die in Millöckers Florenz auf*
erstanden war. „Wie in einer fest zusammenhaltenden Fa»
milie, in der Jeder für Alle arbeitet: so soll es bei uns sein.
Zwar ist unser Rußland der Bauer« und Arbeiter»Räthe eine
ungeheure, Millionen Köpfe umfassende Familie; auch sie
aber kann nur durch brüderliche Treue gedeihen. Und wer
faul ist, Rohstoff verdirbt, Werkzeug oder Maschinen zer»
stört, Der sündigt gegen die ganze Familie, gegen das Ruß»
land der Sowjets und die Arbeiterschaft der Erde." Das
hat Herr Trotzkij geschrieben. Das soll in dem Ungarn mög»
lieh werden, von dessen Klassenklüften, Ausschweifungen,
unausrodbarer Korruption, noch in Kriegszeit orgiastischer
Schwelgerei echtbürtige Magyaren uns oft erzählten? Jokai
hat nicht das Herz Dostojewskijs, der Reißer»Lehar nicht
Lenins Wirbel, und wo durch FinsternißHerrMolnar funkelt,
verkohlt in Tolstois Essenerkerze der Docht. Ist Karolyi witzig
geworden, will er die Welt verblüffen, hat er den Rest der
Barschaft auf Null gesetzt? Rußland ist ein Erdtheil, könnte,
wenn ihm nicht baumeisterliche, technisch geschulte und in
Maschinendienst taugliche Menschen fehlten, nicht nur die
Nothdurft decken, sondern, ohne Indien und Amerika, reich»
lieh sich selbst und den Nachbarn genügen. Noch hats nicht
viel Industrie, doch, was es hat, in der Form modernen Groß»

betriebes; hat die von Marxens Auge früh erblickten Ar»
beitermassen, „die, in Fabriken zusammengedrängt, solda»
tisch organisirt werden". Auch Ungarn ist ein Agrarstaate
nur ein Sechstel des Volkes wird von Industrie und Hand»
werk genährt. Ueber seine Erde schreiten nicht Karamasows,
in ihr ruhen nicht Schätze, nach deren Hebung ein Paradies
aufblühen könnte; und die Friedensbedinge nehmen ihm die
Hälfte von Boden und Volk. In diesem eng und arm ge*
wordenen Land, wo der Kampf des Kleinbauers und Schollen»
arbeiters gegen den Großgrundbesitzer viel wichtiger ist als
das Trachten, städtischem Proletariat den aus unbezahlter
Arbeit entstehenden „Mehrwerth" zu sichern, sollte über
Nacht Kommunismus und Diktatur des Proletariates werden»
die nach Marxens Meinung doch erst der demokratischen
Republik, „der letzten Staatsform bürgerlicher Gesellschaft",
folgen und aus ihr den U ebergang in Gemeinwirthschaft
vorbereiten muß? In Rußland, wo nur Geistige, Gelehrte
und Literaten, nicht Handarbeiter, die Staatsmaschine füttern
und lenken, ist, nach demUrtheil der Feinde, die Rothe Armee
der Arm des Diktators; und dem Wladimir Uljanow*Lenin,
der ihr durch Trotzkijs bissigen Mund befiehlt, hat man das
Wort zugeschrieben, unter je hundert Bolschewiken seien
siebenzig Dummköpfe, neunundzwanzig Gauner und ein
Idealist. In dem Ungarn, das sich zur „Diktatur derVer»
zweiflung" entschloß, mags so gewesen sein. Nicht jeder
Gräuelmär dürfen wir glauben noch vor beglaubigter ver»
gessen, daß aller aus Revolution und Klassenhaß entstandene
Schade neben dem von unserem Krieg bewirkten wie lenz»
licher Eisgang in einem Bächlein neben Sintfluth aussieht.
Gewiß ist, daß der Märzversuch, dem die älteren Führer
der Sozialdemokratie erst nach Zögern zustimmten und zu
dem der Kommunist Palyi nicht mitgewirkt hat, völlig miß»
lang: und, in der Zeit tiefster Wirthschaftnoth, zwischen
kapitalistisch organisirten Staaten, in dürftiger Enge miß»
lingen mußte. Wenn die Geschichte der ungarischen Sow»
jets von einem unbefangen die Wahrheit Suchenden ge»
schrieben ist, wird erkennbar werden, ob hier mehr war als
ein hastig nachgestümpertes Plagiat. Die Entente ließ sich«

nicht einschüchtern, nicht Gunst erpressen, Moskaus Rothe
Armee nahte nicht den Karpathen und kein Wetterleuchten
verhieß den Ausbruch der „Weltrevolution". Die städtische
Bourgeoisie war durch Schrecken zu bändigen, aus Heim
und Besitz zu jagen; doch der Mittel« und Kleinbauer, den
die Hoffnung auf rasche Großgütertheilurig angeködert hatte,
wurde, da sie nicht schnell genug, ohne die dazu nothwen*
digen Organe, zu erlangen war, unwirsch und wollte fortan
weder von Enteignung, von Sozialisirung seines Hofes und
Ackers hören noch die Schwätzer, Schmarotzer, Schieber in
den Städten weiter mästen. In dem blockirten Land stockte
die Industrie, der die leitenden Köpfe und die alte Ordnung
genommen waren, die Nährmittelzufuhr, der Handel, zerfraß,
wie die Führer selbst offen aussprechen, das Gift wuchern*
der Korruption alle Gewebe, sank im Juli das Hoffen auf
zulänglichen Ernteertrag. Der noch im Kriege gut genährte
Fabrikarbeiter lernte, nicht viel später als der aus Vorrecht
in Bettlerselend gestoßene Bourgeois, Hungersqual spüren.
Die Bauerschaft wandte sich von der rothen Fahne ab, em<
pörte sich gegen die Ausführung des Beschlusses, auch sie
durch Terror zu kirren, und lauschte gläubig dem Geraun
der in Szegedin schaltenden Nebenregirung, die alle Schuld
auf die budapester Abenteurer, Diebe, Falschmünzer, „Ju*
den und Leninbuben" schob. Vier Monate und neun Tage
hat die Räthe^Republik gelebt. Im Frühlicht des Erntemon»
des merkten selbst die verwegenen Volkskommissare Kun,
Szamuelyi, Böhm, Hamburger, daß die Scheidestunde nicht
länger hinauszuschieben sei. Mit ihrem Sowjet würde der
pariser, der allmächtige Rath der Fünf, nicht verhandeln.
Und ohne Frieden, ohne Aufhebung der Blockade war
Ungarn verloren. Schon nahte ihm ein Rumänenheer.
Der Enkel des Palatinus hatte sich still gehalten; der
Republik Karolyis den Treueid geschworen und sich nur
noch „Joseph Habsburg, Doktorsingenieur" genannt. Nach
dem Muster seines Vornamensvetters aus dem Haus Orleans,
des Louis Philippe Joseph, der aus wüstem Genießerleben
als Vierziger von der Grippe des Ehrgeizes gepackt wurde,
nach der ersten Aufbrunst der Revolution sich in die Ge»

neralstände wählen ließ, für deren Umwandlung in eineCon*
stituante warb, sich in den Dritten Stand reihte und fortan
Bürger Philippe Egalite hieß. Trotzdem et für die Hinricht*
ung des sechzehnten Louis, der ihm Versöhnung geweigert
hatte, stimmte, ist er nicht ans Ziel seiner Ehrsucht gelangt;
ist den Jakobinern verdächtigt, verhaftet, von Guillotins Fall*
beil geköpft worden. Erst sein Sohn hat, auf dem vom Vater
gewiesenen Weg, die Krone der Lilienkönige gefunden.
Schüler Rousseaus und Günstling Dantons, Mitglied des
Jakobinerklubs und Kämpfer beiValmy undjemappes, Lehrer
in der Schweiz und Auswanderer nach Amerika: daraus
konnte was werden. Ist nach der Julirevolution der Regent
(mit dem Bannerspruch: „Nun erst wird die Verfassung Wirk*
lichkeit") und schon eine "Woche später, im August 1830,
der Bürger*König der Franzosen geworden, der sich bis in
den Märzsturm von 48 mit demJuste«Milieu und demRegen«
schirm behauptet hat. Wenn der Habsburg auf der selben
Straße das Heil sucht, wärs klüger gewesen, die Maske nicht
gar so früh abzulegen. Er nennt sich schon wieder Erz*
herzog und Feldmarschall, erzählt Interviewern, die Volks«
mehrheit ersehne die Wiederkunft der Monarchie, und scheint
den Uebermuthstaumel der Rumänen, die ohne Kampf in
Budapest eingezogen sind und sich gegen den Mahnruf des
pariser Rathes, weil er ihnen Bessarabien versagt, taub stellen,
zu Schürung nationalen Zornes zu nützen, in dessen Gluth
er geschwind, auf dem Ambos der Noth, sich die Krone
zu schmieden hofft. Oder glaubt er, Stephans latino*byzan*
tische Doppelkrone, auf die Karl nicht verzichtet hat, sich
aufs Haupt stülpen zu dürfen? Dazu wäre die Erlaubniß
der Westmächte nöthig, die nach Willkür mit Ungarn ver*
fahren, es dem auch ugro»finischen, auch auf Landwirth*
schaff gestellten Bulgarien, dem, freilich, durch Religion,
Stamm, alte Feindschaft von ihm geschiedenen Rumänien
vereinen, es in den Donaubund einknüpfen oder zu Buße in
kalter Einsamkeit verdammen können. Ihrem Wink würde
die Wählermasse und die Nationalversammlung gehorchen,
deren Spruch die Staatsform zu bestimmen hat. Die grauen
Politiker in London, Paris und (besonders) Rom wissen, wie

wesentlich von den englischem Vorbild ähnelnden Mon*
archien der Yugoslawen, Rumänen, Bulgaren, Hellenen die
erneute Habsburgerherrschaft in Ungarn sich unterscheiden
würde; daß sie schleunige Wiederherstellung des verlorenen
Machtstandes erstreben, sich auf den Grundadel stützen,
Grafenwirthschaft und Magnatentafel zurückbringen müßte,
die drängenden Volkswünsche also nicht erfüllen und in
den Donaubund nur vermummt, wie in eine Wartehalle, ein«
treten könnte. Bismarcks (in Wien überhörter) Rath, in einer
Bundesverfassung die „Versöhnung der politischen und
materiellen Interessen zu suchen, die zwischen der Ostgrenze
des rumänischen Volksstammes und der Bucht von Cattaro
vorhanden sind", wäre auch in anderem Rahmen und mit
anderem Werkzeug, als der große Junker wollte, nicht aus*
führbar, wenn wieder dynastische Sonderbegierde das Ma»
növrirgebiet übersträhnte. Noch ist auf der Pariser Konferenz
die Zukunft Südosteuropas (zu dem fürs Erste wohl auch
Oesterreich und sein Wien, die Weltmessenstadt und der
Stapelplatz der aus dem Orient kommenden, in den Orient
gehenden Güter, hinneigen wird) nur skizzirt worden. Die
Hauptarbeit fällt dem Völkerbund zu. Ruft dessen Weisheit
einen Habsburg in die ofener Burg und drückt ihm Silvesters
Goldhaube, das Diadem Michaels Dukas auf die Stirn? Die
Völker in Südost haben noch ärger als alle anderen gelitten,
in noch breiterem Strom ihr Blut vergossen. Sie wollen frei
sein, selbst die Gestaltung des Staates, den Bau und das
Leben des Wirthschaftkörpers bestimmen, keinem Grund«
herrn oder Geldkapitalisten hörig bleiben, froh, endlich, in
unstörbarem Frieden auf eigenem Feld säen und ernten. Die
Enttäuschung von Kommunismus wirdden ungarischen Stadt«
arbeiter nicht zu Monarchismus bekehren. Rußlands Sozial«
-demokratische Partei (Menschewiki) hat in einem von Dan,
Martow, Pleskow und anderen Vormännern unterschriebe*
neri Aufruf die Genossen in Westeuropa laut vor dem Glau*
ben gewarnt, sie ziehe den Sieg der Koltschak, Denikin,
Judenitsch der Fortdauer des Bolschewikenschreckens vor,
und sie ermahnt, nicht am Aufbau einer Ostfestung der
„Weltreaktion" mitzuarbeiten, in deren Eishauch alleBlüthen

und Keime des Sozialismus erfrieren müßten. So spräche auch
Ungarns Proletariat, wenn ihm die Rückkehr eines Habs*
burgers und seiner Hofsippe zugemuthet würde. Der muß-
den schlummernden Nationalismus aufpeitschen, dessen
böseste Triebe in Kraft nähren und ihm zupfauchen: „Ihr
sollt nur Solche sein, deren Auge immer nach einem Feind
sucht, nach Eurem Feind!" Der hält sich nur auf der Zinne,
wenn er, und wärs durch Mummenschanz auf schwankendem
Lügengerüst, den Murrern beweist, daß nicht sein Haus, daß
nur Verrath und Revolution das Volk in Elend gerissen habe.
Das können die Kämpfer für Demokratie und Menschheit*
recht wünschen? Die neue, von Militaristenwahn gesäuberte
Welt ruft selbst den Patron, der ihn wieder fett hätscheln
muß, in den Purpur zurück? Dann wird nicht Friede.
Nicht drinnen: denn jeder Versuch, die Revolution, wie
einen schlecht bepackten Förderwagen, einfach zu nullen, den
alten Zustand, nur ohne das Geklirr von Ruhm und den Licht*
kränz dem Gipfel zu wachsender Größe, wiederzubringen,
führt in den Engpaß von Genteralstrike und ätzt die Lehre
ein, daß zwar „Ruhe und Ordnung", nicht aber zureichende
Arbeitleistung, von Gewalt zu erzwingen ist. Nicht draußen:
denn zwischen Triest und Midia, dem Semmering und dem
Goldenen Horn, wo alle Völker, wenn staatliche nicht mit
wirthschaftlichen Grenzen zusammenfallen, in Behagen und
dennoch dem Westen zu Nutz leben können, wird wieder
ein schwarzes Wetterloch, sprießt überall wieder das Unkraut
der Zwietracht auf, sobald die Selbstsucht regirender, um
Volksgunst banger Familien die Luft vernebelt. Paris muß
laut sprechen: „Joseph würde nicht reicher als Karolyi be*
lohnt; Kommunismus schreckt, Monarchismus lockt uns nicht.
Wollen dieTriebe durchaus einenTyrannen machen, so müs*
sen wir einen stärkeren Gegentyrannen erfinden." Knien
Weiße noch immer vor Götzen? Erzherzog, Feldmarschall,
Reichsverweser, Königlicher Prinz: so Dir Korn aus der
Hand wuchs, Dein Pochen Erz aus dem Erdschoß rief, einen
Kohlenschacht aufbrach, hast Du das Wunder gewirkt, das
den Thaumaturgen krönt. Nein? Menschheit will werden.

.Auch über dem sonnenlos gewordenen Leben Deutsch*
lands ballt sich neues Gewölk. Der Urstoff, der in unserem
Klima, unserer Kulturform des weithin aufs flache Land er*
streckten Industrialismus fastunentbehrlicherals Brotkorn ist,
die Wärme, Kraft und Licht spendende Kohle wird von Mond
zu Mond knapper. Der Jahre lang schlecht genährte, nach
der grausen Enttäuschung des Krieges müde und mißmuthige
Bergmann leistet nicht, was er zuvor geleistet hat. In an*
deren Industrien ists nicht anders; auf deutschen Werften
ist festgestellt worden, daß in der Zeit, wo sonst dreihundert*
^fünfzigNieten eingehämmert wurden.es jetzt fünfunddreißig
sind. Aber die Arbeit unter Tag ist schwerer, der Kohlen»
gräber fühlt mehr als der Fabrikarbeiter in sich die Macht,
alle Räder, alle Quellen von Licht, Wärme, motorischer Kraft
zum Stillstand zu bringen, und ist noch leichter drum dem
Lockruf zugänglich, der ihn warnt, weiter „für den Profit des
Unternehmers und Aktionärs sich zu plagen'-'. Der ge*
schwächte Körper und die rebellisch gestimmte Seele min»
dem vereint die Arbeitleistung. Die in kurzen Intervallen
einander folgenden Strikes haben die Ansammlung von Vor»
räthen gehindert. Schon ist das (theure und schlechte) Gas
nur in engen Stundengrenzen zu haben. Neue Beschränkung
des Eisenbahnverkehres wird amtlich angekündet und im
preußischen Osten fährt in mancher Stadt keine Straßen»
bahn mehr. Das Saarbecken fehlt und die Partner des Frie»
densvertrages dürfen Kohlenlieferung fordern. Am Nieder»
rhein und in Westfalen kann die Produktion vervielfacht
werden; die Vorbedingung wäre aber, daß der Bergmann
beträchtlich an dem Ertrag der Gruben betheiligt wird und
daß für das Heer der hinzukommenden Häuer anständige
Arbeiterhäuser gebaut werden. Die höhere Menschenzahl
muß die verringerte Leistungfähigkeit ausgleichen; und die
dazu und obendrein zu Doppelung der Produktion nöthige
Mannschaft muß halbwegs behaglich leben. Der Arbeiter, der
ein gutes Heim hat und an dem Gedeihen des Werkes da»
durch interessirt ist, daß auch ihm, wie dem Darleiher oder
Besitzer des Kapitals, ein Theil des Gewinnes zufließt, wird
freudiger am Werk und schwerer in Strike zu überreden

sein als der heimlose, den die treuste Pflichterfüllung nicht
über den nur durch Massenbewegung erhöhbaren Taglohn
hinaufhebt. Aber Häuser für Hunderttausend sind, beson«
ders bei unserer Materialnoth, nicht aus der Erde zu stampfen,
die starr Gewinnbetheiligung und damit verbundenen Ein*
blick in den Geschäftsgang weigernde Selbstsucht ist nicht
leicht zu brechen: also auch keine Hoffnung, das Gespenst
der Kohlennoth rasch, noch ehe Winter wird, zu bannen.
Nicht die Wirthschaftfolgen will ich heute beleuchten.
Allzu leicht sind sie in einem Land erkennbar, dessen Lager
leer sind, dem ungefähr Alles fehlt, das schon jetzt ganze
Armeen Arbeitloser zu ernähren hat und das nur durch in«
tensivste Arbeit sein Leben fristen und seine Vertragspflicht
erfüllen könnte. Wie aber wird das politische Antlitz Deutsch«
lands aussehen, wenn wieder, im Herbst, der Verkehr stockt,
der Stillstand großer Industrietheile erzwungen und, im Win«
ter, Heizung und Beleuchtung in ein Bruchtheilchen des Ge«
wohnten eingeschränkt wird? Der auf schmale Fettration Ge*
setzte ist, ohne die nothwendigen Kalorien, gegen Kälte nicht
widerstandsfähig. Auf dunkler Straße brütet die Noth Ver*
brechen aus. Jeder malt sich selbst das Bild der gefährlichen
Zerrüttung, die aus solchem Zustand werden muß. Nicht
Jeder weiß oder ahnt aber, daß eine in der Stille schon wieder
erstarkende Partei ihre Hoffnung an dieses Zustandes Wirken
in die Psyche der Masse knüpft und daß aus der Kohlen*
noth die Lebensgefahr der jungen Republik werden kann.
Die Zahl Derer, die an der Wiederkunft unseres Ancien
Regime interessirt sind oder sich interessirt glauben, ist größer,
als der flüchtig Hinblickende vermuthet.Den hunderttausend
Offizieren und Unteroffizieren, die brotlos geworden sind
oder werden, gesellt sich ein beträchtlicher Theil der Bureau«
kratie, die um Amt oder Beförderungaussicht gebracht ist,
der nicht nur sozialistischer, sondern auch demokratischer
Evolution feindlichen Großindustriellen und die ganze Schaar
der Mittelkapitalisten, die von acht« bis zwölftausend Mark
bis gestern als Rentiers leidlich lebten und nun weder dieser
Rente sicher sind noch mit ihr, nach der Theuerung und
Geldentwerthung, irgendwie auskommen können. All diesen

Menschen, allen in der großen und kleinen Bourgeoisie Un*
zufriedenen, von der Steuerlast, der Vermögenskonfiskation,
dem Auflehnungdrang und häßlichen Dunkel unseres Da»
seins Geängsteten winkt die monarchistisch*militaristische
Partei und verspricht ihnen die Rückkehr des status qua
ante bellum, Ruhe und Ordnung, Gehorsam der Menge und
sattes Behagen der in Besitzrecht Geborenen. Weil dem
aus unserer „Revolution" entstandenen Gebild noch aller
Schwung der Seele, alles Flammen werfende Pathos fehlt,
weil es dem Geist bis heule fast nichts geboten, keine Aus*
sieht in beglückende Helle geöffnet hat, haben die Lober
alter Zeit leichtes Spiel. Und die ihrer Agitation dienst*
baren Mittel mehren sich, strömen reichlich aus allerlei ver*
borgenen Quellen. Die Unklugbeit der vorigen Regirung
hat ihnen das Werkzeug der Gewalt, Waffen und Söldner,
ausgeliefert und einen Neo^Militarismus ermöglicht, der sich
in den mit üppigem Ordenbehang stolzirenden, in grauen
Autos umherrasenden Offizieren verkörpert und in den täglich
dreister werdenden Manifesten einzelner Monarchisten und
ganzer Gruppen zu bedrohlichem Ausdruck kommt. Die selben
Leute, Klassen, Parteien, die unter dem Novembersturm in
Mauslöcher krochen und noch im Frühling nur leise, schüch*
tern zu reden wagten, erfrechen sich jetzt in die rohste
Schimpfrede gegen die Bewirker und Begünstiger der neuen
Zeit. Was, fragen sie, hat Euch denn nun die vielgerühmte
Demokratisrung, gar der Sozialismus genützt? Ihr verarmt,
habt nichts zu essen und müßt noch eine Armee von Tag*
dieben durchfüttern, Angestellte, Hausmädchen, Arbeiter
gehorchen nicht mehr, Straßen und Häuser verschmutzen,
die Reichsverwaltung ist, wie der Minister Heine selbst sagt,
theurer als zuvor, die glorreiche Fahne ist entehrt und ab*
geschafft und morgen wird das Gesindel, das Regirung mimt,
Euch das Letzte nehmen. So stehts in tausend Zeitungen,
hunderttausend Flugblättern, die manchmal von uniformirten
Offizieren auf offener Straße vertheilt werden. Und aus
Schrift und Rede klingt immer der Lockruf: „Kommet zu
uns, stärket die Stoßkraft unserer Partei, der allein nationalen,
kerndeutschen, dann bringen wir die alte Herrlichkeit zurück 1"

Wie aber, wird der Fremde fragen, kann dieser Ruf wir»
ken, da die Rufer doch gerade die an Deutschlands Unglück
Schuldigsten sind? Hier stößt der Fuß an die Wurzel des
Uebels. Diese Schuld ist der tief überwiegenden Mehrheit
des Bürgerthumes noch heute nicht bewußt geworden; und
sie wird, natürlich, von den Beschuldigten mit skrupelloser
Heftigkeit bestritten. Schon am Tag des Umsturzes, am
neunten November, ist im Großen Hauptquartier die schlaue
Losung ersonnen worden: „Wir sind nicht besiegt, nicht ge»
schlagen, sind nur durch die feige Muthlosigkeit der von
Sozialdemokraten, Flaumachern, Bolschewiken, in» und aus*
ländischen Juden verleiteten Heimath, durch den verrätheri«
sehen Dolchstoß in den Rücken des Heeres gelähmt und zu
Waffenstreckung genöthigt worden." Diese Parole hat sich
bewährt; konnte sich in einem Volk bewähren, das fünf Jahre
, lang nur von Sieg und Vormarsch, vom Verbluten des Fein*
des gehört, hundertmal Fahnen herausgehängt hat und dem
die Schrecken der Invasion erspatt, alle Meldungen von
Niederlage, Rückzug, Verlust von Schiffen, Tauchbooten,
Waffen bis heute verschwiegen wurden. Selbst aus dem
Mund radikaler Arbeiter hört man noch oft, „wir seien doch
nie geschlagen worden." Und weil die Parole sich bewährte,
wurde ihr Ausruf von Monat zu Monat lauter, In den
Schriften des unter dem General Ludendorff höchsten Offi«
ziers ist zu lesen, das deutsche Heer sei im September 1918
„eine Nasenlänge vor dem Sieg" gewesen. Die heimkeh*
renden Truppen wurden nicht mit der ihrer ungeheuren Aus«
dauerleistung gebührendem Dank, sondern wie Triumpha*
toren begrüßt. Die Phrase vom „unbesiegten Heer" erstarrte
in ein nationales Glaubensdogma. Mancher General darf
sich spreizen, als hätte er den Erdball überwunden. Derhöchst
tüchtige Feldmarschall Hindenburg, der doch selbst bei Tan*
nenberg nur mit fester Nervenruhedie Ausführungdesluden*
dorffischen Planes gesichert hat und unter dessen Firma*
namen der Krieg so grausig verloren wurde, erlebte Ein*
züge, Huldigungen, Ehrengeschenke, wie Joffre und Foch,
Douglas Haig und Pershing sie nicht zu verzeichnen hatten,
und streut Erlasse und Ermahnungen aus, die an die Epoche

und die Majestät der Perserbesieger erinnern. In heim»
licher Stille ist die Legende vollendet worden: „In dem uns
aufgezwungenen Krieg haben wir über eine Welt in Waf»
fen gesiegt, konnten vom Schwert nie geschlagen werdeni
wurden aber durch Heimathverrath gezwungen, Waffenstill»
stand anzubieten, den der tückische Wortbruch der Feinde
dann in die Schmach dieses Friedens umgefälscht hat. Den
haben die Vormänner der .gottverfluchten Republik' unter-
zeichnet, weil Ehre und Vaterland ihnen hohle Schatten sind
und weil sie, zu spät, erkannten, daß vom Gipfel berech»
tigten Stolzes die Revolution uns in Ohnmacht und Chaos
geschleudert hatte. So lange der Kaiser im Kreise seiner
Paladine, der unvergleichlichen Heerführer, thronte, war
Alles gut, groß, schön; seit die mit russischem Gold ge»
dungenen Meuterer dem von Gottes Gnade Erleuchteten die
Macht entrissen, ist Alles schlecht, klein, niedrig geworden."
Jeder dieser Sätze ist Lüge. Die Heeresleitung, nicht
die Heimath, hat den Krieg verloren. Das jämmerlich ge»
löhnte und genährte Heer, das seit Jahren seine eigenen Of*
fiziere grimmiger als den Feind haßte, war längst zermürbt,
ehe irgendwer auf Revolution rechnen konnte. Der selbe
Militaristenwahn, der das wiener Ultimatum gewollt, die
Kriegserklärungen an Rußland und Frankreich, den Ein»
bruch in Belgien durchgesetzt, unzulänglichen Regirern den
Entschluß zu „rücksichtlosem" Tauchbootkrieg abgepreßt
hat, ist auch für alle Fehler und Sünden, die danach folg»
ten, verantwortlich. Die von Anbetungdrang in Götterrang
gehobenen Generale haben den Krieg in dem Glauben ge»
führt, daß (wie Marschall Hindenburg noch im September
1917 schrieb) bei unserer militärischen Lage Entsehädigun»
gen (materielle und moralische) nie in Betracht kommen
können. Sie haben die Bolschewiken nach Rußland ein»
geschleppt, die aberwitzigen, unhaltbaren Verträge von Brest»
Litowsk und Bukarest erzwungen, mit allen Trugmitteln das
Volk in Siegestaumel gerissen, Belgiens Neutralität ein„Phan«
"tom, mit dem die Praxis nicht rechnen könne", genannt,
jedes aufrichtig die Wiederherstellung dieses schuldlos über»
"fallenen Landes sichernde Wort gehindert, bis in die letzten

Kriegswochen hinein breite Annexionen (Kurland, Litauen,.
Lüttich, Briey*Longwy), Verknechtung Belgiens, Flotten*
Stützpunkte in allen Meeren gefordert, in amtlichen Denk»
Schriften die Vorbereitung des „nächsten Krieges" als Ziel
gezeigt, alle großen Flammenzeichen der Zeit verkannt und
immer, immer die Kraft des Gegners unterschätzt. Als sie
nicht weiter konnten, als zwischen Suippes und Maas Ameri*
kaner und Franzosen tief in die deutsche Front eingebrochen
waren, die Ziffer unserer Menschen* und Geschützverluste
ins Unerträgliche schwoll und am nächsten Morgen ein
Cannae, ein Sedan des Millionenheeres zu fürchten war, da
haben die Generale, die Götter des Hauptquartiers, die ber*
liner Regirung mit der Forderung bestürmt, schnell, sofort,
noch heute Waffenstillstand zu erbitten, und Marschall Hin*
denburg selbst hat den Befehl gegeben, Fochs harte Bedin*
gungen anzunehmen. Dennoch sehen wir die Enttäuscher,
denen Reue den Schlaf morden, die Vision der Gefallenen,
Verkrüppelten, des in Leid verschütteten Menschengewim*
mels die Nacht schrecklich bevölkern müßte, heute als An»
kläger und stehen vor der Gefahr, daß neue Noth ihren
Anhang verzehnfachen wird. Ein kräftiger Versuch zu rascher
Sozialisirung, zu Kommunismus: und alles nicht Proletari»
sirte schaart sich um die schwarz»weiß*rothe Fahne und im
Bürgerkrieg verströmt Deutschlands letzte Kraft, entschwin»
det Deutschlands Feinden die Hoffnung auf Schadensersatz..
Wäre Deutschland schon in den Völkerbund aufgenom*'
men, dann könnten und müßten dessen Hauptmächte so schnell
wie möglich eine unparteiische, durch Wahrhaftigkeit über-
zeugende Darstellung der letzten Kriegsmonate vereinbaren,
die über allen Zweifel hebt, daß Deutschland jetzt die Folgen
militärischer Niederlage, militaristischen Irrens und Sündi*
gens, nicht die Nachwirkung des innerpolitischen Wandels,,
spürt, und die in Riesenauflage, zu billigstem Preis, bis in
die engste Dorfhütte, ins finsterste Pfarrhaus verbreitet würde.
Dem großartigen Plan Hoovers, der Europas von draußen
nicht zu bannende Kohlennqth durch europäische Solidarität:
lindern will, könnte sich dann ein anderer verbünden, dessen
Ziel wäre, der Seele, dem Geist weißer Menschheit das Licht-

und die Wärme zu spenden, ohne die auch im Innenleben der
Individuen und der Nationen nichts blühen, keine Frucht •
reifen kann. Noch sind wir nicht so weit. Und der vom Völker»
bund Ausgeschlossene stünde mißtrauisch vor einer Ge*
Schichtschreibung, zu der seine Vertreter nicht mitgewirkt
haben. Noch einmal wird offenbar, daß im Großen Rath
von Paris die Klügsten nicht in jeder Stunde auf der Zinne
der Weisheit standen. Der natürliche Wunsch, Frankreichs
Wirthschaft zu retten, trieb in Bedingungen, die Deutsch*
lands und Oesterreichs Wirthschaft mit Zermalmung be*
drohen: und eben dadurch Den wieder gefährden, der ge<
rettet werden sollte. Der Eine oder der Andere: Das war
die Losung verwesender Zeit; die durch Krieg und Revo*
lution entbundene kann nur gedeihen, wenn auf ihrem Banner
und im Herzen ihres Herzens das Leitwort aller Menschen*
gemeinschaft steht: Der Eine mit dem Anderen; Solidarität
in den Reichen der Materie und des Geistes. An Versöhnung,
Empfindenseintracht ist noch nicht zu denken; Arbeitgemein*
schaft aber wird, weil nur sie uns, Sieger und Besiegte, zu
neuem Tag kräftigen kann, der rauhe Befehl pressender Noth
erzwingen. Die Geschlagenen sind nicht bettelarm; der Be*
scheidenste darf aussprechen, daß Deutschland der Mensch*
heit noch viel zu bieten hat, zu leisten vermag. Doch ohne
Licht und Wärme würde es, unter düsterem Gewölk, neuem
Unheil ausgesetzt; und dessen Wirkung wäre durch keinen
Zauberspruch in die Grenzen eines einzigen Landes zu bannen.
In. das erbärmliche Gedräng Derer, die ihre Unschuld
beschwören, der Erklärer, Wortverdreher, Düftler ,und Leug*
ner klang wie Fanfare der Ruf des Generals Von Deimling:
„Daß jede Verständigungpolitik an der heillosen Verblendung
der Obersten Heeresleitung, aber auch an der Schwachheit
des Reichstages und an der Charakterlosigkeit der Reichs*
kanzler gescheitert ist, Das haben einsichtige Truppenführer
an der Front, denen klar war, daß man gegen die ganze
Welt unmöglich auf die Dauer siegen kann, schon während
des Krieges bitter beklagt und verflucht. Wir müssen die
Wahrheit haben; aber nicht die halbe, sondern die ganze.
Rücksichtlos muß mit dem Scheinwerfer in die verborgensten

Winkel hineingeleuchtet werden. Das deutsche Volk braucht die Wahrheit, und wenn es über Leichen ginge. Es braucht die Wahrheit zur Selbsterkenntniß, zur Läuterung, zur Wie* dergewinnung des Vertrauens der Welt und zur eigenen inneren Ruhe." Daß für einen Mann dieses Schlages, ob* wohl er sich, als Oberst, im Kriege gegen die Hottentoten bewährt und zuletzt, in Straßburg, als Kommandirender Ge* neral das Fünfzehnte Corps geführt hat, in Noskien, dem Eden monarchistischer Offiziere, kein Raum ist, muß jeder Wache begreifen. So leicht aber, wie mancher Mitschuldige gehofft hat, ist Wahrheit nicht aus der Welt zu tilgen. Der frommste Trug kann sie nicht zeugen, der tückischste nicht erwürgen. Aus den amtlichen Urkunden der „Vorgeschichte des Waffenstillstandes" fällt weithin ein erster Strahl. Wer* dendieHerrenMüllerundErzbergernichtflinkfür eine billige Ausgabe (Insel, Neues Vaterland, Reclam) sorgen? Noch ist nur ein kleiner Theil des Stoffes, aus dem sich ein Urtheil weben kann, sichtbar geworden. Doch jedes Fädchen darin müßte vom Blick jedes Deutschen betastet werden.

Im Juli 1918 hat der Professor und Kanzler Graf Hert* ling im Reichstag (der den für kurze Zeitspannen aufglim« menden Greis den „Fünfminutenbrenner" nennt) wieder ge* sagt, Belgien sei „ein Faustpfand, das man nur aus der Hand giebt, wenn die Gefahren beseitigt sind, die man durch die Ffandnahme fern halten wollte". Welche ungeheuerliche Auslösungbedinge er mit der Obersten Heeresleitung ver* einbart hat, ist vor acht Tagen hier erwähnt worden. Zwei* mal hatte die Rede dem Parlament eingeschärft, wie (offiziell) die Heeresleitung über die Möglichkeit des Friedensschlusses denke. „Der Reichstag hat mit der Heeresleitung, deren Inhaber nicht zum Bundesrath bevollmächtigt sind, nicht das Allergeringste zu thun. Verhandelt der Kanzler mit ihr, so kann ers nur thun, um sich die militärische Lage, ihr seine Kriegsziele aufzuklären; und er darf dabei nicht ver* gessen, daß weder in Nikolsburg noch in Versailles Friede geworden wäre, wenn der große Moltke den Ausschlag der Willensuhr bestimmt hätte. Wer entscheiden soll, ob, wann, mit welchem Beding Friede zu schließen ist, Der muß in

unmittelbare Aussprache mit allen von der Verfassung or*
ganisirten Kräften, mit Reichstag und Bundesrath, verpflichtet
sein. Sonst herrscht verschleierter Absolutismus oder Mi*
litärdiktatur: Einrichtung, die nützlich sein mag, die man,
mindestens, aber .loyal' bei ihrem Namen nennen soll. Die
Aufgabe des Feldherrn oder der anonymen Heeresleitung
ist durch den Begriff der Wörter Feld und Heer eingegrenzt
und bauscht sich nirgends in den Bereich der Friedensstift»
ung. Zwischen politischer und militärischer Weltauffassung
ist ewiger Streit. Des Staatsmannes Pflicht, so lange wie
irgend möglich zu hindern, daß der Feldherr zu Bewährung
seines Könnens gelangt. Der wird, ist er einmal dazu ge»
langt, die ersehnte Gelegenheit so weit wie möglich nützen
und drauf schwören, des Vaterlandes Heil fordere noch
längere Ausschaltung der Federfuchser. Deshalb darf er,
just der tüchtigste, beim Werk der Friedensbereitung nicht
mehr gelten als jeder andere technisch in Meisterschaft ge*
schulte Gehilfe des verantwortlichen Kanzlers. Aller Thor»
heiten thörichteste ist das Kindsmühen, den Staatsmann mit
dem Spruch oder der Meinung des Heerführers totzuschlagen.
Von Deutschlands Zinne flackert Zorn, wenn die Feinde
es eines schrankenlosen Militarismus zeihen; doch jeder in
das Maß seines Amtes Unzureichende sucht sich bis auf
die Hochwarte der Heeresleitung zu strecken und fistelt in
jeder Noth: ‚Die, meine Herren, ist ganz mit mir einver*
.standen!' Diese Unsitte verstümpert den Gesammtkreis des
Denkens. Weiß denn, fragt denn auch nur Einer, wie Foch
und Haig, Pershing und Diaz sich den Friedenschluß vor»
stellen? . . . Mit den letzten Bekennern des vom Genius
heller Zeit in Schutt zerstampften Faustrechtes ist Gespräch
möglich. Nicht mit einem Kanzler, der zwar an ihr Ziel
gelangen will, aber Schlüpfwege wählt, weil er weiß, daß
weder die Reichstagsmehrheit noch nur seine ganze Cen»
trumsfraktion ihm auf die offene Landstraße solchen Wol«
lens folgen würde. Erkennt noch heute denn Keiner, daß
Graf Hertling Krieg und Frieden, Ursprung und Ziel durch»
aus wie die .alldeutsch' Getauften sieht, doch vor katho»
lischen und nationalen Sozialisten sorgsam das Gesicht wahrt

und, wider deren Wissen das Reich zu .sichern', mit der flinken Schlauheit eines feinen Ältfüchschens Bau und Flucht« röhren verscharrt? Soll Faustrecht gelten: dann ist alles von Gewalt Erlangbare erlaubt (und nur zu fragen, wie lange diese Gewalt gegen die Ballung anderer sich zu behaup» ten vermag). Gilt aber Völkerrecht: dann ist Belgien, ohne Knickerskünste, von allem Verlust zu entschädigen und ihm zu überlassen, ob es eines Anderen Vasall, Vormarsch« gebiet, Wirthschaftgenosse, nur ihm, mit wem es sich ver* ständigen, wessen Freund oder Feind es werden wolle (und die Politik des Deutschen Reiches in so edle Vernunft zu führen, daß der Rand der bis ins Herz und Hirn schmerzen« den Wunde des Königreiches rasch vernarbt und es, auf dem Gleis seiner Lebensinteressen, sich früh wieder in Ein» tracht mit dem starken Nachbar entschließt). Faustrecht oder Völkerrecht: alles Andere ist Spiegelfechtersstück. In das, nach solcher Leistung des Heeres, der ganzen Volkheit, sich zu erniedern, wäre Schmach. Ertraglose. Niemand läßt sich von der Fuchtelei täuschen; und währt sie fort, dann wird Belgien so sicher jedem Feinde Deutschlands dienstbar, wie Sachsen noch ein Halbjahrhundert nach Fritzens rechtwidri« gern Einbruch zum Knecht und Anbeter Bonapartes wurde."
Das stand am zwanzigsten Juli 1918 in der „Zukunft". Am dreiundzwanzigsten August wurde die Wochenschrift wieder verboten. An den Kriegsminister Von Stein, als an die zu höchster Entscheidung in solchem Fall berufene Instanz, schrieb ich damals: „Ich halte den Grafen Hertlirig nicht' für einen Wesenstheil der .deutschen Sache'; kann erweisen, daß er diese Sache, noch auf der Höhe militärischer Erfolge, schlimmer geschädigt hat als je ein anderer Politiker und daß seine „Faustpfand"*Rede von feindlichen und neutralen Stimmen mit Empörung zurückgewiesen worden war, ehe ich darüber schrieb und, uns zu Nutzen, zu zeigen versuchte, daß diese unhaltbare Theorie nicht etwa von allen politisch Wirkenden gebilligt werde. Das schien mir um so noth« wendiger, als jeder politisch Gewissenhafte sich sagen konnte, daß der vom Grafen Hertling gewählte krumme Weg der, vielleicht, letzten Möglichkeit^ raschen und doch würdigen

Abschlusses ausbog. Mit dem Präsidenten Wilson werden
wir schließlich zu rechnen haben. Die Kaiserliche Regirung
wird spätestens im Herbst mit ihm Fühlung suchen."
Die Höhe militärischer Erfolge ist überschritten. Der
achtzehnte Juli war ein dunkler Tag, der achte August, nach
dem Wort des Generals Ludendorff, der schwärzeste in
Deutschlands Kriegsgeschichte. Sechs Tage danach ist „Be*
sprechung"imGroßenHauptquartier(Spaa).Kaiser,Kronprinz,
Hertling, Staatssekretär Von Hintze, Feldmarschall und Erster
Generalquartiermeister, Generaladjutant Von Plessen; der
„Hydra" (so nannte Herr von Tirpitz die drei Chefs der
Geheimen Kabinets) sind zwei Köpfe abgehauen, dieLyncker
und Valentini durch die Herren von Marschall und von Berg,
der Heeresleitung ergebene Männer, ersetzt und der noch
ragende Kopf des Admirals Von Müller, den die Marine»
wuth „Rasputin" getauft hat, ;st in diesem Kreis nicht sieht«
bar. Nach dem von den Wortführern durch Unterschrift
beglaubigten Protokol hat nur Herr von Hintze der Katze die
Schelle angehängt, nur er ohne Rückhalt geredet. Der Feind
wisse, daß die Zeit für ihn arbeite, daß seine Ueberlegenheit
an Menschenreserve, Rohstoffen, Geräth von Mond zu Mond
wirksamer werde; sei nun aber auch durch militärische Er»
folge der letzten Wochen ermuthigt. Neutrale glauben nicht
mehr an deutschen Sieg, sähen am Liebsten sieglosen Frie»
den, sind aber, weil sie Ende ersehnen, auch bereit, deutsche
Niederlage zu schleunigen. Spaniens Protest gegen Torpe*
dirungen bedroht uns mit Kriegserklärung, wenn wir nicht den
Tauchbootkrieg einschränken. Wird dieser Vorgang bekannt,
dann folgen andere Neutrale. Oesterreich*Ungarn kann nicht'
weiter; dürfe kaum noch Winterfeldzug wagen. Bulgarien
ist erschöpft; fordert immer mehr Geld und Waaren. „Die
Türkei hat sich in einen Mord« und Beutekrieg im Kaukasus
gestürzt, kommt uns dort in die Quere und setzt unseren
Einwendungen und Mahnungen die bekannte Resistenz des
Orientalen und des Schwächeren entgegen." Unsere Politik
müsse mit der Thatsache rechnen, daß die Heeresleitung nur
noch glaube, „durch strategische Defensive den Kriegswillen
desFeindes mählich lähmen zu können". Vier Wochen zuvor

ist Herr von Kühlmann, der imMäinoch.alsTriumphator von
Bukarest, feierlich von dem Kanzler, vier Staatssekretären, drei
Unterstaatssekretären undeinemSternenchor anderer Würden»
träger eingeholt wurde, barsch aus dem Amt gejagt worden,
weil ihm im Reichstag das Wort entfahren war, mit mili»
tärischen Mitteln allein werde der Krieg nicht zu enden sein.
In anderen Worten gestehtDas jetzt auch die Oberste Heeres»
leitung. Deren Haupt war im Juli ganz sicher, mit der
Sommeroffensive „den Feind entscheidend und endgiltig zu
besiegen"; hält jetzt aber nur noch eine „mählich den Feind
lähmende Defensive mit gelegentlichen Vorstößen" für
möglich. Also müßte beschlossen werden, sofort, ohne
Verlust einer Stunde, erträglichen Frieden zu suchen. Nein.
General Ludendorff fordert: „Strengere innere Zucht; Zu*
sammenfassung der inneren Kräfte mit größter Energie; Be»
strafung Lichnowskys." Noch härterer Druck, Ausjätung
der letzten Hälmchen deutscher Redefreiheit, gerichtliche Be=
strafung des Fürsten, dessen (wider seinen Willen veröffent»
lichte) Denkschrift seit einem Jahr in der ganzen Welt ge»
lesen wird. Der falscheste Rath, der zu ersinnen war. Doch
der gehorsame Kanzler verspricht, „den obersten Justizbe*
hörden im Reich und in Preußen in amtlicher Weise von
den äußerst schädlichen Wirkungen Kenntniß zu geben,
welche die von den Feinden betriebene Verbreitung der
lichnowskyschen Denkschrift an unserer Front hervorruft,
da Dies unzweifelhaft für die Beurtheilung des Falles von
Einfluß sein müsse". Dem alten Faustpfandleiher ist Rechts»
gefühl ein nichtiger Schatten; er weiß weder, daß er „un*
zweifelhaft" in das schwebende Strafverfahren nicht eingrei»
fen darf, noch, daß die Wirkung der Schrift durch die Be=
strafung des Verfassers aufgefrischt und verzehnfacht würde;
er will, um nicht müde zu scheinen, Eifer zeigen. Die ju»
ristisch unanfechtbaren Schriftsätze desGeheimrathesDr.Von
Gordon und des Rechtsanwaltes Grünspach, das Gutachten
Liszts und das Gewissen des Oberstaatsanwaltes Krause hem*
men den ungebührlichen Eindrang des Kanzlers, der nur
erreicht, daß der Fürst aus Preußens sterbendem Herren*
haus gestoßen wird. Auch der Kronprinz ist für „strengere

innere Zucht" (in der Heimath, nicht etwa in Charleville).
Der Kaiser spricht wie ein vollkommen Verblendeter. Erwird
den Stellvertretenden Kommandirenden Generalen befehlen,
strenger zu sein, und dem Kriegsminister, der Beschwerde*
instanz, ihre Beschlüsse stramm zu bestätigen. Menschenersatz
sei zu finden; in Berlin laufen noch vielejunge Leute frei herum.
So redet der wohl einzige Deutsche, der sechs ins Heer ge»
reihte Söhne sammt einem Schwiegersohn im vierten Kriegs«
jähr heil vor sich sieht. Viele junge Prinzen und andere
Hochgeborene laufen frei in dem Reich herum, das zwei
Millionen Männer verloren hat und von einem Krüppelheer
bevölkert ist. Ohne Mannsjugend wären die berliner In«
dustrien, Banken, Kriegsgesellschaften, Verkehrseinrichtun«
gen, Kaufläden nicht zu halten. Und würde Beträchtliches
gewonnen, wenn neue ,.Auskämmung" der siechen Wirth*
schaft noch hunderttausend körperlich Schwache entrisse,die
frühstens im November, unzulänglich ausgebildet, ins Feuer
zuwerfen wären? Aber Wilhelm steht bequem und „sonnig"
auf dem Glauben, auch der Feind sei schon lahm; Roh« und
Nährstoffe werden knapp, großeMenschen*und Frachtraum»
Verluste, schlechte Ernte in England, überall Industriebrache.
Die Zuversicht werde in Deutschland wachsen, wenn ein
PropagandasAusschuß geschaffen werde und „angesehene
Privatpersonen flammende Reden halten". Im August 18;
schon im Juni haben selbst Siegesberichte und Fahnen nicht
mehr gewirkt, hat man auf Schritt und Tritt gehört: „Un
wenn wir nach Paris kommen, is noch so!" Alltäglich flammen
irgendwo Reden; verflackern aber geschwind im kalten Wind.
„Es müsse auf einen geeigneten Zeitpunkt geachtet werden,
wowiruns mitdemFeind zu verständigenhätten." Erst jetzt?
Und ist auf einen besser geeigneten noch zu hoffen? Ja, sagt der
Feldmarschall; „wir werden auf französichem Boden stehen
bleiben und dadurch schließlich den Feinden unseren Willen
aufzwingen". Herr von Hintze glaubts nicht; kann aber
„die Minderung der für den Fall ,Sieg' aufgestellten Kriegs*
ziele" nicht erreichen. Gesammtergebniß der Besprechung:
Null. Irrthum und Fehl der Kriegsführung wird nicht er»
wähnt; auch nicht, daß die Heeresleitung in dem dazu gün*

stigsten Jahr 1917 jedes Streben nach Verständigung gehemmt
hat, die nach dem Bolschewikenaufstieg, vor Amerikas Be*
reitschaft, in der Zeit britischer Verstimmung und des mit
Siegesmöglichkeit nicht mehr rechnenden Ministeriums Pain«
leve um den Preis ehrlicher Wiederherstellung Belgiens, der
Hingabe von Stücken Lothringens und Posens, der Auto*
nomie des Elsaß, allgemeiner Abrüstung und supranationaler
Schiedsgerichtsbarkeit, vielleicht sogar mit dem Beneficium
des anglcdeutschen Vertrages über Kleinasien, zu haben war.
Nichts davon. Alle Schuld wird auf die innere Front ab*
geschoben; deren Zucht muß strenger werden. Die Zungen
sind noch zu frei. Der Wagen rollt dem Abgrund entgegen.
Den Zug der Flammenredner sollte der gütig kluge
Ballin führen, der seit dem Aufmarsch der Amerikaner die
letzte Hoffnung bestattet hatte und sich in der Sandstein*
gruft am Alsterdamm vergrämte. Da er vom Kaiser genannt
worden war, erinnerten auch Andere im Hauptquartier sich
wieder an ihn und baten, noch im August, den Furchtlosen,
„S, M. die Augen zu öffnen". Die Wahrheit, die Schranzen
und Generale einschleierten, sollte der „Schiffsjude" ent*
hüllen. Er war bereit; hätte deütlicher als sein Ahn Nathan
zuSaladin, ohne Parabel, gesprochen. Auf Wilhelmshöhe, wo
er, nach einem Jahr, im September den Kaiser wiedersah, kams
aber nicht zu Gespräch unter vier Augen und die Gewandtheit
des Kabinetschefs sorgte dafür, daß dem Allerhöchsten die
Sonne nicht ganz unterging. In Berlin versammelt Graf Herr*
ling die preußischen Staatsminister (die, wie einer der kon*
servativsten mir sagte, „seit 14 nie ein wahres Wort gehört
haben") und erzählt ihnen, in Spaa sei „völlige Einigung
aller Betheiligten" gelungen. Unwahr: denn der Einzige,
der Thatsachen, positiv Nützliches vorgebracht hatte, Herr
von Hintze, sah Möglichkeit und Nothwendigkeit durch*
aus anders als die Hohenzollern und ihre Generale. Die
schlechte Stimmung der Heimath sei „durch die militärische
Lage nicht begründet". Unwahr. Der neue, dem Auswär»
tigen Amt unterstellte Propaganda»Ausschuß habe „schon
günstige Wirkungen erzielt". Unwahr. „Durch neutrale oder
sonst geeignete Persönlichkeiten müssen wir Fäden anspin«
nen und dem Feind sagen: Ihr seht, Ihr könnt uns nicht

besiegen, Deutschland wird seinen Platz an der Sonne in
dem ihm aufgezwungenen Vertheidigungskrieg zweifellos
siegreich behaupten, ist aber stets bereit, einen ehrenvollen
Frieden abzuschließen." Zweifellos siegreich; drei Wochen
nach dem furchtbaren Vorstoß, der sieben deutsche DivU
sionen überrannte; in einer Zeit, wo Amerika in jedemMonat
eine Viertelmillion Menschen, neuntausend Tanks und ähn=
liehe Mengen anderen Kriegsgeräthes aufs europäische Test«
land liefert. Der Fädenspinner wäre ausgelacht worden.
Auf der Suche nach Menschenersatz hört der Kriegsminister
den Einspruch zweier Kollegen, die sagen, Landwirthschaft
und Eisenbahn könne nicht noch mehr Leute ins Feld ab»
geben. Er selbst weiß nicht, wie die militärische Lage ist;
muß erst ins Hauptquartier reisen, „um nähere Informa«
tionen einzuziehen". Seltsamer Betrieb. Summa summarum:
Zwei Bundesgenossen können und wollen nicht weiter, die
Türkei führt einen schimpflichen, uns schädlichen Neben»
krieg, uns fehlen Menschen, die Feinde drängen das deutsche
Heer zurück; aber wir wollen erst „im geeigneten Moment
durch Neutrale Fäden anspinnen und dieser geeignete Mo*
ment bietet sich nach dem nächsten Erfolg im Westen".
Der kommt nicht. Und Kaiser Karl will nicht warten.
Er kennt die Stimmung der Westmächte und weiß, daß ihr
Hoffen, leider, nicht auf Flugsand gebaut ist. Graf Burian.
der nicht Generalen unterthan ist, spricht: Sofort und in
der Form des Appells an alle Feinde. Berlin: Warten; nicht
direkt, sondern durch Neutrale; wir sind mit Ausarbeitung
der Friedensbedinge beschäftigt. „Kaiser Karl will sich die
Rolle des Friedensstifters nicht nehmen lassen; verspricht
sich von ihr Wiederherstellung geschwundenen Vertrauens
zur Krone, was bei Furcht vor Revolution als höchstes Ziel
angesehen wird." Da bis zum vierzehnten September in Ber»
lin noch immer nichts geschehen ist, schickt Burian seine
Bitte um Frieden ab. Berliner Versuche, eine neutrale Macht
zu Vermittelung zu bestimmen, mißlingen. Am Fünfund»
zwanzigsten wird gemeldet, Bulgarien wolle, weil sein von sie*
ben Kriegsjahren erschöpftes Heer nicht länger Stand halte
und Deutschland ihm neue Truppensendung weigere, sofort
Sonderfrieden schließen. General Ludendorff will fünf Di»

Visionen nach Nisch senden und sich mit Rumänien verstän»
digen; noch am Siebenundzwanzigsten „sieht er die Lage
durchaus hoffnungfreudig an und glaubt bestimmt, die bul«
garische Katastrophe zu verhindern". Am Neunundzwanzig*
sten unterzeichnen die Bulgaren in Saloniki den Waffenstill«
stand. Drei Tage danach telegraphirt die Oberste Heeres?
leitung: „So weit Lage hier zu übersehen, muß auf jede Hoff«
nung, Bulgarien noch weiter an unserer Seite zu halten, ver«
ziehtet werden." Auch diese Erkenntniß tagt allzu spät. Kein
Genosse ist noch zu Kampf willig. Deutschland steht allein.
Noch aber klammert es sich an die Hoffnung, daß zwei
Gefährten am Ausgang sich wieder zu ihm finden werden.
Hintzes Depesche (vom letzten Septembertag): „Gesammt«
läge zwingt uns, baldigst mit Friedensangebot an Amerika
heranzutreten", ist schon Chamade; doch ihr folgt der Für«
stenruf, der die Jagdgesellschaft noch einmal sammeln soll.
Eine neue, „auf demokratischer Grundlage gebildete" Re«
girung wird morgen den Präsidenten Wilson zu Friedens*
Stiftung aufrufen. Da kein Huldlächeln in Wien und Pera die
Stirnen entrunzelt hat, sind Burian und Talaat zu Anschluß
bereit; der Ungar, dessen Besuch der alte Hertling nicht er*
widert hat, giebt dem Deutschen Botschafter Wermut: „Ihre
alte Regirung würde sich eine ablehnende Antwort holen."
Vom ersten Oktobertag an wird, ehe in der Heimath von
Meuterei oder Aufruhr Etwas zu spüren, zu ahnen ist, General
Ludendorff dringlich. „Das Friedensangebot müsse sofort
hinaus; heute halte die Truppe; was morgen geschehen
könne, sei nicht vorauszusehen; jeden Augenblick könne
irgendwo eine Division versagen, ein Durchbruch erfol*
gen: und dann käme unser Angebot im allerungünstigsten
Moment." Der vierzehnte August schien noch nicht günstig
genug. In der Nacht: „Sofort über Bern nach Washington;
achtundvierzig Stunden kann die Armee nicht mehr warten:
Funkspruch von Nauen, damit es schneller geht." Am Drit»
ten fordert der Feldmarschall „die sofortige Herausgabe des
Friedensangebotes an unsere Feinde; die Lage verschärft sich
täglich und kann die Oberste Heeresleitung zu schwerwiegen-
den Entschlüssen zwingen." Als Lansings erste Antwort an=
gelangt ist, wird in Berlin, unter dem Vorsitz des Kanzlers

Prinzen Max, die Lage besprochen. General Ludendorff sagt,
die Offensive sei, da auf unserer Seite mindestens zwanzig Di»
Visionen mehr als drüben, möglich und nöthig gewesen, „um
Bundesgenossen zu fesseln und vor Eintreffen der ameri*
kanischen Massen zu siegen." Seine Nachrichtenabtheilung
hat ihm offenbar also nicht gemeldet, wie schnell die Ameri«
kaner sich schaaren, noch, daß mit Abbruch des Krieges nicht
zu rechnen ist, seit der verhängnißvolle Beschluß, Paris aus
Ferngeschütz zu verwunden, ausgeführt wurde; daß Frank«
reichs Regirung, wenns sein muß, die Hauptstadt räumen,
nach Bordeaux, nach Lyon gehen, doch nicht Waffenruhe
befehlen werde, ehe auch Pershings Corps sich als geschla«
gen bekennen. „Höchste Tapferkeit von Offizier und Mann.
Aber in jedem Monat Abgang von siebenzigtausend. Dieser
Mannschaftmangel entscheidet. Gestern Engländereinbruch
bei Saint«Quentin. Auch die Türkei wird ausfallen und die
Entente kann durch Bulgarien nach Konstantinopel marschi«
ren. Unsere West grenze können wir halten, deutsche Festun*
gen nicht übergeben. Wir brauchen Etwas zur Hebung des
nationalen Schwunges." Der Staatssekretär des Reichsmarine»
amtes notirt: „General Ludendorff hat erklärt, daß die Front
durchbrochen werden könne, daß die Armee Ruhe brauche,
daß ein weiteres Halten der Westfront einem Hazardspiel
gleichkäme." Am zwölften Oktober geht die zweite Note
nach Washington; die Heeresleitung hat dem Wortlaut zu«
gestimmt. Am Sechzehnten spricht der Feldmarschall in einem
Erlaß an die Armee: „Die politischen Vorgänge der letzten
Tage haben auf das Heer, namentlich auf das Offiziercorpsi
einen tiefen Eindruck gemacht. Es ist meine Pflicht, die
von Seiner Majestät Allerhöchst berufene Regirung zu unter«
stützen. Dem Friedensschritt stimme ich zu." Die politischen
Vorgänge, Regirungwechsel und Friedensangebot, sind durch
das oft wiederholte Drängen der Heeresleitung bewirkt wor«
den; das Heer muß um so fester glauben, sie habe sich nur
dem Willen derCivilisten gefügt, als derMarschall betont, daß
der deutsche Offizierniemals Politik treibe. Am selbenTagver»
wahrt Herr Solf, der nun dem Auswärtigen Amt vorsteht, sich
| gegen ein Telegramm desMarschalls, „das die Verantwortlich«

ung beim Kanzler. General Ludendorff manövrirt meisterlich. Weil die Feinde, die, zwei Wochen nach dem berliner Noth» ruf, ihrer Sache sicher sind, nicht mehr so hitzig wie zu* vor angreifen, erzählt unser Feldherr, der die psychischen Gründe dieser Selbstschonung doch kennt, den Federfuchsern, drüben verlösche die Angriffskraft. Noch vier Wochen gute Stimmung, frische Mannschaft ins Feld: und die Krisis ist überstanden. „Könnte Excellenz Scheidemann nicht die Stirn* mung der Massen heben?" Ziehen wir die fünf Divisionen, alte, doch zu Defensive brauchbare Leute, aus der Ukraina, die uns hundertvierzigtausend Pferde und große Viehmengen geliefert hat, nehmen wir noch f ün f aus dem Osten, dann verlie* ren wir die ganze Ernte, für die allein derTruppenchef inMinsk fünfhundert Eisenbahnzüge braucht, und der Bolschewismus rückt uns auf den Leib. „Wenn ich Menschen bekomme, sehe ich vertrauensvoll in die Zukunft. Vor den Amerikanern haben unsere Leute weniger Sorge als vor den Engländern. Wenn die Armee über die nächsten vier Wochen hinweg- kommt, sind wir fein heraus. Packen Sie das Volk, reißen Sie es hoch! Kann Das nicht Herr Ebert thun?" Der Kanz« ler und die Staatssekretäre Solf und Roedern stellen immer neue spitzige Fragen. Ein Drittel aller Westdivisionen hat nur noch Bataillons von zwei* bis dreihundert Mann; auch in den anderen sinds kaum über vierhundert. „Wir kön« nen jeden Tag eingedrückt und geschlagen werden." Vieh, Hafer, Oel, Tanks, Flugzeuge knapp; die Lage der Kriegs» industrie durch Rückzug „in höchstem Maße verschlech* tert". Aber wenn der Kriegsminister, wie er hofft, bis zum Frühling (wir sind im Oktober) sechshunderttausend Mann ins Feld schickt, kommt Alles in Ordnung. Forderungen, die uns hindern, den Kampf wieder aufzunehmen, müssen wir ablehnen. Stimmung, Mannschaft, Heimath, Wirthschaft, BoU schewismus ... Draußen war nie Versehen. („Im Schützen* graben essen Offizier und Mann aus der selben Feldküche. Auch sonst kaufen Beide aus der selben Kantine und zum selben Preis.") Die Heeresleitung hat nie im Urtheil über die Lage geschwankt. Herr Solf spricht offen aus, daß er vor einem Räthsel stehe; erhält auf die Frage, weshalb jetzt möglich scheine, was zuvor als unmöglich galt, keine klare

Antwort; und schreibt an den Kriegsminister Scheuch: „Nach
Andeutungen von absolut einwandfreier Seite werden die
gestern vom General Ludendorff ausgesprochenen Hoffnun»
gen auch in seiner Umgebung nicht getheilt." Noch weniger
die des Adressaten auf den Frühjahrszuwachs von Sechshun*
derttausend. In die dritte Note an Lansing will der General
einen Absatz einfügen, der das Recht zu Wiederaufnahme
des unbeschränkten Tauchbootkrieges für den Fall wahrt,
daß nicht schnell Waffenruhe wird. Randbemerkung Solfs,
den Burian vor „Katastrophe" warnt: „Die Note ist schon
abgegangen. Der Zusatz wäre auch unmöglich gewesen."
Am Fünfündzwanzigsten empfiehlt Bayern amtlich die Ab*
dankung des Kaisers, weil nur sie „annehmbaren Frieden"
erwirken könne. Herr von Hindenburg widerspricht der Be»
hauptung, er habe je „ein sofortiges Friedensangebot verlangt
und daraufhingewiesen, es handle sich um eine Sachevon Stun*
den"; und telegraphirt an die Kommandirenden Generale,
die Bedingungen des Waffenstillstandes seien „für das Mi»
litär unannehmbar und daher bleibe nichts übrig als Kampf
bis zum Aeußersten". Fünfzehn Tage danach verlangt er die
Unterzeichnung des unveränderten Waffenstillstandspaktes.
Am fünften November, vor den ersten Wehen der Revolution,
hat GeneralGroener, Ludendorffs Nachfolger, vor demKanz*
ler und den Staatssekretären gesagt: „Gelingt dem Feind ein
Durchbruch, so besteht die Gefahr entscheidender Nieder»
läge. Nur noch von kurzer Dauer kann der Widerstand sein,
den unser Heer dem Ansturm der Feinde zu leisten vermag."
Soll die Verwechselung von Ursache und Folge noch
länger Unheil stiften? Noch länger das geduldig tapfere
Volk von Tüchtigen geschmäht werden, die der Rückblick
auf ihr oedipisch grauses Irren Bescheidenheit lehren müßte?
Der Umsturz der Militärmonarchie war dieFolge begreiflicher
Heeresentkräftung; nicht ihre Ursache. Wer sich selbst achten
will, zaudert nicht vor schädlicher Wahrhaftigkeit. Dem
Deutschen aber verheißt sie heute nur Nutzen. Bekennt er
muthig den Waffensieg der übermächtigen West welt und den
edlen Willen, erwiesenes Unrecht zu sühnen, dann ist er,
dann erst, am Herd der Menschheit wieder willkommen.

Herausgeber UQd verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der
Zukunft in Berlin. — Druck von Faß 6. Garlcb G. m. b. H. in Berlin.

Berlin, den 23. August 1919
Hundstagsfliegen
Bulgarien
eber den inneren Zustand Bulgariens kann ich Ihnen,
Herr Geheimrath, nicht Auskunft geben. Hören wir
denn überhaupt noch was Gescheites über das Sein und
Werden fremder Länder? Auf der luzerner Sozialistenkon*
ferenz scheint Bulgarien nicht vertreten gewesen zu sein; in
ausländischen Zeitungen fand ich lange nichts über das Land;
und unsere brauchen das Papier wohl für Inserate. Nir*
gends auch nur der Versuch einer Erwachsenen genießbaren
Berichterstattung; Kriegskost mit „Enthüllungen" als Hors
d'oeuvre und, statt eines saftigen Fleischstückes, kolorirtem Ge*
mecker von Leuten, die in irgendeinem neutralen Weststaat
früher als wir französische, englische, amerikanische Blätter le*
sen und von deren Heimathländern dann, am Liebsten von al»
lern dem deutschen Zorn Förderlichen, mit so intimer Bethu*
lichkeit plaudern, als säßen sie mitten drin. Wir wissen nicht
einmal, wie es in Posen, fünf Schnellzugstunden von Berlin,
im Herzen Korfantyens, aussieht, und müssen Mär schlucken,
die meldet, Oberschlesien sei durch das Wirken des aus Ost*
preußen importirten Herrn Hörsing „unzweifelhaft der deut*
sehen Sache gewonnen worden". Einstweilen ist die Behaup«
tung der Unabhängigen, dieser Noskide werde das Land*
volk verbittern, die Industriearbeiter in Wuthstrikes treiben,
leidige Wahrheit geworden und ein dem Preußenstaat gün*

stiges Ergebniß der künftigen Abstimmung durchaus nicht
sicher. Daß er, der schlechtestregirte im Deutschen Reich, der
am Tiefsten wieder in Reaktion neigende, sich zu rechter Zeit
in Vernunft entschließen werde, ist kaum noch zu hoffen.
„Amtliche Berichte", ganz wie in holder Kriegszeit; „dieKampf«
kraft der Aufrührer flaut ab, Insurgentennester wurden gesäu*
bert, wir sind vollkommen Herren der Lage". Auch so wahr«
haftig wie in holder Kriegszeit: denn zwölf Stunden nach der
Lügenpost kommt in Industriepaläste dieMeldungvonneuem
Wachsthum des Strike. Oberschlesien ist Kriegsschauplatz ge«
worden. Und die Autonomie käme morgen zu spät und könnte
einen Landtag bescheren, der, wie EIsaß^Lothringens, mit der
Stimmkraft seines Mandates die Trennung beschließt und die
mühsame Volksbefragung unnöthig macht. Doch zur Frage.
Derletzte Bulgare.den ich sah, beseufzte den wildenDeutschen«
haß, der in jede Ackerfurche seines Vaterlandes gesät worden
sei, und das Unheil, das der gewissenlose Dutzendj ournalist Ri*
zow durch seine berlinerGesandtschaftberichte gestiftet habe.
"Warum dann HerrMalinow schnell aus dem Ministerpräsidi*
um schied, ob HerrTheodorow, der jetzt, als Haupt der Bul«
garendelegation, in Neuilly ist, ihm sogleich ins höchste Amt
folgte, ob die Monarchie noch irgendwie feste Wurzeln,
der Bolschewismus auch dort sich Rekruten 'geworben hat:
bis heute war darüber Klarheit nicht zu erlangen. Das Schick*
sal des Volkes, das acht Jahre lang gekämpft hat und die
- ersehnte, die schon geheimste Beute dann wie Schemen zer*
rinnen sah, ist furchtbar hart. Aber die tatarische, übertatar*
ische Grausamkeit seiner Kriegsführung, die Gräuelhäufung,
deren Stapelplätze wieder Serbien und dieDobrudscha waren,
haben bewiesen, daß diesem Volk im Hohen Rath europäischer
Menschheit ein Mitbestimmungrecht noch nicht gebührt.
Bauerland: im Kern also unverwundbar. Der fleißige Bauer
hat immer, was er nicht entbehren könnte, und seine Kultur
wechselt in Jahrhunderten kaum das Kleid. Wo Kleinbauer
sitzen, sieht selbst Deutschland heute noch gerade so aus wie
1914, nicht sehr viel anders als 1814. Wenn das großgewor«
dene Serbien, das junge Yugoslawien ein Stückchen des nego»
tiner Zipfels hingäbe und eine (noch so schmale) Verbindung

Bulgariens mit dem zur selben Mongolenrasse gehörigen
leinmagyarischen Ungarn ermöglichte, könnten die zwei ugro»
finischen Bauerstaaten einander gut ergänzen. Die Frage, ob
mit der Rückkehr des Zars Ferdinand nach Sofia zu rechnen
sei, glaube ich, trotzdem ich so lange nichts aus dem Maritza»
land hörte, verneinen zu dürfen. Der hatte, mit seiner un«
ausrodbaren Sucht, immer die falsche Farbe zu besetzen,
schon 1917 verspielt. Und was seitdem die Bolschewiki aus
dem petrograder Archiv ans Licht gebracht haben, gab ihm
den Rest. Vor sieben Jahren hat er den Zaren Nikolai um
drei Millionen Francs angepumpt. Der selbe Herr Theo»
dorow, der jetzt Ministerpräsident ist, mußte den russischen
Gesandten Nechludow für den Pump mobil machen. Fer*
dinand habe zu viel Land gekauft, zu viel gebaut und von
Mama Klementine, die einen großen Theil ihres Vermögens
schon ausgegeben hatte, um ihrem Liebling den Thron zu
sichern, nur eine Rente von höchstens siebenhunderttau»
send Francs geerbt. Er schulde der Volksbank zwei Millionen,
müsse sie mit sieben Prozent verzinsen, der Bank alljähr*
Jich Wechsel prolongiren und brauche mindestens drei MiU
lionen zu vier Prozent. Der russische Fiskus könne es durch
eine Privatbank bequem machen. Die Sicherheit genügt und
politisch wäre es nützlich. „Zu glauben, daß wir durch die
Gewährung eines so kleinen Darlehens den König kaufen
könnten, wäre naiv und unser nicht würdig; auch wäre ein
Mensch, der, auf oder neben dem Thron, mit seiner po»
litischen Macht Handel treibt, gewiß fähig, den Gläubiger
■einfach zu betrügen, wie es ja Milan (der vorletzte Serben»
könig aus dem Haus Obrenowitsch) gethan hat. Helfen
"wir aber, ohne zu feilschen, dem König aus der engen Geld»
klemme, dann wird er unserem Einfluß zugänglicher. Ge»
rade jetzt steht er am Scheideweg zwischen Rußland und
Oesterreich; er möchte sich uns nähern und ein ihm per»
sönlich erwiesener Dienst wird ihn bestimmen, uns weiter
entgegenzukommen. Aber wir dürfen nicht feilschen, nicht
die Summe verkleinern noch den Zins erhöhen, weder finan»
zielle noch politische Bedingungen hinzufügen, sondern
Jnüssen die Sache, vertraulich und artig, wie es unter ,Gentie«

men' üblich ist, erledigen. Dadurch heben wir den König
Ferdinand in seinen eigenen Augen; und moralische Dienste
werden oft noch höher als finanzielle bewerthet. Vor der
Allerhöchsten Genehmigung dürfen nur ganz Vertrauens*
würdige Personen davon erfahren." (Aus dem „streng ver*
traulichen" Bericht des Gesandten Nechludow an das Aus«
wärtige Ministerium in Petrograd.) Kokowzews Finanzkunst
hat da> Ding schnell gedreht und am zweiten September
1912 hat Ferdinand den Schuldschein unterschrieben, den
Nechludow einschickte. Das Darlehen wurde auf ein Vier»
teljahrhundert gegeben; ob und mit wessen Geld es zurück*
gezahlt worden ist, mag Ferdinand, der wohl auch ein Buch
schreiben wird, ohne Furchtvor dem Widerspruch überleben*
der Zeugen erzählen. Im Herbst 1914 wäre er für die Triple»
Entente zu haben gewesen; aber das serbische Ministerium
Paschitsch entschloß sich nicht, beträchtliche Landstücke (am
Wardar und am Ochridasee) an Bulgarien abzutreten. Das,
sagte Herr Paschitsch, „kann niemals gegen Rußland Partei
ergreifen, ohne seine ganze Existenz aufs Spiel zu setzen;
außerdem weiß es, daß Rumänien und Griechenland uns-
zuHilfegegenbulgarischen Angriff verpflichtet sind". Nur für
ehrliche Neutralität will er Lohn zusagen, dessen Höhe später
zu vereinbaren sei; und deutet an, daß er zu höherem Gebot
seine Kollegen erst bestimmen könne, wenn ganz sicher sei,
daß Serbien nach dem Friedensschluß einen Adriahafen und
Bosnien erhalten werde. Konstantins Griechenland hat den Ver*
trag, der es zuBeistand zwang,gebrochen; undFerdinandhat das
Geschäft, das seitdemJulil914vorbereitetwar,mitOesterreich*
Ungarn und Deutschland gemacht. Er glaubte, ungeheuer
schlau zu handeln, und war sehr stolz auf die Kunst, mit
der er die Diplomaten und Aufpasser der Entente Wochen-
lang belog. Vorbei. Nach Kerenskijs Revolution ließ er wie*
der Agenten mit Rußland verhandeln. Zu spät. Da der
Weg nach Südost nun frei wird, können Sie bald ergründen,
wann er seine Schuld an die Volksbank in Sofia getilgt hat,

Kriegsgefangene

Nein, verehrte Frau; zu „flammendem Protest gegen-
die ruchlose Knechtung der deutschen Kriegsgefangenen?"

(fehlt Grund und Brandstoff. Von Herzen wünscht Jeder, daß
diese Männer morgen, heute noch in die Heimath zurück*
kehren und daß sie, denen unsere Militaristen und Schwert»
redner allerlei Uebles nachgesagt haben, hier leidliche Er*
füllung ihrer Wünsche, neben der Freiheit auch befriedigende,
zulänglich lohnende Arbeit finden. Aber wir haben den Ver*
sailler Vertrag unterschrieben, die Conditions de paix des
Puissances Alliees et Associes; und deren Artikel 214 sagt:
„Wenn dieser Vertrag in Kraft getreten ist, wird die Heim*
beförderung der Kriegsgefangenen so schnell wie möglich be*
ginnen und mit der größten Geschwindigkeit durchgeführt
werden." Artikel 440 bestimmt, daß der Vertrag in Kraft tritt,
wenn Deutschland und drei Hauptmächte ihn ratifizirt haben.
Noch fehlen zwei: wir haben also, leider, nicht das Recht, die
Rückkehr der Gefangenen wie eine fällige Schuldsumme zu
fordern. Sie brauchen, gnädige Frau, nicht die Wiederholung
der Schande zu fürchten, die das alte Deutschland auf sich
lud, als es ein Halbjahr, drei Vierteljahre nach Abschluß und
Ratifikation des Vertrages vonBrest«Litowsk noch immer Mil*
Honen russischer Gefangenen in Knechtsdienst zurückhielt
(und trotzdem den Botschafter Joffe, weil er durch politische
Zettelei die Diplomatenpflicht verletzte, wie den Auswurf des
schmutzigsten Höllenwinkels verschrie). Jeder Forderung, die
Russen, endlich, frei zu lassen, wurde damals geantwortet:
„AusjeschlossenlOhne die Kerls wäre unsere Landwirtschaft
im Wurschtkessel." Aber Sie durften auch nicht erwarten,
Frankreich werde achthunderttausend waffenfähige Männer
in ihr Vaterland heimkehren lassen, ehe der Friede nach der
Vertragsvorschrift ratifizirt und in Kraft gesetzt ist. Würdige
Bitte, nicht „flammender Protest", kann die bange, qualvolle
Wartefrist kürzen. Muß denn noch immer, wie in der „großen"
Zeit üppigster Lügenblüthe, Haß gesät und „Vernichtung*
wille" gezüchtet werden? Als uns Lokomotiven,Wagons, Vieh
abgefordert wurden, verschwieg die Regirung, daß sichs um
die Rückgabe rechtwidrig aus Frankreich und Belgien weg«
geführten Gutes, nicht um Gewinngier eines übermüthigen
Siegers, handle, um Rückgabe eines Theiles nur, und daß der
Beraubte mit Recht sagen durfte: „Muß von uns Zweien

Einer härtere Noth leiden, dann sei es Der, dem mein Eigen»
thum über die Zeit ärgsten Mangels hinweggeholfen hat/*
Jetzt duldet dieRegirung, von der wir würdigere Wahrhaftig»
keit erhofft hatten, das Auf brodeln des gefährlichen Glaubens»
Frankreich halte die Gefangenen über die vereinbarte Zeit
hinaus fest. Wir fordern, daß die anderen Mächte jeder Ver»
tragsvorschrift gehorchen; dürfen aber nicht mehr verlangen»
als in diesem Vertrag steht. „Die Fahnen, auf die wir ein
Recht hatten, haben sie verbrannt, die Kriegsschiffe unbrauch-
bar zu machen versucht, weil wir die Gefangenen nicht vor
der bedungenen Frist freigeben, hagelt Schimpf auf uns: und
diesem .neuen' Deutschland sollen wir vertrauen, im Völker»
bund uns ihm gesellen?" Bedenket, wem das Entstehen sol-
cher Meinung nützt; und wanket nicht von der Hoffnung, daß
der Gemeinschaft von Vernunft und Anstand gelingen wird,
die Heimkunft aus langer Gefangenschaft zu schleunigen.

Kreuzzug nach Rußland?

Sie möchten den neulich von mir erwähnten Aufruf der
russischen Menschewiki „an die Sozialistenparteien der En-
tente* Staaten" lesen? Hier ist das Wesentliche:
„Genossen! Die Konferenz Eurer Regirungen in Paris hat
dem Admiral Koltschak ihre Unterstützung in' seinem Kampf
gegen Sowjet-Rußland zugesagt. Nachdem die Entente die be-
gonnenen Verhandlungen mit der Regirung Lenins abgebrochen
hat, verspricht sie Koltschak eine erhöhte Unterstützung mit
Lebensmitteln, Geld und Wehrgeräth. Dadurch ist die An-
erkennung Koltschaks als gesammtrussischer Macht im Voraus
entschieden und zugleich von den verbündeten Imperialisten ein
neuer Schritt auf dem Weg zur Unterdrückung der russischen
• Revolution gemacht worden. In uns russischen Sozialdemo-
kraten wird Niemand Vertheidiger des Systems erblicken, das vor
anderthalb Jahren eingeführt worden ist. Wir müssen aber mit
aller Entschiedenheit gegen die Lüge protestiren, die in der
ganzen Welt verbreitet worden ist, daß die Einmischung der ver-
bündeten Regirungen in die russischen Angelegenheiten und die
Unterstützung Koltschaks in Rußland die Freiheit und die öko-
nomische Entwicklung verbürgen und den Bürgerkrieg beenden
'können. Denn Koltschak bedeutet für Rußland die .Wiederher-
stellung der wichtigsten Grundlagen alter Herrschaft. Der mit
ungeheuren Opfern erkaufte Hauptgewinn dieser revolutionären

Jahre würde aus der russischen Geschichte gestrichen und das
entkräftete und besiegte Volk unter das Joch Derer zurückge-
zwungen, die es während vieler Jahrzehnte geknechtet haben.
Der Adel war unter dem Zarismus (die Klasse, die alle innere
und äußere Politik leitete, und sie hatte ein Regime geschaffen,
das nicht nur vom ganzen russischen Volke gehaßt, sondern
auch von der ganzen civilisirten Welt verachtet wurde. Die Re-
volution hat diese Klasse zu Boden geworfen. Sie hat die Macht
in neue Hände gelegt und den Adel damit seiner Regirungfunk-
tion 'beraubt. Sie hat die Standesunterschiede vernichtet und ihm)
damit feeine früheren Privilegien genommen. Sie hat den Guts-
besitzern, deren Erde sie den Bauern gab, ihre wirtschaftliche
Macht ientzogen. Die Bewegung, an deren Spitze 'Koltschak steht,
ist nichts Anderes als der mit Kriegsmitteln unternommene Ver-
such dieser einst mächtigsten Gesellschaftklasse, wieder auf das
Schiff rzu gelangen, über dessen Bord sie die revolutionäre Welle
geworfen hat. und von Neuem das Steuer der politischen und
wirtschaftliche Verwaltung jn ihre Hände zu bekommen. Dar-
über darf man sich keiner Illusion hingeben: der Sieg Koltschaks
wäre die Wiederherstellung des alten Rußlands. Wenn den
Heeren Koltschaks gelänge, einen großen Theil Sowjet-Rußlands
zu besetzen, so würde der Adel sich mit Flinte und Peitsche
auf das Dorf stürzen, um sein Vorrecht zu erneuen.
In den Verhandlungen mit Koltschak ist diese Kardinalfrage
von den verbündeten Regirungen umgangen worden. Das ist
sehr verständlich: denn kein Versprechen Koltschaks, keine Pro-
gramme seines Ministeriums und keine guten Wünsche seiner
liberalen Freunde können die Klasse, die er zum Siege geführt
hätte, Von dem Sturm auf das Dorf zurückhalten. Dieser Sieg
würde zu einer neuen Bewegung des ganzen Volkes gegen die
Wiederherstellung der alten Verhältnisse führen und nur der
Prolog zu einem neuen Ausbruch des Bürgerkrieges sein. Kolt-
schak "bringt nicht die (Ordnung1. Ihn erkennt nicht eine einzige
Volkspartei an. Ihn lehnen alle revolutionären Parteien ab. Seine
Anhänger wollen nicht die Republik; sie sprechen auch ganz auf-
richtig von einer Monarchie. In Sibirien ist das Strafgesetz des
alten Rußlands schon wieder in Kraft getreten und jedes gegen
Koltschak gesprochene Wort wird nach dem Gesetz gegen Maje-
stätbeleidigung bestraft. Und die Monarchie, die Koltschak vor-
bereitet, ist nicht einmal eine Monarchie bürgerlichen Schlages,
wie 'in Italien oder Belgien: seine Monarchie kann sich nur im1
Kampf gegen die Bauerschaft behaupten; sogar in Sibirien, wo

der Klassengegensatz im Dorf winzig ist, hat er die ganze Bauerschaft gegen sich aufgebracht. Die körperliche Züchtigung der Bauern ist zur alltäglichen Erscheinung geworden. Und das Verhalten der sibirischen Bauern zu Koltschak offenbart sich in unaufhörlichen Aufständen, die ihm jeden Tag mit einem politischen Umsturz drohen. Alles ist gegen seine rohe Diktatur.
Die Grundsätze der Volksherrschaft und der demokratischen Freiheiten sind Keinem theurer als unserer Partei. Wir sind auch jetzt noch der Meinung, daß die sozialistische Diktatur des Proletariates eine volle Entwicklung der Demokratie voraussetzt. Auf den Grundsätzen der Demokratie und der politischen Freiheit stehen wir im Kampf gegen die Politik der Kommunistischen Partei Rußlands, und noch jetzt sitzen deshalb viele Mitglieder unserer Partei, darunter hervorragende Führer, im Gefängniß. Aber Keinem von uns kommt der Gedanke, daß den proletarischen und bäuerlichen Massen bei dem Regime, das Koltschak bringt, ein Mindestmaß demokratischer Freiheit verbürgt sein würde. Wird Koltschak Herr über Rußland, so wird das Knattern der Flinten und Maschinengewehre, die das revolutionäre Volk erschießen, sich mit dem wilden Geschrei der Judenhetzer vereinen. Dafür bürgt der Terror, der in Sibirien herrscht. Massen* erschießungen und Massenzüchtigungen haben einen Umfang er-* reicht, den der Zarismus niemals kannte. Die Gefängnisse sind mit politischen ,Verbrechern' angefüllt, nicht nur mit Bolschewiken, sondern mit Sozialisten überhaupt. Mitglieder unserer Partei sind erschossen worden. Die russische Sozialdemokratie setzt im Verein mit den anderdn revolutionären Kräften des Volkes jetzt schon Alles daran, die trotzig wieder erstehenden Kräfte der Vergangenheit niederzuwerfen und sie für immer zu besiegen. Und dazu erbitten wir Eure Hilfe. Die Kräfte Koltschaks sind nicht groß und noch kleiner sind die Kräfte seiner Mitbrüder, des Generals Denikin im Süden und des Generals Judenitsch vor Petrograd. Und wenn die Drei noch immer die Revolution bedrohen und gegen sie Feldzüge unternehmen können, so nur deshalb, weil sie von den verbündeten Regirungen ausgerüstet werden, die alle, auch sehr weit entgegenkommende Vorschläge der Sowjetmacht abgelehnt haben und ihr den Krieg bis aufs Messer erklärten. Gelingt ihnen, Koltschak und seine Konsorten zum Sieg zu führen, dann wird im Osten Europas eine neue Festung der Weltreaktion erbaut, die nicht nur die russische Revolution erdrücken, sondern auch die Keime des Sozialismus im Westen mit ihrem kalten Hauch töten würde.

In der Stunde, da unsere Partei das russische Proletariat
auffordert, mit all seinen Kräften die Revolution zu stützen, er-
wartet sie, das Proletariat der verbündeten Länder werde durch
machtvolles Massenauftreten den bösen Willen seiner Imperia-
listen brechen und sie zwingen, dem bedrängten und gequälten
revolutionären Rußland den Frieden zu geben. Thut Alles, um
Das zu erreichen! Dränget Eure Regirungen, die versteckten
Versuche zur Rückkehr der Reaktion nacli Rußland aufzugeben.
Thut alles irgendwie Mögliche, um die Kompromisse, zu denen
die Regirung Lenins bereit ist, zum Ausgangspunkt von Ver-
handlungen zu machen! Zwinget Eure Regirungen, die Blocki-
rung Rußlands aufzugeben und die diplomatischen und wirt-
schaftlichen Beziehungen zu der Sowjetmacht aufzunehmen. Das
Centraikomitee der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei.'-'
General Judenitsch, nicht mehr Koltschak, dessen Heer
in rasche Rückzüge gedrängt worden ist, gilt jetzt als Favorit,
auf den man setzen müsse. Aber Kriegsminister Winston
Churchill hat im Unterhaus versprochen, daß Britanien noch
im Lauf dieses Sommers den letzten Kriegsmann aus Ruß«
land heimschicken werde; der tapfer gescheite Lord Robert
Cecil hat gerathen, auf der von Lenin angebotenen Rechts»
grundlage den Handelsverkehr mit Rußland wieder zu be*
ginnen; und im „Manchester Guardian" ist vor dem Wahn
gewarnt worden, das Britenheer, das für die Freiheit gefQth«
ten habe, werde für die unsaubere Sache russischer Reaktion
in Kampf zu treiben sein. Die drei größten Arbeiterverbände
haben angedeutet, daß sie jeden neuen Versuch, mit Waffen»
gewalt die Russenwirrniß zu lichten, mit dem Schwert uner«
bittlichen Massenzornes abwehren würden. Im Westen fängt
also Vernunft wieder zu sprechen an; sie lehrt schnell auch
begreifen, was hinter dünnem Wortflor schon der Aufruf der
Menschewiki ahnen ließ: daß die Bolschewikenherrschaft ge«
stützt wird, wenn für die Sache ihrer Gegner auf Rußlands
Erde Fremdvolk sich waffnet. Und noch möchten wir hoffen,
die oft wiederholte Behauptung, deutscheTruppentheile.ganze
Brigaden, seien mit russischen Kokarden, mit Deutschlands
Geschützen, Munition, Kriegsgeräth aller Art und Proviant
in das unter dem Nominalbefehl des Fürsten Lieven stehende
Antibolschewikenheer eingetreten, bündiger widerlegt zu hö*

:en, als bisher geschah. Würde die Behauptung als wahr er»
wiesen, dann müßte das deutsche Kriegsvolk sich solcher
Genossen schämen; nur dann aber wäre begreiflich, daß Mi*
nister Noske in Weimar sagen konnte, das deutsche Heer
umfasse höchstens vierhunderttausend Mann. Vor vier Mo»
laten nannten Männer, die an der Reorganisation mitwirken,
jine viel höhere Ziffer. Schade (nicht nur des verschleudere
ien Staatsgeldes wegen),daß die Vertrags zahl, hunderttausend
Mann, nicht schon morgen zu erreichen ist. Nur der in Mi»
litaristendrill völlig verdummte Bourgeois wähnt noch immer,
der mit Handgranaten behängte Nosketier werde ihn vor
Bolschewikenspuk schützen. Der wird gerade durch das Sy*
5tem Noske» Hörsing* Wining erst drohende Wirklichkeit. Den
Lenin von 1917 und 18 liebt der deutsche Arbeiter, auch der
den Unabhängigen eingegliederte, nicht; aber er denkt wie
der französische Genosse, der in der luzerner Konferenz un»
seren Ebertinern zurief: „Wenn Ihr uns nur zwischen Lenin
und Noske die Wahl lasset, dann wählen wir Lenin."

Nostra culpa

Noch immer, Herr Major, ist Ihnen „nicht klar gewor*
den, was mit dem bis zum Ueberdruß beredeten ,f riedens*
fühler' vom Herbst 1917 eigentlich gemeint sei". Kein Wun»
der; das. schärfste Auge blickt nicht auf den Grund eines aus
Quark und Lüge zusammengequirlten Breies. Zwei Aktionen
(wir wollen Kleinzeug mal mit so großen Namen putzen) lie»
fen, trippelten neben einander her. Erstens: die nach der Note
des Papstes von England und Frankreich gestellte Frage, wie
Deutschland über Belgiens Zukunft denke. Diese höchst wich«
tige Zwischenfrage wurde dem auf seinen Siebenmänner»Sow»
jet stolzen Reichstag verschwiegen (ein Staatsgerichtshof, der
sich nicht selbst schänden will, müßte den Verschweigern das
politische Recht des Bürgers absprechen); wurde von dem der
Heeresleitung unterthanen Zufallskanzler mit einem Gestam»
mel beantwortet, das den hitzigsten Drang nach Frieden in
Eisschauern erkälten mußte. Zweitens: der von dem Herrn
Richard Löwenherz von Kühlmann unternommene Versuch,
ein château en Espagne zu bauen. Ob dieser Staatssekretär,
dessen nicht minder erbaulichen Ausspruch über den „noch
nicht verkäuflichen belgischen Gaul" General Ludendorff be»

richtet, selbst glaubte oder nur Anderen einreden wollte, Eng»
land lechze nach Frieden, wird nie zu ergründen sein. Herrn
Scheideroann hat er gesagt, noch im Herbst werde in un»
mittelbarer Aussprache mit britischen Ministern die belgische
Frage erörtert werden. Als diese Hoffnung enttäuscht worden
war, wandte er sich an Spaniens berliner Botschafter, Sennor
Polo de Bernabe, der in den letzten Septembertagen seinem
Minister meldet, Deutschland wünsche die spanischeVermitte«
lung eines Gespräches mit England. Am sechstenOktober bat
Herr Balfour, der, auf drängendes Ersuchen des Kollegen
Lloyd George, zum ersten Mal die Leitung des Auswärtigen
Amtes übernommen hatte, die Botschafter Amerikas, Frank«
reichs, Italiens, Japans, Rußlands in die Foreign Office und
sagte ihnen: „Spanien ist um Vermittelung gebeten worden,
hat sie abgelehnt, aber geglaubt, dieses Zeichen deutscher Be»
reitschaft uns nicht verschweigen zu dürfen. Unser Botschaf»
ter hat in Madrid geantwortet, er wisse, natürlich, nicht, wie
seine Regirung diesen Schritt beurtheilen werde, glaube aber,
daß Verhandlung keinen Zweck habe, wenn Deutschlands
Friedensbedingungen sich nicht wesentlich und scharf von
den in der deutschen Presse verkündeten unterscheiden. Ge»
ben wir nun, nach derAnkunft desmadrider Botschaftberichtes,
gar keine Antwort, dann nützt die berliner Regirung unser
Schweigen zu Besserung ihres Ansehens im Inneren und, was
noch wichtiger wäre, zu Stärkung ihres Aufwiegeistrebens in
Rußland; dort.wo sie schon arge Zersetzung erwirkt hat, würde
sie morgen die Lüge verbreiten, England wolle das Deutsche
Reich völlig vernichten und ziehe Rußland sammt den an«
deren Bundesgenossen am Schlepptau ins Fahrwasser dieses
Wunsches. Wir mußten uns also zu möglichst vorsichtiger
Antwort entschließen; und ließen unseren Botschafter in
Madrid wörtlich sprechen: ‚Die Regirung Seiner Majestät ist
bereit, zu hören, was die deutsche Regirung ihr im Hin»,
blick auf den Frieden zu sagen wünscht, und wird das ihr
Mitgetheilte dann mit den Bundesgenossen berathen'. Diese
knappste Kürze schien uns nothwendig, weil wir mit einem
Feind zu thun haben, der vor der gewissenlosesten Wort»
Verdrehung und Wollensentstellung niemals zurückschreckt
und mit dem man deshalb nur unter Wahrung aller erdenk»

liehen Vorsicht verkehren kann." Sämmtliche Botschafter
stimmten in der Meinung überein, „das ganze Manöver gehe
von dem (in London bekannten) Herrn von Kühlmann aus
und solle die Verbündeten in Verhandlungen locken, aus
denen nur Deutschland Gewinn ziehen könne". Da Herr Bai»
four gebeten hatte, die Sache durchaus vertraulich zu be*
handeln, berichteten die Chefs der Missionen „ganz geheim
und nur für den Minister" über die Berathung. Der russische
Geschäftsträger schrieb: „Man muß, darin waren wir, Alle, ,
einig, der deutschen Regirung sagen, daß wir, wenn Eng*
lands kurze Antwort die Sache in Fluß bringt, die genaue
Angabe der deutschen Kriegsziele erwarten und daß weder
auf Sonderverhandlung mit einer einzelnen Macht zu rechnen
noch Gesammtverhandlung aller Mächte möglich sei, ehe ge*
wiß ist, ob wir die deutschen Kriegsziele billigen können. Daß
Deutschland gerade die Verbindung mit London suchte, be*
weist, wie unbestreitbar stark heute die Vormachtstellung Groß*
britaniens in unserem Bund ist. Seit dem Sieg in Mesopo*
lamien und dem Erfolg an der Westfront ist auch hier, in
Heer und Volk, der Glaube an endgiltigen Sieg wieder fest
geworden. Die Stimmung der deutschen Truppen soll, nach
allen Aussagen, nicht mehr gut sein. Wir Russen müssen
darauf gefaßt sein, daß Deutschland versuchen wird, in den
von ihm besetzten Gebieten der Parole vom ‚Selbstbestim»
<mungrecht der Völker' gerade gegen uns eine Spitze zu geben
und zu beweisen, daß die Länder der Ostseeküste nie eigent*
lieh russisch gewesen seien." Dieser occidirte Russekannte den
Herrn von Kühlmann. Auch von dessen Versuch, den „ver*
-dämmten" Briten einmal spanisch zu kommen, und von Eng*
lands Bereitschaft, den Vorschlag anzuhören und zu wägen, er*
fuhr der brave Reichstag nichts. Also: kein englischer „Fühler",
•doch zwei günstige Gelegenheiten. Daß sie nicht genützt wer*
den konnten, braucht jetzt nicht mehr erklärt zu werden; wir
wissen ja, welche wahnwitzige, dem Rechtsgefühl und dem
Machtstand gleich siriusferne Friedensbedinge der groteske
Kanzler der Heeresleitung zugestanden hatte. Die längsten
Reden, die dicksten Bücher tilgen oder vernebeln aber nicht
die Thatsache, daß 1917, nicht zum ersten, nicht zum letzten
Mal, würdiger, nicht entkräftender Friede erlangbar war
-und daß ihn die allmächtigen Generale verhindert haben.

Orient und Occident
UeberAlexanderPetrowitschlswolskij.der in der dritte»
Augustwoche gestorben ist, habe ich so oft hier gesprochen,
daß ich Ihnen Neues nicht mehr sagen kann. Dumm war
er nicht; pfiffig, im Metier aller Kniffe kundig und manch*
mal, wenn ihn Genießergier nicht dem Amtsbezirk entfrem*
dete, auch fleißiger, als russische Diplomaten zu sein pflegen.
Nur: ein Irrwisch, in dessen Hirn jede Hemmung fehlte»
ein Wütherich, den jede seiner Eitelkeit geschlagene Wunde,
gekratzte Schramme aus der Vernunftbahn stolpern ließ und
der dann, war mit dem Himmel und dessen Herren das Rache*
geschäft nicht zu machen, mit den unsäuberlichsten Künsten
den Acheron in Bewegung zu bringen trachtete. Asiat mit
Pariserfirniß. Im vatikanischen Rom und in Kopenhagen hat
er klug und flink gearbeitet, heimischer sich aber wohl in
Tokio gefühlt; und in politischem Handel mit den Japanern
auch seine beste Leistung geliefert. Als ihn, nach dem in der
Mandschurei verlorenen Krieg, den petrograder Putschen, dem
Verfassungmanifest, dem zweiten Sturz Wittes (dessen Grimm
das zarisch'orientalische Geschenk von hunderttausend Ru«
beln linderte), Nikolai Alexandrowitsch zur Leitung der in»
ternationalen Angelegenheiten ins Kabinet Stolypin berufen
hatte, schrieb Kaiser Wilhelm an seinen „theuren Nika":
„Wie ich recht vermuthet hatte, fiel Deine Wahl auf Iswolskij»
Dieser wird, ich bin davon überzeugt, Dich zufriedenstel«
len und als kluger Mann versuchen, in Uebereinstimmung
mit Deinen Wünschen eine Friedenspolitik zu führen. Er
gab Schoen (damals Botschafter am russischen Hof) einen
geschickten Rath in der Frage der Bagdadbahn, so daß
ich die Hoffnung habe, daß meine Regirung es möglich fin*
den wird, die Arbeit mit ihm auf der Grundlage des gegen-
seitigen Vertrauens fortzusetzen, das aus der Gemeinsamkeit
der Interessen hervorgeht. Unsere Interessen an der Bagdad»
bahn sind rein wirtschaftliche und kommerzielle, die das.
Wohl der Menschheit im Auge haben. Ich begreife durchaus,
daß die Engländer mit Dir in Bezug auf Asien zu liebäugeln an«
fangen. Du entschlössest Dich aber kaltblütig, ihre Vorschläge
abzuwarten, und ich bin überzeugt,daß,wenn ihreBedingun»
gen über Centraiasien für Dich annehmbar sind, die Verein»

barung mit ihnen viele Gründe zu Reibungen und Konflikten
aus der Welt schaffen wird, was mich sehr erfreuen würde.
Jedem muß verständlich sein,daßdervon der englischen Flotte
für ihren unerbetenen Besuch gewählte Moment gänzlich
unzeitgemäß sowohl für Dich wie für Dein Land ist, und
ich bin fest überzeugt, daß Du angesichts dieser Visite ein
Gefühl des Unwillens nicht unterdrücken kannst. Die Eng»
länder werden natürlich versuchen, die ultrasliberale Partei
bei Dir zu stärken. Nach Rückkehr hat die Flotte die Ab*
sieht ausgesprochen, Pillau und Travemünde zu besuchen.
Ich werde sie unter strenge Aufsicht stellen." In dem sei*
ben Fibelbrief putscht der für das/Wohl der Menschheit
und für anglo*russische Freundschaft Glühende den theuren
Nika auch gegen die Briten als die Schützer der bösen An«
archisten auf. „Diese Leute können vollständig straflos inLon*
don leben und dort ihre Mordpläne schmieden. Die Schwie*
rigkeit des Kampfes gegen dieses Geschwür der Menschheit
besteht darin, daß die Taugenichtse unbehindert in Eng*
land leben. Der richtige Platz für diese Scheusale ist das
Schafot und in einigen Fällen lebenslängliches Einsperren
in ein Irrenhaus." Aber auch die Duma (Gossudarstwen*
naja: das neue Reichsparlament) „schafft eine äußerst schwie*
rige Lage für Deine Regirung und komplizirt die Verhält«
nisse außerordentlich." Immerhin hat die Erde noch Freu*
den. „Großfürst Wladimir begleitete uns auf die Rindvieh*
Ausstellung. Tausende von Bauern und kleinen Gutsbesitzern
begrüßten uns begeistert mit einer treu unterthänigsten De*
monstration. Jetzt lebe wohl, theurer Nika; der Herr möge
Dich segnen und bewahren. Auf Wiedersehen in Swinemünde,
wo wir uns Mühe geben wollen, die Zeit fröhlich zu ver*
leben. Dein immer ergebener Freund und Vetter Willy."
Iswolskij war weder so deutschfreundlich, wie Wilhelm
gehofft hatte, noch so „reaktionär", wie die Gruppe Mil*
jukow meinte. Als Günstling der Kaiserin»Witwe war er
nicht gegen die Verfassung; freute sich wohl gar der Mög»
lichkeit, nun auch in einem Parlament Reden zu halten, die
in London und Paris gelesen werden. Davon hatte schon
Gortschakow, wenn er, nach Bismarcks hübschem Wort,
„seiner Phantasie Audienz gab", geträumt; und Gortscha*

leow war ihm das leuchtende Muster russischer Staatsmann'
heit. In Bjoerkoe hatte, ein Jahr zuvor, Wilhelm die Unter.
Zeichnung eines deutsch»russischen Schutz* und Trutz*Bünd>
nißvertrages erlistet, der beide Reiche in Beistand gegen An^
;griff einer Europäermacht verpflichtete, beiden Sond erf riedens<
Schluß verbot und in den der Zar die Französische Repu*
blik zu bugsiren versprach. Eines Vertrages, dessen Zweck
die Lösung des franko*russischen und des franko«britischen
Bundes war und der England mit Lebensgefahr bedrohte.
(Trotzdem hat Wilhelm, haben seine Bethmänner zehn Jahre
lang noch die Lüge ausgeschrien, Englands Mißtrauen gegen
Berlin sei ganz grundlos, nur von Eduards Tücke angefacht,
dessen Besuch in Reval und Knüpfung der Triple«Entente
doch die verständliche Antwort auf die dumme Schlauheit von
Bjoerkoe war.) Frankreich wäre für dieses Schmugglerstück*
chen niemals einzufangen gewesen; und der schwache Nika,
der Deutschlands Gefuchtel in Algesiras nicht „gentlemanlike"
fand, war leicht zu überzeugen, daß er seine (und Birilews)
Unterschrift zurückziehen oder in den Ruf eines Gauners sin»
ken müsse. Die Straßen sind wieder frei: Iswolskij darf auf*
athmen. Durch einen klug besonnenen Pakt versöhnt er Japan,
den vom portsmouther Frieden nicht ganz beglückten Sieger,
und schließt mit England den Vertrag (der damals weltge*
schichtlich wichtig schien) über Tibet, Afghanistan, Persien.
Weil Rußland, nach Niederlage und Prestigeverlust in Asien,
sich wieder Europa zuwenden muß, sucht er ihm gegen den
rebellirenden Islam türkischer Farbe in Stambul und Galata
Stützpunkte zu sichern; und hat dem von Bukarest und der
Newa her ihm bekannten wiener Kollegen Aehrenthal, um
den Kühlen dem Plan günstig zu stimmen, leis die An*
nexion des Sandschaks Novibazar angeboten. Daran ist
nun, seit dem Jungtürkenaufstand, eben so wehig zu denken
wie an russischen Eindrang in Dardanellenforts. Am fünf*
zehnten September 1908 sind die zwei Minister in dem
mährischen Schloß Buchlau Gäste des Grafen Berchtold.
Dicht vor der Theestunde, vor der Rückkehr der Damen,
in deren Nähe Iswolskij aufblüht, erwähnt Aehrenthal die
Notwendigkeit, die nun dreißig Jahre währende Okkupa*
tion Bosniens und der Herzegowina jetzt, ehe dort Wahlen

fürs Türkenparlament angeordnet werden, in Annexion um»
zuwandeln. Die Stirn des Russen umwölkt sich. Zwei Ser*
benprovinzen; Oesterreich*Ungarn als Balkangroßmacht...
„Und wenn wir, als Entgelt, die Oeffnung der Meerengen
fordern?" Wien wird nicht widersprechen. Vor der Abreise
wird in einer gemeinsamen redigirten Mittheilung an die
Presse „die vollkommene Uebereinstimmung der beiden
Staatsmänner" festgestellt. Der Russe bittet noch, früher als
Anderen ihm die Absicht auf nahe Annexion anzuzeigen.
In Paris hört er, ein paar Tage danach, daß Graf Kheven»
hüller dem Präsidenten der Republik die Thatsache der An»
nexion gemeldet habe. Er rast durch Europa, um einen zu
Demüthigung Oesterreichs willigen Kongreß zusammenzu*
bringen; betheuert dem Fürsten Bülow, der ihn sanft ab*
weist, die Dauer seiner alten Liebe fürs Deutsche Reich
und dessen vierten Kanzler; und muß knirschend schließ«,
lieh in der Reichsduma bekennen, daß Rußland, nach den
Abkommen von Reichstadt, Berlin, Budapest, nicht das Recht
zu Wiederspruch gegen die Annexion Bosniens habe. Nie
hat ers ganz verwunden; und ging ein Jahr später als Bot*
schafter nach Paris. Sein Nachfolger, der harmlosere Saso«
now, ist, sammt dem Ministerpräsidenten Kokowzew, dann
in Potsdam und Berlin eben so thöricht (Limans Corps»
kommando in Konstantinopel) gefoppt worden wie zuvor
Alexander Petrowitsch in Buchlau. Das ist nun czechisch..
Bosnien, Herzegowina, Sandschak yugoslawisch. Die Mon«
archien der HabsburgsLothringer und der Holstein^Gottorp-
sind nicht mehr. Der Türkensultan hat in Europa kaum
noch eine Parzelle, ist nicht mehr Khalif. Und in Tibet»
Afghanistan, Persien gebietet frei Englands Wdle. Weit
Einer den Drang, als Kopist Bülows Lorber zu ernten, nicht
unterdrücken konnte. Alas, poor Iswolskijl Von seiner
Arbeit bleibt nichts als Japans Lächeln; rire jaune . . .
Auch aus Japan habenwirZuverlässigeslange schon nicht
gehört. Einmal, daß es den Feinden der Moskauer Truppenhilfe
geweigert, dann, daß es sich mit Bolschewbazillen verseucht
habe. Was dort geschehen ist und geschieht, wissen wir
nicht. Japan und die Japaner waren im Deutschland Wilhelms-
des Zweiten so beliebt, daß es ihnen den höchsten Ehren*-

titel, den es verleihen zu können glaubte, gab und sie „die
Preußen des Fernen Ostens" nannte. Das hat in der Zeit,^
wo Wilhelm sich noch in die Hoffnung bettete, als von
Gottes Gnade Erleuchteter neben anderer Weltbeglückung
auch die Versöhnung Frankreichs erwirken zu können, unsere
Politik nicht gehindert, im Bund mit der Französischen Re»
publik und dem zarischen Rußland den Frieden von Shimo«
noseki anzufechten, Japan um den Ertrag seines Sieges über
China zu bringen, tief zu erbittern und in ein Bündniß mit
England zu treiben. Das Land des Mikado und Tenno,
seine Geschichte und die Folgen der Revolution, die seinem
Feudalsystem die Fassade zerbrach, kannte hier fast Nie«
mand. Unter dem Samurai stellte man sich einen gewaltigen
gelben Junker Altpreußens vor; und daß man in den Schränk»
chen japanischer Arbeiter, die in der deutschen Industrie
beschäftigt wurden, genaue Abzeichnungen der wichtigsten
Maschinentheile fand, gab unseren Industriestrategen die
höchste Vorstellung von der „Tüchtigkeit" dieser Menschen.
Daß ihre Mentalität von aller im Weltwesten heimischen
völlig verschieden ist, wurde nicht beachtet, den Wissen*
den nicht geglaubt. Professor Lavisse hat neulich ein altes Ur*
theil citirt, nach dem die Germanen „in omni feritate ver»
sutissimi", die bei aller Neigung in Gewaltanwendung Ver*
schmitztesten, seien. So schien dem Deutschen der Japaner.
Tapfer, stark und schlau. Und in jedem Land wird es Men*
sehen geben, denen dieses Urtheil ungefähr richtig scheint.
Die von Bismarck oft im Handeln und Reden gerühmte,
von seinen Nachfolgern nie erlernte Kunst, zu warten, brauchte
der japanischen Politik nicht erst empfohlen zu werden; sie
hat immer zu warten verstanden, bis die zur That oder zur
Rache günstige Stunde schlug. Am zehnten Mai 1895 hatte, im
Beach« Hotel von Tschifu, der russische Admiral Makarow
mit rothem Stift auf der Landkarte den Bezirk eingezäunt, den
Japan den Ghinesen zurückgeben müsse, und, als die erschreck*
tengelben Männervorder Antwort zögerten, seinen Degen auf
die Karte geworfen und gefragt: Ja oder Nein? Neun Jahre
danach hat eine von den Japanern gelegte Mine diesem Ma*
karow und seinem Admiralschiff, dem „Petropawlowsk", den
Untergang bereitet. Die Schmach von Tschifu wurde ge»

sShnt, die Rache an Rußland kalt genossen. Deutschland,
dessen nachbismärckische Staatsmänner, Wilhelms „Hand»
langer", fast immer auf die falsche Seite setzten (für Spanien
gegen Amerika, für die Buren gegen England, für Oester»
reichoUngarn gegen Rußland und die Süd* und Westslawen),
war von Japans Waffensiegen am Yalu, bei Mukden, in der
Tsushimastraße entzückt. Weder Regirung noch Volk er»
kannte, daß Krieg und Sieg zu großem Theil Englands Werk
wai; und daß der erste Sieg Gelber über eine weiße Groß*
macht ein neues, nicht ungefährliches Kapitel der Erdge»
schichte begann. Holsteins kurzsichtige Schüler hielten
sich noch für besonders schlau, als sie die Stunde russischer
Ohnmacht zu Demüthigung Frankreichs in dem elenden Ma»
rokko*Handel benutzten. Die Folgen wurden in Algesiras
sichtbar. Während Britanien, ohne Blut zu opfern, eine
Schwächung Rußlands erreicht hatte, die das Zarenreich end»
lieh zu der schon von Beaconsfield und Salisbury oft ersehn»
ten Verständigung reif machte, wurde durch die Plumpheit und
Unaufrichtigkeit unserer kaiserlichen Politik den Franzosen
die Sympathie der Welt erworben und Frankreich in eine
Intimität mit England gedrängt, die in den Zeiten der Jung»
frau von Orleans, der „bretonischen Wölfe", Bonapartes, Fa»
schodas Niemand erträumt hätte. Deutschland an der ma*
rokkanischen Küste: Das wäre eine Gefährdung der eng*
lischen Weizenstraße geworden und hätte die Ernährung^
des Vereinigten Königreiches in berliner Belieben gestell
Diese Entwickelung konnte ein englischer Staatsmann eben-
so wenig abwarten wie ein russischer die Entstehung des
„Khalifates von Berlin", der deutschen Herrschaft über den
Islam. Damaskus, Tanger,Bjoerkoe, Algesiras, Agadir waren
die Etapen auf dem Weg in die Triple»Entente: gemeinsame-
Furcht und gemeinsames Mißtrauen hatten England, Frank*
reich, Rußland verbündet. Und als Englands Bundesgenosse
mußte Japan diesem Concern, dem stärksten, den man bis da»
hin gesehen hatte, sich wohl, gern oder ungern, befreunden..
Daß es auch an Deutschland den Tag von Tschifu
rächen könne, glaubte weder Wilhelm noch der Mann auf
der Straße. Jeder politische Kopf mußte sich zwar sagen,
daß, seit Japan in Port Arthur herrschte, Kiautschau (das

Li*Hung» Tschang, der chinesische Kanzler, im Aprilvestrag
von 1896 den Russen als Flottenstützpunkt überlassen,
Deutschland aber zwei Jahre danach durch den erzwun»
genen Pachtvertrag an sich gerissen hatte) an jedem Tag
bedroht werden konnte. Wenn die japanische Flotte vor
Tsingtau erschien und durch einen Stabstrompeter dieUeber»
gäbe fordern ließ, war die Weigerung nutzloser Selbstmord.
Doch man zählte auf die „Preußen des Fernen Ostens".
Die seien uns nicht nur für militärische und industrielle
Belehrung, sondern auch dafür dankbar, daß wir ihrem Sieg
über Rußland ruhig zusahen; und außerdem seien ihre Zu»
kunftpläne nur ausführbar, wenn die rasch wachsende
deutsche Weltmacht ihnen kein Hinderniß bereite. Welche
Pläne? Die, im Stillen Ozean die Uebermacht zu erringen.
Unsere nur in Kriegsvorstellung lebenden Militaristen schwo*
ren darauf, daß zwischen den Vereinigten Staaten und Japan
sehr bald ein Krieg ausbrechen müsse. Viele wünschten ihn
sogar herbei. Nicht etwa aus Haß gegen Amerika (wo der
Kaiser sich ja, weil es ihm freundliche Yachtbesitzer in der
Kieler Woche, vielleicht auch von majestätischer Sonne auf»
gethaute Austausch»Professoren sagten und weil er Washing«
ton mit dem Friedrich»Denkmal beglückt hatte, angebetet
glaubte). Sondern in der Hoffnung, die schwierige Lage
ausnützen zu können, in die England im Verlauf solchen
Krieges. Nippons gegen United Staates gerathen müsse. Der
Gedanke, eine friedliche Nation, die kein Stehendes Heer
hält und, wie die Amerikaner, in jedem vermeidbaren und
trotzdem begonnenen Krieg ein unverzeihliches Verbrechen
sieht, könne, wenn sie angegriffen wird, sich als. wehrfähig
und, im Hochgefühl ihres Rechtes, dem Angreifer überlegen
erweisen, wurde hier belächelt, bis 1916 und 18 England
und Amerika zeigten, daß man auch ohne Militarismus und
allgemeine Wehrpflicht im Nothfall mächtige Heere aus der
Erde stampfen, waffnen und schnell für den modernen In*
dustriekrieg erziehen könne. Zuvor galt deshalb als gewiß,
daß Japan, die erprobte Militärmacht, fürs Erste wenigstens
siegen und daß es diesen Sieg schnell suchen werde, ehe
der Fanamakanal eröffnet sei und Amerika bequem auf seinen
zwei Meeren operiren könne. Dann, schnarrt Wilhelm, „schlägt
18'

meine Stunde. Nach Japans ersten Streichen muß England, als
sein Alliirter, sich entscheiden. Unterstützt es Japan auch nur
mit Geld und Schiffslieferungen, so verräth es die heiligsten
Güter der weißen Rasse, handelt also wider die Mahnung mei*
nes Michael'Bildes: und dann verliert es Kanada und oben»
drjein die Achtungreste, die dem Perfidious Albion und seinem
Mammonismus in unserer Christen weit noch geblieben sind.
Sendet es aber seine Sympathie der vom Mutterland abge*
fallenen Tochter, Amerika, zu oder zeigt dem gelben Ver»
bündeten hur eine kalte, unfreundliche Neutralität: dann ge*
winnt es zwar etwas besseres Ansehen im Lande der Sterne
und" Streifen, das militärisch Null ist, sägt aber selbst den
dünnen Ast ab, auf dem es in Asien sitzt. Dann reiße ich
und der Mikado zunächst Indien in Aufruhr. Eine Million auf*
stachelnder Flugblätter liegt inTokiofertiggedrucktundwird,
wenn es so weit ist, schnell nach Britisch*Indien geworfen. Wie
auch der Hase läuft: die Herren Vettern überm Kanal wer*
den ihr ‚Rule the waves' bald ein Bischen bescheidener
singen und dann wird mit ihnen Preußisch zu reden sein."
Der Mann, der so redete, hatte sich und seine Domestiken
längst in die Ueberzeugung geschwatzt, Amerika wünsche
nichts sehnlicher als Englands Entmachtung und werde im
Fall anglo'deutschen Konfliktes sich ohne Zaudern auf
Deutschlands Seite stellen. Weil er in Roosevelt nicht nur
die Republikaner*Edition seines eigenen Wesens, sondern
den Vertreter des „kriegerischen Amerika" sah, behandelte
er noch den Ex»Präsidenten wie einen Souverain und führte
ihm auf dem Faradefeld eine Brigade vor. Der Sohn einer
Britin hoffte, mit der Hilfe von Uncle Sam den Uhcle Ed*
ward vom Thron des Meerbeherrschers zu stoßen.
Das berliner Dogma war also: Das dankbare Japan
braucht uns und wird nie Etwas gegen Deutschland unter»
nehmen. Wilhelms Michael*Bild und die Mahnung, „Euro*
pas heiligste Güter zu wahren", galten nur für den Ex*
port. Farbigen sich gegen Weiße zu verbünden, wäre nur
für England, nicht für Deutschland, eine Totsünde gewe*
sen. Im August 1914 wurden auf Berlins Straßen die Ja«
paner bejubelt, von Frauen ohne Vorurtheil umschlungen.
Die wenigstens, war die Volksmeinung, halten treu zu uns.

Der Zweifler hörte von Generalen, Admiralen die Antwort:
„Nie werden die Japs dazu mitwirken, daß Deutschland
militärisch und in seiner Marine geschwächt wird; so dumm
sind die Leute nicht. Wenn nur noch England und Arne*
rika große Kriegsflotten hätten, brauchten dievZwei sich
ja nur über Asien zu verständigen: und Japans Zukunfts*
träum würde platzen wie eine Seifenblase." Dann kam aus
Tokio das Ultimatum, die Aufforderung, Tsingtau geschwind
zu räumen. Japans Rache an dem Deutschen Reich.
Vor der Antwort auf die Frage nach den seitdem ge«
führten Verhandlungen schien dieser kurze Rückblick mir
nöthig. Der Mensch vergißt heute schneller und lieber als
je; vielleicht, weil er über den Bedarf hinaus grellbunte Er*
lebnisse zu buchen hat. Der politisch*historischeFilm ä laGe*
rard mußte, ohne romanhafte und melodramatische Zuthat, als
Gedächtnißhelfer mobil (im wahrsten Wortsinn) gemacht
werden. Wilhelm am Grab Saladins in Damaskus, wo er
sich allen Mohammedanern der Erde als Schutzpatron an*
bot. Die Rhede von Tschifu, wo Rußlands Panzer, Kreuzen
Kanonenboote im Mai 1895 klar zum Gefecht machten,
die Mannschaft Holzwerk, Möbel, Teppiche, Vorhänge, alles
nicht Feuerfeste von Bord schaffen mußte. Die Konferenzen
im BeachsHotel und in Algesiras; dazwischen der Untergang
des „Petropawlosk" und die Landung Seiner Majestät in Tan*
ger. Die Bagdadbahn im Bau. Bjoerkoes Schärenidyll. Der
'Fahnenwald und die Jubelchöre, die Verbrüderung mit Tür*
ken und Japanern an den heißen Augusttagen des Jahres 1914.
Wilhelm vor einer Hurra schreienden, ihm zujauchzenden
Menge auf dem Balkon seines Spreeschlosses, in das er nie
wieder zurückkehren sollte. Fanfare zuerst, zuletzt Chamade;
nicht „nach Paris", sondern nach Amerongen. Die von einer
Menschenmilliarde mit unermüdlichem Eifer erörterte Vorge*
schichte des Weltkrieges ließe sich auch für Kinokurbeln
schreiben. Lehrreich wäre: sie; ob sie aber der Sensation des
Record* Films „Intolerance" irgendwo Konkurrenz machen
könnte? Pallas Athenekann nicht denEros undWilhelm kann,
so inbrünstig ers glaubte, nicht die Götterlieblinge ersetzen.
Als Japan barsch Tsingtau forderte, ging ein Aufschrei
wüthender Empörung durch Deutschland. Niemals hatten

die schweigsamen Männer vonNippon angedeutet, daß ihnen
die deutsche Besetzung ostasiatischer Erde ein Aergerniß
sei. Nun benutzten sie die Stunde engster deutscher Be*
drängniß zu schroffer Anmeldung von Rechten, die gar nicht
ihnen, sondern dem von ihnen als Mündel betrachteten
China zustanden. Kiautschau hatte uns einen hohen Milli«
onenhaufen gekostet; mit dem war es jetzt verloren. Weil
aber* Japan nicht eine Stunde lang ernstlich daran dachte,
sich, wie besonders Frankreich immer wieder hoffte, weiter
in den Krieg einzulassen, als sein Eigenvorfheil gebot, ver*
rauchte das Feuer des Zornes hier bald. Italern und Ru«
mänen wird noch heute in Deutschland Treulosigkeit und
Vertragsbruch vorgeworfen; ohne irgendwelchenGrund: denn
sie waren weder verpflichtet, in einen von der berliner Regir«
ung erklärten Krieg mitzugehen, noch durch irgendeinen Para«
graphen gehindert, ihr Waffengewicht in die Wägschale der
Angegriffenen zu legen. Japan, das den deutschen Lehrmei«
stern, den unklug hitzigen deutschen Begünstigern seines
Krieges gegen Rußland wirklich Dank schuldete und sie dann
mit dem herrische^ Ultimatum überfiel, erhielt früh Pardon.
„Sie werden uns, wir werden sie noch brauchen": überall hörte
mans. Die (wie ich, leider als Prediger in der Wüste, hundert«
mal sagte) im Kruppland unberechtigte Wuth über Amerikas
Waffenlieferung an Deutschlands Feinde und derMilitaristen«
wahn, ohne Krieg seien Interessenkonflikte großer Völker
nicht zu entwirren, trieb in die Gedankenfolge: Japan wird
nicht warten, bis die Vereinigten Staaten fertig gerüstet sind
und, was ihnen die Hauptsache ist, in dieser starken Rüstung
sich gegen das Inselreich des Sonnenaufganges wenden kön«
nen; Japan wird, wie 1914 uns, auch Amerika mit einem Ulti*
matum überfallen, dadurch England vor eine schwierige Wahl
stellen, das ganze Antlitz des Weltkrieges verändern, den
Triumph Deutschlands beschleunigen und im Bündniß mit
ihm dann der Welt die Gesetze vorschreiben.
Nicht nutjn der berüchtigten Note des Staatssekretärs
Zimmermann, der „Botschaft anCarranza", ist ein Echo dieses
Aberglaubens hörbar. Auch in der Denkschrift des Generals
Ludendorff, die ernster zu nehmen ist, wird, noch im Sep«
tember 1917, an Abgrundsrand, von dem künftigen Bündniß

mit Japan, das Holland den Kolonialbesitz garantiren und es
dadurch in Deutschlands Sphäre ziehen soll, wie von einer
über jeden Zweifel gehobenen Sache gesprochen. Vier Jahre
lang hat das deutsche Volk nie gehört, daß sein Heer
eine Niederlage, seine Flotte einen Verlust hatte; nur von
Sieg und nahem Endtriumph. War aber einmal kein Feld*
ertrag, auch kein for show nutzbarer, zu melden untf
trübte sich der Hoffnunghimmel, dann wurde von Leuten,
die als diplomatischer Geheimlehren Kundige galten, ge*
flüstert: „Wir haben noch Japan, das im Krieg mit Ruß*
land ein festeres Bündniß geschlossen hat, für die Entente* 1
Mächte nicht das Geringste thut, mit Amerika abrechnen,
Englands Seetyrannei nicht länger dulden will und sich
■deshalb schont und Flotte und Finanzen stärkt. Das spielt
den Bridge heimlich für uns. Die Verhandlungen sind
längst eingeleitet und auf sehr gutem Weg." Ein Tonic
für Stunden der Verstimmung. Kiautschau war verziehen.
Die Behauptung, daß verhandelt werde, war richtig.
Japan sollte den Sonderfrieden mit Rußland vermitteln;
und schien dazu bereit. Aber ich habe niemals, die in
der Wilhelmstraße auf diese Verhandlungen gesetzten
Hoffnungen getheilt, niemals geglaubt, das japanische könne
sich dem deutschen Interesse vermählen. Marquis Motono,
der schon als Botschafter die Fäden in der Hand hielt
und von Petrograd nicht weit nach Stockholm hatte, war
noch von seiner pariser Zeit her ein Freund der Entente*
Mächte. Japan hält streng auf seinen Ruf, möchte a*ls
jüngste Großmacht nicht geringer als die ältesfie geachtet
sein und würde sicher nichts thun, was die Welt: zu dem
Urtheil stimmen könnte, in punctis Treue und politischer
Moral stehe ein gelbes Volk eben doch unter einem weißen.
Japan hat bisher jede internationale Pflicht mit Eifer er*
füllt: und sollte nun wortbrüchig sich von dem stärksten
Concern abwenden, den die Erde je sah? Ehre und Vortheil
riethen davon laut ab. Selbst wer, gegen meine Ueberzeugung,
glaubt, Japan strebe mit zäher Willenskraft in das wahnsinnige,
früh oder spät in Selbstvernichtung führende Abenteuer eines
Krieges gegen Amerika, muß doch erkennen, daß es weder
Englands Entkräftung noch Rußlands Rückwendung nach

Asien wünschen darf: und diese Rückwendung wäre ge*
wiß, wenn Rußland ganz oder fast ganz aus Europa
verdrängt würde und, wie der Eintagsvertrag von Brest*
Litowsk wollte,' mit der Hoffnung auf ein eisfreies europä«
isches Meer auch das Baltikum noch verlöre. Ob Motono
und seine Gehilfen nur die Absichten Deutschlands aus»
spähen, für alle künftigen Fälle sein Vertrauen erwerben*
für den Fall deutschen Endsieges, der vor Amerikas Auf«
marsch immerhin denkbar schien, sich die Führung in
die Friedenspräliminarien und dadurch die unbestreitbare
Vormacht auf ihrem Kontinent sichern wollten: einerlei;
aus den Verhandlungen ist Greifbares nicht geworden.
Im Mai 1916 wurde dem Minister Sasonow aus Tokio
gemeldet, der Deutsche Gesandte in Stockholm, Freiherr
von Lucius, habe zweimal dem japanischen Kollegen Usida
gesagt, daß Deutschland sich gern mit Japan und Rußland
verständigen würde. Im März habe der deutsche Großindu*
strielle Hugo Stinnes aus Mülheim den selben Wunsch aus*
gesprochen und mit Usida und Lucius in Japans Gesandten«
haus heimlich verhandelt. Er fragte, welche Friedensbeding»
ungen man in Tokio für annehmbar halte, empfahl, in aller
Stille Vertreter der drei Großmächte in Stockholm konferi*
ren zu lassen, und bat, das Gespräch überall, besonders in
England, „geheim zu halten". Usida antwortete, er kenne
die Bedingungen der Verbündeten nicht und glaube nicht,
daß seine Regirung Rußland zu einer heimlichen Konferenz
einladen werde. Im April sagte ihm Baron Lucius, Deutsch*
land wolle in jedem Fall vor dem Herbst Frieden schließen,
wende sich aber zuerst an Japan, mit dem es in engste
Freundschaft zu kommen hoffe, und sei bereit, ihm, wenn
Motono mit Rußland Frieden vermittle, Kiautschau zu lassen
und nur für die Bahnbaukosten und den Privatbesitz Ersatz,
zu fordern. Da Deutschland nicht nur dieses eine Eisen im
Feuer habe, könne Japan durch Zaudern ins Hintertreffen
gerathen. Herr Sasonow ließ antworten, er werde deutsche
Vorschläge nur anhören, wenn sie zugleich auch in London,
Paris und Tokio den Ministern mitgetheilt würden. Und
schloß zwei Monate danach mit Japan (Motono) den Ge*
heimvertrag, der beide Mächte verpflichtete, einander Waffen*

hilfe zu leisten, wenn eine den Japanern oder den Russen
feindliche Macht China zu unterjochen versucht und wenn
die ihnen Verbündeten (England und Frankreich) den vollen
Einsatz ihrer Wehrmittel zugesagt haben. Assekuranz gegen
amerikanischen Vordrang auf Chinas Märkte; und, da Unter»
jochung, dominition politique, ein schwankender Begriff ist»
auch ein russo*japanischer Trutzbund gegen die Vereinigten
Staaten. Als Japan gebeten wird, Chinas Kriegserklärung
an Deutschland zu erwirken, fordert Motono, der inzwischen
Minister geworden ist, die Gewähr, daß die besetzten Süd»
seeinseln, Tsingtau und alle deutschen Privilegien in Schan»
tung den Japanern zufallen. Später quält er den Botschafter
Krupenskij immer wieder mit der Frage, ob Rußland wirk*
lieh amerikanischen Kapitalisten Ausbeuterrechte auf Nord*
Sachalin und Sibirien eingeräumt habe oder einräumen wolle.
Und verzögert, nach der Kadeten* Revolution, länger als Neu*
trale die Anerkennung der Provisorischen Regirung.
Aus Rußland, aus dem Dokumenten«Arsenal der regi*
renden Bolschewiki, ist nun die Angabe gekommen, viel
später, in der allerletzten Kriegszeit, sei ein deutsch»japa«
nischer Bündnißvertrag besprochen, entworfen und (sagen die
Russen) abgeschlossen worden. Ich kenne diesen Vertrag. Er
umfaßt neun Artikel. Im ersten verpflichten Deutschland
und Japan sich, sobald die politische Weltlage es erlaube,
Rußland „in geordnete Verhältnisse und in neue Großmacht*
Stellung zu helfen und es, als dritte Macht, in das Bünd«
niß aufzunehmen". Zweiter Artikel: Japan verpflichtet sich,
an den Vortheilen, die ihm und Rußland das ältere Bündniß
bringt, in Centraiasien und Persien auch Deutschland zu be*
theiligen und ihm von Rußland einen Rückversicherung* und
Begünstigungvertrag zu verschaffen. Drei: Auch in Süd*
china soll Deutschland an den von Japan erlangten Kon»
Zessionen und Meistbegünstigungrechten seinen Theil er*
halten und sich dafür, eben so wie Japan, verpflichten, jede
neue asiatische Konzession an Amerika und England zu hin*
dem. Vier: Auf der Friedenskonferenz wird Japan „indi*
rekt" das Interesse Deutschlands so wahren, daß die terri*
torial und wirthschaftlich sehr harten Bedingungen in einer
für den Besiegten erträglichen Weise gemildert werden. Fünf:

Sobald Rußland wiederhergestellt ist, wird Japan es zum Abschluß eines politischen.militärischen und wirtschaftlichen Assekuranzvertrages mit Deutschland bestimmen. Sechs: „Dafür verpflichtet sich Deutschland zum Abschluß einer geheimen, für Land und See giltigen Militärkonvention mit Japan, deren Zweck die Vertheidigung und Versicherung gegen aggressive Pläne Amerikas und Englands ist und de« ren Einzelheiten sofort. nach Friedensschluß von den Be* vollmächtigten beider Reiche auszuarbeiten sind." Sieben: »Dieser Geheimvertrag soll der auswärtigen Politik der drei Mächte die Richtlinien vorzeichnen und kann in seinen ein« zeihen Artikeln deshalb erst nach Rußlands Auferstehung festgelegt werden." Die Artikel Acht und Neun handeln von der Dauer und Kündigung des Vertrages, von der Text* spräche und der Ratifikation. Nach dem Austausch der ratifi* zirten Urkunden trete zunächst nur der vierte Artikel in Kraft. Diesem seltsamen Dokument wurde ein Memorandum angefügt, das die Bolschewiki Japans letztem berliner Ge« sandten zuschrieben. Darin steht, die deutsche Regirung habe sich gegen einen Verständigungfrieden mit Rußland zu lange gesträubt, weil sie fürchtete, ohne das Schreck« gespenst des Zarismus die Sozialdemokraten nicht bei der Kriegsflagge halten zu können (Das ist richtig), und habe dann, als sie weder direkt noch auf dem Weg über Amerika in Fühlung mit England zu kommen vermochte, durch un« geheuerliche Forderungen das revolutionäre Rußland so ge» kränkt, daß eine sichere Brücke nach dem Nahen und dem Fernen Osten nicht mehr zu schlagen war. Dadurch sei die Herrschaft des Bolschewismus verlängert, der Abfall Bulgariens, der Zusammenbruch der Türkei und der Zerfall Oesterreich»Ungarns vorbereitet worden und jetzt nur noch ein Ausweg sicher: der deutsch*russo*japanische Dreibund, dessen bloßes Sein schon Amerika und England inFurchtund Nachgiebigkeit scheuchen würde. Auch diese zwei Eng« lisch sprechenden Nationen würden sich bald entzweien, denn England könne Wilsons Grundsatz vom Selbstbestim* mungrecht der Völker niemals durchführen. (Der Verfasser denkt wahrscheinlich an Irland, Indien, Egypten und die dort stark schwellenden nationalistischen Ströme.) In seinem

Kampf um die Vorherrschaft im Stillen Ozean werde also
das durch dasDoppelbündniß mitDeutschland und dem vom
Bolschewismus gesäuberten Rußland ungemein gekräftigte
Japan die United States einsam finden. Damit Deutsch*
land nicht auf die amerikanische Baumwolle angewiesen und
deshalb im Handeln gelähmt sei, werde es große Konzes«
sionen in Turkestan erhalten und künftig zu Land von Ruß»
land, zu See von Japan gestützt sein. Die Schlußsätze lau*
ten: „Der Endzweck des Bündnisses ist, Amerikas wirth»
schaftlichen Vordrang nach Sibirien zu hemmen, es (durch
Kanada und Indien) von England zu trennen, das allmählich
ganz aus Asien verdrängt werden muß, und den zwei Haupt*
verbündeten die Ausbeutung Centraiasiens, Chinas und Per»
siens zu sichern. Persien, Theilstücke von Centraiasien und
Südchina sollen Deutschlands, Nordchina, Nordmandschurei,
Mongolei und Ostsibirien sollen Japans Einflußsphären sein."
Die amtlichen Instanzen in Berlin und Tokio erklären,
Vertrag und Memorandum seien gefälscht. Mir scheint nicht
unmöglich, daß Dilettanten, Wichtigmacher oder übereifrige
Diplomaten solchen Entwurf gezimmert und für sich davon
Ruhmeszins erhofft haben. Daß die weitsichtig klugen Staats»
männer Japans je ernsthaft einen so thörichten Plan gehegt
haben, wird kein Vernünftiger glauben; nicht nur, weil ihr
Nipponin den Kriegsjahren endlich wohlhabend geworden ist,
Korea, die Südseeinseln und die in China erworbenen Besitz»
rechte in Ruhe verdauen will und keinen Grund zu dem Wunsch
hätte, die Partnership mit England gegen eine mit Deutschland
auszutauschen. Das stärkste Argument gegen die Wirklich»
keit des Vertrages ist sein Datum. Der Entwurf soll der Re»
girung des Prinzen Max von Baden vorgelegt worden sein,
die kaum vier Wochen, vom Anfang des Oktobers bis in
den des Novembers 1918, gedauert hat und deren Aus»
wärtiger Staatssekretär Herr Dr. Solf, ein Freund Englands
und Kandidat für die Botschaften in London und Washing»
ton, war. Da das Memorandum den Zusammenbruch der
drei Genossen Deutschlands registrirt, kann ja über das Da»
tum kein Zweifel aufkommen. Und im Oktober 1918, un»
mittelbar vor oder nach des Feldheeres Bitte um Waffen»
stillstand, soll Japan noch mit einem Deutschland gerech»

net haben, das stark genug zu Expansion nach Fersien und
Ostasien sei und Amerika in Angst jagen könne? In solche
Illusionwäreder philosophische Romantikerund Admiral Von
Hintze, Solfs Vorgänger, der Rußland als zweite Heimath
liebt,mexikanischenMachthabernnah stand und alsBotschafter
in Peking viel mit Japanern verkehrte, nicht gestrauchelt.
Deutschland bat kein Heer und keine Marine mehr und
ist mit schwerem Pflichtenbündel belastet. Japan ist in den
Obersten Rath der Westmächte und in den Völkerbund ein*
getreten und hat für Deutschland nicht den Einger gerührt.
Beide müßten und könnten Rußland, ohne ihm irgendeine
Regirungform aufzudrängen, helfen und würden zu solchem
Werk, weil es der Menschheit Wohlthat wäre, bald alle
Kulturstaaten als Helfer neben sich sehen. Aber die Zeit
der Geheimbündelei, der Zwietrachtstiftung und Nachbars*
bedrohung ist vorbei. Ein General sagte mir neulich: „Wie
dumm haben diese Amerikaner gehandelt! Jetzt giebts nur
noch zwei starke Kriegsflotten; und was wollen sie machen,
wenn England und Japan, von Mexiko flankirt, gegen sie
losgehen?" Ich habe ihm geantwortet: „Sie wollen, als mo*
derne Menschen, nicht Krieg, sondern Frieden vorbereiten. Sie
wollen Jedem das Recht einräumen, das ihm gebührt, und sind
sicher, auf dem Fels großmüthiger Rechtsachtung keine Ge*
fahr fürchten zu müssen. Finden Sie nicht, Excellenz, daß ihre
und unsere Erfahrung seit 1914 für diesen Glauben spricht?"
.. .Weil Frankreich nicht im Hui zu versöhnen,triumphale
Einfahrt in Paris nicht zu erlangen war, redete Wilhelm in
Damaskus und Tanger. Weil Bjoerkoe mißlang, nur das
britische Mißtrauen mehrte und den west»östlichen Dreibund
knüpfte, hieß Wilhelm den theuren Nika undankbar und
war seitdem stets gestimmt, Oesterreich*Ungarn und die Tür*
kei gegen Rußland zu stützen. Weil ihn Eduards standhafter
Erotismus im Tiefsten abstieß, päppelte er den Wahn auf,
der liebenswürdige König erstrebe Deutschlands Vernichtung,
und suchte invierErdtheilen alles kräftig Bewegliche auf Eng*
lands Flanke zu hetzen. Das hat er von dem Hauptgegner, Ruß*
land, befreit. Auch im Britenreich aber wird Weltwende. Und
daß es Arabien, Mesopotamien, Persien jetzt wecken und, wie
Egypten, civilisiren will, wird aller Menschheit zu Nutzen.
HeramarWr lud verantwortlich« Redakteur: Maximilian Hardt» in Bailia. — Verlag der
Zafcaatft im Berlin. — Drack Ton Pa* & CaMt G. m. b. H. in Berlin.

vig iiiDiii

•Autoritäten
Gramofa"
Bringt in jedeJct&im,
manjugfcLoRöter-Jlrt.
Grammofi/hn-
SpeziaMauö tü
Cööt aM.JhAeötf.ffi
/Dässe£dorf,JiS7vgsaßSee78
ßiet, J)cr£jteji6traße 40

Nr. 46
Die Zukunft — 23. Aogust VJ19
Line
GriftZmflChCfü Müller Berlin,SWM. ♦ Friedrichsfr.2)8

Deutsche Erdöl-AKtiengesellschaft zu Berlin.
» - Bilanz »er 31. Dezemner 1918.;
Aktiva.
I. Dautaaha Erdiluntarnahman.
1. im BlsaB:
Y«reia. Pechelbronner Oelbergwerke G.m.b.H.
Samtliche Oesvli»Rs»Dteil« im Nannbetrage Ton M. 8 600 000
2. Sonstige Raffinerien und Schwelanlagen:
Alleiniger Besitz und Beteiligung
3. Deutsche Mineralöl Industrie A.-G., Wietze:
Beteiligung im Nennbeträge von M. 5 927 000,—
H. Deutsshe Irauakohlenuntarnahnaii.
Verschiedene Beteiligungen
III. Ausländisch« ErdlliMternahmen.
Verschiedene Beteiligungen
IV. Varkaufs-, Transport- und Li«er«ns,«-Unternthmes.
.Olei" (A.-Q. für osterr. u. Ungar. Mineralelprodukte, Wien)
Beteiligung im Nennbetrage von Kr. 2 36« 400,— Aktien . .
Deutscher MineralSl-Verkäufer. G.m.b.H., Berlin (Oelkontor).
Sämtl. m. 91 % eingez. Geschäftsant. i. Nennbetr. t. M. 600 000
„Köhlbrand" Industrie-Gesellsch.m.b. H., Berlin
Sämtl. voll einges. Geschäftsant. im Nennbeträge T. M. 20 000
Weit. Invaslit. dies. Gesell seh., d. Darlehn seit. d. Dea bestritt.
ümschlagsanlage Regensburg
.Pechelbronn" Seetransp.-Ges. m. b. H., Hamburg. Sämtl.
Toll einges. Gaschäftsanteile im Nennbetrage Ton M. 20 000
Weit. Inrestit. dies. Gesellsch., d. Darlehn seit d. Dea bestritt
Fahrzeuge
V. Kiüunternehmen.
Verschiedene Beteiligungen
VI. Bastinde.
Bestände an Rohöl, Rohteer, Halb- und Fertigfabrikaten in Deutsebland
Materialisn und Faatagen in eigenen deutschen Betrieben .
Staatspapier* .
Kassenbeetäade, Reiehsbank- und Postscheckguthaben . . .
VII. Verschiedenes.
Terwaltungsgeb. Berlin-Scböneberg (in Ausführg. begriffen)
Deutsche Bohrges. für Erdöl G. m. b. H., Berlin. Voll eingezahlte Beteiligung im Nennbeträge tob M. 600 000,— . .
Beteiligung an verschiedenen deutschen Unternehmungen .
Mobilien w
Vorausgezahlte Versicherungsbeträge u. Mieten . . . . W
Bürgschaften n. Kautienen M. 13 623748,92
Debitoren:
Konzerngesellschaften
Verschiedene
pfl M. Ipf
1114 Ml
125 000
20 000i-
1330046
243122
20 000
1080 274
1901 346
80
11834491:95
2 387 0BR; 20
20 646 037 2!
14 660 694 4:
FiTsI»!.
Aktienkapital ■ •
Anleihen
Gesetzliche Rücklage
SonderrUcklage
Selbstversicherungsfonds r . . ..
Beamten- und ArbeiterunterstUtzungtfends ....
Delkredere-Rückstellung i . .
Rückstellung für Anleihezinsen
Nicht erhob. Divid., Anleihezinsen u. ausgeloste Schuldverschr.
Rückstellung für Talonsteuer
Baureserve für Verwaltungsgebäude
Hypotheken auf Grundstück Berlin-Schüneberg . .
KriegsrUcklage.
Bürgschaften u. Kautionen M. 13 623 748,92
Kreditoren:
Konzerngesellschaften
Verschiedene (etwa zur Hälft« in späteren Jahren fallig) .
Reingewinn
M.
42 292 337
41 830 970
PL
Gewinn, und Verlusti-echnnnd »er 31. Dezember 1918.
oTFT
und Verwaltungeunkosten
Geschäfts

Steuern
Anleihezinsen . . .
Aufsohlun-, Untersuch!
Abschreibungen: auf Rai
auf Verschiedenes . . . .
KnrsTeriust auf Staatspapiere ■
B&eketaüung für Talonsteuer. .
Raingewinn
(Fortsetzung umstehend)
und Versuchsarbeiten .
erie- und Schwelanlagen
M.
5 262 750
1114 500
382 816
575 734
5000000
664 723'
1113 Q52
33113'
K 965 618
32
38
67
58
12
92
-5
7
21 102 310 61

Haben.

M	pf
1322 517	58
19 779 793	03
211U2 310	61

Die für das Geschäftsjahr 1918 für unsere Aktien Nr. 1—39750 auf 20 pCt. festgesetzte und durch die Generalversammlung genehmigte Dividende gelangt von kernte ab bei den Banken: Directlon der Disconto-Gesellschaft, Berlin W. 8, oder einer ihrer Filialen, Dresdner Bank, Berlin W. 56, oder einer ihrer Filialen, S. BleiehrädBr, Berlin W. 8, Jt. Srhaaffkansen'scker Bankverein A.-fl., Köln a. Bk., oder einer seiner Filialen, Hardy & Co. G. m. b. H., Berlin W. 56, Essener Credit-Anstalt, Esaen a. Bnhi, oder einer ihrer Filialen, gegen Einlieferung der Gewinnanteilscheine Nr. 10 für die Aktien Nr. 1—6625, Nr. 9 für die Aktien Nr. 6696—8000, Nr. 8 tir die Aktien Nr. 8001 bis 13000, Nr. 7 für die Aktien 13001—20500, tm. • für die Aktien Nr. 90501—30750 mit ■M. 200.— zur Auszahlung.

Berlin, den 9. August 1919.

Dar Vorstand

R. Nöllenburg.

Geschäftliche Notizen

Wiedergeburt der Geister

Die Deutschen sind ein Stejiaufvolk; in Zeiten I höchster Not haben sich immer wieder deutscher Geist, deutsche Lebenslust, Mut, Temperament wieder hindurchgerungen, auch die schlimmsten wirtschaftlichen Krisen mit unerreichbarem Gleichmut der Seele überwindend, haben sich neue Wege gesucht und neue Kraft, neue Ziele gefunden. So anno 1806, 1813, nach den großen Revolutionsjahren; so auch heute, wo Deutschland scheinbar am Boden liegt, Kleinmütige schon verzagen wollten, ist •es deutsche Willenskraft und Tat-Energie — von deutschem Rebensaft edel beflügelt —, aus der Kleinheit und Enge des Tages in neue und unbegrenzte Möglichkeiten der nächsten Zukunft führt. Es sind eifrige Menschen überall am Werk, die deutsche Seele wieder fröhlich zu machen, wieder aufnahmefähig für die Freuden dieser Welt. Das Vorgehen der weltbekannten, stets eigne Wege gehenden Feist Sektkellerei A.-G. in Frankfurt a. M. ist hier als erster Schritt dankbar zu begrüßen und aufzuzeichnen, einmal ernstlich in die Schwermut dieser Zeit Bresche zu schlagen. Denn hierin wird der Sinn und Zweck des Feistschen Preisausschreiben-Gedankens, der eine moralische Berechtigung des Trunkes zu rechter Stunde auch für unsere Zeit der Not fordert, zu suchen sein! Und wenn wir uns in die deutsche Geschichte, in das ungeschriebene Buch der Gedanken der deutschen Großen vertiefen, so finden wir auf allen seinen Seiten die Bestätigung des alten Spruches: »Auch in Zeit der Not ist Wein und Freude not!« Von Walther von der Vogelweide bis zu den Generälen des Alten Fritz, die auch nach der verlorenen Schlacht von Torgau sich nicht schämten, den Aerger mit deutschem Wein herunterzuspülen! Unsere Dichter und Künstler sind fast alle Kronzeugen dafür, daß im Weine immer noch die Wahrheit liegt; Goethe hat sich in jungen und alten Jahren oft dazu bekannt, wie aus tiefen Bitternissen oft ein edler Trank wieder zur Lebensbejahung führt. Und der heute 100jährige Gottfried Keller, wie oft hat er in der Züricher Apfelkatnmer beim Weine gesessen, im Weine die Rätsel des Lebens suchend.

Antworten
A uch die Annahme des österreichischen Friedensvertrages wird den neuen Status von Italien (nach dessen Ge* staltung zwei Leser fragen) noch nicht ganz klären. Italiens Machtbereich wird erst begrenzt sein, wenn die Türken ihren Vertrag unterschrieben haben. Baron Sonnino, den der auf der Pariser Konferenz mächtige Herr Tardieu, der Minister von morgen, in seinem Buch über Algesiras spöttisch einen „zum Engländer erzogenen protestantischen Juden" genannt und der sich am Quai d'Orsay nicht recht durchzusetzen vermocht hat, ist aus dem Amt gegangen. Daß der kluge Tardieu während seines langen Aufenthaltes in Amerika ihn auch vor dem Ohr des Präsidenten unzärtlich beredet habe, wurde in Rom erzählt; und geglaubt, seit Herr Wilson in Turin sagte: „Dem Baron Sonnino mußte ich, als er neu» lieh für das Recht Italiens auf die Herrschaft über alle italischen Volksmassen eintrat, antworten, daß ich ihm, leider, nicht New York überlassen könne, obwohl es, wenn ich nicht irre, die größte italische Stadt der Erde ist und mehr Italer umfaßt als irgendeine Stadt Ihres Königreiches." Das klang dem empfindlich feinen Gehör der Neorömer ein Bischen ironisch; warnte leise vor Größenwahn und erinnerte an die Breite des Aus wandererstromes, der sich aus Italien ins Welt* meer ergieße und gewiß nicht dafür zeuge, daß in etwas vor*

gerückten Grenzen das Behagen neuer Volksmenge gesichert sein werde. Nun ist Roms internationaler Sprecher der aus mancher Verhandlung und aus seiner Botschafterzeit den Parisern genau bekannte Minister Tittoni, der sich oft ge* rühmt hat, „eine vollkommen friedliche und uneigennützige Politik zu treiben, deren Voraussetzung die Unantastbarkeit des Osmanenreiches und die Eintracht mitOesterreich*Ungarn, mit Rußland und allen Signatarmächten des Berliner Ver« träges ist". Der soll nun die Früchte des von Salandra»Son« nino«D'Annunzio gesäten „heiligen Egoismus" in die Scheuer bringen; soll, nach allen mit Goluchiowski, Aehrenthal und noch östlicheren Großwesiren ausgetauschten Freundschaft« betheuerungen, die aus der Erbmasse OesterreichoUngarns und der Türkei den Italern zugesagten Beutestücke in Sicher* heit bergen. Klio kann witzig sein. Die deutschen Kriegs« erklärungen hatten Italien der Bündnißpflicht enthoben. In der Kammer sprach damals Ministerpräsident Salandra: „Da die Bundesgenossen einen Angriffskrieg, nicht einen als Ver« theidigungmittel ihnen aufgezwungenen, führen, war.Italien nicht in die Bündnißpflicht genöthigt. Doch seine Neutra« lität darf nicht thatlose Gleichgiltigkeit werden. Italien muß wachsam und stark sein; will erlangen, was ihm nothwendig scheint: und wird es erlangen. Heer und Flotte Italiens sind jetzt für jeden Fall bereit." Der Abgeordnete Giovanni Giolitti rief: „Die Frage nach unserer Bündnißpflicht ist be» antwortet worden, als, im August 1913, Oesterreich «Ungarn dem Königreich Serbien den Krieg erklären wollte. Genau so lagen die Dinge wieder im Juli 1914. Alle Bürger dieses Landes müssen eine wachsame und bewaffnete Neutralität redlich wahren, bis die Stunde schlägt, die uns zum Schutz unserer wichtigsten Interessen aus dem Lager ruft." Mit 413 gegen 49 Stimmen spricht die Kammer der Regirung volles Vertrauen aus. Da nicht nur die von Oesterreich (wie Franz Josephs Brief an Wilhelm beweist) gewollte Kleine« rung Serbiens, sondern schon jede Verschiebung des austro« italischen Gleichgewichtes östlich von der Adria den Sie« benten Artikel des Dreibundvertrages verletzt und zugleich den ganzen Pakt entkräftet, ist Italien frei; und kann, wenns

Ihm nützlich scheint, in die Reihe der Entente-Mächte tre»
ten. „Wie durfte, nach dem zweimal, zuerst im November
1912, von Italien abgewehrten Versuch, Serbiens Macht ein*
xuschränken, Oesterreich« Ungarn zweifeln, daß sein Ulti«
matum und sein Einbruch in serbisches Land den Dreibund
lösen werde?" So hat, als Botschafter in Paris, Herr Tittoni
gefragt, der dort stets besser angeschrieben war als der durch
«inen Hymnus auf den kranken Kronprinzen Friedrich, auf
dessen Heimath und als Gehilfe Crispis verdächtig gewordene
Baron Sonnino. Jeder Kenner internationaler Politik mußte
wissen, daß die BeschießungBelgrads, also der Versuch, die Bai«
kanordnung gewaltsam zu ändern, sofort, wenn ihn Deutsch«
land stützte, erstens die russische Gesammtmobilisirung er»
wirken, zweitens Italien aus allen Vertragsbanden lösen müsse.
Italien und Oesterreich, hatte ein römischer Diplomat
«inst zu dem Botschafter Bülow gesagt, können nur Bundes»
genossen oder Feinde sein. Das Bündniß war für Bismarck
„eine Bülte auf der Entenjagd", der aus einem zeitlich be»
grenzten franko»italischen Gegensatz dem Deutschen Reich
zufließende Zins; für Oesterreich«Ungarn die Versicherung
gegen Einbruch in die von Italern bewohnten Provinzen; für
Italien die Wartehalle, worin sich athmen ließ, bis am Bren*
ner und am Isonzo die Stunde der Erlösung schlug. Ehe ir«
gendein Schritt in die Südslawengebiete gewagt wurde, mußte
Italien (und Rumänien) befriedigt werden. Weil es nicht ge*
schah, auch in Berlin, wo Thorheit auf schnell triumphalen
Sieg rechnete, nicht verlangt wurde, hatte Italien freie Wahl und
durfte hoffen, die reif gewordene Birne mühelos zu pflücken.
Die Westmächte winkten ihm bald nach dem Ausbruch des
Krieges. Zu früh. Der Umworbene wollte ganz sicher sein,
sich dem Sieger zu gesellen und nicht am Ende des Haders out
in the cold zu sitzen. Und in Petrograd, in der Einflußsphäre
zweier Großfürstinnen aus serbischem Stamm, regten sich
allerlei Bedenken. Minister Sasonow sah voraus, daß Italiens
Eintritt in die Koalition und deren Weitung in einen Vier«
bund die Erfüllung der Südslawenwünsche an der Adria er»
schweren würde; und wollte wenigstens warten, bis Italien
.selbst den Beitritt anbiete. Im Februar 1915 deutete der Bot»

schafter Marchese Imperiali in London die Bereitschaft ant
und unter dem Vorsitz von Sir Edward Grey begannen die
Verhandlungen (die für Frankreich Herr Paul Cambon, für
Rußland Graf Benkendorf führte). Herr Sasonow schrieb
darüber: „Der Gang der Verhandlungen war langsam, weil
die in London vertretenen Großmächte Interessengegensätze
zu überwinden hatten und weil die Mission des Fürsten Bü*
low, die Italiens Eintritt in den Krieg um ein volles Halb«
jähr verzögert hat, immer wieder bemüht war, das wiener Ka«
binet zu Nachgiebigkeit .und zu Konzessionen an Italien zu
bestimmen. Frankreich fand im Südosten, Rußland im Nord«
osten der Adriaküste die italischen Forderungen allzu hoch.
Die Vertheil ung Dalmatiens und Albaniens, die Ordnung ihrer
Besitz» und Rechtsverhältnisse dauerte allein sechs Wochen.
Wir vertheidigten hartnäckig die Südslawenrechte, verlangten
für Serbien einen sicheren Ausgang ins Meer und hatten gegen
den überhitzten Dehnungdrang Italiens zu kämpfen, das oben*
drein alle den Serben zufallenden Gebiete neutralisiren wollte.
Schließlich haben die Wünsche der Heerführer den Abschluß
beschleunigt. / In den letzten Tagen ist uns noch gelungen,
einzelne Vortheile für Serbien und Montenegro zu erlangen."
Am sechsundzwanzigsten April wurde der Vertrag unterschrie»
ben, dessen Mittelstück, die Paragraphen Vier bis Zehn, alle
dem Königreich Italien anzufügenden Bezirke umfaßt. „Das
Trentino, Südtirol bis zum Brenner, Stadt und Gebiet von
Triest, die Grafschaften Goerz und Gradiska, Istrien bis zum
Quarnero mit Voloska und allen vorliegenden und benach»
harten Inseln; Dalmatien mit allen in seinen Gewässern lie-
genden Inseln; in Albanien das Gebiet von Valona; im Dode*
kanesos alle von Italien besetzten Inseln; wenn die Türkei ge*
theilt wird, in dem die Provinz Adalia bespülenden Mittel»
meerbecken eben so viel Herrschraum wie irgendeiner Signa»
tarmachtin einem anderen Theil des Mittelmeeres, in dem über-
all das politische Gleichgewicht gesichert sein muß; in Libyen
alle Rechte, die der Vertrag von Lausanne noch dem Sultan
vorbehielt." Die ganze Zone der Bucht von Cattaro, der Hä»
fen Antivari, Dulcigno, San Giovanni di Medua, Durazzo
soll neutralisirt werden. Montenegro, mit dessen Selbständig».

leeit damals noch gerechnet wurde, kam, trotzdem eine Toch*
ter seines Herrscherhauses Victor Emanuels Frau ist, nicht
viel besser weg als Serbien. Doch wurde dem künftigenYugo*
slawien (Serbien, Kroatien, Montenegro) verheißen: die Adria»
küste von Voloska bis an die Grenze Dalmatiens, Alles, was
Ungarn und dessen kroatischem Banat, mit den Häfen Fiume,
Novi und Carlopago, gehörte, und das Küstenland vom Kap
Planka bis an die Drina, mit Spalato, Ragusa, Cattaro und den
neutralisirten Häfen. Nach der Erfüllung der Vertragsbedinge
ist Italien mit der Bildung eines neutralisirten Kleinstaates Al*
banien einverstanden,dessen internationaleVertretung es über»
nehmen kann, und schließt sich dem Abkommen Englands,
Frankreichs, Rußlands an, das Arabien und die Heiligen Stätten
des Islams fortan einer unabhängigen Musulmanenmacht zu«
weist. Von der Kriegskontribution erhält es „den Theil, der
seinen Mühen und Opfern im Krieg angemessen ist"; von
England sofort eine niedrig verzinste Anleihe von mindestens
fünfzig Millionen Pfund Sterling; und ihm werden Grenz*
Weitungen in Libyen, Somaliland, der Erythraea und in den
an Englands und Frankreichs Kolonien grenzenden Gebieten
für den Fall versprochen, daß diese Mächte ihren afrikanischen
Besitz auf Deutschlands Kosten vergrößern. Rußland mußte
sich obendrein verpflichten, gegen Oesterreich»Ungarn, damit
Italien nicht dessen militärische Hau ptmacht abzuwehren habe,
bestimmte Streitkraftmengen in Bereitschaft zu halten. Und die
drei Partner mußten sich in den Entschluß einen, in irgend*
welche Verhandlung über Krieg und Frieden Vertreter des
Heiligen Stuhles nicht zuzulassen. Der Vertrag, den Militär*
und Marinekonventionen ergänzen, sollte geheim bleiben und
Italien spätestens einen Monat nach der Unterzeichnung „ak*
tiv" in den Krieg eintreten. Die verheißene Bescherung (de*
ren Umfang Präsident Wilson noch nicht kannte, als er seine
Vierzehn Grundsätze aussprach) üb ertraf alles Hoffen italischer
Megalomanen; so hoch hätte auch ein geschmeidigerer Poli*
tiker, als Graf Burian je war, nicht zu bieten vermocht. Italiens
„genie de la juxtaposition" hat sich wieder bewährt; mit Bü»
lows Offerte, die dem lombardo»venetischen Groll Franz Jo*
sephs schwer abzuringen war, trieb es in London den Preis

in die Höhe. In Versailles hats dann obendrein noch Fiume
verlangt, das als slawischer Hafen Triest arg schädigen könnte^
Diese Klippe scheint der schlaue Pilot Tittoni umsteuert zu
haben. Ich glaube auch nicht, daß die politisch klugen Italer
ernstlich daran denken, neben den Siedelstätten yugoslawi*^
sehen Ingrimmes sich eine Austria Irredenta zu schaffen. Süd»
tirol ist nicht italisches Land und würde das weitgewordene
ImperiumRoms nur schwächen, nicht kräftigen. Das wissen die
hellen Köpfe und nüchternen Rechner am Tiber und warten,
drum wohl nur, bis in erneuter Welt die Hingabe urdeutscher
Landstücke ihnen nützliche Freundschaft erkaufen kann.
Sie vermissen die Angabe, was aus der (im vorigen Heft
erwähnten) „spanischen Vermittelung" vom Spätsommer 1917
geworden und ob auf die von dem Minister Balfour formulirte
Antwort aus Berlin ein neuer Gesprächsversuch gefolgt sei. Da
uns die Akten der Genesis von Zeit zu Zeit zwar versprochen*
doch nicht vorgelegt werden, ist eine bündige Antwort nicht
möglich. Auch Erzähler, die selbst zu solchem Handel mitge»
wirkt haben, merken manchmal zu spät, wie fehlbar ihr Ge»
dächtniß ist. Da Herr Helfferich in einer seiner hundert
schwächlich wüthenden Invektiven gegen den Minister Erz*
berger berichtet hat, dem Spanier sei die Erhaltung des deut*
sehen Besitzstandes vom Juli 1914 sammt Kolonien, der Ver*
zieht auf Entschädigung (auch Belgiens) und auf Wirthschaft*
belästigung als Verhandlungbasis bezeichnet worden, konnten»
schondamals,nurvölligVerblendete,vonMilitaristenwahnaus»
gedörrte Hirne von diesem Schritt irgendwas hoffen. Rußlands
Provisorische Regirung sogar hatte früh und barsch abge»
lehnt, sich in solches Gespräch einzulassen. HerrTerestschenko
befahl dem Geschäftsträger in Madrid, dem König und dem
Minister zu sagen, Rußlands Entschluß, den Krieg fortzu*
setzen, sei unerschütterlich und von der Reichsversammlung
in Moskau soeben bestätigt worden. „Eine neutrale Macht,
die sich in die Meinung verleiten ließe, wir würden, um rasch
Frieden zu erlangen, uns nachgiebig zeigen, müßte sich nachher
selbst eines Fehlers beschuldigen." Das klang nicht ermuthi»
gend. Vergessen Sie auch nicht, daß Spanien dieVermittlung ab«»

gelehnt undnurBalfoursAntwortsatznachBerlin gemeldet hat. Gerade in dieser Zeit hatte die im letzten Lebensjahr des Zarismus gesunkene Hoffnung auf Rußland sich im Westen wieder gehoben. Vor der großen Militärkonferenz, die für die letzten Septembertage geplant war, hatte Herr Lloyd George den russischen Geschäftsträger Nabokow zu sich ge* beten und, vor dem Ohr des dem Premierminister persönlich befreundeten Leiters des „Manchester Guardian", ihm gesagt, wie ungeheuer wichtig die Herstellung eines engeren Verhält« nisses zu der russischen Heeresleitung für die EntentcMächte sei. „Ohne feste Einheit und Verständigung über die Be« Schlüsse können wir nicht siegen. Diese Einheit ist aber nicht erlangbar, wenn Ihre Heeresleitung mit uns nur manchmal te* legraphisch verkehrt und hier durch Schilinskij, Palitzyn und junge Generale vertreten ist, die von den Plänen und Absich» ten des Hauptquartiers, von dem Stand und den Möglichkeit ten der Front noch weniger wissen als wir selbst. Niemals, auf keiner einzigen Konferenz, haben wir von einem russischen General ein aufklärendes, durch seinen Gehaltwirksames Wort gehört. Schicken Sie uns jetzt, endlich, einen erfahrenen Ge» neral von Ansehen und mit weitgehender Vollmacht; er müßte hier in London sein, ehe die Konferenz beginnt. Ich habe auch den sehnlichen Wunsch, mit Kerenskij selbst in vertraulichen, aufrichtig intimen Verkehr zu kommen. Das können Sie vorbereiten. Ich bin für Sie immer zu sprechen und rathe Ihnen, auch zu Bonar Law und den anderen Ministern di» rekte Beziehungen anzuknüpfen." In dem selben Gespräch sagte der Premier, Herr Henderson müsse aus dem Kabinet scheiden, weil er seinen Genossen in der Arbeiterkonferenz verschwiegen habe, daß Kerenskij die Stockholmer Sozialisten* Zusammenkunft als eine Parteiangelegenheit betrachte, die von der alle Willensströme Rußlands verkörpernden Regir* ung nicht besonders gefördert werden könne. Das Parlament müsse erfahren, daß Herr Henderson das Interesse seiner Par* -ei über die Pflicht gestellt habe, die er dem Vaterland und dessen Verbündetem schulde, und werde dann die Verwei* gerung der für Stockholm geforderten Pässe billigen. Herr Nabokow schlug vor, den General Alexejew oder wenig»

stens Rußkij nach London zu schicken. Bald danach aber we.r
die Provisorische Regirung Kerenskijs gestürzt und die mit
deutscher Hilfe eingeschleppten Bolschewiki brachen denWil»
len zu Fortsetzung des Krieges. Für uns bleibt die Hauptsache:
Berlin hatte die von den Westmächten als Friedensbürgschaft
geforderte Zusicherung belgischer Freiheit nicht gegeben.

Briefe

Herr Geheimrath Felix Deutsch, der dem Direktorium der
Allgemeinen Elektrizität*Gesellschaft vorsitzt, schreibt mir:
„Sehr geehrter Herr Harden, im Heft 43 der .Zukunft'
sagen Sie auf Seite 128: .Noch wichtiger aber ist, daß jeder
Arbeiter am Gewinn des Unternehmens betheiligt werde.'
Bei dem großen Einfluß Ihrer Zeitschrift machen Ihre An»
schauungen naturgemäß starken Eindruck und ich möchte
mir deshalb, doch gestatten, Ihnen einigen Zahlen zu ge*
ben, die vielleicht geeignet sind, Sie die Frage etwas anders
ansehen 3U lassen.

Ueber die Gewinnbetheiligung der Angestellten ist in
letzter Zeit viel geschrieben worden; aber ich habe das Ge*
fühl, daß Niemand dabei mit dem Bleistift gearbeitet hat.
Ich war in der Lage, von Sechsundsechzig besonders gut
rentirenden Gesellschaften alle nothwendigen Zahlen für
die letzten zehn Jahre vor dem Krieg zu erhalten, und habe
diese Zahlen zusammengestellt. In der Anlage erlaube ich
mir, sie Ihnen zu übersenden. Sie werden daraus sehen, daß^
wenn die Aktionäre nichts erhalten hätten, sondern der ge*
sammte Gewinn an die Angestellten ausgeschüttet worden
wäre, auf den Kopf nur 270 Mark entfallen wären.

In einem Heft des ,Plutus' macht nun ein Landrichter
neue Vorschläge für eine Vertheilung der Gewinne. Er setzt
dabei eine Centraigemeinschaft aller Angestellten voraus,
damit nicht Ungerechtigkeiten dadurch entstehen, daß die
eine Gesellschaft große, die andere kleine Gewinne erzielt,
und empfiehlt den folgenden Schlüssel: 1. 4 Prozent an
die Aktionäre. 2. Von dem verbleibenden Reingewinn
25 Prozent an die Centraigemeinschaft. 3. Uebersteigt der
Reingewinn 10 Prozent, so erhält die Gemeinschaft von dem
Ueberschuß weitere 50 Prozent.

Das sieht sehr schön aus. Ich habe die Rechnung für
-ein mir naheliegendes Beispiel durchgeführt. Die AEG
hat im abgelaufenen Geschäftsjahr 1917/18 (unter den jetzi»
gen Verhältnissen wohl zum letzten Mal) 14 Prozent Divi«
dende gegeben auf ein Kapital von M. 200 000 000, also
-M. 28 000 000. Nach dem Schlüssel erhalten:
4 % die Aktionäre M. 8 000 000
Vom Rest 25 % der Verband . „ 5 000 00Ö
Danach 6% die Aktionäre . „ 12 000 000
Vom Rest 50 % „ „ . „ 1 500 000
50 % der Verband . „ 1 500 000
M. 28 000 000
Also hätten erhalten die Aktionäre M. 21 500 000 gleich
10s/4 Prozent, der Verband M. 6 500 000. Also bei 75 000
Angestellten der AEG jeder Mann 86 Mark und 66 Pfennige.
Dabei muß noch bedacht werden, daß der Kurs der Aktien
wahrscheinlich um mindestens 25 Prozent, also um etwa
M. 50 000 000, entwerthet worden wäre;
Das ist das wirkliche Ergebniß, das nach der Ausführung
dieser Vorschläge zu verzeichnen wäre; und alle Rechnungen
werden immer wieder zum selben Resultat kommen, weil
es so eben nicht geht, denn es ist nichts da.
Ich bin deshalb der Meinung, man sollte den Arbeitern
und Angestellten ganz aufrichtig sagen, daß auf diesem Weg
nichts zu erreichen ist, statt sie in Hoffnungen einzulullen,
die nur zu Enttäuschungen und noch größeren Gegensätzen
führen müssen. Ihr sehr ergebener Deutsch."
In seiner kleinen, lesenswerthen Schrift (die von der
Geschäftsstelle der berliner Handelskammer, Dorotheen«
Straße 8, zu beziehen ist) hat Geheimrath Deutsch errech»
net, daß im Bereich der Sechsundsechzig Industriegesell»
schaffen, deren Innenbilanz er geprüft hat, im letzten Jahr-
zehnt von jeder ausgegebenen Mark Staat und Kommune
11,7, Aktionäre 11,6, Arbeiter und Angestellte 76,7 Pfennige
erhalten haben. Er sagt: „Nimmt man einen Augenblick
an, alle Aktionäre wären Idealisten, sie würden auf jede
Verzinsung ihres Besitzes verzichten und den Gesammtge«
winn den Angestellten und Arbeitern überlassen: welches

wäre das Resultat? Selbst bei diesen besonders gut rentiren»
den Unternehmungen würden pro Kopf und Stunde nur
11 Pfennige, also im Jahr 270 Mark mehr entfallen." Zu Nach*
prüfung dieser überraschenden Ziffern bin ich nicht sachver*
ständig genug; habe auch keinen Zweifel an ihrer Richtigkeit,
da sie von einem auf sein Ansehen bedachten Mann kommen,
der seit Jahrzehnten in der deutschen Industrie vornan steht
und zu dem Weltruf der AEG mitgewirkt hat. Wenn die
Betheiligung am Gewinn, von der ich viel erhofft hatte, dem
Arbeiter Beträchtliches nicht einbringen kann, hat er auch
von der Sozialisirung, die nicht einfach das Gesammtkapi»
tal für die Arbeiter und Angestellten konfiszirt (woran schon
wegen des Versailler Friedens nicht zu denken ist), keine
wesentliche Besserung seiner Lage zu erwarten. Mir scheint,
diese Lebensfrage deutscher Wirthschaft müßte öffentlich in
einem Industrieparlament erörtert werden. Der nüchtern
kluge deutsche Arbeiter würde sich der Logik einer Rech*
nung, wie sie Herr Deutsch giebt, nicht verschließen. Und
die Erfahrung der Arbeiterschaft wiese, vielleicht, einen Weg,
von dessen Rand bessere Frucht zu ernten ist. Etwas wäre
schon gewonnen, wenn die Parteien über Lohn und Produk*
tion offen, öffentlich, als Gleichberechtigte, parlamentarisch,
nicht nur im Einzelbetrieb, mit einander verhandelt hätten.
Ein Brief aus anderer Zone:
„Eins steht fest: die Revolution, die unser ganzes Geistes-
leben seit Jahren ersehnte und vorbereitete, ist die vom neunten
November nicht gewesen. Warum sie es nicht wurde und ob sie
es noch werden kann? Ich will versuchen, zu antworten.
Die erste Frage läßt sich, nachdem wir schon etwas Distanz
zum neunten November haben, leichter beantworten als die
zweite. Die Revolution wurde nicht Das, was sie werden konnte
und sollte, weil sie durchaus ungeistiger Natur war. Lohnkämpfe
und kleinliche Parteiinteressen haben alles Andere erstickt,und
Leute an die Spitze gebracht, die sicher in ihrer Partei Bedeu-
tendes geleistet haben, für ihre neue Stellung aber nicht die
geeigneten Persönlichkeiten waren. Und da hört man denn immer
wieder die Frage: Giebt es heute in ganz Deutschland nicht
einen Mann oder mehrere, die dieser Aufgabe gewachsen wä-

ren? Man sagt doch, daß sich in der Stunde der Noth auch der
Retter finde, der aller Wirren Herr werde? Noch ist er nicht
erschienen; und Führer, die besten Willens (manche aber auch
verblendet) waren, sind von Mönderhand gefallen. Und hier geht
die erste Frage in die zweite über: Kann diese Revolution noch
eine geistige werden, also den Anfang einer neuen Entwicke-
lung bringen? Ich sage: Ja. Wenn nämlich über Partei und
Tagesgezänk hinaus den ewigen Werthen wieder Geltung ver-
schafft wird. Noch aber beherrschen die heftigsten Parteikämpfe
von rechts und links unser ganzes öffentliches Leben. Und der
Uebel größtes ist die Tagespresse. Sensationelle Titel und
Nachrichten (die am Abend zu drei Vierteln widerrufen sind)
siechen Einem überall ins Auge, werden mit wüstem Gebrüll
den ganzen Tag durch die Straßen geschrien. Der Alldeutsche
schilt den Kommunisten Räuber und Mörder, der Kommunist
den Andersgläubigen einen Kapitalisten und Bluthund. Jede
Richtung hat sich einen Heiligen erwählt und entstellt unter
seinem Schutze seine Lehren. Die Deutschnationale Volks-
partei hat vor den Wahlen zur Nationalversammlung ein Pia-
•tat verbreitet, auf dessen Hintergrund Bismarcks Kopf zu
sehen war. Ein anderes Plakat zeigte die verschiedenen Parteien
in Form von kleinen, schrecklich verzerrten Figuren; und da-
neben stand bei der Deutschnationalen und bei der Deutschen
Volkspartei: ‚1m Sinne Luthers, Bismarcks und Hindenburgs',
bei der Deutschen Demokratischen, der Sozialdemokratischen,
der Unabhängigen Partei und dem Spartakus-Bund: ‚Cohn-.
Sorten'. Ob Bismarck wirklich der Vertreter dieser Ideen wäre?
Wir können es nicht wissen. Sicher aber ist, daß unter seiner
Leitung der Krieg in dieser Mächtevertheilung nicht gekommen
wäre; und mindestens fraglich ist, ob Bismarck die Politik der
Alldeutschen und der Deutsch nationalen (die vorgeben, die
‚Hüter seines Erbes' zu sein) für richtig halten würde. Wie sich
Luther zu dieser Frage stellen würde, ist mir erst recht dunkel.
Scheint rechts Bismarcks Lehre verzerrt, so ist es auf dem
linken Flügel Marx, der die Geister verwirrt hat. Der Unbe- .
fangene selbst, der die Begleiterscheinungen der Revolution,
Plünderungen, rohe Gewaltthaten, nur als Werke des Mobs,
der sich eben jede Lage nutzbar macht und nicht ‚spartai-t
kistisch', sondern zum größten Theil parteilos ist, ansieht,
fragt sich doch, wie man sich in dem staatlosen Zukunftstaat
Lenins dieser Dinge erwehren könne, wenn nicht Alles-in Mord
und Totschlag enden soll. Zwischen diesen Extremen, der Ver-

zerrung bismarckischer ,Gedanken' und marxischer ,Lehren', eine Brücke zu bauen, muß unsere Aufgabe sein. Auf beiden Seiten ist Gutes und Schlechtes. Sollen wir einander wirklich mit Lüge und Gewalt bekämpfen, bis wir kraftlos geworden sind? Am Ende dieses Kampfes wäre auf beiden Seiten das Chaos. Soll die Revolution der Anbruch einer neuen Zeit werden, in der kein Krieg mehr ist und in der ein neues Verhältnis von Mensch zu Mensch das Leben lebenswerther als bisher macht, so müssen wir über diesen Abgrund, müssen einander verstehen. Als Brüder, nicht als Feinde, leben. Christus predigte als höchstes Gebot Menschenliebe. Wo blieb sie nach anderthalb Jahrtausenden? Sind wir überhaupt noch Christen? ,Liebet Lure Feinde', ,Du sollst nicht töten'. Hat der Krieg diese Worte nicht bis zur Unkenntlichkeit entstellt? Und nun soll aus dem Mörder der Brudermörder werden? Nein. Aus der Hölle des Krieges wollen wir durch das Fegefeuer der Revolution in das Paradies des Friedens. Noch ist es Zeit. Die Wehen sind vorbei. Hat der kreißende Berg wirklich nur ein Mäuslein geboren? Karl Ferdinand Helling."

Fontanes Vater Briest würde Ihnen, Herr Helling, ant* worten: „Das ist ein weites Feld." Aus dessen erster Furche die Frage aufwuchs, ob in Deutschland wirklich Revolution war; nicht nur Niederlage und Militärmeuterei, verba et voces, praeterea nihil. Das heute Wichtigste ist, daß die aus Privi» legien und Pfründen Geworfenen das Ereigniß als Revolu* tion empfinden und die Gegenrevolution vorbereiten. Im Dunkel, mit all ihrer zähen Grausamkeit und mit täglich er« stärkender Kraft. Oft habe ich die Thatsache beleuchtet, daß die Leute, die im November furchtsam in Mauslöcher krochen oder ins Ausland entwischten, sich „auf den Boden der Re* girung EbertsHaase stellten", schlotternd sich die Litzen vom Waffenrock reißen ließen und die Mitglieder der (vielfach recht gut bewährten) Soldatenräthe als „liebeKameraden" an* schmachteten, jetzt wieder im Koller alter Frechheit stolziren, zu Rache aufrufen, die „gottverfluchte Republik" bespeien und die ruchlos läppische Kunde verhökern,das deutsche Heer sei nicht besiegt, sondern, „unter unvergleichlichen Führern eine Nasenlänge vor dem Ziel" durch den Verrath der Hei* math um die Frucht des Sieges betrogen worden. Das nennt

der Generalissimus aller Reichsnosketiere harmlose Kundge»
bungen von Männern, denen man nicht verdenken dürfe, daß
sie nicht über Nacht Republikaner geworden sind. Einer, der
selbst nicht einmal ahnt, daß republikanischer Geist in Rechts»
achtung wurzelt, und den, hinter Stacheldraht und Doppelver*
Schluß, nicht kümmert, daß die zu seiner Sicherung aufgestellt
ten Posten friedlich in Autos fahrende Frauen beschießen und
töten, mag sich solcher Duldsamkeit rühmen. Anders Denken»
de müssen fordern, daß die Einrichtungen des Staates und die
Rechte des Bürgers,der, einstweilen, dieNoskes hoch bezahlt,
geachtet werden. Das geschieht nicht. Als neulich der acht*
undachtzigjährige Prediger Rogge, der am Geburtstag des
Deutschen Reiches in Versailles von der Kanzel gesprochen
hatte, gestorben war, wurde zuerst zwar in der Zeitung er*
zählt, er habe noch im Mai, also im siebenten Monat nach
Wilhelms Flucht, „in Potsdam eine Versammlung in altbe*
kannter geistiger und körperlicher Frische geleitet" und sich
von Krankheit dann „wunderbar schnell wieder erholt". Ein
paar Tage danach aber veröffentlichte das „Ministerium der
Hof* und Garnisonkirche in Potsdam" (Das, sammt „richtig
gehenden Hofpredigern", giebts noch) einen Nachruf, worin
stand: „Der Untergang des Kaiserthumes und der Bruch der
Preußentreue zerbrach die letzte Kraft dieses reckenhaften Le*
bens." Hofprediger beschuldigen öffentlich das Preußenvolk,
daß es dem Herrn, der vom geschlagenen Heer überdieGrenze
desertirte, die Treue gebrochen habe. Im Kultusministerium
regt sich nichts. Am Sarg liegen „die Kränze des Kaiserpaares";
halten Gardetruppen mit schwarz»weiß*rothen Fahnen, die der
Beschluß der National Versammlung abgeschafft hat.die Wacht;
läßt ein „Hofprediger" den Mund desToten sprechen: „Eure
Sünde hat mir das Herz gebrochen und mir Potsdam zu einer
fremden Stadt gemacht; denn ohne Kaiser ist Potsdam nicht
mehr mein Potsdam." Eure Sünde: der die Herren Ebert.Nos»
ke, Haenisch und Konsorten ihre Hochsitze danken. Wilhelms
Bruder Heinrich, der sich noch immer Prinz von Preußen zu
nennen wagt, veröffentlicht einen Brief an den König von
England; einen in Kindersprache gestümperten Brief, der eine
verblüffende Ünkenntniß vonThatsachen und Personen zeigt.

King George mag von diesem theuren Vetter Schimpf briefe
lieber als, wie bis in den Sommer 1914 so oft, langwierige
'Besuche empfangen. Familiensache, die uns nicht angeht. Aber
Prinz Heinrich von Hohenzollern, der Sohn einer Britin, der
Britanien schmäht, der Großadmiral, der im Krieg nichts ge*
leistet, nur, nach demUrtheil Sachverständiger, Manches ver*
dorben hat, nennt den Bruder „Seine Majestät Kaiser Wil*
den Zweiten", weigert der Deutschen Republik also die An»
erkennung; sagt dann: „Der deutsche Geist ist zur Zeit um»
nachtet", dieses Geistes Vertretung also in Wahnsinn befangen;
bedroht die Mächte, die der Deutschen Republik den Völker*
bund öffnen oder schließen können, mit künftigemRachekrieg;
und behauptet öffentlich, Deutschland sei „nicht durch die
Waffen der Entente, wohl aber durch silberne Kugeln be»
siegt worden, welche zielsicher den Rücken des deutschen
Volkes trafen." Hat diese schlechte Metapher irgendeinen Sinn,
so kanns nur der sein: England habe einen Theil des deut*
sehen Volkes bestochen und dadurch den Sieg erwirkt. War«
um giebt die Regirung diesem Menschen nicht die Möglich*
keit, seine bis gestern unerhörte Behauptung vor Gericht zu
beweisen? Kann ers, dann erwirbt er sich ein Verdienstund
erlöstDeutschland von bestochenen Schurken; kann ers nicht,
dann ist sein Geschwätz eines elenden Verleumders. Haben
solche Leute neben anderem Privileg auch jetzt noch das der
Unantastbarkeit? Tausende, die dem Vaterland nicht so ge*
schadethaben wie der Schreiber dieses Briefes, sitzen in Schutz*
haft. Und wie denken Sie über das folgende Stückchen?
„Den Kernpunkt . (der Vorgänge in Spaa am neunten
November) bildet nachstehender Satz: ,Den Bürgerkrieg
wollte Seine Majestät dem1 Volk und seinem. Heer, wie
er immer wieder betonte, unter allen Umständen ersparen;
auch wollte der Kaiser vermeiden, daß seine Person eiiT
Hinderniß bilde, erträgliche Bedingungen für Waffenstillstand
und Frieden /u erreichen, für stand unter dem nieder-
schmetternden Eindruck, daß ihn der erste Rathgeber der
Krone, der Reichskanzler, preisgegeben hat^e, daß Heer und
Marine ihn verlassen hatten und daß ihm der Weg zur
Heimath und zur Front verschlossen war.' Tröstlich für
uns Kaisertreue ist insbesondere die ausdrückliche Fest-

Stellung, daß der Kaiser thatsächlich gar nicht mehr in der
Lage gewesen wäre, an der Spitze eines Truppentheiles gegen
den Feind zu marschiren, da die deutsche Kommission bereits
am siebenten November zwecks Abschlusses des Waffen-
stillstandes die französische 'Linie' überschritten hatte. Es
geht hieraus für Jeden, der auch nur einigermaßen vor-
urtheilfrei und nicht von blindem Haß erfüllt an die Sache
herantritt, unumstößlich hervor, daß der Kaiser nicht aus
Rücksicht auf seine eigene Person, sondern von edelsten
Absichten getragen, um das Vaterland möglichst vor weiterem'
Unheil zu bewahren, still und schweigend hinausgegangen
ist in das Elend und die Verbannung. Daß dieser Entschluß
nicht wohlberechtigten dynastischen Interessen diente, daß er
auf der anderen Seite aber auch nicht Staatsmannisch gedacht
war, steht auf einem anderen Blatt. Die Absicht, als Kaiser
abzudanken, aber gleichzeitig König von Preußen zu bleiben,
(war eine halbe Maßregel und darum an sich unhaltbar. Noch
immer kann man nicht von dem Glauben lassen, daß trotz
aller Verhetzung ein Theil des Heeres jedenfalls noch treu zu
seinem Allerhöchsten Kriegsherrn stand. Schade, daß der
"Kaiser nicht, wie es der Alte Fritz sicher gethan hätte,
selber die versammelten Generäle und Stabsoffiziere über die
Stellung der Truppen ihörte. Auch, scheint mir, hätte vor
irgendwelchen Schritten der Reichskanzler nach Spaa befohlen
werden müssen, wo dann, Beine unterm Tisch und Feder zur
Hand, in eingehender Berathung aller Betheiligten die ganze
Sachlage- hätte geklärt und danach die entscheidenden Ent-
schlüsse hätten gefaßt werden müssen.
Wenn man das Verschulden der sonst Betheiligten ins
iAuge faßt, so muß man sagen: Unverantwortlich war die
Duldung der Verhetzung und Zersetzung der inneren und
läußeren Front durch 'die Presse, durch unverantwortliche
Agitatoren und Berufshetzer. Unverantwortlich, freilich bei
■der immer mehr zunehmenden Willkürherrschaft der Parteien
verständlich, war das vollkommene Versagen der Staatsgewalt
gegenüber diesen destruktiven Elementen (man erinnere sich
an den berühmten kieler Matrosenprozeß). Unverantwort-
lich war der klägliche Nachrichtendienst, der die höheren
^Kommandostellen nicht genügend aufklärte über die thatsäch-
liche Stimmung im Heer. Unverantwortlich war schließlich
<las vollkommene Versagen 'so vieler militärischer Stellen

gegenüber den zunächst doch nur von wenigen Entschlossenen*
ausgeführten Putschversuchen in- der Heimath sowohl wie
im besetzten Gebiet.
Persönlich belastet erscheinen durch* die Darstellung haupt-
sächlich folgende Personen (und, Ihr Kaiser- und König-
treuen, merkt Euch diese Namen und prägt sie Euch für immer
ein!): 1. Der damalige Königlich Preußische Minister des
Innern, Drews, der es wagt, ohne Auftrag das Ansinnen
der Abdankung seinem . königlichen Herrn bereits am ersten
November vorzutragen, der freilich dafür jetzt auch die Ehre
haben soll,, die vom republikanischen Geist getragenen Gemeinde-,
Kreis- und Provinzialordnungen im Entwurf vorzubereiten.
2. Der damalige Unterstaatssekretär Wahnschaffe, jetzt
beflissen, ein Mitglied der Deutschnationalen Volkspartei zu
sein, der damals sich dazu hergab, die ungestümer werdenden,
Forderungen auf Abdankung von Berlin aus weiter zu geben,
während es seine Pflicht als königtreuer Mann war, sich'.
Dem entgegenzusetzen, und der auch in der Form sich aufs
Aeußerste vergangen hat.
3. Der Geheimra.th Simons, der sich nicht entblödet hat,
zu äußern, daß mit der -Entschließung Seiner Majestät ,nichts
mehr anzufangen' sei.
4. Der damalige Reichskanzler, Prinz Max von Baden,
dieser Verräther an der Sache seines kaiserlichen Herrn und
Vetters, den ich bereits kurz nach seinem Amtsantritt auf
offener Postkarte als ,rothen Orleans' bezeichnet habe, der vor
der Weltgeschichte gebrandmarkt dasteht, der das Herrscher-
haus Hohenzollern und damit alle deutschen Fürstenhäuser
um Krone und Land gebracht hat, dessen Namen jeder un-
parteiische Gesehichtforscker nur mit Abscheu und Verachtung
nennen wird.
5. General Groener, am' ersten November noch, einiger-
maßen fest, am fünften und sechsten November in Berlin zum
Umfallen gebracht, der den Befehl, die Operationen gegen.
die Heimath vorzubereiten, letzten Endes mit der die Bankerot-
erklärung jeder militärischen Disziplin enthaltenden Meldung,
beantwortet, die ihm unter dem Alten Fritz das Kriegsgericht
eingetragen hätte: ,Das Heer wird unter seinen Führern und
Kommandirenden Generalen in Ruhe und Ordnung in die
Heimath zurüelftnarschiren, aber nicht unter dem Befehl Eurer
Majestät, denn es steht nicht mehr hinter Eurer Majestät.'
Wenn man weiß, wie in der Person des Ersten Generalquartier-

meisters sämmtliche Fäden der gesammten operativen Thätig-
keit des Oeneralstabes zusammenlaufen, wie er allein'^ der
wirklich Kundige und darum1 auch Verantwortliche ist, wird
man verstehen, daß gerade dem Urtheil dieses Mannes so
große Bedeutung beigelegt werden mußte. Er stützte sich
hierbei auf das Urtheil der neununddreißig höheren Offiziere.
Es ist für den Geist, der im1 höheren Offiziercorps herrschte,
nicht gerade rühmlich, daß so viele die ihnen gestellten
Fragen verneinen zu müssen geglaubt hatten... Es war die
Todesstunde des altpreußischen Heeres, als der Oberst Heye
•dem Kaiser melden mußte: .Die Truppe ist Euer Majestät
noch treu ergeben, aber sie ist müde und gleichgiltig, will
nur Ruhe und Frieden haben. Gegen die Heimath marschirt
■sie ietzt nicht, auch nicht ijiit Eurer Majestät an der Spitze.
Sie marschirt auch nicht gegen den Bolschewismus, sie will
•einzig und allein bald Waffenstillstand haben; jede Stunde
früher ist dabei wichtig.' So war denn die Tragoedie von
Spaa unabwendbar. Dem Kaiser aus seinem Verhalten Vor-
würfe zu machen, ist hoffentlich1 bei allen loyal Denkenden
«in überwundener Standpunkt, aber das Tragische an dieser
Tragoedie ist ja Das: sie war nur das Vorspiel zu der großen
Tragcedie unseres ganzen Volkes; und die edelsten Absichten
unseres Kaisers sind zunichte geworden an der satanischen
Wuth unserer Geener. an der Zerissenheit und inneren Zei-
-setzung unserer eigenen Volksgenossen.
Großjustin. Von Brockhusen-Justin,
Kgl. Landrath a. D."
Das stand in Zeitungen der Hyperkonservativen, die
jetzt mit dem Aushängeschild einer Volkspartei Kunden an=
locken. Der Leser schlürft die Reize der Wippchensprache,
stellt sich den auf die offene Schmähkarte stolzen Edelmann
vor, freut sich der Gewißheit, daß selbst ein prinzlicher
Kanzler aus souverainem Haus die Beine nicht auf den Tisch
legen durfte; staunt dann aber doch über den verwegenen
Muth zu Mißdeutung verbürgter Thatsachen. Noch am
achten November hat Wilhelm die ihm von Vetter Max an»
gesonnene „Opferthat", den Verzicht auf die Krone, „völlig
•abgelehnt"; noch abends „eine militärische Expedition ge*
gen die Heimath" angekündet, also den Entschluß, nur zu
Rettung seines Thronsitzes gegen das von der unsäglichen

Ojial der vier Kriegsjahre zermürbte Volk mit Waffenge»,
walt vorzugehen. Dieser Entschluß wurde amNeunten wider«-
rufen; nur, weil er sich als unausführbar erwies. Bericht dei
Obersten Heeresleitung: „Im Fall eines Bürgerkrieges wür*
den die bewaffnetenStreitkräfte nicht hinter dem Kaiser stehen;
auch könnte die Armee, wegen der Ernähr ungschwierigkeiten,
einen Bürgerkrieg nicht führen." Bericht des Generals
Groener: „Nach des Feldmarschalls und meiner Ansicht, der
auch alle Abtheilungchefs, der Generalquartiermeister, Ge*
neralintendant und Chef des Eisenbahnwesens beitreten, liegt
die einzige Rettung des Vaterlandes in der sofortigen Ab»
dankung des Kaisers." Bericht des Reichskanzlers: „In Mün»
chen ist die Republik ausgerufen worden. Vom braunschweU
ger Schloß weht die rothe Fahne. In Köln und Schwerirv
herrschen Soldaten« und Arbeiterräthe. Das Militär hat sich
nirgends bewährt. In Berlin versagen die naumburger Jä*
ger, das Alexander*Garderegiment und die jüterbogker Ar«
tillerie den Dienst." Die ersehnte „Strafexpedition gegen
die Heimath" war nicht möglich. Daß „der Kaiser und Kö*
nig dem Thron entsage", ließ Prinz Max von Baden, ohne
Ermächtigung, verkünden, weil er hoffte, dadurch „die Dy>
nastie, mindestens die legale Entwickelung zu retten". Die
Urkunde der Abdankung ist erst in Amerongen unterschrieb
ben und von dem Kammerherrn Grafen Brockdorff nach Ber»
lin gebracht worden. Nach Holland ist Wilhelm geflohen,,
weil er sich im Hauptquartier „nicht mehr sicher fühlte"; nichr
viel sicherer, als im Schützengraben und noch weit dahinter
sich Millionen gefühlt hatten, deren Desertion mit schmähe
lichemTod gestraft worden wäre. Civilistenrath hatderKaiser
weder vor der Oktoberflucht aus dem berliner Schloß Belle vue
noch vor der Novemberflucht aus Spaa gehört; nur persona
licher und dynastischerVortheil, nicht die Wirkung auf Waffen*
stillstand und Frieden, wurde erwogen. Die Bedingungen des
Waffenstillstandes und damit, zu großemTheil, des Friedens,,
waren am achten November den Vertretern Deutschlands vor»
gelegt worden und hatten Wilhelm nicht gehindert, dem drän»
genden Kanzler zu antworten, er denke gar nicht an Abdank*
ung. Trotzdem wird alltäglich mit Legende und Märchen gL-»

krebst. Die verständigen Söhne des Entthronten scheinen auf
die Restauration ihrer Herrlichkeit kaum noch zu rechnen. Der
Gerichtsreferendar Dr. August Wilhelm Prinz von Hohenzol*
lern läßt sich im Haus F. W. Krause & Co. ins Bankgeschäft
einführen, Prinz Oskar erlernt im Gutsbezirk seines Schwieger*
vaters die Landwirthschaft und der Aelteste, dessen am pots*
damer Neuen See lebende Familie vom Staat eine sehr an»
ständige Apanage erhält, würde wohl gern Oels verwalten,
Pferde und Hunde züchten oder als Gesandter an einem Hof
seinem Vaterland bescheiden zu dienen versuchen. Die Führer
und Förderer der Gegenrevolution würden sich auch vor ver«
frühter Hissung einer bestimmten Dynasten flagge hüten. Sie
wollen die „Ordnung" wieder haben, die ihnen zinst; wie
dann, alt oder neu, die Reichsfirma lautet, ist ihnen nicht wich*
tig. Noch immer ist den Meldungen über das in den Baltenpro*
vinzen gesammelte Feldheer nicht in glaubwürdig klaren Wor*
ten widersprochen worden. Wer erlaubt die (durch veröffent*
lichte Prospekte und Antwortschreiben erwiesene) Werbung
für diese russisch verkleideten Truppen? Wer liefert ihnen Ge*
schütz und Geschoß, Waffen und Kriegsgeräth aller Art, Klei*
dung und Proviant, Pferde und Vieh ? Geschenk oder Verkauf?
Wie ist, da wir unsere Kohlen nicht von der Halde in die Ver*
brauchsstätten abfahren können, die Stellung so vieler Loko»
motiven und Güterwagen zu solchem Zweck möglich? Küm«
mert der Kanzler.der Reichsfinanzminister sich um diese Di n ge,
prüfen sie die Abrechnung und sorgen dafür, daßallesnochauf
Werften, in Luftschiff hallen und Flugzeugschuppen lagernde
Geräth vor Verschleuderung, Sabotage, heimlicherZerstörung
nach dem Muster von Scapa Flow geborgen, das deutsche
Volk vor neuer Entschädigungpflicht bewahrt werde? Ein
dickes Bündel ernster Fragen heischt, endlich, Antwort. Die
unter den Namen des Fürsten Lieven und des (toten) Grafen
Keller zusammengetrommelten Freicorps gehen uns eben so
wenig an wie andere Formationen russischer Zaristen und
baltischer Barone. Die Regirung von gestern hat geduldet,
daß in Esthland und Kurland militärische Willkürherrschaft
allem deutschen Wesen einen zuvor dort unerschauten Haß
eintrug. Die Regirung von heute wird (nicht nur von Un*

abhängigen und Kommunisten: auch von Organen ihrer eige«
nen. Mehrheit) öffentlich angeklagt, Landsknechtwerbung und
Massenverschleppung aus deutschem Heeresgut zu begün«
stigen; und würde des dümmsten Frevels schuldig, wenn sie,
die aus den Listen der Kommandantur auf dem Schlesischen
Bahnhof leicht feststellen kann, was ausvoder über Berlin nach
Nordost gegangen ist, zur Stärkung russischer Bolschewiken«
bekämpfer mitwirkte. Die deutschen Offiziere, die da oben in
hohem Sold stehen (schon der „Gemeine"erhält elf Mark
Taglohn), denken wohl auch nicht an einen Winterfeldzug
gegen Moskau. Woran? Daß sie nur des Lohnes wegen so
lange im Dienst der vermaledeiten Republik geblieben sind,
ist ihnen nicht zuzutrauen. Jüngere Herren sagen mir, in
diesen Freicorps sei nicht ein republikanischer Offizier und
in der Reichswehr selbst werde jeder scheel angesehen und
so bald wie möglich auf ein totes Nebengleis abgeschoben.
Wächst in Nordost der Republik eine Gefahr? Die ich rief,
die Geister, werd' ich nun nicht los. Die in Kurland stehen«
den Truppen weigern sich, dem berliner Rückmarschbefehl zu
gehorchen,und fordern das ihnen zugesagte Siedlerland. Eine
neue Klemme für die Regirung, die Feindesargwohn der Mit«
schuld verdächtigen kann. Warum ließ sie sich den Truppen*
körper über den Kopf wachsen? Ohne Voraussicht des Noth«
wendigen und des Möglichen ward Keiner noch des Regirer«
amtes Herr. Längst mußten die Leute zurück sein. Die Oberbe*
fehlshaber thronen heute in höherer Macht, als der Deutsche
Kaiser nach der Verfassung je hatte. Und noch ist kein Mann
der Reichswehr auf die Verfassung der Deutschen Republik,
der die Gnade des Film=Preuß den Reichsnamen gelassen hat,
vereidet worden. Erst Petrograd, dann Berlin oder ohne Um*
weg „Ordnung in Deutschland machen": einerlei. Readiness
is all. Da Kohlengräber und Eisenbahner jetzt ihrer Kraft
allzu bewußt geworden sind, würde die Wonne der Gegen*
revolution nicht sehr lange währen. Doch die Macher bilden
sich wohl ein, mit verschärftem Belagerungzustand, Versamm*
lung» und Strikeverbot, von Handgranaten erzwungener Ar»
beitpflichl sei das Ding geschwind zu drehen. „Scharf zu-
packen: dann haben wirs fest in der Hand." Kurze Freude;

die aber mit den Bleibsein deutscher Lebensmöglichkeit zu
bezahlen wäre. Die stille Arbeit der Monarchisten wird nicht
genug beachtet. Und durch das unvergeßliche Bild, das (in
Ullsteins Berliner Illustrirten Zeitung vom vierundzwan»
zigsten August) die Herren Ebert und Noske in Badehosen
zeigt, wird sie mächtig gefördert. Die zwei Kumpane haben
nicht durch Unterernährung gelitten und dürfen die Helden *
leiber (der Wehrminister sogar die X^Beine) in stolzer Blöße
den Regirten zeigen. Wenn Wilhelm den Photographen und
das Cliche bezahlt hätte, wäre das Geld gut angelegt.
Nicht aller Adel denkt wie, offiziell wenigstens, der ur»
preußische. Aus Bayern schickt Freiherr von Hornstein mir
diese Spottverse, deren Veröffentlichung er wünscht:
Letzte Bitte
Eins, Sieger, schmerzt uns: daß Ihr mit dem Gold,
dem letzten, auch des Landes höchste Zier,
das Krön- und Prachtjuwel uns rauben wollt,
des Reiches Sehwungrad, Aegis und Panier,
den ersten Flüchtling, fern schon, Holland hold,
den Rhetor, Skalden, Maitre de plaisir,
den Mystiker intimster Tafelrunde,
mit dunklen Kräften aller Art im Bunde.
Ausliefern soll man ihn, der, unersetzt
in seiner Füllte der Persönlichkeit
unci Macht, das Recht der Starken nie verletzt,
den Höchstverbraucher fremder Gastlichkeit.
der nicht nur Neck und Aegir hoch geschätzt,
nein, höher noch als höchste Zollernheit
den deutschen Gott, der ihm befahl, zu wahren
Europa gegen „Buddhas gelbe Schaaren".
Als Deutschland unter Bismarck neu erstund,
da war es wohl ein stolzer Gründerbau,
doch Niemand wucherte mit seinem Pfund
und Wort und Art war nüchtern und genau.
Da öffnete sich Wilhelms Zaubermund:
und aus dem Adler ward der deutsche Pfau
und Räder schlug man da in jedem Neste.
Die deutsche Einfalt wich der großen Geste.
Jetzt hatte man ein einig Vaterland 1
und Alles sonnte sich im höchsten Schein.

„Selbst" war nicht mehr der Mann, Hand wusch die Hand,
man schob und sang d'azu die Wacht am Rhein.
Und da man so sich immer stärker fand,
lieii man auch alles Fremde freudig ein .
in die Kasernen, Kinos und Theater,
was reich und strotzig war, zum Imperater.
Zur Kieler Woche kamen Dollaryachten,
englische Händler aus Südafrika,
die in der Joppe Staatsvisiten machten,
wo deutsche Denker in Livree man sah
und Bundesfürsten Gold und Weihrauch brachten.
Auch welsche Komponisten sah man da
zum Werk befohlen und bei „Charleys Tante/'
des Hofes Blüthe, die der Herrscher sandte.
Und wie er unbewußt als Diplomat
für Euch gewirkt zu Eures Bundes Kitte,
wie wohl er heimlich Euren Frauen that
im Minnedienst nach aller Länder Sitte
(zum wahren Völkerbund die beste' Saat), —
wars ein Verbrechen, wenn im Reich der Mitte
er auch als Kriegsherr noch gestrahlt im Licht?
Und solchen Mann schleppt Ihr vors Hochgericht!
Was Keiner je in sechsundzwanzig Jahren
mit einem großen Volk zu Stand gebracht,
an deutschem Geiste habt Ihr es erfahren,
den Preußens Herrscher so sich gleich gemacht
Und sprecht Ihr ihn auch schuldig als Barbaren,
hoch stapelt' auf er deutsche Gründerpracht
mit neuen Walzen, Künsten und Gewerben —
und seine Zuchtwahl blüht aus Tod und Scherben.
An seines Schnurrbarts Spitzen hing ein Reich,
hochaufgedreht, in forschen Schwung gepreßt.
Auch Beider Requisiten waren gleich,
Eisen und Feuer, Schmieröl, Prahlattest.
Nun hängt des Reiches Schnurrbart matt und bleich
und nur an Einem halten wir noch fest:
Laßt uns den Mann, der Schaumschlag allem Leben
und Deutschlands Genius den Fang gegeben!
Ferdinand von Hornstein.
Vielleicht, Herr Baron, ist gegen Einen, der im behag»
liehen Huis Bentinck jetzt den Homer liest, Ihr Hohn allzu

„Selbst" war nicht mehr der Mann, Hand wusch die Hand,
man schob und sang d'azu die Wacht am Rhein.
Und da man so sich immer stärker fand,
lieii man auch alles Fremde freudig ein .
in die Kasernen, Kinos und Theater,
was reich und strotzig war, zum Imperater.
Zur Kieler Woche kamen Dollaryachten,
englische Händler aus Südafrika,
die in der Joppe Staatsvisiten machten,
wo deutsche Denker in Livree man sah
und Bundesfürsten Gold und Weihrauch brachten.
Auch welsche Komponisten sah man da
zum Werk befohlen und bei „Charleys Tante/'
des Hofes Blüthe, die der Herrscher sandte.
Und wie er unbewußt als Diplomat
für Euch gewirkt zu Eures Bundes Kitte,
wie wohl er heimlich Euren Frauen that
im Minnedienst nach aller Länder Sitte
(zum wahren Völkerbund die beste' Saat), —
wars ein Verbrechen, wenn im Reich der Mitte
er auch als Kriegsherr noch gestrahlt im Licht?
Und solchen Mann schleppt Ihr vors Hochgericht!
Was Keiner je in sechsundzwanzig Jahren
mit einem großen Volk zu Stand gebracht,
an deutschem Geiste habt Ihr es erfahren,
den Preußens Herrscher so sich gleich gemacht
Und sprecht Ihr ihn auch schuldig als Barbaren,
hoch stapelt' auf er deutsche Gründerpracht
mit neuen Walzen, Künsten und Gewerben —
und seine Zuchtwahl blüht aus Tod und Scherben.
An seines Schnurrbarts Spitzen hing ein Reich,
hochaufgedreht, in forschen Schwung gepreßt.
Auch Beider Requisiten waren gleich,
Eisen und Feuer, Schmieröl, Prahlattest.
Nun hängt des Reiches Schnurrbart matt und bleich
und nur an Einem halten wir noch fest:
Laßt uns den Mann, der Schaumschlag allem Leben
und Deutschlands Genius den Fang gegeben!
Ferdinand von Hornstein.

Vielleicht, Herr Baron, ist gegen Einen, der im behag»
liehen Huis Bentinck jetzt den Homer liest, Ihr Hohn allzu

grausam. Neben dem Adorantenchor Ihrer nordischen Stan*
desgenossen darf auch er aber Gehör fordern.
Fürst Bülow hat an Herrn von Eckardt, den Leiter des
Hamburger Fremdenblattes, einen Brief adressirt.den er wohl
■weithin verbreitet zu sehen wünschte,vondemabernurBruch*
Stückchen in die Hauptblätter Berlins gelangt sind. So weit, wie
ichs vermag, möchte ich zur Verbreitung mitwirken; und dann
über den Gegenstand dtes höflichen Streites ein paar Worte
sagen. Zunächst stehe hier das Wesentliche der Apologie.
„Wenn Herr von Bethmann in seinen Betrachtungen zum
Weltkriege' sich bestrebt zeigt, die Verhältnisse, unter denen
er im Juni 1909 die Geschäfte übernahm, als hoffnunglos hin-
zustellen, so muß ich einen solchen Versuch; die Verant-
wortung auf Andere abzuschieben, ernstlich zurückweisen. Ge-
wiß hat jeder Krieg weit, oft sehr weit zurückliegende Ur-
sachen. Seit dem deutsch-französischen Krieg und dem Frank-
furter Frieden waren unsere Beziehungen zu Frankreich ge-
spannte. Die Nichterneuung des Rückversicherungvertrages
fnit Rußland nach der Entlassung des Fürsten Bismarck hatte
die russisch-französische Alliance zur seitdem unabänderlichen
Folge. Durch unseren wirtschaftlichen Aufschwung seit der
Wiedererrichtung des Reiches war unser Verhältniß zu Eng-
land schwieriger geworden. Um die gewaltigen Werthe zu
schützen, die Industrie. Handel und Schiffahrt dem Meer
anvertrauten, sollte der Ausbau der Flotte in Angriff genommen
werden, was die Situation gegenüber England noch verschärfte.
Schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ließen
englische Handelskreise den Warnruf ,Made in Germany' er-
tönen. Wenige Wochen, bevor ich die Geschäfte übernahm,
veröffentlichte eine der angesehensten englischen Wochen-
schriften, die Saturday Review, jenen bekannten Artikel, der
mit den Worten schloß: Ceterum censeo Germaniam esse
delendam. Nicht davon zu reden, daß die englische Politik
traditionell der jeweils stärksten Kontinentalmacht wirkliches
Wohlwollen nicht entgegenzubringen pflegt. Endlich hatte
unsere unfreundliche Haltung gegenüber Japan nach dem
Frieden von Schimonoseki die früher lebhaften Sympathien
der Japaner für Deutschland erheblich abgekühlt. Hinter
diese Erbschaft habe ich mich nie versteckt, sondern mich

bemüht, dem deutschen Volk den Frieden zu erhalten. Das
ist mir während meiner zwölfjährigen Amtszeit gelungen, ob-
wohl bei Lebzeiten des Königs Eduard und im ersten Jahrzehnt
unseres Flottenbaues die Verhältnisse schwieriger lagen als später.
Wenn Herr von Bethmann im Eingang seiner Betrach-
tungen meint, daß sich in der Zeit seines Amtsantrittes der
Verkehr zwischen dem berliner und dem londoner Kabinet auf
die Erledigung der Formalitäten beschränkt habe, welche die
gegenseitigen Beziehungen zweier nicht im Krieg mit einander
befindlichen Staaten mit sich bringen, so brauche ich nur
daran zu erinnern, daß schon während (meiner Geschäftsführung
der Grundstein zu zwei sehr bedeutsamen deutsch-englischen
Abmachungen, dem Vertrag über die Bagdadfragen und dem,
Abkommen über die portugiesischen Kolonien, gelegt wurde,,
die unmittelbar vor ihrer Ratifikation standen, als der Blitz
des Ultimatums in Belgrad einschlug. Falsch ist auch, daf>
der Sturz des Herrn Delcasse dem gallischen Stolz eine be-
sonders schmerzliche Wunde zugefügt habe. Keinesfalls gilt
Das für die breiten Massen Frankreichs, aus denen schon sehr
bald nach Delcasses Rücktritt empörte Vorwürfe darüber laut
wurden, daß er das Land an den Rand des Krieges geführt
habe. Jedenfalls wurde dieser Rücktritt in Frankreich nicht
annähernd so bitter empfunden wie später der Panthersprung
nach Agadir, befreite uns aber von einem gerade durch seine
hervorragende Begabung gefährlichen Staatsmann, der für die
lntriguen des Königs Eduard ein besonders brauchbares Werk-
zeug war. Die Verantwortung für den kaiserlichen Besuch in
Tanger habe ich nie abgelehnt. Wie man auch über diese
Episode denken mag, so hat sie jedenfalls nicht so weit-
reichende Folgen gehabt wie später die Entsendung des .Panthers'
nach Agadir, 'welche den brutalen Vorstoß des Herrn Lloyd
George nach sich zog. Als unsere Regirung auf diese Ohr-
feige nicht öffentlich und Zug um Zug reagirte, sagte mir
ein seit Jahren mit Frankreich und der französischen Psyche
sehr vertrauter ausländischer Diplomat: ,Seit Langem hat die
Franzosen nichts so, sehr gereizt wie der Coup von Agadir,
weder der,Krieg-in-Sicht-Artikel' von 1875 noch der Schnäbele-
Fall noch der Besuch in Tanger. Als man überdies bei Ihnen
auf eine Herausforderung wie dje Rede des Herrn Lloyd George
im Mansion-House keine Antwort fand, hat der Respekt, den
Sie bis dahin in Frankreich genossen, bedeutend abgenommen.
In jenen Tagen wurde in Frankreich der esprk nouveau geboren.*

Dil- Sammellinse
Wie der Erfolg zeigte, hat die feste und ruhige Zurück-
weisung von Chamberlains Ungehörigkeiten nicht geschadet,
sondern genützt, während unser Zurückweichen vor Lloyd
George mit der Minderung unseres Ansehens die Kriegsgefahr
vergrößerte. Der Marokko-Kongo-Vertrag vom November 1911
kostete den geschicktesten Vertreter pazifistischer Tendenzen
in Frankreich Portefeuille und Prestige und brachte einen aus-
gesprochenen Vorkämpfer der «Revancheidee, den gegenwärtigen
Präsidenten der Französischen Republik, Herrn Poincare, ans
Ruder. Die unglückliche Marokko-Konvention war auch die
Geburtstunde der italienischen Expedition nach Tripolis. Mar-
chese San Giuliano hat mir selbst gelegentlich erzählt, er
habe in dem Augenblick, als ihm zur Gewißheit geworden sei,
daß Deutschland sich endgiltig und ganz aus'Marokko zurück-
ziehe, die Uhr herausgezogen und seinen Sekretären gesagt:
,Jetzt entscheidet es sich, daß wir nach Tripolis gehen.' Daß
der glückliche Ausgang der bosnischen Annexiorfkrisis als ein
dem russischen Selbstgefühl angethaner Affront uns gegen-
über nachgewirkt habe, trifft nicht zu. Die Begegnung, die bald
nach der Beilegung jener Krise zwischen unserem Kaiser und
dem Zaren stattfand, verlief harmonischer als irgendeine vor-
hergegangene. Anderthalb Jahre später wurde der Zaren-
besuch in Potsdam von Herrn von Bethmann selbst im Reichs-
tag als bedeutsames Zeichen guter Beziehungen zu Rußland
hingestellt. Wenn mich mein Gedächtniß nicht täuschi, wurde
auch die Reise, die einige Zeit später der damalige Reichs-
kanzlei nach Petersburg und Moskau unternahm, in der of-
fiziösen Presse als ein weiterer erfreulicher Beweis für das
gute Verhältniß zu Rußland gefeiert. Eine andere Frage ist,
ob die im Herbst 1913 erfolgte Betrauung des Generals Liman
von Sanderi mit einem aktiven Kommando an den Dardanellen
nicht eine üefergehende Verstimmung zur Folge gehabt hat.
Als Graf Kokowzew, dessen friedliche und so weit deutsch-
freundliche Gesinnung Herr von Bethmann mit Recht rühmt,
(mich im Mai 1914 in Rom besuchte, sagte er mir, der
Zwischenfall Liman von Sanders habe für die deutsch-russischen
Beziehungen recht unerfreuliche Konsequenzen gehabt. Sein
eigener Rücktritt sei zumTheil auf diesen unliebsamen Zwischen-
fall zurückzuführen. Die berliner politische Leuung habe sich
damit entschuldigt, daß die Uebertragung eines aktiven Kom-
mandos in Konstantinopel an eine.i deutsehen General ohne
ihr Wissen und ihren Willen erfolg sei und sich sachlich werde

redressiren lassen. Ein gutes Stück Mißtrauen werde aber leider doch zurückbleiben. Unsere Zustimmung zu den alten russischen iWünschen in der Meerengenfrage sei ein Hauptpunkt des bismärckischen Rückversicherungvertrages gewesen und auch später habe in Petersburg an unserer freundlichen Haltung gerade in dieser heiklen Frage kein Zweifel bestanden; dies Vertrauen sei jetzt nicht mehr in dem früheren Maße vorhanden.
Es ist mir auch fraglich, ob es ein glückicher Einfall war, wenn Herr von Bethmann einige Zeit vor dem Weltkrieg in feierlicher Reichstagsrede den Gegensatz zwischen Germanenthum und Slawenthum in den Vordergrund rückte. (Das ausgesprochene Wort ist fürchterlich', hat Goethe einmal gesagt. Ich glaube nicht, daß Fürst Bismarck öffentlich eine solche Antithese konstruirt hätte, auch mit Rücksicht auf unseren häbsburgischen Verbündeten, dessen Völker zu einem erheblichen Theil der slawischen Rasse angehörten.
Was die angebliche Möglichkeit einer Alliance mit England angeht, so handelte es sich am Ausgang des neunzehnten wie beim Beginn dieses Jahrhunderts um weder bindende noch inhaltlich ausreichende Anregungen, die uns nicht die Sicherheit boten, daß wir im Kriegsfall ernstlich' auf Englands Unterstützung würden bauen können, während ein Eingehen auf diese Vorschläge unser Verhältniß zu Rußland mit Sicherheit noch mehr erschwert haben würde, als Dies durch die Nichterneuung des bismärckischen Rückver■sicherungvertrages ohnedies geschehen war. Auf so schmaler und schwankender Grundlage hätten wir uns der. Gefahr ausgesetzt, daß bei einem Konflikt mit Frankreich und Rußland England uns entweder ganz unserem Schicksal überließ oder im besten Fall sich darauf beschränkte, die russische und französische Flotte zu zerstören, die französischen Kolonien einzustecken und die russische Stellung in Asien zu schwächen, während wir die ganze Last des Kontinentalkrieges zu tragen hätten. Frankreich war gegenüber England in einer ganz anderen Lage als wir. Es war weder für England der beneidete Rivale auf dem Gebiet von Handel, Industrie und Schiffahrt noch der leitende Staat auf dem Festland, in dem' England nun einmal seinen Gegner sieht. Trotzdem hat England erst unmittelbar vor dem Ausbruch des Weltkrieges, als sich ihm die günstigste Chance für einen großen Schlag bot und nachdem es durch den Einmarsch in Belgien an seiner empfindlichsten Stelle getroffen und der englischen Regirunfr gleich-

ic".:; der für englisches Denken und die englische Oeffentliche
Meinung plausibelste Kriegsgrund geboten war, ein festes Bünd-
niß geschlossen und neben Frankreich das Schwert gezogen.
Jene englische Anregung um die Wende des Jahrhunderts er-
folgte in einer Zeit, wo es England erwünscht gewesen wäre,
■Wenn wir 1899 seine schwierige Lage im Burenkrieg erleichtert
hätten, indem wir die russischen und französischen Bayonnettes
auf uns ablenkten, und wenn wir später ihm die Dienste er-
wiesen, die ihm dann Japan auf den Schlachtfeldern der Mand-
schurei leistete. Japan war aber Rußland gegenüber weniger
-verwundbar als wir. Es hatte auch nicht bei jedem Konflikt
mit der Feindschaft einer Großmacht wie Frankreich zu rechnen.
Das deutsche Interesse gebot, uns weder von Frankreich und
Rußland gegen England noch von England gegen Rußland vor-
schieben zu lassen. Wir mußten unsere Unabhängigkeit be-
haupten, uns freie Hand wahren, durften für Niemanden die
Kastanien aus dem Feuer holen. Wir durften uns auch nicht
mit verbundenen Augen der wiener Führung anvertrauen. Das
war der Weg, den Frieden zu wahren, bei dem Deutschland
prosperirte, wie es, umgekehrt, in einen Krieg hineingezogen,
Alles zu verlieren hatte.
Durch alle Ausführungen des Herrn von Bethmann zieht
sich wie ein rother Faden der Gedanke, der Krieg sei unvermeid-
lich gewesen. Ich gestehe, daß ich von der Fatalität-Theorie
nie Viel gehalten habe. Als Napoleon einem in Spanien ge-
schlagenen General Vorwürfe machte, erwiderte, sich entschul-
digend, Dieser: ‚La fatalite, Sire!' Worauf der große Korse:
‚La fatalite, l'excuse des maladroits et des incapafoles!' Es ist
nicht zutreffend, daß England, Frankreich und Rußland sich
schon vor zehn Jahren und länger zu einer festen Koalition
zusammengeschlossen hatten. Selbst nach den englisch-fran-
zösischen, englisch-russischen und englisch-belgischen militä-
rischen Besprechungen, die nach dem1 Zwischenfall von Agadir
stattfanden, waren 1914 die Abmachungen zwischen England,
Rußland und Frankreich kaum präziser und bindender, als es
vor dem deutsch-französischen Kriege die damals zwischen
Frankreich, Oesterreich und Italien getroffenen Stipulationen
waren, die dennoch nicht zu einem Bündnißkrieg führten.
Die Auffassung, daß die von Herrn von Bethmann 1909
übernommene Situation eine aussichtkose gewesen sei, ist ihm
übrigens erst ex post gekommen. Ein Jahr vor dem Ausbruch
des Krieges veröffentlichte ein vertrauter Mitarbeiter des da-

maligen Reichskanzlers, Legationrath Riezler, unter dem Pseudo«
nym Ruedorffer und dem Titel ,Grundzüge der Weltpolitik
in der Gegenwart' eine eingehende Betrachtung übe/ ik da-
malige Lage, die mit Befriedigung und Zuversicht geschildert
wurde. Im November 1913 erklärte ein anderer Vertrauter des
Reichskanzlers, Professor Dr. Hans Delbrück, in den ,Preußi-
schen Jahrbüchern' speziell über das Verhältniß zu England,
dort habe ein erstaunlicher Umschwung stattgefunden, Eng-
land habe sich in die deutsche Konkurrenz gefunden, der Arg-
wohn gegen Deutschland sei offenbar völlig geschwunden, an
den guten Beziehungen zwischen England und Deutschland
verdürben "auch die Schiffsbauten nichts, überall herrsche Wind-
stille. Und ich kann mich wohl erinnern, daß ein dritter Ver-
trauter des Kanzlers, der damalige Botschafter in Rom, Herr
von Flotow, bei der Kaisers-Geb urtstagsfeier 1914 im Thron-
saal des Palazzo Caffarelli vor der deutschen Kolonie aussprach,
mit Befriedigung blicke das Auge des patriotischen Staatsbürgers
auf unsere günstige internationale Lage und insbesondere auf
die guten Erfolge, die unsere Diplomatie gerade in der letzten
Zeit erzielt habe. All Das klang nicht so, als ob Herr von Bethmann
die Lage damals so beurtheilt hätte, wie er sie jetzt darzustellen sucht.
Ich will aber bei diesem Anlaß vor Allem noch Eins fest-
stellen. Was auch unsere Feinde sagen mögen: das deutsche
Volk ist, wie seine Geschichte beweist, ein durch und durch
friedfertiges Volk. In den Jahren, die zwischen dem Frank-
furter Frieden und dem; Beginn des Weltkrieges liegen, haben
andere Völker, Franzosen und Engländer, Amerikaner und
Italiener, Spanier und Russen, kleinere und größere Kriege ge-
führt. Das deutsche Volk hat, von einigen kolonialen Expe-
ditionen abgesehen, während dieses halben Jahrhunderts, nie
das Schwert gezogen. Es hatte keinen aufrichtigeren Wunsch,
als in Frieden seinen Acker zu bestellen. Das deutsche Volk
hat diesen Krieg sicherlich nicht gewollt. Kaiser Wilhelm war,
wie ich aus eigener Erfahrung weiß, durchaus friedliebend.
Auch mein Amtsnachfolger hat, wie ich gern anerkenne, sich
redlich bemüht, den Frieden zu erhalten. Aber die Politik ist
eine Kunst und von ihr gilt das Wort eines großen Philosophen,
daß der gute Wille, der in der Moral Alles ist, in der Kunst
nicht ausreicht, denn da kommt es auf das Können an.
Es wäre nutzlos, bestreiten zu wollen, daß während der
verhängnißvollen. Wochen vor der Ueberreichung des Ultima-
tums in Belgrad wie.in den kritischen. Tagen zwischen dieser
Demarche und dem Ausbruch des Krieges von Seiten unserer

politischen Leitung schwere psychologische, diplomatische und
politische Fehler gemacht worden sind, die mit Unrecht, mit
großem Unrecht, unser Volk mit dem falschen Schein der
Schuld am Kriege beladen. Unter diesen Fehlern haben wir
jetzt zu leiden. Sie dürfen aber nicht als Symptome von Kriegs-
lust hingestellt werden. Das deutsche Volk hat in seiner zwei-
tausend jährigen Geschichte nie eine härtede Prüfung, nie bitterere
Stunden erlebt als heute. Wir wären aber unserer Vergangen-
heit nicht würdig, wenn wir an der Zukunft der Nation ver-
zweifelten. Ein Volk, das der Menschheit so viel gegeben hat,
das auf allen Gebieten geistiger Thätigkeit so Großes leistete,
kann nicht untergehen. Nie war ein Volk verloren, das an
sich selbst und seine Zukunft glaubte. Das deutsche Volk wird
nicht untergehen, wenn es seine nationale Einheit aufrechterhält
und den Glauben an sich selbst nicht verliert."
Hauptzweck all der werthlosen Bücher, die von abge*
takelten Ministern und Generalen jetzt veröffentlicht wer«
den, ist, irgendeine der Excellenz aufgebuckelte Schuld auf
Andere abzuschieben. Ekelhaft; wie dieser ganze Kram, der
nach Reklamefanfaren bisher, ohne Ausnahme, nur Enttäusch«
ung brachte und die Schreiber in noch häßlicherem Wollens*
licht zeigte, als zuvor um sie gewesen war. Daß Fürst Bülow
„die Karre verfahren habe", war seit 1914 oft zuw hören;
besonders von Leuten, die nur dem Zufall seiner Gunst
ihren Aufstieg verdankten. Meiner Menschenerkenntniß
wurde es Gewinn, als ich bald nach seinem Sturz Herren,
die von seiner weisen Hoheit entzückt, Jahre lang im Bann
seines Charme gewesen waren, mit frommem Blick betheuern
hörte, wie beglückend das Gefühl sei, jetzt einer ehrlichen,
männlich geraden Politik zu dienen. Gesegnete Mahlzeit!
Der Staatssekretär und der Kanzler Bülow hat viele Fehler
gemacht (die hier heftiger als sonstwo bekämpft wurden);
statt sich fest auf sein Eigenstes zu stellen'und dem Kompaß
seines klaren Weltbürgerempfindens zu vertrauen, gab er
wechselnden Einflüssen, Philis, Wilhelms, Holsteins, allzu
leicht nach und sah an manchem Morgen dann Ereigniß
werden, was er selbst gar nicht gewollt hatte. Der anmuthig
polyglotten Freundlichkeit seines Wesens wurde viel ver*
ziehen und er konnte, wie der Bankdirektor Siemens, von
sich sagen: „Auf schlechten Sachen sitze ich so lange, bis

sie gut werden." Nach dem schlimmsten Fehler, Marokko
(der nur durch die Annahme begreiflich wird, er habe nicht
gewußt oder vergessen, daß seit 1880 das Scherifenreich den
Franzosen von Berlin aus nicht nur zugesagt, sondern bei*
nahe angeboten worden war), schrieb Herr Tardieu, der ihn
in Baden »Baden besucht hatte, über den Bösewicht von
Tanger undCasablanca ein höchst artiges, ehrerbietiges Buch.
Nach dem bosnischen Handel versicherte Iswolskij, der am
Schlimmsten davon Beschädigte, ihn unwandelbarer Liebe.
Zweierlei ist gewiß: In den wahnsinnigen Krieg von
1914 wäre Bülow nicht „geschlittert"; und seine Abgangs*
bilanz war nicht schlecht. Seltsam ist, daß dieser geistig Be*
hende, den Skepsis am Besten kleidet, noch immer an Spuk»
mär von Schwarzen Männern glaubt. Unsere Kriegsflotte ist
nicht „zum Schutz des Handels", der dessen gar nicht be*
durfte, sondern zu Kampf gegen England gebaut worden. Zu
Abwehrkampf oder Abschreckung von Angriff, sagt der blinde
Britenhasser Tirpitz.dör sie drum stets die „Risikoflotte" nennt
und auf dem Aberglauben steht, England hätte auch ein star»
kes Deutsches Reich, das nicht in den Rang der Seegroßmacht
strebte, angegriffen und konnte nur durch die Höhe des Ri«
sikos von diesem Plan abgebracht werden. Trauriger Wahn
eines in Treitschkes Welt der Preußenvergottung und Briten*
verteufelung Erwachsenen, dem dann die Sporteifersucht auf
die ältere, gewaltigere Ozeanmannschaft unter der blauen Jac ke
das Gemüth heizte. „KeineEntscheidung auf demErdball ohne
den Deutschen Kaiser. Der Dreizack gehört in unsere Faust.
Der Admiral des Atlantischen grüßt den Admiral des Stillen
Ozeans": also sprach Wilhelm. Onkel Eduard antwortete:
„Die Flotte ist Willys Spielzeug. Hunde, die ewig bellen,
beißen nicht." Die Flotte, deren Bau England hemmen konnte,
doch nicht gehenAnt hat, verdarb uns in Friedenszeit die in*
ternationale Politik und mußte im Krieg, wider Tirpitzens ein»
sames Votum, versteckt werden. King Edward war nicht
Deutschlands Feind, mochte nur den Neffen nicht, der ihn
und seine Aventiuren übel beklatschte und den die Einkreis*
ung an hitzigen Sprüngen hindern sollte; und Vickys Solm,
Vickys Bruder wäre dem Krieg noch sicherer ausgebogen als
Wilhelms vierter Kanzler. Der, glaube ich.irrt auch in der Mein*

ung, daß Herr Caillaux, der in Clemenceaus erstem Kabinet
Finanzminister war, das Opfer seines deutschfreundlichen Pa#
zifismus geworden sei und daß die Herren Delcasse und Poin*
care, zwei einander unfreundliche Türkenköpfe, auf die Cle*
menceaus Büchse die spitzesten Pfeile abschoß, von je her dem
Nachbar Totfeindschaft geschworen hatten. Herr Delcasse hat
in Sachen Marokko, wie der Botschafter Radolin ihm bezeugte,
durchaus korrekt gehandelt; war aber, weil er sich einem
mitHanotaux besprochenen Abkommen über Ostasien stumm
entzog, dem grimmen Fritz Holstein ein Dorn im Auge und
wurde mählich in Germanophobie geärgert. Rechtsanwalt
Poincare hat, trotz dem Lothringerblut, lange von Versöhnung
geträumt, sie durch den weder kriegerischen noch ränkesüch-
tigen Botschafter Jules Cambon, auch durch den Besitzer
des „Matin", seinen Mandanten, zu erlangen versucht und
als erster Präsident der Republik am Tisch des Deutschen
Botschafters gespeist. Altes, verstaubtes Kleinzeug; das man
aber (La poesia non muore) von Zeit zu Zeit säubern muß.
Richtig ist, was Fürst Bülow über die Mißhandlung Japans
(1895) und über die Legende vom englischen Bündnißantrag
sagt. Unter dem Marquis von Salisbury, dessen Selbstge*
fühl der Kaiser vielfach verletzt hatte und der ihm gern "aus*
wich, wäre solches Bündniß auch mit der Hilfe Josephs
Chamberlain nicht zu erlangen gewesen; und wie Lord Lans*
downe, dem Wilhelm zugerufen hatte, das kaiserliche Heer,
nicht England, sichere Europas Gleichgewicht, empfand,
wurde in seinem Vertrag mit Frankreich, der Urkunde er*
neuter Entente Cordiale, offenbar. Richtig (und in Einklang
mit dem damals hier Gesagten) sind die Sätze über die Fol*
gen des Delirantensprunges nach Agadir. Nur war für San
Giuliano nicht entscheidend, „daß Deutschland sich endgiltig
aus Marokko zurückzog", sondern, daß Frankreichs Pro*
tektorat über Marokko fortan gesichert und damit für Italien
die Stunde gekommen war, die Frucht des Geheimabkom*
mens mit Frankreich in Libyen zu pflücken. Weil dieser Pakt
dem römischen Botschafter und der Regirung des Deutschen
Reiches unbekannt geblieben war, entstand das große Stau*
nen, als Italien in Algesiras die französische Politik Zug vor
Zug mitmachte; dazu war es verpflichtet und hatte um den

Preis dieser Pflicht die Zustimmung der Pariser zur Annexion
Tripolitaniens und der Kyrenaika erkauft. „Ohne Agadir
kein Tripolis, ohne Tripolis kein Balkankrieg": wie oft
habe ichs geschrieben! Und erst die Balkankriege weckten
in Oesterreich*Ungarn den Wunsch, das erstarkte Serbien in
Ohnmacht zu ducken; häuften also das Pulver, das durch das
tolle Juliultimatum dann in Brand gesetzt wurde. Zu der
dem Kriegsausbruch günstigen Stimmung hat der FallLiman
stärker mitgewirkt, als Fürst Bülow andeutet. Ein deutscher
General als Haupt des Ersten Türkencorps, das überKonstan»
tinopel und die Meerengen gebot: schroffere Abkehr von
überlieferter Russenfreundschaft war kaum zu erdenken.
Selbst die Russenfeinde am wiener Ballhausplatz hat der
Einfall erschreckt. Und das Aergste war, daß man die Sache
den Ministern Kokowzew und Sasonow in Potsdam und
Berlin verschwiegen und sie zu Haus in den Ruf gebracht
hatte, mit holder Schmeichelrede gefoppt worden zu sein.
Nikolai ließ den Grafen Kokowzew fallen; und aus der
Galle des zuvor sanften Sasonow kam das bittere Wort von
dem berliner Khalifat und der Entschluß, um jeden Preis
Rumänien und sein Konstanza zu gewinnen. Noch im Juli
1916 wurde den Botschaftern, die den wankenden Sasonow
halten wollten, gesagt: „Den Kränkler haben die Boches ja
schon vor drei Jahren in Berlin ganz besoffen gemacht."
Fürst Bülow, der seine Landsleute kennt und deshalb
Gemeinplätze nicht immer meidet, ist im Angriff glücklicher
als in derVertheidigung. An die Märchen von Verschwörung,
Ueberfall, unvermeidlichem Krieg hat er, natürlich, nie ge»
glaubt; und ist jetzt klug genug, nicht durch Beschimpfung
der Sieger und ihrer vergänglichen FriedensbedingeBeifall zu
erbuhlen. Ob er sich aber von Mitschuld am Werden des
Unheils nicht ferner fühlt, als der Spruch der Geschichte
einst künden wird? „Der Artikel im Daily Telegraph hat
den Kaiser in höchst unbequeme Lage gebracht und das
monarchische Gefühl tief verletzt; Hof und Militär sind
empört über den Kanzler, dessen Haltung im Reichstag sie
als ein den Hochverrath streifendes Versagen laut schelten.
Diese Stimmung kann zu einem Wandel der berliner Politik
führen. Fürst Bülow gilt als ein Staatsmann, der aus fester

i ,
Ueberzeugung den Frieden erhalten will, und der Kaiser
hat sehr oft im selben Sinn geredet. Mehr und mehr kommt
aber die Meinung auf, daß nur ein siegreicher Krieg dem
Kaiser die verlorene Popularität zurückbringen könne. Die
militärischen Vorbereitungen sind in vollem Gang. Räth
Vorsicht, für jeden Fall gerüstet zu sein, fürchtet man seit
unserer engeren Befreundung mit England, einsam zu wer*
den, oder will man nur der Monarchie wieder in Glanz
helfen? Der Versuch, aus Ehrgeiz und dynastischer Selbst*
sucht Konflikte zu schaffen, etwa unser Ansehen auf dem
Balkan zu schmälern, würde den ganzen Erdtheil mit Feuers*
brunst bedrohen. Seit der Interview und den Reichstags*
debatten hat die Militärpartei mehr als je das Ohr des Mon*
archen und sie, die sich in der Person ihres Allerhöchsten
Kriegsherrn gekränkt fühlt, sagt ihm, nur ein Krieg, dessen
glücklicher Ausgang bei der vortrefflichen Bereitschaft des
Heeres gewiß sei, könne das Prestige kaiserlicher Macht
wiederherstellen und das Streben nach liberaler Aenderung
der Grundgesetze in Preußen und im Reich noch zurück*
drängen. Der Kaiser verbirgt seinen Unwillen darüber nicht,
daß wir uns England genähert haben, erinnert an seine
Parteinahme im Japanerkrieg, wirft uns Undankbarkeit
vor, hat die Unterstützung der zweideutigen Politik Aehren*
thals erlaubt und, wider alle Tradition deutsch «russischer
Freundschaft, auch in Balkanfragen sich auf die Seite Oester*
reich»Ungarns gestellt. Wir werden, sogar bei der Hohen
Pforte, von Berlin aus verdächtigt, im nahen Orient nach
Machtmehrung zu trachten, und unser Wunsch friedlicher
Entwirrung stößt auf deutsche Intriguen. All diese Umstände
können eines Tages den Kaiser bestimmen, in Gemeinschaft
mit Oesterreich die Zeit unserer militärischen Schwäche zu
Befreiung vomAlbdruck des Slawismus zu nützen." Das hat,
ein paar Monate vor Bülows Fall, der Russische Botschafter
Graf Osten*Sacken an Iswolskij geschrieben; ein Dutzendkopf
mit dem hellen Auge des Großzüchters und Weltmannes. Un*
gefähr so wars. Der Kanzler hatte den Muth aufgebracht, seinem
Kaiser (der sich ins Bett legte) einen bitteren Trank zu kre*
denzen und ihn öffentlich zu „größerer Zurückhaltung" zu
mahnen; war aber nicht bis in den von der Stunde begün«

stigten, geforderten Entschluß vorgedrungen, dk Xiäfce der Demokratie zu wecken und als ihr Vormann der ihm erzfeind* liehen Hofs und Militärkamarilla und dem Absolutismus Feh» de anzusagen. In solcher Rüstung wäre er unüberwindlich gewesen und hätte, ohne Umsturz, Deutschland aus dem Zu« stand erlöst, der Einem, im größten Theil von Europa nur ihm, fast schrankenlose Willkür gestattete. Dem Kühlen, höfisch Gewöhnten schien nur Kompromiß möglich, das Recht zu Ernennung und Entlassung der höchsten Staatsbeamten noch unantastbar. Als ihn dann die Nachwirkung des unverzie* henen Muthaufwandes von der Höhe zog, empfahl er, gegen die Kandidaturen Monts und Wedel, für die Nachfolge Herrn von Bethmann, der weder Vorbildung zu internationalem Geschäft noch den schwächsten Schimmer von Intuition mitbrachte und immer, kindhaft, diesseits von Gut und Böse blieb. Unschuldig, Fürst Bülow? Als nach der Erstauffuhr« ung der „Kameliendame" Vater Dumas lange bestritten hatte, daß er an der Arbeit seines Jungen, des neuen Alexanders, irgendwelchen Theil habe, brüllte sein Mulattenblut schließ» lieh auf: „J'ai faitTauteur, parbleul" Agadir, Kongo»Er» pressung (die Belgien in Mißtrauen aufschreckte), Absage an Haldane*Churchill, Slawenrede, Rüstungmilliarde, Zabern, Ultimatum, Kriegserklärung im Besitz des höchsten Doppel» trumpfes, den je ein Minister in der Hand hielt: dem dafür Verantwortlichen hat Eure Durchlaucht im Amt jjeholfen.

Achsenstrahlen

Dw! tröstliche Meldungen: Die deutschen Gefangenen sollen schon vor dem im Friedensvertrag bestimmten Ter* min frei werden; Herr Joseph von Habsburg ist, weil die Westmächte mit ihm nicht verkehren wollten, vom Bildpunkt verschwunden; und Viscount Grey, der gläubigste Bekenner des Völkerbundes, hat sich entschlossen, als Britaniens Bot» schafter in Washington mit dem Gewicht seiner Persönlich» keit und seines Weltrufes für internationale Gerechtigkeit zu wirken. Heller Dreiklang in finsterer Wirrniß. Wer Freude an fremdem Hader hat, mag schmunzelnd vernehmen, daß Englands Vertrag mit Persien, Englands barsche Abschütte» lung der Türkendelegation vielen Franzosen bitter schmeckt;

daß der amerikanische Senat den Japanern den guten Hafen
von Kiautschau nicht gönnt; daß zwischen Czechen und
Polen, Czechen und Slowaken, Serben und Kroaten, Serben
und Rumänen allerlei Fünkchen glimmen und der etwas
laut prunkende Stolz der Dako* Walachen in West und Ost
die Vormannschaft ärgert. Kinderkrankheit; deren Fieber*
kurve sinken wird, wenn Europa klar erkannt hat, daß es
in Leidensgenossenschaft hinsiecht, nur aus dem Bewußtsein
solidarischer Pflichtengemeinschaft sich in Genesung aufraffen
kann. Lebt dieses Bewußtsein schon in unseren Regirern?
Noch hat Keiner die Blickkraft und Schwinge des Adlers,
den majestätischen Menschenverstand des Staatsmannes ge«
gezeigt; doch Allen ist, selbst dem kurzstirnigen Generalissi*
mus, guter Wille und redlicher Fleiß zuzutrauen. Schlechter
Geschmack ist dem spät in Kultur Zugelassenen nicht als
Totsünde anzukerben. Immerhin konnte der von Wilhelms
Kitsch übersatten Nation das Putzstück der Präsidentenver*
eidigung mit Blumenaufbau, Orgelei, Stahlhelmparade, ein
gerade in Weimar abscheulich süßes Kleinleutespektakel, er*
spart werden. Huius loci genius hätte den Bürger Ebert, der
ihn nach dem Einzug kränzen ließ, gern ohne Ehrencompag»
nie, Provinztheaterpomp und Bälgemusik scheiden gesehen.
Amnestie wurde nicht. Sparsamkeit ist noch nirgends fühl*
bar. Eingeweihte behaupten, jeder Monat koste dreitausend
Millionen Mark, fast so viel wie in der theuersten Kriegszeit.
Und für hundert holländische Gulden waren in der letzten Au*
gustwoche achthundertfünfzehn, für hundert schweizer Francs
dreihundertfünfundsiebenzig Mark zu zahlen. Kein Wunder:
da wir am Rhein jetzt Importhäfen haben, aus denen ungeheure
Waarenmengen, größere als je aus Hamburg und Bremen, ins
Land strömen (die Warnung der Herren Wissel, Von Moellen*
dorff, Andreae blieb unerhört),und da der Reichsfinanzminister
die Markpapiere durch öffentliche Bedrohung mit Umtausch»
und Stempelpflicht noch tiefer entwerthet hatte. Herr Erz»
berger war nie klüger als in der Stunde, wo er sich in das
Amt setzte, als dessen Inhaber er noch in Schlossenwettern
sjgen kann, nur wegen seines unerbittlichen Kampfes wider
kapitalistische Hamstergier und Steuerscheu werde er ange*
griffen. Für ein Weilchen langt solche Pfiffigkeit. Auf die

Dauer gehts ohne Sachkenntniß nicht. Glaubt der in Jour*
nalismus und Parlamentstaktik Geübte ernsthaft, nach der
Wegnahme großer, riesengroßer Vermögenstheile, bis über
sechzig Prozent, sei noch auf beträchtliche Einkunftsteuer zu
rechnen? Zweifelt er eine Minute, daß die Staaten, denen wir
zu Entschädigung verpflichtet sind, das „Reichsnothopfer"
(auch ein kindisch kitschiges Wort, das die Zunge verpelzt)
für sich fordern werden? Nützten sie diese in absehbarer Frist
einz i ge Gelegenheit nicht: sie könnten die Schuldsumme gleich
in den Rauchfang schreiben. So ists nicht zu machen. Durch
Herabsetzung aller Anleihezinsen und hohe Besteuerung
aller Hypotheken, Pfandbriefe, Aktien, Obligationen, Quit*
tungen? Ich bin nicht sachverständig; und, seit wir von Par*
teiSekretären, Durchschnittsredakteuren und Mittelstandsju*
risten regirt werden, fester als je zuvor überzeugt, daß nur aus
gründlicher Fachkenntniß.wenn nicht Genie mit allumfassen*
der Leuchtkraft sie tausen df ach ersetzt.nützliches Werk werden
kann. Redakteure (und, by Jove, nicht die Häupter der Gilde)
als Finarizminister im Reich und in Preußen, dem Heerwesen,
Eisenbahnbetrieb, der Wissenschaft und KunstlebensgestaU
tung vorgesetzt: ists „revolutionärer Brauch", so einer, des»
sen Bruch das schwerkranke Deutschland ersehnt. Muß eine
nach alter Sitte gedrillte, geschmückte Reichswehr sein, dann
taugt an die Spitze der tüchtigste Offizier, nicht ein auf dem
Manöverfeld der Chemnitzer Volksstimme Erzogener. Lahmt
aller Dampf bahnverkehr auf beiden Füßen und kann drum
nicht einmal die Kohlenzufuhr verbürgen, dann wird ein
Verfasser guter Artikel über Sonderfragen der Volkswirth*
schaft schwerlich die Heilung fördern. Heute sind die Hoch*
sitze den Könnern gesperrt; werden viele Sichtbare von Un*
verantwortlichen an Bindfäden gelenkt; hält nur Erfahrung
und Eifer der zu viel gescholtenen Bureaukratie noch die
Verwaltungmaschine in Gang. Anderes Land hat anderes
£eid. Trotz dem Valutajammer steigt im Inland sacht die
Kaufkraft des deutschen Geldes. Und alle Feinde von gestern,
vornan die Franzosen, wissen und sprechen laut aus, daß
»uf dem Menschheiteil and internationaler N oth auch ihr H offen
unlösbar, mithaftbar an Deutschlands Genesung hängt.

Herausgeber un(^ verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag dct
7ii1>ii«ft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Nr. 47
31. Augast 191»
Die Zukunft
Gründer:
□Die Ddekief
Grutz machern Müller ^». * (7**^»
Schiffährts-Aktien I
Kolonialwerle. Städte- unö StaatsanleibeQ, ausMube Kupons!
E. CALMANN, HAMBURG]
Carito n = Hotel =^*aj.=
Vai 1LUU-I1ULC1 Gegenüber dem Haupt» .
$ Das Vollendetste eines modernen Hotels. □ Bahnhof, linker Ausgang. *
Hotel Hansa-Hof ^ Harzburg
Haus ersten Rangres
Vornehmer, ruhiger Aufenthalt
Hotel Vietoria • Bad Harzburg

Neue(0ilhelimtr.5
Telephon: Zentrum 110 17
5PAETHE

POT*DAMER,STR °*„
Halali-Hut flsez
gesch.)

deutebe
Hut.
ist das Ideal eines Sport-,
Jagd- und Touristen-Hutes,
imponiert durch seine fahel-
hafte Lcicliti^ktiit als hy-
gienische Kopfbedeckung,
ist der eleg. u. vornehmste
Promenaden- und Reisehut
Niederlage in allen miklass.lf schiften d.Branche.
Näheres bei Hermann A. Rothschild,
Moselstraf3e 4, Frankfurt a. ff*.
Nachahmungen werd.grrichtl.rerfolgt.
Halali
Halali
Halali

glllilillllllllllllllllllllllllllllli

. ,)IMItllllllf HU llllrlflflllJIIHIIIf Ulf IIIHIHIIII!

gegen nervöse Schlaflosigkeit;
nur
aus pflanzlichen Bestandteilen [
: Gen.-Depot: Holienzollern-Apotheke, Berlin W10,König!n-Augastastr.501
Angloval
Akt
48 hochkünstlerische Freilichtauf-
nahmen. Brorasilberorlglnalfotos
seltene Wahl weibl. Schönheit
ein seh ießl. ges. gesch. Stereo-Apparat, hervor-
ragend. Optik u. Plastik, nur 15,— Mk. franko
Nachnahme. Illustr. Prospekt freil
Fotohaus K. Nolle, Abt Z, Berlin S 14

{" Brillanten
Juwelen, Perlen, Smaragde
und Perlenschnüre
kauft zu hohen Preisen
• M Cnil* BERLIN, Friedrichstrasse 9192
S)OSe}£# ■*■ ■ v|9ll«f iwischen Mittel, und Dorothenstrasse

.ei n n p
Hekodont
JCW Hengsen
Aufklärung über München.
Entgegen falschen Gerüchten ist der Münchener Fremden-
verkehr in alter Gediegenheit. Festspiele und die herrliche Ge-
birgsnatur locken wieder. Die Hotels entfalten den bekannten
Münchener Komfort. Wir empfehlen unseren Lesern das ruhige
Gartenhotel Marienbad. Auch in Nürnberg ist noch alles beim
alten, der »Württemberger Hof" unter Tonndorfs energischer
Leitung hält seine Pforten für die Gäste stets offen.
Wir verweisen ausdrücklich auf die Beilage des Verlages
Gustav Kiepenheuer, Potsdam, über die neue Volksausgabe
von Leonhard Frank, »Der Mensch ist gut".
»Versäumen Sie keine Gelegenheit zu A
wirksamer Propaganda I
und benutzen Sie den Anzeigenteil der *
• = „ZUKUNFT" = •

Berlin, den 6. September 1919
Wir vergessen nicht
Genesis
"VVTieder ist ein Monat vergangen, seit dem Einsturz des
deutschen Machtgebäudes der elfte: und noch ist, noch
immer, aus den deutschen Akten der Kriegsgenesis nichts ver«
öffentlicht worden. Im Frühling kreiste eine Sammlung, für
die Herr Kautsky verantwortlich ist, durch die Ministerien;
die Veröffentlichung wurde, „weil sie unserer Sache schaden
könnte", bis hinter den Friedensschluß hinausgeschoben und
danach oft „eine umfassende Publikation" angekündet. Was
sie umfassen solle, hörten wir nicht; und bis heute ist kein
.Blättchen ansLichtgekommen. Untersuchungausschuß,Staats»
gerichtshof: im Winter, vielleicht, wird was draus. Viel zu
spät. Noch ist nicht einmal das Personale und die Macht»
befugniß dieser Instanzen bestimmt. Und schon erbitten auch
Diplomaten, Botschafter und Gesandte, die sich von allerlei
Anwurf reinigen möchten, ihre Vernehmung. Was ihnen ge«
währt würde.könnte den Militärbevollmächtigten, die manch*
anal ihre Erzfeinde waren, nicht geweigert werden. Ein Er»
mittlungverfahren solchen Umfanges soll sechs Jahre nach
• dem Ereigniß beginnen, dessen Aufhellung sein Zweck ist.
Viele Menschen und Urkunden werden unauffindbar oder,
nach der Kriegsterminologie, „unabkömmlich", nicht alle Er*
innernsgefäße noch dicht sein. Nur Zufall könnte die Auf«
klärung eines Verbrechens bewirken, wenn die Untersuchung
sechs Jahre nach der That anfinge. Und in unserem Fall

fehlen die für eine so ungewöhnliche Aufgabe kriminalistisch
geschulten Ermittlungorgane; müssen zur reconstruction du
delit Hunderte in Bewegung gesetzt und höchst schwierige
Kreuzverhöre durchgeführt werden. Da allerspätestens im
April der Reichstag zu wählen sein wird, wäre die Zusammen*
setzung von Ausschüssen, die diese Wahl nicht überleben
könnten, das Werk nutzloser Betriebsamkeit, die Handlung
vortäuschen will. Ernsthafte Arbeit könnte erst im Reichstag;
beginnen. Dann wird die deutsche Welt neue Sorge haben
und für den „alten Kram" wahrscheinlich nicht mehr viel In*
teresse aufbringen. Soll es so werden? Die Sache wird behan«
delt wie eine, die, weil man sie, leider,in schwacher Stunde mal
angerührt hat, irgendwie „erledigt" werden, muß („manana":
sagen die Spanier), irgendwann, sobald nicht Dringlicheres
vorliegt, die aber durchaus nicht eilig ist. Als Pflicht, gar hei*
lige, wird sie nirgends empfunden und von edlem Streben nach
Wahrhaftigkeit, das die Seele deutscher Nation zu läutern
vermöchte, dringt aus höheren Sphären kein Hauch. Leises
Lächeln ist des Ausländers Antwort, dem von Aktenveröffent»
lichung und Staatsgerichtsverfahren erzählt wird. Und seine
Frage, ob unter tausend Deutschen heute wohl einer wisse,
wie der Krieg entstanden sei, muß der Redliche antworten:
Nein. Noch herrscht der Wahn: „Sie wollten uns eben ver*
nichten und haben sichs leichter gedacht, als es war."
Sie haben sichs nicht leicht gedacht. Die deutsche Wehr*
macht wurde geschätzt und gefürchtet wie kaum, hundert
Jahre zuvor, die Bonapartes. Schon im Frühjahr 1909 sagte
der russische Militärbevollmächtigte Michelson in einem Ge»
heimbericht, das deutsche Heer stehe auf der Höhe mili*
tärischer Leistungfähigkeit und könne drum am nächsten Tag
jeden Krieg wagen. „Die Bereitschaft zum Krieg wird durch
die Vollkommenheit der Bewaffnung und Organisation im Ver»
hältniß zu der nachbarlicher Heere bestimmt. Die deutschein»
fanterie ist jetzt eben so gut bewaffnet wie unsere und Frank»
reichs; auch die Feldartillerie ist besser geworden; zwölf»
hundert Maschinengewehre sind im Gebrauch; die Schwere
Artillerie übertrifft alle anderen und kann den in Feindes»
land vordrängenden Truppen schnell den Weg säubern. Das
Eisenbahnnetz ermöglicht die rasche Ausführung aller strate«

neral neulich zu mir sprach: ‚Bei uns ists ungeheuer schwül geworden; wir brauchen frische Luft und nur ein Krieg kann sie uns wiederbringen.' In der Armee spricht man täglich von nahem Krieg. Die Möglichkeit, daß der Dreibund sich löst, Rußland erstarkt, die Slawen sich sammeln, wird man hier nicht mit ruhig im Schoß gefalteten Händen abwarten. Und die stets mögliche Verständigung mit Rußland wird durch das allzu hoch aufgeschwollene Selbstbewußtsein der Deut« sehen gehindert. Sie wissen, daß auf dem Festlande die Zeit gegen sie und für die Slawen, auf der See für sie und gegen England arbeitet." Der Marineagent meldet dem Minister, daß für die deutsche Kriegsflotte in England heimlich sieben» hunderttausend Tonnen Cardiffkohle gekauft worden seien; daß Kreuzer und Minenboote nachts das pariser Kabel aufge* sucht und im Kleinen Belt Grundminenlegung geübt haben; daß Häfen und Flotte für den Krieg in vollkommener Be» reitschaft seien. Der Finanzagent meint, Deutschland werde den Krieg (dessen Kosten er, viel zu niedrig, auf fünf Viertel* milliarden im Monat berechnet) schnell in russisches Ge» biet, wo es seine Truppen ernähren, alles Requirirte mit Pa« pier bezahlen kann, zu tragen und durch ungeheuren Kraft» aufwand rasche Entscheidung zu erwirken suchen, lieber» all Sorge; nirgends ein Zweifel an Deutschlands Stärke. Keiner auch in Frankreich; dafür zeugen die Berichte des Botschafters Jules Cambon und seiner Gehilfeh. Im März 1913 schreibt der Botschafter: „Deutschlands neuer Militäraufwand hat eine hier unerwartete Folge gehabt: den Vorschlag, die dreijährige Dienstzeit in Frankreich wiederher* zustellen, und die männliche Entschlossenheit, die diesen Vor» schlag annahm. Die Kaiserliche Regirung hat das Staunen Deutschlands als Vorwand zu einer neuen Militärvorlage be* nutzt, die nun für eine Antwort ausgegeben wird. Das ist das Gegentheil der Wahrheit; denn die ungeheure Wehrlast, die Frankreich auf sich nimmt, ist ihm nur durch Deutschlands Vorgang aufgezwungen worden. Unermüdlich schüren die kaiserlichen Behörden das Feuer des Patriotengefühles. Je» den Tag gefällt der Kaiser sich in Belebung des Erinnerns an 1813. Gestern zog abends MiHtärmusik durch die Straßen und Redner betonten laut, wie ähnlich die Lage der von 1813

geworden sei. Wenn aber der Wirbel, der vor einem Jahr»
hundert das deutsche Volk gegen den nach Weltherrschaft
trachtenden Genius in Kampf trieb, einer Erscheinung von
heute vergleichbar ist, dann darf man sie nur in Frankreich
suchen, dessen Volk nichts Anderes will als Abwehr drohen»
der Gewaltherrschaft." Oberstlieutenant Serret: „Frankreich,
heißt es hier, hat mit seinen vierzig Millionen Einwohnern
nicht das Recht zu militärische n Wettbewerb mit Deutsch«
land. Ein namhaftes Reichstagsmitglied hat neulich über un»
sere dreijährige Dienstzeit gesagt,: ,Das ist eine Herausforder»
ung, die wir nicht hinnehmen werden.' Man ist wüthend, weil
dem ungemeinen Auf wand des vorigen und dieses Jahres nicht
gelungen ist, Frankreich, wie man hoffte, mattzusetzen. In der
Stunde, die der deutschen Militärmacht die endgütige Ueberle»
genheit sichern und uns vor die Wahl zwischen Erniedrigung
und Vernichtung zwingen sollte, weigert sich Frankreich,
abzudanken, und erweist wieder, nach Renans Wort, sein un»
sterbliches Vermögen von Wiedergeburt und Auferstehung.
Deutschlands Aerger ist leicht zu begreifen. Die Deutschen
wollen gefürchtet sein, sind bereit, die Nährung dieser Furcht
theuer zu bezahlen, und der gewaltigen Ueberlegenheit ihres
Heeres so sicher, daß in jedem Augenblick, wo sich ihr Stolz
verletzt wähnt, der nationale Zorn auflodern wird." Der
Marinebevollmächtigte: „Deutschland will das Gleichgewicht
der zwei Lager, in die Europa getheilt ist, durch eine große,
kaum noch zu überbietende Kraftanstrengung aufheben; und
es feiert die Erinnerung an 1813 so laut, um Frankreich als den
ewigen Erbfeind zu zeigen. Mit einer vollkommenen Heeres»
Organisation und einer von den kriegerischen Trieben des
Wehr» und des Flottenvereines geleiteten Oeffentlichen Mein«
ung ist es ein gefährlicher Nachbar." Kriegsminister Etienne
empfängt von seinen Spähern eine deutsche Denkschrift,
die (ich übersetze nach dem französischen Wortlaut) sagt:
„Wir müssen dem Volk den Glauben einhämmern, daß un«
sere Rüstungen nur die Antwort auf die Frankreichs sind
und daß wir durch Herausforderung vom Gegner zum Kampf
gezwungen werden. Man muß die Sache so behandeln, daß
unter dem Druck lastender Rüstungen, schwerer Opfer und
politischer Spannung unser Losschlagen wie Erlösung wirkt,

von der Jahrzehnte friedlichen Wohlstandes zu hoffen sind,
wie sie nach 1870 kamen. In Egypten, Tunis, Algerien, Ma*
rokko und in Rußland müssen wir Unruhen anzetteln. Die
kleinen Europäerstaaten müssen wir bändigen oder in Ge*
folgschaft zwingen. Die Heere und Festungen Belgiens und
Hollands sind wahrscheinlich schnell zu überrennen oder zu
neutralisiren. Gegen Dänemark und die anderen Skandinaven*
Staaten müssen wir, obwohl von ihnen kaum Etwas zu fürchten
ist, eine Nordarmee aufstellen. Ehe, im ungünstigsten Fall,
Dänemark von England gezwungen wird, seine Neutralität
aufzugeben, wird, zu Land und zu See, die Entscheidung schon
gefallen sein. Der Nordarmee können wir holländische For*
mationen angliedern. Auf den Einbruch in Belgien dürften
wir nur verzichten, wenn dessen Festungsystem und Heer so
reorganisirt würde, daß es uns wirksamen Flankenschutz böte.
Sobald am Niederrhein die Armee versammelt ist, kann die
Offensive beginnen. Ein kurz befristetes Ultimatum, dem so»
fort der Einbruch folgt, genügt zu völkerrechtlicher Begründ*
ung unseres Vorgehens. Wir wollen daran denken, daß die
Grafschaft Burgund und ein schönes Stück von Lothringen,
Theile des ajten Deutschen Reiches, noch in der Hand der
Franzosen sind und daß Tausende deutscher Brüder im Bai*
tenland unter slawischem Joch schmachten. Deutschland muß
wiedergewinnen, was es einst besaß." Am dreißigsten Juli
1913 schreibt Herr Cambon über die kriegerische Stimmung
in Deutschland einen sorgsam vorbereiteten Bericht, in dem
auch die Sätze zu lesen sind: „In den Universitäten entsteht
eine kriegerische Ideologie, die nur einige erlauchte Geister
nicht beherrscht. Nationalökonomen beweisen durch Statis*
tiken.daß Deutschland ein seiner Industrieleistung angemesse*
nes Kolonialreich und Absatzgebiet braucht. Der Fanatismus
manches Soziologen geht noch weiter: er behauptet, Frank*
reich, das nach Rache strebe, hindere die Abrüstung, die Besse*
rung des Massenloses, stärke dadurch die Wuchskraft des
Sozialismus und müsse für ein Jahrhundert in Ohnmacht ge*
zwungen werden. Historiker, Philosophen, politische Publi»
zisten und andere Verkünder der .deutschen Kultur' wollen
der Welt eine spezifisch deutsche Denk* und Gefühlsform
aufzwingen und die geistige Ueberlegenheit, die das Urtheil

Sieller Köpfe nochlieute in Frankreich findet, für Deutschland erobern. Aus diesem Quell rinnt das Phrasengewässer der All* «deutschen; hier schöpfen die Kriegervereine, Wehrvereine und Verbände ähnlichen Schlages." Im November schreibt er: .„Mit der Last der Jahre scheint Wilhelm dem Zweiten die Familientradition, das rückständige Empfinden des Hofes und die Ungeduld des Offiziercorps fühlbarer zu werden. Irgend* wie ist er, vielleicht,auch eifersüchtig auf die Popularität seines Sohnes, der den Alldeutschen schmeichelt und das Reich nicht so angesehen findet, wie es seiner Macht nach sein müßte. Der Kaiser ist weniger, als man im Allgemeinen glaubt, Herr seiner Wallungen; vor# meinem Ohr ist ihm manchmal ent« fahren, was er im tiefsten Grunde dachte. Mir scheint noth* wendig, mit der Thatsache zu rechnen, daß der Kaiser sich in Gedankenreihen eingewöhnt.die ihm früher mißfielen.unddaß wir deshalb (wie er gern zu sagen pflegt) unser Pulver trocken halten müssen." Deutschland gilt als stark und gefährlich. Deshalb jagt der Pressesturm, der in Wien, Budapest, Berliner Ermordung Franz Ferdinands folgt, die nie fest ent« schlafene Sorge jäh auf. Die erste Warnung kommt aus Ruß* land. Der Andeutung des Grafen Czernin, der Oesterreich* Ungarns Botschafter vertritt, seine Regirung könne genöthigt werden, die Anstifter des Mordes auf serbischem Boden zu suchen, antwortet Herr Sasonow: „Kein anderes Land hat unter Attentaten, die auf fremder Erde vorbereitet waren, ärger als Rußland zu leiden gehabt. Hat es aber jemals dagegen ein Verfahren von der Art dessen angewandt, mit dem Ihre Presse Serbien bedroht? Ich bitte Sie, sich nicht auf solchen Weg zu verirren." Der Französische Botschafter Paleologue, ders nach Paris meldet, setzt hinzu: „Fände diese Warnung doch Gehör!" Am einundzwanzigsten Juli 1914 berichtet Herr Cambon aus Berlin drei Thatsachen: der Serbe habe im Auswärtigen Amt gesagt, die belgrader Regirung sei zu jeder Mitarbeit an einem Ermittlungverfahren willig, durch die Serbiens Ansehen nicht geschmälert werde; Staatssekretär Von Jagow habe geleugnet, daß er irgendwas von dem wiener Ultimatum wisse (dessen In» halt eine Woche zuvor Herrn von Tirpitz aus demberlinerMa« ffineamt nach Tarasp gemeldet worden war); und den Offuie« ten und Reservemannschaften sei die geheime Weisung zuge»

gangen, sich für eine mögliche Mobilmachung in Bereitschaft
zu halten. Nocham selben Tag telegraphirtCambon, Deutsch*
land werde nicht zu vermitteln suchen, sondern mit aller Kraft
Oesterreich stützen; die ungewöhnliche Flauheit der berliner
Börse sei auf die serbische Sache zurückzuführen. In Wien ist
seit dem dreizehnten Juli, aus dem Bericht des Ministerial«
rathes Von Wiesner, bekannt, daß Hof und Regirung Ser*
biens mit dem Attentat keinerlei Gemeinschaft haben. Den»
noch will man „ein Ende machen und Serbien wie einst Polen
behandeln", also zerstücken. Durch die Erregung der kroati*
sehen Serben wird Tisza zu Einspruch bestimmt. Der Deutsche
Botschafter Tschirschky ist für die Anwendung harter Ge<
walt, betont aber auffällig laut, daß man in der berliner Reichs^
kanzlei nicht ganz so denke. Rußland ist mit Serbien darin
einig, daß der Untersuchung jede mögliche Hilfe gewährt,
jeder Schuldige gestraft, jeder revolutionäre Verband auf*
gelöst, doch der Versuch, Serbien schmählich zu demüthigen
und zu entehren, zurückgewiesen werden müsse. In London har
Greys Arbeit früh begonnen. Er sieht beim Lord Haldcfne den
Hamburger ßallin, der seine kissinger Kur unterbrochen hat,
um zu hören, ob ein anglo=russisches Marineabkommen, wie in
Berlinbehauptetwird, abgeschlossen worden sei, und antwortet
dem liebenswürdig Klugen: „Wir haben nichts abgeschlossen.
Von den Bundesgenossen werden uns manchmal Wünsche an*
gedeutet, die wir nicht erfüllen können. Möchten Sie nicht da«
für wirken, daß man in Berlin eben so handle? Da ist jetztdie
serbische Sache; sie kann gefährlich werden, wenn Deutschland
nicht Oesterreich zu Mäßigung mahnt." In Gesprächen mit den
Botschaftern weist er in seiner leisenArt immerwieder auf die
Pflicht, zunächst festzustellen, ob serbische Behörden an dem
Attentat mitschuldig seien; „ist die belgraderRegirungaußer*
halb aller Schuld, dann läßt das wiener Vorgehen sich nicht
rechtfertigen und Europas OeffentlicheMeinung wird und muß
es verdammen." In den letzten Tagen vor der Veröffentlichung
des Ultimatums sagt er: „Die Vorstellung eines zwischen
Großmächten entbrennenden Krieges ist mir widrig; und ge*
radezu abscheulich der Gedanke, dieser Krieg könne Serbiens
wegen entstehen. Die Befristung, die aus der wiener Note
ein Ultimatum machen würde, müßte ich sehr bedauern; nach

einer Woche würde, auchfür Rußlands OeffentlicheMeinungv
mit deren Aufbrausen zu rechnen ist, die Sache anders aus»
sehen und eine Frist kann, wenn sie nöthig wird, noch später
gesetzt werden. Die jetzt entstandene Lage kann unabsehbar
schreckliche Folgen haben. Werden vier europäische Groß»
mächte, Oesterreich»Ungarn, Deutschland, Rußland, Frank»
reich, in einenKrieg gerissen,dann steigen dieKosten insUn»
geheure, der Welthandel, die Industrie und die Kreditgrund»
läge Europas wird zerstört, ein Zustand geschaffen, der mo»
dernen Industriestaaten schwerer erträglich würde als den
alten der von 1848,und viel vomErdboden verschwinden,wer
auch schließlich in solchem Völkerkrieg siege. Dem Botschafter
Grafen Mensdorff, der meinte, der Friede hänge jetzt ganz und
gar von Rußlands gutem Willen ab, habe ich geantwortet:
wie, nach der Redensart des Volksmundes, zum Streit, so ge*
hören auch zum Frieden Zwei. Das dürfe man in so kriti*
scher Zeit nicht vergessen. Oesterreich»Ungarn und Rußland
müssen zunächst unmittelbare Verständigung erstreben."
Wenn die Triple»Entente, die Wochen lang Zeit zu Vor»
bereitunghätte, KriegundUmstellungderMachtgewichte will
und die Stunde zur „Vernichtung" der mitteleuropäischen
Kaiserreiche günstig glaubt, braucht sie nach dem Ultimatum
nur den Serben zu sagen: „Lehnet ab; wir helfen Euch." Sie
handeltanders; giebt ihremStaunendarüber, daß dieNote über»
reicht wurde, während die Herren Poincare und Viviani auf
derOstseeheimfahren.höflichenAusdruck und bittet, diekurze
Beantwortungfrist zu verlängern. Erstes Nein. Allgemein ist
dasUrtheil: Wenn Wien aufderForderungbesteht.vonseinen
Beamtenin Serbien die Untersuchung führen zu lassen.wird die
Souverainetät und Unabhängigkeit des Königreiches verletzt.
Ist nicht wenigstens an dieser Stelle, im fünften Punkt des
Ultimatums, eine mildere Fassung zu erreichen? Nein. Graf
Mensdorff muß guten Glaubens in London die unwahre An»
gäbe machen, Serbien habe in den seit dem Mord vergangenen
Wochen in Wien kein Zeichen von Mitgefühl oder Bereitschaft
zu Ermittlung gegeben. Unwahr; denn es hat gleich nach
dem Attentat erklärt: „Wir verdammen das abscheulicheVer»
brechen, sind unserer internationalen Pflichten bewußt und
wollen gegen jeden Serben, dessen Mitschuld er wiesen wird,

in unserem Land sofort das Verfahren eröffnen." Nun tele*
graphirt Prinz«Regent Alexander an Nikolai: „Man muthet
uns zu, binnen achtundvierzig Stunden Alles anzunehmen.
Alle mit dem Ansehen eines unabhängigen Staates irgend ver»
cinbaren Bedingungen und alle, zu denen Eure Majestät uns
rathen, werden wir annehmen; und streng Jeden bestrafen,
der zu dem Attentat mitgewirkt hat. Einzelnen Eorderun«
gen könnten wir erst nach Aenderung von Staatsgesetzen ge«
nügen. Die Frist ist zu kurz. Nach dem Ablauf kann das
austro*ungarische Heer, das sich an unserer Grenze zusam*
menzieht, uns sofort angreifen. Weil Vertheidigung dann
unmöglich ist, bitten wir Eure Majestät, uns so schnell wie
möglich Beistand zu gewähren." Erst nach drei Tagen ant»
wortet der Zar: „Die Lage ist der Gegenstand meiner ernste»
sten Aufmerksamkeit und meine Regirung bemüht sich mit
aller Kraft um den Ausgleich der entstandenen Schwierig*
keiten. Ich zweifle nicht, daß Eure Hoheit und die König»
liehe Regirung uns die Arbeit erleichtern und alles Erdenk»
liehe versuchen werden, um eine Lösung zu finden, die dem
Graus neuen Krieges vorbeugt und dennoch Serbiens Würde
wahrt. So lange uns aber auch nur die kleinste Hoffnung
bleibt, Blutverguß meiden zu können, müssen wir mit aller
Anstrengung unserer Kräfte diesem Ziel zustreben. Erreichen
wir es, wider unseren aufrichtigen Wunsch, nicht, dann darf
Eure Hoheit gewiß sein, daß Rußland niemals dem Schick»
sal Serbiens gleichgiltig zuschauen wird." HerrSasonow bittet,
den Botschafter Grafen Szapary zu privatem Meinungaus*
tausch mit ihm zu ermächtigen; dann werde man hoffentlich
Formeln finden, die den Wienern ausreichend scheinen und die
Belgrad annehmen kann. Auf Sasonows Ersuchen wird die
Bitte von drei Großmächten unterstützt. Vergebens. In einer
Cirkularnote, die nur objektiv unwahre Angaben enthält,
betont die Kaiserliche Regirung des Deutschen Reiches „mit
allem Nachdruck", daß die Frage nur zwischen Oesterreich
und Serbien zu erörtern sei und die Einmischung einer an»
deren Macht, wegen der auf beiden Seiten giltigen Vertrags«
pflichten, „unabsehbare Folgen haben könnte".
Sir Edward Grey läßt sich nicht abschrecken. Er wollte in
Petersburg erst, wenn das austro?russische Verhältniß schwie'

rig würde, zu Mäßigung mahnen; fühle sich aber durch die
tolle Schroffheit der wiener Forderungen entwaffnet und hofft
nur noch auf das gemeinsame Wirken der nicht unmittelbar
in Serbien interessirten Mächte, Deutschlands, Englands,
Frankreichs und Italiens. Sein Standpunkt ist von der ersten
Stunde an unvernebelt klar: Wir haben nicht Serbiens Schuld
noch Oesterreichs Recht zu prüfen, sondern alles zu Ver*
meidung eines europäischen Großmächtekrieges irgendMög*
liehe zu thun. Im Verkehr mit Serbien ist er nicht weiter ge»
gangen als bis zu dem Rath, die unbedingte Ablehnung zu
meiden und innerhalb der gesetzten Frist alles irgendwie An*
nehmbare anzunehmen. Der Englische Botschafter Buchanan
warnt Rußland vor hastiger Mobilmachung, auf die Deutsch*
land wahrscheinlich mit der Kriegserklärung antworten würde.
Grey weiß genau, daß Frankreich und Italien die Erhaltung des
Friedens eben so aufrichtig wünschen wie England; erkennt
aber sogleich die Unwirksamkeit jedes Vermittlerstrebens,
dem Deutschland fern bliebe: denn Oesterreich werde nur auf
seinen starken Bundesgenossen hören. Dessen Aufgabe werde
durch Serbiens nachgiebige Antwort nun zum Glück sehr er«
. leichtert. Zuerst könnten die drei Botschafter in London mit
Grey konferiren. Das, sagt Herr vonjagow (der Aehrenthals
und Bülows Noten über Bosnien imGedächtniß hat), wäre ein
Schiedsgericht, also nur nach gemeinsamem Antrag Oester*
Teichs und Rußlands möglich. Grey: „Kann Oesterreich
gegen Serbien Krieg führen und Rußland dennoch befriedi*
gen, so haben wir nichts zu sagen. Greift aber Rußland
■ein, dann drohen die .unabsehbaren Folgen', von denen die
deutsche Regirung sprach, und der größte und schrecklichste
aller je erblickten Kriege kommt in Sicht. Wir wollen nur diplo*
matische Schritte thun, können in dieser Stunde aber unsere
Seestreitkräfte nicht zerstreuen. Serbien hat in seiner Antwort
«ich tiefer gedemüthigt als je zuvor irgendein Land und ich
bin schmerzlich enttäuscht, zu hören, daß diese Antwort in
"Wien als glatte Ablehnung aufgefaßt wird." Sasonow, dessen
„Versöhnlichkeit" Buchanan rühmt, telegraphirt: „Der Deut*
«che Botschafter findet Serbiens Antwort ungenügend. Aus
dem Gespräch mit ihm habe ich den Eindruck, daß Deutsch*
land das schroffe Vorgehen Oesterreichs durchaus nicht miß*

billigt. Die Haltung des berliner Kabinets, das die Macht hatte, die Weiterentwickelung dieser ganzen Krisis zu hindern, das sich von vorn herein aber jedem Einfluß auf den Bundesge» nossen enthalten zu haben scheint, macht mich sehr besorgt. Mir scheint, ein englischer Versuch, die Kaiserliche Regirung zu Einwirkung zu bestimmen, könnte jetzt noch eher als jeder andere Erfolghaben. Die Entscheidung liegtin Berlin. Dort ist der Pivot. Darüber kann kein Zweifel mehr bestehen." Noch am Achtundzwanzigsten, als, nach begonnenem Vormarsch, den Serben der Krieg erklärt und die Beschießung serbischer Donaudampfer begonnen wird, lehnt Graf Berchtold „ruhig undbestimmt" jede Verhandlungauf der Grundlage derserbi« sehen Antwort ab undsagt, in dieser Sache habe Oesterreich nur mit Serbien zu thun.Grey anden BotschafterGoschen: „Wenn der ReichskanzlerOesterreich«Ungarn bestimmen kann, Ruß« land zu beruhigen, und wenn dadurch der Krieg zwischen diesen Großmächten vermieden wird, werden wir, Alle, für die Erhaltung des Friedens uns Seiner Excellenz zu aufrichti* gern Dank verpflichtet fühlen." England, Frankreich und Italien sind bereit, jedem von Berlin aus vorgeschlagenen Verfahren zuzustimmen, das die friedliche Schlichtung des Streites hoffen läßt. Tag und Nacht wird das Bemühen um Ausgleich erneut. Und am dreißigsten Juli schickt Grey an Goschen die Instruktion, die in der Geschichte fortleben wird: „Der Reichskanzler verlangt die Erklärung, wir wür* den, wenn Frankreich besiegt wird und Kolonialgebiet ver* Iiert, ruhig bleiben und uns mit der Versicherung begnügen, daß Deutschland kein Stück europäischen Franzosenlandes annektiren will. Solche Neutralitätwahrung ist schon deshalb unmöglich, weil Frankreich, auch wenn es kein europäisches Land verliert, so niedergerungen werden kann, daß es nicht mehr Großmacht ist und Deutschlands politische Vormund' schaft hinnehmen muß. Auch ohne diese Erwägung aber wäre der uns zugemuthete Pakt auf Frankreichs Kosten eine Schmach, ein untilgbarer Fleck auf der Ehre Großbritaniens. Der Reichskanzler fordert weiter, daß wir alle im eigenen Interesse und in dem der belgischen Neutralität übernom» menen Pflichten verschachern; gegen dieses Ansinnen sträu« ben wir uns mit der äußersten Willenskraft. Nach solchen

Zumuthungen ist zu überlegen, ob ein künftiger deutsch«
britischer Neutralitätvertrag so große Vortheile bieten könnte,
daß die Hoffnung auf ihn uns bestimmen dürfte, jetzt schon
unsere Hände binden zu lassen. Wir müssen unsere volle
Freiheit wahren, so zu handeln, wie uns nothwendig scheint;
nur dann können wir die unheilvollen und bedauerlichen
Folgen der vom Reichskanzler vorausgesehenen Krisis über«
winden. Berichten Sie dem Kanzler in diesem Sinn und sagen
Sie mit stärkster Eindringlichkeit, die gemeinsame Wahrung
des europäischen Friedens sei das besteMittel, Großbritanien
und Deutschland in guten Beziehungen zu erhalten. Die
werden sich von selbst noch bessern und kräftigen, wenn wir
das Ziel, die Friedenssicherung, erreichen; und an unserem
aufrichtig guten Willen soll es niemals fehlen. Ich möchte
noch Etwas hinzufügen. Wenn wir über diese Krisis hinweg«
kommen und den Frieden wahren, werde ich mich bemühen,
ein Abkommen zu erlangen, das Deutschland miteinschließt
und ihm die Sicherheit giebt, daß Frankreich, Rußland und
Großbritanien niemals, weder einzeln noch gemeinsam, eine
ihm oder seinen Bundesgenossen feindsälige Politik treiben
werden. Solches Abkommen wünschte und erstrebte ich schon
während der letzten Balkankrisis; und weil Deutschland da«
mals den selben Wunsch hegte, wurde die Besserurig unseres
Verhältnisses fühlbar. Bisher galt derGedanke als so utopisch,
daßer als Stützpunktbestimmter Vorschläge nichtzu brauchen
•war; kommen wir aber heil über die Krisis von heute, die
schwerste, die seit vielen Menschenaltern Europa plagte, hin«
weg, dann, hoffe ich zuversichtlich, wird der Rückstrom des
Bewußtseins und das Gefühl der Erleichterung, die darauf
folgen müssen, eine klarere Verständigung der Mächte er«
möglichen, als zuvor erreichbar war." An dem selben Tag,
an dem Sir Edward Goschen diese Sätze Greys dem Kanzler
vorliest, wird ins Kaiserschloß eine Depesche des Zars ge«
bracht, der zu Wilhelm spricht: „Die militärischen Beschlüsse
sind schon fünf Tage alt und ausschließlich zur Abwehr der
österreichischen Vorbereitungen bestimmt. Von ganzem Her»
zen hoffe ich, daß sie Deine Vermittlerarbeit, die ich sehr hoch
schätze, nicht hemmen werden. Wir brauchen Deine kräftige
Einwirkung auf Oesterreich, damit es sich zu Verständigung

mit uns entschließt. Aus Deinem Willen zur Mitarbeit
schimmert mir noch eine Hoffnung auf friedlichen Ausgang
der Sache. Unsere Wehrvorbereitungen wurden durch die-
österreichische Mobilmachung bedingt; sie einzustellen, ist
technisch unmöglich. Der Wunsch, Krieg zu führen, liegt
uns ganz fern; so lange unser Gespräch mit Oesterreich über
die serbische Angelegenheit währt, wird mein Heer jede
herausfordernde Haltung meiden. Darauf gebe ich Dir mein
Ehrenwort. Wie auf Fels baue ich auf Gottes Gnade. Zum
Heil unserer Länder und des Europäerfriedens wünsche ich
Deiner Vermittlung in Wien volles Gelingen. Herzlichst
Dein Nikolai." In der folgenden Mitternacht forderte der
Deutsche Botschafter in Petersburg die Demobilisation, auch
an Rußlands österreichischer Grenze, binnen zwölf Stunden;
sonst müsse derDeutsche Kaiser die Mobilmachung befehlen.
In der Kriegserklärung, die der Botschafter nach dem Ablauf
der zwölf Stunden Herrn Sasonow brachte, standen zwei Fass»
ungen, eine für Nein, eine für Schweigen . . .

Nikolais Minister hatte selbst zwei Verständigungfor»
mein vorgeschlagen. Die Erste: „Wenn Oesterreich von der
Erkenntniß, daß aus der austro»serbischen eine europäische
Frage geworden ist, sich bestimmen läßt, in seinem Ultima*
tum auf . die mit Serbiens Souverainrechten unvereinbaren
Forderungen zu verzichten, stellt Rußland seine Wehrvor*
bereitungen ein." Daran knüpft Herr Sasonow die Bitte, alles
von Berlin aus zu sicherer Friedenswahrung irgend Mögliche
zu thun; aber auch zu bedenken, daß Rußland nicht Ver*
handlungen führen könne, deren Zeitraum von Deutschland
und Oesterreich nur zu stiller Vollendung ihrer militärischen
Bereitschaft ausgenützt wird. Herr von Jagow hatte geant»
wortet, er glaube nicht, daß Oesterreich diese Formel an*
nehmen könne. Sie war, auf Greys Wunsch, dann geändert
worden; und die von den Westmächten unterstützte Fassung
lautete: „Wenn Oesterreich sein Heer auf serbischem Bo*
den Halt machen läßt, wenn es anerkennt, daß aus dem austro»
serbischen Zwist eine Frage von europäischer Bedeutung ge*
worden ist, und damit einverstanden sein will, daß die Groß'
mächte wägen,welche Genugthuung Serbien, ohne seine Unab»
hängigkeit und souverainen Staatsrechte zu gefährden, der Re*

Wir vergessen nicht
girungUesterreich«Ungarnsgewährenkönne,verpflichtetRuß«
■ land sich, in abwartender Haltung zu beharren." Fruchtloses-
Mühen. Greys Note vom dreißigsten Juli war das weitaus
werth vollste Angebot, das aus Britanien jemals nach Deutsch»
land kam; das leidige System der zwei, seit zehn Jahren einander
unfreundlichen Gruppen sollte fallen und aus der Triple
Entente ein einträchtiger Großmächtebund, der Keim zu Ver«
einigten Staaten von Europa, werden. Der Reichskanzler gab
dem Botschafter Goschen keine sachliche Antwort; er sei im
'Augenblick (der Empfang war am letzten Julimorgen) so über*
bürdet, daß er fürchten müsse, den Inhalt der Verbalnote
nicht genau im Gedächtniß zu bewahren, und bitte zunächst
deshalb um eine Abschrift. Die hat er erhalten; in keinem.
Aktenbuch ist eine Antwort zu finden. In die Stunde, in der
Oesterreich sich, endlich, bereit erklärte, den Inhalt seines
Ultimatums mit Rußland zu besprechen, und Herr Sasonow
diesen Fortschritt, der ihn aufathmen ließ, nach London
meldete, platzte mitDonnersgekrach Deutschlands Verlangen
schleuniger Demobilisirung, dem Rußland, gar nach den fast
kindlich devotenVermittlungbitten des Zars, sich nicht beugen
konnte. Der österreichische Vormarsch gegen Serbien hatte
schon am sechsundzwanzigsten Juli begonnen. Nur Nikolai
Alexandrowitsch, der dem Militärwesen und der Neigung
in Krieg fernste aller Zaren, konnte nach dem von Deutsch«
land unterstützten Versuch, das in Glauben und Stamm ver«
wandte Serbien niederzuwerfen und die Machtordnung im
Balkangebiet zu ändern, so lange vor dem Befehl zur Mobil»
machung zaudern. Jeder Staatsmann, Diplomat, Politiker,
der die Geschichte Rußlands und Serbiens kennt, hat mirs
bestätigt. Weder der dritte noch der zweite Alexander hätte
gewartet. Der Glaube, durch die russische Mobilmachung
sei der Krieg unvermeidlich geworden, konnte nur aus mili»
taristisch geschulten Hirnen wachsen, denen Bürgergeschichte
Schnurrpfeiferei und Staatsmannskunst nicht viel mehr als
Phraseologie ist. Greys sanfte Seele klammert sich an einen
Strohhalm. Noch immer, schreibt er, „lebt in mir die Hoff»
nung, daß nicht Alles unrettbar verloren ist; da aber Deutsch»
land nun sein Heer mobilisirt, ist uns, denen ein Vertrag
Pflichten auferlegt,höchst wichtig, zu wissen, ob die deutsche

Regirung bereit ist, Belgiens Neutralität so lange zu achten, wie sie nicht von einer anderen Macht verletzt wird." Die Antwort knickt den Strohhalm. Nun wird Verhängniß.
Mit der deutschen Kriegserklärung hatte sich ein Tele» gramm Nikolais gekreuzt, das wie der Nothschrei eines Ban* gen klang: „DaßDuDich zuMobilisirung verpflichtet fühlst, begreife ich; möchte aber von Dir die selbe Bürgschaft, wie ich sie Dir gebe, haben, die nämlich, daß diese Vorbereitung nicht Krieg bedeutet und wir die Verhandlungen fortführen, zum Wohl unserer beiden Länder und zur Wahrung des all« gemeinen Friedens, an dem unser Herz hängt. Unserer lange erprobten Freundschaft wird, mit Gottes Hilfe, gelingen, «inem Blutverguß vorzubeugen. Vertrauensvoll erwarte ich Deine Antwort." Da Wilhelm „kategorisch" ein „unzwei* deutiges" Ja oder Nein als Antwort auf sein Ultimatum ge* fordert hatte, trat der Zar scheu hinter seinen Minister zurück. Dessen Cirkularnote vom zweiten August sagte: „Offenbar ist Deutschlands Absicht, die Verantwortlichkeit für den Bruch auf uns abzuschieben. Wir m ußten mobilisiren. Oester* reich beschränkte sich in Gespräche, deren Zweck Zeitge* winn war, beschoß Belgrad und bereitete die allgemeine Mobilmachung vor. Wenn wir in solcher Stunde nicht alles von Vorsicht Empfohlene gethan hätten, wären wir, als die Herausgeforderten, mit furchtbar schwerer Verantwortung belastet. Seine Majestät der Zar hatte sich mit seinem Wort dem Deutschen Kaiser verpflichtet, für die Dauer unseres Gespräches mit Oesterreich keine feindsälige Handlung zu* zulassen. Im Besitze solchen Ehrenpfandes und nach allen Beweisen russischer Friedensliebe hatte Deutschland nicht das geringste Recht zu Zweifel an der Wahrhaftigkeit unserer Erklärung, daß wir jeden Ausweg, auf dem der Friede zu er* halten, Serbiens Würde und Unabhängigkeit zu schirmen war, stets mit Freude betreten würden. Ein anderer Ausgang der Sache wäre nicht nur mit unserer eigenen Würde unver« ■einbar gewesen, sondern hätte auch das Gleichgewicht Euro* pas aufgehoben und dem Deutschen Reich die Hegemonie verschafft. Unendlich wichtiger als der Vorwand, derdenKon* flikt entstehen ließ, ist diese europäische Bedeutung desStrei« fites, ja, seine Bedeutung für die Weltentwickelung. Der Ent»

Schluß, in der Stunde noch zwischen denMächten fortdauern-
der Verhandlung uns den Krieg zu erklären, belädt Deutsch«
land mit dem Gewicht drückender Verantwortlichkeit."
In dem (zu wenig beachteten) Schlußbericht über sein
wiener Botschaftererlebniß sagt Sir Maurice de Bunsen: „Die
berliner Regirung behauptet hartnäckig, bis in die letzte Mi«
nute Englands Vermittlervorschläge in Wien gefördert zu ha»
ben. Sind ihrem Botschafter, Herrn von Tschirschky, solche
Weisungen zugegangen, so hat er in deren Ausführung sich
weder meiner Mitarbeit noch der meiner Kollegen aus Frank*
reich und Rußland bedient; ich erfuhr auch niemals, was
ihm am Ballhausplatz geantwortet worden sei. Der Russische
Botschafter Schebeko hielt mich stets auf dem Laufenden;
und von ihm weiß ich, daß ihn noch am dreißigsten Juli,
also nach Rußlands Mobilmachung gegen Oesterreich»Un»
garn, der Minister Graf Berchtold in der freundschaftlichsten
Weise empfing und der Wiederaufnahme des Petersburger
Gespräches zustimmte. Von diesem Tag an wurde die Spann«
ung zwischen Deutschland und Rußland viel straffer, als
die zwischen Rußland und Oesterreich noch war, deren Ver»
ständigung seitdem durchaus möglich schien. Herr Schebeko
hat sich bis in die letzte Minute mit dem regsten Eifer um
die Friedenserhaltung bemüht, immer die Sprache des Ver«
söhnung Suchenden gesprochen und mir erzählt, daß er auch
in den Reden der Grafen Berchtold und Forgach das selbe
Streben gespürt habe. Er war zu jeder irgendwie annehm«
baren Verständigung bereit und ermächtigt. Aber alle Fäden
wurden, leider, durchschnitten, als der Streit auf den ge«
fährlicheren Boden deutsch»russischer Zwietracht übertragen
worden war und die berliner Ultimata in Petersburg und
Paris überreicht wurden. Nach Menschenvoraussicht hätte
«der Zeitgewinn von ein paar Tagen Europa vor einem Un«
glück bewahrt, wie es, von solcher Tragweite, die Geschichte
kaum je verzeichnet hat." Im französischen Abgeordneten«
hause sprach am vierten August Ministerpräsident Viviani:
„Serbien hatte sich fast ohne Vorbehalt unter das Joch der
österreichischen Forderungen gebeugt. Zu diesem Unter«
werfungbeschluß, der Oesterreich*Ungarn einen Erfolg, dem
«europäischen Frieden eine Bestandsbürgschaft brachte, hatte,

wie ich aussprechen darf, der Rath Englands, Frankreichs,.
Rußlands in Belgrad beträchtlich mitgewirkt. Mit berechtigtem
Staunen hörten wir dann, Oesterreichs Gesandter in Belgrad
habe, nach einer Durchsicht, die nur wenige Minuten dauerte,
die serbische Antwort für ungenügend erklärt und die Be»
Ziehungen abgebrochen. Dieses Staunen wuchs, als der
Deutsche Boschafter in Paris und Petersburg die Lokali»
sirung des austro»serbischen Zwistes forderte und für den
Fall des Eingriffes anderer Mächte mit .unabsehbaren Folgen'
drohte. Dennoch haben wir mit unseren Freunden und Bun»
desgenossen alles zu friedlicher Schlichtung des Streites Er*
denkbare versucht, Deutschland zu Mitarbeit an diesem Ver*
such eingeladen, aber von der ersten Stunde an mit Betrüb»
niß gemerkt, daß unserem Wunsch aus Berlin kein Echo ant*
wortete. In der Sekunde, die in Petersburg eine zu freund»
licher Verständigung brauchbare Formel auftauchen sah,
wurde dort das deutsche Ultimatum vorgelegt, das gerade
nach dem Vertrauensausdruck des Kaisers Nikolai, der die
Vermittlung des Deutschen Kaisers erbat, tief verletzen mußte.
Uns hat-Deutschland nichts verzuwerfen. Die Wunde, die
es unserer Flanke schlug, haben wir ein Halbjahrhundert
lang still ertragen und damit dem Frieden das größte Opfer
gebracht, das in der Weltgeschichte je sichtbar wurde? Andere
Opfer nahmen wir in den vielen Erörterungen, die seit 1904r
in Marokko und anderswo systematisch von der kaiserlichen
Diplomatie erzwungen wurden, in der selben Absicht auf uns.
Nutzlose Opfer, unfruchtbare Verhandlung, ertragloses Mü»
hen; denn heute werden wir, mitten in der Arbeit zu Ver»
söhnung, von Deutschland jäh überfallen. Kein Redlicher
kann uns für die Angreifer halten. Laut verkünden wir, daß-
der Angriff sich gegen die Freiheit Europas richtet, deren
Bürgen zu sein unser und unserer Genossen Stolz ist. Gegen,
die Freiheit geht es, sie werden wir vertheidigen und alles An»
dere war leerer Vorwand. Frankreich hat den Krieg nicht ge*
wollt und alles Erdenkliche gethan, um ihn abzuwenden."
Und nie hat ein Staatsmann mit so dunkel umwölkter Stirn
wie am dritten August Sir Edward Grey ein Volk in-Krieg
gerufen. „Der belgische Gesandte hat mir soeben mitgetheilt,
daß seine Regirung den deutschen Antrag (den Durchmarsch

zu erlauben), weil dieAnnahme wider dieNationalehre wäre, abgelehnt habe und fest entschlossen sei, mit all ihrer Macht sich gegen den Bruch des Neutralenrechtes zu wehren. Diese Mittheilung werden wir nun ernstlich erwägen. Mehr will ich darüber nicht sagen." Kein Trompetenton, nicht das schüch* ternste Wörtchen der Hoffnung auf Sieg; früh schon die Er* kenntniß, daß dieser Krieg den wüstesten Graus bereite, den Satanas ersinnen konnte. Zwei Jahre danach spricht der selbe Mann: „Wir wollen nach eigenem Willen leben und anderen Völkern dieFreiheit ihresWollens lassen; auch von spektakeln« den Diplomaten, ewiger Kriegsgefahr, schimmernder Wehr, Säbelgerassel und Allerhöchsten Kriegsherren wollen wir frei werden. Die Deutschen haben alles Eifindergenie zu Zer* Störung von Menschenleben aufgeboten und ihre Feinde ge» zwungen, sich selbst in so abscheulichen Kriegsbrauch zu gewöhnen. Soll Wissenschaft die Menschheit vernichten, der sie doch dienen müßte? Die Deutschen glauben, ihre Kultur sei jeder anderen so überlegen, daß sittliche Pflicht befehle, sie der ganzen Welt aufzuzwingen. Was diese Kultur leistet, zeigt jetzt der Krieg; soll sie sich noch in einem Gemet:el offen« baren; das alles Leben vertilgt? Preußens Herren können sich keinen anderen Frieden vorstellen als eisernen, der alle Völker deutscher Willkür unterwirft; und begreifen nicht, daß freie Menschen lieber sterben als sich in solches Joch ducken wollen." Kein Triumphlied. Der Blick des Sprechers ist noch so düster wie auf der Schwelle des Schreckensgebäudes. Nein: in Ost und West hat kein Verantwortlicher „sichs leicht gedacht"; und niemals war der Krieg Verhängniß, dem Staatskunst das deutsche Volk nicht entwinden konnte. Auch den von Millionen Zungen beleckten Märenbrei von der ,,un» vergleichlich genialen Führung des Krieges" können wir in der Helle nicht mehr schlucken; wir wissen, daß (wie, nach Bis» marcks zäh bewahrter Meinung, schon 1870) das Heer besser war als die besten Führer und daß auf der höchsten Sprosse technische Meisterschaft, doch kein Schöpferhirn gebot. Das Ethos dieser Kriegsführung ermißt der Rückblick auf die amtlichen Berichte, die uns noch vor einem Jahr, lange nach dem „schwärzesten Tag", als einzige Kgjt, aufgetischt wur* den; wird ganz aber erst der (inHaufen besonders aus Rumä»

nien und Serbien gesammelte) Anklagestoff erkennen lehren,
von dem das im berliner Verlag Engelmann erschienene^Heft
„Lille" eine Probe giebt. Deutschlands Schmerzenserlebniß
darf nicht in Groteske ausmünden. Die aber würde, wenn
der kindische oder schamlose Versuch gelänge, Heimath und
Heer, Schwärmer und Warner, Marxisten und Juden für
das Unglüek haftbar zu machen und in die Glorie nur da«
Fähnlein Derer zu heben, die den Krieg ersehnt und er»
zwungen, geschlürft und weit über die Vermögensgrenze der
Nationalkraft'hinaus gezerrt und, weil ihrAuge von Dünkel ge*
blendet war, verloren, allzu spät die nahe Lawine erblickt ha«
ben. „Bedenk" es wohl; wir werdens nicht vergessen." EinWall
aus Apologetenbüchern wehrt nicht der Götzendämmerung.
Was die verschüttete Zeit große Politik nannte, ist dem
neuen Tag Deutschlands versagt. Statt ihn durch erkünsteltes
Gefunkel, durch Klüngelgeflunker mit rachsüchtiger Macht
zu schänden, müssen wir andächtig trachten, den Staat der
Deutschen in höhere Weihe zu läutern. Sie werde Ziel. Die
Helden, die Götter von gestern verhießen wildemTrieb Sätti»
gung; nicht nur, weil ihre Verheißung trog, sind sie uns heute
Götzen. Unser Sehnen sucht ringsum den Staatsmann, vor
dem, weil er die Seele der ihm Folgsamen geadelt habe, Pia»
tons vor stämmigen Eroberern und Bändigern starr aufrech»
ter Sokrates sich zu Ehrerbietung beugen wollte.

Chronikon

Wird wieder Unheil? Dreimal, mindestens, in jederWoche
lesen wir jetzt Preßdepeschen, die melden, daß die Vereinigten
Staatenjunmittelbarvoreinem Kriegstehen. Meist ists der Krieg
gegen Mexiko (dieses Allegro Furioso gehört längst, wie das
gelbe Laub und das Rebhuhn, zu den Spätsommererschein»
ungen); manchmal ists der gegen Japan; einmal wars auch
schon der Zweifrontenkrieg gegen Beide. Und fast immer
werden der Meldung freundliche Glossen angeflickt. „Der
wahre Zweck der amerikanischen Rüstung wird auch Blinden
nun wohl sichtbar." Oder: „Da sieht man, was von dem
Gerede über den Völkerbund und den letzten Krieg, dem
keiner mehr folgen dürfe, zu halten ist." Nicht einmal bis
zu dem niedrigen Witz, daß der Pazifismus aufhöre, wo der

Pacific anfinge, schwangen die Hastigen sich auf. Jetzt aber
heißts: Amerikanische Politiker von Ruf haben an den Präsi»
denten der United States geschrieben, wenn Japan im Besitz von
Schantung bleibe, sei der Krieg unvermeidlich. Spricht diese
Meldung Wahrheit, dann wäre jede Hypothek auf den Frie*
den der Neuen Welt unsicher. Denn freiwillig wird Japan
auf Stützpunkte in Schantung nicht verzichten.
Der russische Ministerpräsident Graf Witte hat mir vor
Jahren einmal erzählt, wie eindringlich ihn der alte Li»Hung»
Tschang gewarnt habe, Rußland dadurch in Konflikt mit
Japan zu bringen, daß es bis an die Südküste von China
vordringe, die Japan als den Herrschbereich seiner Zukunft
betrachte. Als Li bei der Krönung Nikolais Alexandrowitsch
den Mandschukaiser vertrat, beschwor er Witte beinahe zärt»
lieh, die Eisenbahn nur bis Wladiwostok zu bauen, deren
Gleisstrecke er durch die Konzession für die Linie Ner»
tschinsksTsitsikar«Wladiwostok um sechshundert Kilometer
verkürzen wolle, aber keinen Strang südwärts zu legen.
Seufzend hat er dann, im April 1896, auf Drängen des Aus»
wärtigen Ministers Fürsten Lobanow (der zugleich mit dem
von Japan zur Krönung gesandten Marschall Yamagata einen
Vertrag über die „Unabhängigkeit" Koreas schloß), seinen
Namen unter den Vertrag gemalt, der Port»Arthur und die
Kiautschau«Bucht den Russen als Flottenstützpunkt über»
ließ; und hat, ehe er abreiste, die Warnung noch wiederholt.
Li«Hung«Tschang, der in unseren Tagen wohl der klügste
Staatsmann des Fernen Orients war (als er den alten Bis»
marck in Friedrichsruh besuchte, blickten die tief verschneiten
Gipfel zweier Welten einander an), kannte das Reich der
aufgehenden Sonne besser als irgendein Anderer, de* »licht
dort geboren ist. Nur sein müdes Auge lächelte, wenn Je»
mand sagte, Japan werde nicht den Fehler wiederholen, den
das Inselreich des Westens, Britanien, machte, als es mit
Waffengewalt auf das Festland überzugreifen, sich eine fran»
zösische Provinz anzueignen versuchte. Dieses dicht ver»
schieierte Lächeln der Iris schien zu fragen, ob der euro*
paische Sprecher sich etwa einbilde, das ganz von seinem
verschiedene Hirn eines Asiaten, gar eines aus Nippon, zu
verstehen. Die Prophetie des gelben Greises wurde bestätigt.

Ueber Korea, wo eine Hofclique russischer Spekulanten
raschen Gewinn suchte, hätte man sich vielleicht verständigt;
weil Rußland auf die Liau»Halbinsel vordrang- kam es zum
Krieg. Und als Rußlands Flagge vom Gelben Meer verdrängt,
Port Arthur japanisch geworden war, blieb in Tokio noch
immer wachsam das Mißtrauen vor jeder Macht, deren Hand
sich auf die chinesische Südküste legen könne. Korea, Liau*
tung, Sachalin: Das, Alles, vermochte den Wunsch, auch
in Schantung stärker alsjeder Andere zu sein.nicht auszujäten.
Während desWeltkrieges.im April 1916, machte Deutsch*
land den Versuch, einen Sonderfrieden mit Rußland und Japan
zu schließen. Der Deutsche Gesandte in Stockholm, Freiherr
von Lucius, dem Herr Stinnes, der verwegenste Großindu«
strielle des Rheinlandes, in diesem (hier schon erwähnten) Fall
assistirte, ermöglichte eine Zusammenkunft mit dem japa*
nischen Gesandten Usida, der den Deutschen aber sagte,
Japan brauche keinen schnellen Friedensschluß und könne
eben so wenig wie Rußland daran denken, sich von den Ge*
nossen zu trennen. In einem zweiten Gespräch bot Herr von
Lucius, dessen geschmeidiger Eifer in dem schwarzen Jahr*
runft viel Nützliches erlangt hat, eine Prämie an. Wenn Japan
den Frieden vermittle, werde Deutschland ihm alles in China
besetzte Gebiet abtreten und Entschädigung nur von den
Kosten des Eisenbahnbaues, sonst nur Ersatz des deutschen
Privateigenthumes fordern. Aus dem Hintergrund schien ein
Bündnißangebot zu schimmern. In der richtigen, nur allzu
späten Erkenntniß, daß der deutsche Besitz in Schantung
(dessen Erwerb Admiral Tirpitz empfohlen hatte) die Freund»
schaft mit Japan hindere, ließ die deutsche Regirung die
Hoffnung ausdrücken, nach solchem Abschluß werde das
deutschsjapanische Verhältniß viel intimer als zuvor werden.
Neben der Prämie stand, wie von dem alten kaiserlichen
Deutschland zu erwarten war, die Drohung. Wenn man in
Tokio die Vermittlung ablehne, werde sie eine andere Re<
girung übernehmen und Japan um seinen Nutzen kommen.
Herr Usida sagte, da er zu irgendwelcher Verhandlung nicht
Vollmacht habe, könne er nur an seine Regirung berichten. Die
ließ durch ihren petrograder Gesandten, Marquis Motono,
dem Minister Sasonow die deutsche Offerte vorlegen. Herr Sa*

sonow antwortete, er könne deutsche Friedensbedingungen
nur anhören, wenn sie zu gleicher Zeit auch in London und
Paris mitgetheilt würden. Zwei Monate danach unterzeich*
nete er den von Motono überreichten Geheimvertrag, dessen
Spitze sich gegen Amerika kehrte. Er sollte die Verträge Is*
wohkijs von 1907 und 1910 und den Vertrag vom achten
Juli 1912 ergänzen und verpflichtete für den Fall, daß „eine
■dritte, Rußland oder Japan feindliche Macht die poütiscche
Herrschaft über China erstrebe", die Kontrahenten zu ver*
traulicher Erwägung der Abwehrmöglichkeiten. Kam es dann
zur Kriegserklärung der „dritten Macht" an Japan oder Ruß»
land, so war der Partner zu Beistand mit seiner Wehrmacht
verpflichtet; Vorbedingung des Beistandes war nur, daß dem
Angegriffenen seine Bundesgenossen Waffenhilfe, „die dem
Ernst des werdenden Konfliktes in ihren Machtmitteln ent*
spreche", zugesichert hatten. Der Vertrag sollte bis zum
ersten Juli 1921 gelten und „tiefstes Geheimniß" bleiben.
Der Weltkrieg ging weiter. Und die gegen uns Ver*
bündeten hatten den dringenden Wunsch, daß auch China
dem Deutschen Reich den Krieg erkläre. Motono, der ins
zwischen Minister geworden war, antwortete dem Russischen
Botschafter Krupenskij, auch er hege diesen Wunsch, müsse
aber die zu Einwirkung auf Peking günstigste Stunde ab«
warten. Wann diese Stunde gekommen sein werde, deuteten
die wichtigsten Sätze des Ministers an. Wenn China den
Krieg erkläre, werde es am Ende auch auf die Friedens*
konferenz zugelassen; und für diesen Fall müsse Japan sicher
sein, daß alle Mächte für seine Rechte auf das in Schantung
und in der Südsee besetzte Gebiet mit vollem Gewicht
eintreten würden; ohne diese Sicherheit werde die Oeffent*
liehe Meinung nicht billigen, daß die japanische Regirung
auch China in den Krieg ziehe. Krupenskijs Eindruck war:
Ohne die feste Zusage von Schantung und den Inseln nörd*
lieh vom Aequator läßt Japan die Chinesen nicht den Krieg
erklären. Offiziell wird Chinas Schwanken mit der Unent*
schlossenheit seines Präsidenten und mit dem Bedürfniß be*
gründet, vor der Kriegserklärung sich, imZolltarif und in der
Boxerkriegsentschädigung, Vortheile zu sichern, die dann ja
auch verbürgt werden. Doch sprechen alle erkennbarenZeichen

und Merkmale für den Glauben, daß schon damals, in der
Zeit vor Chinas Kriegserklärung und vor Amerikas Rüstung,
die Mächte der Entente in Geheimverträgen Japan als Erben
der deutschen Rechte und Privilegien in Schantung und der
Südsee anerkannt haben. Im Juni konnte Motono dann im
Parlament sagen, trotz dem neuen Grundsatz vom „Frieden
ohne Annexionen und Tribute" brauche Japan für Tsingtau
und die Inseln nichts zu fürchten. Auch werde in dem
revolutionären Rußland weder das Volk noch die Gossudar*
stwennaja Duma und am Wenigsten die Regirung in Sonder»
frieden mit Deutschland zu verleiten sein. Die Lieferung
von Waffen und Munition, der Plan, auf chinesischer Erde
eine Waffenschmiede zu schaffen, sind Mittel, den Japanern
die Gewalt über Chinas militärische Kräfte zu sichern.
Diese Mittel scheinen dem Minister Motono nöthig. Er
hat die Anerkennung einer „Sonderstellung" Japans in China
gefordert und nach dem Abkommen Lansing'Ishy gesagt,
dadurch werdenicht nur dem deutschen Gezettel, das zwischen
den United States und Japan neue Feindschaft stiften wolle,
das Ende bereitet, sondern zugleich den Chinesen bewiesen,
daß sieauf americo»japanischen Gegensatznichthoffendürfen.
Die Realität dieses Gegensatzes sah Krupenskij dennoch
voraus; Japan, schrieb er im Oktober 1917 nach Petrograd,
„fordert im Grunde die Kontrole über Chinas internationale
Beziehungen und will keiner anderen Macht gestatten, ohne
seine Erlaubniß im Reich der Erdmitte irgendeinen Schritt
zu thun."Als er die Meinung ausspricht, die Begriffe „Sonder»
Stellung" und „besondere Interessen" würden in Washington
vielleicht in anderem Sinn als in Tokio ausgelegt werden,
deutet Motono an, in solchem Fall werde Japan für seine
Auslegung stärkere Machtmittel haben als die Vereinigten
Staaten für ihre. Und als der Vollzugsausschuß der russi*
sehen Arbeiter* und Soldaten»Sowjets die Rückgabe aller
Kolonien an Deutschland, als einen Hauptpunkt des künf»
tigen Friedensvertrages, fordert, kommt aus allen Parteien
und Preßprovinzen Japans die Antwort: Niemals geben wir
Schantung und die Inseln zurück! So fühlbar, noch in den
vonden Bolschewiki veröffentlichten Geheimberichten japans
Wunsch ist, auch mit dem Rußland Miljukows und Kerenskijs-

sich gut zu stellen: jede Meldung, daß die petrograder Re«
girung Amerikanern Konzessionen für Sibirien oder Sachalin
gegeben habe, macht die Oeffentliche Meinung Japans so
nerrös, daß die Russophilie gefährdet wird und der artige
Motono dem Botschafter Rußlands derb sagt, in Konsortial«
betheiligung an den Bergwerkbetrieben in der Küstenpro»
vinz und auf Sachalin seien, wenn überhaupt an Fremde ge»
dacht werde, nur japanische Kapitalisten einzulassen.
Ist nach diesen Vorgängen der letzten Jahre glaubhaft,
daß Nippon freiwillig die Schanze räumen werde? Und
wären, trotz den Geheimverträgen, Druckmittel anwendbar,
so blieben wunde Hautstellen und Bitterniß in der Seele zu»
rück. Das zarische, vom Wunsch nach Machtweitung durch»
zuckte Rußland ist nicht mehr; und Japan hat allen Drängern,
natürlich, geweigert, zu dessen Wiederherstellung dem Admi»
ral Koltschak Truppen zu stellen. Aber auch als militärisch
kräftiger Bundesgenosse steht Rußland auf absehbare Zeit
nicht mehr in der Rechnung; und das Wirken der Bolsche*
wikenagenten, der gläubigsten, fanatischsten und deshalb
wirksamsten aller Werber, wird Japan, wie Indien, sehr bald
spüren. Heute ist es die einzige Großmacht mit geschonten
Kräften; Heer, Marine,Kapital, Wirthschaft haben vom Krieg
nicht gelitten. Dennoch wäre die Hoffnung, das große Legat
von Rußland, das kleine von Deutschland einzustreichen und
den Riesenmarkt Chinas allein zu beherrschen, ein thörich»
ter Selbsttrug, der den klugen, manchmal sogar weisen Man»
nern von Tokio und Yokohama kaum zuzutrauen ist. Auch
im Kaiserreich des Sonnenaufganges wird Weltwende; soll
seine Sonne in den Zenith steigen, dann muß sein Volk,
wie jedes, sich in Erdbetrachtung gewöhnen, deren Blick»
punkt die Menschheit, nicht ein Einzelvolk, ist. Allzu lange
ist auf der ungeheuren Strecke zwischen Riga und Wladi»
wostok, ist zwischen dem Weißen und dem Gelben Meer für
die Civilisirung und für den Wohlstand der Menschheit fast
nichts gethan worden. Da ist Raum für die Gemeinschaft»
arbeit des Völkerbundes und aller ihm noch nicht verknüpf»
ten Nationen; für Arbeit, deren Ertrag den vom Krieg Er»
schöpften in Gesundung helfen und in der gerade Japan
seine rasch in Großmacht gewachsenen Kräfte besser und

zu höherem Zins verwerthen kann als in unmoderner Er»
oberung durch Waffengewalt. Wer die in Rußlands, inChinas
Erde schlummernden Schätze weckt, dient der Menschheit;
und dient nur damit dem eigenen Nutzen. Unter den Fehlern
des alten Deutschlands war auch der, die Losung immer ,,ge»
gen" Jemand und Etwas auszugeben, Negation, nicht Posi«
tion, zu zeigen. Amerikas Klugheit wird die Parole „Für
China" der „Gegen Japan", aus sittlichen und aus materiellen
Gründen, vorziehen. Artikel 156 der Friedensbedinge ver*
pflichtet Deutschland, alles in Schantung Erworbene, Besitz
und Rechte, Eisenbahnen, Bergwerke, Unterseekabel, sammt
den Urkunden an Japan hinzugeben. Nach dem Willen des
amerikanischen Senators Lodge solls heißen: „An China".
Die Textänderung wäre nicht mühsam. Doch der Chinese
Li selbst würde den Antrag Lodge nicht empfehlen.
Auf uns näherem Feld kann morgen Unheil werden. Im
lettischen Kurland trotzt eine deutsche Armee lärmend dem
Rückmarschbefehl; die berliner Regirung gesteht auffällig
laut ihre Ohnmacht und scheint zu erwägen, ob sie der mit,
dem besten Kriegsgeräth ausgestatteten Truppe den Ueber»
tritt nach Weißrußland, wo sich wieder die Zelle eines neuen
Staates, diesmal einer Weißruthenischen Republik, gebildet
hat, empfehlen oder die im Baltenland gewaltigen Briten höf»
lieh um die Erlaubniß bitten-solle, das Hauptquartier der
selbstherrischen Schaar in Mitau zu lassen. Das Erste würde
die Polen, die uralter Hader den Weißrussen und Ruthenen
verfeindet, in Wuth reizen, deren nervöses Mißtrauen in die
Furcht vorFlankenumringung und Angriff neigt. Das Zweite
wäre unnöthige, unnütze Devotion und nicht weitab von dem
Angebot, auch die Armee Von der Goltz unter den Befehl des
Admirals Koltschak zu stellen, der nicht nur im Aeußeren
dem großen Bonaparte ähneln, sondern auch, wie auf russi»
scher Erde der Korse, eines Völkerheeres Wille sein möchte.
Lins ziemt redliche Erfüllung jeder Vertragspflicht; nicht die«
nerhaftes Gebück. Das Fuchteln und Knattern des in Kolpör»
tage gewöhnten Herrn Hörsing hat die Westmächte bestimmt,
nach Oberschlesien Revisoren zu schicken, deren umglänzter
Aufzug die Wasserpolen nicht von deutschet Herrlichkeit
überzeugen wird. Die unkluge Hast, die schon gestern durch»
aus Oesterreichs schmalen Kahn aus heftiger Dünung in deut»

sehen Rechtsgrund „verankern" mußte, kann uns vom pariser
Obersten Rath das klirrende Verlangen schleuniger Ankers»
liclitung eintragen. Beides war von Voraussicht leicht zu ver«
meiden. Und wurde, wie offiziös berichtet wird, von demOber«
sten Rath die Längerung der für das Senken der deutschen
Heeresziffer gesetzten Frist erbeten und erreicht, so bezeugt
dieses Flehen allzu hörbar die innere Armuth der Bittsteller.
Ist dieRepublik noch im elften Lebensmonat nur durchRohr«
geschosse und Handgranaten zu schützen, dann, Deutsche,
wird sie nicht dauern. Dann gährt in ihr das Ferment der
Gewaltsucht, das Gift des Hasses: und wir dürfen uns nicht
in denTraum verklettern, die Umpflügung deutschen Geistes
sei gelungen und von seinem Acker im nächsten Lenz kräftige
Nährfrucht zu ernten. Irrt die nicht kleineGemeinde.dieüber«
zeugt ist.daß auch im Inneren Militärgewalt nur noch schaden,
nirgends nützen kann und daß aus dem in Stacheldraht ein«
gegitterten, von Stahlhelmen umdräuten Deutschland selbst
nach Moskaus Fall ein ödes, dem Weltgetrieb absterbendes
Noskau werden müßte, dann war nicht Revolution. Die wird
nur von neuen Geistes Gnade. Um uns aber ist heute noch die
schlechte.in dicht verschlossenem Raum lange, zu lange aus« und
«ingeathmete Luft alten Geistes. Reichspräsident und Reichs*
wehrminister dampfen durch die deutschen Stammländer.
Im Sonderzug; trotzdem sie weder Hoftroß noch Leibköche
mitzukarren brauchen. Ehrencompagnie, Parade, in Erster
Garnitur mit Orden und Ehrenzeichen, „zwangloses Mahl"
mittags und abends, dazwischen Autofahrt in reizvolle Land«
schaff; und, überall, Rededuett, das in patriotische Eintracht
ruft, die errungene Freiheit, „die größte der Welt", rühmt,
barsch die Nörgler vehmt, hold vom Glanzgepräng naherZu«
kunft trillert. Wilhelm geht um. Doch wir vergessen nicht.
Würde das Leben nur durch Machtgerassel und Gaukelschwatz
lebenswerth und kein Morgen hell, der nicht einer Gier Sätti«
gung zusagt: wir müßten verzweifeln. Nach dem Aufgang
neuer Seelenkraft langt all unser Hoffen. Wolle, Fett, Kohle,
Valuta: die Tüchtigen Schaffens. Gerettet ist Deutschland
erst, wenn es durch eigenen Sühnspruch gerichtet und seiner
Menschheit Adel von Rost und Schimmelsporen gesäubert ist.
Herausgeber unc^ verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der
Zukunft in Berlin. — Druck von Paß fi. Garleb G. m. b. H. in Berlin,

xanmophoR^maMuShM.
beiM mlriedrichsh:189.
Breslau, Gartenstr. 47
C0ln.Hohe.str. ISO
DÃ¼sseldorf. KÃ¶'nigsallee76
Kiel, Holstenstr.40
KÃ¶nigsberg LPt, JunkersliU
NÃ¼rnberg, KQnig$tr.14

HotelbetriebS'&ktiengeselisehaft
Com ad Ms Hotel Bristol-Centraihotel,
Berlin.
Bilanz per 31. März 1979.
Aktiva.
AI.
pi
M pf
Grundstücks-Konto Bristol .
8 500 625
1 Aktien-Kanttal-Konto . . .
9 5000001—
Oebäude-Konto Bristol . . .
2 950 000
—
1 Vorzugs-Aktien-Kapiial-Kto..
Reservefonds-Konto ....
;.'8"01XHI -
4 200 000
—
3 679 B79 81
990 OuO
—
Hypothekenschuld ....
4 t690>« —
1000 000
—
Vorausbez. Mietou ....
L0f.0u|—
Maschinenanlagen-Konto . .
1
Nicht abgen. Divid
20 lSdl —
Beteiligungs-Konto ....
1 095 000
—
38 444 40
Konto für vorausbez. Prämien
3« 410
—
2 09S701 Uli
120 107
02
Restkaufgeld-Konto Bauer .
S5IKM —
178 3 8
2.":
124S271 bl)
3 326 771
51
Gewinn und Verlust ....
959 971 öl
Waren-Vorrats-Konto . . .
2 Wf>7 46ä
7'
2 2 4 üb8:9i>
26 254 üy«|9o
Die Dividende für 1918/19 (5% auf die Vorzungaklien und R% auf die Stamm-
aktien) getätigt sofort bei den Herren Braun & Ct.. Berli', E cmiorns r 11. der
Deutschen Bank den Herren Koppel & Co.. Bankgtsci Bit, Par.str Hätz 6, und Her»
»braham Schlesinger, MIttelstr. 2/4. zur Auszahlung.

Berlin, den 13. September 1919

Dumping

Tn der Nationalversammlung wandte sich ein Redner gegen das Wiederaufleben der deutschen Schleuderkonkurrenz auf dem Weltmarkt, gegen das „Dumping", das überall im Ausland gefürchtet sei. Es wird gefürchtet; und wenn es auch nicht den Kriegsausbruch verschuldet hat, so hats in der Kriegszeit doch in englischen Industrie- und Handelskreisen den Wunsch erzeugt, sich vor solcher Methode für immer zu schützen. Nachdem Cobden in seinem Kampf gegen die Getreidezölle 1846 deren Aufhebung erreicht hatte, blühte der Manchesterschule 1860 der Erfolg, daß aus dem anglo-französischen Handelsvertrag der letzte Rest der noch bestehenden Schutzzölle getilgt wurde. Damit war England (denn zugleich wurde eine Vereinfachung des Finanzzollsystems eingeführt) zum Freihandel (free trade) übergegangen, dessen Anhänger die Produkte fremder, billig wirthschaftender Länder zu wohlfeiler Versorgung des eigenen Marktes dem theureren Erzeugniß der eigenen Heimath vorziehen. Sie verzichten also darauf, die inländische Produktion durch Zölle zu schützen, auch wenn sie aus irgendeinem Grunde den Wettbewerb mit der ausländischen nicht aushalten kann. Diese von Adam Smith in seinem berühmten Werjc ,,The wealth of nations" begründete Freihandelslehre ist so lange heiß umstritten worden, daß Kleinwaechter in seiner „Volkswirthschaftpolitik" sagen kann, es seien ganze Bibliotheken pro und contra (entstanden. England selbst hat die Jugend seiner Industrie mit allen Mitteln gegen

ausländische Konkurrenz ?u schützen versucht und ist erst
zum Freihandel übergegangen, als es von ihm reichen Gewinns
hoffen durfte. Anders war die Entwickelung in Deutschland.
Schon Friedrich List, der Meister der deutschen National-
ökonomie, war ein Vorkämpfer für den Schutzzoll, in dem er
das Mittel sah, das gewerbliche Können des Landes zu
wecken. Trotzdem würde am Anfang der sechziger Jahre der
Zolltarif in freihändlerischem Sinn umgestaltet und später noch,
nach dieser Richtung weiter ausgebaut. Im Jahr 1879 be-
schloß Bismarck die Umkehr; und man glaubte fortan im
Deutschen Reich, die nationale Produktion durch Schutzzölle
sichern zu müssen, die auch auf Rohstoffe und Nahrungmittel
ausgedehnt wurden. Daß finanzpolitische Wünsche, die Zoll-
einnahmen begehrten, dabei mitsprachen, darf nicht verschwie-
gen werden. Die deutschen Zolltarife sind in vielen Posi-
tionen hochschutzzöllnerisch geblieben, während England eigent-
lich nur Finanzzölle erhebt; fast der gesämmte Zollertragr.
kommt dort aus den Genußmitteln Tabak, Kaffee, Thee, Ro-
sinen, Alkohol. Der Zoll dient also nicht, wie in Deutsch-
land, zum Schutz der nationalen Produktion.

An Angriffen auf das Freihandelssystem hat es aber in
England nicht gefehlt. Der Freihändler sagt zum inländi-
schen Produzenten: „Wenn Du nicht so billig produziren
kannst wie Dein ausländischer Wettbewerber, so ist Deine
Produktion für unser Land wirthschaftlich unvortheilhaft. Gieb
den Betrieb auf und übertrage das in ihm thätige Kapital
sammt Deiner Arbeit auf eine andere Industrie, die mit mehr
wirthschaftlichem Erfolg betrieben werden kann." Nun ist es
ja für den Konsumenten erfreulich, wenn er sich billiger vom
Ausland her eindecken kann, als ihm bisher im Inland mög-
lich war; dem Produzenten aber klingt Rath Von der zuvor
angedeuteten Art nicht gerade angenehm. Ohne Verlust an
Kapital und Arbeit kann er seinen bisherigen Betrieb, der
unrentabel geworden ist, gewöhnlich nicht umstellen; auch
ist nicht immer Gelegenheit, mit altem Betrieb eine loh-
nende neue Industrie aufzunehmen; und in der alten Branche
erworbene Fertigkeiten und Kundschaften müssen in der neuen
erst erworben werden, Was Zeit und Geld kostet. Als fran-
zösische Seidenfabrikate in England zollfrei wurden, konnten
zwar die Damen sich billiger als bisher in Seide kleiden, aber
in Coventry, wo der englische Seidenhandel seinen Hauptsitz
hat, sah man ringsum bald Trümmerhaufen.

Namentlich durch den Wettbewerb Deutschlands und der Vereinigten Staaten von Amerika, die Schutzzölle hatten und nicht nur in die ausländischen, sondern auch in die inländischen Absatzgebiete der Engländer eindrangen, wurden später die Fälle gemehrt, in denen englische Produzenten durch die Konkurrenz des Auslandes geschädigt wurden. Auch hatte mancher zu selbstbewußt gewordene englische Unternehmer versäumt, sich technisch auf der Höhe zu halten, auf der er den Zustrom fremder Fabrikate nicht zu fürchten brauchte. Die englische Industrie hatte die Ergebnisse der Wissenschaft nicht so benutzt und ausgenutzt wie die Deutschlands, wo Wissenschaft und Industrie in Gemeinschaft fortschritten. Deshalb hatte auf einzelnen Gebieten die englische Industrie ihre führende Stellung verloren. Nur aus einer Selbstberäucherung konnte aber die Behauptung entstehen, die englische Industrie sei überall von der deutschen geschlagen worden. Der Krieg hat bewiesen, welcher Leistung England fähig ist. Das bekannteste Beispiel dafür, wie England durch die deutsche „angewandte Wissenschaft" getroffen wurde, bot die Chemische Industrie. Ein deutscher Chemiker fand die Synthese des künstlichen Indigo, die deutsche Industrie richtete sich auf dessen fabrikmäßige Herstellung ein, brachte ihn auf den Weltmarkt und 1913 führten deutsche Exporteure sogar nach Indien für I1/* Million Mark künstlichen Indigo aus. Die indische Indigokultur, die in den Händen britischer Pflanzer lag, und der englische Indigohandel wurden dadurch natürlich in ihrer Machtstellung erschüttert.

Die Geschädigten riefen von links und rechts immer lauter nach einem Schutzzoll, weil England beim Freihandel gegen die Schutzzölle fremder Staaten wehrlos sei. Der konservative Premier Balf our war aber im Prinzip für den Freihandel. Man beschloß, die etwa einzuführenden Schutzzölle den Staaten gegenüber fallen zu lassen, die Englands Einfuhr nicht durch Schutzzölle hemmten. Balfour wollte also die Schutzzölle nur als Kampfmittel gegen die Schutzzölle anderer Staaten benutzen. Dagegen trat der Kolonialminister Joseph Chamber - lain mit einem Programm hervor, das die englischen Kolonien mit dem Mutterland gegen alle fremden Länder durch Einführung von einstweilen niedrigen Schutzzöllen zusammenschließen wollte, einem Programm, das nicht nur zur Spaltung der Unionistenpartei, sondern sogar zum Sturze der damals von dieser Partei gebildeten Regirung führte. In das neue liberale Kabi-

net trat Lloyd George als Handelsminister ein, wurde dann Schatzkanzler und legte nun ein Budget vor, das der Schutzzollbewegung den Boden unter den Füßen fortschlug, wie es im Vorwort zu, den „Reden von Lloyd George" heißt. Die Schutzzöllner wollten mit den Einnahmen aus den geplanten Schutzzöllen die Kosten für verstärkte Rüstungen und Sozialreformen decken und die Schuld aus dem Burenkrieg tilgen. Lloyd George deckte aber, ohne Schutzzölle, den Staatsbedarf ausschließlich durch Steuern auf Einkommen, Besitz und Genußmittel; Nahrungmittel und Rohstoffe ließ er unbelastet. Dieser thatkräftige Mann, der den Muth hatte, starke Feudalein.: Htungen und Vorrechte der Besitzenden zu beseitigen, gegen das House of Lords den Kampf aufzunehmen und die Arbeiterversicherung rücksichtlos durchzuführen, hat im Krieg das Steuer des Staatsschiffes erst ergriffen, als nach seiner Meinung die Mannschaft lässig zu werden drohte, und mitten im Krieg eine Wahlreform gesichert, durch die er mit weitem Blick für die Zeit nach dem Krieg den Staatsfeinden den günstigen Wind aus den Segeln nahm.

Lloyd George hat in einer feurigen Rede für den Freihandel aber für nöthig erachtet, den Vorwurf zurückzuweisen, daß er wegen der von ihm eingebrachten Patentbill eine Art Tarifreformer sei. Nach diesem Gesetz muß ein in England durch Patent geschütztes Verfahren im Inland innerhalb einer bestimmten Zeit ausgeführt oder ein patentirter Gegenstand nach gewisser Zeit im Lande hergestellt werden, wenn das erteilte Patent unanfechtbar bleiben soll. Lloyd George sagte damals: „Die Wirkung des Schutzzollsystems ist die Erhöhung der Waarenpreise, die Wirkung meiner kleinen Patentbill ist deren Verbilligung." Dennoch bewirkte die Bill, daß die deutsche Chemische Industrie in ihrer Monopolstellung bedroht und die Gründung von Chemikalienfabriken in Großbritanien und Irland erzwungen wurde. Der Druck, den Lloyd George mit dem „Ausführungzwang" der Patentbill auf die ausländische Konkurrenz übte,' wird erkennbar, wenn man liest, was C. A. Vince, Parlamentsmitglied und Sekretär des Tarifkomitees, übei ausländische Konkurrenz in einem schutzzöllnerischen Britanien in seinem Buch sagt, dem Chamberlain selbst, weil ers hoch schätzte, eine Vorrede schrieb. Da heißt es, der amerikanische oder deutsche Produzent, der fähig ist, mit britischen Fabrikanten zu vortheilhaften Bedingungen zu konkurriren, weil er irgendein Geheimniß sparsamer Produktion

besitzt, sei nicht als unfair zu betrachten, müsse aber, sobald er nach England importirt, den Schutzzoll tragen. Als sichere Wirkung dieser Gefahr wird hingestellt, daß solche Fabrikanten dann nicht auf den englischen Markt verzichten, sondern sich selbst in England niederlassen, Steuern und Abgaben zahlen und in ihren Fabriken englische Arbeiter beschäftigen werden. Den vom Schutzzöllner Chamberlain gewünschten Erfolg erreicht der Freihändler Lloyd George mit seiner Patentbill.
Für unser Thema ist wichtig, daß Vince eine andere Art des Wettbewerbes zwischen den Zeilen als unfair bezeichnet: nämlich das Dumping. Was er damit meint, sei durch seine eigenen Worte erläutert. „In der zweiten Hälfte des Jahres 1900 verkaufte der Deutsche Drahtstiftfabrikanten - Verband in Deutschland 22 307 Tonnen mit einem Nutzen von 82 sh 9 d die Tonne und exportirte 19 525 Tonnen mit einem Verlust von 44 sh per Tonne. Der Heimathmarkt war durch einen Zoll von ungefähr 30 sh für die Tonne gegen fremden Wettbewerb geschützt." Vince hat diese Feststellung dem Iron Monger vom Februar 1901 entnommen, der sie in der Frankfurter Zeitung entdeckt haben soll. Beim Dumping exportirt meist eine Produzentenvereinigung Das, was sie von ihren Fabrikaten im Inland nicht zu dem Marktpreis, den sie festgesetzt hat, absetzen kann, in ein fremdes Land. Der dort empfangene niedrigere Preis stört die Mitglieder der Produzentenvereinigung bei fernerem Absatz im Inland nicht, wohl aber den ausländischen Konkurrenten, dessen Fabrikate die Produzentenvereinigung aber in ihrer Heimath nicht zu fürchten braucht, da sie gegen Zufluß fremder Erzeugnisse durch Schutzzölle im Herstellungland gesichert ist.
Solchen Schleuderexport gab es auch in anderen Artikeln; und er fand dort, je nach dem Standpunkt des Betroffenen, verschiedene Beurtheilung, wobei', wie üblich, der Geschädigte seine Stimme lauter erschallen ließ als der Begünstigte. So versorgte Deutschland das Britenreich mit billigem Stahl und erleichterte damit zwar die Konkurrenzfähigkeit seiner Weiterverarbeiter, erschwerte aber der englischen Eisenindustrie das Leben.
Vince zeigt an einem Beispiel, daß es sehr rentabel sein kann, eine niedere Produktion, wenn sie auf eine höhere Leistungfähigkeit eingerichtet ist, zu erhöhen und die Mehrfabrikation unter dem Selbstkostenpreis ins Ausland abzustoßen. Er berechnet für einen Artikel die Selbstkosten bei 100 000 Stück Fabrikation •

Zinsen und Abschreibungen . 0,75
Material 1,75
Steuern, Gehalt 0,50
Lohn 1,—
zusammen also auf 4,-
Ausgabe bei nicht voll benutztem
Betrieb: 80 000 Stück.
Zinsen u. Abschreibungen 75 000,—
Steuern, Gehalt . . . 50 000,—
Material 140 000,—
Lohn 80 000.—
345 000,—
Verkauf:
80 000 ä 4,5 ... 360 000 —
Ausgabe bei voll benutztem Betrieb:
100 000 Stück.
Zinsen U.Abschreibungen 75 000 —
Steuern, Gehalt . . . 50 000,-
Material 175000,-
Lohn 100 000-
400 000,-
Verkauf:
80 000 ä 4,5 360 000 —
20 000 ge- /
dumptä3,5 70 000— 430 000-
Nutzen 15 0UO,— | Nutzen 30 000,—
Er setzt dabei voraus, daß, wenn bei halber Ausnutzung
der Produktionfähigkeit nur halb so viel Waare produzirt wird,
zwar nur halb so viel Material nöthig ist und nur halb so viel
Löhne gezahlt zu werden brauchen, daß aber nach Einführung
moderner, Arbeit ersparender Maschinen die Industrien stets
auf große Produktionziffern eingerichtet seien und deshalb
Verzinsung und andere Lasten bei vermindertem Betrieb die
selben seien wie beim unverminderten Betrieb, weil die kost-
spieligen Anlagen und Bureaux doch einmal vorhanden sind.
Chamberlain sagte in seinem Appell an die Regirung wört-
lich: „Sie wird zu entscheiden haben, ob fremde Ausfuhrprä-
mien ein Segen oder ein Fluch sind und ob ,dumping' ein men-
schenfreundliches Verfahren ist, durch! das Fremde sich be-
mühen, die Wohlfahrt unseres Landes zu sichern, oder ob es
ein hinterlistiger Versuch ist, unsere Industrien zu ruiniren und
unsere Märkte zu erobern." Balfour hatte schon 1902 mit sei-
ner Drohung, Kampfzölle einzuführen, den Erfolg, daß die
Zucker exportirenden Staaten die von ihnen gezahlten Aus-
fuhrprämien fallen ließen; hatte also einen freihändlerischen
Sieg erreicht, da der Fortfall der Prämien sowohl den sie be-
zahlenden Staaten wie den unter dem prämiirten Zucker lei-
denden englischen Zuckerkolonien zu Gut kam. Lloyd George
zwang mit seiner Patentbill lästige Konkurrenz, englisch zu
werden, und sicherte den Freihandel seines Vaterlandes. Aber
gegen das Dumping hatte man keine Abwehrmittel: „Eng-
land is the dumping ground of all nations", hieß es nicht zu
Unrecht; und Das trübte die Freude an dem vielgeliebten Frei-
handel nicht wenig. Der führte auch in andere Sorge: um ihn

Dumping
in
sich zu, erhalten, mußte England die See beherrschen; ohne
die Seeherrschaft käme es in die Gefahr, im Kriegsfall weder
Nährmittel noch Rohstoffe zu haben. Um am Freihandel fest-
halten zu.können, scheute es deshalb auch keine: Kosten, sich
die Seeherrschaft zu. sichern. Weil man in England in dem
Ausbau der deutschen Flotte aber ein Mittel sah, England in
seiner Seeherrschaft zu, stören, betrachtete man das Wachs-
thum der deutschen Marine als eine unerträgliche Bedrohung
der Existenz. Wenn später in bestimmten englischen Kreisen
der Krieg populär war, so war daran das Dumping zu großem
Theil mitschuldig. Wer Wind sät, wird Sturm ernten. Bei
der Konkurrenz mit fremder Industrie durfte Deutschland
nicht nur an die Möglichkeit finanziellen Erfolges, mußte es
auch an die politischen Folgen denken.
In ihrem Bericht für das Jahr 1913 sagte die Deutsche)
Bank, daß veraltete Methoden in der deutschen Industrie fast
überall durch moderne, jeden Wettbewerb aushaltende ersetzt
seien. Schon im Jahr zuvor hatte die Bank berichtet, daß
die deutsche Montan- und Hüttenindustrie in ihrer Leistung-
fähigkeit die aller anderen Länder übertreffe. Das „gewerb-
liche Können" des Landes war also längst geweckt: dann aber
konnte fnan auch auf Friedrich List hören und nach dieser Ent-
wickelung auf Schutzzölle für die Fabrikate verzichten, die
den freien Wettbewerb nicht mehr zu scheuen brauchten. In
dem bekannten Brief Bismarcks an Wilhelm den Ersten aus
dem Jahr 1876 wird darauf hingewiesen, daß durch die bevor-
stehende zollfreie Eiseneinfuhr und die Exportprämie Frank-
reichs die deutsche Eisenindustrie in ihren letzten Resten rui-
nirt werden müsse; daraus ergab sich die Nothwendigkeit des
Zollschutzes. Daß Deutschland sich von seinem englischen
Lehrmeister losmachen konnte, bewirkte eine englische Er-
findung: das Thomas-Verfahren, das ermöglichte, den Phos-
phor aus dem Roheisen zu entfernen. Dadurch wurde auch die
in Lothringen vorkommende Minette, die zu, großem Theil
Phosphor enthält, ein für Deutschland werthvolles Erz und
das aus ihr gewonnene Eisen eben so gut für Schmiede-, Walz-
und Preß- wie für Gießereizwecke verwendbar. Allerdings
mußte noch ein großer Theil der Eisenerze vom Ausland ein-
geführt werden. Gerade in der Eisenindustrie1 aber häuften
sich die technischen Neuerungen so, daß der Geschäftsführer
des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, Dr. J.
Reichert, im vorigen Jahr behauptete, deutsche Arbeit und

ihr Geist hätten das englische Vorbild in den Schatten gestellt, wobei die zur Verarbeitung "kommenden Rohstoffe und die Arbeitlöhne immer theurer, die Fabrikate aber immer billiger geworden seien. In den Wirthschaftberichten des Swiss Bankvereins in London wurde die Höhe der Produktion bemängelt, weil ein Theil der gewaltig erhöhten Produktion der deutschen Schwerindustrie nicht zum Konsum, sondern zur Erweiterung der deutschen Produktionstätten, verwendet werde. Die ungeheure Steigerung der amerikanischen Eisenproduktion hat gezeigt, daß für größere Exporte von Eisen- und Stahlfabrikaten auf dem Weltmarkt Platz war. Zu bezweifeln ist aber, ob es nöthig und schicklich war, für diesen Export auf dem Weg des Dumping Unterkunft zu suchen.
Durch die Hingabe der lothringischen Minetteerzgruben an Frankreich ist die deutsche Eisenindustrie geschwächt und an Dumping einstweilen nicht zu denken. Auch ist der deutsche Markt so aufnahmefähig, daß nur das zur Bezahlung von Lebensmitteln Nothwendige exportirt werden, wird. Obendrein werden die fremden Länder sich aussuchen, was sie für Lebensmittel und Entschädigungen in Zahlung nehmen wollen. Immerhin wird der hohe Stand der fremden Valuten in Deutschland zum Export reizen, also auch anregen, bei später gesteigerter Produktion wieder durch Dumping Absatz zu suchen. Fürs Erste ist auf gesteigerte Produktion bei der Wirrniß in Deutschland nicht zu rechnen. Außerdem hat die Regirung in England jetzt ein wirksames Mittel, der heimischen Industrie die Deckung des inländischen Absatzes durch Fernhaltung ausländischer Fabrikate zu sichern: der Mangel an Frachtraum erlaubt ihr, Ein- und Ausfuhr nach Willkür zu ordnen. Diese Machtbefugniß kann sie benutzen, um unerwünschte Einfuhr fernzuhalten. Durch eine Hinterthür ist England auf die Sonnenseite der.Schutzzollpolitik gekommen. Die Rückkehr zum reinen Freihandel wird aber von zahlreichen Stimmen gefordert, die auf die Schäden der jetzigen handelspolitischen Situation hinweisen,. Die Frage, wie den üblen Folgen des Dumping vorzubeugen sei, hat, wie aus einer im Unterhaus im Mai ertheilten Antwort hervorgeht, die englische Regirung beschäftigt. Daß England beim Freihandel bleibt, daran hat das mit seinem Bedarf an Rohstoffen auf England angewiesene Deutschland das größte Interesse; und deshalb sollte es künftig auf Fördermittel von der Art des Dumping verzichten.
Amsterdam. Hans Diddo Koopman.
MB

Revolution und Theater
U ine Ueberraschung, eine nicht schmerzliche, doch beschär
mende Enttäuschung haben wir erlebt: wir wissen jetzt,
daß von allen Uebeln des alten Systems die Theatercensur das
geringste war. Da wollen nun Geschlechter von Dichtern ge-
lebt haben und ließen, die Opfer dummer Polizeigewalt, uns die
Stunde ihrer Befreiung ersehnen; doch da endlich die Büchse
der Pandora sich erschließen durfte: was, außer Wedekinds, des
halb schon Ehrwürdigen, Büchse (die Jeder, ders wünschte,
längst kannte), was ist zum Vorschein gekommen? Ganz ge-
wiß, um: des Theaters willen brauchte keine Revolution zu kom-
men. Was freilich nicht hindert, daß Die vom' Theater mit
dabei sein wollen, wenn die neue Zeit gemacht wird. Pünktlich
haben sie neue Lohnforderungen gemeldet und geberden sich
auch sonst, als ob sie Gott weiß was für Ansprüche an die Re-
volution hätten.
Ob das Räthewesen, das nirgends so wie hier zum Unfug
wird, sich im Theater einnistet, bleibt abzuwarten; schon übt
der Geist der Räthe seine Wirkung. Ein Beispiel nur: Die
Mitglieder einer ehemals königlichen Opernbühne haben die For-
derung gestellt, daß „alternirt" werden soll; es soll kein „Rollen-
monopol" mehr geben. Das heißt: wenn in einem Theater zwei
Sänger eine Rolle singen können, so sollen sie darin abwech-
seln; Das heißt: der eine soll nicht mehr das Recht haben, sie
öfter als der andere, und der andere das Recht, sie eben so oft
zu singen wie der eine; Das heißt: das Publikum soll den einen
nicht öfter als den anderen in dieser Rolle hören dürfen: mag
auch der eine ein Auserwählter, der andere nur ein Ausgelernter,
nur brav und tüchtig sein. Bald wird das Publikum genöthigt
sein, nicht mehr um der Darsteller, sondern wahrhaftig um des
aufgeführten Werkes willen ins Theater zu gehen. Um des Werkes-
willen? Ich kann mir wohl eine Don Juan-Aufführung vorstellen,
"in der Alle brav und tüchtig sind und in der doch von Mozart
nichts zu spüren ist, nicht mehr als von einem Rembrandt an.
lichtloser Wand. Größte Werke der Kunst leben nun einmal nur
durch die Bühnendarstellung; und es ist nicht eine Personal-
angelegenheit noch eine Sache des „Publikums", sondern eine
Lebensfrage für den mozartischen Don Juan, ob ein kongenialer
Künstler ihn lebendig macht oder ob irgendein Zufallsbaryton,.
der brav und tüchtig ist, als Don Juan auf der Bühne steht.

Was Dies mit der Revolution zu thun hat? Ich will es auf einem Umweg zeigen. Wenn ein Stück, eine Aufführung Erfolg hat, jeden Abend ausverkauft ist: gehet hin und fraget den Tenor, den Komiker, die Jugendliche, die erste Tänzerin, wer dem Direktor „das Geschäft macht". Je tiefer Ihr hinuntersteigt, tiefer in die Provinz oder tiefer zu den Kleinen, Unbeachteten des Theaters, desto tiefer, werdet Ihr finden, und desto fester sitzt es: der Größenwahn. Den brauchen sie, Alle, zur Ausübung ihres Berufes; wer, bemalt und mit bunten Fetzen behängt, von oben und unten beleuchtet, von tausend Augen begafft, auf der Bühne steht, fuchtelt und deklamirt: Der braucht ihn. Davon frei zu sein, ist ein Vorrecht, das nur Auserwählten zusteht; Größenwahn ist Talentersatz, ein Streckmittel für kleine und mittlere Talente. Es ist unmenschlich, einem Tenor zu sagen, daß er seinem Stimmgenossen nicht das Wasser reichen kann; ein Tenor, ders glaubte, könnte nicht Tenor bleiben. Nie wird im Theater geschehen, daß ein Kollegium von Kollegen, ein „Künstlerrath", erkennt: Dieser Künstler ist mehr werth als wir Alle zusammen (und doch giebt es Dergleichen). Darum ist natürlich, daß in einem Theater, in dem die Mehrheit, Mehrheit der Braven und Tüchtigen, regirt oder mitregirt, daß im Theater der Revolution „alternirt" wird, daß es vorbei ist mit der individuellen Werthung des Bühnenkünstlers. Mag schließlich der eine besser sein als andere; aber er soll nicht etwas Besseres als die Anderen, nicht bevorzugt sein, weil er vielleicht besser ist. Da handelt es sich nicht nur um Sänger und Schauspieler (und bald auch um Regisseure und Kapellmeister). Im Theater hat die Bewegung begonnen; aber sie zielt weit hinaus über die Grenzen des Theaters. Sie geht Dichter, Maler, Musiker, geht alle Künstler an. Künstler ist Künstler. So, wie Schuster Schuster ist. Wer brav und tüchtig ist, thut seine Arbeit. Wer seine Arbeit nicht thut, soll auch keinen Lohn erhalten.

Keinen Lohn? Das ist es: die Lohnfrage; und dahinter, nicht weit dahinter lauert die Frage, um die sich Alles dreht: das Sozialisirungproblem. Sie sagen etwa, die revolutionären Theater-Sozialisten: Wenn ein Sänger, wegen seines Könnens, jeden Abend eine große Partie singen soll (jeden Abend bis an die Grenze seiner Leistungfähigkeit) und der andere nur dann, wenn der eine entlastet werden muß, so hat füglich der eine auch Anspruch auf höheren Monatslohn; darum laßt beide .abwechseln: und dem System der individuellen Verträge, diesem'unkollegialen, wahrhaft unsozialen System ist das stärkste Argu-

ment entzogen: dem System, durch welches heute möglich ist, daß Zwei, die in einem Theater für das selbe Arbeitgebiet verpflichtet sind, nicht gleichen Lohn erhalten (nicht: grundsätzlich und abgesehen etwa von Rücksichten des Dienstalters). Ein Anderes ist, daß nicht alle Fächer gleich bewerthet werden. Auch im sozialisirten Betrieb will man dem Tenor, dessen Material sich angeblich in kürzerer Zeit abnützt, gern höheres Einkommen zubilligen (damit er bei der großen Schlußabrechnung seines Lebens nicht zu kurz kommt). Dann giebt es auch noch große und kleine Rollen, erste, zweite, dritte Fächer. Wer mehr leistet, darf mehr Lohn fordern. Darf er wirklich? Warum muß Der wirtschaftlich leiden, der, an künstlerisch bescheidenerem Platz, nicht minder seine Pflicht thut? Jener singt einen ganzen Akt lang fast ununterbrochen und Dieser, es ist wahr, hat nur ein paar Takte; aber auch er muß den ganzen Akt auf der Bühne stehen. Läßt man einen Beamten büßen, an dessen Schalter es fast nichts zu thun giebt, während nebenan einer schwitzt: so drängt sich bei ihm das Publikum? Nun, es giebt auch Botenrollen: ein Auftritt, zwei Worte, und der Dienst eines Abends ist gethan. Darum keine Verlegenheit: das Aiterniren im Fach war ein erster Schritt; das Aiterniren zwischen den Fächern wird der zweite sein. Heute Held, morgen Diener; heute letztes, morgen erstes Fach. So werden Alle gleich, haben gleichen Lohn, im sozialisirten Theater gleichen Gewinnanteil zu fordern. Mag auch, sagt der echte Revolutionär, die Kunst ein Weilchen leiden: hier geht.es um größte Menschheitfragen; die Idee der Revolution kann vor dem Theater nicht Halt machen. Wolle das Theater, das heute noch das Theater von gestern ist, sich1 bequemen: ein Geschlecht von neuen Künstlern, aus dem1 neuen Geist geboren, wird ihm erwachsen. Wenn erst das Letzte geschehen, die Sozialisirung des Talentes, des Geistes in der Kunst, vollzogen ist, dann, ja, dann soll auch der Kunst wieder ihr Recht werden; dann mag es Unterschiede, dann mag es wieder „Auserwählte" geben, Tenöre und Geniale; aber die Produktionmittel des Künstlers, Mittel, Kunst zu produziren, seine Stimme, sein Können, sein Fleiß, sein Künstlerthum, werden nicht mehr sein Eigen sein. Mag er sie dann, der Große, Gefeierte, im1 Dienste der Kunst nützen, jeden Abend, bis an die Grenze seiner Leistungfähigkeit! Doch nicht zu seinem, sondern zu allgemeinem wirtschaftlichen Nutzen: zum Nutzen des Theaters, das auch ihn ernährt, ihn, wie Alle, deren Beruf es ist, durch1 das Theater der Kunst zu dienen. Ob groß oder

klein als Künstler: Menschen sind sie; allen Menschen gleiches Recht, zu leben! Auch allen an Kunst Mitarbeitenden? Vergesset nur nicht, daß es etwas Besonderes ist, ein Künstler zu sein. Wer ist ein Künstler? Wer gelernt hat, Schuhe zu machen, darf als Schuhmacher leben, muß als Schuhmacher von seiner Arbeit leben dürfen; seine Arbeit, sein Beruf ist da, um ihn zu ernähren. Er lebt als Schuhmacher, nein; er macht Schuhe, achtundvierzig Stunden in der Woche, davon lebt er die übrigen hundertzwanzig Stunden, als Bürger, als Mensch. Aber es ist nicht wahr, Ihr revolutionären Schwätzer, daß der Beruf des Künstlers da ist, um den Künstler zu ernähren; das Erste ist, daß er den Beruf hat; das Zweite, daß der Beruf, wenn es sein Beruf ist, ihn ernährt. Das Recht, von der Kunst zu leben, ist ein Vorrecht, das in hartem Kampf erworben, in hartem Kampf erprobt werden muß. Es wäre gräßlich, wenn Jeder, der ein paar Rollen gelernt oder vielleicht irgendwo gespielt hat, Anspruch darauf besäße, sich als Schauspieler zu versorgen. Aber dagegen wißt Ihr Rath: Ihr wollt den Schauspielerstand vor unberufenen Eindringlingen schützen und in Zukunft nur mehr Genossenschafter, genossenschaftlich Gutgeheißene, zulassen (und also einen Kainz vom Theater ausschließen, wenn er zufällig die Laune hat, kein Genossenschafter zu sein). Dafür wollt auch Ihr endlich ein sorgenfreies, ungefährdetes Dasein haben, wollt endlich Menschen, Bürger sein. Sei doch ein Jeder Mensch oder Bürger, so viel er will; aber der Künstler bleibe Künstler, immer, zu jeder Stunde, oder er ist es nie. Man kann acht Stunden des Tages Schuhmacher, aber man kann nicht acht Stunden, nur acht, Künstler sein. Es ist etwas Besonderes, Künstler zu sein: ein Vorrecht und ein Opfer. Weh der Kunst, wenn die Künstler bequem werden! Das Dasein des Künstlers ist Kampf. Einsamer Kampf: jeder Künstler muß ihn selbst, jeder für sich allein führen; man kann ihn nicht Sozialismen. Gewiß, es giebt auch gemeinsame Angelegenheiten der Künstler, wirthschaftliche Standesinteressen; aber das wirthschaftliche Schicksal des Einzelnen muß Einzelschicksal bleiben. Es hieße, den psychologischen Typus Künstler austilgen, wollte man das Dasein des Künstlers vom individuellen Daseinskampf befreien. Die Revolution, die Das vorhat, meint es gut mit dem Künstler; aber sie versteht nichts von Psychologie; die Psychologie des Bühnenkünstlers zumal ist ein Kapitel, das erst geschrieben und gründlich von Denen studirt werden müßte, die neue Theatergesetze machen wollen.

Im Theater herrscht kein soziales (oder: unsoziales) Klassensystem; das Theater kennt weder Klassenvorurtheil noch soziale Ungerechtigkeit; Leistung und Erfolg ist Alles. Wer heute als gefeierter Stern das Leben eines Millionärs führt, kann noch vor wenigen Jahren als obskurer Chorsänger zur Unterschicht des Theaters gehört haben; der unbegabte Kapitalistensprößling ist nirgends so verloren wie auf der Bühne. Kein Postillon der Welt würde sich aber wieder als Tenor entdecken lassen, wenn die Tenöre es auch nicht mehr viel besser haben als die Postillone. Der Künstler, der nachschaffende mehr als der > •schaffende und keiner in solchem Maß wie der Bühnenkünstler, muß, um wirken zu können, Wirkung spüren; bleibt sie aus, so hat er, der Schauspieler oder Sänger, der nur persönlich, nur augenblicklich wirkt, nicht den Trost des Unverstandenen; ein „Star", der nicht zieht, ist ein Unding. Den, der nach dem Höchsten strebt, kann die Illusion von Erfolg nicht befriedigen. Nur ein Maß trügt nicht: das Geld; man bezahlt nur Leistungen: wie viel Einer verdient, so viel ist er werth: der Satz gilt nirgends so wie im Theater. Ein schändlicher Satz? Vielleicht; aber schändlich für die Welt, worin der Künstler lebt, nicht für den Künstler. Eine bessere Welt soll kommen, mit dem Kapitalismus das Ansehen des Geldes zertrümmert werden? Seid doch ehrlich, Bühnengenossenschafter: ist Euch denn darum zu thun, die Macht des Geldes zu .zertrümmern? Ihr ärgert Euch an dem1 Geld, das ein Jadlowker verdient; daher Euer Schrei nach1 Höchstpreisen. Aber, nichts für ungut, was geht Euch die Sache an? Vielleicht ist es wahr, daß bis heute der „Star" zu hoch im Kurs stand; doch nicht Ihr hattet die Kosten zu tragen. Das Publikum, das auf den Luxus, sich einen Jadlowker zu halten, nicht verzichten will und das dafür Geld übrig hat, das Publikum ist es, das letzten Endes auch die Jadlowkergagen bestimmt. Den Preis, der zu hoch ist, bezahlt es, trotzdem, für Butter, aber nicht für Luxusartikel, nicht für Kunst; hier ist keine Gefahr der Ueberforderung und es bedarf darum auch keines Höchstpreises. Höchstpreise für Kunstleistungen: Das ist, wenn die Kunst sich wirthschaftlich ernst nimmt, wider den Geist der Kunst. Wer wollte ihre Wirkungmöglichkeit begrenzen? Es giebt weder für die Kunst eine oberste Grenze des Erreichbaren noch für den Künstler eine oberste Grenze des Erstrebbaren. Auch eine mittlere Kunstleistung gelänge nicht, wo nur Mittleres gewollt war. Weh der Kunst, wenn der Künstler aufhört, vorwärts, aufwärts zu streben! Laßt ihm1 darum

die unbegrenzte Möglichkeit wirthschaftlichen Aufstieges: denn, sie ist Anerkennung seines Rechtes, nach dem Höchsten zu streben, ist die Quelle, die seinen Willen zur Leistung speist.
Das Ende des wirthschaftlichen Individualismus in der Kunst müßte das Ende der Kunst bedeuten. Der Künstler, der nicht will, kann nicht; und er kann nicht wollen, wenn sein Wille gelähmt ist. Oder wie? Wenn Euer Sozialisirungprogramm verwirklicht ist, dann darf es wieder individuelle Werthunterschiede, wird es wieder Große und Kleine geben? Aber dana wird es ja zu spät sein. Es wird weder Große geben noch Kleine, kein Wachsthum, kein Streben. Wo kein Gefälle ist, da ist auch keine Wasserkraft. Alle werden behäbig sein und Alle tüchtig und Alle einander gleich...
Daß sie dem' Künstler den individuellen Kampf ums Dasein abnehmen will, ist das erste Unrecht der Theaterrevolution; ihr zweites, daß sie den wirthschaftlichen Aufstieg des Künstlers zu hemmen strebt und den Klassenkampf, der auch hier zwischen Geber und Nehmer der Arbeit berechtigt ist, bis in die Künstlerschaft selbst trägt. Nicht das Talent mehr soll Daseinsrecht und Rang des Theaterkünstlers bestimmen, sondern die Tüchtigkeit, der bürgerlichste aller Werthbegriffe, der in der Kunst nicht über den Bezirk der Mittelmäßigkeit hinaus reicht, soll das Maß der Leistung werden und den Rang anweisen.
Revolution oder Mißbrauch der Revolution? Das Theater, das geistig-sittlich-künstlerische, hat von der Revolution, die wir sahen, nichts zu erwarten; im Theater blüht das Geschäft der Konjunktur-Revolutionäre. Mögen doch die wirthschaftlich-Schwachen des Theaters ihre Lohnansprüche verfechten, genossenschaftlich-geschlossen gegen Ausbeuter, Unternehmer und Unternehmerthum sich zur Wehr setzen. Aber Künstler, genossenschaftlich-geschlossen, gegen Künstler? Die Mehrheit der Minderbegabten, die von der Kunst leben wollen, gegen die Minderheit Derer, durch die und von denen die Kunst lebt? Während draußen das Proletariat gegen kapitalistische Unterdrückung kämpft, im' Theater Kampf des Künstlerproletariates, zur Unterdrückung des Talentes, des Geistes in der Kunst? Unö Dies im Namen der Revolution, deren letztes Ziel, wenn nicht das Jahrhundert sich ihrer schämen soll, Herrschaft des Geistes, der geistigen Persönlichkeit sein muß? Das darf nicht geschehen. Klau» Pringsheim.

S)er Staatsmann
Sfcieit einem Rentenalter glaubt unb fagt man allgemein,.
bajj hinter bem 6taatgmann fein Söolf fteljen, baf3 bag
Söolf Söertrauen 3ur spolitif F;aben muffe, fttüfytv mar eg an»
berg. 5tod) in Retternicfyg 3eit gab eg fein Söolf, feine innere
Sfjeilnabme ber ßanbegbetboljner an ber spolttif. 5>amal§ gab
eg Itntertljanen, bie aud) „Fjinter bem 6taat§mann ftanben":
benn fie mujjten saljlen unb fämpfen; aber eg gab fein Söolf.
griebrid) ber ©roße Ijätte ftd) toofjl feljr getounbert, toenn
tbm bon .Söolf gefbrodjen toorben toäre. (Er fannte nur ben ■Silbel,,.
ber bie „$erlg" in ber <5d)Iad)t fommanbirte. Siludj Sttapoleon
toujjte ntdjt biet bon einem benfenben unb bolitifd) tEjetlneljmen«
ben Söolf; bennod) ttmrbe er beg fran3öfifd)en Söolfeg 6eele.■ <£r
fdjrieb einen gewaltigen 6til, feine Söulleting griffen mit feuri»
gen SUrmen in bag ßeben ber tftaniojen ein, bie burd) bie SRe*
Solution fd>on an aufjerorbentltcfje ©ebanfen getoöljnt unb 3u
grof3artigen Sftaten borbereitet waren. SUlg bag beutfdje Söolf
fid) gegen Napoleon erfjob, waren mancfre ber beutfdjen SRegi»
rungen, bie ben begriff beg Söolfeg nod) ntdjt fannten, erfreut,
mand)e erfdjrecft; benn wag nun an 3been 3u Sage trat, war
ibrent ftaatgtnännifdjen ©enfen burd)au§ entgegen unb fie
fperrten nad) bem !6iege bie S323ortfül)rer ber 6ieger in§ ©efäng»
ni§. 3n (Snglanb warg anberg. 6eit ber §inrid)tung Äarlg
beg (Erften gab eg eine Söerfaffung unb ein Söolf, bag mitfbrad).
5lllerbingg tourbe bieg Söerbältntg baburd) begünftigt, bafj bie
(Englänber nur im 9iug[anb ®rieg führten unb nur mit ge»
»orbenen ©olbaten unb SHtatrofen. JJeber ®rieg mad)ite fing«
[anb reid)er, unb toenn bie ßorbg aud) bem gemeinen Rann
ben gaubttbeil ber Söeute ent3ogen unb für fid) behielten, fo War
bod) ber §anbelgftanb fo 3aljlretd), bafj ein groger Sfjeil ber
SBebölferung in fjobem 3öoF;[ftanb lebte unb niemalg ©runb
batte, an ben (Erfolgen ber spolitif 3u mäfeln. 3n S>eutfd)Ianb
gab Söigmarcf ben Singen eine Süöenbung, bie bag Söolf 3ur
©eltung bradjte, aber nad) feiner (Entfernung bom SUtnt fanF
bag Söolf in bolitifd)e ©leicfjigiltigfeit surücf, lieg fid) regiren,
obne mit3ureben, unb glaubte, bie errungenen (Erfolge 3ur (Snt»
tsicfelung bon gnbuftrie unb §anbel benu^en 3u fönnen, oljne
bem lenfenben ©taatgmann auf bie Binder $u feljen. Süladji bem
(Ergebntjj, bag biefer ©eelensuftanb ung gebrad),t Ijat, lofjnt e&
wojjl ber "JKüIje, 3U überlegen, worin benn im ©runbe bie

Äunft beS (Staatsmannes beftebt unb tr>ie eS ftd) mit ber Qilfe i>eg "äSolfeg »erhält.
Heber bie Sunflj beS Staatsmannes lägt fid) uur fagen, toa§ überhaupt über S?unft 31t fagen ift: ber ^ünftler ttnrb geboren. f2Han fann einige (Sigenfcbaften auf3äfjten, bie, ber (Erfahrung nad), 3itm Staatsmann gehören; aber baS SBefentlidjie be§ ©enieS läfjt ftd) nidjt erflären. 3>er Staatsmann mujj offene Augen für bie "2Öirflid)feit Ijaben unb eine getniffe SHbination für Söorgänge im AuSlanbe, bie mit Augen nid)t mabrsuneb* men finb. Itnb bann mufj er ©eifteSgegentoart unb Sbatfraft $aben, um im red)ten Augenbltcf 3U tjanbeln. (Er mujj eine iperfönlicbfeit fein, bie be3aubernb unb bef>errfd)enb auf bie "OTenfctjen Wirft, unb barf nid)t emtofinbUd) fein für bie ©tiefte ber totberfpenftigen fd)ttäd)eren Solttifer. 3ft er ein foldjer ^Kann, fo fann er auf bie Unterftütjung beS SöolfeS mit ber .felben Stdjerljett rechnen toie ber gute Scbaufpieler auf ben 'Set» fall beS ^ublifumS. "Eteldjer Art bie Söerfaffung ift, fommt babei nid)t in Jrage. 3>er §errfd)er auf beut Sbron, ber Sräfi» beut ber "Republtf unb ber ^Rtnifter auf bem ®an3teiftuljl toerben bie StaatSgefcbäfte mit (Erfolg leiten, toenn fie bie red^= ten Männer finb. lötan bat (EnglanbS Söerfaffung gepriefen, toeit fie burd) baS Parlament bem Söffe bie "iniögltcbfett giebt, toeife <Katbfd>äge 3U geben unb unfähige "Jttinifter ab3ufetjeu. "Silber toenn feine IDeiSbeit auS bem Solle fommt, nü^t ba§ "Parlament nid>t; unb SöeiSIjeit fam auS bem Soße biSber faft immer nur, wenn eS einen Staatsmann geboren fiatte.
"2Die aber bei allen Singen, fo mujj man toobj aud) bei "bem "Siefen beS guten Staatsmannes fragen, toeldjen uno '"Jtu^en baS Sing fjat. 3unäd)ft bat er toobl ben 3»ecf, ben eigenen Staat gut 3U bertDalten, unb ber "Stutjen baoon fdjeint -auf ber §anb 3U liegen. "20äbrenb SiSmarcf baS Staat8gefd)äft leitete, ä>ar 3u merfen, bajj nid)t nur Seutfcblanb "2tu$en baöon batte, fonbern aud) in bie Angelegenheiten anberer Staaten •eine getoiffe Orbnung fam. Stile "3Xad)barn lernten tbjren Sta^ unb iljre Aufgabe beffer fennen. "3tad> feiner (Sntlaffung fam -eS 3U mannid>fad>er "©irrnifr; bei unS unb braufjen. 3>er Äompafj beS SMtfd)tffe8 toar berloren gegangen. SHefe (Erfcbei» nung, bajj ftaatSmännifdjeS "ZDirfen nidjt allein bem Staate beS betoegenben ©eifteS, fonbern aud) anberen Staaten «Sortljetl 'befdjert, läfjt erfennen, bajj eS im ©runbe gar feine einanber feinblid)e Staaten giebt, unb rücft baS "3P3efen beS timbren ^Staatsmannes in ein f)öfjere8 2id)t. 3>er ©ebanfe allgemeiner

«Berbrüberung ber Sßölfer, ber gati3Cit ^enfdjbett wirb au§ bcm
Giebel unflaren (Sefübleg berborgebolt unb in greifbarer Kirf*
Iid)feit erfaßt. Stimmen bebeutenber Senfer haben bie 'JBirf-
lid)feit wahrhafter Staatgmannfchaft geleugnet. 3>a bag Stre«
ben beS Staatsmanns (fo fpradjen fie) immer' auf bie Steige-
rung beS <ReKf>t{jum§ unb "iHnfebenS beS eigenen Staates ge*
richtet fei, müffe bie StaatSfunft immer berberblid) wirfen;
benn nicht bie '&lad)t beS Staates fei $u erftreb,en, fonbern bie
§errfdjaft ber ©erechtigfett im Staat. (Ersieber ber ^Bürger folle
ber Staatsmann fein; »er aber feinem Staat "Slnfeben unb
"iReidjtfjum berfchaffe, fei bem 9lrst $u Dergleichen, ber bie
®ranfbeit etneg überfütterten S?örperg bur<f> bermebrte 9la^rung
feilen wolle. 3He 5?ranfbett beg Staateg fei bie Ungerechttgfeit;
unb bie "öermebrung bon Sirmee unb flotte, bie (Erhöhung ber
<3Ka<^t beS Staates begünftige bie llngerechtigfett. ?ÖtrfIi<^
bat fid) ja faft immer ge3eigt, baß bie erfolge beS großen
Staatsmannes 3um Unheil beS mächtiger unb reicher geworbe-
nen Staates auSfchlugen; HebermutF> unb ©enußfucht ftiegen unb
führten 3U einer Äataftropbe im 3nnern unb ■Jleußern. "KomS
'JDeltreid) ift bag unbergängltdje 33eifptef.

3>er göttliche ^laton toergletcht ben Staatsmann einem Bir-
ten, ber bieler ^unftgriffe bebürfe, um bie beerbe in Orbnung
3u halten; nur fei bem "JZtenfcfien ein noch flügereg unb tücfi--
fdjereg SBefen eigen alg ben Sbieren. dsr bergletdjt ihn aud)
einem Sbierbänbiger, ber aber ntdjt behaupten bürfe, er be*
herrfche bie wilben SJeftien, wenn er ihnen ihre Saunen abge«
laufdjt habe unb fie ihn nicht 3erriffen. 93tSmarcf mar bod> »on
anberem Sd)rot unb $orn. ©r fdnnetdjelt nicht; unb wollte
©eredjtigfeit walten laffen, aI8 er bem "Bolf bag allgemeine
•IDablrecht unb bie 2trbeiterberfidjerung befdjerte. SHefe 'Kerfe
überleben ihn. 3>od) fein perfönlicheS Schicffal toar tragifd).
3mmer iftg bag beg Staatgmanneg, ber ein ungewöhnlicher
(Seift ift. Selbft alg $önig bat er 3u leiben unter bem llnber*
ftanb unb ber heimlichen SBoSbeit ber Bürger; ift er aber nur
"SZUntfter, fo laöirt er beftänbig 3Wtfd}en Scilla unb €bart)&*
big. ®r muf3 Schiffbruch burch bie Saune beg gerrfcherS ober
burd) bie 'Slänfe ber 93eberrfchten fürchten.

®er große $arbinal %tchelieu begrüf3te ben fchwacben 3>ret*
3ebnten ßouiS ftetg auf ben ®nien unb mußte ^ntriguen an*
3etteln, um ben $önig 3U umgarnen unb ber (Ermoroung ober
Einrichtung 3u entgehen. Obenbrein haßten ihn bie ftvanso*
fen, bie er bom 3>rucf ber ^riefterfdjaft befreien wollte, 'ffiie
nun einmal ber ßauf ber l2öelt ift, fann ein großer Staats-

mann fid) auf bie 3>auer nur behaupten, ffienn er flein genug
tft, auci) bie geiler unb bie ßafter ntct)t ab3utf>un, bie bem W.tn*
fdjien alS ©djttummblafen im 6trom be§ £eben2 bienen. granciS
93acon fagt, ber t)od)ftet)enbe 'iOtann babe bor Willem ben 2Ieib
3U fürdjten, muffe beäljalb ftet§ über ben 3>rucf ber ©efd)äft«
flagen, aud) bie brei Birten ber £üge betjerrfdjen :'ba§ "Jlbleug«
nen, ba§ '33et)aupten falfd)er St)atfad>en, unb bie S?unft, einen
©trot)mann bor3ufdjieben.
3efu8 fagte, fein 'Reich, fei nicht bon biefer ^Deit. 5lud)
3efu8 toar Staatsmann: er fd>uf ein "Reich, ba§ ^Reid) ber
d)riftlid) gefinnten "ötenfehen, ba§ allmählich bann in ba§ '•Retef)
ber Mrche umgetoanbelt tourbe. 3efu8 bachte fo, tote, nad> ber
Meinung ber alten ©riechen, ber (Sott §abe§ gebacht bat. §abe§
bebeutet bem Flamen nad> ,,3)er 'ütlltDiffenbe". §abe§ totll
fein TOetSbeit ben 'SRenfchen mtttbeilen, aber erft, toenn fie tot
ftnb. 2>enn fo lange fie Äöroer haben, toerben fie burd) ihre
Cetbenfchaften gebinbert, "Söeigbeit 3U lernen.
S)re8ben. 31 u g u ft 1R t e m a n n.'
Q»l a§ Sud), bem biefe 3eileu gelten, bat feinen "SCeg inS ßefebub«
SSSl lifum fäjon gefunben: unb fo ift eg mehr Segrüfjung at§ (Emp-
fehlung, toag id> b'«r 3U fagen habe. 3d) barf bemerfen, bajj mir bie
(Srfcbetnmtg beä Berfafferg fett fetner frühen Sugenb bertraut ift,
unb barum erjäbtt mir fein "JDerf aud> bon Singen jenfettä ber für
ben ßefer toabmebmbaren $onturen> g^, toetg, bon fo mand>er
ßoefung, bie bem ^eranretfenben genaht toar unb ber man letctjt
unterliegt, toenn e§ an fünftterifdfjen Sbarafter gebricht. 3>aran feblt
«S biefem Slutor nicht. 3c£j totll nicht beraubten, bajj fein 93ucb, na-
menttid) im rein "SRotibifcbett, burebaui neu fei. ift bie Sragoebie
eme3 5lpoftolateg; unb neu barin, neu3eitli<f> unb au§ unferen Sagen,
ift nur ber Sali, um ben e§ bie Sebre öon ben generellen ©d&icffalen
grofrer gbeen bermebrt. 3>iefer SLpoftet bat einen ^unb gemaebl, unb

v
SHe Welt ofjne junger*)

*) "Roman twn "3Ufreb SBrait Verlag (Erich "Keife in "Berlin.

fo ernft irie <2aa}e ift, fo lauter ift ba$ in ihm bebenbe ©efübl, baS man
in einem, auch innerlich naheliegenden 3inflang, in bie "©orte faffen
fönnte: „Sticht mir, £)err, nicht mir, fonbern ben "Firmen unb 2$e»
brütften allein mein TOcrf -unb feine ^rü^tt." Unb nun er bor bie
■2DeIt tritt, erlebt er feine <2Dunber, tote fdhon fo 'ißlancher bor thjm.
3>er £rfic, an ben er fieb toenbet, «erlangt für bie Sßtittoirfung feinen
Profit; bem Btocttcn, einem iBfeniidjen "Klortenägaatio in böserer <p*>>=
ten3, ift ber JJall bai toillfommene '•Hlittet sunt ©Stimmenfang, ba
tS fid) um feine ^räfibentfobaftfanbibatur banbelt; unb ber 3>ritte, in
ber ©ad)c nicht, aber bureb baS Um unb 2luf ©dbredlidjfte, berftebt
bie 9i3clt, tennt bie £)ttfIoftgfett ber gbeen, toeiß, t>aß fie ftetS ben
^Paulug brauchen, um lebenbtg totrffam 311 toerben; unb ift ber Der«
fdjlagcnfte Senner unb Ißleifter ber 'Reflame-'Kegie. 'älaib fein?
(Einfad) ftch ben 33cbürfttgen barbrtngen unb {ich berfünben? Stnber-
glaube; toer toeijj nicht, frag fdjon bureb ihn fruchtlos 3erbrod)en unb
Sermalmt toorben ift! 5tcin, bunbert ©djleier öor, um ©ebeimnij}
hinter ber l2Dotfe 3U fein, beoor bie 933clt Seiner getoabr toirbj
unb tbetlt fid) nach 'Slufftadjelung ber Neugier ber Vorhang im
fcblau errechneten Moment, bannn Hüffe, bafj 3>u nur bureb; mein
brattifebeg ©ente erhoben toorben bift. ge^t erft bift 5>u ber ^räbefti*
nirte, berfirlöfer, ber '•prometbeibe. <3o ftellt fid) benn auch bjer neben
ba8 fdbaffenbc ©ente, ob Äünftler unb ©eftalter ober 'Keformgeift»
kPbitofobb, gbeenfinber, ber 3toi|d)enbünbler mit bem grof3en 'HTaul,
ber '2luglagen=,3lrrangeur unb commis voyageur ber ©röjje mit ber
begeifterten ©cberbe; unb nun ergtebt fid) Don felbft ber Äonflift.
3hi, '•pfctbftnber, ber 2>n 3uerft ben SJUcf für eine 5bee, Seine
Sbee, ^atteft, erfdhauerft bor ihrer JjetligFeit unb füblft bie in
ihr lobernbe "üSÖunbcrlraft; unb ba erhebt fid) bunbertfad) ber«
le^enber unb grob matertatiftifeber, als fetbft ber Jeiub mit ber
fd)nüffelnbften (sFebfiS, Sein marftfebreierifdber Demagoge baneben,
ber fid) Sir a!3 Äncdjt aufgebrängt hat unb jetjt auf einmal Sich nn6
©eine tybee, alö ©uer gemetnfamer Stjrann, 3U meiftern getoilft ift;
unb brüllt Sir in bie Ohren: „Su JafelbanS mit Seinen Sräu=
men, toa§ bift Su? Sinzig auf baS ©enie ber ^iladbe Fommt tS an!"
'SDer in einem langen ßeben ben 3SIid für btefe Singe ge-
f<bärft hat, toeifj, bafj ba in ©inem, 3ugleid) mit ber "2Ditterung
für all ba§ firlogenc biefer fd)rcierifd)en ^uSruferei, ein grimmiger
Csfel unb £)afj auflocbt. ©3 ift nid)t unmöglid), bafr ber ßefer in
Meiern Stöetle ber Sragoebie fid) beinahe noch mehr als toeiterb'iti
betroffen nach ben 'Jltmofpbären umfehen toirb, bie er fonft auä
feinen 33üd)ern getoohnt ift. Sa ift 'Sllleg tote burch^atlt bon
Lauheit; unb ohne billige 'iöertoiefetungen brängen bie "SSDorte,
brängt bie TOette ber ©r3ähtung in einer eigenen büfteren (5d)toere,
in ber fo biet aufbükt unb eitig toieber berfebtoinbet, ber ernsten
unb feften ^roblemfteltung 3U. 3>af3 bem ©ente glekfr bei Seginn
jetneg ßaufeg fid) bie bittere ©rfenntnijj beS <5d)maro§ertoefen§ jgerabe

beS erften unb fdbreienbften SieFennerS aufbrängt, ift für ben Ein-
fang <5toff genug.
■Slllen ©tauben unb alle gäfrtgteit beS ^üfjlenS ftnbet Tratte
Qlboftel (er fKtfjt f3Ufreb SJell) in 'Stoian ©raham, beren ©r»
Meinung 3U bem 3<*rtcften gehört, X&aS ber "Koman oon heute
heröorgebraajt fyit. 3>a ift SllleS toortfarg in ber ^SebanMung,
in einer 3ett, bie bei jebem ^Berfuch, 3U fchitbern unb 3U 3eichnen,
bie 3>inge immer in "JDorten erfäuft. 3>abei ift eS mit ein He*
toeiS ber §errfd>aft über baS grob ©toffüdfje, bafj biefe "aStoian
©raham, bei beren ^ortraitirung er fo gan3 ohne bie ©chutmittet
öon fytute auäfommen fonnte, borij gan3 mobern ift. ©ie l>at bie
(Sicherheit unb führt baS ßeben unferer „Same öon "SDOelt"; unb babet
ift c§ bo<f> fo, bafj alt ba8 3ufältige ben ©rnft beS 'SetrachterS
nie ab3ief)t unb baS gintereffe an ber toabren, inneren "Statur
nicht öon 'bem bloS 'Sleufjerlicfjen aufgehoben erfdf>ctnt. <3XtdE>t ein
einiges 9Kal giebt eS 3tirif<f»en ihr unb 33c[t eine 3>ebatte über ■
fein <2Derf, mit 'älugenauffcfjlag, SBegeifterung unb §änbefalten;
unb boä> ftef>t bor un§ t(jr 'äöefen feft, ftar, Vertrauen erloecfenb
unb fähig jeglichen (ScbtoungeS. Sn ber ©dhüberung ift ein yilo°
ment, ber mir befonberä lieb ift: ber 'SlugenblidE, ba 'Seil fid>
öon feinem <32lanager logreifjt, ber nun, um tf>m alte 'JÖege ab3u=
fdbneiben, burd) eine fetner 3ettungen in bie "Söelt h'i'taugbofaunt,
baf3 3totfd3en bem armen ©rfinber unb 'öünan, ber jungen satitliar-
bärStochter ein "iBerhältnifj ficf> angefbonnen fyabe. 3)a8 hetfjt in
ber. <5braä>e ber ©cfellfdblaft, bafj SBioian fomöromttttrt ift; unb
bamtt 3ugtei4> erfahrt fie, baf3 Seif, bie i?onfequen3en jiehenb,
ßonbon bjeimlidh berlaffen toilt. I 2>arauf eilt fie um Sjtlfe für
9Sen 3U einem Jreunb, ben fie borgeftem erft 3urücfgesoiefen
f>at, als er um fie getoorben; 3U ü)m, toeit fie ber ©röfje fäbig
ift, 3U glauben, bafj er, tro& ber 3urücftt>eifung, in folcfjem Jatl
fetbft ber ©rofre fähig fein toirb. Unb er, ber'fein gintetleftuetler,
ift, feine §ori3onte hat, öon UDeltbeglücEung nict>t mitträumt, fon»
bern als guter Sunge mit befctjränftem Sktoufjtfein unb ohne
Sentimentalitäten feine 3eit als teibenfd>aftlicher g^iegeramateur
totfdjlägt: er fyat bie ©röfje, bie fte öon. ihm borauäfe^t, unb
in feinem giugabbarat fliegt fie 3ufammen mit SMl. 3>er 3lu§
enbet mit S?urbetbrud> unb $U>ftur3; "Bibian ©raham unb ber
arme SRetter öerfinFen im 'SKeer, toährenb SBell gerettet toirb unb
nach 'ülmertra fommt. Unb nun folgt ber 3toeite Shett, ber in ber
Äon3eötion gröfjer ift unb öoll ber SHelanchoüe mehr eines 3>enferä
als be§ bloßen Semöeramenteg. 'iHJag .natürlich nicht htnbert, bafj ber
3>enfer auch ^ehlfchlüffe gemacht ober nicht bis anS £nbe ge»
bacht hoben lann. ?yn '3lmerifa (bag 3U fchablonenhaft gejekhnet
ift, benn e§ enthält boch toofjl noch '3lnbere8 at§ 53roabtoahtärmi,
3«tunglumöerei unb bie "Roofeöeltg mit bem behenben ©riff unb
ben toeitaufgeriffenen "aitäulerni) gelangt ^Belt 3ur ^ataftroöh« 5>er

\
/
beiben ihn erfullenben Stamm«: feinet fubjeftiben ©laubeng an bie
"äWenfcben unb mit afg Salge beg ©taubeng an bie ßögbarfeit beS
fo3ta!en Problem«. "Söagift e®, bag er in ©uroba oihne Versieh*
auf bie Feinheit ben l3Kenfid>en nicht in SBefitj, 3U brimgen bermochte
unb toomtt er 'nun an bie Sbore ber bleuen $5Mt flobft? £g ift bog
SÜTtttel, bag bie "Ktenfchen bor ber ■SHlIeg be3toingenben "äHacht beS
fyungerg fiebern unb öon ihnen bierbureb ben 33ann ber "älbbängtgfeit
bom Äabttal nehmen folt.'SOOerben ftc bei ihm aushalten, auch toenn
eg 8ambf foftet, unb genügt ein ^Kittet gegen ben Qunger, um
öen ©egner nieber3uringen, ober aebört no<f> ettoag baju?
ßefe man nun in bem SJucfy fetbft, toelcbe "älnttoort ber jtunge
SMcbter auf b iefc grage bat. ©in «Ruffe aug bem vorigen 3abrhunbert,
ein ^lleranber £jer3en, Sllcb/ernitf-cbetoftjg '•Racbmetoto, 2>s3lfaeli, toenn
er noch einmal feine „&i>biW 3U febreiben hätte, hätten mitten
in ber UngetoiS&eit beg Äambfeg lächelnb geanttoortet: „trüber,
nur feine 3<*gfKtt> unfer ift ber ©ieat" 3>er Slutor bon beute jjt
befTommener ober borfichtiger, fachlich; unb toiffenlfd)aftlicf). crafter.
Ober tft eg nur bie Oorge öor ber $rittf ber gmmero'JJofititoen*
bie ihn beftimmt, am ©übe feineg ßaufeg, ber ihm beinahe \<fym
ben SRuf eineg Utobiften eingebracht hätte, in eine 9tnti»Utob'ia um»
3ufchtagen? 3>enn 3>ag ift eg, toomtt er eigentlich! jcbliejjt. 3hl
armer 92Teffiag, bag 'Bolf toirb nod> beute, juft in bem '3lugenblic&
too eg ©ich 3U bergöttern fchten, 3>idf> anfbeten unb fieb toiber SDiUhj
toenben, toenn nur ber Soncern gefchieft feine l3Häd>Ierei in (Sang
3U bringen berfteht. "SHtt ber Spannung beg §ungerg aug ber '2öelt
toäre nod) nichtg gethan, fonbern nocf> '3lnbereg, "SHaterielteg unb
"Ktoralifcjbeg, müfjte bin3ufommen; unb auf biefeg "älnbere 3U hoffen,
bamit 3U rechnen, ift alter Torheiten größte.
$ft 3>em nun toirtlich fo? ^Uber ich teilt hier nicht toeiter
mitfbrechen. Sdb bin 3U alt, um ba auf einmal, nad* einem anberg
gerichteten ßebenglauf, SKeinungen augframen 3U tootten, unb trau«
ben ^robheseiunqen überhaubt fo toentg, bajj fie mir nicht im«
öoniren, tro^bem ja id> felbft einmal in '2lugenbltcfen ber ©elbfb»
»ergeffenheit mir "^robbet 3U fein eingebitbet habe. 3>eghalb mög«
mir mein" lieber junger SHchter nicht al^u fehr 3Ürnen, toenn idfo
ohne gegen ihn 3U fein, boch auch nodft nicht mit ihm 3U fei«
»ermöchte, ©onbern toir tootten eg Ratten toie in ber ©efchichte,
bie jener getoiffe §ierr b\on ben bret "-Ringen etraäihUt ho*:
taufenb fahren toollen toir einen befferen dichter unb QJericht«
«rftatter fragen, toie eg mit biefen S»ingen eigentlich' getoorben if|.
TOien. 9lboIf ©elber.
IS

3)er $eijer bort <Boana
crbart Hauptmann flieg bie Sreppe feines alten bätertid)en £)ol3=-
baufeö fyttab, bort in bem tociten £)od)tbal beä fdjlefifcben ©ebir=
ge§, unb toic er fcblanf unb fühl berunterfam, bic faiüige gotifdx (Stirn
erhoben,,ben fd)malen 'JHunb gefd)toffen, bon einer *2lrt unirbifchen
Seiben« überfebattet, glid) er in Altern jenem SobanneS be3 "äUbrecbt
©ürer. 3>amat§ toar er 3toeiunbbretßig 3abre. ©3 toar ein redete«
§au8, toobl begrünbet mit SöJeib unb Äinbern, unb bod) erfdjien er
als ein Slffet. $ann man e3 nicht im ©runbe fein unb bleiben,
aud) toenn brei blonbe Knaben Uater rufen? 3>amatS febrieb er
Jlorian ©erjer, »ielteicbt baS 93efte, toaS tbm je gelang, unb eS toar
ein 3>rama unter SHännern, 3ugleid) ein 3rama be§ "EersidbteS, 3U«
gleid) ein Shrama ber (Seele. 'EOar nicht fein gan3e3 TOerf bis bahnt
(Seele unb Versteht getoefen?
'JKtt einem fübn aufraufd>enben ©ebiebt, baS fid) an ben rbapfo»
bifeben (Seefahrten beS 3Hchter=£orb3 gebilbet, hatte ber 3toan3ig=
jährige prälubirt, mit biefem „^rometbibenloö" bie erfte Äurbe um
baS Ceben jge3ogen, »on jenem febtoeren ©rnjt getragen, ben nur fcer
Süngling fennt. ©r hatte (toofern id> mid) beS nicht mehr ertoerb»
baren ?8udje8 red>t entfinne) ftcb bartn ber ^Berührung jeber Cuft
fdjaubernb entfdjiagen unb, bie (Seele 3U erretten, ben £eib 3ur gTudft
getrieben. Sann hatte er, in 3toei bürgerlichen 2>ramen, ftdf> mit bev
Äalaftropbe oon "Samüim, in 3toet S?omoebten mit ber "Berfpottung
eines (StanbeS, mit ber ^bantafttf eines älteren (SonberlingS be]'cbäf=
tigt, unb toas in biefen (Stücfen überhaupt an grauen borfam, toar
mäbd)enboft unb fummte, berfcbleiert ober naib, nur eben 3tt>tid)en
biefen "Klännern, Ibie eS faum berührte.
©omalS unb fpäter febrieb Hauptmann (Stüde beinahe ohne
grauen ober bod) ohne erotifdje Äonflifte: 3uerft als ^Dreißigjähriger
baS grojje (Sdjaufptel ber SSJeber, Jlorian ©etjer ein paar 3abre bar=
. auf, 3>ramen, in benen, toie man toobl gefagt bat, baS 'SJoIf ben §el»
ben abgiebt, bann, anfangs ber 'üie^tger, bie ©ebanfenbichtung Stti«
cbael Äramer. ©roS aber, toofern er ihn berührte, blieb (Seele ober
}d)toebte bod), toenn er fid) niebertaffen toollte, gleid) babon. SBon foU
d)em blauen 23lute, böcbft fenfuell, bod) 3U 3erbred)Iicb, um bie Um»
armung eineS "KtanneS anberS als im Sraume 3U ertragen, toar §an=
nele emporgebieben unb aufgefahren; unb bie ben Firmen §einrid) 311
ertöten fam unb bie bann #aifer &art als ©eifel bienen fottte, toaren
§annele§ ®d)toeftern ntdjt minber al§ ©Ifalü, bie in Hauptmanns
letjtem 2)rama ben abeligen 92törber traumtoanbelnb liebt unb opfert.
5ünfunb3n)an3ig gahre be§ £eb€n8 unb ber Äunft liegen 3toifd)en
§annele§ unb StfalilS ©eftatten, bod) fie blieb fid) beinahe gleid): fo
tief toirft in biefem 3>id)ter bie'Jttfion eine8traumoeriorenen Räbchen»
opferS, ba8 oor bem Flamen £ieb* fd)on erfd)ri<ft.
"illud) tote Hauptmann feine 93äuertnnen in Fuhrmann £jenfd)el,

in 'Rofe 33ernb unb fchliefjlich auch in ber ©rifeCba 3ur Ciebe führt, fo
fft e§ immer bodj ein ©djulbigtoerben unb bleibt ein &reu3 unb eht
(aftenbeg ©chtcffal, fo'fehr auch ber ©eftatter biefe grauen bor §oIjn
unb ©träfe ber bürgerlichen "SBelt 3U fcfiütjen toeifj. '211t 3>ieg, ob
traumverloren ober erbgebannt, ift ftetg ein <hriftli<her ©rog getoefen,
in furcht unb "Jlengften haben biefe grauen fia> ing ©ebet gebammelt,
meift toar ein Pfarrer ba, bie &ird>e toar eg, bie ihnen bezieh, bie
fie berftieg, unb nur bie 'äJtacht foldjen ©hriftenthumeg nahm im Ver-
lauf biefer Sichtungen ab, um in ben legten ©tücfen 3U berbtaffen.
3>od) 3toifchen biefen beiben ^riefen bon grauen fteljeu allein,
a>ie auf gtoei Snfeln, 3toei anbere, bie, toofern fie fdjon beg 2Hajter3
3üge tragen, boef) toeber ^Bäuerinnen finb noch Träumerinnen, fon»
bern grauen mehr beg gnftinfteg als ber ©eele, fühnere, füfjere, ^eib-
nifcfjete 'SDefen. 32titte Sreijjig hat Sjaubtmann bie 'JJerfunfene ©toefe,
Einfang We^ig ©Iga gefdjrieben. 3>a toaren benn mit einem SÜlal
grauen gefdjaffen, in bereu 'ärme enbtich fidj Männer toerfen Tonn-
ten, au§ bereu gnbrunft ©chieffate ftiegen, bie nicht liebten, um ju
bienen ober 3U retten, fonbern bie liebten, toeil fie Hebten.
3>ertn biefer ©locfengiejjer, bon ©he, Pfarrer, bürgerlicher 'TOerf«
ftatt ermübet, erfennt fitt> neu unb 3eljnfacf)t feine Gräfte, inbem er
jeneg etbifche 'SDefen erfennt, bag ihn in 5*IIere ©efübe führt. 3ft ,
biefer ©toefengiefrer fttjon bon £jaubtmanng früheren aufftrebenben
©eftalten ein trüber, fo fajeint er bodj enrfa>toffen, fein ßeben uni>
fein 933etf in anbere breiten 3U enttoiefetn, unb toenbet firij burchaug
»on 3enen ab. "SDie bunfet, toie gebannt unb toie affetifef» toaren biefe
Männer bttrd> 'JDelt unb ßiebe gegangen! §ier brach 3um erften'JItal
©tner ben ^ann, inbem er 3toifdjen QXrbeit unb ©nt3Ücfen, 3toifchen
San3 unb Witt fid) enbtiaj felber fanb. 9lber er erlag. 3He (Stimme
beg Sf>aleg, bie er oergeffen toottte, 30g ihn am ©nbe bödj hinab, er
fludjte jener Ijolbeften ©rfdjeinung toie einem ©buf, er toar noch
nidjt ber 9Kann, bie Seufelin fernhalten.
©r hatte einen älteren 93ruber, ja, aud> er. 3ener Soljanneg, ber
in ben ©infamen SHenfcfjen aug bürgerlicher Sumbfbeit fid) in freie
33atjneu feh-nt, mufjte ftd), faum bafj er 3U einer frifdjeren ^rau
aud) nur bag §aubt erhob, fogteich i3urücfge3toungen fühlen, unä>
ging, in ber 'ükrtoirrung feineg £jer3eng, am Snbe in ben <S»ee, um
fich 3U finben. Sieg toar §aubtmanng 'Bifion bom ftrebenben TOanne,
bielleicht fein ©efbftborträt mit Sreijjig, affetifef bunfel unb ber=<
gebeng emborlangenb in leichtereg ©etoölf. <32tit Jünfunb&reifjiig toag»
te er, bon einem neuen ßebengbulg getrieben, ben erften führten ^litt
ing heibnifche Canb, §einrtdf) ben ©tocfengie&er Itef3 er »on ber Tabelle
auf bie 58erge fteigen, hämmernb, athmenb, liebenb» unb bochi sulefyt
^erbrechen, bon :©chutb unb bom ©etoiffen heimgefucht. ©g toar bie
TOitte feineg 3>id>terlebeng, in ber er ben <hriftüch<en ©eift bergebeng
3u befiegen trachtete. Soch ftaeferten bie ßtchterfbiete ber ©inne 3U»
toeilen toieber auf. ^Breit unb mit behaglich toettticfjer ©eberbe fajrieb

er baS (Spiel ber Srunfenbolbe, bunfel umbrobte nöd>tlid)er ©efang
unb Orgel ibie furä f>ini>onnernbe 3Kd)tung fron ©Iga, in ber £jaupt=
mann, ein einiges SHal, alg £eibenfd)aft bie ßiebe brennen liefe.
9hwb bier brarfj am ©djlufe Sllleg 3ufammen, aber eg toar nidjt mebr
©etoiffengqual, Ähxbe nnb <5<btoäd>e, bie bie §etbtn jum Unterliegen
bradjte, fjier toar e£ £jafe unb (Brauen, "KMlbbeit unb ©iferfudji, bie
auf einanber prallten. Unb btdjt nad> biefer feiner einjigen Sragoebte
bebt fid) bic ßinie fdjon in leidtfere Suft. Sbr liefe, ber Siebter baS 3arte
unb fofibarc ©kg&üttenmärc&en folgen unb fdjuf in Wippa }um eriten
9ZTat ein (2ßefen, bog tan3t, nod) fü|feer al# bag elbifdje ^autenbelcin,
nod) leid)ter, taumeliger.
3>od) erft, alg Hauptmann fid) ben Jünfjigern näberte, gab er
fid) fetber frei. 3n>an3tg 3afjre nad) ben ©infamen 'SKenfdjen liefe er
beren ©eftalten, in ©abrtel (Scbillingg 3tu<fyt, nod) einmal erftebin;
bod) nun fetjte er ben ^Jroblemattfcfren, bie fid) bog ßeben belaften,
ein Ijeiter gefafeteg, blonbeg "ipaar entgegen, bie entfdjloffen finb, 3U
lieben unb 3U totrfen. "ältan mufe biefeg (StüdE mit feinem gequälten
unb feinem ettoag betoufet befreiten ^enfebenpaare nidjt lieben, mufe
aber feine QJebeutung als ^8eFenntn^fefd>rtft be£ 3>id)terg faffen. ©rft
bier, erft mit faft fünf3ig 3abren bat biefer 3>id)ter einen grofeen Shir-
Slfforb beg »ollen ßebeng angefdjlagen unb ibn feftgebalten. "3Dar
big babin burd) fünfunb3toan3ig gabre fein fSSJerf, alg 3>ofument einer
Seele, ein fdjtoärmenbeg Sraumgebilbe ober ein buntTeg ^Bauernbtlb
ober, toofern eg Ättmpf barftellte, ein Untergang burd> ©rb'fdjaft,
■Reffentiment, €k&ulbgefüble, toar eg in $3Xolt gehalten unb aud> bort,
too ein l3HitteIfat} 3U IjeKeren Sönen fid) enttoirfte, am ©nbe toieber
in bie alte 'JOeife 3urüctgefatlen, toie bag §irtenlieb beg Sriftan: nun
ftieg getroft empor, toa§ fid) big babin nur leife »orgetoagt batte,
fdjulblog unb reuelog ein ^Befenntnife ju ben ©innen, feft unb getoife
auf biefer ©rbe, mitten im £id)t, unb man badjte ber "Kerfe beg Firmen
§etnrid) bon jenem Saudjer, ber beit 3urü<fgerebrt 3ur Oberfladje,
„bann ift fein ßadjen, toenn er einmal ladjt, Caften »on ©olbe toertb .."
Unb bod), eg toar ein Saudjer bamafe, ber beraufEam, ein ©ebeitter
toar eg, nidjt ein ©eborener, unb fj) ftarf ersitterte biefe in 9lffef«
emporgetoadjfene SHdjierfeele öor föld>em ^Jefenntnife, bafe fie e§ nur
an bie (Seite feineä "BJerfeg rücfte unb nod) immer nidjt im (5d>icffal
ber ^auptgeftalten bar3uftelten toagte, toa§ fie betoegte.
©rft je|t, toieber um fieben gaöfe fpäter, bat biefer 3>id)rer, ber
fi<b toie SRembranbt in mandjer ^RaSU bar3ufte£len liebt, ein bolleS
Confiteor 3U ben ©öttern gefprod>en unb, tro^ einer neuen 'üJerbültung
in Jfomt ein«* erääblten ©r3äblung, fd>etnt er 3ugleid> in biefer 'Slo»
uelle „3>er Äe^er oon (Soana" eine fftmbolifdje ©efd)id>te fetner (Seele
gefdjrieben 3U baben. bie toieberum ein SBefenntnifj feiner ©eneratton
umfd>liefet. ©S ift bie ©efdjidjte eineg Gifteten, ber 3um beibnifdbni
9lnad>oreten toirb, ba§ (Ertoadjen eineg §eüigen 3ur ßiebe, bie SUer«
toanblung eineg ^riefterg in einen «ergbirten. ©g ift, obtoobt in
I

unferer 3eü unb in ben SBergen.bon ßugano fjjtcleitb, eine Mutation
bom Sbriftliäjen 3um ©riecfjifcben, toobei benn mit botter S?unft baS
■ijJanifcbe in jene moberne 'üJielfolt aufgetöft toirb, bie man 5laturaltftif
ju nennen pflegt. 3n biefem ebten flehten ^öerfe nennt ber Siebter
bog "Stäbchen „bie gratet bom 9?aume be3 CebenS, nicht bom SBaume
ber (Erfenntnif)'' unb giebt and> hiermit einen JJwge^eia.
Slgatba, nun, fie mag mit bem 'JDefen bertoanbt fein, baS ben
©tocfenaiejjier genießen lehrte, aber 3Hefe ift, toäbrenb fie beinah nicht»'
ft>riä>t, noch frifcber, toeniger unbinenbaft, gan3 fcblafenber <Ettnn, 3n»
ftinft unb Srieb; unb hatte §aubtmann früher 'äöatbtoefen unb 'Slb.m»
pben mancherlei gefcbaut, nun fafet er berufter feine "JJifion. 3>ie
©cbtoere ift t>on ü)m gefallen, nicht fürchtet er mehr, 3urücf3ublicfen,
mit Dotier ^reube fteuert er ber tTeinen ßtebesinfet 3U, auf ber ber
^Jriefter unb baS £jtrtenfinb fiä> finben. Uttbergejjibar, toie fie, einer
■SÖalbnrjmbbe ber flaffifdgen 'JDalburgignacbt bergleicbbar, auf einem
ftörrifd>en SSocfe reitenb, mit gelüfteten Meibem, bron3en, ftarf unb
ungeberbig, ben armen ^riefter bollenbs bmretfjt. Unb Hauptmann
häuft fogar, toie um au§ Srotj ben "Reft bon fern abgroHenbem Stottfd
3U betäuben, in biefer £iebe Trebel auf im ßürcbenfinn, benn
biefes" Äinb foll au§ SBIutfdjanbe ftammen; bertbiert unb 3ottig, tottb
unb 3itternb fdfjilbert er biefe elterlichen ©efcbtoilfter, bie bor bem
©tehttourf ber empörten 3>orfd)riften in untoegfame ^Bergabbänge mit
ihren 3«gen flohen. 3>ie ber,enbafte ©eftalt, bie fid) in feinen 3>ramen
toieberbolte, fhtbet fid> toieber, aud> Storf unb ^ürgermeifter.
3>od) biefer spriefter felber toar 3Ub.or nirgenbä. SSJic Hauptmann
ben heiligen günglhig (Schönheit unb ©inne, toie er ihn an bem an»
tifen ©arfobbag, in bem bie ^Bäuerinnen toafcben, bann toieberumi
im berlaffenen Atelier eines Onfelä bie Freiheit toeiblicf>er ©eftalt
entbeefen läfjt; tote ibn, ber feinen bunbert ^Bauernmäbdgen in ©cbule,
9Heffe, ^Beichte tote ein Csntrücfter begegnet toor, in ber befreiten TOilb»
nifi eines SJergfrüblingstageg "Statur unb QeiterFeit, bieg §etbnifd>
©ulolifdje bes §irtenftnbes" in bie SBanbe fc&Jagen; tote er, im Sremolo
ferner SJertotrrung, nun betet unb nun nicht mehr beten mag, toetl
alle "Svasen nach ber ©öttlidjfeit fitt> im ©efübl ber irbifdben ßieb«
Iöfen; toie bie <£r3äblung mit bottfommener #unft an ihrem §öbe«
Jjunfte abbricht unb nur burcb ein fyerotfify nadjgefe^teS SSilb fid>
fdjtoetgenb ergän3t: bieg 'älllec? mit feiner fntnlkhen UeberfüUe ftetlt
bie ©nttoicfelung eine§ 2>idtjterg bar, ber fbät unb nur auf langem
fdjönen Umtoege bie SJBelt, bie Jrauen unb fidj^ felber fanb.
'illS ©erbart gaubtmann feinen l2öeg begann, toar Jriebricb
9tie£fcbeg ©pracbgetoalt nodb Faum bernebmbar. 'üDie fd>toer entrang
ftd> ba auS 3toeifetboIIer ^Bruft ba§ eigene ^Befenntnifj 3U 3>em, toaS
■Jlteyche mrt Dem "SSJorte SJ>iont)fifd> unüb«rfe^bar fcfjön gefangen batt
3)enn toabriüf) ift e§ 3U 3eiten ber begriff, ber nur nod), fehlt, um
unrubbonen ©eelen ba8 3ei«hen 3ur ^Befreiung 3U bebeuten. 3>urd>
baS 3>kfkbt ichriftticber ßebren, in benen er er3ogen toar, burch bie

t>«rhängniSboItc Sbeitung in 3toei 'JScIten, in ber man nur her ©eele, nur ben ©innen bienen fönnte, fetbft burd) bie transparente ©eiebtig« fett materieller SUnfcbauungformen nnb toieberum burd) baS grof>-artige SbaoS ber toagnerifchen Unform mujjte ein junger SHcbter in ben adliger Sauren in ©eutfchlanb fytnburcbtoafen. 'JDeit toaren uns anbere Kulturen boran, bod) fab man fie bei unS faum. Stur auf «iner 3<xt)ti runb um bie "JOelt lonnte man biefteidjt ©riechentanb «ntbeefen.
^Ztancfrc meinen, Hauptmanns grieefrifebe Steife habe ihn gleich» fam geseilt. Stajj man nicht fef>en teilt, toie 3eber babin reift, toohtn bie inneren ©efetye feiner Sltabt ihn Rieben! Stuf biefer Steife, bie er un§ fo gebanfenreid) befchrieb, fann er bod) nur, toie jeher ©idjter, ein innerlich borauSgefcfjauteS 93tlbnif} nun aufgefunben unb mit bei» terem ©rfebreefen toabr befunben haben, toa§ er in feiner ©eele trug.; SÖer in ©i3ilien fdbon ©riechentanb borauS «rfannte, toirb fief) in ©riechentanb babeim. embfinben; unb bon b«n SSergeSbatben bei £u° gano, in bie Hauptmann feine Stählung berfetjte, ift eS nicht fo fefcr toeit bi§ nach SZteffene ober Staubtia, — ach, eS ift noch febr toeit! ©rfdjeint unS güngeren in biefer SHcbtung SZIandbeS nid)t öon jenem ©olbton, ber ©iorgioneS £jirten überglast, fo flehen toir mit ©taunen bor biefer fbäten ^Bejahung beS CebenS, bie unS ber retebfte beutfehe SHdjter, nad> b,ierunb3toan3ig 3>ramen 3um erften S2Tal, fat einer ©rjäbtung bietet. 3ft eS nicht fonberbar, bajj unS, bie in toei» ter erfdjloffener ^retbeit beginnen burften unb beren innerer $ambf in anberen ©Richten fbielt, ber Slettefte bon 3>enen, bie toir ehren, mit gan3 ergrautem Sjaar unb ©oetben an "31ntlit3 nun ähnlicher aß bem SobanneS 3>ürerS, foteb einen ßoefruf ber 3ugenb 3U3utoerfen toeijj? 3ft eS nidjt tounberbar, toie biefer Siebter foteb einen "35Jeg f>in 3U ben ©innen nahm, toäbrenb Stiebarb i3>ebmel, beinahe gleichen SllterS, aus Srunfenbeit 3U immer milberen Sönen fichi enttoirlte? SHan fönnte, folt eS benn ohne Vergleich nicht abgehen, am ©heften an MingerS ©nttoiefetung benfen, ber- ficf> bom „©brtftuS im Olömb" mit grauem S3arte 3U ben erotifd>en <Pbantafien beS „3elteS" febtang. Sa, bliefen ibiefe SHeifter um fid) her« f" feben fie «ine erneut« Qugenb, bie ber Sragoebie auStoetcbt, ohne bod) beSbatb in bie SKtfd)» form ber ©roteSfe gebrängt 3n fein. JJn Slugen bliefen fie, bom SCDiber» fdjetn beS Abenteuers fchimmernb, in fjerjen, reueloS unb nur auf ftä) geftellt, ^öagniffen 3ugethan, bem ©otte ergeben, febr fern ber Affcfe, fremb jenen Hemmungen, bie km borigen ©efcblea>te ben freien 9lthem nahmen, in ©eelen bon ©tabl, in ^ünftter bolt CebenSfeuerS, boch banfbar unb fdjtoeigenb bor ben älteren SSteiftern.
AScona. ©milßu&toig.

§SK5f ogammeb ftürste fid) in bie fiinfamfeit, branbenb unb brültenb,
"tWwP bafj fic toie ein 'JHeer über ign 3ufammenfd)Iug. *2tiemanb
burfte fid) mit feinem 3erbred)licgen $agn auf bie bon ber (Seijjel
©otteg gebeitfd)ten SJÖogen toagen; fie Ratten ign 3erfd)mettert unb
al8 toertglofeg ©tranbgut an bie Äüfte getoorfcn. s2Ticgt (Egabibjeg,
bie f<d)illernbc ©cglange, frocg bie befonnten Reifen 3ur Sinftebetei
empor, "Stiegt 'JHarta, bem fingenben "Bogel, gtücfte ber fd)mer3ttd)e
^Jlug burd> ba§ 3>ornengebüfd> unb an ben ßetmrutgen unb' Steden ber
35ogeIftelIer borbet. i
fKtogammeb jubelte: fein £ad)en braufte in ben Süften: feine
©tirn ftürmtc 3U ben SDoIfen:
3d) bin allein! "3tiemanbeg gotgfamer unb meiner enblicg ge=
toifjt SHe ©onne ift meine (Sonne, id) toanble meinen ©djritt. 3d)
fege mid) im ©bieget beg 93acg«g unb bin betroffen. 3<f> falle nieber
am Ufer unb trinfe burftig mein Slntli^. "JtacgtS fallen bie ©terne
auf meinen SCDeg unb finb liefet, bie im 92Tonbttd)t glän3en. 3M£>
gebe fie in meine £>anb unb betracgite fie toilltg. 3>ie (Eibed)fe, meine
fleine ©cgtoefter, gätt an ber Litauer meinen 93ticfen ©tanb unb 3ärt=
lid) fege id) fie in bunfter £jögte entfdjtoinben. £>er id) in ber ©emein=
geit ber '3Iienfd)en mid) gaffen lernte — icg toage, mid) 3um erften
9Hal 311 lieben, unb toeine micg toie ein &iub in fetigen ©d)laf...
SStogammeb rannte big in bie tiefften Sgäter '32teffag. 2He Wiib*
nifj enttoirrte fid) bor igm. ©d)Iinggetoäd)fc entfcgtangen fid). ©umbf
toarb ©rbe. Silberne Quelle ßabfal. SHe (Steine ebneten fid) unten
feinem frögticgen gufe- ®ie gifyten berneigten fid). Unb bie 3^fcn
toarfen fid) ©d)o auf £d)o 3U toie einen flingenben 93aII: £>eil 3Hr,
"äHogammeb, ©efanbter ©otteg!
£g toar ber geifjefte '•Ramabgan feit bieten 5agr3egnten. £$n
ben ©trafjen ber ©täbte fielen bie SHTauttgiere tot um. Kamele ber=
burfteten. gunbe tourben totttoütgig. 'Sin ben ^aratoanenftrafjen fd)im»
merten toic ^leilenfteine eine§ quatbotlen '2Begeg bie £eid)en ber
bon ber (Sonne erfegtagenen Araber, (Sgabibjeg unb "JHaria lagen im
ftetnerneu ©djatten beg £>aufeg, im fügtften innerften ©emad> auf
SJaflbecfen. Sie gatten bie Äteiber bon fid) geftreift, bie, 3U einem
Änäuel gefd)id)tet, toie ein bunter ©ö^e aug ber ^Dämmerung glo^ten.
3gre fegönen Prüfte teuegteten toie toeifje Zimbeln. (Sie tranfen Jrucgt=
toaffer, nafdjten an 3ucfergebäcf unb fbietten 9Kügte. <£ht 3agmer
d)inefifd)er Seifig mit einem fonberbaren gagnägntiegen feuerrotgeu
©d)obf fbrang auf ben gelbem beg ©bietbretteg 3irbenb 3toifd)en ben
Steinen.
^löfelid) toarf 3lti, ber Änabe, ben "Borgang 3urücf unb melbete:
,<£bt Bettler, ^errin, ftegt am Sgior unb läfjt fid), ntdjt abtoeifen.
Sa) bot igm 3>atteln. ®r wieg fie 3urüdt. Sd) bot igm SHtün3e. <£r
fdjlug fie mir aug ber Sjanb. ©ein Sart unb fem §aar ift oertoilbert

toie ein SOalb ouö Sfttiebolj. <£r ftinft toie ein ©d>afal. ©etn 2eü>
tft mit fd)toar3en Äruften bebedt. <£r ähnelt einem Saf^enfrebg. Sic
3lrme fdjtägt er toie >2nül)lenflügel. 5lug feinem "3Kunb tropft Ijeifjer
©toeidjel toie gefiebeteg SJlei. ©eine klugen finb grojj toie bie s2lugen
r>on 3rren. <£r toünfdjt £ucf> 3U ftoredjen, £>errin...'
9X!aria 3ttterte. Sin ©toietftetn fiel aug if>ren gingern unb flirrte
aufg SBrett. Ser Scrftg freifegte beluftigt.
Stjabibjely ftü^tc bag Ätnn in bie £)anb. .'Sring ung Secfen, 'älli.'"
Ser fötabe Ijufdjte maugbjaft burcfjt ben "Raum.
Sie toeifjen Gimpeln erlofdjen unter "Sudlern.
,Ser *3Hann folt fommen.'
9Hit flabbernben ©liebem tan3te ein gebred>licf>er ©reig burd£>
bie Sljür. Unreiner ^Itfyent erfüllte bie ßuft. §äfjlid}feit mtftljaubelte
bie SJlidEe, bie ü)n befdjauten. ©rautoeijjeg §aar touc£>g Jriljig au*
bem Äopf. Ser SJurnug, ber tf>n toie mit &räl>enflügetn befd&iirmte,
ftob fcfcmutjtg unb äerrtffen fron feinen Cenben. ßatlenb fiel er jtoifd>en
ben grauen nieber.
.■STioljammeb!' fd>rien bie grauen.
'SSJie 33ambug fd>offen fie fteil in bie £)öt>e. Sic Serifen fielen t>on
iljren Sjüften. 3f>re toeifjen Prüfte funfetten.
... ^Holjammeb gefunbetc.
Sie grauen pflegten ifm toie ein ftinb: mit £jübnerfleifd> utü>
(Sfelgmild). ©te toufd>en unb fämmteu ü>n beg "Klorgeng. ©te trugen
ü)n im ©effel nadjtg, toeun Äüljtung toetjte, auf bag Sad> Sa fajj er
im ©effel unb fa& mit leeren ^JXugeu in bie ©ferne.
,£iebeS ßiäjt!' fagte er unb totnfte ben gotbenen 93rübern.
WS <2Ztot>ammeb etneg Sageg ju fid> fam, faf> er (£babibie& in
ttnterljanblung mit einem "Retfenben, toetdjer i>on 'JHebtna eingetroffen
toar unb gute ©efcfjäfte tu fiffenjen unb Oelen für fie gemacfjt batte.
.SQJäfjrenb Su fiebrig blabberteft, ^ItoTjammeb' (€^abä>je& faf>
ifjn an), ,f>abe id> gegrübelt.'
,0 "JDeib,' ffcracf> <3Hof)ammeb, ,bem "üJJorte toerben güjje toadjfen
unb eg toirb toanbeln. <£g toirb ein £etb fem unb eine ©tirn frabeni
©eine garten §änbe toerben bag ©d>toert fd>toiugen unb bag SBort
wirb töten, toeldje an bie 9Kacf>t beg <2Öorteg ntdgt glaubten'."
3aö ift ein ©tüct aug bem bei (Ericf* "Reift erf<f>ienenen Vornan
eine« ^ropfieten" »on Mabunb. Seutltd) 3eigt er bie beiben (Elemente,
bie, toic bag toabrbaft Stdjtertfd>e überhaupt, bag 'üBefen biefeg '•poe*
ten 3ufammenfetjen: bag ©et)erifd>e unb bag ©pielerifd^e, bag öon
ben fjödjften Singen beg £)immetg 95efeffene unb bog oon ben niebrig»
ften Singen ber <£rbe 58efitjergreifenbe. ©(^on bie befonberg tnfri»
mtnirte 3eile beg berü^mt=berücf)tigten ©ebid>teg, bag ben jungen
©tubenten §enfd>fe »or ©ericE>t unb feinen grotegfen Secfnamen 3um
erften URal auf bie ßibben ber ßeute brachte, fenn3eicft/nete fidj burd>
eine 'JSerfotopetung beg §eiligften mit einem <3lugbrucf für getotffe

aniinalifche g^nftionen, bie bod) nid)t nur auf bie 'JLnrempetung
bürgerlicher Äonoentton ausging, fonbern ihre tief innere QJerecfrti»
gung unb 9totbtoenbigfeit in ber ©banntocite ber feetifchen ©emarfung
fyitte, innerhalb ber baS Salent biefeS 3>id)terS lebte unb lebt.
Unb „"•Sloreau", baS le^te ebifebe (Eigentoerf (neben mancherlei
Ueberfetjung unb £t)rif) beS immerhin bebenfttd> fcbnell <5chaffenben,
nahm 5luffd)toünge in eine CEfftatif bohren «Ranges, bic man nicht ber=
toecbfeln barf • toeber mit ber feigen, tooblfeiten gchfludjt, bie ben heute
3ur '•ZDaarenbauSatrabbe getoorbenen begriff „'Klenfchheit" toie einen
*£b«rtermantel um ihre ^Blöfje 3U toerfen pflegt, nod) mit ber üblen
Äonjunfturmt)ftif, bie beute bei 93übnen= unb SBücberfdbreibern, mehr
ober minber gefcbmacfbolt hergerichtet, im ©ebtoang ift. 3>aS „ülufjer*
ftdjfem" ber fgelben MabunbS (unb bantit ihres ©djöbferS felbft)
f>at (nur al§ gormanalogic, nicht als 5ntenfitätbergtetd> fei cS ge=
fagt) baS gleich« "SltobeuS toie baS ber monumentalen 'JUtiftifer beS
^Kittelalterg: bie 'äJerfenfung in bie eigene bielfbälttge Perfönticbfeit
um ber (Erringung ber (Einheit alles ©eienben toitlen. <3Itoreau unb
SHobammeb, 3toet bet}enb=gebets,te Ärteger Seit ibreS biftortfebett ße=
feenS, bei Älabunb laufchen fie in fid> felbft, bis fie bie Quellen beS
eigenen ©einS raufchen, biefe in ben ©trom beS 'SlltfetnS berraufeben
frören, ©efdjicbtlicbe 'JBabrbeit, ^itbntffe berühmter 'ältäuner barf
man bon einem alfo gerichteten ©eift nicht berlangen, fo toenig bon
einem $arl (Sternheim ober ©eorg &aifer 3U »erlangen ift, fie möch-
ten fid> mit ihren ©cbutsleuten ober Äaffirern anberS benn als mit
platonifcheu Söcen befaffen. 3HeS ift ja bie 5»errtid5e £)abe, mehr
noch: bie heilige Hoffnung, bie heutige Äünftler ber SStelt, unb uicht
3ulet$t ber beutfeh febreibenben, gefcbenft haben: bafj toir toieber £)ori=
3onte fehen ftatt Simbreffionen, £jintergrünbe unb nicht mehr ^etoeg»
grünbe.
(ES 3cugt eben fo bon MabunbS jünglinghaftem 'JÖagemutb tote
t>on feinem frühalten ^BltcE für 'JÖirfungen, bajj er fieb 3ur 3>ar=
ftcllung ber Gräfte, bic er in fich toirbeln fühlt unb in bereu JtretS
■er ben ßefenben 3U reiben trachtet, ber £jödjftformen beS Phänomens
"SHenfcb bebient unb nicht, toie bie 3Ubor genannten Siebter ettoa,
Äaifer unb ©ternbeim, bie (Srfcbemungtoelt berengter ©eelen rad)
jenen Peripherien bebnt, too fie, berrinnenb unb berröcbelnb, ihr
<£toige3 berühren. Mabunb macht eS fid>, tote febon angebeutet, bamit
leicht unb febtoer 3ugleid). 3>er 'SDeg 3um ©ibfelblateau, too, toie
33Jolfcnfambf auf fjocbbalben, baS "-Ringen um unb mit bem (Seift
toogt, bemüht ihn unb uns nicht all3u fehr: man fährt gteiebfam im
ßtft medias in res. Qlber fid) oben 3U ^xtltctti, ift hart: toeil bie 2uft,
ftatt allmählich, mit einem «Kuct 3U bünn toirb. 9lm §ärteften für
ben 3>ichter felbft. felbft geht ber SUibem fd)lief3lid> auS; er
fommt mandjmal gefährlich in8 "iRutfchen; unb eS finb, nicht feiten,
bloS bic 3actig=brächttgcn, blumenumbufchtcn tt>rifchen Sßorfbrünge,
btc t&n gerabe nod) beim tRocf3ibfet ertoifchen, um ihn auf bcmj^liocau

3u f»alten. 3>arum fann eg auch nicht tounbern, bafj ber letjte $luj»
fdjtoung, ber, t>oabtfwft> au8 bem eigenen £>er3en toaäjfenb» ben ©ip«
fei überhöben, bie §öbe babtnauf gipfeln müfjte, too bag letjte Se»
greifen, bag letjte Seicht» unb Sichttoerben fid) über bie feucfjenbe
(Seele breitet, ben bunflen 2llb beg SHegfeitigen in fttbernen §aud>
.^erlöfenb, bafj biefe fublimfte ©eifttoerbung beg 3id}terifd}en, tag bem
„"Ktorcau" nicht gegeben toar, fid> aucf> bem ,,'3Hofjammeb" »erjagt.
SSetm „(Solbaten" mochte 3>ieg allenfatlg <2ticht=<2öollen fein; beim
„Propheten" toetft eg unbebingt auf "Kicht'&önnen. 3>enn 3>ieg allein
grünbet ben ^Begriff, rechtfertigt überhaupt bag "Borbänbenfein ber;
Stifter neuer (Sötter: bafj in ihnen, aller Kreatur 3um 'Borbilb, eine
neue "Bereinigung mit bem Steigen (Statt finbet. 2lber foll man,
barf man and) nur t>on einem 5unfu'nb3tocm3i3i<ibrigeTt 3»ag »erlan-
gen, toas bag eingeborene ©efet} gerabe biefeg (Stoffeg verlangt? 5lli«
römifcfje lOetgbeit fcfjon lehrte: unter ber ©etoatt teeitaugbyolenben
SEOurfeg in bie J?nte 3U brechen, fei ein fcf»önerer (Sieg, alg bie 'SXteber»
läge ber breitbeinigen SBoIlenbung beg ©rbärmlicben.
"SKüncEjen. §arrt)Äab/it.

3)a3 §au3 ber Humanität

gssf g tear am 3toeiten September, alg id> abenbg um neun Ubr ba£
«ÜeS Sjaug ber Humanität betrat, ©g toar gerabe fedjg 'üöochen, bafj
id; blinb toar. "21m näcfjften Sage tourbe id> einunb3toan3ig Sa&re.
©g ift ber traurtgfte ©eburtgtag getoefen, ben id> im Sehen gefeiert tjabe.
3d) hatte in ber "Stacht toenig gefdblafen unb ftanb um fieben Xtljr
auf. Äetn <3Henfdj fümmerte fid> um mia>. ©0 habe idf) allein, auf
einem (Stuhl fitjenb, meinen ©ebnrtgtag gefeiert. 3>chj f)abe feinen
SBrief erhalten, feinen ©rujj.
2>ag §aug toar grofj. "Söeite gfure sogen burcbj bie £>auptfront
unb bie (Seitenflügel, bitten in einem großen ©arten liegt bag §aug.
'Reiche Seute haben eg geftiftet. 3>d> habe fpäter einmal eine *3lnfprad)e
gehört, toeldje einer biefer ßeute an bie SSetoobner beg £)aufeg richtete,
©r fagte: „SJBir haben biefeg £jaug erbaut, um ©ud> ein £jeim 3U
geben, eine £jeimatb. Sbr fotlt toiffen, bajj eg nod> "äUenfdjen giebt,
bie ©ucf) nie öergeffen. 3>er einige SJDunfch ift, ®udf) Siebe 3U geben,
©ebt ung bafür ein "älöenig Vertrauen." ©g toaren bie SUJorte eine*
ernfteu SHanneg unb famen aug einem §er3en »oll Siebe.
SZDag ich in biefem gaug erlebte, toar nidf>t Siebe.
3ch höbe lange Seit gebraucht, um mich in bag neue §aug ein=
3ulcben. ©tnc Sjeimatb ift e§ mir nie getoefen. S^h babe feine (Stunbe
gehabt, in ber ich froh toar, too ich Siebe gefehen Ijabe.
Sd) toar fedjg lochen franf getoefen unb toar in biefer Seit ein»
ober 3toeimal aufgeftanben. (Sonft hatte ich im 'Bett bleiben muffen.
5>enh ich toar noch f«hr febtoad). Sin meinem ©eburtgtag füllte id>

beginnen, toieber gehen 3U lernen; unb fdjreiben unb tefen. 3d> fottte
ein neues Ceben beginnen. Senn aus" bem ölten £eben toar id) fjaraug*
gertffen. Sa§ toar tot. Sa§ fam nie toieber. 3n ben erften Sagen
kg id) auf meinem 33ett unb berfudjte, nidjt benfen 3U muffen. Sch-
aft nicht, benn id> toar möbe.
3ln ber (Bbitje be§ Sjaufes" ftanb ein SBertoalter. <£r fam ju mir
unb fagtc mir, id) muffe bod) effen. Scf) fonnte nidjt. Sa ging er,
leife bor fid> hinfpredjenb, hinaus.
Sie ßtunben fdjleicfjen unb toerben 3U fitotgfeiten. Senn id) fah
nichts. ,32Tandjmal ftierte id) öor mid) hin, um ba§ Sunfel bor meinen
klugen 31t burchbredjen. Senn id) glaubte nidjt, ba& id) im fieben
toirlüd) einmal toieber einen ©tratjt bon Cidjt fefjen fol[e. Slber e§
nuijte nid)t. 3lur bie klugen tourben hei& unb gtühenb unb baS ^lut
flieg mir in bie ©tirn, bajj fie brannte, SöJodjen bin id) allein getoefen.
9lur bic ©ebanfen an mein früheres fieben, an 9llle§, toag id). ber»
lören hatte, toaren bei mir. Sn biefer 3^it ift fein "SKeufd) bei mir
getoefen. 5dj h<itte mir ^aöierbogen genommen unb 3ufammengerotIt.
935enn id) fie langfam abrollte, fonnte id). fd)reiben. 3dj fanb einen
93letftift. ©0 habe id) gefeffen unb habe Briefe gefdjrieben unb 32ten=
Mfjen gebeten, bajj fie einmal 3U mir fommen follten. Senn td> mujjte
einmal toieber mit einem SHenfdjen fbredjen. Ob biefe 'iJZIenfdjen nidjt
lefen fonnten, toa§ id) 3U }d)reiben berfudjt hatte? gdji habe e3 nid>t
erfahren. Slber Sliemanb fam unb id) blieb allein.
"2tun fam bie 3«it bölliger £joffnunglofigfeit unb einer großen,
fd)toeren 92Tübigfeit. ®an3 unten im £jer3en aber tourbe id). verbittert.
TOenn id) nad)t8 toad)te, habe id) ge&adjt: TOie fann id) einen
9Renfcben betoegen, bafj er 3U mir fommt? Senn e§ hatte mid). eine
grojje gurdjt befallen, allein 3U bleiben.
Sn einer langen 9tad)t habe id) gefeffen unb toieber nad) langer
3eit mir einen 35ogen genommen unb 3ufammengerollt. I32tein 93IeU
ftift toar abgebrochen. 3dj habe ihn mit ben Nägeln ber £)änbe ange»
ffctttf. Sann habe id) gefd)rieben. Ser letj,te "äJerfudj, ben id) machen
toollte, um einen 'SHenfdjen 3U jeben. 3d) bad)te: Sie grauen toiffen,
I»a8 Siebe ift. Ser 33rjef toar gefdjrieben unb fort. S»d) toar jo möbe
getoorben, baf3 id) in bell näd)ften Sagen mid) gar nidjt mehr befann,
gefdjrieben 3U haben. Sie Sage fdjlidjen in gteidjer Oebe borüber,
Sage unb 3lädjte. Sdji hatte getoagt, mit artberen 'ältenfdjen 3U fbredjen,
bie mit mir biefe§ £)aus" betoohnten. Sdj hatte nidjit gehofft, bafr id)
unter ihnen einen SKenfdjen finben toürbe, ber mir helfen fonnte,
'©0 toar id) aud) nidjt enttäufdjt.
<Siner toar unter ihnen, ber mir bie ©dj^ift für bie QJtinben
3eigtc. 9lber idj hatte feine Kraft unb feinen 3Huth> 3u arbeiten.
Ser 9Srief toar bergeffen, benn biele Sage tagen 3toifdjen ber
■Stacht, in ber id) gefdjrieben hatte, unb ben Sagen, too id) bergebenS. N
3U arbeiten berfuchte.
€ineg 9HorgenS tag id) auf bem SBett. Sie §erbftfonne fdjien fo

toarm in bag 3tmmer, ba& id&> meinen SRocf augge^ogen hatte. 3ln bie»
fem borgen famen 3toei SQtenfchjen 3n mir. 34) toufjte erft nicht, ob
id) träumte; benn ben 93rief hatte id) ja bergeffen.
Sd> glaube, toir haben ung gefügt 3d) toeijj eä ©ie fyit an
bem SRanbc mehteg SJetteg gefeffen. 'SDir haben nicht biel gefbrod)en,
Senn id) bermodhte eg nicht. <£g tft bie "^ttnbe getoefen.
5ln biefem Sag habe id) jum erften "STBal gefeljen, bafj id> ht
bem §aug ber Humanität toar. 2>a beftanb bie <£inrid)tung, bajj jeber
95efud) bei bem "öertoalter angemelbet toerben mujj. 3>af} id) meinen
3Jefud) nidjt gefragt hatte, ob er angemelbet fei, fann id) berftehen.
wintere "Ktenfdhen fonnten eg nidht. Sa) hatte mid) bietleidht eine
'Biertelftunbe gefreut, alg ein "SZlenfd) in bag 3immer Ijeretngepoltert
fam, bajj id) erfdjraF. 9Ean fd)ien nidjt getoobnt ju fein, borber anßu-
flotofen. SBon biefem ©dhreden hätte ich mid) erboten fönnen, aber
ber 9Henfd> fbrad) aud) noch. laut unb fchreienb, fdbimbfcnb.
Wir toaren ftilt. W.an hörte in bem 3immer nur feine laute,
grelle ©ttmme. „<£g fei feine "3lrt nnb TOeife" (fo biel hörte id) au3
feiner "Rebe beraug), „bajj ein 'Sefud), toenn er bor bem <£&br braujjen
auf bem ©d)itb lieft, er mujj fid) anmelben, bann einfach fjinetngeljie,
obne einem 'SKenfcfien Sttoag 3a fagen. 3>ag fotlte Seber toiffen. Unb
eg gehört fidh nicht, toenn junge "Stäbchen auf bag 3immer eincg
£jerrn gehen, ber im 3ktt liegt. Slnftänbige junge "Sltäbchcn tbun fo
toag nicht."
(Er machte eine ^aufe, um neue 9lnftanbgregeln ju crtbeilen. Sd>
fagte: „SSßaS anftänbig ift, toiffen toir felbft," 3<*> toar fo möbe, fo'
möbe, baf} id> ntchtg mehr fagen fonnte.
®r »erbot meinem SJefitdb, nod> länger 3U bleiben, ©tili unb
ruhig gingen fie unb berliejjen bog fjaug ber Humanität.
'Jim ,2Iad)rmittag bin ich auggegangen unb 3um erften 3Hat nad)
langer 3«it froh getoefen. 3d>' babe ganj teife manchlmal getadjtt
2lm '3lbenb Heg id) mid) bon einem 'Ktann, ber noch ein 'üDenig feben
fonnte unb auch in bem fjaug toohnte, abholen unb ging mit ihm
heim. 3d> fbrad) noch mit einigen "Jltenfcben unb hörte, bajj id) beute
SJefud) gehabt unb ein "Stäbchen mid) aefüjjt habe. 3d) fagte nidjtg.
Schi habe 3um erften "JHal in biefer "Stacht mbig gefebtafen.
^Uber ber SSertoalter beg £jaufeg ber Humanität toar nidjt untbätig
getoefen. lieber ihm ftanb alg eine s3lrt 3>ireftor ber ^ribarfefretär
beg STanneg, ber bag §aug erbaut hart«- biefen ^Kann l>atte er
tele^honüt nni> ihm bie furchtbare &batfad)e mitgeth*tlt, bafj id) un-
angemelbeten 58efud) gehabt unb biefen <5xift aud) toieber in ber ©tabt
getroffen habe. Olm folgenben Sag tourbe bem "Klann, ber mid) be»
gleitet fyxttt, oerboten, nod)> mit mir aug3ugeben. 3>er ©efretär liefj
aud) fagen, bag £>aug ber Humanität fei toeber ein j?ranfenhaug nod)
eine ^inberftube. S*)1 h«t>e ihn in ber gan3en 3«tt nicht: ein ein3igeg
"Klal gefbrochen; unb bod) foltte er fehen, too "Kecht unb too Unredjt
in bem §aufe toar.

"3ln biefem Sag tourbe mir bie qan^e §iIftofigFeit eme§ WmbirC.
erfdjütternb Flar. 3<f> fagte'bem SBertoatter, bafj ich ^erauä tootte.
Stberer toollte mir feinett s32Tann mitgeben, ber micf> begleiten Fonnte.
©r fagte nur: „©§ fehlt aUdh.noch, bafj bie <5tabt nachher erzählt, bte„
SSetonhne.: btefeg £>aufeg träfen ftd) tn ber ©tabt mit "Stäbchen."
5d) toufjte nidrjft, toag idf> tfjun follte. 3d> toollte in ben ©orten
gehen.. 3>urch ben Jlur ging id) langfam unb un[id>er; ftiefj, mit bem
Äobf an ein offenftetjenbeg g=enfter. 2>a ging td) mübe toieber auf
mein 3tmmer. '3lber e8 ^ielt mid) nicht. 3<h berjudbte noch einmal,
ben SIDeg in ben ©arten 3U finben. ©3 gelang mir. 3d> toolltc aus
bem £>au§ ber Humanität gehen unb einen 'JHenfchen auf ber ©trage
bitten, mid> 3U ben beiben "JHenljchen ju führen, ba kh tou&te, too
fie toohnien. ©3 toar ad>t Uhr abenb-g.
3<h bin im ©arten f>crumgeirrt unb habe r>€rfudht, bag Sfyor 3n
finben. 3<h habe gefud>t. 9JT«hrmatg bin ich gefallen. 3d> habe 3toei
Gtunben ba§ Shor gefuebt unb habe e3 nicht gefunben. 2>urä> einen
Bufatt ftanb ich nach 3*oei ©tutiben an Äer Shür, burd> bie icf> in
ben ©arten cjeFomtnen toar. 3d) habe toährenb ber <jan3en 'SZachit auf
meinem ßbumex gefeffen. 54 habe'micht nid>t 3U SJett gelegt. §abe
getoartet auf baö (Schlagen ber §albenftunben unb ber ©tunbeu. 3d>
habe fie. fd>lagen hören; alle, nad> einanber. 93i3 e§ borgen tourbe.
©d)ou um fecf)g Ufjr habe td} ben ISerfud) nod) einmal unternommen/'
lieber bin ich umhergeirrt,- über eine (Stunde, unb fanb bog Shor
nicht. Slur ber "üSertoalter fam einmal 3U mir unb ermahnte mich,
mir nur nicht fo biel 92lübe 3U geben; bag Sbor toürbe ich' boch nicht
'finben, 34 habe ihm noch «inmdl gefagt, bafj ich gehen tootte.-_©r
lachte. 3* toolfte tetebljoniren. <£r tackte. 2>a bin ich langfam burd)
ben ©arten gegangen. <5U> unb ,3U Fam ber 'Bertoalter 3U mir unb
fragte, ob ich nicht Äaffee irhtfen, nkbt hinein gehen toolte. 1IZtand>
uf mal fanb ich bog ©itter beg Sauneg unö meine heifjen §änbe umw
- Flammerten bag Falte ©ifen.
3>er '33ertoalter Fam toieber 3U mir unb fagte, toenn ich tele»,
phontren toolte, Fönne ich ie%t thun. 3<h' 9^9 mit ihjm in bag
^auü. 'Sltö tok aber ba2 §au« betreten hatten, toar ber Sßertoaltetr
fort; unb kf> toufjte ben "SOJeg nicht nach bem ^Bureau, too ba8 Sete -
. phon toar. "'
5ch ging toieber in ben ©arten. 3*3' too Ute eS. 9lber ich Fonnte.
.nicht. Sie Shür, burch bie id> noch tmr 3toet Minuten gegangen toar,
toar ibgefchloffen. 5d) 9^9 3U »er anb«ren Shür. 9luch fie toar »er»
fcbloffen. W\e ich fbäter hörte, fmb an biefem s32Torgen alle Shüren,
alle Shore i>erfchloffen getoefen.
(So tourbe ich eingefchloffen toie ein 'SHenifd) beg ©efängniffeä;
in bem §au§ ber Humanität. v
Äein "Hlenfch hat fid) um mich geFümmert. 3>en gan3en Sag nid>t.
9lm folgenben Sag lernte ich ben SKann Fennen, ber fpärer gefagt
bat: „3>tc Siebe hat ©ud> biefeg fyxui erbaut,"

3dfi habe in ihm einen 'STtann'gefunben, ber für Slltog ^Berftäniv.
nijj bat. 34) »erbanfe ihm Diel. (Er bat mir m biefer febtoeren 3«ü
geholfen, bafj ich auS bent Streit meinet Sjer3eng mitf) heraus fanb
unb toieber toagte, baS neue Ceben mit lei)em "Ktutb an3ufangen.
3d; habe nicht öerfteben fönnen, bafj in bem §aug, baS feine
(Eltern erbaut hatten, nichts öon ber Ciebe toar, bie er ben 9Itenfd)en
ertoeifen toollte. "ülber er batte feine 3eit, ftd) »iet mit bem £>auä
3u befc^äftigen. (Er badete nicht baran, bafj e§ 'JHenfcben gab, bie nicht
in feinem Sinne banbelten. 3d> habe in manchen febtoierigen fällen
mid) an ihn getoanbt unb bei ihm immer 'öerftänbnijj unb 9tatb
gefunben.
<ES gab in bem Jjauö ber Humanität biete "Mtenfchen, bie eben fo
fühlten tote id). 3>a3 £>aug hätte ein toabreS §eim für biefe Ceute fein
fönnen, toenn an feiner Stoi^e ein 'SHann geftanbeiti hätte, ber in
richtiger 'ilrt, mit bem toabren 'äJerftänbnijj 3U toalten touftte.
(Einer »on ihnen hat mir gefagt, als id) ihn fragte, tote eS ihm
in bem £jau§ gefalle: „tükiä toir haben möchten, ift 'Ruhe unb '31b.
lenfurg in ftttter TOeife. 'SÜir haben, 3eber, unfer 3«n-nter, in bem
toir leben. 3>aS ift gut. Slber baS £>aug ift ein ^3arabebau. 3n ben
3immern finb klingeln für ben galt, bafj Einern mal (SttoaS gefebiebt
unb. er fkh. nicht allein helfen fann. löenn man aber gefebettt fyat,
toetfj 9Xiemanb, toer eS that. 9Kan mujj bann erft ben gan3en JJlüget
ablaufen unb fueben, toober baS Ältngetn fam. 3>a£ (Effen tft aud>
nicht gut. 3>a8 geht aud) nicht; benn eS ift nöthiger, bajj baS Qauä
immer glän3t unb blinft, als bafj toir gut effen. 3m' iwrigei* 3<*br
ift ein 3ebntel beS wn uns für ben Oluferrthalt gesohlten (MbeS für
baS (Effen auggegeben toorben. 3>aS anbere (5>efi> für Pütjen."
3<b hatte barüber nod) nicht nad>gebach4, toeit id). allein oft. I335enn
baS (Effen aud) nicht gut toar: man blieb am ßeben. 9lber ich habe
bann ffcäter aud) gefehen, baft mein 3inrmer, obtoobt id) nie mehr aus-
ging, nid)t in ben ©arten, nidbt in bie Stabt, jeben «JKorgen au£«
getoafdjen unb getoaebft tourbe. SHJeghatb, toeifj, id> nicht.
3<f> 6<ttte nad> einigen 'JZIonaten gute £eute gefunben, ju benen
id> oft gegangen bin. "22Jir haben 'SluSflüge gemacht. (ES tourbe hinter.
3>a3 (Eis? fam. 3<*> lief mit ihnen Sd)littfd)ub unb robelte unb bad)te
toenig an ba§ §auö. (£3 tourbe febr fall. 'SÖo.djen lang toar in bem
§au£ eine JSätte. bq& mir beim Schreiben bie Ringer erftarrten. "iUber
eö gab feine Noblen. Sd> bin 3U meinen ^Sefannten gegangen, toeit
id> t>or Äältc 3ttterte, toenn ich morgen« aufftanb, unb bebauerte nur
bie §au8genoffen, bie braufjen feine 33efannte hatten.
•aCDtc id) einmal fpäter 3ufällig in ber Stabt hörte, toar bie Äälte
beS §aufe« ber Humanität aud) in ber Stabt befannt. 3^ hörte, bajj
toohl 3ehn "änäbchen jeben Sonntag 3U einer 9täherin in bie Stabt
gingen, bei ihr Kaffee tranfen unb b\S abenbÄ bei ihr blieben, toeil
fie e3 in unferem §aug bor Äälte nicht aushalten tonnten. Uber bie
Äälte ift in ben gan3en "BJintermonaten geblieben.
9U3 idj ehteg '3lbenb8 nad) §au2 fam, traf id) einen 58ttnben, ber

im 3ititmer neben mir toobnte, in grofjer s2lufregung. Sdbi fragte Ujn
unb er erzählte mir, toaä ibm gefdbeben fei. 3>er "Jltann toar früber
33udf;balter unb hatte burd£> feine <Srbtinbuna Stellung unb '33er»
mögen verloren. <Er fagte: ,.5Ug toir heute abenb? in ben fi&faal
famen unb tdfj mich gefegt hatte, fudbte ich, meine ©abel. £>db fanb
fte nidbt. Slber auf bem Jjol^tifdb, ber jebe "SBocbe einmal gefdbeuert
toirb, lagen auf einer (Schnitte Srot brei t>on Oet triefenbe Pfanne«
fudjen. mufj ein SJtlb getoefen fein für bie ßeute, bie feben fonn=
ten: '•Eeu^tg 93Iinbe 2>ieg effenb! "32t it ben £)änben, bafr ba§ Oel an
ben Ringern herunterlief. 3ä> bin gegangen. 3d£) babe nidbt? ju
effen befommen. Seh bin je^t feajjig Sabre. "3lber toie etrt StüdC
'Bieb 3U effen: 3>ag Tebren mid£> aud> nicht biefe ßeute."
3ch habe fdbtoeigenb 3ugebört; unb mich gefragt, ob e§ ber 92Iann
toiffe, ber gefagt batte: „3He Ciebe fyai ©ucf> biefeg £>aug erbaut"
92c it bem 'Bertoalter fomme ich nicht oft 3ufammen. £r führt eine
9trt SIeinfrieg gegen mich. 'SKorgeng batte ich bier3ebn Sage lang
Saffeetaffen obne sgenfel ober Saffen, beren "-Raub einem Steinbruch,
glich. ®r bat nidbt biet 3U tbun«. 3He Hauptarbeit für t&n ift, fich
baS ßeben fo angenebm toie möglich; 3U machen. £r fübrt 3toei ge=
trennte Sueben, eine für fich, eine für bie Silmben. Sogar einen
anbereu Kaffee trinft er. 2>ag 3Henftj>erfonal erbält Sifcbtücber unb
3toci Seiler. 2>ie SBtinben nicht.
Stneg Sage? gefdpab ettoag Unglaublich^, beffen gebeimnigüolteu
Sinn ich. mir 3uerft niebt erttären tonnte. 3>er Vermalter fam anf^mein
3immer unb fpradb mit mir. &t erfunbigte fidb, toie eg mir gebe,
unb fragte, ob er einmal meine Scbreibmafcbiue feben bürfe. geb.
toar febr erftaunt unb merfte gar ntcb£, bajj er bag 3inrm«r fdbon
toiebe'j »erlaffen batte. Später habe idb erfahren, bajj an bufem Sag
toobl «in ^3adfet angefommen fein mufjte, bag meine SItern feinen
Sinberu 3U "SBeibnacbten: fanbten. Sein Siefen toar febr balb toie
früber. (Er fe|te ben Slehtfrieg fort. 3>a idbi oft an meine ^Mannten
in ber Stabt telepbonirte, fcfjlofj er bag Bureau ab. Unb ba er felber
feiten auf bem Bureau arbeitete, toar eg faft immer berfdbtoffen unb
idb mochte feben, toie idb telepb°nfren fönne.
3>en Sefretär babe idb aua> nidbt fennen gelernt. <£r fam an
Sonntagen für fur3e 3eit unb ging balb toieber.
3cfv fonnte bem SDertoalter nidbt Cebetoobl fagen. 3>enn an bem
Sag, ba icb fortging (idb' far fedbg "SEonate in feinem §au§ getoefen),
bat er mir nidbt einmal (Suten 9Korgen getoünfdftt, als er an mir
fcorbei ging. So toar bie ganse Jamitie. ®r bat brei Söbne unb
3toei Sikbter. 3db babe nidbt gebort, bafj, fie im "Borübergeben einem
SBlinben ein ein3ige8 ^Hal Outen Sag jagten.
„3He Ciebe bat Sudb biefeg §aug erbaut." SdE» babe in bem
£jaug nidbtg toon Siebe gemerft. Ober toar 3>a£ ßiebe, toaS tdj> fab?
fiöieUeichi. 2>enn idb ^ar jung unb batte bietfeiebt falfdbe 2lnfcbau«
ungen toon 3Uenfcben unb 3>mgen. Unb t>on ber ßiebc.
2lboIf fron^afef etb.
Hetausgeber verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin* — Verlag dei
Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

LDie Deiciici
Grutz machcrü MuHer ßerünswe«♦^mol m
Schiffährts-Aktien
Koluialwerti, Städte- und Staatsanleihen, m\M\\tk Kupons
B. CALMANN, HAMBURG
! Carlton = HoteI =7™*ta.]K.=
i vaiituii-i iulci Gegenuber dem Haupt,
Das Vollendetsie eines modernen Hotels. □ bahnhof, linker Ausgang, j
Hotel Hansa-Hof Harzburg
HOtBl JfenßnbSU Einziges Garlenll0te! Münchens
Haus ersten Ranges
Einziges Gartenhotel Münchens
Vornehmer, ruhiger Aufenthalt
Vieths
Hotel Yietoria * Bad Harzburg
Wiener Restaurant BSftStS
Zentrum 4086 RRZIWANER
Pilsner Urquell = Weltberühmte Küche
WEINHAUS TAUBENSCHLOSS
Taubenstr. 8/9 Tel. Zentr. 3459
Abendkonzerte □ Intimer Barbetrieb n Gute Küche

+
Zdhnpo sta v
Hekodont
sorgt für blenaena wr::«be <-jf>bunde Zähne. ►
C.W. Henqsrmann Ghern rnbnh CK'rlottpnourqll
--tt">--~~~~^--- - - ~ - -

Renneil zu
Berlin-firunetaltl
(Rennen des Union-Klub)
10.Tag: Donnerstag, den 18. Sept., nachm. 17. ünr
8 Rennen im Werte uon 142009 K., u. c:
Asseburg - Rennen „
40000 M. - •
Verkehrsverbindungen: ,-
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn; Untergrund«
bahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Straßenbahnen
'- *D und U bis Bahnhof Heerstraße usw"
Gebildete; bemittelte Herren, die nach der S_hweiz, Amerika usw.
—I— auswandern! =
erhalten wertvollen Rat durch Lagerkarte 645, Berlin W 9.
, !; t m *v

§[H Vom Büchermarkt [U
Die Grundfehler des Krieges und der Generalstab. Voi. G. Stein-
hausen. Zweite veränderte Auflage. Preis 1,50 M. Verlag Friedrich
Andreas Perthes A.-Q., Gotha.
Steinhausens Schrift, die zum ersten Malp die Rolle der militärischen
Instanzen bei Ausbruch des Krieges in ruhiger Sachlichkeit und vom
Standpunkt des Geschichtsforschers untersuchte, hat überall das größte
Interesse gefunden und war schnell vergriffen. Die neue-Auflage bringt
eine Reihe Erweiterungen und stellt, unter Berücksichtigung inzwischen
erschienenen Materials, die springenden Punkte, insbesondere den sug-
gestiven Einfluß des Schlieffenschen Planes, klarer heraus. Mehrfach setzt
sie sich mit dem Aufsatze „eines Generalstabsoffizieis", der eingehend zu
der ersten Auflage der Schrift Stellung genommen hatte, auseinander. Die
Arbeit Steinhausens, des Herausgebers des »Archivs für Kriegsgeschichte",
ist für die weitere Forschung von bleibendem Wert.
Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt von Eugen
Diederichs Verlag in Jena bai, dessen Lektüre wir unseren.
Lesern ganz besonders snijjfti.len.

Berlin, den 20. September 1919
Weltkrieg und Technik
T~"\er Zweck dieses Aufsatzes ist, zu zeigen, daß die Behauptung, Deutschland habe den Krieg durch Unglückszufall verloren, unrichtig ist, daß das deutsche Heer von einer furchtbaren Uebermacht erschlagen und erdrückt wurde und daß auch das größte Feldherrntalent das Geschick nicht mehr abwenden konnte. Der ungeheure Krieg darf nicht mit Maßstäben vergangener Zeiten gemessen werden. Hier tobten sich zum ersten Mal neue, übermenschliche Kräfte aus; und wenn man das Auswirken dieser Kräfte betrachtet, so erscheint der Kriegsverlauf und das Kriegsende als von Gesetz bestimmt.
Die letzten Jahrzehnte haben auf allen Gebieten tiefgreifende Umwälzungen gebracht; durch die Erfindungen der Technik und der Chemie, durch die Flugzeuge und Giftgase ist auch der Krieg furchtbarer denn je geworden. Die grundlegende Veränderung besteht aber darin, daß seit einigen Jahrzehnten in der Kohle und im Erdöl Kraftquellen von ungeheurer Größe ausgenutzt werden. Hinter uns liegt die energiearme Zeit. Noch unsere Väter waren im Wesentlichen auf ihrer Hände Arbeit angewiesen. Jetzt übersteigen die durch die Technik entfesselten Kräfte thurmhoch die menschlichen. Die in Deutschland im Jahr 1912 gewonnene Kohle (256 Millionen Tonnen) kann einer Arbeitmenge von 79 Millionen Pferdekraft-Jahren gleichgesetzt werden; jeder Bewohner hatte also ungefähr eine Pferddkraft zur Verfügung. Ueber noch größere Energien gebieten England und Amerika, während die anderen Länder viel weniger Kohle produziren und schon deshalb als In-

*
dustrieländer neben den drei genannten kaum in Betracht kommen. Diese neuen Kräfte tobten im Kriege gegen einander und gaben ihm sein Riesenmaß. In der Zeit der napoleon'k sehen Kriege fielen diese technischen Energien überhaupt nicht ins Gewicht. Im Jahr 1870 besaß Deutschland durch die Kohle 6,7 Millionen Pferdekräfte; 1.914 verfügten die Centraimächte über ungefähr 92 Millionen Pferdekraft-Jahre. Die Gesammtmenge der durch Kohle gewonnenen Energie kann auf 460 Millionen Pferdekraft-Jahre geschätzt werden.

Die Kohle ermöglicht eine starke Steigerung der Eisenproduktion. Die Menge des gewonnenen Roheisens hat sich während der letzten hundert Jahre verhundertfacht. Die Hauptländer der Eisenproduktion sind wieder die Vereinigten Staaten, England und Deutschland. Um größere Eisenmengen liefern zu können, muß mehr Kohle verkokt werden; und damit wird auch mehr Ammoniak und Theer gewonnen, Beides Ausgangsmaterialien zur Darstellung von modernen Sprengstoffen. Kohle, Eisen und Sprengstoff-Fabrikation bedingen einander also; und nur die drei genannten Länder haben die Möglichkeit, diese Stoffe in dem ungeheuren Ausmaß zu liefern, wie der Krieg sie forderte. Nur die Leistungfähigkeit dieser drei Länder konnte also die,Kriegsentscheidung bestimmen; Millionenheere ohne die nötige Bewaffnung sind heute, wo Alles an Technik hängt, weniger gefährlich als je zuvor. Mir wird eingewandt werden, daß hierbei die Menschenleistung allzu gering geschätzt werde. Darauf ist zu erwidern, daß nicht tote Massen, Kohle und Eisen, die im Boden ruhen, in Rechnung gesetzt wurden, sondern nur die vom Menschen ausgenutzten Energien und produzirten Eisenmengen. Und zu dieser Produktion braucht man geschulte Arbeiter und fähige Ingenieure. Beim Beginn des Krieges war Deutschland, im Vollbesitz seiner Technik, den an Volkszahl übermächtigen Feinden weit voran. Die Centraimächte hatten durch ihre Kohlenproduktion 92 Millionen Pferdekraft-Jahre zur Verfügung und produzirten im Jahr 20 Millionen Tonnen Roheisen; Frankreich, Rußland und Belgien zusammen hatten nur 35 Millionen Pferdekraft-Jahre und 11 Millionen Tonnen Roheisen. Großbritanien, mit einer Kohlenproduktion von 98 Millionen Pferdekraft-Jahren und einer Roheisenproduktion von 9 Millionen Tonnen, kam noch kaum in Betracht, weil seine Industrie nicht sofort auf den Krieg einzustellen war. Obendrein nützte Deutschland seine Kohle viel besser aus als die übrigen Länder; es verkokte 23„

Frankreich, England und Amerika nur 10 Prozent der Kohle.
Die technischen Chancen des Krieges waren zuerst also auf
deutscher Seite. Der hartnäckige Widerstand der Belgier hielt
Deutschland so lange auf, daß die Besetzung der Kanalküste
und die Absperrung von Großbritanien nicht mehr möglich war.
Die Franzosen sind im Recht, wenn sie das Wunder an der
Marne preisen. Da war die deutsche Militärrechnung falsch.
Nach den ersten gewaltigen Kämpfen waren beide Gegner
erschöpft. Beide litten unter Materialmangel. Nun widmete
sich die englische wie die deutsche Industrie ganz dem Krieg.
Die deutsche Industrie hätte sich aber der Heeresleitung nicht
so völlig -hinzugeben vermocht, wenn nicht die englische
Blockade Deutschland vom Welthandel ausgeschlossen und
seine Industriellen vor die Wahl gestellt hätte, ihre Betriebe
stillzulegen oder Kriegsmaterial zu liefern. Die blühende, Ex-
portindustrie und der Handel Deutschlands hätten vielleicht,
wäre die Welt ihnen offen geblieben, die Reichsleitung auf
andere Wege zum Frieden gedrängt, nachdem der erste Schlag
mißlungen war. Erst durch die Blockade wurde Deutschland zü>«
einer großen Waffenfabrik; und nun erst war die völlige Mili-
tarisirung Deutschlands möglich. Das vom Welthandel abge-
schlossene Land wäre trotzdem verloren gewesen, wenn nicht
das letzte Jahrzehnt Erfindungen gebracht hätte, die ihm er-
möglichten, den zur Munitionherstellung fehlenden Chilesalpeter
durch Produkte zu ersetzen, die aus'Luftstickstoff nach Habers
Verfahren oder aus dem Stickstoff der Kohle gewonnen wur-
den. Vor dem Krieg führte Deutschland 800 000 Tonnen Chile-
salpeter ein (das Meiste zu Düngezwecken); die Menge der aus
Luftstickstoff hergestellten Produkte war gering. Im Lauf des
Krieges wurde deren Herstellung aber so gesteigert, daß die
Produktion im letzten Jahr einer Menge von 2,5 Millionen Ton-
nen Salpeter gleichgesetzt werden kann. Im Krieg wurden täg-
lich auf beiden Seiten Hunderte von Eisenbahnwagen voll Mu-
nition gebraucht. Diese Leistung war Deutschland nur durch
die neuen Verfahren, England und Amerika durch die. unbe-
schränkte Ausnutzung der Chile-Salpeterlager möglich.
Von 1915 bis 17 konnte Deutschland schwächere Gegner
angreifen, Serbien und Rumänien niederwerfen und in Ruß-
land Siege erringen. Rußland war, trotz seinem Millionenheer,
nicht zu langem Widerstand fähig. Seine Roheisenerzeugung, be-
trug vor dem Krieg ungefähr ein Fünftel, seine Kohlenproduk-
tion ein Siebentel der deutschen; deshalb konnten seine Heere nie-

mals die starke Waffnung der deutschen erreichen und blieben von England und Amerika abhängig. Wer Rußland die stärkste Militärmacht Europas nannte, sprach ein längst veraltetes Urtheil aus und ahnte nicht einmal die Bedeutung moderner Technik und Chemie für den Krieg von heute. Nach der Entkräftung Rußlands war noch der Schlag gegen Italien möglich. Dessen Kohlenproduktion ist sehr gering: 0,7 Millionen Tonnen = 0,3 Millionen Pferdekraft-Jahre; und die Roheisenproduktion ganz unerheblich (0,4 Millionen Tonnen). Italien war also ganz auf Amerika und England angewiesen. Solche Siege über schwächere Gegner ermöglichten der deutschen Regirung, das Vertrauen des Volkes immer wach zu erhalten; für dieses Volk aber waren sie ein Verhängniß, da sie die wahre Weltlage dem Blick verschleierten.

Die Entente konnte viel schwerer die verwundbaren Stellen des Gegners treffen. Der technisch nicht leistungfähige Orient war so fern, daß man dorthin nicht rasch und unvermerkt, zu einem plötzlichen Schlag, große Kräfte werfen konnte. Nur auf Italiens Boden wäre eine Bedrohung des relativ schwachen Oesterreichs möglich gewesen; diese Möglichkeit wurde, vielleicht wegen des italio-serbischen Interessengegensatzes, nicht kräftig genug ausgenutzt. Die Entente war in schlimmer Lage, weil die deutsche Invasion starke Heere in Frankreich festhielt, das gegen weiteres Vordringen geschützt werden mußte. Doch bis zum Eintritt Amerikas standen einander technisch fast gleich starke Gegner, Deutschland und England, gegenüber. Die Fronten konnten auf beiden Seiten mit ungefähr der selben Munitionmenge gespeist werden. In den ersten Kriegsjahren haben diese Gegner sich denn auch nie zu entscheidendem Kampf getroffen.

Die Lage änderte sich völlig, als Amerika in den Krieg trat. Die Vereinigten Staa'.en förderten 1012 fast ums Doppelte mehr Kohlen als Deutschland; sie hatten 179 Millionen Pferdekraft-Jahre. Die Ausnutzung der Kohle wurde während des Krieges so verbessert, daß die Rohstoffe für Sprengmittel immer in Fülle vorhanden waren. Die Salpetereinfuhr stieg von einer halben Million Tonnen (1910) auf über 2 Millionen (1918). Die Roheisen- und Stahlproduktion lieferte s:hon vor dem Krieg 30 Millionen Tonnen, wurde dann noch beträchtlich erhöht und die Vereinigten Staaten hatten so viel Eisen wie die ganze Alte Welt. Diese technische Macht stellte Amerika in den Dienst des Krieges. Nach Rußlands Ausscheiden stand nun

den Centraimächten ein Feind gegenüber, der über die drei-
fache Zahl von Pferdekraft-Jahren verfügte und in dessen
Lager mehr als die doppelten Eisenmengen produzirt wurden.
Noch im Frühjahr 1918 gelang dem deutschen Generalstab ein
Schlag gegen Frankreich und England. Auch half die große
Beute auf dem italischen Kriegsschauplatz im Herbst 1917
(2800 Kanonen, 3000 Maschinengewehre) und der rasche, un-
blutige Gewinn von Kriegsmaterial in Rußland im Februar 1918
(4381 Geschütze, 9490 Maschinengewehre) Deutschland noch
einmal in Ueberlegenheit. Nur selten tauchte auf deutscher
Seite die bange Frage auf, ob nicht gerade diese Siege das Ende
des Krieges ins Ungewisse hinausschieben würden, da Frank-
reich, vielleicht sogar England zum Nachgeben gezwungen
werden könnte, nie aber Amerika zu besiegen sei und selbst das
siegreiche Deutschland sich schließlich mit diesem Gegner ver-
ständigen müßte.
Der Juli 1918 brachte die Schicksalswende. Die letzten
Kraftanstrengungen hatten selbst gegen Frankreich nicht zu
entscheidenden Schlägen ausgereicht, aber die Amerikaner zu
schnellster Hilfeleistung gespornt. Nun wurde die Uebermacht
der Entente offenbar. Niederlage folgte auf Niederlage; und der
Todesstoß traf die schwächste Stelle, im Osten, dessen Bedarf
an Waffen und Munition nicht mehr zu decken war, als die
Westfront, zum ^Schutz der Heimath, alle Kräfte an sich zog.
Der Waffenstillstand im Westen wurde noch in der letzten
irgendwie günstigen Stunde abgeschlossen; denn später wäre
eine entscheidende militärische Niederlage auch bei zähstem Wi-
derstand der Truppen unvermeidbar gewesen.
Verhängnißvoll für das deutsche Volk war nur das Zusam-
mentreffen der Revolution mit der Niederlage. Denn wir sehen
schon heute die Anhänger des alten Herrschaftsystems der Re-
volution, „dem Versagen der Heimath", die Schuld an der Nie-
derlage zuschreiben und hören sie prahlen, das Heer und des-
sen Leitung hätten noch Jahre lang das Vaterland zu schützen
vermocht. Dem gegenüber kann nicht laut genug betont wer-
den, daß die deutsche Politik, die ja in den letzten Jahren im'
Wesentlichen von den militärischen Führern bestimmt wurde,
die Niederlage verschuldet hat. Als Amerika in den Krieg
eintrat, im Frühjahr 1917, nicht im Herbst 1918, wurde über
das Geschick Deutschlands entschieden.
Meiner Auffassung wird entgegnet, die sittlichen Kräfte seien
schließlich die entscheidenden; die Welt werde von Ideen ge-

leitet und alles Geschehen wäre sinnlos, wenn der Lauf der Geschichte von der Menge des Eisens und der Größe der Munition bestimmt würde. Und doch geben im modernen Krieg die Materialmengen den Ausschlag, wenn der Aufmarsch der Gegner beendet ist. Bei der Scheidung der Lager sind dann die moralischen Kräfte die wichtigsten. So bewirkte die Politik und das Verhalten der deutschen Regirung, daß England und Amerika sich waffneten, ihre bisher Friedensarbeit leistenden Energien gegen Deutschland wandten und daß die ganze Welt, endlich sogar das eigene Volk gegen diese Regirung aufstand. Hätte nur Deutschland die modernste Technik besessen, allein Kohle und Eisen in Fülle gehabt, so hätte den Ansturm deutscher Waffen auch idie ganze Welt nicht aufgehalten. Solcher Sieg ist heute keinem europäischen Volk mehr beschieden. Die Kraft Amerikas ist so ungeheuer, daß selbst ein geeintes Europa dagegen kaum den Kampf wagen könnte. Verhängnißvoll war, daß Deutschland, das, nach seiner Lage und nach seinen Bodenschätzen, ganz, auf eine Politik der Völkerversöhnung hingewiesen ist, fest auf die. Politik der gepanzerten Faust vertraute, während Amerika, das einzige Land, dem sein Reichthum solche Politik erlauben würde, die Völkerverständigung erstrebte.

Ym Gespräch mit einem deutschen Freund suchte ich die furchtbare Wirkung der deutschen Politik auf das Ansehen der deutschen Nation durch ein Bild verständlich zu machen. Das deutsche Volk, sagte ich, kommt mir vor wie die Besatzung eines Mustefschiffes, die treu und pünktlich, Jeder an -seiner Stelle, schafft; aber Kapitän und Steuermann steuern falschen Kurs und führen das Schiff in gefährlichen Kampf, der alle-Kräfte noch' mehr anspannt und die Augen der überlasteten Mannschaft von den Schiffsführern abwendet, deren Unheil zeugende Fehler viel zu spät erst erkannt werden. Sind in der Mannschaft Kräfte, die das Steuer meistern, das sturmfeste Schiff retten können?

Zürich. Professor Dr. Hermann Staudinger.

oft bte "ipfjilofopljen 3ui»eilen bon ben &ünftlern, bon it)ren
fcfjönen geflügelten trübem, am "Söenigften berftanben, tooJtjl
gar am Slergften mtfrberftanben werben, muß, geber al8 berf)äng=
nijjbolIeS llnglücf beflagen, bem ftd) erfcfyloffen fjat bie ■2öefen8ber=
n>anbtfd)aft 3ü>ifcfjen ®unft unb ^f)ilofobf;te unb bte bafjer unb
au8 bem Verhalten bet $ülgemeinljeit fid) ergebenbe '5totl>tr>enbig<>
Jett be§ 3«famjnenfte^cn8 Don ^ünftlern nnb ^btlofopljien („3n=
fünft" 1916, £>eft 45). ^Da8 irgenb gettjan werben fann, follte
aetljan werben, bie Mnftler über ben 'SBertl) aufsufTären, meieren
j^enntnift ber ^bjlofopljie unb ber ^Ijilofoptjen gerobe für fie, für
bie Muftler, Befitjt. "Sind) <5ofrate8, an bem bon ber gebilbeten
5tllgemetnl>ett unb bon einem S>:td)ter feiner 3«it fo fd)toer ge=
Jünbigt Würbe, jjat nod) ntcfjit lebenbtge Vebeutung für bie Mnft*
ler, wie er für fie f>aben mü|,te. <£r maü&tC) fle fjaben für alle
geifttgen "JHenfdjien; bie ja nidjt nur bie großen ®eifte8werfe in
fid) aufnehmen follen, fonbern aud) bie großen fcfjöpferifdjen ^er»
fönlidjfetten felber. «Sie ntüffen biefe (Srofren unb (größten, il>re
(Erfahrungen, if>re kämpfe, tljre 6tärfe in fid) leben laffen unb für
ba8 eigene geben nützen. S>enn ba ift ba8 red)te ßeben if)ra8
fiebeng bor ifjnen unb> bie redete ®raft: bie Straft 3ur (Srlöfung botrc
Hebel unb 3ur (Ertragung ber Xleblen. 3>a ift Vergangenheit, ©e=
genwart, gufunft. Hrtb je berwanbter fie fid) tpiffen mit btbtuten*
ben gefdjüf>tlid}en ITlaturen, befto ftarer erfennen fie bie Büge bei
■<5d)t<ffaI8, weldjeS für fie ftd) erfüllen muß, äljnlid) wie jür jene.
<22tit einem <SopI)tften'f)atte bie gebilbete geitgenoffenfdjaft
■ältfyeng ben 6ofrate8 berwed)felt: ben fo gan3 anberen Sofrateg,
ber immer bon 'Slllem über3eugt War, Wa8 er fagte, immer ba8
üXämlid)i wteberljolenb über ba8 Wxmli(fye.; ber nur tfjat, wa2
ilyn ba8 Ijödjft <Sute bünfte; unb bie galjrtaufenbe ber (2Iad)welt
fjaben ba8 £ob fetne8 SJjun8 gefd)rieben unb bod) nid)t8 babon*
genommen unb nid)t8 ljtn3ugefetjt. 'SDic war nur fold)e "33er«
wed)fetung möglid) gegenüber einem Sofrateg; tote war S>a8 vnög=
lief) für einen l5lriftopI)ane8, für ben edjten S?ünftler »on l>of>er
Seele, bag. er ben SofrateS einen Sopfjtfteu unb <2Kertmnopf)t'on=
tiften, einen Sorgengrübler, nennen fonnte?
, <2Bal)rlid) ein anberer '2Hann aI8 ein Soüf)ift war biefer So»
frate8, ber bie "JHenge, boran bie (Sebilbeten, für md)t gut genug
unb für unbenfenb fjielt unb mit "Söenigen nur umgeben moäjte,
tro^bem aber 'Mlle beffer 3U macfjen, 3ur <S-rtoecfung, 3ur Selbft=
«rfenntnifj, 3ur 6elbftrecf;enfcfjaft 3u bringen al8 fein grof3,e8 unb

ettt3tge§ ßebenggefchäft betrachtete. 9lef)nltch tote Sljriftug be3
SBolfeg 'Statur toaljrlid) Fannte unb bennod) bem SBolFe prebigte.
£g fcheint, auch bie ©röfrten füllten nad) ihrer ^enntnifj ber <2Iten»
fdf>en nicht au.d> hanbeln, fo feljr gerabe gegen fie bie SQXenfdjen
banad) f>anbelten, tDie fie üon ihnen gefannt toaren.' «Sie tottrat
aber bou ihnen gefannt unb geliebt; 3>ag f>cig,t: fie tonnten, toie
fie finb, unb bergaßen immer neu,- bafj fie finb, tote fie muffen
fein unb bleiben, ^n allen öffentlichen Orten, in ben ®t>mnafun,
in ben fjallen, auf bem "SltarFt banb ©oFrateg j>^ttofopE)ifcf) au
mit gebem, ber irjm in ben Weg fam, übte treulich unb üebeüotl
feine geifttge §ebammenfunft bei ©ophiften, bei Staatsmännern,
bei ^ünftlern, bei fjanbtoerFern, bei ©Flaben; bei <5d>ön unb
fjäfclich, bei gung unb 31lt, bei Sang unb &ur3. (Er »erftanb mit
betfpiellofer "^äbagogiF ficf> "Stilen gleichstehen, bamit firij in fie
hinein unb fie au8 fid) htnau^ 3» immer Efferen. (Er toollte
beffer madjen baburdj, baft er fefte Begriff lid)Feit unb Riffen,
toiffenfehaftlich öffentliche^ Wtffen ihnen au§ ihrem gnnerften
herauggebären half unb entfdjuitt unb für fie augtrug unb gebar;
er machte fie in fid> fetter blicfen, bajj fie buqch ihn erft recht
eigentlich toufcten, toag fie toujjten (Wiffen beg Wiffeng), ober er
brachte fie 3um (Singeftänbnifr ihreg ^tdjttoiffeng (Wiffen b:£
'2tid)ttoiffeng, alfo ihreg Slichtberfteheng, too fie nicht berftanben,
ftatt beg argen Waljneg, fie berftünben bod». (Er befdjämte (5e*
banfenlofigfeit unb StfinFel, betoegte mit feiner "-Rebe bt§ 3um
l)er3pod)en unb big 3U Sljränen unb big 3um (Blauben, bafr e3
nid>t lohnte, 3u leben, toenn man blieb, tote man toar. So 30g
er, bie fid) 3iehen liefren, freilichi nidjif fehr Biete (unb bon ihnen
toanbte noch "ällancher ftcf)i toieber ab, fo fehr er anfangg ihm nad>
geftürmt toar); aber in ben Wenigen erregte er ben WahrljeUS»
trieb, ben Hillen, aug bem berborgenen gnnerften bie Wahrheit
3U fchöpfen, too fie einstg unb genug, gefunben werben Fann, unb
Lier ginftermj; unb ^nechtfd^aft fid> 3u entreißen. ^Htt biefer Weife
ber ©eelenertbedfung höchft unähnlich (Ehrifto, mit biefer Steierl
ertoedung aber toahrlich eben fo hödjft unähnlich aud> ben 60=
Phiften: bie mit ihren Worten an foldje (Ertoedung nid>t bauten;
Don benen bie ©prad>e mijjbraudjit tourbe, um bie begriffe 3U
oernurbeln unb 3U 3erftören; bie entgegengefe^te Behauptungen
für gleid) toahr erflärten; Feinen (Ernft Fannten, mit bem fie ni3)i
fpielten, ben fie nicht toieber „übertoanben", unb bie an Stelle ber
mähren (ErFenntnijj unb beg ©etoiffeng bie gan3e Wirflidjfeit
in fubjeftiben <5d>em bertoanbelten unb bag blecht beg Stärfer:n
proflamirten. (Wie Bieijfche ober bielmehr tote ber Sophift Äal.i»

Heg in "Elarong (Sorgiag. man lefe <piaton (Reifer) opp. 483,'±84.
StalliFIeg f)at Sag nid)t bon "älietsfdjie abgefdjirieben, toeldjer Sopljtft
^ietjfc^e natürlid), in biefem ^nnfte Fonfeguent, atg «in geirtb beg
Sotrateg fid) äußern mufjte.) So unäljnlid)! einem Sopfyiften toie
ber 2>unb bem "^Dolfe, fagt ^laton, ber für SoFrateg bag (Selbe ge*>
tban fyxt, toag ^aulug für (EFiriftug tfjat. gn biefem, iljrem f)aupt*
fädjlidjen Slnin gleichen einanber 'ipiaton unb <paulug, tote So»
frareS unb Sljrifrug felber gteid) finb in einer gewaltigen £>aupt»
fad}e: Sljrtftug ^)ielt alte ^enfdjen objne ^ugnabime für Sünber
unb toolltc 3um ©uten, SoFrateg Ijtelt alle 'SItenfdjen oI)ne l3lug»
nafjmc für unbenfenb unb toollte 3um Senfen ertoecFen, toomtt
obne 3toeifel, aug ber ©etoijjfjeit unb Söollmadjt beg Warten unb
©uten inifjnen felber, 25eibe toefentltd) bag Selbe toollten; benn
bem SoFrateg toar bag Oute ober bie SugeUb ein Senfen. 'Jtun
fyaben fretlid) SoFrateg unb £f>riftug bie "ältenfdjfjeit nicf»it ber»
manbelt: aber backten fie benn baran? %udy Sbriftug badjte
bavan nid)t. <325ag er ber <3Henfd5if>eit geben fonnte, toar nidjt
Sfjriftentfjum, fonbern Sljriftug (bie 33ergprebigt tft Gfjriftug); unb
nid>t anberg mit SoFrateg. ?Bie toenig "SltidEjelangelo unb SbaFe*
fpeare borbatten, 3um Schaffen fron 'SöerF glei^ ibrem eigenen
"TDert alle '2Itenfd)en emporsubringen: eben fo toenig toollten 60»
ftateg ober Sfiriftug alle 9Iknfd)en in (Ebriften ober SoFrateffe
umtoanbeln. gbr "KJerF toaren fie felber, fie batten Fein "üDerF gtetd)
■JltidKlangelo unb SbaFefpeare: ibr Sbun unb ibre "Rebe toar irjr
sTDerF, toomit fie in bie toenigen oertoanbten ©emütber einen
Stadjel toarfen; übrigeng fjatten fie eine Meinung über bie
?ltenfd>beit, aber nidjt ben "Söa^n, bie (2nenfd)i^eit 3U erlöfen. gft
man nun aber, toeil biefer ungeheure "SDatyn iljnen angebiebtet
tourfce unb natürlid) bie !2Henfdjifjeit blieb, toie fie getoefen, ift
man begbalb berechtigt, 3U fagen, baft fie mit ibrer Meinung bon
ber 'Sltenfdjljeit im grrtbum toaren? 3)ieg ift ber ^JunFt, auf ben
eg auFonitttt; nur eben biefe iljre <2Iteinung bon ber "3HcTtfdr>F)ctt.
darüber Ijat man nod) nidjt nad}gebad>t, toenn man bei ber all»
gemeinen 6d)ulbigFeit ber "Zttcnfdfiien fid) ben tbeologifd)en 'älber«
glauben, ben 'ülpfelbig, im ^Jarabieg unb bie Qualen ber §ölle,
ober toenn man bei bem foFratifdfjen allgemeinen 5ttd>tbenFen
unb SBerFebrtbenFen fid) ben 3uftanb ber Steine ober bie Soll»
bättgler borfübrt. Unb toir follten bod) toobi barüber nad}benFen,
in tiefftem, le^tem Srnft. 'Jöent Fommt 3u, in ben TOinb 3u fdjla=
gen, toag ben Bannern beg Flarften ©eifteg unb fyeiltgften £>er3eng
nid)tg ©eringereg getoefen alg ©runb unb 1Dur3el ber lieber»
3eugung unb bag ßebengtoerF, tooran fie fid) 3U Sobe gelehrt

ä&afcot! 3tt ben ©emeinfcfjaften unb in ber ©efchtdjte ber '2Eenf<f>=
heit wäre öiel auf einfache "Söeife erflärt, wenn am ©nbe bod)
biefe größten -JHenfchen "jle^t haben füllten; fo feltfam fie mit
ihren Behauptungen ©enen borfommen mögen, über bie fie be=
Raupten —, bielletcfit: eben weil fie mit "Recht behaupten.
(Ein feltfamer 'Ktann, biefer ©ofrateg. 3>a§ £ad)en War in
3lt^en nicht treuer, an allen ©den lachten über ihn bie Athener;
unb faljen bod> balb, baßi fie nicht augfamen mit ßadfjen. ©in
feltfamer "SZleufd) war ©ofrateS fd)on bon außen, ber 'Barfuß
geher mit feinen bielen fJöunberlichfeiten, ber ,©la#f opf unter allen
ben fchöngelodten %ijaiern, ein ungriechifd), ein unmenfd>Iid>
häßlicher 'Jttenfd). ©ilenljaft bäftlid): mit §ängebaud), breiten
Schultern, Äaljlfopf alfo, groß»bidem "SHunbe, aufgeworfenen 2tp=
pen, etngebrüdter Stütpnafe, ftieren©lot*augen. Söerfdjloffert frei«
lieh in biefeS nur umgethane Silengehäufe ein ©Ott unb gewal»
ttger, nichts Weniger al§ filentfdjfer ©rottfer; ber aud) mit fo
wunberljaft fie erljebenber unb läutember ©ewalt erottfd>bämo»
nifd) auf fd>öne günglinge wirfte*). 'Rättjfelfjaft muf3lte er am
"SHeiften ben ©ebilbeten erfdjeinen, ben einfeitig fo Befcftiränften,
baß fie, aufser Stanbe, bort feiner Sülle unb feinem ba§ $111=
gemeine umfaffenben Sinn 3U lernen, ihn nur für einen Heber»
mäßigen, Hnbänbigen, ftarrfinnig Ungerechten gegen bie wahr»
haft großen ©elfter (bon einigen weif} man fogar nod> bie Flamen:
buvd) SofrateS; gewöhnlich werben bie wahrhaft großen ©eifter
ber 3eiten, wie aud) Wohl bie unferer 3ett, mitfammt ben "Flamen,
febr fdjnell bergeffen), baß fie ihn nur für einen ejtrem Wunber»

*) S>aft auch ©ofrateg, ber ©rotifer, toie er (ich felber nannte, über
fdjöne Knaben gefprodjen fyit, toie er über Xantippc niä>t gefprod)en
hat, hängt mit jenem fpe3tfifcf> £)eltentfchen 3ufammen, bem man bon
unferem ©tanborte, ber unS burdjaug etotg menfchltcb=natürlichi una&=
hängig bon aller ISeränberung in 9laum unb 3cit erfcheint, nicht tooht
beifommen unb nur ge3toungen, mit bleibenbem 'SDiberftreben, geredet
toerben fann. 3>a3U toäre biet 3U fagen, befonberg über ba£ sBerbättnif5
ber finnlidjen fismpfinbung 3ur ©efchlecbttichfetr, bemnächft natürlich
über bag unter ©riechen fo gän3Üd> anbenc ^erhättniß be8 "Klanneg
3um "IDeibe; bie 'Serfchtcbenheit fpringt fd>on grelt in bie klugen, toentt
man unferc unb bie griechifchc 92länner= unb SüBetberfleibung »ergteicht.
©etoifj ift nun einmal, ba& bie beften ©riechen bei ber Änabelüicbe
empfanben, tote unter un§ bie heften unb ©cfumben nur bei ber
Jrauenliebc empfinben, unb eben fo getoifj, toenn man nicht bie gtaub=
toürbigften 3eugniffe bertoirft ober berbreht, bafj auch <3ofrateg bon
finnlicher fimpfinbung Knaben gegenüber femegtoegg frei toar. 6inn»

lieben unb enblid) gar für einen unreblkfjen unb berberbltdhen
■SHann $u galten bermodjten. So alfo tmirbe Won ibnen ber loabr»
lief) gro§e Itnterfdjieb 3unfd)en SofrateS unb ben Sopbiften ge»
feben: Sofrate§ fdfjledf>ter al8 bie Sophiften. Unb bie Sopfriften
felber, bic ©ebilbetften ber 3eit unb 'Vertreter ber SSilbung, unter
benen bauptfäcftlicf) jene mahrbaft großen ©eifter 3U finben waren,
nun, Sie rebeten ja fojdjiön unb betäubten fief) mit ihrer Sdfjiön»
Jjeit, ba§. ftc unmöglich fpüren tonnten, ttrie tuel fdfjjöner SofrateS
rebetc, bem ©ruft unb Sd;er3 toie Sdjiü>eftern üon ben Sippen
gingen; unb ba fic mit tbr'em "33erftanbe fcbnell dllleS öerftanben:
ttüe tonnten fie jemals ben Sofrateg toerfteben?
Sotrateg mar altoätertfd) unb revolutionär (je nachdem er
bem bleuen ober bem Gilten ba8 ©ute t>or3og); ftttenftreng unb
auch, frei, ohne öiel na<f> bem llrtbeil dlnberer 3U fragen; gütig unb
untoirfch; gebulbig,fcf)onfam, gefellig unb mieberum ftörrtfä>, rücf*
fichtloS, fpöttifd), ftreitluftig; toon toeifer SBefonnenheit bei äujjer»
ftcr SReisbarfeit unb 33rennbarFeit ber "Statur; ein Schmeiger unb
«in Schmätjer; eben fo befcheiben tirie felbftbemuftt; mäjjig unb
fonnte, mit dlnberen, aucfji unmäfjtg fein (fonnte: er mar im Srin«
fett nicht 3u befiegen); ernft unb machte fidji 3um 'Starren unb
§afelanten, HIle§ nach ber ©elegenhett, unb je nacfjbem e§ bie
Slnberen in ihm herborbringen. So ©inen follen mobl bie din-
ieren oft unerträglich, unb unberechenbar finben; ba fie niemals
Soffen fich beimißt Werben, mag fie felber bei ihm anrtdjiten unb
mo3u ihre Itnfeblbarfeit ihn ret3ien muß; fie mtffen nicht, am
dBenigften fennen fie fieft aI8 Urfache berhängnißpoller 'üDirfun»
lidje (Empfinbunc; ift aber nocfji nicht gef<jble^tftdbe SSetbätigung unb toar
craxtg Slnbereg in ©ofrateg atg in dlnberen: bie ©runblage ber ^reunb«
fcfjaft, ber pbilofopbtfcben ^reunbfebaft, ber fefraffenben, Seelen bilben=
ben, in bem Sterblichen baS Steige er3eugenben Etebegfraft; e§ fam 3U
jener Spannung ber ©egenfätje getftiger 33efinnung unb relattoen 3>en=
Seng, welche toie ein dtuggleid) unb eine "äJerföljnuing empfunben tetrb,
eg fam 3ur feltgen (Erfüllung beg relatioen d?eteufjtfetn§ mit bem
<ibfoluten 3nbatt. lieber baä Söerbältnijj ber irbtid)en ßtebe 3ur hoben
geiftigen Siebe fei auf bie „ßeljre öon ben ©eifttgen unb bom Uolfe"
(©. 801) öertotefen unb 3U bem bort ©efogten nod> an bie f olgenbe 3bat=
fache erinnert. 3>er brunftig fromme unb tjeilige £)bmnug, toonaef) beute
gefungen toirb: „0 Sjaupt sott ^Btut unb TOunben" unb „'Sefiebl 3>u
3>etne TOege" ift urftrünglid) ein Cicbcgfieb getoefen: £jan§ 2eo £)a%ltt8
„?2teiu ©'mütf) ift mir bertotrret, Sag macf>t ein ^tägblein 3iart!" Ofjne
Sa8 3U toiffen, tann man 3toeifeIn, ba& ber göminug bem Sbarigma
beg boben Amor Dei entftrömt fei? 3>ag ift er auefj unb toabrttcf> fein
^leifcfjgefang. Sarum fpricfri bag 53etfpiel biefeg Ciebeg ber Siebe.

gen. €>o toeit auS fid) toeg in baS 3lllgemeine fid^i 3u ergeben,
ift tbr SSeumßifein 3U fdjtoer unb ibr 'Kaum su eng; it)r getjt unb
ibr Sfjier toirb mit alfen Diel <£ätclfett Don ibnen geliebt. 'Stiebt
toabr? <Sie finben fonft einen Unterfcbieb 3ttrifd)en Itrfadbe unb
löirfung: fcbtoerlict) aber begegnet (End) (Einer, mit bem e§ nici)t in
biefem befonbern gälte fc^ü>adE)i ftünbe, unb bie 6ch>)adjbett ge=
beif)t bi§ babin, bajj bie gan3e 6ad)e, Itrfadje unb "üöirfung, ba&
Itnterfte 3u oberft fommt: fie madjen bag in bem 9lnberen burd)
fic felber SBetturfte unb feine (Segentturfung unb madjen alfo bm
Ruberen 3ur Itrfadje ibre8 ^8etragen8 unb alleg Sumultg unb
HnglüdS. 'SDie toenn man ben §>onner bie llrfadje be§ 'itfitjeg
nennen toollte. 60 teenig ber biegen toeife bafj, er naß maebt, fo
wenig finb fie ®effen fid) bewußt, mag fie, gan3 allein fie anrid>
ten; immer t»on steuern anrichten mit if)rem £>auptgebred)en, n>el=
d>e§ fclbft su erlernten ihnen fo unmöglich ift lote ber «Sonne, bei:
©chatten 31t befebeinen, ben fie toirft. ilnfcbulbtg finb fie unb ber
"33efte ift gegen fie fdfjailbig; fie toiffen, t»a§ fie toiffen, <2lIIc8, e8
giebt nichts 'SBicbtigeg, toaS fie nid)t toüfrten unb berftünben. 60=
tratet aber hatte eine lid)tere Selbfterfenrttnig.,. (Er fannte fein
■Jöiffen tote fein "JUdjtnHffen unb aud) fid) aI8 Itrfadje ber'iBe*
gegnung, bie it)m bafür »on ben (22tenfd)en, toie nun bie <33ten=
fcfjen finb, mit "2totbn>enbigfeit toiberfabren muffe. SHefe (Einfielt,
nüc fic fonft ein gd) nur in ba§ frembe gd)(erlangt, biefe über
bie SBetDufetbeit be§ (Egoi8mu§ binauSgebenbe allerflarft objefttoe
"Kkibrnebmung, tote ber Slnberen, fo feiner felbft unb feiner fdjtoie*
rtgeu (Eigenheit al§ "röerurfadjung febiefer unb fchiimmer folgen
in ber Umgebung, biefe gan3 ungemeine unb felbftlofe (Srfenntnifj
be8 ©etbft wirb belobnt tote jebe (Srfenntntfr: mit <SIM. gbr t>er=
banfte ©ofrateg bie ^etoabrung feineg feelifdjen <Sleicf)mutt)e3
unb feiner £>eiterfeU unb, baß, er fid) frei btelt bon jeglichier Söer=
bitterung gegen bie "intenfdjen, bie fein <Sute§ liegen ließen unb,
ftatt feinen S3efen 3U gebrauchen, oielmebr bon ben Starren jeben
SJrecf aufhoben unb bejubelten unb bamit ibren 'SItiftbaufen Der«
größerten. 3>aß e§ tfjm unter ben 9lnberen fo erging, n>ie e§ tbm
erging, babon bie Hälfte ber Hrfacbe toar fein Qtnbergfein. (Er
tanntc biefe Itrfadje in fiel),, bie er freilief) niä)t abänbern fonnte
noch loollte; im (Segentbeil toar er unabläffig bemübt, fie 3U näb*
reu unb 3U ftärfen.

Sofrate? erfcljien eben fo be3aubernb ü>ie 3urücfftoß;enb unb
frembarttg, 3U Seiten feetenentrücft, gegen alteS finnlidje ßeben in
■25er3ücfung abtoefenb, lange Stunben gleid) einer 35ilbfäule auf
einem Sied feftgeü)ur3elt, unb bernabm in ficiji eine bämonifebe

(Stimme. 5lber er toar feinegtoegg franffxtft, fonbern febr gefunb
unb übergefunb, überfraftbolt unb übermütig big 3um 'SSarod;
gar nidjt pbantaftifd), bielmefjr faltfinnig bernünftig unb nicfjt
toeniger bialeftifd) birtuog unb fpt^ig alg bie Sopljtften. 3)afjer
bie Söertoedjfelung mit iljnen; toie benn überhaupt SHe3 bie Sd)ulb
trägt an ber SBertoecfjfelung beg Söolfhjaften mit bem ©etftigen:
bafj 33eibeg für grunbberfdjiebene ^enfinfjalte ber gteidjen gor»
meu unb "Körter fid) bebient, unb toeil bag 'öolfFjafte unb 'Slber*
aläubige bag 'Slnalogon bilbet 3um ©eiftigen (SBeifpiel: bag Kort
©Ott bei Spino3a unb im reltgiöfen 9lbergTauben). Sro^ aller
^efjnlidjfeit ber fopf)iftifd)en SHaleftif mit ber foFratifdjen: toeld)
ein llnterfdjieb 3totfcf)>en ben Sopbiften unb Sofratest 3)eg 60»
frateg 33taleftif, ob man fie aud) f)ier unb bort all3u bialeftifd)
finbet, fie nod) SHaleftif 3U nennen, fo ftebt fie bod) aud) gar
mand)eg 'üJlal nad) ©röterem au§ alg SKalefttf', unb fdjitoerliä)
tourbe fie bon ifjm über ifjlren Spielraum h/tnaug gefptelt; er
empfanb, baf? SHaleftif, Sfeptif unb ,,'aiufflärung" nur antoenb»
bar finb gegen bie relatiben ©ebanfen unb bie „"Kadetten" beg
^Xberglaubeng, alg bie Selbftbernid)tungfud)t ber gifttonen: bie
pofittb geiftige, bie ©ine toaljrfjaftige "Kafjrfyeit ftanb il)m uh3er»
ftücfelt unb ungeftört bon ber Seele.

■Httt feinem ifjeoretifdjpftjftematifcfjen "Refultat (bafjer er aud>
nid)t fd)rieb unb nidjt fd)retben fonnte, nid>t fdjreiben burfte), je*
bod) mit bem praftifdjen, bafr er, ein söTojpyo;, ein Selbftmacfjer,
ein unbergleidjlid) biel originalerer '22lad)er alg ein Sd)reiber
(bie Sugenb toar iljm ein "Kiffen unb all fein Kiffen warb ifjm
Sugenb), mit bem 'Refuttat, bag, er ber innigfte, djarafterfeftefte,
am 'SIteiften in fid) felbft rufjenbe, ftttlid) getoaltigfte unb ftttlid)
folgenreid)fte .'Sltann ©riedjenlanbg getoorben ift. Ofjne bafr er
fdjrieb: baburd), bafj er fprad); troijbem benn nun biete ber ge»
fprod)euer Körte berloren finb, t>on Sofrateg eben fo toie bon
©Ijriftug 9lber eg fommt aud) nid)t an auf bie gan3e Summe
ber toirflid) gefprod)enen (ober gefdjrciebenen) Körte, bie ja
iod) unbollfommen toären gegen bie Summe ber möglichen, ©Ijri»
jtug ftarb mit breiunbbreijjig 3af>ren. ©eringber3ige, ^ebanten,
Uebelgefinnte fpred)en bon 3>em, toag am ©an3en febje: ifjnen
feljlt am ©an3en. Heberall ift bag ©an3e, too bag ©ine ift. 'Kern»
ger 'Körte bebarf eg manchmal nur, bie red)ite Seele 3U ertoeefen:
eg fommt barauf an, bafj i t ben "Korten ber ©rtoeefer lebt. So»,
frateg ift für bie Kelt getoorben, toag er if>r ift, baburd}, bafr er
ein fotdjer Selbftmacfjer, ein foldjer nad> ber Siefe beg geiftigen
SBetoufjttoerbeng unmittelbar fein inbibtbuelleg Seben unb §an»

beln l)öd)ft etgenrf)ümltd) '3Itobtft3irenber unb alle menfdjlidye
■2tiebrigfcit in fid) SBänbigenber mar*) unb alg ein Sold)er fpracf>
3)a8 ©röfrtc in ber "SBelt ift entftanben aug gefprod)enen, ntdjd
aug getriebenen Worten. Wie er fo fid) felber madjte, immer
beffer mad>te, machte er aud) Rubere; ba er, im '•ötadjen nnb nod)
gäljrenben ©eftalten, nad) ber gan3en urfprünglid) fd)öpferifd)en
gülle, toie fie aug bem innersten ßebengquell Ijerborbrad), in ber
bollfommenften, unmtttelbarften getfttgen Sljättgfett beg grojj»
fruchtbaren 5lugenbli(fe8 in aller ®larf>eU,. Einfalt, Srunfenljeit
3U ifjnen fprad). ©pred)en im 'SHadjen, im "iölacfjen 3ugleid) feiner
felbft unb ber "Slnberen: S>ag mar (Emft unb geben in ber löelt;
Sag madjtc bie anberg ©emadjten toetter fpredjen unb inadjte fie
fdjreiben t>on fo grofj entfdjiebenem Wag unb Wie, bon ber notf>
nidjt bagetoefenen Selbftmad)t unb ^retf>eit im 'SHanne, bon biefer
fid) offenbareren 'illlmadj.t eineS "SHtittelpunfteg fo feft unb fid)er,
bafj alle ©ebanlen bavan fid) gleiten unb babon iljre ^arbe be»
famen. 3>urd) bag SBefonbere foldjer lleberlteferung gefa)iet>t nun,
bafj 6ofrateg gleidjfam immer nod) unter ung Sd)ule J>ält. Boxt*
gefet3t Ijeutc nod) toirb 3eber 3U Sofrateg in ein perfönlidjeg '33er»
Ijältnifj ge3ogen unb felbftmädjtiger.unb freier, ber feine 'Siebe 311
Ofjren nimmt, tote Ijeute gerebet unb, feurig geworben bom geuer«
tropfen ber Waljrrjeit, fie antoenbet gegen bie heutigen Sopf)i=
ften, ^fjrontiften, pbjlofopfjifdjen ^ad)gelet>rten unb gegen 'ällleg,
toag immer unb jetjt fjöljer tf)ront alg Wabjrljett unb it)r im £id)te
ftetjt; toer, ebelgeartet, ferjnfüdjligen ©etfteg getoefen, 3>er fommt
in beu ^rieben ber tnnerften SHefe, übertoinbet bie <5d)ranfen unb
Hemmungen ber Seele, il>re Sdjtoere unb if>re Qualen, toirb ber»
fd)önt, toirb neu im ©emütl), toirb mutl)ig 3ur Wal>rl>eit unb feft
für bie Unterfdjeibung bon £id)t unb ginfternijj unb aud) Sraum,
bon geben unb Sob unb aud) 3)em, toag toeber Sob nod) geben.
llnermefjlid) fd)etnt beg Spred)erg Sofrateg allgemeine Wir»
lung in bie ©efct>td)te. gaft augfctjliefcltd) bon bem einigen So»
frateg aug get)en alle bie gried)ifd)i»römifd>en Shtlturmomente, bie
fid) fpäter mit ben d)rtftlid)en 3ufammengefd)loffen, fold)er 9lrt
nod) nadjträgltd) toeifenb auf ben merftoürbigften ©rteetjen mit
foldjem getoiffen (Seift, toie er im 'ipropl^erigmug beg 'illten unb
■Jleuen Seftamentg erfdjeint, unb auf bie ^ufjfpuren bom Soljn
beg atf)enifd)en SBilbfjauerg, bie E>infüt>ren 3um BimntermannS»
fotjn bon "Stasaretf), 3um anberen, größeren Spredjer ber Welt,
ber bie Wat>rb/ett mit irjren nod) fdjöneren Worten genannt fyxt
unb in nod) biet l)öt)erem SHafte begriffbtlbenb getoefen (olme

•*) 6. «runner, „3>a§ Santm «enebtft ©pinosa", 3uFunft 1913.

■=pi)il0ft>)>l) 3u fein), fprad)bilbenb getoef en, ja, bie gan3e Kultur um<*
manbelnb, 3ugleid) aber aud) hjnteieifenb auf bag §ier ürie 3)ort
ber mit biefen <Seiftern ntd)t SBertoanbten unb »on bcr SBa&r*
beit <Sefd)iebenen, für Diel Kleine^ liebereifrigen unb für ü>te
große 2lngelegenbjeit fo Unbekümmerten, auf bie Verlaufenen,
bie in bem SJBalb üjreg "KUff/eng ntd)tg fo tiriffen, tirie fie bag
allein 3>enfengti>ertbe ntd)t Hüffen; bie feinen i&rer 33ud)ftaben
fo tiriffen, tirie fie ben <Seift nid)t tiriffen. ©egen SHefe Ratten JJene;
fid> erhoben mit ibren bolben ©ebanfen, mit i&rer großen Siebe
unb 33armber3igfeit, mit if)rem geiftigen Slnbergfein, tt>orauf bie
ungleichen* Slnberen toieberum gegen 3ene fid) er&oben mit iörer
beftialtfd) moraItfd>en Kritif unb mit ber <üüer i&rer iiRad)e am
©eiftigfein; bie Birgen unb 'Stergeren: weil fie auf Sold)e nid)t
gehört unb Soldfje fie empört I>aben! "Süag foll man Don tynen
fagen, alg toag bon i^nen gejagt ift? „Sie tiriffen nid)t, tt>a§
fie tl)un." S)em Sofrateg geben fie Sd)ierling; unb Gljriftug tirirb,
"Jtägel burd) §änbe unb güße, ang Kreu3 gefd)lagen unb bie
3>ornenforne ing §aupt berfpottet alg König Don gubaea, ber
bod) nod> ein öiel größerer König ift.
Ulber ein 'älriftopbaneg unter biefen Säfterern unb "SHörbern f
Unter bie egoiftifd>}>fiffigen, eitlen Sopbi-fte" unb "ipbrontiften
fonnte ^Iriftop^aneg ben "SHann rechnen, ber fo burd) ben '31b'»
ftid) gegen fie unb fo burd) fid) felbft erflärt unb unaugfpred)«*
lid) flar toar: ben Sofrateg, ber gleidfjifam nacft burdfjig Seben
ging; ber, alle gefellfd)aftlid)en ©bningen berfdjmäbenb, jebem
■älmt fern bleibenb, unbefümmert um feinen "Bortljeil, um feine
bäuSIidjen 3lngelegenbeiten, um feinen ^äuglid)en grteben, arm
unb bennod) oljne SSesablung, aber unter £>obngeläd)ter unb mit
(Sefäbrbung feiner 'ißerfon p^ilofopbirenb, enblid), fieben3ig JJaljre
alt, geftorben ift für Söertljeibigung ber SIBabrbeit unb (sntlarbung
gleißenber £üge, für bie 3uf<*mmengeljörigfett fetne§ ßebeng mit
feinem ßeljren, im großen Krieg unb Sroi* gegen bie unbenfenbe
■SHenge unb ifjre gebilbeten 'Vertreter, im Siegertrot} unb ßadfjen
über feine 'Ktdjiter unb SQtörber, alg ber allein tt>abre Siebter
ibrer Ungebanfen unb "öerborbenljett. ^Iber aud) fein eigener
toabrer Siebter unb ein großer Selbftmörber ift Sofrateg ge»
toefen; benn, inbem er bor bem ©erid)t, ftatt, nad) ber atbentfdjen
Sitte, feine Strafe felber an3ufe&en (unb er itoäre mit einer
geringen baoongefommen), fid) ber &öd)iften Velobnung ,tt>ürbig
erilärtc, ti>uß,te er toobl, toag er bamit über fid) brad)te*). 3>n er»

*) "älad) ber jenopbontifcben "Sinologie fcf>eint er nocb felbftbe»
toufjter unb Ijeraugforbernber al§ nad) ber platontfcben ben eigenen
■OTerrtj gerübmt unb feine genfer ermutbigt ju baben: „Vlur \»aS idj

fcabener Csrfenntntfj fetne§ SRecftteg unb feiner spfltd)* 311m 'üKär»
ttjrertob 3erfä>Iug er mit eigenem Hillen baS ©efäft feiner "JHenfd^
lidjfeit, gab er fein Beben t)in, ein Söerlierer uni> feliger ©eaunner,
in tounberbaftem ©Iücf8gefüf;l lauterer Hebereinftimmung feiner
6eele mit ber ftrahlenben ©efefjlicbfeit über ber SJItcttfd^entDelt
unb über feinem ßeben; ba8 ja boäj nid)t fein, ni<f>t be§ ßeben«
ben, <Eigen toar, ba8 er boefj hätte fterben müffen unb um baS
e§ bem ßebenben niemalg gegangen toar. Silber fo toett ü>ar ba§
5[eif<f> unb ßeben fein unb jlo biet fonnte er bamir, ba|
er nun, ftatt e§ fterben 3U müffen, fetber e§ fterbenb unb baS
©terben benü^enb, all fein 8öftltä>e8 unb feinen Süöerrb, fein
5lnber§fein, ben SOXenfa^en be3ablen unb an ber 'SBelt fidji rädben
fonnte; bie gbee an ihr rächen fonnte, um bie allein e§ mit
feinem ßeben ihm ging. 5)ie Sötenfchientoelt faßt nicht bie getftige
gbee unb ihre pragmartfebe 33ebeutung; fie fagt felber unb fagt
mit SRecht: <2Btr fönnen nicht leben nach, ber gbee! ghnen ift bie
gbee ba8 Ungleichartige, ba8 Slnbere gegen ihre "KUrflichfeU.
Sofrate? toar grofj, benn ihm toar bie gbee ba§ unmittelbar
fimpirifche, ba§ SZDtrflid^c feiner fetbft, bie ein3ige toirfliebe <B>irf»
lichfeit*); unb toar febr grojj, ba er, ber nacbi ber gbee 3U leben
berftanb, trotjbem aud> nach1 ber gbee nicht länger leben tootlte
in ber 'SHenfchentoelr, toelcfje ber gbee unb ihrem ßeben ber»
fchloffen bleibt. 2He§ macht fein ©terfben tief; baß, e8 ficfji nur
meffen läßt mit ßiebe unb mit Freiheit: eg offenbart bie gnnig«
glaube, bafj mir ©djöneS 3U Sbetl getoorben öon ©öttern unb 3R<mi»
fd>cn, unb toai ich öon mir fetbft für eine SHeinung bege, teilt id)
vorbringen, unb toenn idf> bamit bie Siebter beläftige, lieber toäbten,
3U fterben, als niebrig um ein längereg ßeben betfein: 3112 bie Siebter
auf 3>iefe3 murrten, aus ^Ktjjtrauen in feine eingaben ober au8 9teib,
bajj er fogar öon ben (Söttern größerer ©unft als fie follte getoürbtgt
toerben, fbracb ©ofrateS toetter: ©0 fröret benn audj noefr ■JlnbereS,
bamtt, toer ßuft frat öon (Euch, noef) mtfstrauifcfrer toerbe gegen meine
^Behauptung, bajj icf> öon ben ©öttern geehrt fei ufto." "älucfr im Getbft*
betoujjtfem erinnert ©ofrateS an Gfrriftug, natürlich aueb, frier nur
nach <25erbältnif3. 3n (EfrriftuS roar baS ©elbftbetoultfem noefr gcm3
anberi übermächtig; fo übermächtig, bafj babei unmöglich SBetoufjtfein
öon einem perföntiefren ©oft befteben fonnte, mit roelcfrem perföntiefren
©ott ber ©Iaube tfrn, toegen feinet ©etbftbeiöujjtfeing, tbeittiftjtren
mu&te. (Slatürticfr ber ©Iaube ber ©päteren, bie niefrt mebr bie auf=
ret3enbe 933irfung biefe§ ©elbftbetoufjtfeing unb nfcbt mebr bie öcgom»
totrfung ber s3lufgerei3ten unmittelbar erfuhren.)

*) ^atong gbeenlebre enthält ©ofrattömuä. 3>ie begriffe ftnb
bei ©ofrateS nicfjt nur fubjeftiö, fonbern fyaben fubftajnttetleg ßeben.
9lu§ feinem ©rjftem ber begriffe toirb bie ölatontfcbe gbeentoelt.

fett feiner Siebe 3ur ^enfchheii bei alter Freiheit über ihr, bei
Jo biel größerem greiheitbebürfniß alg Sebengbebürfniß. gür
unnü£ unb jugeubgefährtich btefen Sofrateg 3U galten: ben rein«
ften unb freiften "Sllann ©rtechenlanbg, frei alfo, arte fein Seben
unb Sterben beweift, auch, gegenülber ben Ruberen, tro^ ber
"22tacht ihreg "älnbergfetng, ben erften freien "Wann unferer &ultur=
weit (ber 3Wette, größere war (SbriftuS, ber britte, größte Sptrt03a,
ber nicht mehr nötfjig hatte, bon ben-<2Henf^en fich umbringen
3u laffen) unb gleich, Siefen ein ewiger "JEann in ber "SHenfcfjheit,
Don ben gan3 Seltenen, oon ben großen "Perfönlicfjfetten unb
llnperfönlidfifeiten, bie niemals altern unb trümmern; bie 3U
gut finb, um nur einmal gelebt 3u haben: bie immer unter unS
leben muffen; bie immer in bie <33titte unfereg Sebeng gehören.
SHefen Sofrateg hatte ^riftophaneg angefragt; bon ber er»
gö^lidj berleumbertfchen Sttcfrtung, bon ben „Wolfen" reben wir,
Bon ber &omoebienbid)tung, bie mitgeholfen 3ur nichierbichteren
Sragoebic (breiunb3tt>an3ig 3abre fpäber); Wir reben bon ber
llnthat ber Sichtung an ber sphi[ofO')>hie unb jenem ungeheuren
galle, Wo ein großer <Seifttger gegen ben fo biel größeren ftanb tote
ein blinbgeborener, blinbrafenber Söolfgmenfd). 'Sllg elenbeften,
tollften, »inbigften, fobbiftifchen ©aufler hatte 'Slriftophaneg bte«=
fen 'JKann, Sofrateg, angeflagt: ben Sofrateg, ber ben Sopbtften
öiel ärgeren Schaben anthat a[g ber ®omtfer 9lriftopharieg (ber
nur bent Sofrateg febabete) unb felber bie Soübifren mutwilliger
unb fpaßiger beim Schöpfe 3u nehmen wußte; ben gronifer,
Sarlafrifer, ben mächtigeren Äomtfer Sofrateg, ber frifd) bon ber
Stelle weg, ex tempore bag Sehen 3ur Schaubühne machenb, mit
ben Sopljiften bor ihm, alg mit feinen unmittelbar hanbelnben
^erfonen, 3U fomoebiren oerftanb unb über fie fam wie ©eWitter*
regen über fliegenbeu Staub unb auf alle "2lrt, mit fo unpergletchp
lid> biet höherer ©ewalt, für bag felbe gbeal fämpfte wie ber
dichter ^riftophaneg, ber in fpäteren gahten beg Sofrateg ^reunb
geworben war. Saß 'Slrtftophaneg fo au8 ben Wolfen fiel, war
fchöu. Ser SHdjter "älriftophaneg gehört nicht 3U ben "Kteletog: fo
hieß einer ber bamaligen „wahrhaft großen©elfter" unter ben
SHcrjtern, bie fich bon Sofrateg beletbigt fühlten; er war, neben
bem Sophiflen Si)fon, „SBertreter ber 3H<f)ter" in bem ^n^eß, ber
bag gebilbete Althen bon ber Saft, bem "älergerntß unb ber Xln»
ehre beg Sofrateg befreite. So recht: nia>t 3u ben "iöteletog unb
Stjfon, 3u bem echten ^htfofophert Sofrateg gehört ber ed)te Sich»
ter SIriftophaneg.
■potgbam. ^onftantin'Srunner.

J
6clbflan3etgcn
€mil »atfyenau unb bas elefttttf<$e gettalier. ©ed>8tev "Sani»
ber 6ammhm<j „(Srofjp ^ämter". £>erauggegeben bon 'SM»
beim OfttDalb, 2et»3ig 1918, mfabemtfdK SßerlagSgefeüf^aft.
'Klonograbbten großer Äaufleute, bie tDirflid) biefen ütamen »er»
btenen, gtebt cg nur toenige. geber aud) nur einigermaßen bebeutenbe
S'ünfüer, (Staatsmann, "SeSbfyerr ober ©elefrirte finbet feinen ^Biogra»
bben; ©eorg bon Siemen« tft feit anbertbalb Sabr3ebnten tot, ofrite baj}
^3erfönItd)Eeit unb "JÖerf btefeg "JHanneg befd)rteben finb. "SDefeti unb
Birten ber „'•Stauner am Sontortifd)" erfdyeinen bem <Sd>riftftelter
meift 3U nücbtern, 3U brofaifd) unb unromantifd), um ber 3>arftellung
toertb 3U fein. TOelcber fettfame grrtbum! ©iebt eg überbauet in
unferer mobernen 3«it nod) ein (Ekbaffen, bag fo febr bom <2DiIt«|n 3ur
TOacbt, bom ©eift beg ©robererbumg getragen ift unb getragen fem
barf to.ie .bag beg fcböbferifdben Äaufmanneg, in bem bauenbeg ©ente
jid> fr) frei betbättgen, au§ Keinem ©amenforn fo grojje J^rudbi reifen
fann? 3>ajj bier niebt ftorfe unb rei3botte "üDiberibiegelungen beg
3eitgeiftcg entfteben, liegt toabrlicb niebt an ben ^Hängeßn uttb Huer«
gtebigfeiten beg Stoffeg, fonbern an ben (für foldje 3>inge) uinembfinb»
lieben "Singen ber "SKenfdben, beren SJeruf ift, 3U fdjretben unb 3U be»
fdbreiben. 'Bom feböngeifttgen ©cbriftftelter, beffen „(Stubium beg
Ccbeng" metft nid>t big 3U toirtb'fcbaftlid}eu fragen borbrhtgt, fan|n
im SUlgemeinen niebt ertoartet toerben, ba| er bie 9tatur beg .Sauf»
manneg berftebt ober gar liebt. 3>er Kaufmann ift ibm fein ßebetoefen,
beffen ©bbärc unb Ceiftung er fennt, fonbern eine Sonftruftion, bie er
fid) aug einer gan3 anberg gearteten ^Seigriffgtoelt Ijeraug jureebt»
maetjt, metft fein ©dbaffenber, fonbern nur ein ©elbmadjer. §inter
ben 3ableu »ermag er niebt bie ^täfte 3U feben. Sn bieten 'Romanen,
rtiebt nur in fcblecbten, ftebt ber Kaufmann im ©egenfatj ber '2tücbiern=
beit 31t bem romantifeben ober bem intereffanten „gelben", 3rgettbtt>o
im §intergrunb erlebigt er mit feinem falten Jje^en graue ©efebäfte,
roäbrenb ber 'Komanbelb bunte 5lbenteuer erlebt unb feetifebe £nt»
voicfelungen burdjmacbt. 'üKirb ber Kaufmann aber einmal 3ur spaubt»
berfon eineg "Romang, fo 3eigt ftd) erft r|ed)t beuttiebj, toie liWenig ber
feböngeiftige ©djriftfteller (gn^e ^lugnabmcn toie 93at3ac unb ^o\a
feien 3ugegeben) bon ber <5eete beg Saufmanneg fenmt. kennen müfjte
ibn ber bolfgtoirtbfcbaftticbe Scbriftfteller; unb man follte meinen,
• baf3 ben Sbarafteriftifern, bie ja unter ben "ätationalöfonomeiri nid>t
feblen, bie Ringer 3ucfen müßten, mand>eg grofje Äaufmanngleben
nacbsuseftalten. 3>.oa> tetber finb fdft alle unfere bt^abten 'SBoIfgnrirtbe
»on bent ©ebanfen beberrfd>t> bafj fie noeb ein neueg <5bftem ber
"Stationalofonomie 3U ben fdbon oieljubielen febaffen müffein, toäbrenb
bag grof3c unb nidbt minber toiebtige ©eibiet ber ^ötrtbTajaftgefcbiitbte,
befonberg ber neueren, faum beaebtet toirb. 'äHionogtrabbicn faeblicber
unb btelleid>t nod> mebr berfönlkber 3lrt finb aber uncrläfilicbie Bor»

arbeiten für toirtbfchaftgefcfrid3tticf>e 3>arftellungen grojjen ©tilg. -Jln
©Triften über fadhtidje <£tn3etfrag«n auf totrtM^ft&Utoriid^em @e=
biete fehlt eg nicht; um fo feltener finb ©arftefiungien her l^erfönticb»
fett. 2>ag ift nidbt nur bom toiffenfdbaftlichien ©tanbtounft aug be=
bauerlich. 3>enn gerabe Sebengbefdjreibungen grojjer toirt^fd^aftlicEKr
"•perfönlicbfeiten toütfben bie "JITiöglichfeit bieten, auch, bem gebtlbeten
ßaien, ber bolfgbMrtbfdhaftlidhe 33üdb>er fi)ftematifd>er ober tettbenjiöfer
5lrt nicht lieft unb b«m mang aud> nicht 3umuth«n fann, einen ^Begriff
bon ber ßeitbetoegenben &raft toirtbifcf»f1ti,cf>er 3>tnge getotffermafren
bil&haft unb frei bon aller febnuerigen 3lbgtraftion $u geben. 3>n
meinem 33ucft „Ctmit ^tathenau unb bag eleftrtfd>e Se'talter" f>töf
tch berfudbt, bag „Vtlb einer grojjen unb in jebentj 3ng ihres 'JDefens
reisbolten ^erföntidbieit aug bem §intergrunbe ber 3«it9cf4)ia>te
hcraugtreten 3U taffen unb ben toedjfelfeittgen öiuftufj bon Verfon*
lidbfeit unb Organifation, ber für bie grofjen ^auffeute ber legten
<i,pod><t beutfcf>er ^trthfdhaft ttjpifcf) getoefen ift, an einem grojjen,
toobt bem gröfjten SJeifbiet bar3uftelten". fyabe babei ben StaRrnen
ber 3>arfteltung fo toeit gefbannt, brie irgenb möglich toar. ©tenn eijrtc
st5erfönlid>feit bon fo tiefer Vertoursetung unb fo toetter ^erntoirfung
toie bie 9latbenaug ift nur bann ganj 3U berftefren, b>e|Ttn beutlid) ge»
madbt totrb, b>ag fie bon ihrer Umtoelt empfing unb toag fie iftr 3urüi»
gab. 3>ajj neben bem HCann auch bag 'SBerf m feinem biftorifdbett
unb orgenifeben Aufbau bargefteltt toerben mufjte, berfteht fid> bon
felbft. 9Iud) 3>ieg febien mir eine rei3« unb berbienftbolfe Aufgabe:
3u 3eigen, toie aug fleinen Anfängen ein "JOeltunternebmen ioächft.

Dr. 5 e I i j Dinner.

**.

Sletfcfc. ©efammette 2\)x\t Q3erlag ber „'Slftion". 3 <2K.

Äartjatibe.

(Enrrücfe SHd) bem ©tein! 3^Mi
3>ie fjöble, bie 3tfd> fnechtet! giaufd^e
S>odb in bie ^luxl Verhöhne bie ©iefiimje —:
©ieh: burdh ben 33art beg trunfenen ©tlen,
$lug feinem etoig überraufchten,
ßauten, einmaligen, burdjibröbnten 93lut
Sräuft "©ein in feine ©cham.
33ef£«t bie ©äulenfudht: toberfcblagene
(Sreifige £)änbe bebten fie
Verhangenen §immeln ju. ©tür3e ,
S>ie Sem^ei bor bie ©ebnfucht 3>eineg &mz$,
Sn bem ber San3 begehrt.
breite 3>id> hin. Serblühe 3>id>. Oh, blute
©ein toeicheg -Söeet aug grofjen ^Öunben hin:
©ie^, Senug mit ben Sauben gürtet

28-

©id) "Kofeit um ber güften Cicbestffjor.
©iel) btefeg ©ommerg Ickten blauen £>aud>
*3luf ^ilätermeeren an bie fernen
33aumbraunen Ufer treiben; tagen
©teb biefe lefyte {&Iücf*£ügenftunbc
Unferer ©üblid)feit,
£)0d)getoöIbt.
i
3 f a r u
O Wittag, ber mit Reißern £>eu mein £)trn
3u SBDicfe, ftacbem Canb unb Birten jct>toäd>t,
SVxfj td> bhtrmne unb, ben Sinn im SJad),
3>en yRofyn. an meine ©djläfe ^iebe —
O 3>u 'JöettbhtgetoiUbter, entbirne bocf>
©ttllftügetnb über ,%lu<S) unb <Sra!m
5>eg "JöerbenS unb ©efdjeljnS
"Klein "Sluge.
9tod) burd) ©eröll ber fjatbe, nod) bur<J> 2anb-aa3,
'Berftaubenbeg', burd) bettelfraft ©ejad
3>er Reifen, — überall
'äJertoebn ber (Sonne, überall
3>a8 tiefe "Jltutterblut, bie frrömenbc,
<£nrftirnte,
smarte
<Setragen^eit.
3>ag Stüter lebt Sag um Sag
Unb f>at an feinem <£uter fein (Erinnern.
3>er £)ang fdjtoeigt ieine SBIume in ba§ £td)t
Unb toirb jerftört.
"Stur id>, mit SaJadtfer 3totfcf>en SJIut unb ^ranfe,
(Ein ftint3erfreffeneg Slag, mit 5lüd)en
3)m "JtidEtfä1 3ergel(enb, befpten mit Korten,
Gerafft Vom £id)t —
O Shi SÖJeitbingetDörbter,
Sräuf meinen klugen eine ©tunbe
3>e8 guten frühen SBoraugenlid>tS,
©djmife bin ben Srug ber gatbenl ©djtotnge
3>ie fotbbebräugten göbten in baS '•Raufdjen
©▪ebäumter ©onuen, ©tur3 ber ©onnen=fonneu,
O alter ©onnen ewigem ©efälte.
3>a§ £)irn frifjt ©taub. 3>te ^üfee freffen ©taub.
▪^Uäre baS Sluge runb unb abgefcbloffen,
3)ann bräd)e burd) bie Ciber füge 'Stacht,
(Sebüfd) unb ßiebe.
•3lu3 3>ir, 3>u füfjeg SbierifcfreS,
▪Jluäl Csuern ©d)atten, ©d)Iaf unb E>aar,
<22Tufi §int beftetgen,

SlUe snjinbungen,.. \
©aä Teljte 3toiegefJ)rää>.
©o fefyr <tm ©tranlb, fo febr fcf)|on in ber OJarfe,
3m frofogfarbnen Äteibe ber ©etoeibten
Unb um bie ©lieber fdjon ben leichten 5.1<lum —
HUugraufd&ft 3>u au3 ben galten, ©onne,
"Mlnacbtltd) Wetten in ben "Rannt.
O eine ber »erge&iitt) ftmgefpriibten
SZtit junger ©lutb bie ©d)läfe mir 3erfiä>mcl3enb,
Sluftrinfenb baä .entfernte 33Iut...
©ottfrieb Senn.
Sob unb 'Sluferffeljuttg. 9ccuc ©ebiebfe. 5?urt <3EBolff$ Vertag.
3He ©locfe tönt. Wir tourben geboren. -
©ine l3Kauer lauert bajjumftellt.
^5rojjb<ten jubeln in unfern Oljren:
Wir finb unfer. Wir finb bie Welt!
3>ie "Jßeitfäjen ber Stjrannen fliegen,
©in §er3 gebt unter in ©dbam unb Qual,
'öerfünbet braufjen: 3&r fabt unä liegen,
©terben, toie bag ©efelj eg befahl.
3erf£rengte 'SKauer toanft im ©aale.
"3350« ift ©efe§! <ükrad)tet bie Pflicht,
©inem unermejjlidben Sbale
2dd>elt ber ©trabl auf SUpotlog ©efidjt.
©d)on befreit »on hartem ©eftabc
©cbnetle Regier bag fhtftere 93anb;
3n ber Wolfe bort auf bem 'ißfabe
3iebt Äaratoane ing *2Horgenlanb.
5lug ber Wolfe briä>t bie Mar&ett,
Wo im ßidfri ber Slbler freift,
Unb ©efübl ift niebt mebr WarjrfKtt;
Shtnfle Saube, flieg 3um ©etfr,!
3>od> nod> fettet ben SBerbannten
Giebel an fein ©ilanb fern,
■3350 beg ßabürtnt&g Srabanten
San3en um ben 'Benugftern.
Sag unb "Raum finb nidbi 3u galten,
Unerfüjöfcflid) quillt bie ?lad>t;
2lug ben bämmernben ©eftalten
%id>ten toir ung auf 3ur l52tad)t.
Unb eg febetnt, alg ob toir fd>iDeben
Shtrd) ben Shtnft, ber unterliegt;
deiner toeijj, toobiu toir leben,
i. 3>enn bie Äraft beg ßeben« fiegl.

Jreuitbe, toir fcfjlugen ung in Äetten, , >
©tfjauerten fror beS 9li>grunb3 "Raub.
Äletneäl i®«fcf)W in 5reu&eoetten
'Kabm unfer ©cbidEfal in bie fjanb.
"EÖir haben un3 felbft im £fjao3 begriffen,
£iebe ttnlb ,3toeifel, ©efabr, ijie.unS brobt.
(stimme ber ©cfjöbfung bat ung ergriffen,
3>j><f> toir ftarben nidbt ihren <S,ob.
TOir-haben ben ©turlm ber %reü)*it geläutet.
■2!Dtr toaren güngltnge. gelj,t finb toir SßTann.
<§KiS SBöfe bat bie "JÖett erbeutet:
"Kur 3>er befteht, ber }icf> opfern fann.
löo feib ?Jbr geblieben? 3df> bin nocf> (Sner!
<5inb toir nicht iber 'älfcbe entflammt?
tBo tft bte flamme, bie unfer ^euer
3u Jjilfe ber gan3en '2HenfdS)J>ett entflammt?
3ft! fie in un§? Söo toerb ich, <£udf> finben,
3n toeteben ©ebemen »erläuft (Sure SJabn?
'ZSkiS in ben befrän3ten ©etoinben
£>abt Sbr für Sure trüber getban?
£jabt 3ftr i« ben trunfenen (Skbaleit
SBraufenber (Stäbte be§ 9Henfdf)en gebadet?.
§abt 3br mit Suern ^Öunbenmalen
©ein ßeben gut unb heilig gemacht?
3ld), bie SJjaten beg bröhnenben 'SJtunbeS
(Ennb »ergangen. Srttt ein in bie °2letb!
(SxhJCeubre bie ga&d beg neuen 33unbe3
^Kitten in baS ^amtofgefcbrei.
"älidfjt mehr ferne ©üte 3oflen,
Jforbert ber ©rfenntntjj Pflicht:
r *2tur ein ungeheure^ holten
(spricht ba« "^öort: ©3 toerbe Sicht!
"Stur in bem ©efttrn ber ^reunbfdhaft
"JÖtrb bie ©rbe neu entftebn;
ßajj im 3>unfel ihrer ^ctttbfd&aft , . . .
lieber, "SKenfcbj 3>etn ^Intlitj, feftn.
(Steigt, 3&r 'jjölFer, au? ber SBIjofre *.. . ,
lieber auf 3ur SKenfd^Iid^feit;
3n bem 3lnblidf (Surer ©röge
'Kettet bie berlorene 3«ttt
. kalter §afencle»er.
SHe <$loUe ber &toüt in ber männlidjetr ©efeUfdjaft. Gugen
©ieberichS in 3ena. :>.,:'•'. .. '-. .,
Sie ©taatlichfeit beS ^enfcfrengefdftfecfrte«: hängt toeber ab »pn
feinem ©eift noch, bon feiner Oefomomte. 3>a§ toaren bte Reiben ©«=

fcicte,. auf benen man fte 311 ergründen, fudjjte, unb fte toaren eS aud>
3ugleicb, auf benen biefe "iBerfucfk fefretterten. <2ttemanb meini beute
nod), bajj eS bem. Oefonomigmug gelingen tonne, bag •^Öefen ber
menfcblid)en ©taatSbtlbung 3U ergrünben, <£r fann uur bie ber=
febtebenen 3>arfteltungen bon (Staaten aufjeigen unb ibre toirtbfefraft*
liebe (ftebaljrung entbüUen; toarum aber ber SZtenfdE» übertäubt jur
€taatgbilbung fdjrettet: 2>a8 bleibt ihm »erfchjtoffenj. <2tid)|t utjinber
burcbjicbitg ift, bajj alle;geiftige (Erftärung beg (Staateg (toobei „Seift"
a\S 1lrfad>e unb. „(Staat" alg "üDirfung gilt) nur bie Deutung etneg
bereits borljanbenen 3toangariig aufgefommenen Suftanbeg ift: hinter»
her fagt ber ■SKenfa), toarum er für eiu (Itemetnfameg banbette unb
nicht für fid). 2llle geiftige Auslegung C3lu8lügung. fönnte man faft
fagen!) ber (Staatbaftigfett ift Stattonatiftrung «ineg 3&>angeg unb
fotnmt gletcbfallg 3U fjjät.
fBor biefem 33ud> ift nirgenbg ber ötebanfe burebgefübrt toorben,
bajj bie lejjtc ^Begrünbung für bie, (Staatbaftigfeit beg ?Kenftl>en*
gefchlechteg in fernem Srog 3U fud>en ift. ©0 tief liegt biefe 'üBiur^et
»ergraben; unb fte bat nichts <ja\t ber Oberflacbenangelegenbett <&eift
ober gar Oefonomie 3U fdhaffen. <£8 liegt baran, bafr ber '3Eenfd> m
einer böd>ft bebeutfameu unb nur ibnt eigenen "äöeite bie ^äbigfeit
bat, einem anberen 3U berfallen. <£g ift „-Jlnanfe, ber ge3toungene
3toang",. ber hier toattet; unb an btefeg (Sijicffall 3U rühren unb e3
auf3urübren, »ermag nur, toer alte anberen 3toänge borläuftg ber=
gajj. 3>aö t2öefen beg (Staateg ift burdjaug 3U unterfebetben bom IDefen
ber £jeerbe. TOenn ich. in einen (ikfettfebaftfäfig totrr bureb. etnanber
je ein 3>utjenb ^öögel berfebiebener ."Birten toerfe unb fie allmählich
3ur "Rubi fommen laffe, fo fiube td> am ^Ibenb bie Sbiere eng neben,
etnanber gebrüeft unb nad) Birten geor'bnet in je einer £tfe fitjen. 3Hefe
£>cerbenbtlbung, eine böchft unberbinblicbe unb locfere %xt ber (SosialU
firung, ftnben toir überall in ber "Statur in *>ed)fetnber (Stärfe, ber
sBinbung; bie 'Rubel ber Sücbife unb 'SDSlfe, bie 3üge ber (Enten unb
(Scbtoänc uub bie fjeerben ber ^Büffel unb "Kenutbiere finb beliebige
SSeifbtele babon. 'älber ein (Staat ift 3>ag nicht; unb Feine 'SJerftärfung
führt ba3u. 3unt (Staate gebort bag 'iBorbianbenfetn einer Sllufion
bom objefttben Milieu; 3um (Staate gebört bie mögliche ^Belang*
lofigfeit beg ®iu3eltbiereg, ber 2>ienft. am (San3.en, bag Obfer unb
bag Uebergeorbnete. 3)er SßXenfdj| ift fein Sjeerbentbier, fonbern ein
ftaateubilbenbeg *2Öefen.... ®afj aug freien (StücEen fid^j ein £ebe=
toefen ber Sbee beg (Staateg unterwirft, toirb ^liemanb annebmen.
•33ielmebr toerben bie ßebetoefen burdä eine befonbere (Siuridjtung tu
ißrer Organtfation ba3u ge3toungen unb bie ^Inbaffuug baran. toirb
mit einer ßuftbräimie betobnl). Wüt §egel 3U fbred>en, Ijanbett eg
fid> um eine „ßift ber 3bee". 'äKo bie 9Iatur ein toirfttd) ftaatbilben«
beg 'JDefen burdggefe^t bat, fonnte fte 3>ag nur baburd) erreichten, bafj
fie bie Sllleinberrfcfeafi b«g ^amilientbuntg fammt ber mann*toeiMtcf>en
(Sejualftrebung. überbaubt burebbradft. S8ei ben ftaatbitbenben, J5n»
feften f&t jie SKeg mit äuB'erft getoalttbätigen SEitteln. bmrchjgefelji,.

ftm SBtenenftaat giebt eg im SJerlauf einer ©rürtbungberiobe nur eitteit
einigen mann»toeib[tcben ßiebegaft: ben £>od)3eitflug ber Äönighv
3>ie Jamilic ift »ottftänbig 3erftört. ©g giebt nur eine bauernb fiter
[egenbe Königin mit bermagertem §irn, bie männlichen ^Bienen toer»
ben ermorbet unb ben ©lamm btlben berfümmerte Weibchen, benen
jebe 3um anberen ©efdblecbt gef>enbe ©erualftrebung unlerbunben ift.
■QJet ben Slmeifen fyat bie 'Katur bie gamilte baburch 3erftört, »üb
fie ein Snttteltoefen bon überlegener 3nteIIigen3 fdjtuf. 3He "ällänn*
eben haben bei ihnen ein berfebtoinbenb Ftetneg £)irn unb fmb »er»
bummt, bie 'SajetWben, mit ettoag größerem £)irn, finb reine ©attung»
tfjiere, toäbrenb bie Arbeiter, eine "2lrt britteg ©efcblecbt, aber obne
^äbtgfeit, feruelfe 3k3iehungen an3urnüpfen, bie Herren finb. So
bcbanbeit bie Slatur bie Jamitte bei ihren ftaat£idf> fo3ia!tftrten ©e»
fchöpfen. URan fonnie erfchauern bor biefem Eingriff. 3>ag ©lernen»
tarfte nnb ©etoattigfte, bie offene ©cjualität 3a>ifd>en '2Kann unb
SDOeib, toirb bis auf ben nötbtgften "Reft berniebtet. Unb erreicht toirb
toieber eine Ungebeuerlicfrjfeit: baß bag Cheine "Siefen babon ab»
gebracht toirb, fid) felbft 3unt (32taf3 aller ©inge 3U machen.
"JDie ftef>t eg beim 9Henfcf>en? 9Set if>m ift bie gamilie boli
erhalten, fei eg auf ©runb ber ©ruppenebe ober ber 5aremittfd)en
ober ber monogamen, bie (3>ag fei bem fitbog bortoeggenommen)
nichts toeiter finb als biäber mtf3glücfte "üSorformen ber toürbtgften.
Unb trotjbem hält fidf) ber Staat beim "3Zlenfd>en burd> inneren 3toang
anfrort):. £>ier fetjt bie tbeoreti|d>e ©runbtbefig biefeg 9Jud)eg ein,
toeld>e lautet: 'Jlußer bem ©efellungprinsip ber ^amtlte, bog aug
ber Quelle beg mann=toeiblid)en ©rog gefpeift toirb, toirft im "JHen»
fd>cnge}d>Iecbt noch, ein 3toeiteg, bie „männliche ©efettiebaft", bie ihr
3>afein bem mann«männlid>en ©rog berbanft unb fid) in ben ^Ranner»
bünben augtoirft. 3>ag 3toangbafte ©egeneinanbertoirFen beiber ^Jrin»
3tbten bringt ben "KTertfchen 3uwi Staat.
•3>ic männliche ©efetffdjaft toirb gehalten bon einer 'äZtenfcben»
art, bie bon ber "Statur ettoa an bie Stelle gefegt ift, to'o im Lienen«
unb "Jlmeifenftaate bag '3lrbeitergefd>techt ftebf. Sebenfallg hat fie
bie fo3iotogifd>e Junftion: 2>urd)brechung beg "?$rimateg ber ^antilte.
Sie ift aber nicht, toie in ben SnfeFtenftaaten, mit ben 3e'<hen pbhfioio»
gifefer "JJerfümmerung toichtiger Organe »erfeben, fonbern ihr Unter»
jd>Leb bon ben gamüten grünbenben <32lännern beftcht nur in ihrem
feelijdjen ©efüge. 3>d) habe biefe 'SHännerart ben typus inversus ge=
nannt unb bemühe mich im erften &beit biefeg ^8uche8 um eine
genaue 3>arfteIIung feinet TOefeng, bie h«rau§toachfen mufj au§ einer
breiten ©runblage beg 'äöiffeng über Seyualität, ^ftjchologie, ^ranf»
hett unb Teilung. 3>ie männliche ©efettfehaft ift bag fo3iologi)a>e
TOittel, bag ber typus inversus benutz, um fich »or feetifcher Sßereleiu
bung 3U fchütjen. ©ie, ber ©egenbol unb oft genug ber "Kroate ber
Familie, »erbanEt atfo ihr ^eftehen ber ^lothlage einer meift fehr
fräfttgen, 3U §anblung fähigen unb überlegenen 'SZlannegart, bie nur
immer an ber ©ren3e ber "iDerelenbung fteht. 3m 3toeiten Sheil, ber

über „goutilie unb <32tännerbunb" b^inbett, toirb nid)l um einen ©rab
toentger bringenb bie grau unb bie gamilie in. ben 22Xtttetbunft her
JragefteUung gerüdt alg im «rften ber typus inversus unb feine W>>
toanblungen. 3>enn mau foll nid>t meinen, bajj bie "JHenfcbJfKit nur
bort tu ben <£rfenntniffen berfagte unb Urnen au§toid> too ein üftydyi*
fd>er "äftedjanigmug ü)ren ©egenftanb fd)onenb inä ttnbetoufjte 30g,
fonbern aud) bort, too er tu botlem Ctd)^ ja, im Jeuer beg SJeumjjt»
feing 3U ftefjen pflegt. s2lud) bie gamilte ntu| im ©runbe nod) eni*
bedt toerben. „3He "Rotle ber ©rotif in ber männtid>en ©e[eUfd)aft":
biefer "2lame beg 93ud)eg tourbe au§. ber greube über bie .©ntbedung.
geboren; er be3eid)net aber nidjit aud) bie ©renken beg ^ud)bereid)eg.
§ a n g SB l ü (> e r.
««.
(Dpfer; 'Jlobellen. Qtipenonberlag.
3>teg S8ud), im grüf»jabr 1914 gebrudt, b^tbeu bie ©reigntffe be£
©pätja&reg 1914 berfd)üttet. "SBieioobi eg, bro£ijetifd)en ©eifteg, me^r
oon §aftung unb ©eberbe ber feitbem berfloffenen 3eÜ auftoeift atg
ber Äataraft oon ^rieggtiteratur, ber fid> in3toifd)en über 2>eutfdjtanb>
ergoffeu l>at. 3>e§fjafi> fei geftattet, eg bjer nod) einmal ansteigen,
trotjbem ber §erau§geber eine (bie fünfte) Slobelte baraug 3ur 3eit
ber <3Harnefd)Iad)t abgebrudt bat. "SDie fie, fo geben aud) bie beiben
anberen: SSlännerfd)idfaIe. SHJofji finb ntd)t 92TugfeIbro£en bargefteflt,
aber aud> nid)t mitd>Ijaartge Sünglinge, bie mit übermäf3igem 2luf=>
toanb faum getoedjfelter ©timmen toiber unfdjarfe ©tad)et löden, unb
nidjt "JÖetber in fjofen, bie irgenbeht Srieb in ben Sob ber Spiere
flögt, "Kidjt um ein 'JKabcben, nid)t ioegen eineg fdjledjten Seugniifeg1,
aber aud) nid)t an 'Slrterienberfalfung fterben fie; Opfer nidjt tf>re8
gteifd)eg, fonbern tbreg Sraumeg, Obfer ber 3bee; ber immanenten
gbee ibrer Seit, üjrer 'Raffe, üjrer Maffe. Oelber ßamm nod) <5tier:
'JJtenfdjenobfer.
f&tündjen. S>arrt) »a^n.
«*>
3>ic ^bjlofobljie bei 5Inaragoraö. Söerfud) einer 'Refonftruftton.
$ari S?tmegen (Srnft ©tülpnagel) in l2Dien. 5 "JKarf.
„©0 bilben fie 3ufammen 3>ug, toag ©djopenljauer im ©egen»
fa£ 3U ber ©elebrten=<3lebublif eine ©eniafenyJlebubHf genannt Ijat:
ein "Riefe ruft bem anberen burd) bie oben 3toifdjenräume ber 3eiten
3U unb ungeftört burd) mut^toitligeg, lärmenbeg ©e3toerge, toeld)eg
unter t^nen tr>egfried)it, fe^t fid> bag bo^e ©eiftergeföräd) fort."
(3tte$fd)e: 3>ie "ip^itofoto^ie im tragifd>en 3eitatter ber ©ried)en.)
■aSon einem gan3 ©rofjen unter ben "Kiefen biefer ©enialenp'iRebu-
blif ber &orbtatonifd)en spbilofop^en er3ä^tt mein ^Bud>. 3>od>
nid)t bie 3«W ber ,,'2libbanblungen'' über bie ßc^re beg tounberp
ijaren ^Hanneg aug Äla3omenai folt bergröfrert toerben; eine 5lad>-
fdjöpfüng teilt bag S&ud) fein, eine ■KefbnftruFtion, eg totlt cing
ber granbiofefteu ^^ilofoto^eme ber OTeUtiteratur neu erfte£>en, toitt

/
bett. 3lna£agora3, ben tp'jcjr/.iüta-o; ber Sjeüenen, toiebermn unb jetjt mit
mehr Hoffnung auf Sßerjtänbntjji (bat e£ bod* fettbem einen ^8cr=
Feiet) gegeben, einen £etbnt3 unb einen ©ruft Sltad» 3ur 9KenfdjJbeit
ft>red)en laffen. 3>eg %utorg Meinung ift nämtid), bajj bie £ebre
beg ^llnaragorag toon 3>enen, beren SJeridbte über ihn erhalten fmb,
in ben toefentlicbften fünften nicht erfäfjt tourbe, and) nkbt öon
bem grojjen "2lriftoteleg, über ben mand) fräftig löSrtlein in bem
58ucf> 3U lefen ift. 3>e£ Slnaragorag eigene "JOorte unb ©rünbe-
ber. inneren, fom£ofitionrechutfd»en SQ3abrfd>einlid>Fett finb mir eben
gtaubtoürbiger als bie (burdjaug nid)t gering $efd)ätjte) Sliutoriiät
beg ©tagiriteri. „©§ ift ein toabreg Unglücf, bafj toir fo toenta
»on jenen älteren pbtfofopbifd)en <32teiftern übrig haben unb bafj
ung alleg "SRotlftönbige ent3ogen ift. ^UntoulFürliä> meffen toir fie,-
jeneg ^JertufteS toegen, nad) falfcben "Klagen unb laffen ung burd>
bie rein sufältige Satbfad)e, twfjf ef tylato unb' '3lriftotele8 nie an
KSdjätjern unb 'Stbfdjireibern gefehlt bat, 3U Ungunften ber trüberen
einnehmen, ^Oabrfdbeinlid> ift ung ber grojjartigfte Sbeil beS
grietf>tf<ben 3>enFeng unb feinet "^lügbrucEeg in Korten verloren
gegangen." CJüe^fcbe.)
SKien, cli£ £öi»t)«€lei>e.
3>ic ftftrtmelölettet. "Steue ©ebWfjte. SOerlag ©rid) SReift tnSSerfm.
Siefen ©ebidhten inobnt feinerlei anbere ^rogrammatiF innc
als bie einer reinen Äunft. ^enfdjlicbfett ift ihnen ©efang, nicht
ffibefe. Siebe: ein ©tern unb feine SJlenbtaterne. ©eift toill Sbaten
fäen, bod) Feine SbatUcbFeiten. "Klan binjt, man raft, man ftolpert
feiner Sbee nicht nad>. 'Klan ift fie. ©lücE im geiftigen ©inn
(©Ubämonie: bämonifd) öerftanben) ift ba£ 3«l beg menfdjlicben
£ebeng. §öcbfteg ©lücF: an jebem ^unFte fehteg ©eing mit „fid>"
im ©inFlang 3U „fein", ©lödner unb ©fode.
lRufe id> beg 3tad>t8 bie ©runben —
$llteg fdjläft im ©tubenfttdiebt.
■3Tur bie toeijjen 'SSagabunben
f2öebu tote "JDinbe burd) bag S»t(f id>t.
©inmal füll id> ^Jeuer blafen:
Stoch id) ttrilt, bafj Jeuer toerbe.
"Kötblid) auf bem grünen %afen
Sanjen §errin, §irt unb §eerbe.
3Jtg bag £id)t 3U ben ©ebälFen
9Heineg Sburmg fid> blübenb toinbet,
SKüffen 3>orf unb ©tabt bertoelFen,
Unb ber Walb felbft ftebt ent3Ünbet.
Saube! 'TOolFe! Jlte^ ben Pächter!
,.. „;.;.- ffiitq> juitt Gimmel, beu id) Fenne, ■

Selbstanzeigen
<5cf)on fcfjlägt feurigeg ©etäd)ter
"3lug bem "Klunb mir unb id> Jbrenne.
£ocarno»<22turalto. I a f> u n b.
S«nc ober 5>ie ©efinnung. (?ricb 9\cijj Verlag in T erlitt.
©8 finfen bie SBänner ,
,2Die fjatme im £jerbfte,
©g flammen bie Jtüffe
3m «tute beg «unb«.
©g altert bie ©rbe
3erfurd>t unb 3errüttet,
3er£ftügt nnb 3erriffen, *
©efttrae unb ©tim.
W<o ffaib tdj bie ©eete,
3>en fäumigen ^inblinq,
■2ÖO glaub iä> bem ©uten, #
SZfJo 5off td> jur '2tact)t?
3>ie klugen gebreitet,
3>ie Jüjje im Sange
Serftamjjfen ben 3>onner,
3ermatmen bie 'JHaäjt.
TOir toerfen bie £>änbe toio gacfeln in 'Jladjt,
StDtr iOTütter,
SCÖir t)aben bie ©treiter gum ßeben gebracht,
3u Sobe gebracht,
TOir SHTütter.
Wir folgten bem Ciebenben liebenb ing «ett,
"SBir grauen,
iJlun f>ängt uns am §alfe ein ^Imulett:
€felett:
Un8 grauen.
3>ie ©Itern ft>red)en: "335ir toeinen uns blinb;
SöJir Ätnber,
■JDir treiben tote ©pinnetoeben im 'JBtnb,
"älBir blättern Spie ©rinb,
"33Jir Äinber: , \
3erfaIIen bre fangen, ertofcf)«n ber «tief,
-SOOtr tjungern. "• ..'*'•" .- •-
SDÖfe toiffen bem $Henfd)en ein gotbner ©efd)icf,

SEDir glauben an ©lud*,
TOir bungero.
TOir bungero toobl ©toigfeiteu fdjon,
IDtr bungero,
Itrenfet er3eugt bielleicbi ben ©obn,
2km Pflicht baä 'Recht, bem ßtebe ber 5r°n
TOir jungem.
§err, e3 ift genug gelitten,
Xtnfer £)od)mutb ift gefällt.
£>err, eS ift genug gebabert,
fjerr, e§ ift genug geftntten.
"älreS felbft öerfinft in ©eele.
3>er 2luguren arge§ ?luge
©iebt nicht Sroft nocf> Sbränen mebr.
SSöIFer toinfeln,
§ünbifcb boefenb,
Äö)?fe bellen,
€>tiroe fntet.
3>em ©elänbe
3>robt baS (Enbe.
(Senbe, fenbe
Steine Socbter in bie SZBelt.
■SCDir gerubn auf 33ai)onnetten,
,2>ornen ftecf>en "Kaum unb Rüden.
Hnfere toeifjen, beißen Cippen
©eifjelt Äufj ber rauben SBraut.
■3lu§ Europa
"Ragt, gefebiebtet
üJSon "äHillionen ntüben 'MIaurem,
SDon 92TiIIioncTt ©ffatoenbeilen.,
Unterjochten,
3od)gejagten
Untertbanen:
■•Ragt ein Siffeltburnt bon Änodjen,
Sburm öon SBabet in8 ©etoölf.
■Jltemanb fennt be§ "Jlnbern Äeb'e:
ßkber bergenb, brüberlicbe.
9liemanb ^ört btS anbern £>er3ens
Gdjofcbtäge bureb bie 'Jlacbt.

Selbstanzeigen
(Ekrjöbet fcfjleppen fte sur <Sd£>aitbe,
3«ber tötet: treu bem "Sburm.
©ine ©lode fjängt im Sturme,
IRiefenrjafter ©locfenfcrjäbet:
Moppet ift ein -22lenfcrj«narm;
Unb fie läutet "Sag unb '3täcf)te,
3ar>r unb 3ar)re
3ur (Erhebung,
3ur Belebung,
ßäutet fie jum ©türme»
'JluS bem Often,
"Jlug bem £anb beS
©rünen 2>racr>ng
SQÖmft "Jkrbeifjung,
Hattert "Propljetie.
Sn feibner (Sänfte,
"Jörnbgetragen,
begleitet »on flmfefter SHenerföjaft:
(5tet3ettben j?ranicfKn,
"Regen "Ratten,
knolligen grüdfjten,
%oftgen "2Itufcf>eln,
©pitjen gabnen,
Vetteren golbenen
"•Papier latenten,
farbigen grauen,
"32Iögtia>en "Klenfdjen,
Sräumertrabanten,
Ätingeitbem, flimpernbem
"Vorzeiten,
©trablenbem "ipferbdjenfetn, —
3n einer feibenen (Sänfte
Ctnb getragen,
fliegt über "3Heere öon "Reis,
Ueber riefigen (Sdjnee,
3>urd) fibtrtfdby ©eftrüpp,
Ueber ben blauen Ural
©ötttn ©inga bereinft.
©g »ergebe
3>er alte ©impelgoit,
©aunergott,
©ilbengott —

gabre 3ur £)öl(e,
gofjre t>erftud)t!
©inga gebär«
'Jion breien SBätem:
3>em fdjleicbenben (Selben,
3>em ftam£fenben (3df>toar3en,
3>em fcfjtoebenben 'Slonben,
3)en toabren ©onggott,
3>er eräen brobnt,
San3gott,
3>er bunfel fdjtoürrt,
(Ekbaumgott,
3>er norbifch, toogt:
'JBiftnger, *2Dotgamöncf) utib 3>racfKnfobn.
93}ag ich gemeffen 3umal
3rbifcf> am mäblid>en 'JHafj —
£)öfrer beb id> ben <5tab,
©pringbrunn ftäube im ©türm,
Ueberfäe ben tyart
<mü ben perlen be§ SidjtS,
3>te bo glän3en fo beijj,
3>ie ba füblen fo gut.
3ubel farenge bte 33ruft,
3>af$ fie 3ur fjarfe fid> bäumt.
Qluf ben "Kippen ftnelt
Sob 3um Ceben auf.
9ltg ber ^rübling blühte,
9118 bag <Parabieg
6id> entfaltete,
■20ef>te ©otteg 3luge
93Iau.im SJDinb.
©laube finbet fi<f> 3um "Klutbe.
(Sieb ung, ©ott: bag ©ute!
©ieb ung 3«tt I
Unb ben Staum 3U etoiger ^Blütbe:
©üte
Hnb ©ereebttgfeit!
93af«l. »Iabunb.

jjun fommft Su, SZBaffer: £jer3 ber ©rbe iuti> ber 3Kenfchen!
Komm immer näher ju mir; ein Seidf) umgiebt mich unb bringt
burd) bie ©etoänber; feucht, fatt ift mein ßeib. (Sebenb, 3Üternb breite
id) bie $lrme nach 'Sw aug, Su». §er^ ber 'Ktenfchen unb ber ©rbe!
2>u fteigft unb fc£>toillft h*>cf>, f)öf>er. Äommft: tacfyenb, necfenbi;
öerhetjjeft mir fühle ßabung, ©erlebte! $omm rafdf>er, rafdfKr! Scf>
ftreicfjle, Itebfofe Sein hotbeg, mitbeg Stotttt^, bag fetbft bie (Sonne
rufet. 3cf> höre Sein blätfchernb jungfräulich (Singen. Su berührft
äiaghaft meine Sruft, meinen §atö; fdfjtoüT unb ftetg bis an ben
'Ktunb: bie ßtbben greifen fchon nach Str.
Senn trotten ift bag ©mgetoeibc, öerfd>rumj)ft ift ber ^Ziagen.
&bmm: id) af)ne Seine &ühle; unb gefunbenbeg Ceben feimt, rinnt
burd) bag S3Iut. Äomm: id) füffe Sein fonnigeg, lachenbeg, jung»
fräulkheg 'aintti^.
SJDarum fteljft Su benn unb fiebft mid) bang tädjelnb an? £$ch
beuge bag £jaufct iwr Sir;, ßeife toollen bie Zippen Sia) berühren,
bebächtig, bann gierig, gierig Sich fd>türfent ...
Su toeid)ft? Sjöhnifd) Iäd>elnb? (Sbottenb, giftig ftoottenb
plätfd>ert Sein ©efang? ©riaufam bift Su! ©raufamer alg ©öttef!
deiche nid)t fo fdfwetl >! gd) eite Sir nad>. "«Siehe: £5<f> finfe
in ben toeidjen Soben. Sief er, tiefer! Hub Su toeid)ft: ^ö^nenb,
fbottenb?

*

(Seht: ba fteijt ein Äönig, (Sohn beg getoattigften ber ©ötter,
unb hungert unb burftet unb buö>et €>f>ott unb §obnI
Ser berrlidgfte alter irbifdjen Könige toar ich; bin ich e8 noch?
Sbr oIt)Ti|>ifd>eu. ©ötter! Sie 3b? witd> gefcriefen, geliebt, berehrt —:
fraget 3eugi, uteinen ebten Sater: (Sottte je ein «Sterblicher mit bem
anberen 'JHitleib hab£n, ba er unb 3h* "&He ©ua) beg SJebrängteften
ber SBebrängten, beg ©efchmäbteften ber ©efchmähten freuet?
(So lache, Sonne, uretoige 3eugin menfehüchen Unheils! Sache
ob beg Sammerg beg "SHenfchen!
5ch habe gefrebelt! 3*&> ber '•Reichfte ber fjerrfcher, 3U (Sibufog
in £t)bien! <5otb touchg aug ber <Erbe meineg Canbeg unb fchimmert«
leuchtenb ber (Sonne entgegen. ®otb föieen im übermüthigw ©biel
bie Serge! 2\)bien: ©öttlicheg ^Jarabieg! Ätoig, einig lachten 3>eine
Jlureu! tJch, $önig Santalog, (Sohn beg 3^«^, faj} an ber Safel
ber Götter, beim Wtafyt, bei göttUchem Wisxfyl . . . §5rte (Sure Der»
berblijhen Sefch'Iüffe, ©örter, unb Seine SBefehte, Seine "JDünfchei
Sater: unb höhnte im (Stillen €uch, 'Sitte . . .
<£ud>, irbifdfjen, fterbtichen Srübern, öerrieth ich &er ©ötter ©e»
heimniffe unb toarnte ©uch, meine tieben, lieben Srüber. ^Teftar uni»

Slmbrofia cnttoanb, ftarjl iä> bon ber 3!afel ber ©öfter unb fcbenfte
fie (Such beimtiäj. 3br labtet <£uä> an ber ©ötter ©peife unb Sranf
unb Reiftet bie "SÖnnben (Surer Äranfcn. SDabon genafen Sure ge»
bärenben "EOetbcr, Sure franfett $tnber, bie ©reife unb Süngltnge.
Unb nod) mehr tfytt icfri Sd> fa)lid) mijd) als 3Heb 3um 2>tebe, ber
au2 meines Söaterä berrlidbftem Semmel ben gotbenen §unb ge=
ftoblen, raubte ibn, berbarg ibn, fcfrtoor bem Söater einen falfd>cn
£ib (benn tfeu tote ber §unb toar bem lüfternien 3«"^ @lü<f).
(Er raubte, entführte bie fd)önfte ber Jungfrauen, ©onne, 3>u un-
erbittliche 3eugin aller Untugenb nnb ßafter: ©abft 3>u eg nidbi?
fJegünftige nur lächelnb bag Srodnen beg SZöaffer: beg §er3en§ ber
menfd)en!
©lücf, 2>u bift ein tücfifcf> ©efäjj!
©djarf ftnb 3>eine ©cberben, ftoiij Steine Splitter; fie bringen
in8 33lut, toanbern febueibenb; fd>netbenb ing Sleifd), ing über»
mütbige £>er3. 3>ein Uebermutb, SJater, bat mtd> berfudjjt! Unb id)
frabc gefrebelt: an meinem eigenen ©obn!
©eib 3br alltoiffenb, ©ötter?f
9ln ber langen, göttlid) retd>en Safel fafeeft 3hx, 3*u$> 3nr
Slecbten unb 3ur ßinfen fa&en bie Steinen: ©eifter ber Jhtfternijj,
be3 Uebelg, ber Qual, beg ©ebretfeng, bog toilben "Ktorbeg unb §affe§,
unb $ronog, ber feine eigenen Äinber bei ber ©eburt berfcblang,
toaren 'Seine ©äfte. <5öorum frofj Demeter, bie alltoiffenbe, be=
trübte ©öttin, bag gleifd) meineg ©obneg "ipetobg? 9Hid> fanbteft
®u, 'üSater, auf ©einer ©etreuen ©ebei& bierber: bafj td) meinen
Prebet büjje? 3ä> hobt ben ©terblicben meinen ©obn geopfert.
Sud), ©ötter, habe td> entlarbt!
Unb id) büjje . . . rjöbnenb!
ßacbe, ©onne, 3eugin 6er etoigen Qualen!

*

•Blieb bürftet nfcfjt mehr: mid) Ijnngert. ©djon fdbrumbft mein
gequälter Äörber 3ufammen. ©ebtoer finb bie berabbängenben 'Slrme.
©ebtoer ift ber J?obf. ©§ beben bie *?mie, flein, Hein toirb bie gro&e
©eftalt. 3>er leere NTagen ftidjt urtb bettelt unb flebt. ©g fdjreien
unb rufen nad> ©beife bie (Singetoetbe. "SDotjer fie nehmen?
Sag £id)t, bag reelle ©onnentidjf, toirb trüb: eg flimmert ein
grauer, bunfler <5led, bor ben müben fingen unb 3abflofe ©efbenfter,
grojj toie ber Naget eineg Neugeborenen, tan3en in toirrem ©e»
bräng. 10er feib g§r, toober fommt 3br, toag toottt 3br?
©onne, uretoige 3?ugtn alteg graufigen @efd)eben§: Jrage fie!
■3tun fölft ein ©trabl auf baf finftere ©etoirr; eg toirb» bell.
Unb eine toebmütbig läd>elnbe '3lbnung fdjleicbt fid> in§ §er3. Sd)
65re bog belebenb fräftige Soeben. £j>n ben 9IJbern beginnt bag 9Jtut
freubig 3U rinnen. SKoblgerü^e fd>meid>etn meinen ©innen, treibt
iücEe ein bertoerflid) ©biet mit mir1? Nein: ba ftebt ein berrliä>er,

■mit 3tud)t betabener 9Jaum, nod> einer unb nod) einer unb bietet
3br Zäunte, gbr JJrü^c: feib mir toirCfommen! Sbr nieft mir
freunbüd) 311 unb labet mid) ein. 3d) fomme.
..Unter ©einer Ärone ftebe id) nun, Ijerrltd)er 95aum. IRit 35e»
.Jxw^t ftre<fe id) bie §anb nad) 3Hr, Iiebtid)e geigt, auS: ©ein fräf»
tig«r, fräftigenber ©aft toirb mid>, Körper unb ©eete, beleben. Unb
<wd) SHcf), ©ranatbaum, mit ben btübenben, füjjen !2kbfeln ber«
fcbjmäljc id) nid)t. 'SODie fd)ön glä^en bie flemen, gelb gefäumten
blättert "Süie 33Iut fo rotb ftnb bie Blumen; 3:u £junberteri lagen fie
■auf ber Safet meineg £>od)3eitmabteg. $üblenb, burfttöfd)enb |ift
bag $Utfd), ber (Saft, ©brid), ©onne: "20er ift gliuflid)er benn San»
taloS? . . . 5>u aber, "äliolog, laffe bag nedEifd)« ©biet!
"SDie? Shi entfübrft mir bie Zäunte, bie 3toeige, bie 3tebfel?
§od) hinauf 3U ben SZBotfen trägft 3>u fie, bögtotttiger 'JDinb? Unb
id): ftebe mit auggebreiteten Ernten, leeren £>änben ba?
©onne, gebutbige 3eugin atteg ©ntfetseng: £)d) teilt 3»ein 'Sint-
is nid)t fdjauen; mir graut Wir 3>einer ©üte!
SrocEen ift ber Seid;. ©erfdjtounben ftnb bie Säume. ©rbe,
bie Shi ©uteg unb SJöfeg trägft, ©onne, bie 3>u bem ©uten unb bem
^Böfen £id)t unb 92>ärme fbenbeft: (Straft mid) nur, ftraft mid), ba
id) gegen ©ötter gefünbigt babe. Unb Sht, ©rbe, einige TOurter,
fcernimm meine bittere £Lage;, id) fnice, verberge mein ©efidjt in
meine £jänbe! •
Sft 2>er ein 'Sater, ber bem ©obne nid)t bergtebt? SHenfdjien
finb nur 'HIenfdjen: ©djtoad) unb fetbft ber §itfe bebürffig.
£>d) ftebe nun auf: tragt mid) toieber, Sbr fd)toad)en SBetnej
©od) toer bift ©u, getoatüger, fdbjtoanfenber geiS, btt über meinem
Raubte fdjtoebt? 'SXtog grtnfeft ®u mid) böbnifd) an? ©türje ber-
nieber unb 3ermalme, erlöfe mid)! 2>u toanfft unb fd)toanfft unb
brobft unb ängftigft mid)? TOaffer, Hareg, lad)enbeg IDaffer, bag
mir mein trübeg, geblagteg, ber3errteg 13lnttil} ge3etgt: malt fid)
ßDabnfinn in meinen 3ügen, in meinem 93Ikf? junger unb ©urft
teilt id) leiben: Slngft fann id) nidftt tragen! ©enbe, ©onne, 3eugtn
twm ^Harter unb Qual, bon "Kedjt unb Itnredbt, fenbe einen ©trabt:
ba§ fid> ber Jelgbtod löfe unb auf mein geängfteteg §aubt ftür3e!
©tili? ©dtteeigen? Äetn ©rbarmen? Äein "SKitteib?
*
- ßld) 3^r Cieben, ^röbtidjen, ©tüdttieften: 3>enft an mid)^ ber
■<£iid> 3U febr liebte! 3<f> bin Santalog: ber J?6nig beg §affeg unb
beä §obneg! t)d> 6in Santalog: ber S?önig ber ßiebe unb beä ShiU
beng , . . beg ©utbeng . . ,
921 iebaet © r u f e.m a nn. .

^rteg unb IttttemdjiSreform
urd) bie lange 3>auer beg S?rtegeg finb unfere böseren iln»
terricbtganftalten bor ein nicht gans letchteg Problem ge*
ftcltt toorben: bor bie grage, toas mit ben jungen £euten gefebe».
ben foll, bie bie 'iprima ober gar bie Oberfcfunba beg ©tjnma«
fiumg ohne 3«u9nt6 ber "Reife (ober auch mit einem borseitig
erteilten 3eugni§) berlaffen haben, um in ben Qeeregberbanb
einsutreten. SHefe acbt3el£jn« big 3tban3igjäbrigen 3üngltnge, bie
in3a>ifd)en braujjen bie Scbrecfen beg Äriegeg burebgemaebt, für
ben Staat gefämpft unb gelitten haben, fann man nicht toieber
auf bie Schulbanf fetjen; für fiebrer unb Schüler entfrünbe eine
gleich unmöglich« Situation, toenn man ^enfehen, bie ftd) ba8
■Recht ertoorben haben, alg Männer bebanbelt 3u toerben, itbteber
bem Sd)ul3tbang unterwerfen Wollte, ©od) fann man fie, benen
minbefrenS ein 3abr ber Scbulbilbung fehlt, aud) nidjt ohne
weitere "Sorbübung an bie Itniberfttät 3ulaffen; um fo toeniger,
alg 3toifd)en Sdjule unb Itniberfüät toieber eine lange Strecfe
lag, bie ihnen feine 3zit 3u wiffenfcbaftlidjer Arbeit üefj. Sie
fonnten nidbtg 3ulernen unb haben im S?rteg§bienft wohl "22lan<>
cbeg bergeffen. Auf ein "äHinbeftmajj bon SBorfenntniffen barf
bie §od>fd)(ute nicht befühlen, wenn ihre Sßorlefungen ftcf> auf
alter §öbe halten fotlen. 60 bleibt nur ein Augweg: bie ©in»
riebtung befonberer Sfttrfe, bie ben au§ bem £>eer (Sntlaffenen
ermöglichen, bag auf ber Schule Söerfäumte nachsubolen, ehe fie
auf bie Hniberfität gehen. (Ein "33orbilb bieten bie Äurfe in £a»
tein unb ©rtecbtfd) für bie Abiturienten ber 9berrealfd>ule unb
beg "Realgrjmnafiumg; ba wirb ber Stoff buref) Hebungen, bie
benen ber §od)fd)ule abnltd) finb, bem §örer bermittelt. "Rur
müßten bie $urfe für ßrieger aufjer ben alten Sprachen aud) bie
beutfebe Siteratur, ben münblichen unb fcbriftlicben ®d>vavL<fy ber
Sttutterfpracbe, bie neuen frembem Sprachen, AXathemattf unb
2taturtbiffenfd)aften umfaffen.

Soll biefe (Einrichtung nur eine burd) ben S?rieg bebingte
Au3nabme fein ober, weil fie "Ru^en berbeifjt, weiterleben?
"Klan hat mit "Recht auf bie ©efabren bingewlefen, bie ber
fd)roffe Uebergang bon ber ©ebunbenbeit unb bem 3Wang, ber
bie Schule im SBefentlichien bodj' big in bie oberften klaffen
beberrfebt, 3U ber Freiheit beg Stubentenlebeng in ftcf) fdjäe&t.
©afj biefer jähe «Zöecbfel unter fd)toad)en Gbarafteren Jd)on biele
Opfer geforbert bat, ift fein ©ebeimnifj; oft Wirb* bag erfte
Semefter finnlog bertröbelt unb fpäter fürg (Eramen fo elenb ge»

büffelt, bajj ber Stubent bag Befte, toag bic Itntberfltät ihm
gewähren fann, nid>t erwirbt. Rubere ©efäbrbung ift nicht fo
leicht erfennbar. TOer alg Itnioerfitätlebrer in Hebungen ober
in perfönlichem ©efpräch ben 6tubenten aug ben erften Se»
meftern näher tritt, toeijj, toie fchtoer eg oft £jörem, bie unmtt»
telbar t»on ber Schule fommen, wirb, ben Stoff, ber ihnen in
Borlefungform bargeboten totrb, toirfltch 3U »erarbeiten; bie
gaitj anbergartige £ebr« unb Serntoeife ber Schule hat fie nicht
gewöhnt, börenb aufzunehmen unb bag ©ebörte 3ugletdj felb«
ftänbig 3U geftalten. 3>ann fernen fie enttoeber „augtoenbig",
ohne bag geiftige Banb 3u erfäffen, ober laffen fich burchi «in«
3elne ©ebanfen „anregen", bie fie manchmal obenbrein noch
mtfjberfteben. 3n Sehr» unb £emtoeife ift eben 3totfdjen Schule
unb llniberfität ber Hnterfchteb nicht fleiner alg auf bent toid>»
tigen ©ebiet ber «Ktenfchenbehanblung; bort toirb bie geiftige
Nahrung, 3ubereitet unb ftein gefchnitten, borgelegt, hier foll ber
ijörer ba8 ©an3e einer Söorlefung gleid>fam innerlich nach»
■fchaffen unb geiftig in fich aufnehmen, noch ba3U ohne ftänbige
Fühlung mit bent ©osenten. 3>ie ergrbt fich freilich; in ben
Hebungen, beren 3<xl)l gerabe für Anfänger immer mehr ge»
toachfen ift, bie aber nur Sonberprobleme behanbetn unb ben
■Sßortrag, ber immer bie eigentliche gorm be§ §ocf>fchulünter»
ttchteg bleiben wirb, nicht erfe^en tonnen.
©eSbalb toäre eg gut, toenn 3t»ifd)en Schule unb Uni»
»erfität ein 'SKtttelglteb eingefügt toürbe. 3lu§ ben S?neger«®ur»
fen fönnte eine SSor^llnioerfität »erben, bie bie legten 3toei
ober brei Jahrgänge be§ ©tjmnafiumg umfaf3te. "Sticht nur bie
freiere Bewegung be§ Schülerg toürbe biefe (Bor»U.niDerfirät
pon ©ömnafium unb Oberrealfchule unterfchetben, fonbern mehr
noch bie fJItöglichfeit, feie Rächer fichj fetbft 3U (Wählen, ©em R3or»
ftubenten bürfte aber nicht erlaubt fein, bie belegte SBorlefung
nach 'SBillfür 3u hören ober nicht 3U Frören; eine getoiffe $on»
irole toäre nötbig unb am (Enbe beg 3abre£ müfjte ein <£jamen
über bie Berechtigung 3um Befuch1 ber llmberfität entfehetben.
3>ie freiere '2BabI ber gäfytv fönnte bie perfönltche Begabung
förbern. 'Stehen fafultatiben gädhern, bie im Schulunterricht
<jan3 fehlen ($unftgefd)ichte, 'Ttationalöfonomie, pbtlofopbifche
Bropäbeutif, gewiffe naturotffenfehaftliche 3H83tyltnen), bleibt
natürlich, ber Stamm: beutfehe ßiteratur unb ©efdjiichte, aujjer»
feem entweber alte Sprachen ober eine neuere Sprache mit ber«
tieftem Unterricht in ber ©efchichte unb fitteratur ihreg £anbe§
ober <32lathematif unb '•ttaturwiffenfehaften. 3n btefen Bf licht»

fächern würbe bie SBoroltniberfität ben £ehrplatt bcr brei l;öl)c»
ren Schulgattungen gefonbert fortfetyen, wobei aber bic <5*>
legenljett gegeben fein müjjte, bon einer biefer Sdfjulformcii
3ur anberen übersugeljen unb ba§ '©erfäumte nadhsuholcn. Ob
e2 aber nötfjtg ift, einen ©acuter, bem jjntereffe unb SBegabunc
für "JKathematif festen, auch noch auf ber <ä5or=IlniberfUat mit
analntifdfjer ©eometrie 3U plagen, be3ü>eifle ich; eher^würbe K>
für ben Stubenten, beffen "SDunfcf) fkf> nach ber "Seite bei"
<Setfte§wiffenf<haften neigt, eine ^iftorifch> (Einführung in Me
▪Jtaturwiffenfchaften empfehlen; an «etfpielen wäre il;m öa?
▪iDefen ber naturtDiffenfdbaftlidj^matFjematifdjen 'SBegriffSbilbiina
3U erläutern unb 3ugletdf> bie 'Staturwiffenfdfj.aft in ben 3llfam*
mentjang ber neueren Äulturentwicfelung ein3ufügen. Cr tue gc»
toiffe 33efdE)ränfung ber freien gächerwahl wäre baburdfj bebiugr,
bafj 3ufammengeF;örige gäcljer auch 3ufammen betrieben ©erben
muffen unb bajj für jebe§ gach burd> bie angenommenen bret
3ab>e be§ Sßorftubiumä eine beftimmte tfolQe bon Surfen borge»
fdjrieben wirb. §>ajj bie ertoorbene 'SHlbung nicht ein bunte?
▪iöielerfei bon Jetyen au§ allerlei £ef>rftoff, fonbern eine orgo
nifd^e (Einheit fei, bafj, ber junge 'SH.ann multum, non muh.»
lerne: bafür h>t, bei allem erbenflidjen (Eingehen auf pcrföiv
lieh« -"SDünfche, ber borgefdf>riebene Sehjrplan 3u forgen; Fjier barf
man ber flug toäbylenben Selbftbefd£)ränfung be3 swxfchen Schule
unb llniberfität Stehenben nicht all3u gläubig bertrauen.
SHe Seitung ber "öorfurfe würbe am heften wojjl jüngeren
3>03enten in ©emeinfehaft mit ©tjmnafial« unb Oberrealfchut»
lefjrern anbertraut. SHe 3)o3enten müffen ihr £eljrtalent be-
währt haben unb fähig fein, junge "Jltenfchen, ohne S<hul3toang,
3u felbftänbiger Mitarbeit 3u erstehen. SHe anberen §errcrt
müffen auf bie alte 'JHetfjobe be§ eigentlichen Schulunterrichtes
hier burdf>au2 ber3ta>ten. 'Ttebenbei böte fidj bie ©elegenhcit, bie
Sage be§ unbefolbeten „spribatbosenten" su erleichtern. $lu§ ei-
nem S>urchgang§ftabium ift, feit bie 3aht ber Renten öiel
rafdher al2 bie ber ^rofefforen WiKijg, für biete tüchtige "SHänner
eine bauernbe 2eben§ftellung geworben. SDJenn hier nicht in
gan3 anberer 5JBeife aI8 bt§f>er mit be3afjlten £ef)rauf trägen bor»
geforgt Wirb, fann bie "ipribatbosentur allmählich 3um Summet*
platy reicher SHlettanten Werben. SHe (Einrichtung ber Söor-atni»
berfität gäbe bie SKögltchfeit, bewährten 5>o3enten eine lohncnbc
Shätigfeit 3u fchaffen, bie ihnen bod* bie 3eit 3U felbftänbiger
Wiffenfdfjaftltcher Arbeit in ihrem gaä> Itcfee.

5atünchen. sprofeffor Dr. (Ernft bon Alfter»

Heiausgeber un£* verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag def Zukunft ia Berlin. — Druck von Faß & Garleb G. m. b. H. in Berlin!

I» I e Z n k n'n ft

Dr. Hofibauer's ges. gesch. Krän-
Yohimbin-Tabletten ^ 8
Gegen Schwächezustande beiderlei Geschlechts. Originalpackung 25 Stck.
M. 5,50, 50 Stck. M. 10,50, 100 Stck. M. 20,-, 200 Stck. M. 38,50.
Literatur vers. gratis Elefanten-Apotheke, Berlin 414, Leipziger Str. 74 (Dönhofpl.)
• 9e9en nervose Schlaflosigkeit
• 4^ aus pflanzlichen Bestandteilen
: Gen.-Depot: Hihenzollern-Apotheke, Berlin W10,Königin-Augnstastr.50
Akt
48 hochkünstlerische Freilichtauf -
nahmen. Bromsilberoriginalfotos
seltene Wahl welbl. Schönheit
einsohljeßl. ges. gesch. Stereo-Apparat, hervor-
ragend. Optik u. Plastik, nur 15,— Mk. franko
Nachnahme. Illustr. Prospekt freil
Fotohaus K. Nolte, Abt Z, Berlin S 14
*** DpSllanlAN Juwelen, Perlen, Smaragde •••
* DI IllafflICll und Perlenschnüre 2
kauft zu hohen Preisen
M. Spitz,
BERLIN, Friedrichstrasse 91/92
zwischen Mittel- und Dorothenstrasse
£aiiiiiinin:mmiintiiiiiiiiniiiiiii uiiinmimniniiii miiiiiiiiiitiiiiiiiiitiimiiiifuimniiiiiiiifiiiniiiiimi
RHEINISCHE
HANDELSGESELLSCHAFT
m. b. H.
Düsseldorf 23
♦X »X*X »X *X *X »X »X »X »X *»X *X *X *X »X *X »X »X *X *X «X ^> »X ^X^X *X-*X
An- and Verkauf von Effekten
j=
Fernsprecher: 4410, 4411, 4431, 4432. Telegramm-Adresse: Velox. l§
^linilllllilllMIIUIIIIIlMIllllllMIIIIHIIIIIIllUllillillirulllllllillltlilllllllllllllJtUllilllllUlllIIIIinillll)^

rammophoü^maihaüSbM.
heilmW8.Mediichsir.189.
Breslau. Garfenstr. 47
CölnMohestr. ISO
Düsseldorf, Königsallee7&
Kiel, Holstenslr.4Q
Königsberg i.Pc,Junksnti.12
Nürnberg, Königsfr.M>

Berlin, den 27. September 1919
Die Nornen spinnen
er Wortlaut des deutsch»russischen Geheimvertrages vom
achtzehnten Juni 1887ist veröffentlicht worden; weil we»
der die Thatsache, daß er geschlossen, noch die, daß er nach
dreijährigem Bestand nicht erneut wurde, einem heute Mitre»
girenden zu schaden vermag. Der (von den Grafen Herbert
Bismarck und Paul Schuwalow, dem Staatssekretär des Aus»
wärtigen Amtes und dem Russischen Botschafter in Berlin, un»
terzeichnete) Vertrag hatte drei Hauptartikel. Gerieth eine der
zwei Großmächte mit einer dritten in Krieg, so war die zweite
verpflichtet, sich in wohlwollender Neutralität zu halten und
für die Lokalisirung des Streites zu sorgen; diese Pflicht galt
nur dann nicht, wenn Rußland oder Deutschland gegen Oester»
reich oder Frankreich einen Angriffskrieg führten. Schon durch
diesen Ersten Artikel war also Rußland gegen austro.deut»
sehen, Deutschland gegen franko »russischen Angriff versieh»
ert. Und für die Assekuranz zahlte das Deutsche Reich einen
Preis, dessen Aufwand ihm niemals zu Last werden konnte.
Rußlands „geschichtlich erworbenen Rechte auf der Balkan»
Halbinsel, insbesondere sein entscheidender Einfluß in Bul»
garien und Ostrumelien", wurden anerkannt und beide Part»
ner verpflichteten sich, nur in Eintracht irgendeine Wandlung
der Hoheitrechte auf der Halbinsel zu gestatten und Jedem zu
wehren, der ohne ihr Ein verständniß dieGebietsgrenzen zu ver»
rücken strebte. Bosporus und Dardanellen sollten, nach der

VorschriftderAktedesBerlinerKongresses.geschlossenbleiben
und derTürkei, beiGefahr einesrusso«deutschenAngriffes,ver«
boten sein.Theile der Meerengen für militärische Operationen
einer fremden Macht herzugeben. In dem „ganz geheimenZu«
satzprotokol" verpflichtete sichdasDeutscheReich.zurWieder.
herstellunggesetzlicher Ordnung in Bulgarien in Gemeinschaft
mitRußland zu,wirken, derRückkehr des Prinzen vonBatten»
berg auf den Bulgarenthron in keinem Fall je zuzustimmen,
wohlwollende Neutralität zu gewähren, wenn Rußland, zu
Wahrung seiner Rechte, selbst die Vertheidigung des Eingang
ges insSchwarzeMeer übernimmt, und „moralisch und dipld
matisch" (nicht: militärisch) jedesHandeln zuunterstützen,das
der Kaiser von Rußland „für nothwendig halten sollte, um
den Schlüssel seines Reiches in der Hand zu behalten". Was
damit gemeint war, lehren die Sätze aus dem dreißigster
Kapitel von Bismarcks Buch: „Ein russischer Verschluß des
Bosporus wäre der Schlüssel zum Schwarzen Meere, also zum
russischen Haus. Die Schwarze*MeersFlotte kann die Bestim«
mung haben, sich der Stellung am Bosporus zu bemächtigen,
deren Rußland zu bedürfen glaubt, um in den Besitz seines
Hausschlüssels zu gelangen. Ich glaube, daß es für Deutsch«
land nützlich sein würde, wenn die Russen, physisch odei
diplomatisch, sich in Konstantinopel festgesetzt und' es zu
vertheidigen hätten. Wir würden dann nicht mehr in der Lage
sein, von England und gelegentlich auch von Oesterreich als
Hetzhund gegen russische Bosporus»Gelüste ausgebeutet zu
werden, sondern abwarten können, ob Oesterreich angegriffen
wird und damit unser Casus belli eintritt. Auch für die öster»
reichische Politik wäre es richtiger, sich den Wirkungen des
ungarischen Chauvinismus so lange zu entziehen, bis Ruß»
land eine Position am Bosporus eingenommen und dadurch
seineFriktionen mit denMittelmeermächten.also mitEngland
und selbst mit Italien und Frankreich, erheblich verschärft
und sein Bedürfniß, sich mit Oesterreich ä l'amiable zu ver«
ständigen, gesteigert hätte. Wenn ich österreichischer Min<
ister wäre, so würde ich die Russen nicht hindern, nach
Konstantinopel zu gehen, aber eine Verständigung mit ihnen
erst beginnen, nachdem sie den Vorstoß gemacht hätten.

Die Betheiligung Oesterreichs an der türkischen Erbschaft
wird doch nur im Einverständniß mit Rußland geregelt
werden und der Österreichische Antheil nur so größer aus*
fallen, je mehr man in Wien zu warten und die russische
Politik zu ermuthigen weiß, eine weiter vorgeschobene Stell*
ung einzunehmen. England gegenüber mag die Position des
heutigen Rußland als gebessert gelten, wenn es Konstantin*
-opel beherrscht; Oesterreich und Deutschland gegenüber ist
sie weniger gefährlich, so lange es in Konstantinopel steht." Aus
-der Ueberzeugung, daß die Türkenherrschaft in Europa nicht
lange mehr haltbar, der Drang des zarischen Rußlands nach
"unbeschränktem Hoheitrecht über das Schwarze Meer nicht
ohne Gefahr für die Kontinentalmächte zu hemmen sei und
■der Dreibund, nach dem Ablauf des Dreikaiserbündnisses
vom Jahr 1881, im Osten einer Ergänzung bedürfe, war der
Vertrag vom achtzehnten Juni 1887 erwachsen. Er verbürgte
den Russen die seit Katharinens Tagen in Südosteuropa er*
worbenen Machtrechte und Hypotheken und, für den Fall
kriegerischen Feindeseindranges in seine Sphäre, Deutseh*
lands (damals schwergewichtige) moralische und diploma*
tische Hilfe. Er sicherte Rußland gegen austro*deutsche,
Deutschland gegen franko«russische Kriegsgemeinschaft, be*
wahrte Oesterreich vor der Versuchung, von magyarischem
Slawenhaß und von der Zuversicht auf deutsche Waffenhilfe
sich in das Abenteuer eines Balkanfeldzuges, eines Krieges
gegen Rußland treiben zu lassen, und verpflichtete keinen
Partner zu Beistand in Angriffskriegen. Ein aus dem Geist
uns heute alt scheinender Weltauffassung geborener Vertrag;
doch einer, der kein wohlthätig geltendes Recht verletzte, für
Deutschland nicht mehr Nutzen zu erraffen trachtete, als
einem jungen, mancher älteren Macht unbequemen Reich zu*
kam, und dessen Urheber sagen durften, sie seien von dem
'Wunsch beseelt, durch diesen Pakt zugleich mit ihrer Ver*
theidigerstellung auch den allgemeinen Frieden zu festigen.
Der Vertrag (den Bismarck „die russische Rückversiche*
rung" oder „die Doppelassekuranz" zu nennen pflegte) war
■eigentlich nur die ins Paragraphenkleid des Staatsrechtes ein*
geknöpfte Wiederholung eines seit 1884 giltigen Abkommens.

Das Bündniß der drei Kaiser Alexander, Franz Joseph, Wit*
heim hatte jedem für den Fall fremden Angriffes die wohl*
wollende Neutralität der Vertragsgenossen zugesagt. Als
wiener und Petersburger Verdruß diesen Bund lockerte, ge»
lang dem deutschen Staatsmann die Bergung des seinem Reich
daraus erblühten Vortheiles. Die Gelegenheit war günstig»
Alexander der Dritte, der stille Urrusse mit der Haltung des.
wortkarg gebietenden Herrn und demGemüth des einfältigen
Bauers, blickte mißtrauisch ostwärts. Seine Truppen hatten»
Merw besetzt, am Kuschk die Afghanen geschlagen und da*
durch in England die Furcht geweckt, Herat könne russisch-
werden. Der alte Zwist um Afghanistan glimmt wieder auf,
Britanien rüstet und die Gefahr anglo»russischen Krieges
mahnt den Gossudar aller Reußen (den letzten, ders nicht
nur dem Namen nach ist) an die Pflicht, in Nord» und Süd«
west schleunig die Grenze zu schirmen. Oesterreich»Ungarn
bliebe als Angreifer ohne Deckung durch den Dreibunds»
vertrag und wagt sich gewiß nicht einsam ins Russenfeuerw
Erlaubt der Sultan einem Britengeschwader die Einfahrt ins
Schwarze Meer, so entkräftet er selbst den Berliner Vertrag
und belastet sich mit der Feindschaft des Deutschen Reiches.
Dräut aber wederaus Wien noch aus Konstantinopel Gewitter,
dann braucht Rußland in Westasien nothwendigem Kampfc
nicht scheu auszubiegen. Und als Preis der Police wird von
ihm nur das Versprechen gefordert, etwa aufflammender Räch»
gier Frankreichs sich nicht als Helfer zu gesellen. Erschwing,
licher Preis. Alexander schlägt ein; und bereut den Handel
auch nicht, als in Westasien der Funke gelöscht und vor*
einer anglo»russischen Militärmission die umstrittene Grenze
Afghanistans festgelegt ist. In der Fährnißzeit der pariser
Boulange wahrt die Rückversicherung den Frieden. In den
neunundneunzig Regirungtagen des Kaisers Friedrich wird
sie durch den Beschluß der Kaiserin bedroht, ihre zweite
Tochter dem Prinzen Alexander von Battenberg zu verloben.
Darin könnte der bäuerische Argwohn des Zars die Ab»
sieht auf Umgehung des Ersten Punktes im Zusatzprotokol
wittern. Die kluge Vorsicht eines Generaladjutanten und
der politische Vortrag des Kanzlers hemmt den Abgang des

Telegrammes, das den Prinzen ins potsdamer Neue Palais
rufen soll; und der Verlobungplan, dem auch die älteste
der drei Victorien, Britaniens Königin, nicht zustimmt, wird
«ingesargt. Weil Wilhelm der Zweite in dem zarischen SchloS
Spala, in das er sich die Einladung erzwungen hat, die Luft
kühl findet und von seinem Liebling Waldersee, dem Chef
des Großen Generalstabes, täglich das Schrecklied von russi*
scher Tücke hört, will er sich England zuwenden und knüpft
an die deutschen Konsularberichte aus Kiew Glossen, die
dem Kanzler die flinke Abkehr von Rußland vorschreiben. In
seinem Abschiedsgesuch sagt Bismarck darüber, er könne die
Ausführung dieser Vorschrift nicht übernehmen; „ich würde
damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage
stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten in
unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhält«
nissen erlangt und deren über Erwarten große Bedeutung
unser Botschafter mir nach seiner Rückkehr aus Petersburg
bestätigt hat." Der lästige Warner wird barsch weggejagt;
und glaubt, schweigend anhören zu müssen, daß Wilhelm
(dem die Zeit ungeduldigen Wartens auf das zweimal an
einem Tag verlangte Entlassungsgesuch von dem Busenfreund
Philipp Eulenburg gekürzt, durch den Vortrag philischer
Minnesänge gewürzt worden war) der Welt vorlügt, all seine
Versuche, den Kanzler dem Reich zu erhalten, seien an dem
Starrsinn des Alten zerschellt und ihm deshalb „so weh ums
Herz, als hätte er seinen Großvater noch einmal verloren".
(Der Vater, Friedrich, wird nicht erwähnt; aus unbewußter
Prophetie kommt aber das Ende des Muckersatzes: „Es ist
Mir von Gott einmal bestimmt; also habe Ich es zu tragen,
wenn Ich auch darüber zu Grunde gehen sollte.") Bismarcks
Mühen, vor dem Rücktritt noch die vonSchuwalow drängend
erbetene Verlängerung des Assekuranzvertrages durchzu«
setzen, ist fruchtlos geblieben. Und den zweiten Kanzler,
General der Infanterie Von Caprivi, dünkt das System dei
Rückversicherung „zu komplizirt". „Den reinsten Schwindel"
nennts Wilhelm; und näselt, wer Allerhöchstihm zumuthe,
Oesterreich zu betrügen, möge gefaßt sein, dem Alten nachzu»
fliegen. Damit der Brauch nicht gebrochen werde, sollen vor dei

Entscheidung die Sachverständigen des Auswärtigen Amtes zuvWort kommen. Wo ist der Vertragstext? Fritz von Holnstein, das Hirn des Amtes, hat, weil er als Gegner des. Planes bekannt ist, an dem Entwurf zeitgemäßer Umändern ung nicht mitgearbeitet und giebt die Frage seines Schülers- und Schützlings Caprivi an den Kanzleidirektor weiter. Der bringt dem Kanzler die Urkunde. Die Häuptlinge der Po» litischen Abtheilung werden zu schriftlichem Urtheil auf» gerufen: und Alle, auch General Von Schweinitz, der Bot» schafter, empfehlen die Ablehnung des Russenantrages. Weil sie wissen, wie aüs Wilhelms und Fritzens Willensluke der Wind weht? Als Herbert Bismarck, der noch Staatssekretär ist, seinen nahen Rücktritt aber schon angekündet hat, ins Amt- kommt und hört, daß die „russische Sache inzwischen er* ledigt worden sei", fährt er den Zimmernachbar Holstein rauh an. „Sie konnten diese Dummheit doch verhindernt Aber Sie scheinen mich etwas früh für einen toten Mana zu halten." Der Geheimrath antwortet, er habe nicht die Macht, des Kanzlers Willen zu beugen; und ist seit dieser Stunde nicht dem Glauben zu entwurzeln, Herbert sei nur deshalb so wüthend geworden, weil er, auf Befehl des Vatersv die letzten Tage seines Amtslebens zu Erneu ung des Ver» träges nützen wollte, von dem dann dem Grafen Schuwalow- nichts mehr abzuhandeln war, und nun vor dem tadelnden Blick des verehrten Auges bangte. Die Meldung, Rußlands Wunsch sei von kalter Höflichkeit abgelehnt worden, trieb dem breitstämmigen Gossudar das Blut in die Schläfen. Ein Jahr nach dem Ablauf des Vertrages empfing er in Krön» stadt das Geschwader des Contreadmirals Gervais, erlaubte ein franko»russisches Verbrüderungfest, lauschte den Klängen der Marseillaise, die den gekrönten Völkerkneblern das rothe Dämmern des Weltgerichtes androht. Und ein vom Zauber des Parisergeistes entzückter russischer Staatsmann schrieb später: „Wenn Deutschland 1890 nicht die Erneuung des Geheimvertrages verweigert hätte, wären die Kundgebungen und Feste in Kronstadt und Toulon, wäre wahrscheinlich die ganze Entente, der ost»westliche Zweibund, nicht Ereigniß geworden. Daß die berliner Regirung den Vertrag ablaufen ließ, war für Rußland und für Frankreich ein Glück."

Für Deutschland? Das dünne, weiße Flattergewebe, das
in Wilhelms tosendem Lenz nicht beachtet wurde, zeigt jeder
Herbsttag nun dem wachen Auge. Aus den Warzen junger
Spinnen kams, die Arachniden von der Krabben», Kreuz« und
Luchsenart strampelten munter dran durch die Wirbel des
Luftstromes, wickelten, wenn sie müde waren, mit den Füßs
chen das Gefädel auf und ließen die feinen Flöckchen dann
erdwärts schweben. Sinds Fäden aus dem Gewandsaum
Gottes oder von der Kunkel der dunklen Frau Skuld?
Altweibersommer. Welkgraswebe. Einsam blinkende
Frühlingsfäden haben sich hinter dem Herbstpunkt zu einem
kalt schimmernden Netz versträhnt. Trügt Dich der Blick?
Narrt ein Wahn. Was Andere als ihr Gesicht künden, muß
Deinem widersprechen oder in Glaubwürde helfen.
1. „Für die Rettung der Weltrevolution ist es nothwendig,,
daß die russische Kommunistische Partei am Leben bleibt. Es
ist nothwendig, daß ihr Werk, die allrussische Republik der
Sowjets, weiter besteht und sich entwickelt. Seit dem siebenten
November 1,917 versucht der Weltimperialismus und Kapitalis-
mus mit allen Mitteln, die russische Revolution, diese ewige
Gefahr- einer Weltrevolution, zu erdrosseln. Die deutschen
Truppen berennen den. Westen, die Truppen der Entente und
ihre gegenrevolutionären Söldnerbanden alle andern Grenzen
der Sowjetmacht. Ihre wüthenden Angriffe sind jedoch an der
wilden Entschlossenheit der Rothen Armee zerschellt. Bestürzt
durch diesen unerwarteten Widerstand, erschreckt durch die
heftigen Proteste des westlichen Proletariats gegen die Erwür-
gung der russischen Revolution, werden Clemenceau, Lloyd
George und Wilson bald gezwungen sein, die militärische
Intervention aufzugeben. Aber die Zerschmetterung der Re-
volution ist für die kapitalistische Herrschaft eine Lebensfrage.
Um ihren Plan zu verwirklichen, wendet sie zwei Mittel an: die
Aufhetzung der Kapitalisten aller Länder zum Kampf gegen
den Bolschewismus und die wirtschaftliche Blockade. Die
Ententeregirungen bilden in ihren Ländern Freiwiliigenbataillone
aus nationalistischen und kleinbürgerlichen Elementen. In Ruß-
land stiften sie an oder unterstützen sie alle bewaffneten Be-
wegungen, die auf die Herstellung der alten Ordnung ausgehen.
In der selben Absicht überschwemmen sie die russischen Grenz-

länder mit Gold, Warfen, Munition und Ausbildungoffizieren. Dadurch nötigen sie die Sowjetmacht, eine starke Armee unter Waffen zu halten, welche die jüngsten, thätigsten undl intelligentesten Proletarier in Stadt und Land den friedlichen Bedürfnissen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft entzieht. Außerdem verschärfen die Westmächte die wirtschaftliche Blockade. Die Industrie des ungeheuren Rußlands, eines wesentlich agra~ischen Landes, konnte niemals die Bedürfnisse des Volkes befriedigen. Das russische Reich mußte stets ungeheure Mengen von Maschinen und Fabrikprodukten einführen. Dadurch, daß die Lntente die Rückkehr der ausländischen Spezialisten und Techniker nach Rußland, die in Wirklichkeit die ganze russische Industrie leiteten, verbietet, lähmt sie bewußt den wirtschaftlichen Wiederaufbau des Landes. Dadurch, daß sie jede Einfuhr von technischem Material, von Wagons und Lokomotiven unterbindet, verhindert sie die Errichtung und Erhaltung von Fabrikbetrieben, den Transport von Rohstoffen und Brennmaterialien. Sie verurtheilt die Industrie zum Ruin und das Proletariat zur Arbeitlosigkeit. Der Mangel an Transportmitteln macht die Ernährung der Städte unmöglich. Und da die Landwirthe die notwendigsten Ackerbaugeräthe nicht mehr erhalten, sind die Ernteerträge beträchtlich zurückgegangen. Die Ausführung des macchiavellistischen Planes, den der Weltirnperialismus faßte, hat schon die verhängnißvollsten Folgen gehabt. Der Handelsaustausch mit dem Ausland ist gänzlich unterbrochen; die allernothwendigsten Produkte kommen nicht mehr ins Land. Die Desorganisation der Industrie wächst. In früher reichen und blühenden Gegenden liegt die Landwirtschaft jetzt in den letzten Zügen. Die Transportmittel sind im Verfall. Das furchtbare Hunger-Gespenst erdrückt in seiner knochigen Umarmung Millionen von Menschen. Der Typhus richtet schreckliche Verwüstungen an unter einer von Hunger und allerlei Entbehrungen geschwächten Bevölkerung. Für diese abscheulichen Verbrechen tragen die Ententeregirungen allein die Verantwortng. Alle civilisirten Völker müssen sich gegen die Ersinner dieser schrecklichen Rache wenden, die das ganze Russenvolk trifft und schon Hunderttausenden von Unschuldigen, von Frauen,. Greisen und Kindern das Leben geraubt hat. Die Arbeiter der ganzen Welt müssen die Wiederaufnahme der wirthschaftlichen und politischen Beziehungen zu Sowjet-Rußland verlangen, das nur ein in den Augen des Kapitalisten unverzeihliches Unrecht

verschuldet hat: das Unrecht, das unglückliche russische Proletariat befreit und der Welt das gefährliche Beispiel der Errichtung eines sozialistischen Staates gegeben zu haben. Insbesondere muß das französische Proletariat mit allen Mitteln erstreben, daß seine Regirung aufrichtig auf die Einmischung in die inneren Angelegenheiten Rußlands, auf jede wirthschaft liehe Blockade Rußlands verzichtet, daß sie die Sowjetmacht anerkennt und die Einreise von Spezialisten nicht länger verhindert." (Ein französischer Hauptmann a. D. blies diese Fanfare.]

■ 2. „Ueber Hardens Plan eines internationalen Gewerkschaft-Trusts möchte ich zu seinen Lesern sprechen, weil dieser Plan mir den einzig fruchtbaren Gedanken zu enthalten scheint. In Rußland liegen Bodenschätze von ungeheurem Werth, die noch nicht gehoben sind. Lenins Regirung hat nicht die Macht, sie zu fördern. Lenin hat schon vor längerer Zeit einer amerikanischen Aktiengesellschaft eine Rohölkonzession verliehen. Viel lieber wird er aber die Konzession einem Trust geben, den die Gewerkschaften bilden. Dieses große Unternehmen wird in der Lage sein, die Schätze Rußlands zu heben, dadurch rasch der verarmten Welt wieder Güter zuzuführen und das russische Volk in Wohlstand zu bringen. Da die kommunistische Regirung nicht in der Lage ist, selbst Gold, Eisen, Kohle, Mangan, Mineralöl zu fördern, wird sie vor der Wahl stehen, sie ungefördert zu lassen, die Konzession einer Aktiengesellschaft oder dem internationalen Gewerkschaftsyndikat zu geben. Sie wird das Dritte wählen. Sollte jedoch die Konzession nicht anders zu haben sein, so müßte man der russischen Regirung einen Vertrag vorschlagen, der ihr das Recht giebt, alle Beiwerke und allen Boden, der dem Verband übergeben wird, nach fünfundzwanzig Jahren gegen Ersatz aller Kosten zurückzunehmen. Das wird für den Gewerkschaft-Trust noch immer vortheilhaft sein. Die Arbeiterschaft der Länder, die den Trust bilden, wird gewinnen, denn die Verdienste des Trusts fließen ja der organisirteh Arbeiterschaft zu. Aber auch für die Kapitalisten ist es ein Vortheil: denn in allen Ländern stehen sie einer Arbeiterschaft gegenüber, die große, zum Theil gar nicht erfüllbare Forderungen stellt, und es bedeutet sehr viel für die Kapitalisten, wenn sie diese Wünsche auf einem anderen Wege ■als aus ihrer Tasche befriedigen können. Darum werden sie auch gern bereit sein, das nöthige Geld dem Gewerkschaft-Trust gegen kleinen Zins zu leihen. Als geschäftlicher Unterbau ist eine internationale Liquidation-Gesellschaft mit dem

Sitz am Vorort des Völkerbundes zu errichten, die alle
nöthigen Vermittelungen für den Trust durchführt. Sie muß
jedoch eine Gesellschaft sein, deren Einkommen kulturellen'
Zwecken zufließt, die also nicht in den Händen einiger Privat-
aktionäre sein darf. Sie borgt das dem Trust nöthige Geld
von den Banken und verleiht es wieder zum selben Zinsfuß, unter
Berechnung einer ganz kleinen Provision, an den Gewerk-
schaft-Trust. Wozu dieser Umweg? Er führt den Trust um die
Schwierigkeit, mit den Finanzinstituten in unmittelbarer Ver-
bindung zu stehen, die gerade ihm gefährlich sein müßte."

3. „Als einem Deutschen, der unter fremder Staatshoheit
lebt, werden Sie mir glauben, daß ich dem strebenden Deutsch-
land mit aufrichtiger Hochachtung gegenüberstehe, zugleich aber
mein offene^ Bedauern gerecht zu würdigen wissen, daß diese
Hochachtung durch die vorurtheilfreie Betrachtung so mancher
Erscheinung sich wider Willen zu schmerzlichen Einschrän-
kungen gezwungen sieht. Bei meiner letzten Reise durch
Deutschland hatte ich Gelegenheit, da und dort in den ver-
schiedensten Gesellschaftklassen, Arbeiter, Beamte, Männer der
Wissenschaft, hinzuhorchen und mitzusprechen. Ueberall habe
ich mit Betrübniß und oft mit Entsetzen feststellen müssen,
wie wenig das deutsche Volk im Grunde durch die Katastrophe
gewandelt ist. Ich bin nicht etwa darauf ausgegangen,
irgendeinen würdelosen FLagellantismus zu finden. Was sich
mir zeigte, war aber nirgends die Bekundung würdiger Reue
und aufrichtigen Sühnwillens, mit dem unser Deutschland allein
wieder um das Vertrauen der Welt werben könnte. Ueberalf
das selbe trotzige Unverständniß. Weil Melac vor zweihundert
Jahren die Pfalz verwüstet hat und die Kosaken (Einzelthaten,
nirgends Anordnungen der Heeresleitung) mit Privatwohnungen
auch nicht schonend umgegangen sind, war es ganz in der
Ordnung, daß die Picardie glattrasirt wurde. Die Vorstellung,
daß dem Drang nach dem Sieg Alles, was mit Menschlichkeit
und Kultur zusammenhängt, unterzuordnen ist, beherrscht noch
immer ungeschwächt die Oberschicht der Intelligenz. Merk-
würdig war mir auch, daß man vielfach zwar den General
Ludendorff verurtheilt, nicht aber Den, der ihm vorgesetzt
wjar. Daß der Feldmarschall noch immer in der Rolle des
Guten neben dem bösen Ludendorff stehen darf, halte ich
für eine der niederträchtigsten Lügen, in die das arme deutsche
Volk verstrickt werden konnte. Wenn Deutschland zeigen will,
daß es sich wieder zur Sauberkeit des Denkens erhoben hat,

dann muß es die Bestrafung aller Schuldigen selbst in die Hand nehmen." (Dieser Brief kam aus der vCzecho-Slowakei.)

4. „Die Deutsch-Hannoversche Partei hat während eines mehr als fünfzigjährigen Kampfes für geeilt und Freiheit gegen Gewalt und Revolution niemals einem Zweifel an unbedingter deutscher Treue Berechtigung gegeben. Trotzdem ist ihr von den Gewaltpolitikern immer der Vorwurf der Reichsfeindschaft gemacht und mit allen Mitteln der Verleumdung in weiten Kreisen des deutschen Volkes ein mißtrauisches Vorurtheil gegen das hannoversche Volk, so weit es, der Gewalt sich beugend, doch treu festhielt an seinem Recht, erzeugt worden. Die Deutsch-Hannoversche Partei erwartete die Wiederherstellung der Selbständigkeit unter dem angestammten Fürstenhaus von einer freien That der deutschen Fürsten und Völker; sie stellte den Parteikampf ein bei Ausbruch des Krieges und hatte begründete Hoffnung darauf, daß ein siegreiches Ende des Kampfes die Erfüllung ihrer Wünsche gebracht hätte; Die Revolution beseitigte die monarchischen Grundlagen der deutschen Staatsverfassungen und verkündete' die Souverainetät des Volkes auf Grund des Selbstbestimmungrechtes. Gerade die Lösung Hannovers von Preußen könnte ermöglichen, einen Gliedstaat des Deutschen Reiches mit vorbildlicher Verfassung auszustatten. Und Hannover würde im Interesse deutscher Einheit zu jedem Opfer bereit sein; es könnte, befreit vom) preußischen Joch, der Grundstein werden für die Wiederaufrichtung des deutschen Vaterlandes nach der entsetzlichen Niederlage. Die Deutsch-Hannoversche Partei fordert nur Eins: die Gelegenheit, durch Volksabstimmung nachzuweisen, daß der Freiheitwille im hannoverschen Volk noch eben so lebendig ist wie die Treue zum deutschen Vaterlande und die Ueberzeugung, daß nur das Recht, nicht die Gewalt, die allein sichere Grundlage ist für den Frieden und das Gedeihen eines Volkes. Die Vormachtstellung Preußens im Deutschen Reiche, aufgebaut auf der Gewalt und widerrechtlicher Annexion und Eroberung, hat Deutschland das Mißtrauen und schließlich den Haß der ganzen Welt zugezogen und es, nach einer Zeit glänzenden Aufschwunges, ins Verderben gestürzt. Kein nüchterner Mann kann glauben, das neue Deutsche Reich könne wieder aufgebaut werden auf der Vormachtstellung eines einzelnen Gliedstaates. Nicht die Befreiung Hannovers vom preußischen Joch, sondern die Wiederaufrichtung der Vorherrschaft Preußens würde die Einheit und den Frieden gefährden. Wir

fordern nur unser Recht, wenn wir verlangen, daß durch' eine Volksabstimmung festgestellt werde, ob das hannoversche Volk lieber eine preußische Provinz bleiben oder ein freier Gliedstaat im Deutschen Reiche sein will. Noch lauter müssen wir aber fordern, daß die Beschimpfung und Verleumdung der Deutsch-Hannoverschen Partei aufhört und deren Treue zum •deutschen Vaterlande voll anerkannt und gewürdigt werde. Nicht um .kleinliche Bestrebungen veralteter Herren oder von Wühlern, die persönliche Vortheile haben wollen', wie der Herr Minister Heine sich auszudrücken beliebte, handelt es sich, sondern um einen treudeutschen Volksstamm, der ohne preußische Bevormundung ein selbständiges Glied am Körper des Deutschen Reiches sein will.

Eidenburg. A. Freiherr von Wangen heim."

5. ,,Ich weiß nicht, wie Sie über Das,, was wir Ihnen jetzt mittheilen wollen, denken und wie Sie überhaupt zu uns stehen, aber wir bitten Sie, es irgendwie bekannt werden zu lassen, und wir wären Ihnen sehr, sehr dankbar dafür. Schon vor längerer Zeit hörten wir öfters, daß man. uns als Ueberläufer und Vaterlandsverräther bezeichnet. Wir glaubten es nicht. Gelesen und persönlich gehört hatte es ja Keiner. Die wunderbare Nachricht tauchte aber immer wieder auf. Gefangene, die aus anderen Lagern kamen, Ausreißer und Leute, die aus den Lazareten zurückkamen, brachten sie mit. Vom größten Theil ■wurde sie aber noch nicht geglaubt. Nun kommt eines Tages an einen Gefangenen hier ein Brief, in dem seine Angehörigen ihm mittheilen, der ‚Herr Pfarrer' habe an einem Sonntag in seiner Predigt gesagt, sie sollten sich doch um die Gefangenen keine Kopfschmerzen machen. Durch Die, wenn sie da wären, würde das Elend nur vergrößert werden. Auch hätterf die 1914-Gefangenen ja schon den Fimmel und die von 1918 seien, doch nur Ueberläufer. Bravo, Herr Pfarrer; lassen Sie sich einen Unterstand bauen für den Tag unserer Heimkehr! Und nun kommt es immer besser. Hin und wieder fallen uns auch Stücke deutscher Zeitungen, manchmal auch ganze Zeitungen, in die Hände. Im Annoncentheil dieser Blätter sahen wir oft, leider sehr oft, Anzeigen von ‚Tanzmusik zum (jetzt kommts) zum Besten unserer armen Kriegsgefangenen'. Was soll man dazu sagen? Wir armen Deuwels hier haben noch keine passenden Worte dafür gefunden. Aber ist Das nicht zum Mindesten ganz gemeine Ironie? Das deutsche Volk veranstaltet Tanzmusik, damit es uns hier besser gehe. Wird

man nicht auch bald Tanzmusik veranstalten zum Andenken
an unsere armen, gefallenen Kameraden? Auf was für eine-
Stufe stellt sich unser Deutschland? Vor ein paar Tagen
fällt uns nun eine deutsche Zeitung von Anfang August in die
Hände; es war die Nr. 171 B der Trierer Landeszeitung. Da
trat eine Frau für uns ein. Wir Alle danken dieser Frau herzr
liehst. Sie hatte den Muth dazu. Diese gute Unbekannte
schreibt ungefähr: Bei den Sammlungen, die man in Deutsch-
land zum Besten (wieder was zu unserem Besten) unserer bald
zurückkehrenden Gefangenen abhielt, hörte man sehr oft die
Bemerkungen: ‚Für diese Ueberläufer oder für diese Vater-
landsverräther geben wir nichts . . .' Sehr schön. Mit dieser
Frau müssen wir sagen: Es ist wohl wahr, daß unter so Vielen
Einige sind, die freiwillig übergegangen sind. Aber deshalb will
man uns Alle als Vaterlandsverräther und Ueberläufer bezeich-
nen? Wie viele von uns haben seit Kriegsbeginn ihren Schädel
hingehalten bis kurz vor dem Waffenstillstand und sind dann
erst gefangen worden! Und für wen haben sie es gethan?
Doch wohl nur für die Menschen, die heute so wegwerfend von
uns sprechen. Wir sind hier ja auch noch der Ansicht, daß.
es wohl in erster Linie solche Leute sind, die sich während
des ganzen Krieges hinter der Front rumgedrückt haben; denn
es ist ja ganz selbstverständlich, daß nur Die in Gefangenschaft
gerathen konnten, die vorn waren. Wir verlangen ja nichts von
dem ‚lieben' Volk, gar nichts. Wir sind vollständig zufrieden-
gestellt, wenn man uns Das giebt, was uns zusteht. Großer
Empfangsklamauk wäre uns, Allen, nur sehr unangenehm.
Hoffentlich hat man sich bis dahin auch schon übergetanzt
Wir sind überzeugt, daß wir früher von hier fortkämen, wenn
man sich mit der Beschaffung von Civilarbeitern mehr ge-
sputet hätte.; Ob die Regirung weiß, was für Früchtchen
sie sich hier erzieht? Wenn sie es wüßte, würde ihr mindestens
eine Gänsehaut über den Rücken laufen. Einmal wird man
uns ja doch loslassen müssen. Wehe, wenn sie losgelassen [
Wir sind keine Bolschewiken; aber Recht und Freiheit, Freiheit
wollen wir. Wer immer seine Freiheit gehabt hat, Der weiß
gar nicht, was Das ist. Na, nun entschuldigen Sie gütigst
daß ich Ihnen Das erzählt habe, was allen Gefangenen auf
dem Herzen liegt. Ob es Sie interessirt, weiß ich nicht. Aber
ich glaube, daß Sie, auch ein Mann des Rechtes und der
Freiheit, Etwas thun werden, um das deutsche Volk auf den
richtigen Weg zurückzuführen. Machen Sie den Brief bekannt;

erzählen Sie ihnen was anders, ganz egal; legen Sie nur dent Volk unsere Lage klar. Sechshunderttausend Kriegsgefangenenherzen danken Ihnen dafür: Dessen können Sie versichert sein. Einer für Alle." (Aus einem Lager in Frankreich.)

6. „Das wirksamste Mittel, Oberschlesien endgiltig zu verlieren, liefert der Noske-Geist, der dort allmächtig ist. Der unterscheidet sich nicht im Geringsten vom alten Militärgeist. IVoch ist Noske, trotz seinem ,Verrath' in Weimar (bei der Frage des Friedensschlusses) der Militaristen Hoffnung, ,Im Grunde stockkonservativ': flüstert man einander zu. ,Auch' Ge-> neral Von Lüttwitz durchaus mit ihm zufrieden.' Im Heer der deutschen Republik macht man sich in weiten Kreisen durch' ein offenes Bekenntniß zur Republik einfach unmöglich. Viele glauben, durch Schwindel, Schiebungen mit Gendarmerie, Schutzmannschaft und Aehnlichem seien die das Heer beschränkenden Bestimmungen des Friedensvertrages leicht zu umgehen. Die Leinen des Krieges werden gar nicht beachtet. Höchste (Zeit zu Liebesmählern der Offiziere in feinen Regimentern; nur fünfunddreißig Märker das trockene Couvert. ,Sie geben Ihrem Sohn neben der militärischen Besoldung von viertausendfünfhundert Mark nur fünfhundert Monatszulage? Ausgeschlossen, damit auszukommen. Achthundert das. Mindeste. Zwölfhundert, Alles in Allem, muß er mindestens haben.' Ein Geizkragen, wer seinem Jungen kein Pferd für achttausend Mark spendirt. Ihr vergiftet Eure Söhne für ihr Leben! Als Schüler eilten sie zu den Fahnen. Kriegsjahre mit dem unendlichen Brachliegen aller Kräfte des Willens liegen hinter ihnen. Jetzt, wo sie mündig geworden, wollt Ihr sie an ein Leben des Luxus, des geistigen Müßigganges gewöhnen in einer Zeit, wo Jeder, auch der Reichste, alle Veranlassung hat, sich auf ein Leben der Arbeit vorzubereiten? So lange die Lüge von dem von hinten erdolchten Heer in Militaristenhirnen ■wuchert (und sie scheint unausrodbar), ist an Besserung nicht zu denken. Wärs jetzt nicht an der Zeit, einige Schwerverbrecher aus dem Krieg an den Pranger zu stellen? Ein gewaltiges Unternehmen, da so viele Zeugen tot sind und der ganze, immer noch wirksame Apparat gegen den Verwegenen aufgeboten würde. Der geschlechtlich kranke Dragoner wurde, weil er malen konnte, zwei Jahre in Polen zurückbehalten, um Militärkasinos auszumalen. Deshalb? Aus militärdienstlichen Gründen natürlich. Man beweise doch mal die militärische Möglichkeit, ihn an die Front zu schicken! Der gute Koch mußte

durchaus in. der Etape bleiben. Dutzende von dienstlichen1 Meldungen stehen als Beweise zur Verfügung, daß nur ,der militärische Gesichtspunkt' diesen Beschluß nothwendig machte. Das militärische Meldewesen muß man eben kennen. Alles, wirklich Alles ist auf dem Papier einwandfrei. Neunzig Prozent der militärischen Meldungen sind objektiv falsch. Jede zehnte beim Militär geleistete Unterschrift würfle Einen im civilen Leben der Gefahr aussetzen, der Urkundenfälschung verdächtigt zu werden. Dabei glauben ganz sicher die Leute, höchst, ehrbar zu sein. Im System liegt der Fehler. Auch in der Civilverwaltung spukt vielfach noch der alte Geist. Ein lehrreiches Beispiel. Meine Milch gelangt in eine Genossenschaftmofikerei. Vor einigen Monaten erfuhr ich, daß die dorthin liefernden Großgrundbesitzer, einen beträchtlich höheren Preis für die Milch erhielten als die meist bäuerlichen Genossen und als ich, der ich während des Krieges mich bereit erklärt hatte, für den selben Preis wie die Genossen zu liefern. Die sofort mir angebotene Gleichstellung mit den anderen Großgrundbesitzern würde meine Jahreseinnahme um immerhin zehn- bis fünfzehntausend Mark erhöhen. Nach einiger Ueberlegung kam ich zu der Ueberzeugung, daß das eingeschlagene Verfahren dicht nur ungerechtfertigt, sondern auch politisch unklug sei. Ich lehnte die andere Preisbemessung ab und wandte mich an den Landrath. Ihn machte ich auf die Zustände aufmerksam und bat, zunächst durch Ueberredung dahin zu wirken, daß nur ein Milchpreis für Große und Kleine gezahlt werde. (Die Milch der Kleinen ist oft sogar fettreicher.) Sollte durch bloßes Zureden die Aenderung nicht zu erzielen sein, so müsse der gegen die guten Sitten verstoßende Brauch verboten werden. Antwort: ,Unmöglich, eine Aenderung zu bewirken, so lange Höchstpreise nicht überschritten werden. Ich kann in Privatrechte nicht eingreifen.' Das wurde heute gesagt, in einer Zeit, wo fast täglich die Behörde bestimmt, was und zu welchem Preis ich zu liefern habe. Beschwerde bei der Regirung. Beibringung von Material. Abweisung, jetzt will ich mich an den LandwirthschLiftminister Braun wenden, von dem ich hörte, daß er nicht das Werkzeug in der Hand von Dezernenten sei. Immer frecher erheben die alten Gewalten ihr Haupt. Und den im November zur Macht gelangten Sozialisten fehlt meist die Sachkunde. Sie können nicht unterscheiden, was objektive Darstellung ist und was in Absicht auf Sonderzwecke ihnen vorgetragen wird. Wohin treiben wir?" (Ein Freiherr fragts.)

7. „Die Lage in Kurland wird immer unklarer. In dem
fuhrer der dortigen Armee erblicke ich die Hauptursache aller
Schwierigkeiten. Die Vergangenheit dieses Herrn in Finland, wo
er sich .Deutscher General in Finland' nannte und wie ein Fürst
residirte, giebt allen Grund, vor ihm auf der Hut zu sein. Golt^
ist Gardist mit all der Voreingenommenheit und all dem
Dünkel des größten Theiles dieser Soldatenkaste, die so üppig
gerade unter Wilhelm dem Zweiten gedieh und deren Ange-
hörige der Meinung waren, daß alle guten Stellen in der
Armee, nur für sie da seien. Der ‚Deutsche General in Fin-
land' war von einem riesigen Stabe umgeben, dessen Mit-
glieder zumeist völlig k. v. waren. Garde-Kavallerie-Regimenter
und drei der besten Jägerbataillone dienten dem Herrn Grafen-
zur Repräsentation. Während die jungen Lieutenants ihre Zeit
in Helsingfors, Wyborg und anderswo totschlugen und die
ehemals ausgezeichneten Mannschaften immer disziplinloser
wurden, schmolzen die aus dem Kehraus zusammengestellten
Bataillone im Westen dahin. Noch im September 1918 wurde
das Verbleiben der ‚Elitetruppen' in Finland mit der Angabe
begründet, die Finen würden allein mit einer plötzlich neu
aufflackernden Revolution nicht fertig werden. Dabei hatten
die Finen schon im März zum größten Theil selbst (bei Wy-
borg sollen zehntausend ‚Rebellen' niedergemacht worden sein)
die bolschewistische Bewegung erstickt; und im Herbst be-
stand eine reguläre Armee, die drei Divisionen und eine Ge-
birgsbrigade zählte. Goltz hielt sich für den Liebling des Vol-
kes und bildete sich ein, die deutschen Soldaten würden
glühend von den Bewohnern des Landes geliebt. Leider aber
lagen die Verhältnisse anders, als sie sich im Kopf des Generals
malten. Die anfangs vorhandenen Sympathien der Finen waren
bald geschwunden. Hatten sie zuerst die Deutschen mit offenen
Armen aufgenommen, so sträubten sie sich jetzt mit allen
Mitteln gegen die Belegung ihrer Häuser durch deutsches
Militär, besonders Offiziere. Die Akten des Kriegsgerichtes der
Ostseedivision dürften, wenn sie nicht vernichtet sind, eine ein-
dringliche Sprache darüber reden, wie es kam, daß die deutsch-
freundlichen Finen bald ihre Gesinnung änderten. Die Plün-
derung einer Anchovisfabrik in Hanghoe war die erste That
der auf finischem Boden gelandeten Truppen, viele andere
reihten sich würdig an und ausgedehnter Schmuggel mit Spi-
rituosen und Saccharin (durchschnittlicher Verkauf zum Zehn-
fachen des Einkaufspreises) raubte uns den letzten Rest von

Ansehen. Inzwischen bereitete Goltz das Königthum! vor; der
Deutsche Gesandte wurde von dem Statthalter Wilhelms1 des
Zweiten in den Schatten gestellt. Goltzens Einfluß ist auch in
erster Linie zuzuschreiben daß der finische Senat (sechzig
sozialistische Abgeordnete waren ja mundtot gemacht worden)
sich für die Schaffung einer Monarchie aussprach. Während allen
deutschen Offizieren verboten war, ihre Frauen nach Finland
kommen zu lassen, setzte der Thronbereiter beim Reichsver-
weser durch, daß die Einreise der Frau Gräfin genehmigt
■wurde (des guten Beispieles wegen). Ihr Aufenthalt, der auf
vierzehn Tage begrenzt sein sollte, wurde verlängert, weil siej
■den Hofdienst für die Königin, deren Gatte schon lange beim
Gruppenkommando in Reval daß, vorbereiten müsse. Die Re-
volution riß die Goltzens aus ihren Träumen. Garde, deutscher
und finländischer Adel, Empfänge, Bälle: Deutscher General
in Finland. Nun: Deutscher General in Kurland: Hort der
baltischen Barone und Hoffnung der deutschnationalen Herren
östlich der Elbe. Und die weisen Herren Ebert und Noske
merken nichts. Was soll, was kann aus Alledem1 werden?
Etwas Anderes. Die Schuld der Obersten Heeresleitung
wurde ja von Ihnen erörtert; aber Sie haben nie das System1
besprochen, dem die ‚Götter 'und Halbgötter' entstammten,
und in ihm liegt wohl die erste Ursache unseres Zusammen-
bruches. ‚Und er dünkte sich besser als seine Brüder': der
Friedensgeneralstabsoffizier. Dem .fehlte jegliche Fühlung mit
der Truppe, und wenn 'er eine kurze Gastrolle als Compagnie-
Chef gab, so gereichte Das meist der Formation nicht gerade
zum Heil. Im Krieg trat dann noch viel klarer zu Tage,
daß dem Generalstabsoffizier jegliches Verständniß für die Be-
dürfnisse der Truppe fehlt. Da wurde befohlen, wie man eben
die Dinge vom grünen Tisch aus, weitab vom Schuß, ansah.
Die Auslese geschah im Frieden auch nicht so objektiv, wie
man sichs im Volk -vorstellt. (Garde, verwandschaftliche Be-
ziehungen und 'so weiter.) Im Großen Generalstab wurde
vielfach ein Typ gezüchtet, der arg geschadet hat. Völlige
Unterwürfigkeit trnd Verbergen der eigenen Meinung waren
Eigenschaften, die, wenn sie 'nicht schon vorhanden waren,
erworben werden mußten; sonst war man m der ‚Großen
Bude' nicht lange möglich. Hier haben wir, dünkt mich,
den Grundpfeiler zum Lügengebäude der Obersten Heeres-
leitung. Eiserner Fleiß und peinliche Pflichterfüllung (Das
muß stark hervorgehoben werden) waren Eigenschaften, die

fast jeder der Herren besaß; aber ihr Arbeiten war zu schematisch und für Aufgaben, die außerhalb des festgesetzten Rahmens lagen, waren sie nicht geschult. So zeigte denn auch der Verlauf des Krieges, daß dort Gutes geleistet wurde, wo- eine systematischfe Vorbereitung möglich gewesen war, und Mißerfolge überall zu verzeichnen waren, wo unvorhergesehene Fälle eintraten. Damit ist aber, wie die Kriegsgeschichte lehrt,, immer zu rechnen. Die Bildung des Generalstabsoffiziers war gänzlich einseitig. Eine tiefe Kluft trennte ihn schon von den anderen Offizieren und noch weniger hatte er eine Ahnung, wie der einfache Mann dachte und fühlte. Das ganze Volk sah er durch den Spiegel der Kreuz- und Tageszeitung; dje geringen außenpolitischen Kenntnisse waren fast immer aus alldeutschen Blättern geschöpft. ,Ist es ein Wunder, daß Einer, der die Psyche des eigenen Volkes nicht kennt, erst recht keine Ahnung, vom Wesen fremder Nationen hat?' So kam es denn, daß man glaubte, die Franzosen in vier Wochen erledigen zu können, und über die Amerikaner lachte. Ein höchst tüchtiger Gruppenchef sprach im Juli 1918, nachdem wir schon recht empfindliche Schlappen durch Amerikaner erlitten hatten, die Ansicht aus, der amerikanische Soldat 'sei nicht ernst zu nehmen. GanjZ schimmerlos stand ferner der Generalstabsoffizier volkswirtschaftlichen und technischen Fragen gegenüber. Er wie fast alle älteren Offiziere hegten neben dem1 gänzlichen Mangel an, Verständniß eine souveraine Verachtung Tür die Technik. Die technischen Truppen hatten darunter sehr zu leiden; und der Krieg zeigte, wie sehr man sich vergangen hatte, als man, trotz den Lehren des mandschurischen Feldzuges, die Entwicklung dieser Formationen, besonders der Nachrichten- und Eisenbahntruppen, vernachlässigt hatte. Weil das Verständniß für die Leistungfähigkeit moderner technischer Truppen fehlte, forderte man oft Unsinniges von den jungen und zum größten Theil erst während des 'Krieges in aller Täle aufgestellten Formationen. Trotzdem energische Kommandeure feich mit ihrer ganzen Person für die 'ihnen unterstellten Truppen immer wieder einsetzten^ erhielten auch in der letzten Zeit des Krieges noch diese Formationen an vielen Stellen nicht die Anerkennung, die sie verdienten. Ging Alles am Schnürchen, dann war Das selbstverständlich'; waren Reibungen fühlbar, so wurde der Führer in Grund und Boden verdammt. Der Führer hatte aber in sehr vielen Fällen 'gar nichts zu sagen; oft fürchtete er sich sogar vor dem Berather, der eigentlich der Regirende

war. Es gab ja den/ berühmten^ jGeneralstabsweg1, auf dem, aller preußischen' Disziplin' zum1 'Hohn, der junge Hauptmann, der Generalstabsoffizier einer Division Var, über seinen ergrauten Kommandeur an den Corpschef berichten konnte; und ehe sich der Kommandeur Dessen versah, war er geknickt (Daimling, um ein Beispiel 'zu nennen, fiel durch seinen Chef). Der Generalstabsapparat ist das Gerippe einer Armee. Ist er in Ordnung, so muß Alles gut gehen. Wie oft aber hat bei uns der einfache Soldat mit seinem Blut für die Fehler der Herren aus der großen Büde zahlen müssen! Keinem Zweifel dürfte es unterliegen, daß es niemals zu einem so beispiellosein Untergang gekommen wäre, wenn der Generalstab sich auf der alten Höhe gehalten hätte. Nach außen "war der Bau glänzend, im Inneren aber schon überall morsch.

Sehr richtig finde ich, sehr vererhrter Herr Harden, daß Sie die Leute geißeln, die zuerst in Anbetung vor ,S. 'M.' erstarben, sich bei der Revolution ehrfurchtvoll vor den Soldatenräthen beugten und jetzt ,Hoch Excellenz Noske' rufen. Viele der Herren, die nichts für den gefährdeten Kriegsherrn thaten, von dessen Gnadensonffie sie gelebt, sitzen, wieder an der Krippe. Beziehungen und Verwandtschaft: wieder Trumpf. Große Schieberei in Berlin um' die Stellen in der Polizei-Armee. Militarismus zeugt Charakterlosigkeit: Ekel erregend. Welche Gefahr diese Herren für das Land bilden, macht sich die Regir.ung nicht klar; sonst könnte sie nicht zusehen, wie Leute, die sich nach dem Wohlleben alter Tage sehnen und die Beschäftigung nur dann schätzen, wenn sie nicht in Arbeit aus>-artet, ernste, ehrliche Republikaner an die Wand drücken.

Glauben Sie nicht, ich schreibe aus Verärgerung. Schon im Frieden sah ich die großen Mängel unseres Systems und beschloß daher, 1915 den Abschied zu nehmen. Im Kriege erhielt ich dadurch, daß meine Stellung als Corps-Nac'hrichten-Kommandeur mir Einblick in die verschiedenartigsten Verhältnisse gewährte, die volle Bestätigung meines Urtheils; und ich wurde in dem Vorsatz bestärkt, so schnell wie möglich den Abschied zu nehmen. 'Die Revolution erleichterte mir mein Vorhaben. Nachdem1 ich die mir unterstellten Truopen unter großen Schwierigkeiten nach der Heimath gebracht natte, ging ich in 'Urlaub 'und warte nun auf meinen Abschied. Das Sommersemester habe ich schon dem Studium der Nationalökonomie gewidmet." (Der Schreiber stand als Hauptmann im Feld.)

Ein kleines Mädchen stürmt mit rothemKopf ins Zimmer
und schreit: „Denke Dir, Mutter, was die Köchin mir vor*
lügen will! Früher, sagt sie, konnte Jeder sich so viel Milch
kaufen, wie er wollte. Das kann doch nicht wahr sein!"
Eine fast Sechsjährige schwärmt, die reiche Tante habe ihr
„etwas Herrliches aus Amerika" zu essen gegeben; und die
Nachforschung lehrt, daß es Chokolade war, die das Kind
noch nie gegessen hatte und nun für ein hinter dem Weltmeer
entstehendes Produkt hielt, weil die jetzt hier, nach langer
Entbehrung, angebotene meist von amerikanischen Firmen
stammt. Als der erste überseeische Weizen verbacken war,
gab es heftigen Streit über die Frage, ob man vor dem Krieg
je wohl so weißes Brot gesehen habe. Badeorte, aus denen
Hausvermiether die Bürgschaft senden, daß sie jedem Pen»
sionär täglich einen Liter Milch liefern können, empfiehlt
man einander heimlich wie urplötzlich aufgeblühte Paradiese.
Wird gar berichtet, dort gebe es noch Zucker (der in unseren
Großstädten so rar geworden ist wie sonst im August russi«
scher Caviar), so glaubt der Hörer, der Mannahregen der
Bibel habe in unserer sündigen Welt sich erneut. Das sind
Symptome des häuslichen Lebens, das wir seit Jahren führen.
Kleidung, Wäsche, Stiefel, alles Hausgeräth ist abgenutzt;
und Ersatz, schlechter, nur zu Preisen, die der Volksmehr*
heit unerschwinglich sind, zu .beschaffen. Auch der Minder«
heit, den „Wohlhabenden", müßten sie viel zu hoch sein,
wenn der alte Grundsatz vernünftiger Sparsamkeit noch gölte.
Long, long ago. „Wozu denn sparen? Was die Entente
uns übrig läßt, nimmt die Regirung uns durch Konfiskation
und scharfe Andrehung aller. Steuerschrauben. Wozu sich
heute eng einschränken? Der Schlaue giebt aus, was er hat.'«
Jeder will schlau sein. Jeder sein armes Leben auf*
putzen, ehe die Welt untergeht. Tag und Nacht dreht sich,
bei schlechter Musik, das Carrousel des Papiergeldes. Ist
nicht viel falsches darunter? Niemand weiß es genau. Da
plötzlich ein bestimmter Typ von Fünfzigmarkscheinen, der
in Millionenbeträgen umlief, bei Gefahr der Entwerthung j
eingezogen wird, muß eine Riesenfälschung entdeckt worden
sein. Und selbst das echte Papier verliert von Woche zu

Woche an Geltungwerth. Hundert schweizer Francs kosten
vierhundert.hundertholländischeGuldenneunhundertMark;
fünfhundert, tausend.wurdevonLimmat und Amstel gemeldet.
Valuta lächelt uns längst nicht mehr. Wer in dem großen Irren*
haus noch Besinnung bewahrt, kauft Immobilien, Landgüter
oder Stadthäuser; oder legt sich bedächtig Geräth und Waare
hin, deren Werth sich nicht ganz verflüchtigen kann. Mancher
Landwirth hat mehr Sensen angeschafft, als er in fünfzigjahren
verbrauchen könnte; und nie sind für Perlen und Edelsteine,
alte und neue Möbel auch nur annnähernd so hohe Preise be*
zahlt worden. Ringsum aber tobt noch immer, im Herbst wie
im Lenz, der Taumel. Berliner Vergnügungstätten und Luxus«
restaurants waren noch im Hochsommer überfüllt, in Kur*
orten kaum Schlafplätze zu erlangen; und die Pest derHazard*
spielklubs schreitet aus den Städten bis ins Gebirg und an
die Seeküste vor. Tausende solcher Glückstempel sind über
Nacht entstanden und viele mit einem üppigen Pomp aus*
gestattet, dessen Herkunft in dem lange blockirten Land nur
durch Raub und Schmuggel zu erklären ist. An einem Havel*
see dicht bei Berlin werden täglich Spielerumsätze von einer
Viertel*, einer Halbmillion gemacht, sind den Gästen Auto«
mobile und Motorboote bis ins Morgengrau zu Verfügung,
werden die feinsten Speisen und Getränke tief unter dem
Selbstkostenpreis geliefert. Und im kleinsten Seebad, Luft*
oder Quellenkurort sind Filialen dieser Pesthöhlen geöffnet.
Nicht etwa nur abends. Von Vormittag bis in die Nacht
hocken ganze Familien, Eltern und Kinder, an der Roulette
oder dem Kartentisch. Daß Menschen solcher Lebensführung
durch hohe Preise nicht abzuschrecken sind, ist begreiflich.
Fünfzig Mark für die Erlaubniß zum Eintritt in ein Restaurant,
hundert Mark für einen Hummer, hundertfünfzig für eine
Flasche schlecht gepflegten Champagner, der billigste Tisch*
wein fünfunddreißig, ein Beefsteak fünfzig: nur her damitl
Verbot und Zusperrung der sauberen Klubs wird nicht viel
nützen; nicht lange wenigstens. Das Volk ist frei: sieh nur,
wie wohl ihm ist! Strandpolonaise, Männlein, Weiblein, Kin«
der im Badeanzug, vornan eine Musikantenkapelle. Wird die
Niederlage, des Reichshauses Einsturz gefeiert? Nur das Geld

\
verludert, weils nicht ganz zu verstecken war? Was kostet
der Kram? Schade, daß nicht noch mehr zu kaufen ist.
Seit ein paar Wochen ist mehr zu kaufen. Am Rhein,
im besetzten Gebiet, sind Häfen entstanden, aus denen un*
geheure Waarenmengen ins Binnenland importirt werden;
größere, als jemals aus Hamburg und Bremen kamen. Dabei
wird nicht nach einem gründlich erwogenen Plan gewirth*
schaftet, nicht bedacht, daß ein verarmtes, tief verschuldetes
Land nur das unbedingt Nothwendige einlassen, für Seiden*
dessous und theure Confiserie seine Zahlmittel nicht weg*
werfen dürfe. Was angeboten wird, findet Käufer und strömt
in die breiten Kanäle des Schleichhandels. Wer noch einen
hohen Markzettelhaufen hat, kann beinahe jede Lust befrie*'
digen; und nach Jahren des Entbehrens winkt Versuchung
mit feurigen Armen. Die sozialdemagogischen Steuergesetze,
die große Vermögensstücke einfach den Besitzern wegnehmen
und trotzdem dann noch Einkommensteuer in zuvor uner*
träumter Höhe erheben wollen, schrecken schwache Seelen
noch heftiger in den Verschwendertaumel. Die erste, durch
dilettantische Finanzpfuscherei, hastige Drohung mit Stempe»
lung oder Umtausch aller Banknoten und Kassenscheine noch
verschärfte Folge ist die stete Verschlechterung der Valuta.
Die zweite Folge ist die Vertiefung der Kluft zwischen den
Klassen der Gesellschaft. Die Masse sieht einen frechen
Luxus, der alle Scham verlernt hat, mit allen Lastern des
Parvenuwesens prunkt, sie vergleicht ihn dem eigenen Man*
gel: und ist nicht mehr der Ueberzeugung zu entwurzeln, daß
nur der gewaltsame Umsturz der verwitterten Rechtsordnung
den Raum für den Aufbau einer besseren Welt freilegen
kann. Sachverständige Praktiker haben errechnet, daß dieVer*
theilung des „Mehrwerthes" (Surplus), der nicht zu Ergänz*
ung der Wirthschaftmittel unentbehrlich ist, auf den Kopf
nicht mehr als fündfundzwanzig Mark ergeben würde; und
daß, wenn die Aktionäre, die Darleiher des Kapitals, selbst
keinen Pfennig erhielten, das Jahreseinkommen des Industrie*
arbeiters sich nur um zweihundertsiebenzig Mark, nicht ein*
mal um eine Mark für den Tag, erhöhen könnte. Aber die
Logik der Ziffern überwindet nicht schnell ein Dogma, gar
einen Glauben an das Millennium irdischer Seligkeit. Der

Kapitalismus, heißt es, ist Ausbeutung, er stiehlt dem Arbei»
ter einen Theil des ihm gebührenden Lohnes und von diesem
Mehrwerth mästen die Ausbeuter sich. Seht Ihr nicht, wie
sie prassen? Nur die Sozialisirung aller Wirthschaftbetriebe,
die völlige Gleichheit des Besitzes sichert, kann uns retten.
Den nicht in den Taumel des Genusses oder der Utopie
Gerissenen beschleicht graue Sorge. Was soll hier werden?
Das Experiment, den größten Theil des Jahresbedarfes von
vierundzwanzig Milliarden Mark durch direkte, die breiten
Wählermassen nicht belastende Steuern zu decken, kann,
-weil nur die Besteuerung des Massenverbrauches große und
sichere Summen verbürgt, nie schadlos gelingen; kann nur
die noch in leidlicher Gesundheit arbeitenden Organe des
Wirthschaftkörpers schwächen, zerrütten, töten. Man könnte
den Zins aller Anleihen herabsetzen, alle Hypotheken, Pfand*
briefe,Aktien,Obligationen,Quittungen hoch besteuern; doch
nicht weiter gehen, wenn man nicht in Kommunismus enden
will, den selbst in dem russischen Kontinent die grausame Ener«
gie Lenins nicht zu verwirklichen vermag. Die verhaßte Men*
schengattung der Kapitalisten, die doch nicht ausschließlich
Räuber und Diebe umfaßt, wird schneller klein werden, als
«ine an beiden Enden brennende Kerze. Konfiskation großer
Vermögenstheile.unertragbare Steuern, stetig steigende Lohn*
forderungen; und eine Valuta, die jeden Rohstoff in Gipfel*
höhe vertheuert und dem ausländischen Kapitalisten ermög*
licht, die besten deutschen Industrieaktien zu einem Viertel
ihres Kurszettelwerthes zu kaufen: was soll daraus werden?
Vor dem Krieg erzeugte Deutschland fast zweihundert Mil*
lionen Tonnen Steinkohle im Jahr, exportirte dreißig, im*
portirte zehn und hatte freie Verfügung über mindestens
hundertsiebenzig Millionen Tonnen. Jetzt, wo die Produk*
tion des Saarbeckens, des aachener Bergbezirkes und Ober»
Schlesiens abzurechnen sind, müßten es noch hundertzwanzig
Millionen Tonnen sein; sind aber nur siebenzig. So ist die
Förderung, die Leistung des Bergmannes gesunken. Selbst
nach der Aenderung des Friedensvertrages bleiben für die
Gesammtwirthschaft nur fünfzig Millionen Tonnen, nicht viel
mehr als ein Viertel Dessen, was sie vor dem Krieg hatte. Ihr
Leib müßte erstarren. Schon werden Betriebe Ersten Ranges

ganz oder zum Theil eingestellt, wird der Eisenbahnverkehr
alle paar Tage enger eingeschränkt, Gas und Warmwasser für
den größten Theil des Tages gesperrt. Und der Winter naht.
Wie den Herd und Ofen des schlecht genährten Menschenge*
wimmels heizen und das anschwellende Heer der Arbeitlosen
ernähren, kleiden, wärmen, in Ruhe halten? Der Neudruck un»
begrenzter Papiergeldmengen bringt nicht Genesung. Sechzig
Millionen Mark täglich? Drucket sechshundert: non olet.
Das häßliche Schauspiel des Taumels und die Furcht
vor heranbrausendem Unheil werden von den unzufriedenen
Monarchisten schlau genützt. Das, sagen sie, habt Ihr nun
von Eurer bejubelten Freiheit und Republik; blicket um Euch
und saget dann selbst, ob es unter den Hohenzollern nicht
besser war! Weil für die Monarchie noch nicht überall die
Stimmung wieder bereitet ist, wird zunächst, mit sehr großen
Geldmitteln dunkler Herkunft, gegen die Juden gehetzt. Die
waren, zum allergrößten Theil, zwar in den Kriegsjahrer*
hyperpatriotisch; die beliebteste Kriegshymne, den „Haß*
gesang gegen England", hat ein Jude, der fein begabte Lyriker
Lissauer, gedichtet; ein anderer, Professor Haber, hat den
künstlichen Stickstoff, die Rettung der Landwirthschaft, und
das Stickgas erfunden; ein dritter, Rathenau, im Kriegs«
ministerium die Rohstoffabtheilung geschaffen. Viele Juden
(man darf nie vergessen, daß in Deutschland noch nicht ein
Prozent der Bevölkerung israelitisch ist) sind im Feld ge-
fallen; und die christlichsgermanischeGroßindustrie in Rhein*
land, Westfalen, Schlesien hat im Krieg Schätze eingeheimst,
neben denen alle Gewinne jüdischer Händler und „Schie*
ber" wie Sandhügel neben den Himalayas aussehen. Tag
vor Tag aber prasselt ein Hagel von antisemitischen Flug»
blättern, Zeitungen, Schriften, Bildern auf das deutsche Land
hernieder. Und niemals ist mit so niedrigen, so abscheulichen
Mitteln die Judenhetze betrieben worden. Mancher Jude
fällt durch unschöne Lebensform auf, manchen hat die Tra«
dition banger Ghettojahrhunderte in häßliche Geschäfte ge»
wöhnt; und unter den Kommunisten, Bolschewiken, Spar*
takiden waren, in Moskau, Budapest, München, Berlin, viele
Juden. Aber die Judenheit hat den Krieg nicht begonnen,,
icht verloren, hat nicht einmal die „Revolution gemacht"

die im Grunde ja nur eine erfolgreiche Militärmeuterei war.
Da aber um jeden Preis die Legende erhalten werden soll,
Deutschland sei militärisch nicht besiegt, sondern „durch
,' den Dolchstoß der Verrätherei in der Heimath das Heer eine
Nasenlänge vor dem Endsieg gemordet worden", da man die
Generale, die den Krieg allmächtig geführt und verloren haben,
wie Triumphatoren, nein, wie Halbgötter feiert, war ein Sün*
denbock nöthig; und die Parole ruft: „Der Jude ist schuld."
Das ist der Mantel, in dessen weiten Falten sich die
Rachgier der Monarchisten heute noch verbirgt. Wie lange?
Aus der kasseler Hohenzollernstraße meldet ein Diplom»Inge*
nieur „die Geburt eines zukünftigen Rächers deutscher Ehre."
Willy Krause spielt am Liebsten mit Soldaten. Zuerst
waren sie aus Holz und häßlich angepinselt. Das wurde
langweilig. Als der kleine Willy zu den Puppen seiner
Schwester zurückgekehrt war und sich damit vergnügte, die
fetten, weißen Fräulein mit den rothen Backen und himmel*
blauen Klappaugen aus« und anzuziehen, sagte der Vater,
Dies passe nicht für Knaben. Und am Christabend standen
unter der Lichtertanne zwei Schachteln mit Zinnsoldaten.
Dann folgten viele aus Blei, die ganz natugetreu aussahen.
Blaue Dragoner, rothe Husaren, weiße Kürassiere mit gol*
denem oder schwarzem Panzer, Infanterie, Artillerie mit
„richtigen" Kanonen, ein graues Kriegsschiff mit Torpedo*
apparat; ein Kasten umschloß eine Marinebrigade. Herrlichl
Willy kennt bald jede Uniform, jedes Rangabzeichen, Litzen,
Streifen, Bänder, Sterne, Medaillen. Auf dem Fußboden hält
er Paraden, manövrirt, läßt Seeschlachten entbrennen und
Landungversuche von Küstengeschütz abwehren. Er stolzirt
in Helm, Garderock, Reiterstiefeln, mit blankem Schlepp*
säbel; und trägt, als er älter wird, einen Matrosenanzug mit
einer Mütze, auf der steht: „Seiner Majestät Schiff Wörth".
Er liesi, er verschlingt Bücher, die den Krieg und den Kriegs*
mann preisen und Schlachten so schön schildern, daß nur
die Glorie, niemals der Graus und das Elend sichtbar wird-
Wenn die Knaben nach derSchulstunde„Räuber undSoldat"
spielen, will er nicht Räuber sein, sondern für Ordnung und
Recht kämpfen. Daß der Soldat immer für Ordnung und

Recht kämpft, ist ihm nicht zweifelhaft. Und da er früh
merkt, daß von den Schülern die kräftigen, die gut turnen
und beim Prügeln obenauf sind, von denKameraden, oft auch
von Lehrern viel höher geachtet werden als die Schwächlinge,
die, manchmal schon mit einer Brille, in Griechisch oder
Mathematik die besten Arbeiten machen, schließt er daraus,
daß die physische Kraft das Maß aller Tugenden sei.
Er muß viel lernen. Weil man noch nicht weiß, welcher
Beruf ihm zu wählen sei, wird er mit humanistischem Stoff
und mit Realien vollgestopft. Co»Education, die Mädchen
und Knaben vereint, und Einheitschule, die auf den Anfangs«
stufen wenigstens Kinder aller Stände und Gesellschaftklassen
zusammenbringt, giebt es noch nicht. Weder das Empfinden
des anderen Geschlechtes noch das der dichten Volksmasse
lernt der Knabe kennen. Mit demDienstmädchen zu plaudern,
wird ihm nicht erlaubt, weil darunter die Hausdisziplin leidet;
und wenn er fragt, warum der Sohn des Portiers, obwohl
er einen hellen Kopf hat, nur in die Volksschule gehen konnte
und jetzt schon in die Fabrik müsse, wird ihm geantwortet,
er werde die göttliche Weltordnung nicht ändern und solle,
statt sich unnöthige Gedanken zu machen, lieber vorwärts
zu kommen trachten, damit er den armen Eltern nicht allzu
lange auf der Tasche liege. Kräftig sein.Muth haben, vorwärts
kommen, Geld verdienen, Ansehen erringen: Das sind die
Ziele, die Eltern, Verwandte, Lehrer seinem Leben setzen. Was
in der Religionstunde gesagt wird, klingt, freilich, anders.
Da wird Demuth, Einfalt, Redlichkeit gerühmt, die Nichtig*
keit allen Heldenthums, kriegerischer Erfolge und irdischer
Güter gepredigt. Diese Lehre gilt aber wohl nur für das
Jenseits; höchstens noch für Sonn» und Feiertage. An solchen
Tagen darf man ein Christ nach dem Herzen Jesu sein. Wers
am Alltag wäre, sanft, friedfertig, mitleidig, nicht auf Gewinn
erpicht, voll von Nächstenliebe und bereit, dem Armen, der
um Strümpfe bittet, auch noch die Schuhe zu geben, Der
käme niemals auf einen grünen Zweig und müßte fürchten,
r«in Leben in einer Dachkammer zu enden. Zwischen denReli«
gionstunden und dem anderen Unterricht ist auch nicht der
loseste Zusammenhang. Und der Gesammtgeist der Schule
ist so, als herrschten im Himmel noch die alten Ge rmanengö tter.

Geschichte nimmt einen breiten Raum ein. Was man
so Geschichte nennt. (Giebt es überhaupt eine? Ists nicht
immer nur die Vision eines bestimmten Temperamentes oder
nur Tradition, fable convenue, die sich von Geschlecht zu
Geschlecht forterbt? Stellet Euch vor, wie in den verschie*
denen Ländern, wenns im gewohnten Trab weitergeht, die
„Geschichte" der Jahre 1914 bis 1919 aussehen wird!) Wie
«in Schwamm mit Wasser, so ist sie vollgesogen mit Patrio*
tismus. Das Vaterland war stets im heiligsten Recht und hat
viel mehr geleistet als irgendein anderes Land. Ungeheure
Mengen von Jahreszahlen und Herrschernamen sind ins Ge*
dächtniß zu speichern. Es ist Geschichte von Königen und
Feldherren, Kriegen und Schlachten. Nicht nur für Knaben.
Schwester Bertha, die ins Gymnasium geht, muß als Sekun*
danerin den strategischen Plan und Aufmarsch der Schlacht
von Dennewitz zeichnen, wo der preußische General von
Bülow 1813 den Marschall Ney schlug. Weh der Jugend,
die nicht alle Hauptschlachten, von Cannae bis Sedan, am
Schnürchen hat! Von den Völkern, ihrer Kultur, Seelenart,
geistigen und ökonomischen Entwickelung, braucht sie nicht
viel zu wissen. Alle Lehre ist durchaus germanocentrisch;
und an den zwei nationalen Feiertagen des Jahres ,f Kaisers
Geburtstag und Sedantag, wird sie von den Festrednern noch
besonders illuminirt. „Weil der Deutsche der Fleißigste und
Tüchtigste ist, wird er gehaßt. Jahrhunderte lang haben die
schlauen Feinde ihn, den gutmüthig Harmlosen, gehindert,
das Ziel nationaler Einheit zu erreichen. Mit dem Schwert
mußte der Tapfere sie erkämpfen. Sie wurde die Leiter zu
neuem Aufstieg. Nun wird der auf einen Machtgipfel gelangte
Deutsche erst recht gehaßt und jeden Tag kann die Stunde
schlagen, die ihn wieder zwingt, das Schwert zu ziehen.
Das muß scharf sein, um die heiligsten Güter vertheidigen
zu können. Deshalb muß der Wille zu Wehrhaftigkeit im
Centrum unseres Strebens stehen. Allgemeine Wehrpflicht,
hochgespanntes Ehrgefühl, starke Monarchie, straffe Zucht,
Gehorsam: nur im Besitz dieser Einrichtungen und Eigen*
Schäften sind wir nationaler Zukunft sicher und vor Tücke ge*
schützt. Erhalten wir sie uns, dann wird das Dichterwort
Wahrheit: Am deutschen Wesen wird einst die Welt ge*

nesen!" So, ungefähr, schallt die Festrede. Republik, heißts,
ist die Staatsform satter, welker, niedergehender Völker und
untrennbar von Korruption. Der Franzose ist eitel, Hirz*
köpf oder Decadent, Komoediant oder Tanzmeister; der Eng»
länder das tückische Raubthier mit den langen Raffzähnen,
der Weltausbeuter und Erdballwucherer; der Italer liegt faul
in der Gondel, spielt Mandoline, ißt Risotto und Macca*
roni, treibt in dem Riesenmuseum seiner Halbinsel Fremden«
industrie; und daß der Amerikaner in jedem Stockwerk seiner
unheiligen Wolkenkratzer nur den Dollar als Gottheit an»
betet, von allem Idealismus durch Ozeane geschieden ist und
das Beste seines Wesens eingewanderten Deutschen, von
Steuben bis auf Karl Schurz, verdankt, weiß in Germanien
doch jedes Kind. Ist all Das nicht „Geschichte"? Wers
leugnet, denkt nicht national und ist der Achtung unwürdig.
Die Pflicht, national zu denken, wird von der Zeit des
Spielens mit Bleisoldaten an Jedem und Jeder eingehämmert.
Nicht die Pflicht, sich seines besonderen Volksthumes zu
freuen, mit allen Kräften dessen Veredlung zu erstreben, aber
auch glücklich darüber zu sein, daß im Garten der Mensch»
heit noch andere Blumen duften, nein: die Pflicht, das eigene
Volk für den letzten Zweck und die Krone der Weltschöpf*
ung zu halten. Das Wort „International", das doch der
Christengeschichte, aller Kunst und Wissenschaft voraus*
strahlt, gilt als Schimpfwort, als synonym mit „Vaterland»
los". Menschheit? Eine hohle Phrase, aus dem Westen einge*
schmuggelt, vonNationen,die den deutschen Simson in Wort»
rausch einnebeln und ihm dann die Locken scheeren wollen.
„Weil wir fremdem Wesen nachäfften, auf den Verkehr mit
einem pariser Maitre. Tailleur, einem londoner cockney stolz
waren, die Schlagwörter von Freiheit, Gleichheit, Brüder»
lichkeit nachplapperten, blieb unsere Heimath zerklüftet und
ohnmächtig. Wir müssen und wollen Deutsche sein. Sind
wirs in jeder Faser, national bis in die Knochen, dann wird
der sogenannten Menschheit am Besten gedient." Diese Ten»
denz durchdringt bis ins Kleinste das ganze Leben. Mit Kin»
derbüchern und Geschichtklitterung drillen sogar die Straßen»
tafeln das Gedächtniß zu stetem Erinnern an die Herrlich»
keit des Reiches, seiner Fürsten, Helden, Einrichtungen

Kaiser, König, Kurfürst, Kronprinz, Hohenzollern, Wilhelm,
Friedrich, Blücher, Bismarck, Moltke, Leipzig, BelleAlliance,
Königgrätz, Sedan: jede Stadt hat auf diese Namen getaufte
Straßen, Alleen, Plätze. Schulen und Universitäten, Akade*
mien und Laboratorien, Hotels, Bierpaläste, Apotheken ent«
lehnen der Hof* und Militärsphäre ihre Namen. Im kleinsten
Nest ärgern Kriegs* und Schlachtendenkmale des Wanderers
Auge. Der Kunstwerth ist gleich Null. Aber auch sie „för*
dem den Patriotismus". Und Das ist die Hauptsache.
Willy Krause soll nun doch Kaufmann werden. Schade.
Er wäre lieber Offizier geworden. Aber dazu gehört mehr
Geld, als die Eltern noch aufbringen könnten. Und wer
nicht von Adel ist, kommt nur durch den Zufall besonderer
Gunst in die „feinen" Regimenter. Auch Student sein, wäre
schön. Bruder Emil, der Philologe, trägt eine bunte Mütze,
dreifarbige Zipfel an der Uhrkette, hat wunderbar kriege»
rische Narben, von Mensuren, her, auf den Backen und am
Kinn; und der Bengel kann ein halbes Liter Bier auf einen Zug
trinken, kann die Prozedur, wenns gewünscht wird, oft wieder«
holen. Wer weiß aber, wie lange der arme Junge auf An*
Stellung warten muß? Und erwischt er, endlich, eine, dann
ist die Bezahlung erbärmlich und wenig Aussicht auf rasches
Vorrücken. Willy hat von Jugend auf und von allen Seiten
gehört, man müsse stark, pfiffig, selbstbewußt sein, die Ell*
bogen brauchen, den Konkurrenten aus dem Weg drängen,
sich vorwärts schieben, dürfe sich nicht einschüchtern und
imponiren lassen; nur auf die „Leistung" komme es an, alles
Andere sei Nebensache. Immer und überall hat er gesehen,
daß Menschen, deren seelische Vornehmheit und flecklose
Wesensreinheit gerühmt wird, keinen Platz, keinen Gönner
finden, daß Jeder aber seinem Unternehmen Leute verpflich«
ten will, die den Ruf skrupelloser Verschmitztheit haben.
Seelischer Adel gilt also nichts; Metaphysica sind Phraseo«
logie oder Möbel für Prunkzimmer, die man nur zu Fest*
tagen öffnet. Deutschland über Alles heißt: Leistung über
Alles. Die zwei Begriffe verschmelzen zu Einheit. Die Be*
griffe Vaterland und Nation identifiziren sich mit dem In«
begriff der Erwerbsgenossenschaft, deren Macht die jedes
einzelnen Mitgliedes mehrt, also Zins trägt. Wer viel leistet.

tüchtig ist, keine „Dummheit macht" (Das heißt: von der
Landstraße des praktisch Nützlichen abweicht, durch irgend»
eine Inkorrektheit auffällt oder gar, „aus Liebe", ein Mäd*
chen ohne Mitgift heirathet), Der komm* geschwind auf die
Höhe und kann auf seinem Hügelchen kaufen, was sein
Herz begehrt: Orden, Titel, staatliche „Ehren" aller Art.
Willy kennt keine andere Welt als die, in der es kaiser«
liehe, königliche, großherzogliche Hoflieferanten giebt, Jeder
mit seinem Titel, die Frau sogar mit dem des Mannes, und
wärs nur der eines Expedirenden Eisenbahnsekretärs, ange»
sprochen und genannt wird, fast jeder Graukopf Herr Ge»
heimrath heißt und die zum kleinsten Herrendiner Einge»
ladenen all ihre Ordensbänder, Kreuze, Sterne, Eichenlaub
und Schwerter stolz zur Schau stellen. Willy ist zum Nationa*
listen und Militaristen, zu starrer Schroffheit und Gering*
Schätzung alles Fremden erzogen worden: und soll und will
nun Kaufmann werden, „weils schneller Etwas einbringt".
Von der Erziehung und der Glaubenssumme,- die sie
ihm mitgab, führt eine Brücke in den Lebensberuf. Der Va*
ter hat tröstend gesagt: „Wenn Du Dich gut hältst, Junge,
kannst Du Reserve«Offizier werden!" Da ist ein Ziel, dem
alle nicht vom Drang nach Profit aufgezehrten Kräfte in»
brünstig zustreben können. Eine Hauptsorge des Bruders, wie
jedes erwachsenen Deutschen, war immer, daß seine „Militär*
papiere" hübsch in Ordnung seien; er wurde zu Kontrolver*
Sammlungen befohlen, zu Waffenübungen eingezogen, auch
in seiner politischen Gesinnung überwacht und war Mitglied
eines Vereins von Regimentskameraden. Brachte Willy es gar
nun zum Lieutenant der Reserve, dann that sich ein Him»
mel ihm auf und er empfing die Weihen des „Ersten Standes
im Staat". Auch Dieses erreicht der auf jedem Felde Tüch*
tige. Er hat seine besondere, nur dem Offizier eigene „Ehre",
deren Verletzung in Zweikampf gesühnt werden muß, steht
unter einem Ehrenrath, einem Ehrengericht, kann auf seine
Visitenkarte setzen „Lieutenant d. R., Rayonchef im Waaren«
haus Rudolf Spiegelberg &. Co." Er führt ein Doppelleben,
wie Molieres Kutscher»Koch im Hause Harpagons, ist busi»
nessman und Offizier, doch immer im Dienst der Erwerbs»

genossenschaft Deutschland, die verschiedene Namen trägt
und mit verschiedenem Werkzeug zu fördern ist . . .
Das Werden und Erleben eines solchen Willy Krause
war typisch deutsch; typisch in einem Volk, das spät zu Ein*
heit und Wohlstand gelangt ist, deshalb durch manche Par*
venu»Eigenschaft abstößt, nicht aus eigenem Vermögen alle
seine Kinder ernähren kann, dem immer eingeschärft wurde,
es dürfe nicht länger das Volk der Träumer und Dichter
bleiben, und das von dem Preußenideal der „Leistung um
jeden Preis" bis in die Wurzel gefärbt wurde: gefärbt wer*
den mußte, weil Preußens Kraft allen Stämmen rüstig in Ein*
heit und Wohlstand half. Andere Völker haben andere Ge*
schichte, Lebensbedingungen, Qualitäten; nur edlere? Pha*
risäer, blind in sich selbst Verliebte mögen Das glauben.
Vergesset, wenn Ihr in raschem Zorn die fremdartige
Mentalität der Neudeutschen verdammet, nicht Willy Krause!
Er war zu tüchtig, um im höchsten Sinn sittlich zu sein, dem
Staat als der Erwerbsgenossenschaft zu blind gehorsam erge*
ben, um sich als dienendes Glied der Menschheit zu fühlen;
und für den Anbeter der Leistung hatte der Edelgehalt der
Seele keinen Kurswerth. Wars anderswo in der Zeit genuß*
süchtigen Mammonskultes wirklich so sehr viel besser, nicht
nur die Hülle, die Form von der unliebenswürdig stacheligen
. Willys unterschieden? Dessen Welt haben Eure Waffen in
Trümmer geschlagen; und die deutsche Welt der Wolfram
und Walther von der Vogelweide, Dürer und Grünewald,
Kant, Goethe, Schiller, Lessing, Schopenhauer, Moerike, der
Bach, Haendel, Beethoven, Mozart, Schubert, all der Künstler,
Forscher, Menschheitbeglücker deutschen Stammes, kann wie*
der auferstehen. In dieser Welt gilt Jeder so viel, wie er
von eigener, nicht von fremder Gnade ist; wird Jeder ver*
pflichtet, sich selbst nur, der Gottheit im Busen, die Treue zu
wahren; in ihr kann Ehre nicht von außen verliehen, von
außen genommen werden; beginnt das Reich der Menschheit,
das des Anziehens und Ausziehens werth ist, erst jenseits
von aller Leistung, aller Tüchtigkeit und ihrer Rente. Doch
vergesset auch nicht, daß ohne Wärme nie Leben ward»
und entschließet Euch nicht zu spät nach der gräßlich pur»
pumen Weltwende in freundlich vertrauendes Verständniß

des Deutschland, das werden will, das sich wollen muß.
Dann wird der Bericht von dem Vaterland Willys bald
anfangen wie ein uraltes Märchen: „Es war einmal . . ."
Bald? Die Symphonie der melodisch selbständigen Stim*
men, die wir hörten, hat bezeugt, daß den Herbstbetrachter
das Auge nicht trog. Noch lebt Willys Deutschland, räkelt
sich noch nicht aufs letzte Bett; und im Dunkel keucht sein
Athem wie eines vom Schwarzalb Gedrückten. Nicht, ehe es
starb, ihm das Schandgrab im Sünderwinkel zu schaufeln,
ruft uns die Pflicht; über das Hügelchen seiner eitlen Nutz*
sucht furchtlos uns himmelan zu heben, mahnt der eherne
Mund. Dem Ohr des Reichshauptes ist er stumm, lieber
dem Speckrumpf lächelt dieses Haupt listig»selig, wie des auf
dem Lordspfühl erwachten Kesselflickers; und wie Schiaus,
so lallt Fritzens Lippe noch im Glanz die auf der Walze er*
horchten Gassenworte. Ist keinCeremonienmeister gemiethet,
der den Reichspräsidenten lehrt, daß lautes Gestöhn über
„den Haß» und Vernichtungwillen der Feinde" nach Frie*
densschluß unschicklich, sogar unwürdig ist? Nur in seinen
Grenzen, nicht draußen, hat das neue Deutschland noch
Feinde. Die richte es in den Schranken ernster Gerechtig*
keit; und recken muthig dann sich in seines Schicksals Er*
kenntniß. Oesterreichs Staatskanzler hat einen Abgeordneten
«rsucht, Fremdmächte nicht mehr Feinde zu nennen. Wiens
Bürgermeister, auch ein Sozialdemokrat, hat aus dem Graus
lichtloser, kraftloser Tage die Bürgerschaft in das Gelübde
beschworen, niemals die Wiederkunft der Kaiserei zu dulden,
deren Selbstsucht und Fahrlässigkeit ein redlich gläubiges
Volk in Elendsnacht verleitete. Oesterreichs Regirung legt
ihren Wählern, legt der Welt die Urkunden der Kriegsgenesis
vor; erweist, daß die wiener Staatsstümper fast so schuldig
wie die berliner waren; und erhellt den abschüssigen Hohl*
weg, der von dem Protzenverzicht auf die russische Asse»
kuranz in den Frevel der Weltbrandstiftung führen mußte.
Skuld schaut aufUrdh; im Brunnen der Vergangenheit rauscht
Zukunft. Das neue Deutschland kann nur gedeihen, wenn es
von dem alten, dem Zeuger seiner Noth, sich geschieden hat.

Vierausgebet und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag deff
Zukunft in Berlin. — Druck von Faß 6. Garleb G. n. b. H. in Berlin.

i

A 601331

ie Jlukunft
Herausgeber
Maximilian Harden
Hundertundsiebenter Band
OktobeÂ« / Dezember 1919
BERLIN
Verlag der Zukunft
Â«roÃŸbeerenstraÃŸe &
1919

Inhalt

Berlin, den 4. Oktober 1919
Auf falschem Gleis
T"^\asletzteHeiligenbild unseres Herbstmondkalenders zeigt
dem frommen Blick den hageren Kirchenvater Hierony»
mus, den Schöpfer derVulgata, der Lateinerbibel, der aufnack»
ter Erde vor dem Kreuz kniet und den Ruf einer Posaune ins
Ohr trinkt. „Erwachet, Ihr trägen Schläfer und Alle, die tot
liegen, schüttelt den Schlaf ab und sammelt Euch zum Tag
des Gerichtes!" So dröhnt aus der Tuba die Zungenstimme.
Nicht mehr, noch nicht ins wache Ohr unserer Menschheit?
Sie sah das Bild, sah selbst sich auf nackter, von früher Kälte
erstarrender Erde, von Stürmen hier, dort von Böen umbraust,
hat zuvor, in Festzeit, von Kanzeln gehört und furchtsam nach»
gestammelt, der Schlaf der Welt sei gemordet worden: und
lullt sich, weil der Muth zu Wachheit sie floh, nun, dennoch,
in Traum? Dann graut unter finsterem Himmel der Tag des
Gerichtes. Dann stampft in Meilenstiefeln ein Schreckens win=
ter heran. Ist nirgends Einer, der mit junger Athemkraft, eh es
zu spät wird, in die Posaune stößt, die Träumer aus Wahn
in Alltagswirklichkeit aufscheucht, die Trägen in die Er»
kenntniß des Nothwendigen rüttelt? Fast Alles, was in Eu»
ropa geschieht, ist nutzlos, sinnlos; fast alles in Deutschland
öffentlich Erstrebte, Versuchte ist Geberde und Geräusch,
aus denen nichts Heilsames werden kann. Sieger und Be»
siegte, Freunde und Feinde, Kapitalismus und Kommunis»
mus, Rassen und Völker, Republik und Monarchie: jeder die»
ser Begriffe ist mit Worten rasch in Pracht zu polstern, jeder

mit dem Messer der Rede in abscheuliche Dürre zu schaben. Anderes aber fordert die Stunde. Menschen sind, leiblich und seelisch, zu nähren, zu wärmen. Neuer Welt ist neue Ordnung zu finden. Wers nicht kann, muß fort; und fun* kelt sein Haupt vom Lichtglanz der Glorie, wie des Greises, der, ein keltischer Hanan, in Paris einem Hohen Rath vor* sitzt. Weder von Brennusschwertern noch von entkräfteten Latwergen ist Rettung zu hoffen. Das Gerühm des in der Deutschen Republik Geleisteten ist eben so unersprießlich wie das Geschimpf über die Niedertracht der Entente»Mächte. Der verarmte Erdtheil darf auch den Luxus von Hausfeind* schaft sich nicht länger gestatten. Elf Monde schon wuchsen und schwanden,seit der Krieg vertoste: und noch immer ward nicht erkannt, daß in neuer Welt nur von neuen Willens Gnade zu leben, unter dem Bleidach des Friedensvertrages nur in einträchtiger Gemeinschaft zu hausen ist. Die auf Son» derertrag nationaler Politik rechnen wollten, durften, als Sie» ger selbst, den Vertrag niemals unterschreiben. Erkannt hats die Masse der Handarbeiter, die überall, unbekümmert von Regirergemächel, in die Einheit fester Internationale vor* drängt. Wartet Ihr, bis sie die Herrschaft in ewigen Händen hält und mit Götterwillkür die Erde gestaltet? Schrecklich dämmert Euch Trägen dann der Scharlachtag des Gerichtes.
Die Veröffentlichung des deutsch»russischen Assekuranz» Vertrages, dessen Abschluß und Ablauf hier vor acht Tagen skizzirt wurde, trieb mich, den Bericht über die November» sitzung des Jahres 1896 nachzulesen, in der die vom deutschen Volk in den Reichstag Abgeordneten den immerhin beträcht« liehen Gegenstand erörterten. Des Reichstages, des Reiches ganzer Jammer faßte den Leser an. Personalzank. Für und wider den alten Bismarck, der seit sechs Jahren doch schon, amtlos, machtlos, im Sachsenwald sitzt, hebt sich die Woge der Rednerei. Jubel rechts, wenn der große Greis von blind Gläubigen gerühmt wird; Jubel links und in der Mitte, wenn ihnRichters derber Witz einer „alten Raketenkiste" vergleicht, aus der manchmal noch ein Brander aufprassele. Der müde Kanzler Fürst Hohenlohe liest ein paar graue Sätze von seinem Zettelchen; der Staatssekretär Freiherr von Marschall sagt in

guter Haltung auf, was ihm Holstein soufflirt hat. Der Drei«
bund ist die strategische Linie, von der wir nie um Fingers*
breite abweichen werden,aber auch die Freundschaft mitRuß*
land ist so fest, wie sie kaum je zuvor war. Das Hohe Haus
glaubts. Glaubt immer, was ihm über internationales Ge»
schehen vorgeplaudert wird; und würde vor der Versuchung,
mißtrauisch Beweise zu fordern, bis in die Grundmauer er»
beben. Kein vorwärts weisendes Wort. Niemand scheint
zu begreifen, daß vornan auf der Tagesordnung eine deutsche
Lebensfrage steht. „Ein Hauptzweck des Vertrages, der den
Fehler aus der Zeit des Berliner Kongresses tilgen sollte, war,
Deutschland von der Haftpflicht für das Leben zweierkranken
Reiche zu lösen, das Schicksal der jüngsten Großmacht nicht in
das derHabsburg*Lothringer und der Osmanen zu verknoten.
Allem^ Geknäuel und aller Reibung in Südosteuropa, dessen
Machtbezirke und Staatsrechte noch nicht für die Dauer ab*
gegrenzt sind, sollten wir fern bleiben, nicht genöthigt sein,
fremdem Drang nach Raumdehnung über Nacht dienstbar
zu werden, und dennoch nicht einsam frieren. Die Erneuung
des (auch dem richtig verstandenen Interesse Oesterreich*
Ungarns nur nützlichen) Vertrages ist abgelehnt und dadurch
das franko*russsiche Bündniß ermöglicht worden, um das die
pariser Politik zwei Jahrzehnte lang vergebens, laut und leis,
geworben hatte. Das ist; und kein Wortschleier soll Regirer
und Parlament hindern, unholde Wirklichkeit in ihrer Blöße
zu schauen. Die Schanzen unserer auswärtigen Politik sind
halb schon verschüttet. In unbefestigtem Heerlager, ohne
zuverlässige und starke Freunde kann ein junges, von Er*
oberergeist gezeugtes Reich nicht dauern. Worthader über
den Werth seines Schöpfers ist heute unfruchtbar. Das Werk
muß ohne ihn leben. Er war in der Weltrechnung eine un*
zweideutig bestimmte Ziffer. Liebe und Haß wußten, was
er wolle. Daß er nicht gern über Europa hinaus blicke,
die Stunde deutscher Demokratie noch weitab glaube, den
Dampfkessel deutscher Macht, der ihm in der Rechtsschmiede
unentbehrlich schien, nicht überheizen werde, nur die Grund*
läge des im Wirbel von sechs kurzen Jahren aufgebauten
Reiches zu festigen trachte. Das war; und was den Ober»
flächenbetrachter unerschütterlich dünkte, ist seitdem labil

geworden. Wir wissen nun, daß die Kaiserliche Regirung
sich 1890 von Rußland abgekehrt, ihm die Sorge für seinen
Hausverschluß überlassen, es den Franzosen zugetrieben
und doch, wider alle Flüsterverheißung, einen Pakt mit Eng»
land nicht erlangt hat. Will sie das Volk, dessen Staatsge»
schäft sie führt, jetzt dem Nachbarreich, wo'nur die Minder»
heit Blutsverwandter es liebt, will sie es gar- den Türken auf
Leben und Tod verbünden? Wird uns ihr Ziel nicht gezeigt,
nicht mit uns die Wahl des Weges, der hinführen könnte,
erörtert, dann ist dieses Hohe Haus die Stätte würdelos nich»
tigenTreibens." Wer so gesprochen hätte, wäre niedergeheult
worden. Schon Wilhelm Liebknecht, der Bismarcks „Ver* •
brechen" auf das Sündenkonto des Kapitalismus schob, wurde
verhöhnt, weil er gegen die türkische Schandwirthschaft und
die diplomatische Geheimbündelei, für redliche Rechtsherr«
schaft sprach und voraussagte, das auf zwei Fronten kämpf*
ende Deutschland werde sich auch den Briten so verhaßt
machen, daß sie in der Noth ihm den Nährquell sperren. Un*
sinn. Wen ködert in Sonnenschein solches Schwarzsehers
Hetzrede? Wilhelm hat ja geschrien: „Herrlichen Tagen führe
ich Euch entgegen!" Aus fahlen Schleiern hebt sich ihr Ge»
stirn. Wilhelm war gewiß, mit dem Zauber seines Wesens
Frankreich zu versöhnen, und brauchte drum keinen Vertrag,
der den Republikanern den Gossudar fern hielt. Wie sein
eitler Entschluß, diesen Vertrag zu zerreißen, in Petersburg
gewirkt hat, so wirkt in London sein Telegramm an den Schlau»
köpf Krüger, den Transvaaltyrannen. Wilhelm baut eine nur
in der Nordsee und im Aermelkanal verwendbare Schlacht*
flotte. Baut die Bagdadbahn, die sein Sprudelmund vor Ge*
Schichtenträgern den trockenen Weg nach Indien nennt. Um*
schmeichelt denKhalifen, drängt deutsche Finanzlootsen und
Industriekapitäne zu ausgreifender Unternehmung in Südost*
europa und bietet dem Islam, gegen den Britaniens Indien
nicht zu halten ist, sich als Schirmherrn an. Mit steter Hechel»
rede reizt er den Onkel Eduard in Aerger, den Lächeln ver»
birgt. Vor Engländern trillert er, Britanien habe außer ihm
in Deutschland keinen Freund; er habe es, das er im schwarzen
Burenkriegsjahr „bis in den Staub demüthigen" konnte, ge»
rettet, der Tante Victoria einen Kriegsplan geschickt, nach

dem Marschall Roberts sich richten lernte, und der Lebens*
zweck seiner Flotte sei, im Kampf um den Stillen Ozean
den Vettern gegen Asiaten zu helfen. Vor Amerikanern zetert
er wider die Tücke Albions, das durch sein schmähliches
Bündniß mit Japan die Würde der weißen Rasse geschändet
habe und dem deutsch*amerikanisches Willensgebot die See»
herrschaft morgen entreißen müsse. Frankreich wird geknufft,
weils dem wandelnden Weltwunder sich nicht in Entzück«
ung hingab, Italien öffentlich ausgezankt, weils durch Ver*
tragspflicht gezwungen ist, für das Franzosenrecht auf Ma*
rokko einzutreten, und das althispanisch empfindliche Oester*
reich» Ungarn mit gnädigem Wink in den Rang des „brillanten
Sekundanten" niedergewiesen. Schriller noch klingt in die Welt
gelbhäutiger Menschen des Kaisers Schimpfruf; sie bedrohen
die heiligsten Güter, müssen mit hunnischer Grausamkeit,
mit Gottes Geißel, gezüchtigt werden, auf daß ihr Sieger*
dünkel nicht wähne, der Herr und Heiland sei von einem
Buddha „oder anderen Götzen" zu überwinden. Der unbe*
lehrbar Redselige prahlt, seine Faust umklammere den Drei*
zack Poseidons und seinem Wollen sei auf Erde und Meer
keine Schranke gesetzt. Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser.
Wir sind das Salz der Erde. Wo der deutsche Aaar sich ein*
gekrallt hat, bleibt das Land deutsch. Keine große Entschei»
dung ohne den Deutschen Kaiser. Wer ihm auf seinem Weg
entgegentritt, wird zerschmettert. Der Enkel der Britenkönigin
putzt sich mit dem Titel des Admirals, der im Atlantischen
Ozean befiehlt. Die gestern gehätschelten Polen sind heute
„sarmatische Schweine"; die Sozialdemokraten „eine Rotte
vaterlandloser Gesellen, unwerth, den deutschen Namen zu
tragen". Als kaum irgendwo noch ein Ungekränkter zu er*
blicken, nirgends von einem tief eingewurzelten Vertrauens*
stamm noch nahrhafte Frucht zu pflücken ist, soll der 1890
abgerissene Faden wieder angeknüpft werden. In Bjoerkoe,
Petersburg, Potsdam, Berlin wirds emsig versucht. Ertragloses
Mühen. „Ist gegen uns die ganze Bande verschworen: in
den Kessel, worin wir ersticken sollen, schlägt unser Schwert
ein Loch." Im Bezirk der südosteuropäischen Meerengen
befiehlt ein deutscher General dem wichtigsten Türkencorps.
Schroffere Abkehr vom Geist des Rückversicherungpaktes

war nicht zu erdenken. Der verpflichtete zu „moralischer
und diplomatischer Unterstützung jedes Handelns, das der
Kaiser von Rußland für nothwendig halten sollte, um den
Schlüssel seines Reiches in der Hand zu behalten". Der
in sechsundzwanzig Unheilsjahren gerundete Ring schließt
sich. Aus jedem Erdgefild wuchert Mißtrauenssaat auf. Die
Atmosphäre gleicht dem heißen Brodem des Höllenrachens.
Doch keine Posaune schallt. Keine Wachmannschaft weckt
die von Lüge in Schlaf Gesummten. „S. M. braucht Sonne."
Der Zufall einer Aktenveröffentlichung hat das Gedacht*
niß ins ferne Jahr 1896 zurückgewandt. Auch später, viel
später noch war Umkehr von Irrweg, war Reichsrettung mög*
lieh. Immer dem Reichstag, der den Muth aufbrachte, aus
Dünsten die unholde Wahrheit zu schieiern.

„Die Französische Republik wünscht eine ruhige, fried*
liehe, von sanfter Hand besorgte Führung des internationalen
Geschäftes und, als dessen Hauptertrag, würdige Verstän*
digung mit dem Deutschen Reich: da ist, in einem Satz,
das für uns wichtigste Ergebniß der Wahlschlacht. Vor der
Stichwahl, dem scrutin de ballottage, gehts bei den Nach«
barn noch wüster zu als in unserem lieben Vaterland. Frak*
tionen und Personen, die einander gestern anspien, schließen
Nothbündnisse und empfehlen einander dem Wohlwollen
des Wählers. Der Herr Kandidatus, der die für den Wahl*
gang aufgewandten, aufgebettelten, aufgepumpten zwanzig*
tausend Francs sammt der Hoffnung auf ein Mandat, also
zinslos, wegschwimmen sieht, sucht ein Bruchtheilchen des
Aufwandes zu retten; der Mitwerber, der ihm ein Drittel, die
Hälfte (oder gar mehr) der Kosten ersetzt, wird den wackeren
Bürgern als Abzuordnender vors Auge gerückt. Gestern
war er ein stinkendes Schmutzbläschen im Abschaum der
Menschheit, allermindestens ein verruchter Volksfeind und
von Mammons Knechten erkaufter Wicht; heute ist er ein
immerhin achtbarer Republikaner und, neben dem dritten
Werber (der nichts oder nicht so viel geboten hat), das ge*
ringere Uebel. Ein in der Stichwahl erstrittener Kammer»
sitz ist oft recht theuer; und im ballottage ward offenbar,
daß die Vereinigten Sozialisten und die Vereinigten Radi*

kalen in stärkererGoldrüstungaufmarschirtenals ihre Gegner.
Deren rechtes Flügelchen, die Royalisten derAction Franchise
(Maurras, Daudet) flatterte unter der Losung: .Wählet,
wenn unsere Leute nicht durchzubringen sind, niemals das
kleinere, stets das größere Uebel! Nicht den Liberalen oder
Radikalen, sondern den Röthesten aller wählbaren Sozial«
demokraten.' Aehnelt die neue Kammer einem Mohnfeld,
dann wird die Wehrdienstzeit gekürzt und eine Einkommen*
Steuer beschlossen, deren Härte jeden Besitzenden in Em»
pörung treibt. Die französische Präsenzziffer wird um drei'
hunderttausend Köpfe kleiner als die deutsche, Frankreich
sinkt auf die Stufe einer Macht zweiten Ranges und ist nicht
mehr bündnißfähig. Da, meinte der allzu kluge Herr Maurras,
ist die einzige Möglichkeit, den Franzosen die republika*
nische Staatsform rasch zu verekeln und unserem König
Philipp den Weg nach Paris zu öffnen. Deshalb pries er
die politique du pire und schalt alle anderen Monarchisten,
weil ihr Streben von der .integralen* Glaubenslinie abirre.
Auch diese Taktik, die den Kollaps, als Vorbedingung der
Entgiftung, erzwingen will, hat den Röthlichen und Rothen
genützt. Die .machten' die Wahlen, hatten das Ministerium
Doumergue alsbureau de bienfaisance electorale eingerichtet,
verfügten über die Geheimfonds, die Bändchen und Pfründen,
Ehrenzeichen und Fördermittel des Staates: und durften drum
mit getroster Zuversicht in den Kampf ziehen. Doch ihr
Sieg ist größer geworden, als sie selbst ihn zu hoffen wagten.
Für eine Weile ist die Herrschaft der Radikalen (verschie*
dener Farbentönung) gesichert. Das ist, erstens, eine per*
sönliche Schlappe des Herrn Poincare, ist, zweitens, aber
auch ein internationales Ereigniß. Der Wirthschaft Frank*
reichs fehlt in diesem Wunder spendenden Frühling der
Glanz, der sie fast immer dem Auge umgoldete. Die Un*
gunst der Weltkonjunktur wirkte auch da, wo das Kapital
fremde Industrien reichlicher als heimische gespeist hat.
Bankbrüche erschreckten den Rentner. Die Börsenumsätze
schrumpften von Tag zu Tag; wo aus Maklermund sonst
Tobsucht zu brüllen schien, nistet nun ein schwüles Schweigen;
und aus den Luxusgewerbestätten, Theatern, Restaurants
weht Gestöhn durch die Schleier, die den blühenden Lenz

verhängen. Schlechte Zeit. Muß Marianne sich in engeren
Haushalt gewöhnen? Frankreich bezahlt nicht nur die eigene
Armee und Marine, sondern, fürs Erste, auch Rußlands;
hat seit achtzehn Jahren fast achtzehntausend Millionen Francs
ins Ausland verliehen; und die neuen Truppen, Schiffe, Ko*
lonien, Wege, Waffen, Kasernen, Eisenbahnen, Grenzforts,
Munition und Kriegsgeräth für Erde, Meer, Luft haben viel
Geld gekostet. Die Regimenter, die vor dem Britenkönig
in Parade standen, sahen nicht aus wie die berliner und
potsdamer Garde (die eleganteste, üppigste Truppe des Erd*
balls), sondern wie das Kriegsvolk eines Staates, der für
Kinkerlitzchen nichts verschleudern darf. Und nun soll gar
die Rente des Reichsgläubigers besteuert werden; der Aber*
tausende, mit deren Geld die Republik wirthschaftet. Mil*
Honen (Mancher behauptet: Milliarden) waren in schweize»
rische und londoner Banken ausgewandert, den Stahlkammern
der stärksten pariser Häuser die Depositen entzogen worden,
unter der festesten Kreditburg der Protestanten die Stützen
gebrochen und die Feinde der herrschender! Jakobiner und
ihrer mares stagnantes hatten mit allen erlangbaren Mitteln
das Börsengeschäft zu lähmen gestrebt. ‚So kanns nicht
weiter gehen': überall war der Seufzer zu hören.
Nur rascher Modenwechsel bewahrt den Franzosen vor
Mißmuth. Er murrt, wenn ihm zugemuthet wird, die selbe
Tracht durch zwei Lenze zu schleppen; lauter jetzt als in
den Kindertagen gallischer Volkheit, da Julius Caesar schrieb:
.Galli sunt novarum rerum cupidi.' Unser Snob, der, weil
er die Krümel von Bergsons Mahl aufgeklaubt hat, Frank*
reichs Seele zu kennen wähnt, schwatzte noch von der zer«
rüttenden Wirkung des revolutionären Geistes, als dessen
Spur schon, durch den Wirbel des wiedererwachenden Na=
tionalstolzes, aus dem Boden der Republik verweht worden
war. Seit die blinde Thorheit unserer Politik den reveil
national ertrutzt hat, gab es in Frankreich kaum noch einen
dem Heerwesen feindlichen Willen; war der Syndikalismus
der Umsturzlüsternen schüchtern, die Tyrannenmacht der
CGT (Confederation Generale du Travail) morsch gewor«
den; folgte bis in die düstersten Arbeiterviertel des pariser
Ostens den ausrückenden, heimkehrenden Truppen aus dem
/

Herzen der Masse morgens und abends der Ruf: ‚Vive l'ar»
mee!' Herr Herve, der Jahre lang zur Weigerung der Wehr»
pflicht aufgefordert hatte, schrieb nun in-den .Matin', unter
dem Druck deutscher Drohung werde er, wenns sein müsse,
für fünfjährige Waffendienstzeit eintreten. Daß auch diese
Mode bald, wenn Deutschland sich ruhig hielt, abgetragen
sein werde, war vorauszusehen; ist im vorigen Frühjahr,
nach der Rede des Generals Pau im Luxembourg, hier vor*
ausgesagt worden. Sie wäre nur noch im Museum zu sehen*
wenn das unnützliche Gelärm um Luneville, Nancy, Zabern,
Fremdenlegion ihr nicht einen Theil des Anhanges erhalten
hätte. Wir helfen den französischen Nationalisten aus jeder
Noth; so oft die Republikaner sich naher Sorge ledig glau*
ben und den Riemen der Rüstung lockern möchten, rüttelt
Michel sie aus träger Ruhe. Sechsmal that ers seit 1904;
und hat erreicht, daß die Republik heute zu Land und zu
See stärker bewehrt ist, als vor Tanger der hitzigste patrio*
tard zu hoffen wagte. Ihm war die Durchdrückung ist die
Erhaltung dreijähriger Dienstzeit zu danken. Doch die Wucht
der nationalen Gemüthsbewegung hat sich schon wieder ge»
mindert. Neue Probleme heischen Lösung; Finanz», Wahl*,
Verfassungreform wird gefordert. Eine Steuer, die, nach
deutschem Muster, den Wählerschwarm zärtlich schont und
den örtlich getrennten Häuflein der Wohlhabenden die Haupt*
last aufbuckelt. Ein Wahlsystem, das auch den Willen der
Minderheit zu wirksamem Ausdruck bringt, die Gelegen*
heit zu schwieriger Bezirksmächlerei einschränkt und sich
doch der unausrodbaren Gewohnheit des Bauers anpaßt:
das Schwein, das er kaufen, und den Mann, den er wählen
soll, zuvor (nach dem Leitsatz: Je veux connaitre mon cochon
et mon depute') genau anzusehen, zu beriechen und abzu*
tasten. Eine Verfassungform, die das Volk aus den hart*
kantigen, den Blutumlauf hemmenden Klammern des Cen*
tralismus löst, den Provinzen wieder in selbständig schöpfe«
risches Leben hilft und dem Reich die Möglichkeit stetiger
Regirung gewährt. Auf diesen Weg ruft die noch durchs
Schlachtgetümmel vernehmbare Stimme des reichen und klu*
gen Herrn Marcel Sembat, der seine Sozialistenpartei ‚mi*
nistrable' machen will. Einer der aufsteigenden, nach dem

Erbe der Briand, Millerand, Viviani gierigen Männer, die
der Nachbar nicht aus dem Auge lassen darf, damit Wer»
dendes ihn nicht zu spät überrumple. Ein wichtiger Komm«
ling ist auch Herr Andre Tardieu, Premier secretaire d'am»
bassade honoraire, Kopf des ,Temps', Verfasser der in ihrer
Art meisterlichen Bücher über Algesiras und Agadir; er kennt
die Geschichte und das Personal europäischer Diplomatie
besser als irgendein in der Wilhelmstraße Seßhafter, ist, wie
Zweiflern schon sein Buch über den Fürsten Bülow beweisen
könnte, eben so wenig ein wüthender Deutschenfeind wie
der Genosse Sembat und sollte, als Coming man des Aus»
wärtigen Amtes, von berlinisch unwissenden Schreibern nicht
sofort verschrien und geknüppelt werden.
Am vierzehnten März wurde hier gesagt: ,Die hellsten
Köpfe der Republik hatten die Notwendigkeit muthiger,
nicht entehrender Resignation erkannt. Unsere Aufgabe war
nur, ihnen und ihren Landsleuten Ruhe zu lassen. Wir
mußten wünschen, daß die Millerand, Barthou und Poincare,
die zwar nicht den Krieg, doch die Bereitschaft zum Krieg
wollen, in der Wahlschlacht von den Radikalen und So»
zialisten, den Gegnern dreijähriger Dienstzeit, nicht nur be»
siegt, sondern für Jahre in Ohnmacht zurückgeworfen wer*
den. Ihr seht ja, hätten nach solchem Sieg die Rothen zu
den Röthlichen gesagt, daß die Deutschen Vernunft ange«
nommen haben und in Eintracht mit uns leben wollen; wozu
also noch drei Dienstjahre, unter deren Last der Student,
Techniker, Kaufmann knirscht und die dem wichtigsten Volks«
theil die Republik verleiden? Daß unsere Heeresstärkung
den Weg in diese Erkenntniß bahnen werde, war des Po«
litikers Hoffnung. Frankreich, dachte er, wird bald merken,
daß es die Kluft zwischen seiner und unserer Bevölkerung»
ziffer nicht überbrücken, die verhaßten trois ans gegen ein
höflich mit ihm verkehrendes Deutschland nicht halten kann,
und sich eines Tages auch fragen, wie lange es das für zwei
Heere, zwei Flotten nöthige Geld aufzubringen und den«
noch der Bankier Südosteuropas zu bleiben vermöge.' Wir
waren nicht still, zwangen durch nutzlos schrille Geräusche
den Nachbar in scheue Wachsamkeit und lesen jetzt, daß
den drei Jahren auch in der neuen Kammer die Mehrheit

gewiß sei. Wie lange? Die Antwort wird von Deutsch*
lands Haltung bestimmt werden. Frankreich hat leise, be»
hutsam gesprochen; feinem Ohr aber seinen Wunsch klar
angedeutet. So lange, wie Würde und Selbstachtungbedürf»
niß der Nation es irgend erlaubt, will Frankreich den Krieg
vermeiden. Der bon sens seines wortkargen, arbeitsamen,
nüchternen Landvolkes hat längst erkannt, daß die Repu»
blik die verlorenen Provinzen aus eigener Kraft nicht zu«
rückerobern kann und noch im (unwahrscheinlichen) Fall
ausreichender fremder Hilfe der ersten Aufbrunst deutschen
Zornes allzu nah wäre. Daß ihr Schicksalspfad nicht in die
Vogesenschlucht zurückbiegen darf, sondern vorwärts füh»
ren muß: in die Weite des ungeheuren Afrikanerreiches,
das jetzt, nach der Einnahme von Tazza, durch den Eisen«
bahnstrang Tunis«Oran«Fez zur Einheit zusammengeschmie»
det und dessen Hauptstadt dann von Paris aus in sechzig
Stunden erreicht werden kann. Der Republik gehört Tong«
king und Madagaskar, Senegambien und ein breites Lenden«
stück der Aequatorialprovinz, wird morgen ein großer und
saftiger Fetzen kleinasiatischer Erde gehören. Und ein Ge«
spenst soll sie hindern, ihre Kraft zu lohnendem Werk zu
sammeln und ihres Lebens froh zu werden? Frankreich will
den Frieden, weil es ihn wollen muß. Das ist der Sinn seiner
Wahl. Dadurch ward sie zum internationalen Ereigniß.
Zu dem für uns wichtigsten seit dem Frieden von Bu*
karest. Lasset nicht von Thorheit noch von Randalirsucht
den Sinn der Wahl wieder fälschen! Die Sozialisten und
Radikalen verdanken drei Viertel der Wählerstimmen ihrer
im Volksgedächtniß haftenden Bereitschaft, leis jeden gefähr«
liehen Funken zu löschen, jeden Brandstoff zu wässern, bis
er unschädlich geworden ist. Scheuchet, Diplomaten und
Abgeordnete, Redner und Schreiber, sie nicht abermals von
nützlichem Thun auf! Von einem, das ihres Vaterlandes Zu«
kunft mit lauterer Stimme als unseres fordert. Frankreich
braucht, als Kolonialmacht ersten Ranges, eine neue Trassi«
rung seiner Willenswege; muß sich in den Entschluß zu
völlig gewandelter Politik aufraffen. Wie Britanien nicht un«
gestraft Jahre lang in die Nordsee starren, jeder anderen
Pflicht fehlen, um jeden Preis für den Fall des Kanalkrieges

Genossenschaft erkaufen und sein Geld hastig verschleudern
könnte, so darf Frankreich sein Schicksal nicht länger in
ein Wahngebild verankern, das es zwingt, die vage Hoff*
nung auf Hilfe mit dem Aufwand von Summen zu miethen,
die ihm am nächsten Tag dann für größere Aufgaben un»
entbehrlich, aber auch unwiederbringlich sind. Den Krieg
gegen Deutschland, den Krieg für zwei Provinzen, denen
schon das Wirthschaftinteresse die Sehnsucht nach der Rück«
kehr in Franzosenherrschaft wehrt, dürfte die Republik nur
wagen, wenn in ihr der zuversichtliche Glaube lebte, das
Deutsche Reich zerstücken, auf ein Jahrhundert hinaus in
kraftlose Staatenbröckchen zerstampfen zu können. Ein ein*
zelner Sieg würde ihr nicht genügen; weil sie die Last der
Serienkriege, die ihm folgen müßten, als musulmanische und
asiatische Großmacht nicht, ungefährdet, auch nur durch
fünf Lustren zu tragen vermöchte. Und die Republik müßte
diesen Krieg, der, wie mancher dem Zoologen bekannte,
eine wimmelnde Volkheit vernichten soll, morgen ausfechten
oder ihn für immer aus dem Bezirk ihres Willens, sogar
ihrer Vorstellung scheiden. Die Politik des rachsüchtigen
Millionärs, der Fäuste und Revolver erdingt, oder der Welt«
macht, die, mit vernarbter Brust, selbst sich den Werth schuf
und zu wahren entschlossen ist: vor diesem Scheideweg steht
Frankreich. Heute noch kann es für den ganzen Umfang
seines Besitzstandes in drei Erdtheilen die deutsche Bürg*
schaft erlangen: und brauchte die Gewißheit solcher Asse*
kuranz nur mit dem stummen Verzicht auf einen Gestus zu
bezahlen, der nicht mehr schreckt, doch immer noch ärgert.
Jede neue Sonne breitet den Lichtpfad socher Erkenntniß.
Jedes unbesonnene Gelärm deutscher Menschheit engt ihn
und schieiert den Strahl in die Schatten ehrwürdiger Leidens*
zeit. Eindringlicher noch als im August des Gedenkjahres
1913 töne drum heute die Mahnung: ‚Da die Mehrheit des
deutschenVolkes einen Krieg gegen Frankreicht nicht wünscht
und auch die Minderheit ihn (der an sich keinen von dem
nöthigen Kraftaufwand entschädigenden Ertrag verheißt) nur
als das unvermeidbare Mittel gegen unerträglichen Drang,
hinnähme, sollte Jeder, der öffentlich spricht, Jeder, der öffent*
lichem Urtheil Raum gewährt, sich sorgsamer als bisher vor

ungerechtem, das Selbstachtungbedürfniß der Franzosen ver*
letzendem Meinensausdruck hüten. Auch das Gezeter gegen
die römischem Muster nachgebildete Fremdenlegion sich in
minder hartza'ckige Form sänftigen. Ist diese Legion deutschen
Jünglingen eine Gefahr, so wird Frankreich höflich festem An»
trag den Wandel des Rekrutirungsystems nicht weigern. Das
Geschimpf schadet nur. Rath kluge Selbstsucht nicht beiden
Völkern.das Vergangene endlich nun vergangen sein zu lassen?'
Frankreichs Wahl hat die Frage schüchtern bejaht; die
Nothwendigkeit der Weltmachtwahrung wird sie laut be«
jähen. Wenn nicht ein neuer incident franco«allemand dem
Muth zu klarer Antwort das Genick bricht. Die Fremden»
legion kann nicht der Pivot unseres Verhältnisses zu der Fran«
zösischen Republik sein, deren Häupter, wie Eingeweihte
wissen, den Offizieren des Kolonialcorps schon im Herbst
die Pflicht zu würdiger und gerechter Behandlung deutscher
Mannschaft streng eingeschärft haben. Und den Brauch, un»
erweisliches Gerücht auf Flügeln durchs Land zu schicken,
dürfen wir, ohne Ansehensverlust, Anderen überlassen. Alle
Wetterzeichen drängen zu verhängnißvoller Entscheidung.
Krieg oder Friede? Frankreich hat gesprochen. Wir würden
von der blanken Diele guten Rechtes abgleiten, wenn wir
den Spruch hochmüthig überhörten.
Eine Probe. Sechs Monate lang; bis der Reichstag wie*
der an die Haushaltsarbeit geht. Ein Halbjahr lang knappe,
vorurtheillos höfliche Erörterung des in der Republik Ge»
schehenden. Tapfere Soldaten, in denen kein Aederchen
eines Politikers ist, rathen zu noch stärkerer Rüstung. Die
würde den Nachbar in Verzweiflung treiben, den Führern
und Schützlingen des Patriotenbundes endlich wieder in
Macht helfen, den Wunsch nach einer Militärdiktatur ent<
binden. Neue Rüstung Deutschlands zwänge Britanien und
Rußland, die Frankreichs Niederwerfung, mit oder ohne
Bündnißvertrag, nicht müßig dulden dürften, ins Aufgebot
aller erlangbaren Kräfte, militärischer und finanzieller, die
auf allen Seiten, selbst um den Preis schwer erschwinglicher
Opfer, Genossenschaft erkaufen müßten. Auch davor brauch*
ten wir nicht zu zittern, wenn Nothwendigkeit uns in solchen
Engpaß pferchte. Doch wir wünschen ja nicht die Schwäch*

ung noch gar die Vernichtung Frankreichs (wo lebt ein nüch*
tern Wacher, der solchen Wunsch hegt?); wünschen nur, in
dem gewordenen Rechtszustand einträchtig mit ihm zu leben.
Nicht das winzigste Dörfchen, nicht den Raum eines Schaf«
stalles oder Rebenhügelchehs ersehnen wir von ihm; nur den
Verzicht auf eine angewöhnte Grimasse. Die Welt wäre är*
mer, wenn die Flamme des Galliergenius nur dünn noch aus
ihr loderte und Frankreichs Stimme in zaghaftes Flüstern
verblühte. Wem frommt das Mittel, das nur unwillkomme*
nen Zweck fördern könnte? Eine Probe!
Heißet, Germanen, die wilden Männer sechs Monate
lang schweigen. Redner und Schreiber. Vergesset, daß ‚ge*
hetzt' worden ist. (Nur drüben?) Lasset, bis wieder Ne*
belung ist, nicht täglich drucken, daß jeder Deutsche in
Frankreich gehaßt und verfolgt, geschmäht oder geknufft
wird und daß wir den Franzosen, wir edle Barbaren, den«
noch nicht grollen. Unsere Väter haben gesiegt, ihre sind
geschlagen worden; und ihr Land hat Hunderttausenden
guter Deutschen Obdach und Einkunft, Behagen und Wohl*
stand gewährt. Entstellet nicht, was ihre Zeitung meldet;
ändert den Sinn und die Farbe des in Frankreich Gesproche*
nen und Gedruckten niemals auch nur im Allerkleinsten.
Weder Weihrauch noch Schimpf. Kommt Unglimpf übef
den Rhein: bleibet gelassen; ist er der Rede werth, so mag
und muß die Amtsinstanz für seine Ahndung sorgen. Kein
hätschelndes, kein hämisches Wort. Kein Versuch, das Staats*
geschäft der Pariser zu stören. Eine ehrliche Probe. Die letzte.
Die Französische Republik kann dem Deutschen Reich nicht
die schmächtigste Parzelle entreißen und danach sicher sein,
daß sie, allen deutschen Gewalten zum Trotz, das Errungene
sich zu wahren vermag. Deutschland will Frankreichs Macht
nicht mindern, sondern, im ganzen Umfang des Dreifarben*
bezirkes, mit seiner Wehrkraft verbürgen. Hier keine Ab*
sieht auf Gewinn, dort nationalen Dranges Gebieterruf in
höhere, Zukunft verheißende Wirkenspflicht. Zwischen den
Völkern Johannens und Bismarcks nur eines Schmerzes
Schatten. Der weicht, wenn der Wucht sich die Flamme
vermählt. Deshalb: Höhnet den Wahlgang nicht; grunzet
nicht, während Italiens Jugend wider Oesterreich tobt, die

Triple* Entente gleiche der körperlos schillernden Seifen*
blase, der Dreibund dreifach gehärtetem Erz. Zäumet die
Zunge! In diesem Sommer wird Schicksal."
Diese sieben capitula, deren Bejahrtheit der Leser gerochen
hat, standen am sechzehnten Mai 1914 in der „Zukunft".
(War, der sie schrieb, ein Hetzer, wüthender Nationalist,
im Wollen den grimmsten Alldeutschen nah? Daß ichs ge=
wesen sei, wurde gestern, wird heute verkündet. Der Ein«
fall, ich wolle oder könne in Dunkel bergen, leugnen, aus
dem Gedächtniß kratzen , was in Jahrzehnten hier Tausende
lasen, ist fest so kindhaft lustig wie der Versuch des „Be*
weises", daß ich am finsteren Eingang in den Krieg anders
sprach als seit den Tagen, die mir dessen Vorgeschichte bis
in die Spinnenwinkel aufhellten, also in den Troß der Kon»
junkturpolitiker zu reihen sei. Der dümmsten dann jedenfalls.
Vom ersten Kriegsquartal an ein Gestöber von Beschlag*
nahmen, drei Dauerverbote, die Zerstörung des mühsam Ge»
schaffen en und nie, trotz aller Ermunterung, ein Schritt, die
zürnende Militärgewalt zu sänftigen: schlauere Konjunktur*
nutzung scheint mir ersinnbar. Ein Federmilitarist, der anno
1915,als ein der Rachsucht des Oberkommandos Erreichbarer,
insThal friedlicherMenschheitsucher eingekehrt wäre, dürfte
sich bis in den Saum eines Heiligenscheines recken. Glaubens*
Wechsel, der den Buddha, den Christus am Morgen des Le*
bens begnadete, dessen Sturm die Paulus und Luther in Un*
Sterblichkeit hob, den Goethes lächelnder Gleichmuth wie
erwarteten irühling genoß, Bismarcks heißere Brust wie
Firnwein in sich sog, der den Sachsen Wagner von Feuer*
bach zu Schopenhauer, von Rienzi zu Parsifal, den Sachsen
Bebel aus Kleinbürgerliberalismus in Marxens Rothgarde
riß und den kein in Leidenschaft Wachsender entbehren
konnte noch mochte, Wechsel der Vorstellung und des Wil»
lens giebt Grund zu Tadel, wenn er Blindheit oder auch
nur Kurzsicht verräth, und macht Den verächtlich, den ihm
der Spähblick nach Vortheil empfahl. Soll ich den Zette
und Flaut, Malvolio und Cyprian etwa „klären", daß meine
Arbeit nur als nothwendiger Auszug meines Erlebens ir*
gendwelcher Beachtung werth ist und ich mich schämen
müßte, wenn nicht auch mich das Kriegserlebniß in We»

sentlichem gewandelt hätte? Und wer in polares Denken
gewöhnt ist, nach vielfarbiger, vieltöniger Darstellung strebt,
dem Leser nicht mit Hammerswucht eine Meinung, nur eine,
ins Hirn nageln, sondern das Spektrum alles Sehenswer»
then vors Auge bringen, das ganze Orchester des Meinens
hörbar machen will, Der ist jedem Citaterupfer, jedem
Dutzendstaatsanwalt leichte Beute. Er will sich nicht bis
in den Beweis bücken, daß er, was nun ihm zugeschrieben
wird, als ein anderer Empfindensschicht entsproßtes Urtheil
ins Licht gerückt hat. Lieber lacht er, über kalt brennen*
denWunden, coriolanisch der Papagaien.die ihn umschnattern,
und segnet des Daseins und Wirkens freundlich schöne
Gewohnheit, die zu jedem Frühstück aus der Letternschwarz*
küche ihm eine Kröte beschert.) Der Warnruf vom sech»
zehnten Mai 1914 erweist klarer, als gestern Geschriebenes
könnte, daß im Deutschen Reich damals die Pariserstimmung
verkannt, die Gelegenheit zu Tilgung des Fehlers von 1890
versäumt worden ist. Die letzte Gelegenheit. In dem Sommer,
den dieses schwülen Maimonats Glocken einläuteten, ward
Schicksal. Darf hinter Verhängniß Irrthum noch einmal das
Auge blenden? Rückblick lehrt Vorsicht. Deutschland muß
wissen, was ist. Nur in Helle kann es genesen.
„Große Lichter, kleine Funken glitzern nah und glän*
zen fern." Noch aber müssen wir durch Sumpf und wirres
Gebüsch. Jede Woche trägt uns jetzt irgendwoher eine Ant»
wort auf die Frage zu, wer für den Ausbruch der Kriegs»
furie verantwortlich sei. Aus Wien kamen Urkunden, kam
«in langer „Leitfaden": und flink waren in der berliner Mein*
ungwarte Vierzehn Punkte (vor der Wilsonzeit nannte mans
„Richtlinien") fertig, die unserer Presse den Beweis erleich*
tern sollten, daß die deutsche Staatsmannschaft nun von Fehl
und Schuld freizusprechen sei. Die Urkunden („Diploma*
tische Akten zur Vorgeschichte des Krieges 1914. Erster
Theil") verzeichnen nur die Vorgänge und Berichte bis zum
dreiundzwanzigsten Juli; das viel dickere Erläuterungbuch
führt die Darstellung bis in den Tag der deutschen Kriegs«
«rklärungfort. Titel: „Das wiener Kabinet und die Entstehung
des Weltkrieges; mit Ermächtigung des Leiters des Staatsamtes

für Aeußeres auf Grund aktenmäßiger Forschung dargestellt
vonDr.RoderichGooß."AlsHauptmannundLeitereiner„Auf*
klärungstelle" im wiener Kriegsarchiv hat HerrDr.Gooß 1918
im Phoebus* Verlag über den„Antheil der Dynastie an der Ent*
wickelung Oesterreich»Ungarns" eine Schrift veröffentlicht,
die mit den Sätzen schloß: „Italiens Treubruch rächte sich
an dem irrgeführten Lande selbst. Das feindliche Ausland
baute seine Hoffnungen auf den eintretenden Zerfall Oester*
reich*Ungarns. Daß unsere Feinde insgesammt eine ernüch*
ternde Enttäuschung erlebten, Dessen sind wir Alle stolze
Zeugen. Der staatbejahende Gedanke findet bei uns in dem
Eihheitmoment der Dynastie seinen stärksten und klarsten
Ausdruck. Die Nutzanwendung dfeserErkenntniß ist für den
Soldaten in seinem Treuschwur niedergelegt: Schutz und
Schirm der angestammten Dynastie und des Vaterlandes zu
sein. Wer aber erst die feste Basis dieser Einsicht und Ueber*
zeugung gewonnen hat, Der ist berufen und verpflichtet,
die positive Arbeit der Aufklärung zu leisten und an sei*
nem Theil mitzuwirken am Glanz und am Ruhm unseres
erlauchten Herrscherhauses und unserer trotz aller Prüf*
ungen doch gottgesegneten Monarchie." Die feste Basis ist
weggeschwemmt, das erlauchte Herrscherhaus eingestürzt,
die gottgesegnete Monarchie in Republiken zersplittert:
und der seines Treuschwures Ledige versucht, „mit Er*
mächtigung des (sozialdemokratischen) Leiters des Staats«
amtes für Aeußeres", die Schuld der wiener, die Unschuld
der berliner Diplomatie zu erweisen. Gelang der Beweis?
Am fünften Juli berichtetFranz Josephs berliner Botschaf*
ter, der Deutsche Kaiser habe ihm gesagt: „Mit der Aktion ge»
gen Serbien muß nicht zugewartet werden. Rußlands Haltung
werde jedenfalls feindsälig sein; doch sei er hierauf schon
seit Jahren vorbereitet. Sollte es sogar zu einem Krieg zwischen
Oesterreich*Ungarn und Rußland kommen, so könnten wir
überzeugt sein, daß Deutschland in gewohnter Bundestreue
an unserer Seite stehen werde. Rußrand sei übrigens noch
keineswegs zum Krieg bereit und werde es sich gewiß noch
sehr überlegen, an die Waffen zu appelliren. Er begreife sehr
gut, daß es Seiner Kaiserlichen und Königlich Apostoli*
sehen Majestät, bei seiner bekannten Friedensliebe, schwer

fallen würde, in Serbien einzumarschiren; wenn wir aber wirk»
lieh die Nothwendigkeit einer kriegerischen Aktion erkannt
hätten, so würde Kaiser Wilhelm bedauern, wenn wir den
jetzigen.füruns sogünstigenMomentungenütztließen." Aber
der Botschafter Graf Szögyenyi ist ja (wir hörtens schon aus
Versailles) „überaltert", in seinen Depeschen sind Chiffre«
fehler (in jeder Diplomatenkanzlei werden alltäglich solche
Fehler bestöhnt, nirgends ist der Chef der Mission dafür
verantwortlich, kein falscher Chiffresatz hat in Wien Unheil
gestiftet); wer weiß denn, ob die Blankovollmacht für Oester»
reich«Ungarn nicht nur Gespinnst aus Greiseshirn war?
Ein jüngerer Botschafter tritt an die Zeugenschranke. Am
achten Juli schreibt Graf Berchtold an Tisza: „Soeben ver«
läßt mich Tschirschky, der mir mittheilte, ein Telegramm
aus Berlin erhalten zu haben, wonach sein kaiserlicher Herr
ihn beauftragt, hier mit allem Nachdruck zu erklären, daß
man in Berlin eine Aktion der Monarchie gegen Serbien
erwarte und daß es in Deutschland nicht verstanden würde,
wenn wir die gegebene Gelegenheit vorübergehen ließen,
ohne einen Schlag zu führen. Aus den weiteren Aeußer«
ungen des Botschafters konnte ich ersehen, daß man in
Deutschland ein Transigiren unsererseits mit Serbien als
Sjhwächezeichen auslegen würde, was nicht ohne Rück«
Wirkung auf unsere Stellung im Dreibund und auf die künf«
tige Politik Deutschlands bleiben könnte. Vorstehende Aus«
führungen Tschirschkys scheinen mir von solcher Tragweite,
daß sie eventuell auch von Einfluß auf Deine Entschluß«
fassungen sein könnten, daher ich Dir ungesäumt da*
von Mittheilung machen wollte." Das Ziel, der „Aktion1'
ist „die Isolirung und Verkleinerung Serbiens, seine Aus»
Schaltung als politischer Machtfaktor am Balkan" (Franz
Joseph). Graf Tisza sagt in einer Denkschrift an Ungarns
König: „Die allerdings sehr erfreulichen Nachrichten aus
Berlin haben bei allen anderen Theilnehmern der gestrigen
gemeinsamen Ministerkonferenz die Absicht gereift, einen
Krieg mit Serbien zu provoziren." Er will die Abrechnung
aufschieben, die Zwischenzeit zu „Besserung der Kräfte«
Verhältnisse" ausnützen, dem Ultimatum eine rauhe Note
voranschicken. „Um jedoch Verwickelungen mit Italien aus

dem Wege zu gehen, die Sympathie Englands zu sichern
und Rußland überhaupt zu ermöglichen, Zuschauer des
Krieges zu bleiben, müßte von uns die Erklärung abgegeben
werden, daß wir Serbien nicht vernichten, noch weniger an*
nektiren wollen. Nach einem glücklichen Krieg nämlich wäte
meines Erachtens Serbien durch Abtretung seiner eroberten
Gebiete an Bulgarien, Griechenland und Albanien zu ver*
kleinem; für uns wären höchstens gewisse strategisch wich«
tige Grenzregulirungen zu fordern. Freilich hätten wir
Anspruch auf Entschädigung von den Kriegskosten, was
uns die Handhabe bieten würde, Serbien für lange Zeit in
fester Hand zu behalten. Das wäre die Ausgestaltung der
Verhältnisse, auf die im Kriegsfall hinzuarbeiten wäre." Da»
nach erst kommt Berchtolds Bericht über das Gespräch mit
Tschirschky: und im nächsten Ministerrath für gemeinsame
Angelegenheiten „konstatirt der Vorsitzende, daß erfreulicher
Weise in allen Fragen vollständige Einmüthigkeit erzielt wor»
den sei". Neunzehnter Juli. Am zwanzigsten geht das Ulti*
matum nach Belgrad ab. Von dort hat sieben Tage zuvor der
zu Untersuchung hingeschickte Sektionrath Von Wiesner tele»
graphirt: „Mitwissenschaft serbischer Regirung an derLeitung
des Attentates oder dessen Vorbereitung und Beistellung der
Waffen durch nichts erwiesen oder auch nur zu vermuthen.
Es bestehen vielmehr Anhaltspunkte, Dies als ausgeschlossen
anzusehen." Der Serbenstaat ist schuldlos. Dennoch soll er
solirt, verkleinert, als Machtfaktor ausgeschaltet werden, fest
in Oesterreichs Hand bleiben. „Vollständige Einmüthigkeit."
Fast immer auch mit Berlin. Der Staatssekretär des Aus»
wärtigen Amtes „versichert in sehr entschiedener Weise, daß
auch nach seiner Ansicht die in Aussicht gestellte Aktion
ohne Verzug in Angriff genommen werden sollte". Die
Grafen Szögyenyi und Hoyos bekunden, daß „alle in Berlin
maßgebenden Faktoren nicht nur fest und bundestreu hinter
der Monarchie stehen, sondern uns auch noch auf das Nach»
drücklichste ermuntern, den jetzigen Moment nicht ver*
streichen zu lassen, sondern energischst gegen Serbien vor»
zugehen. Man möchte fast sagen, daß sie, und nicht am
Wenigsten Seine Majestät Kaiser Wilhelm selbst, uns ge»
radezu drangen, eine eventuell sogar kriegerische Aktion ge»

gen Serbien zu unternehmen." Wilhelm, der am siebenten
Tag nach der Abreise in Norwegens Fjords noch vor Born«
holm liegt (Herr Dr. Helflerich hatte, wie manches Andere,
als Eingeweihter vorausgesagt, der Kaiser werde in diesem
Sommer nicht weit nordwärts gehen), schreibt von dort an
Franz Joseph: „Durch Deinen bewährten und von mir auf*
richtig geschätzten Botschafter wird Dir meine Versicher»
ung übermittelt worden sein, daß Du auch in den Stunden des
Ernstes mich und mein Reich in vollem Einklang mit unserer
altbewährten Freundschaft und unseren Bündniß pflichten treu
an Eurer Seite finden wirst. Dir Dies an dieser Stelle zu wieder*
holen, ist mir eine freudige Pflicht." Und der bewährte, ge*
schätzte Botschafter meldet am sechzehnten Juli: „Staatssekre»
tär sieht vollkommen ein, daß mit der in Aussicht genommenen
energischen Demarche in Belgrad bis zur Abreise des Präsi*
denten der Französischen Republik aus Petersburg gewartet
werden müsse, bedauert jedoch ganz außerordentlich diese
Verzögerung. Herr von Jagow befürchtet, daß die sympathi*
sehe Zustimmung und das Interesse für diese Demarche auch
in Deutschland durch diese Verzögerung abflauen wird. Herr
von Tschirschky meldet, daß Graf Tisza ihn aufgesucht und
versichert habe, daß er nun alle seine anfänglich bestände«
nen Bedenken aufgegeben habe und mit einer energischen
Aktion ganz einverstanden sei; übrigens habe sich Graf Tisza
in seiner gestrigen im Parlament abgegebenen Erklärung ganz
in diesem Sinn ausgesprochen, was Herrn von Jagow sehr freue.
Mein italienischer Kollege zeigt sich in den letzten Tagen über
die Situation höchst beunruhigt, erblickt aber in denNachrich*
tenüber denUrlaub des k u k Kriegsministers und des General*
Stabschefs ein ihm offenbar sehr erwünscht erscheinendes be*
ruhigendes Symptom." Kriegsminister Krobatin und General*
Stabschef Conrad.die nach offiziöserMeldung,wie ihre berliner
Kollegen Falkenhayn und Moltke, „auf Urlaub weilen", sind
in Wien; haben am siebenten und am neunzehnten Juli dem
Ministerrath für gemeinsame Angelegenheiten beigewohnt.
Krobatin: „Ich bin der Meinung, daß man vorerst nur die
gegen Serbien vorgesehene Mobilisirung durchführen und
mit der allgemeinen Mobilisirung warten sollte, bis erkenn»
bar sei, ob Rußland sich rühre oder nicht. In militärischer

Hinsicht wäre es wünschenswerth, wenn die Mobilisirung
sofort und möglichst heimlich durchgeführt würde und
eine Sommation an Serbien erst nach vollendeter Mobiii«
sirung gerichtet werden könnte. Dies wäre auch wegen der
rassischen Streitkräfte günstig, da die- russischen Grenzcorps
wegen der Ernteurlaube gerade jetzt nicht die volle Stärke
haben." Er fragt, auf Berchtolds Wunsch, den Freiherrn
von Conrad: „ob es möglich wäre, zuerst nur gegen Ser«
bien zu mobilisiren und erst nachträglich, wenn sich die
Nothwendigkeit dazu ergiebt, auch gegen Rußland; und
wo man den Kampf gegen Rußland aufnehmen würde. Der
Chef des Generalstabes giebt auf diese Anfragen geheime
Aufklärungen und ersucht, daß sie nicht in das Protokol
aufgenommen werden. Es entspinnt sich auf Grund dieser
Aufklärungen eine längere Debatte über die Kräfteverhält*
nisse und den wahrscheinlichen Verlauf eines europäischen
Krieges, die sich wegen ihres geheimen Charakters nicht zur
Aufnahme in das Protokol eignet." Siebenter Juli. Zwei*
feit ein Unbefangener, daß der Generalstabschef, dessen
nicht protokolfähige „Aufklärungen" jetzt leicht errathbar
sind, schon von diesem Tag an alles zu heimlicher Vorbe«
reitung beider Feldzüge Nothwendige gethan hat, und lohnts
noch, selbst vor der Offenbarung des am Sechsten im pots«
damerKriegsrathBeschlossenen, den Daten der russischen Mo*
bilmachung durch Dickicht nachzubirschen? Am Neunzehn«
ien giebt Krobatin „Aufschlüsse über die verschiedene Mobi*
lisirungmaßnahmen, die er vorbereitet habe"; auch Conrad, der
zu Eile mahnt, „geheime Auskünfte über die Mobilisirung";
wird Ungarns Sicherung gegen Rumänenvorstoß, der doch
«rst die Folge russischen Eingriffes sein könnte, erörtert und,
„akademisch", sogar „die Frage, was die k. u.k. Regirung zu
unternehmen hätte, wenn Italien eine Expedition nach Valona
entsenden sollte". Die in das Ultimatum aufzunehmenden
„Punkte" sind am Siebenten „besprochen", „aufgestellt", doch
nicht „definitiv beschlossen" worden. Am Neunzehnten wer*
den sie nicht mehr erwähnt. Die Note ist fertig. Geht am
Zwanzigsten, um zwei Tage vordatirt, nach Belgrad. Ist am
Zweiundzwanzigsten, einen Tag vor der Uebergabe, in der
Wilhelmstraße. (Ihr Inhalt ist, im Wesentlichen richtig, schon

am Dreizehnten nerrn von Tirpitz aus dem berliner Marine»
amt nach Tarasp telegraphirt worden.) Noch kann Berlin
bremsen. Kein Widerspruch. Und keine Posaune schallt.
Der alte Szögyenyi soll besonders dadurch unglaub*
würdig geworden sein, daß er, dem diese Julitage schwer
tragbare Last aufbürdeten, in einer Depesche von „Milde*
rung der Note", die damals schon überreicht war, statt von
Milderung ihres Verlangens, sprach und berichtete: „Staats*
sekretär erklärte mir in streng vertraulicher Form sehr ent*
schieden, daß in der nächsten Zeit eventuell Vermittlung*
Vorschläge Englands zur Kenntniß Eurer Excellenz gebracht
würden. Die deutsche Regirung versichere auf das Bün»
digste, daß sie sich in keiner Weise mit den Vorschlägen
identifizire, sogar entschieden gegen deren Berücksichtigung
sei und sie nur, um der englischen Bitte Rechnung zu
tragen, weitergebe. Sie gehe dabei von dem Gesichtspunkte
aus, daß es von der größten Bedeutung sei, daß Eng*
land im jetzigen Moment nicht gemeinsame Sache mit
Rußland und Frankreich mache." Ueberaltert. „Das bisher
hauptsächlichste Beweisdokument der Entente für die ab*
lehnende Haltung der deutschen Regirung gegenüber den
von England ausgehenden Vermittlungverschlägen enthält
schwerwiegende Irrthümer und wird durch die Thatsachen
selbst widerlegt": Lehre der Vierzehn Punkte für die Presse
der Deutschen Republik. „Welches Maß von Zuverläßlich*
keit kommt diesem Theil der Meldung Szögyenyis angesichts
der Thatsache zu, daß die deutsche Regirung einen Vorschlag
Greys in Wien am achtundzwanzigsten Juli thatsächlich zur
Erwägung vorlegen ließ und gleichzeitig erklärte, die Rolle
des Vermittlers nicht ablehnen zu können?" Herr Dr. Rode*
rieh Gooß stellt die Frage. Ihr will ich noch antworten.
Sir E dward hat vor dem „fürchterlichsten Krieg, den
Europa jemals gesehen habe", gewarnt und auf die guten
Folgen gewiesen, die im Völkerverkehr fühlbar werden müß*
ten, wenn anglo*deutscher Gemeinschaft die Wahrung des
Friedens gelänge. Fürst Lichnowsky hat Greys ernsten Worten
den Satz angehängt: „Falls es jetzt doch noch zum Krieg
käme, hätten wir mit den englischen Sympathien und der

«
britischen Unterstützung nicht mehr zu rechnen, da man
in dem Vorgehen Oesterreichs alle Zeichen üblen Willens
erblicken würde." Das schwache Seelchen des Herrn von
Bethmann schwebt zaghaft zwischen Furcht und Hoffnung.
Er läßt dem Grafen Berchtold eine Verbalnote vorlegen,
die Lichnowskys Bericht wiederholt und dann sagt: „Nach*
dem wir bereits einen englischen Konferenzvorschlag abge*
lehnt haben, ist es uns unmöglich, auch diese englische
Anregung a limine abzuweisen." (Entschuldigungversuch.)
Durch eine Ablehnung jeder Vermittlungaktion würden wir
für die Konflagration vor der ganzen Welt verantwortlich
gemacht und als die eigentlichen Treiber zum Krieg hin*
gestellt werden. Das würde auch unsere Stellung im eigenen
Land unmöglich machen, wo wir als die zum Kriege Gezwunge*
nen dastehen müssen." (Dein Auge, Leser, trügt nicht: dastehen
müssen.) „Unsere Situation ist um so schwieriger, als Ser*
bien scheinbar sehr weit nachgegeben hat. Wir können daher
die Rolle des Vermittlers nicht abweisen und müssen den
englischen Vorschlag dem wiener Kabinet zur Erwägung un*
terbreiten, zumal London und Paris fortgesetzt auf Peters*
bürg einwirken." (Zweiter Entschuldigungversuch. Serbiens
tiefe Selbstdemüthigung ist „scheinbar" und die berlinerVer*
mittlung „Rolle". Nicht das armsäligste Wort für Greys Vor*
schlag.) „Erbitte Graf Berchtolds Ansicht über die englische
Anregung, eben so wie überWunschHerrnSasonows.mitWien
direkt zu verhandeln." Graf Berchtold läßt „für die Mittheilung
der Gründe, die zu Weiterleitung der englischen Vorschläge
bestimmten, bestens danken und beifügen, daß er die Motive
für die Haltung des deutschen Kabinets vollauf würdige".
Genug. Roderich hat seine Antwort. Ich aber wollte die
falsche Gleisstellung europäischer Politik zeigen, die fürs
Erste nur international sein kann: und bin im Drang selbst
entgleist. Wozu leugnen, noch jetzt nach der Weiche tasten?
Ein Zipfel des Vorhanges ward gehoben. Ist die berliner
Regirung von Fehl und Schuld frei? Hat Verschwörertücke
Deutschland schmählich überfallen und in Noth gezwungen,
diekeinGebotsittlicherMenschheitkennendurfte? „Schüttelt
denSchlaf ab.Träge.und sammelt Euch zumTag des Gerichtes I"
IM

Die blaue Hyazinthe

Tj er P&rk ist weit. Rasenflächen dehnen sich. Dazwischen laufen
^ zwei 'breite Alleen, die sehr fern zusammenführen. Niemand ist
zui seihen. Da schwebt eine blaßrothe Sonne hinter der anderen Allee
und ich weiß plötzlich: Dort wird Ellen nun kommen. Ich recke
midh, um sie eher zu sehen. Ihre Stimme spricht schon über den
Rasen; und ich glaube, sie spreche zu mir. Aber ich verstehe kein.
Wort. Der Erdboden ist so sandig, daß ich ibis an die Knöchel ver-
sinke. Der Fluß, denke ich. Und da bemerke ich, daß dicht neben
mir der Fluß fließt; sein Wasser ist trag, von graublauer Farbe wie
geschmolzenes Metall. Eine Brücke schneidet einen sanften Bogen
durch' die Luft: Dahinter liegt etwas erhöht eine Stadt, die ich zu
kennen glaube. Ich weiß, ich war dort einmal sehr glücklich.
Wenn ich mich umwendete, würde Ellens Kleid schon durch
das Grün der Stämme schimmern; allein icJi sehe noch nach der Stadt
hinüber, unschlüssig, ob ich dort noch einmal hingehen soll... Da
höre ich: Es ist nicht eine Stimme, die spricht, zwei Stimmen kommen
sehr lebhaft im Gespräch, als stünde ich gar nicht da,. Ich erstaune.
Neben Ellen geht Georg; und sie schreiten, als berührten sie kaum
die Erde, wie in einer Melodie. Ellen hat eine blaue Hyazinthe an
der Brust. Ich will zu ihnen hinüberlaufen, aber ich kann nicht
Jetzt müßten sie mich sehen, es ist unmöglich, daß sie so vorbeigehen
könnten, denn die beiden Alleen mündeten plötzlich sehr nah zusammen..
Ich will rufen; aber meine Stimme versagt. Da strömt der Geruch
deSr blauen Hyazinthe zu mir herüber, so eindringlich, daß es mir
vorkommt, als wäre ich ihnen ganz nah, als verstünde ich Alles, was
in ihnen vorgeht. O dieser süße, seltene Duft! Ich athme ihn ein.
Doch dabei werde ich so zornig, eine unsagbare Wuth steigt in mir
auf. Warum sehen sie mich nicht, wo ich doch nicht zu ihnen kann?
Warum gehen sie da zu Zweien, wo ich Ellen allein erwartete?
Da tsehe ich, wie sie einander umschlingen, Ellens Gesicht zer-
fließt an seinem Gesicht, nur ihre Haare sind noch ungemischt...
Es knirscht in mir, rüttelt an mir, und wie zum Hohn muß ich den
Geruch der Hyazinthe athmen, daß es fast unerträglich ist. Ich mache
eine jähe Geste und erwache taumelnd. Aber da hängt noch dieser
Duft über mir, ich spüre ihn deutlich, streife den Traum von mir,
denke an Ellen, die Einzige. War ich ihr nicht nah, war nicht Alles
nur Wunsch nach ihr? Ich muß lächeln, will mich umwenden mit
einem zärtlichen Gedanken für sie auf den Lippen, da: es ist kein
Traum, ich rieche wirklich die Hyazinthe. Das aufsprühende Licht
an meinem Bett überzeugt mich von der Täuschung, allein ich rieche
den Geruch so stark, daß ich ein Fenster öffnen muß.
Es) war noch früh, als ich Ellen aufsuchte. Ich sah einen feinen
Schatten um ihre Augen und ihr Lächeln zog mich an ihren Mund.

Sie blühte, sie hatte einen. ganz hinnehmenden Reiz, ich vergaß den
Traum, die Nacht," mich selbst. Ich weiß nicht, wie lange wir uns
küßten; doch als draußen ein Geräusch laut wurde, gingen wir in ein
anderes Zimmer hinüber, und während wir, bewegt, versehnt, nieder-
gleiten, strömt mir plötzlich der Geruch dieser Nacht entgegen, daß
ich1 halb erschrocken, erstaunt, den Blick hinüberwende. Da steht die
blaue Hyazinthe, die selbe, die Ellen heut nacht an der Brust hatte.
Ich sehe sie deutlich.
„Du," Ellen schmiegt das Wort an mein Gesicht, „Du?" fragt
sie noch einmal. Aber ich, erschreckend, in Tiefen niederstürzend,
fühle Dies plötzlich nicht mehr, es ist mir, wie wenn Seide schrill
durchrissen wird, wie ein Ball springe ich hin und her zwischen Be-
kanntem und Geahntem, bis ich sinke, sinke. Alles in dieser Sekunde.
Aber ich frage nicht, bleibe stumm, werde mißtrauisch, schlecht.
Küsse sie. Ich weiß, diese Küsse flammen eben so. Wie werde ich es
erfahren, denke ich, wird sie mich belügen, ja, wird sie?
Ihre Nähe thut mir weh. Sollte ich einfach fragen, sprechen . ..
Nein, ich thue, was das Blut jetzt thäte, ich streichle, ich küsse sie.
Wird sie lügen, lügen? (denke ich rasend).
Ich sehe, wie ein Flimmern über ihre Augen gleitet und sich ihre
Oberlippe ein Wenig verzieht. Dann kommt ein Lächeln. Diese
Zärtlichkeit, es ist nicht auszuhalten. Ich flehe im [Stillen, sie möchta
doch von selbst sprechen. Sie möchte die Wahrheit sagen, die mir
unumstößlich ist. Icn weiß, daß sie es nicht thut, rase darüber, liebe
sie, verachte sie, liebe sie... sie schweigt.
„Du ...? Liebster . ..?" . Ihr Gesicht ist hell, sprühend. Ich
richte mich auf, rücke einen Augenblick ab, sehe sie an, will sprechen,
fühle, später ist es noch unmöglicher, und wenn ich schweige, wird
es nie wieder gut sein, sondern immer über mich kriechen, wie jetzt
eben. Ich öffne den Mund, da spüre ich ihre Lippen an meinem
Ohr vorbeigleiten, ganz wenig, ganz sacht, aber mein Blut stockt,
es ergreift mein Herz.
„Sage mir, daß Du mich allein liebst, Ellen ..."
Aber ich hatte ja ganz anders fragen wollen. Sie flüstert mir
zärtliche Dinge zu. Ich höre jedes Wort. Doch dabei sehe ich etwas
unterhalb ihrer Wange nach der blauen Hyazinthe hinüber; sie steht
kerzengerade, ihre Blüthen sind bis oben aufgeblüht und voll sanfter
Gluth. •
„Du hörst wohl gar nicht zu, was träumst Du denn? . . ."
Iah wende den Blick nicht ab. Es ist wahr, sagt die Hyazinthe,
es ist geschehen. Und ich weiß: jetzt werden iwir einander betrügen,
Jeder wird seine Dinge schweigen, während er küßt.
Jena. Gabriele von Lieber.

Die Siedelung
Die Siedelung. Egon Fkischel & Co. in Berlin.
Ist der Mensch im Ursprung gut? Kann er, vom Joch der Geldwirthschaft befreit, gelöst aus Klassenunterschieden, aus Bedrückung und Ungerechtigkeit gehoben, im selbstgewählten Dienst an der Natur ein freier Arbeiter auf eigenem Boden, kann er den Weg finden zu einem neuen Sein? Können Gemeinschaften, in so vereinfachten und lauteren Zuständen geeint, zu Herden der Genesung werden, aus denen Gesundheit in den kranken Körper der Gesellschaft dringt?
Lange habe ich diesen, einer befriedigenden Lösung noch nie zugeführten Fragen nachgegrübelt. Da kam der Krieg. Mit ihm der Zwang eines beherrschenden Gedankens: Das also ist der Mensch
Ein Raubthier. Gefährlicher als die Bestie; die verheimlicht ihre Waffen nicht. Unbeschönigt übt sie ihren Urtrieb. Der Mensch nützt seinen Intellekt (er rühmt sich, durch ihn Gott ähnlich zu seiin), um Gier und Grausamkeit zur Meisterschaft zu züchten, zur Religion.
Der Glaube an die Menschheit hätte in einem Meer von Thränen und von Blut versinken müssen, ohne den Ausblick auf die kleinen Eilande der Wohlthat am Einzelnen, auf denen die Verzweiflung rasten, die .Hoffnung Athem schöpfen konnte. So entstand in mir die „Siedelung". Was bisher als Utopie gegolten hatte, eine ländliche Gemeinschaft, auf dem Grunde von Tolstois Lehren aufgebaut, wandelte sich in meinem Geist zur Wirklichkeit. Aber hinter der Idylle stand dräuend die dunkle Wetterwand des Krieges. Er ist es nicht, an dem die Siedelung siech wird. Sie erschöpft sich in nur menschlichen, in seelischen, in rassefeindlichen, in geschlechtlichen Zusammenstößen. Sie wird zersetzt von den selben Elementen, die dem Krieg den Boden Vorbereiten. Seine Verkündung dient als Scheinwerfer in die Gesinnungen der Siedler. Sie findet in ihnen keinen inneren Widerstand.
Sie sind die Selben, die sie waren, vor ihrem Eintritt in ein Dasein liebender Gemeinsamkeit. Die Siedelung als Augenblickserscheinung, ist getrübt. "Doch unzerstörbar, unvergänglich erhebt sich aus dem Blutdurst die Klarheit der Idee. Ich glaube an die heilige Dreieinigkeit von Geist, Gerechtigkeit und Güte. Ich glaube an die Göttlichkeit des Idealen. Ich glaube an eine Menschheit über allen Völkern.
Ich glaube an die ailein seligmachende Gewalt der Liebe.
Dieses Bekenntniß (mein junger Held legt es auf dem Sterbelager ab) beschließt meinen Roman. Es ist, als habe die Revolution ihn fortzusetzen unternommen. Wird sie sein Problem lösen? Wird sie der Menschheit aus der Tiefe, in die der Krieg sie warf, Stufen bauen, zur Höhe eines freien und gerechten Lebens? Bricht er nun an, der achte Schöpiungtag, der vollendet, was dem siebenten vorbehalten blieb: den Menschen weiter weg vom Thier, näher der Gottähnlichkeit zu führen? Wird der Mensch der Zukunft gut?
Auguste HauseWner.

Ein Traum von Erlösung
|H s war um die Wende des Jahres 1914. Trunken irrtet ich umher,
'von Visionen verfolgt, von geheimnißvollen Schauern durchzuckt,
seit ich dem blutrünstigen Moloch ins Antlitz geschaut hatte. Ich sah
die Priester und Leviten, die Denker und Dichter, die Führer und
Lehrer, die gestern noch den Gott der Liebe und Barmherzigkeit
predigten, von Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit trieften,
heute Raub 'und Mord, Lug und Trug als ein Gott gefälliges Werk
preisen. Ich sah die Geisteshelden. Mit trotzigen Geberden liefen
sie umher und sprachen gewaltiglich. Den Himmel zu stürmen, die
Welt aus den Angeln zu heben, "hatten sie gedroht. Als sie aber von
einer rauhen Faust gepackt wurden, knickten sie zusammen. Schlotternd,
standen die Jammergestalten und schworen wie Zettel, der Weber:
„Wir sind nie Löwen gewesen".
In den Stürmen und Gluthen der Leidenschaft fielen dte Hüllen,
schmolzen die Schlacken; nackt und bloß stand meine Seele da.
Die Geister der Ahnen waren in mir erwacht. Niedergerissen waren
die Dämme der Epochen, Perioden, Geschlechter und Leiber. Un-
auflvaltsam wälzte sich meines Frinnerns Strom hinab in die Tage
der Vorzeit, da ein Gott des Aufruhrs die Seele meines Urahnen
Abraham ergriffen und zerrissen hat. Rast- und ruhelos jage ich durch
die Zeiten und Länder. Ich zerreiße und zersetze Alles, was ich be-
rühre, labe mich an meinen Wunden und hasse meine Freuden. Ich
verabscheue die Menschheit. Ich liebe den Gott meiner Qualen. Weh
Denen, die sich gegen ihn vergangen haben! Pech und Schwefel,
Schwert und Pestilenz flehe ich auf sie herab. Wenn aber mein Flehen
erhört worden ist, das Geschick sich vollzogen hat, zerfließe ich jn
Thränen über der Menschheit Jammer. Unerhörte Welterlösungen er-
träume ich und sehne den Tag herbei, der die Schwerter in Pflug-
scharen wandelt, die Lämmer neben den Wölfen weiden läßt.
Müde, zermürbt verkroch ich mich in eine düstere Höhle, ver-
lor mich in dumpfes Brüten, wollte alles Draußen vergessen. Da
erschien mir die moderne Kultur als eine Lichtgestalt, mit allen
Reizen des Lebens geschmückt. Sie lockte mich in die ferne Welt
und ich gelobte, ihr zu dienen von ganzem Herzen, von rganzer Seete
und keine andere Gottheit neben ihr zu dulden. Mit allen Kräften
suchte ich meine Brüder mitzureißen.. Sie schlugen mich wund, be-
warfen mich mit Koth. Ich aber wurde nicht müde, für die fremde Gott-
heit zu eifern. Da, plötzlich, wurde ich aus dem Taumel gerissen. Der
Gott meiner Väter trat mir entgegen und rief mir zu:'„Zurück! Du
entrinnest mir nimmer! Wenn Du in den Himmel steigst, ich zerre
Dich herab. Und wenn Du in die Hölle sinkest, ich Tiole Dich herauf.
Und wenn Du zur Finsterniß sprächest: Decke mich, so wird auch
die Nacht rnir leuchten müssen. Allmächtig ist mein Arm, unerbitt-
lich meine Rache. Ich habe die Völker gebändigt, ihre Götter er-

schlagen, ihre Tempel verwüstet. Auf der Erde liegen ihre Könige
vor mir und lecken den Staub meiner Füße. Blicke hin nach Ost
und West, Nord und Süd, von einem Ende der Welt zum anderen:
Unter allen Nationen wird mein Name geehrt, meine Macht gefürchtet.
Ich leite ihre Staaten, verwalte ihre Güter. Wie das Wasser über
die Meere, hat mein Geist sich, über alle Völker des ^Erdballes ergossen.
Mögen sie gegen mich murren, an ihren Ketten zerren, nimmer werden
sie sich von mir loszureißen vermögen."
Und er ergriff mich bei der Hand und führte mich auf einen
Berg. Und ich sah die Völkerschaaren unter hochwallenden Fahnen
wandeln. In leuchtenden Farben prangten die Aufschriften: Kultur,
Civilisation, Kunst, Wissenschaft, Ruhm, Ehre. Als ich diese fein-
gekleideten und wohlgepflegten Menschen betrachtete, wie sie Großes
und Herrliches erdachten und erdichteten und die Lebensfreuden in
vollen Zügen schlürften, klatschte ich entzückt in die Hände und
rief: ,,Heil den Völkern, denen dieses Los geworden ist! Heil mir,
daß ich mich ihnen angeschlossen habe!"
Da berührte der Gott meine Augen. Als ich sie öffnete, prallte
ich entsetzt zurück. Ein scheusäliges Gewimmel von lemurenhaften
Gestalten, aufgedunsen und ausgemergelt, verkrüppelt, verwahrlost,
starrend von Schmutz, bot sich dem Blick dar. „Das sind", sprach
der Gott, „die Seelen dieser Menschen. Sie haben sich von mir los-
zusagen und zu ihren alten Göttern zurückzukehren versucht. Re-
naissance nannten sie einst diesen Abfall; moderne Kultur nennen sie
ihn heute. Dafür habe ich ihre Seelen der Höllenpein preisgegeben.
So. lange sie mir dienten, haben sie ihre geistige Speise mit Hunger
verzehrt und gedeihlich verdaut. Was sie auch immer dachten und
wollten und thaten, war ihnen niemals Selbstzweck, sondern nur Mittel
zu einem höheren Zweck, den ich ihnen gesetzt habe. Durch mich
allein sind ihre Gedanken gereinigt, die Leidenschaften geläutert, die
auseinander strebenden Neigungen zu einer Einheit verbunden worden.
Seit sie mich verlassen haben und zu ihren Göttern zurückgekehrt
sind, wurde ihre geistige Verdauung gestört. Rasch durchlaufen sind
die Zusammenhänge innerhalb der einzelnen Denk- und Thätigkeit-
bezirke. Da sie das Gemeinsame nicht sehen, tiberkommt sie, wenn
sie ans Ende gelangt zu sein glauben, ein Ekel vor ihrem Denken
und Forschen und Handeln und sie rufen verzweifelt aus: ,Es möchte
kein Hund so länger leben!' In der rastlosen Hast nach Erwerb und
Genuß haben die Meisten auch weder Zeit noch Muße, sich' um ihre
Seelen zu kümmern. Durch Klatsch, Spiel und andere sinnliche Reize
müssen sie sich betäuben, damit sie ihren stinkenden Seelenathem er-
tragen können. Die tollsten Mittel ersinnen sie, um sich selbst zu
fliehen, sich über ihern elenden Zustand hinwegzusetzen. Sie suchen
die Vernunft zu töten,- weil sie zu Selbstbesinnung mahnt. Sie preisen
den thierischen Trieb als den zuverlässigsten Führer, verlieren sich
in nebelhafte Gedankengefilde und lassen sich von Quacksalbern und

Gauklern leiten. Sie stellen ihr Dichten und Denken der Öffentlich-
keit zur Schau, verzerren die Glieder, machen die tollsten Grimassen,
um die Aufmerksamkeit und den Beifall1 der Menge zu erringen, die
sie im Grunde ihres Herzens verachten. Sie erklimmen steile Berges-
gipfel, durchstreifen Länder und Wüsten, fordern die wilden Thiere
zum Kampf heraus. Sie werfen sich auf müßige Erfindungen, ersinnen
ruchlose Staatsmaximen, reizen ihre Volksgenossen zu Haß und Neid
gegen die Nachbarvölker. Wie die Stierkämpfer in der Arena treten
sie an die Nationen heran und rufen ihnen zu: .Wollt Ihr nicht
unsere Erbfeinde werden?' So taumeln sie von Sensation zu Sensation,
um dem Ekel vor sich selbst zu entgehen."
Nun führte er mich vom Berg in die Ebene herab und sprach:
"„Siehe hier 'die Strafe, die ich über die Leiber dieser Frevler verhängt
habe." Und Jch sah gewaltige Heerschaaren wie Furien durch die
•Lande rasen, brennend urfd mordend und plündernd. Und gellende
Wehrufe drangen in mein Ohr: das Geschrei der zum Schlachten ge-
führten Männer, das Jammern der ihrer Kinder und Gatten beraubten
Frauen, das hilflose Schluchzen der geschändeten Unschuld, das Wim-
_ mern des obdachlos umherirrenden, verhungernden, t rfrierenden Land-
volkes. Von meinem Schauplatz wurde ich in das Gefilde des Schlacht-
getümmels geführt. Und ich sah die Heerschaaren lebendig begraben
liegen. Von Ungeziefer bedeckt waren ihre Leiber, Fäulniß zehrte
an ihren Gliedern. Giftige Rauchwolken verfinsterten den Horizont,
Feuer speiende Drachen und zerfetzte 'Menschenleiber flogen umher,
in dichten Haufen lagen die verwesten Leichname hingestreut, den
Vögeln und Hunden zum Fraß.
,,So werden Alle zu Grunde gehen," schrie der Gott, „die'sich
gegen mich aufgelehnt haben. Kehre zurück, es giabt kein Entrinnen
vor mir!"
Ein unbändiger Trotz bäumte sich in mir auf. Die Leiden der
Jahrtausende waren in mir erwacht. Wie ein aufbrausendes Meer
empörte sich meine Seele gegen den Gott meiner Qualen. „Zer-
schmettere mich," rief ich, „ich kehre nimmermehr zu Dir zurück.
Es ist nicht wahr, daß die Menschen unter Deiner Herrschaft besser
und glücklicher geworden sind. Du hast die.Sinne zu Tod gemartert.
In dumpfe Grüfte hat der Verstand sich vor Dir geflüchtet. Von den
krankhaften Spekulationen des Talmudismus, der Scholastik und Mystik
mußte er sich nähren, um ein kümmerliches Dasein zu fristen. Der Du
ein gerechter Richter bist: wie kannst Du den Völkern zürnen, daß
sie, die schmachtenden Sinne zu beleben, den Verstandeskerker zu
sprengen gesucht haben? Schwer hast Du sie gestraft. Dennoch sind
sie glücklicher als • Dein auserwähltes Volk. Wenn sie dahingerafft
werden, ist ihr Leidenslauf vollendet. Wenn sie lebend heimkehren,
ist ihnen doch ein leibliches Wohl beschieden. Das Volk aber, das
Du mit der Verheißung hinausgesendet hast, daß es zum Segen der
Menschheit werde, siecht in geistiger und leiblicher Noth dahin. Sieh

Dir doch Deine Getreuen an! Wie sie in schmutzigen Höhlen hausen, verfolgt und verachtet, geistig und leiblich verkommen. Sieh die Seelen Deiner Kinder an, die ihre Kerker verlassen und sich in moderne Kultur geflüchtet haben. Ihrem Ursprung flohen sie; und das Fremde vermag in sie doch nicht einzudringen. Soll dieses Geschlecht in alle Ewigkeit zu so unwürdigem Dasein verdammt sein? Welchen Gewinn hätte die Menschheit, wenn Dir je gelänge, über sie das Los Deines Volkes zu werfen? Du hast gezeigt, daß Du zu bändigen und\ zu züchtigen, niederzureißen und zu zerstören vermagst; di; Kraft zum Aufbauen aber ist Dir versagt. Zerschmettere mich: ich kehre nimmer zu Dir zurück!"

Zerstört lag ich da, in Finsterniß versank meine Seele. Zerrissen waren alle Bande, die mich mit der Vergangenheit verknüpft hatten. Ein gähnender Abgrund starrte mich an. Ich sah' die teuflischen Gewalten hohnlachend ihre Fesseln zerreißen, die Höllenpforten sprengen- und hinaufstürmen, um das Licht zu verlöschen, die Ordnung der" Vernunft zu zerstören. ,,Töte meine Seele, o Chaos," rief ich; „denn ich mag in Deiner Welt nicht länger athmen!"

Verschwunden war die drohende Gestalt. Eine sanfte Stimme drang in mein Ohr und flößte mir Muth und "Hoffnung ein. Licht erstrahlte meiner Seele, Freude zog ein in mein Herz und ich rief: „Wer Du auch seist, namenloses Wesen: habe Erbarmen mit mir! Siehe, seit Jahrtausenden irre ich1 umher, von Dämonen geäfft und genarrt. Wenn Da einer von ihnen bist, lasse ab von mir; meine Kraft ist gebrochen, mein Wille gelähmt. Ich kann die Irrfahrt nicht länger fortsetzen. Erbarme Dich meiner!"

Immer näher kam die Stimme. Wie eine zärtliche Mutter liebkoste sie mich und flüsterte mir zu: „Ich bin der Gott, der Abraham, Isaak und Jakob mit dem Namen ‚El Schaddai' erschienen ist, mit seinem wahren Namen aber sich ihnen nicht offenbart hat. Ich bin der Gott, den Moses .hinternach' sah, dessen Antlitz aber ihm nicht zu schauen vergönnt war, der ihn, als er in ihn drang, ihm sein Wesen zu offenbaren, auf eine ferne Zukunft verwies: ‚Ich werde sein, der ich sein werde'. Ich bin- der Gott, der die Propheten Jesaia und Ezechiel mit gauklerischen Gestalten geäfft hat, als sie ihn in einem Palaste thronen und in einem Prachtwagen dahinfahren sahen. Ich bin der Gott, dem das talmudische Judenthum sich durch eine spitzfindige Denkart und kleinliche Satzungen vergebens zu nähern gesucht hat. Ich bin der Gott, den das Christenthum in der beschränkten Nächstenliebe und in der eigennützigen Glückseligkeit zu finden wähnte. Ich bin der Gott, der sich zum ersten Mal mit seinem wahren Wesen dem Baruch Spinoza als die allumfassende Substanz offenbart hat, von der alle Strebungen und Leidenschaften als Modi ausstrahlen. Selbst- und zwecklose Erkenntniß ist mein Name. Vertraue mir: und ich werde Dich heilen; folge mir: und ich werde Dich erlösen. Es giebt' keinen Erlöser außer mir. Ich bin der Weg,

ich bin das Ziel. Vor Aller Anfang war ich, bevor die Ereignisse
geboren, die Thaten geschaffen wurden. Alles kommt von mir und
kehrt zu mir zurück. Ich habe die Menschheit aus der'dumpfen Nie-
derung gerissen, von der Zelte, dem Molch zu mir hinaufgezogen.
Aber sie ist immer wieder hinabgesunken, weil sie mein Wesen nicht
erfaßt hat. Siehe, einem muthwilligen Schmetterlinge gleich, flattert
der Gedanke in dem Bereich der Möglichkeit. Du glaubst, ihn er-
hascht zu haben, und immer wieder entschlüpft er Deinen Händen.
Zweierlei mußt Du thun, wenn Du ihn in das Reich, der Wirksamkeit
bannen willst: Du mußt seinen Wesenskern erfassen und ihm eine
anschauliche Gestalt verleihen. Ich habe Dir das Gesetz der Ge-
dankenbannung offenbart. Allen Menschheitführern hat es vorgeschwebt.
Alle haben in den Riten, Dogmen, Symbolen, Gleichnissen und Lo-
sungworten danach gehascht. Aber sie konnten es nicht zur Wirk-
samkeit bringen, so lange sie das Höchste nicht gesehen haben: den
Begriff des Begreifens, das Erkennen des Erkennens."
Als ich diese Worte vernahm, tauchte vor mir eine wagerechte
Linie!-von ungeheurer Länge auf. lieber beiden Enden liefen zwei
Strahlen aus, wie die Schenkel eines unendlich großen Dreieckes
einander zuneigen. In einer kaum noch sichtbaren Ferne schien sich
ihre Spitze in einem Nebelmeer zu verlieren. Schriftzeichen blitzten
über beiden Strahlen auf. „Achte die eigene Rasse" las ich über
dem einen Strahl, ,,Verachte die fremde Rasse" über dem anderen.
Ueber der Mitte der Grundlinie huschte eine schattenhafte Erscheinung,
in der ich die Gestalt eines Negers zu erkennen glaubte. Sie zog
mich an und stieß mich ab, je nachdem sie sich 'dem einen oder dem
anderen Strahl zuwendete.
Plötzlich füllte sich der ganze Raum zwischen den Strahlen mit
schattenhaften Gestalten, die Vertreter aller Rassen darstellten. Auf
Stufen standen sie über einander. Die eine Stufe trug die Aufschrift:
„Wirkung", die andere: „Ursache". Je höher die Stufe, desio ge-
ringer die Zahl der Gestalten und desto ähnlicher wurden sie. ein-
ander. Auf der letzten Stufe stand nur noch eine Gestalt. Darüber
leuchtete die Aufschrift: „Noah, der Vater aller Rassen".
Während ich so, durch die Betrachtung der menschlichen Ent-
wicklungsgeschichte, die Vertreter der fremden Rassen als meine
Brüder kennen und achten lernte, verwandelten sich die Erscheinungen
und ich glaubte, in ihnen nun fast menschenähnliche Thiergestalten
zu erblicken. Die Aufschriften verschwanden und neue blitzten auf.
„Achte den Menschen!" „Verachte das Thier!" Auf der höchsten
Stufe stand, eine Gestalt von verschwommenen Umrissen. Darüber
leuchtete die Aufschrift: „Die Urzelle, die Mutter der Menschen und
Thiere". So verwandelten sich die Erscheinungen in die Gestalten
aller sieht- und denkbaren Gattungen und Arten. Alle flößten mir
Achtung und Verachtung ein, je nachdem ich sie von der einen oder
der anderen Seite betrachtete. Sobald mein Blick aber auf die Stufen

zwischen beiden Strahlen gelangte, wich das schwankende Gefühl einer immer mehr sich steigernden Sicherheit. Je höher ich "kam, desto mehr wuchs meine Achtung vor allen begrifflich wahrnehmbaren Dingen. Zuletzt glaubte ich in allen Gestalten, die das Dreieck füllten, mein eigenes Ich zu erkennen. ,,Achte das Denken!": so blitzte es über dem einen Strahl auf; „Verachte die Ausdehnung": so über dem anderen. Auf ihrer höchsten Verbindungstufe aber las ich „Substanz, die Erzeugerin des Alls".

Und die Stimme sprach: „Siehe, ich habe Dir den Begriff des Begreifens, das Erkennen des Erkennens offenbart. Alles ist Eins und Alles ist Zwei. Augen, Ohren, Arme, Beine, Alles in Dir und um Dich, tritt als Zweiheit in die Erscheinung und vereinigt sich doch in einem Punkt. Deine beiden Körperhälften vereinigen sich in Deinem Ichbewußtsein. Vater und Mutter vereinigen sich in dem Kinde. Kein geistiges und kein körperliches Wesen wirst Du anders zu fassen vermögen als durch zwei Greifer, die nach unten als Gegensätze auseinanderlaufen, oben aber sich in einem Punkt verbinden. Sein und Werden gipfeln in der Bewegung, Tag und Nacht in der Zeit, Endlichkeit und Unendlichkeit im Raum, Sterblichkeit und Unsterblichkeit in der Erscheinung, Freiheit und Beschränkung in dem sittlichen Gesetz, Eigennutz und Gemeinwohl in der Gesellschaft, Gedanke und That im Werk. In unzähligen Formen haben die Philosophen und Theologen den Gedanken des monistischen Dualismus zu fassen gesucht. Weil sie ihn aber nicht gesehen haben, ist er an ihnen wirkunglos vorübergegangen. Während sie das zwiespältige Sein, das Gute und das Böse durch den bloßen Glauben oder durch eine willkürliche Annahme in einem höchsten Prinzip vereinigten, sahen sie in Wirklichkeit die Gegensätze parallel oder kreuz und quer laufen. Deshalb schwankten sie, trotz ihren Dogmen und Lehren, von der Einheit zur Mannichfaltigkeit, von einem Gegensatz zum anderen. Ich aber treibe Dich kraft der Anschauung auf den Stufen der Ursächlichkeit hinauf zu mir, damit Du das ganze All achten und lieben lernst. Ich ziehe Dich hinauf durch die Thierheit und die Pflanze zum Organischen, durch das Organische und Anorganische zur sichtbaren Materie, durch die sichtbare und unsichtbare Materie zur Ausdehnung, durch die Empfindung und die Vorstellung zum Denken, durch das Denken und die Ausdehnung zur Substanz. Aber auch hier darfst Du nicht stehen bleiben. Immer weiter mußt Du schreiten: durch die Substanz und die Modi, den Schöpfer und die Kreatur, das Centrum und die Peripherie zu immer höheren Ursachen hinauf. So näherst Du Dich mir immer mehr, ohne mich je ganz erreichen zu können. Denn Stillstand ist Tod. Damit Du auf dieser rastlosen Wanderung nimmer ermüdest und verzagest, gebe ich Dir drei Genien mit auf den Weg: Forschung, Liebe und Hoffnung. Siehe, ich' habe Dir meine Religion offenbart. Die unendlich große Kugel, von deren Centrum aus unendlich viele Strahlenpaare als Gegensätze ausgehen,

ist ihr Sinnbild; Forschung, Liebe und Hoffnung ist ihr Kultus. Und
nun ziehe hinaus und verkünde mich aller Welt." ,
Groß war der Drang, dem Geheiß der Stimme zu gehorchen'.
Dennoch verzweifelte ich an dem Beginnen. ,,Wie soll ich zu den
Menschen sprechen, wenn sie von Leidenschaften entbrannt, von einem
Wahn ergriffen sind? Wie sie die Zähne fletschen, nach Menschenblut
lechzen! Schlimmer als die .reißenden Thiere sind sie. Unersättlich
ist ihre Mordgier, unstillbar ihre Wuth. Weh, wenn sie als Sieger
heimkehren. Erdröhnen wird der Erdball von ihrem Triumphgeheul.
Weh, wenn sie als Besiegte daliegen und auf die Tilgung ihrer Sehmach
lauern werden. Wie sollen diese Menschen die Stimme der Vernunft
hören? Und wenn mir je gelänge, ihr Ohr zu gewinnen, und ich mit
Engelszungen zu ihnen redete und hätte das Gewissen nicht, die
Toten auferstehen, die Blinden sehen und die Lahmen gehen zu
lassen und derlei Wunderdinge mehr ihnen vorzugaukeln, wahrlich,
verhöhnen und steinigen würden sie mich als einen Narren und Be-
trüger, der gegen ihre Heiligthümer gefrevelt hat. Wie soll ich an
die Möglichkeit eines menschlichen Fortschrittes glauben?"
„Dennoch sind sie fortgeschritten und werden immer weiter
fortschreiten müssen," erwiderte die Stimme. „Blicke doch in die
Weltgeschichte und. siehe, ob Du nicht Geister findest, die Dir Ehr-
furcht einflößen. Mögen sie gering an Zahl und nicht ohne Fehl
sein. Dennoch hätte die Menschheit im thierischen Zustand in aller
Ewigkeit solche Geister nicht hervorzubringen vermocht, wenn ich
ihr nicht meinen Odem eingehaucht, sie unablässig zu mir hinauf-
gezogen hätte. Aber stets wird es Voranziehende und Nachziehende,
Priester und Gemeine geben. Solche, die auf der Höhe stehen, das
Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige schauen, und Solche, die
in der Gegenwart leben und weben. Darum sage ich Dir: schelte nicht
..die Heerde, wenn sie in die Irre gegangen ist. Geißle die Hirten,
daß sie ihre Schutzbefohlenen verführt haben. Gehe hin zu den
Führern der Menschheit und rufe ihnen zu: So spricht meine Gott-
heit, die selbst- und zwecklose Erkenntniß: So wahr ich bini und war
und in aller Ewigkeit sein werde! Heften will ich mich an Euer Ge-
wissen und nagen will1 ich daran, daß Ihr vor Scham und Reue ver-
geht. Nicht eher will ich von Euch lassen, bis Ihr mich erkannt
habt und meine Gebote befolgt. Was sucht Ihr Andere zu erziehen,
wenn Ihr selbst der Erziehung ermangelt? Wie wollt Ihr Führer
sein, wenn Ihr selbst, mit Blindheit geschlagen, Eures Weges und
Zieles unkundig seid? Liebe und Achtung und Mitbestimmung und
Selbstbetätigung heischt der Zögling, wenn das Erziehungwerk ge-
deihen soll. Ihr aber habt eine Mauer um Euch errichtet und darüber
geschrieben: ,Ich hasse das gemeine Volk und halte mich von ihm
fern!' Und wenn Ihr zum Volk herabgestiegen seid, umgabt Ihr Euch
mit einer undurchdringlichen Wolke von Hochmuth und Dünkel. Ihr
brüstetet Euch mit Erleuchtung und Wissenschaftlichkeit und merktet

nicht, daß Euer Geist in der vornehmen Absonderung dumpf und moderig geworden ist, daß Eure Weisheit ein nichtiger Tropfen im Meer der Menschheiterfahrung ist. - Was wußtet Ihr von den Nöthen und Wünschen der Menschheit, was kanntet Ihr von den Erfahrungen aller Zeiten und Völker, daß Ihr Euch anmaßen durftet, dem Volk, unbefragt, Gesetze vorzuschreiben, ihm einzureden, daß es der Fähigkeit beraubt sei, über seine eigenen Angelegenheiten mitzurathen ünd mitzuarbeiten? Wie wolltet Ihr ans Ziel gelangen, wenn Ihr den Weg zu ihm nicht gekannt habt? Wohl wird keinem Menschengeist je gelingen, die letzten Stufen zu meinem Palast zu betreten, das Nebelmeer, das sich um mein Centrum lagert, zu durchdringen. Wenn aber die untheilbare Zahl nicht restlos aufgehen kann, so vermag man doch durch eine fortwährende Theilung zu einem' unendlich kleinen Rest zu gelangen. Ihr aber habt das Klare mit dem Dunkeln, das Offenbare mit dem Verborgenen vermengt und verunreinigt. Denn unrein ist Alles, was nicht zusammengehört. Ihr habt eingesehen, daß Ihr, auf Euch selbst gestellt, rettunglos Eurem Geschick preisgegeben seid; es führt Euch ohne Euren. Willen ins Dasein, schleift Euch durch niedriges Leben und löst Euch sammt Euren Wünschen, Hoffnungen, Ruhmesthaten in Staub auf. Aus dem verriegelten Käfig habt Ihr Euch zu einem Gott zu flüchten gesucht, dem Ihr Euch verschenken wolltet, damit Ihr erlöst würdet. Doch Ihr seid,' von der Glau bensblind heit und der Wissenschaftwillkür verführt, nicht zum höchsten Gott, nur zu kleinlichen, launischen Göttern gelangt, die neidisch und rachsüchtig gegen einander sind und Jeden zerreißen, der sich einem von ihnen ergiebt. Ihr verfielet auf 'die Selbstzerfleischung, rastet gegen Euer eigenes Blut, legtet Euch mit verhaltenem Athem hin und wartetet auf die Auflösung des Seins, auf ein Nirwana. Ihr ergabt Euch einem sinnlosen Taumel1, verschriebt Euch irgendeinem wahnwitzigen Teufel, einem geisteskranken Wicht, einem maßlosen Uebermenschen. Wie die Kinder habt Ihr nach Allem geschlagen, woran Ihr Euch gestoßen hattet. Wen habt Ihr nicht für Euer Leid verantwortlich gemacht? Den Baum der Erkenntniß, die verführerische Schlange, das Weib, die Sinnenwelt, die Materie, eine jeweilige Wirthschaftordnung. Ihr drehtet Euch im Kreis, bis Ihr vom Schwindel ergriffen wurdet und klagtet dann die Dinge des Schwindels an. Ihr erwartetet von einem ordnenden Geist, einem Gott, einem kommenden Menschen, einem glücklichen Zufall, daß er die einzelnen Bestrebungen vereinen und zum Wohl der Gesammtheit gestalten werde, und arbeitetet diesem Geist mit aller Gewalt entgegen. Ihr zerrtet den gesellschaftlichen Organismus planlos hin und her, risset seine Glieder auseinander und wundertet Euch dann, wenn er zuckend dalag und verblutete. Ihr triebet dem Chaos zu und wolltet zur Ordnung gelangen. Ihr versperrtet Euch selbst den Weg und wolltet vorwärts schreiten. ■ Ihr ersännet Weltverbesserungpläne und kanntet werder die erforderlichen Mittel noch die Hindernisse, die ihrer Ausführung

entgegenstanden. Wenn Ihr Gesietze und Einrichtung schuf-et, ginget
Ihr achtlos an den Warnungen vorüber, die die Geschichte auf ihre
Tafeln ■ geschrieben hat, und wiederholtet die selben Fehler immer
aufs Neue. Brav und satt und zufrieden wolltet Ihr die Menschen
machen und sähet nicht, daß sie kaum einen einzigen -Tag in diesem
trägen Zustande zu bleiben vermöchten. Kultur, (Zivilisation, Kunst
und Wissenschaft, Ruhm und Ehre habt Ihr auf Eure Fahnen ge-
schrieben, jagtet mit ihnen keuchend . hinter der Glückseligkeit her
und sähet nicht, dali Ihr mit Euren niedrigen Göttern dem Verderben
preisgegeben seid. Das Gute zu lieben und das Schlechte zu hassen,
habt Ihr gelehrt. Ich aber sage Euch: Liebet das Gute'wie das Schlechte,
das Thierische wie das Göttliche; Alles kommt von mir und kehrt
zu mir zurück. Ich bin der Quell, ich bin die Läuterung. Zu Haß
und Neid, Raub und Mord hat Eure 'Kampflust geführt. Bringet sie
zu mir hinauf und ich werde sie zu einer Bezwingerin der Naturge-
walten machen, zu einem edlen Wettstreit d_T Geister läutern. Blind
wie Eure Liebe war Eure Hoffnung. Von einer wunderbaren Fügung,
einem übernatürlichen Eingriff in die Weltordnung, von dem Zusam-
menbruch irgendeines Wirthschaftgebäudes habt thr die Erlösung er-
wartet und lebtet plan- und thatlos dahin, bis der Sturm über Eueii
gekommen Ist und Euch geknickt hat. Darum sage ich Euch: Heften
will ich mich an Euer Gewissen und nagen will ich daran, daß Ihr
vor Scham und Reue vergeht. Nicht eher will ich von Luch lassen,
als bis Ihr mich erkannt habt und meine Gebote befolgt.
Ein Vorbild will ich Dir zeigen, auf daß Du meine Worte
tief in Dein Herz einprägest. Ein Volk hat Moses- sich geschaffen,
ein Land hat er sich erobert, damit seine Lehren einen Körper er-
hielten. Er hat das Bundesmal in ihren Leib eingeschnitten, Schau-
fäden hat er an ihre Kleider geheftet, Riemen hat er um ihren Arm
gewickelt, Denkzettel hat er auf ihre Stirn gesetzt, angeschlagen hat
er ihre Lehren an die Pfosten ihrer Häuser, damit sie Tag und Nacht,
wenn sie sich niederlegten und aufstanden, wenn sie auf dem Wege
gingen und ausruhten, an sie denken sollten. In ihre Speisekammern
und Schlafgemächer ist er mit seinen Gesetzen eingedrungen, alle
Fasern ihrer Seele und ihres Körpers hat er in "den Dienst seines
Gottes gestellt. So hat er den Gedanken und die That fzu einem Werk
vereinigt, das Jahrtausende überlebt hat. Gehe hin und thue das
Gleiche. Führe die Menschheit auf dem selben Weg, aber weiter
hinaus, über das knechtende Gesetz, die Glaubensblindheit, die Wissen-
schaftwillkür zur freien und gebundenen Forschung, über die klein-
liche Nächstenliebe zur schrankenlosen Hingabe an die Harmonie des
Alls, über die thatenlose Hoffnung auf eine wunderbare Fügung zur
thatkräftigeri Mitwirkung an der Ausgestaltung der Zukunft.
Ein Synedrion schaffe Dir, einen Kreis auserlesener Männer, in
deren Flerzen die Liebe nicht nur für das Menschengeschlecht und
nicht nur für das Reich des Guten, sondern für Alles, 'was je gedacht,

gewollt und hervorgebracht wurde, unauslöschlich brennt; deren Seder nicht in der Verzweiflung an dem menschlichen Fortschritt erstarrt, aus Mangel an Pflege verkümmert, ins Reich der Verwesung eingegangen sind; die von der lebendigen Kraft beschwingt sind, das Höchste zu erstreben, das Unmögliche zu erhoffen: ihnen fege meine Lehre in den Mund, auf daß sie sie in die That umsetzen. Lasse sie allen Fragen, die die Menschheit angehen, nachspüren und die Antworten besinnen. Lasse sie aus allen Völkern die zahllosen Geister, die nach einer gemeinnützigen Bethätigung lechzen, um sich sammeln und mit ihnen den Erfahrungen, die je darüber gemacht wurden, nachspüren, auf daß sie begründete Rathschlüsse fassen können. Ein Heer von Aposteln bilde Dir und sende es in alle Volksschichten, auf daß es sie durch Wort und Schrift zum Nachdenken über ihre Lebensfragen anrege, zu Mitwirkung aft Gesetz und Einrichtung ermahne, über Deine Rathschlüsse abstimmen lasse. Nach der Mehrheit sollst Du Dich ■ richten. Bringe ihre Stimme vor die gesetzgebenden Gewalten, auf daß sie ihr geltende Macht verleihen. So wirst Du Dreierlei vollbringen. Du wirst Gesetze und Einrichtungen schaffen, die in der Autorität und der Majorität begründet sind. Du wirst die Volksmassen aus der Nichtigkeit des Alltags, den kleinlichen Sorgen und Zwisten zu höheren Aufgaben emporziehen. Durch die gemeinsame Arbeit und das gemeinsame Ziel wirst Du ein unauflösbares Band um alle Nationen des Erdballs schlingen. Alle Gegensätze wirst Du versöhnen, alle Hindernisse aus dem Weg räumen, wenn Du mit klar bewußtem Willen durch den Gedanken und die That, die Liebe und den Haß, die Hoffnung und die Verzweiflung zu mir hinaufschreitest. Ich bin der Weg, ich bin das Ziel. Aufgestanden sind die Völker, die Götter gegen einander. Ein lodernder Haß umhüllt die Welt. Nimmer wird es gelingen, Feuer durch Feuer zu löschen. Führe die Unversöhnten, die einander Feindsäligen zu mir hinauf: und ich werde sie läutern und versöhnen. Es giebt keinen Erlöser außer mir."

Charlottenburg. Dr. Jakob F r o m e r.

Freiheit?

1 Jer freie Geist ist frei, ob auf dem Throne
Zar, König, Herzog, Kaiser, Sultan sitzt —
Den Lumpen nennt er Lump, die Drohne Drohne,
Auch wenn Despotenzorn ihn niederblitzt.
Unfreien Volkes Geist macht sich nicht frei,
• Ob Throne stürzen, tausend Fesseln fallen —
Der Freiheit Himmel lastet schwer wie Blei,
Die Sonne sticht,
Die alten Hymnen schallen

Weimar. Georg Davidsohn.

Herausgeber unc* verantwortlicher Redakteur: Maximilian Haiden in Berlin. — Veiiag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß ß. Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Rennen zu
Hamburg-Großborstel: 5» Okt.
Hamburg-Horn: 7. Okt.
Berlin-Grunewald: 5* Okt.
(Rennen des Union-Klub)
Trabrennen zu
München-Daglfing: 5. Okt.
Annahme von Vo twelten für Berlin bei persönlich erteilten
Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmässig angesetzten
Rennen. Für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis
6*/* UEr abends:
Schadowstrasse 8, parterre
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9
Eingang Innsbrucker Str. 58
Oranienburger Strasse 48/49
(an der Friedrichstrasse),
Friedrichstrasse 83
Schiffbauerdamm 19
(Kommission für Trabrennen)
Potsdamer Strasse 23 a
Neukölln, Bergstr. 43
* nnd an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim
Leipziger Strasse 133 'Königstrasse 31/33
Nollendorfplatz 7 Unter den Linden 14
Planufer 34 Moritzplatz
Tauentzienstrasse 12 a Rosenthaler Strasse
Rathenower Strasse 3
Für briefliche und telegraphische Aufträge
Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmässig
angesetzten Rennens
nur Schadowslr. 8.
An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr
abends angenommen.

Rennen zu
Berlin - Grunewald
(Rennen des Union-Klub)
12. Tag.
Sonntag, den 5. Oktober, nachm. 1 Uhr
8 Rennen im Werte von MK. 174000.—
u. a.
Oppenheim = Rennen
40000 M.
VerKehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrandbahn
bis Bahnhof ReichsKanzlerplatz, Straßenbahnen D and
V bis Bahnhof Heerstraße etc.
(gj-31—»-o>—«ioi—«n>—»o>—«an«:oi—«o»—iex>—ic<»—ios«—(es;
g>ic ffiinjl i)cg 6t&rcifteng
(Sine profofdjute in 12 ünterridjtdbriefen eon Dr. Grober <Sf)ri(Tianfen
preis* 253J?. Sfu^füfjrtidjcr2Serid)tüber2Befenunb2ßegebiefcr©d)uk40pf.
v Oer berliner ynit>crfifä'(^bo?ent Dr. HurCBorJ fdjreibt barfiber
^ In ber 2Beimarer <?tf>riftitetlerjeitung (10 3<muar 1919): •
4 „Z)en Berfiia)
^ einer ffinftlerifcften @prad)ffilfJ>ule
in ber 5-rm eine*iefirgange:Bon 12Srleff/eften
muß idj ate gelungen bejeidjnen. 'Das £anbtt>erf be* 3d)r ff«
(tedert Wirb riier mit erflaunl <f) jielfidjerer päbagogit, cfirlidjer 25e«
geifterung unb poflfommener Sacbfennfnle: Mi in letjte etilfeinfieiten erläutert unb
praftifd) gelehrt. Gebern Berbenben £iterat;n unb iOldjfer unb mann) einem, ber fid) frbsn
für ,gen>orben' Ija'It, fei autfbauernbe, faffra'flige 3nbefitjnnf)me betf iefirgang* bringenb
anempfohlen. Sin Pergelfligter,poeiifcf) befa)n>ingfer,3toeefbe»ufHer(5fitbebeuteffa"g»
ti(t)e @cf)öpferfreube unb lebenslänglichen (beeilen unb liingenben Vorteil.
iOie aen>a't):te gebirgene <Spra<f)form bei* JBerfetf muf an fiu)
frbon cüi beffer /tebrmelffer gelten, tele aud) ber p»r»
jüg idje iOrucf unb baeifünftterifcf) (iare
<?afjbilb reinen (Senup
bietet."
Selfen^erfag / $udjenba<fc23aben
Hi3>—4/9»—m<3l—«.Ol—«<J
uajenDaaj^aoen i
•—!£>.•—!€•—-«>••—«et»—Ida—f« 3

Antworten
Üben so irrig wie der Glaube, das Wort „Terpsichores",
'ein Genetiv, bezeichne einen Feiertag der Judenheit, war
die Vermuthung, Valuia sei der Name einer Filmerin oder
eines anderen Schaubrettermädels. Bis gestern nannte Keine
sich so. Dennoch ist möglich, daß Sie das Wort in Verbin»-
dung mit dem Kinohimmel sahen. Muß eine Stummspielerin,
die im vorigen Jahr eine Viertelmillion einstrich, einen Vertrag
abschließen, der ihr nur noch dieJahreseinkunfteinesRepublik»
Präsidenten verbürgt, so kann in ihrem Concern und draußen
gesagt werden, ihre Valuta sei gesunken; was dann hieße:
Unsere Lais, Hella, Mimi zieht nicht mehr so stark wie zuvor.
Denn das Wohllautwort, aus dem Sprachschatz des Landes,
wo die Citronen blühen, bezeichnet nicht nur den Werth
einer Forderung, die durch Staatsgesetz bestimmte Währung
und das Zahlmittel, sondern auch das Verhältniß des Nenn«
werthes zum Tageskurs. Schlichter gesagt: die aus Vertrauen
oder Mißtrauen kommende Schätzung eines Dinges. Die
kann hoch über, kann tief unter dem Nennwerth des Dinges
liegen. Rembrandts Hundertguldenblatt würde im Kunst«
marktkurs heute gewiß blitzschnell bis an das Tausendfache
gehoben. Und Ihr blauer Lappen, auf dem, neben rothem
oder grünem Stempel, steht, er sei hundert Mark werth,
gilt der internationalen Schätzung nur noch (ungefähr)

zwanzig. Folge feindlicher Niedertracht? Neuer Irrthum. Der Kunsthändler, der Rembrandts Nadelwunder für vier» hunderttausend Mark erwürbe, dürfte sicher sein, spätestens übermorgen es mit Nutzen zu verkaufen. Wer aber den blauen Lappen zu seinem Nennweitli einhandelte, wäre geprellt. Welche Kaufkraft hat denn dieser Zettel in seiner Heimath? Zwei sind nöthig, um ein Paar feiner Stiefel, drei, um ein Damenhemd sammt Höschen, zwölf bis vierzehn, um einen Herrenanzug zu kaufen; für einen sind im Glücksfall acht« zig Eier, sind nicht vier Pfund Butter, sind fünfundfünfzig Pfund Bauerpflaumen zu haben (die im Oktober sonst fünf» zehn Mark kosteten). Und nur in dem engen Bezirk, auf den die Reichsregirung jetzt, viel zu spät (vor acht Mona» ten wurde es hier empfohlen), drei Papiermilliarden schütten will, ist, vielleicht, nahe Preissenkung von irgendwie nützlicher Dauer zu erwarten. Nur da. Bedenken Sie, daß die vom größten Massenverbrauch geforderten Güter die Steigerung noch nicht mitgemacht haben; nicht einmal Kohle und Holz ganz, dieBrotf rucht gar nicht. DemLandwirth, der in derKriegs» zeit beträchtlich verdient hat, aber auch Menschenkraft, Pferde, Vieh, Geräth viel theurer bezahlen muß, mehr als der Städter unter derKohlennoth leidet und meist wieder im Zustande der dampflosen, maschinenlosen Handwirkerzeit lebt, bringt der Körnerbau nichts mehr ein. Er baut, weils besser fleckt, Lu» zerne an, verfüttert, weil der dem Handel freigegebene Ha» fer mit reichlicherem Gewinn zu verkaufen ist, den Roggen und fragt sich, warum er, in einer nur dem Bedürfniß des Industriearbeiters unterthanenWelt, im Gestiebe von tausend lästigen, oft bureaukratisch thörichten „Verordnungen", den Ertrag mühsamer Arbeit unter dem Weltmarktpreis hingeben solle. Da ballt sich eine Gefahr, die der Herr Landrath neuen Stils, Sekretär oder Lagerverwalter aus der Stadt, noch nicht riecht, die aber von den bürgermeisterlichsten Reden nicht abgeleitet wird. Nüchtern Sachverständige prophezeien, von den Urstoffen, von Land» und Bergbau werde bald eine steile Preissteigerung ausgehen, der flink danndie Löhne und danach alle Waarenpreise folgen müssen. Im September schrieb ein Großhändler: „Wir bekommen Preise wie Budapest in seiner

schlimmsten Zeit." So denken auch die Völker mit anderer
Währung. Sie kaufen noch nicht in Riesenposten die deutschen
Industrie*, Bank» und Verkehrsaktien, die sie doch zum Fünf»
tel, höchstens Viertel des Nennwerthes einspeichern könnten.
Wer weiß, denken sie, ob nicht sozialisirt, bolschewisirt, aller
Besitz enteignet, geplündert, zerstört, Obligation und Aktie zu
einem bethmännischen „Fetzen Papier" devaluirt wird? Sie
können warten; und morgen in Deutschland ganze Indu»=
strieprovinzen oder in Oesterreich, dessen Krone unter ein
Zehntel des Nennwerthes gefallen ist, um einen Pappen»
stiel die ganze Staatsschuld aufkaufen. Einstweilen genießen
sie, als Gäste der entkräfteten Länder, die Wonnen spott»
billigen Daseins; und mit ihnen schmatzt das auf allen Bahn»
strängen wimmelnde Heer der Valutaschieber. Der Arm eines
Reisendenbiegt sich inden spitzen Winkel, der zuden„Errun»
genschaften großer Zeit" gehört; unter düsteren Stirnfalten
blickt das Auge eines in Seide oder Jute „Machenden" auf die
Uhr. „Nettes Uehrchen. Was kostetSie das Ding?" Zweihun»
dertMark. „Vier gebe ich Ihnen sofort dafür." Nee. Bei Sechs
wird die Sache ernst; für siebenhundert hat der Bieter die
Armbanduhr und ist breiten Profites beim Wiederverkauf ge»
wiß. In jedemWagon wird geschachert. Ganze Läden, Waaren«
häuser werden ausgekauft. Ein Tailorkleid viertausend Mark?
Die Berlinerin überläufts. Der Amerikanerin sinds nur zwei*
hundertDollars.derBritin vierzig Pfund: ein Fund! EinHotel»
zimmer mit Bad im Vierten Stockvierzig Mark: im newyorker
Astoria ists für zwei Dollars nicht zu haben. Ein Paar speist,
sehr gut, in der neustenberliner Luxusspelunke; hundertvierzig
Mark mit Wein und Kaffee. „Und in einer Stadt, wo man Das
für sieben Dollars haben kann, wird über Theuerung gestöhnt!"
Drei Freunde gehen über die Schweizergrenze ins Oester»
reichische, frühstücken behaglich, zahlen zusammen fünfzehn
Francs: und die Kellnerin giebt noch vierzig Kronen heraus.
Weil ein Franc zwölf Kronen kauft. Einer schweizer„Kronen»
Brauerei" wird nachgesagt, sie erwäge, ob sie nicht, statt der
durch Papier und Druck arg vertheuerten Flaschenzettel, öster»
reichische Kronennoten aufkleben solle; für deren Geldwerth,
sieben bis acht Centimes, sei ihre alte Etiquette nicht sauber

herzustellen. Haben Sie gar noch ein Häuflein schmieriger Zwanzighellerstücke: für je fünf empfangen Sie in Südtirol eine italische Lira und für fünf Lire in Oesterreich fünfund* dreißig Kronen. Ringsum gleißt ein Dorado des Schieber* geschäftes. Aber der Kaufkraftverlust erklärt nicht Alles; und auch das Fehlen der nur aus Sage noch bekannten zu* länglichen Golddecke, unter die man einst alle Geldwerth* fragen schob, blößt nicht die Wurzel des Problemes. Sie aufzugraben, sind Lehrer der Finanzwissenschaft und Schüler der Praxis hurtig bemüht. Selbst King Dollar kauft heute lange nicht mehr so viel wie vor drei Jahren (fünfundzwanzig erhandeln in New York ein Paar Stiefel): und thront doch auf dem höchsten Gipfel des Valutagebirges. Dem Kauf* kraftmaß muß sich irgendwas Uebersinnliches gesellen. Als Laie nenne ichs: Vertrauen. Die ökonomische Wehherrschaft der Vereinigten Staaten ist für den unserem Auge ermeß* liehen Zeitraum gesichert: also ziemt ihrem Zahlmittel der Thron. Wenn Rußland, mit konstitutionell aufgebügeltem Zarismus oder als fest gestrafftes Republikenbündel, morgen wieder in Ordnung kommt, kein seiner Wirthschaft uner» setzliches Landstück verliert und der kaum ahnbaren Fülle seiner Bodenschätze in eisfreien Häfen die Meerpforten auf« klinkt, ist ihm nach zehn Jahren von Krieg und Innengraus nichts mehr anzumerken, kanns nach zwanzig, mit unbarm« herziggesäuberterVerwaltung, zu den auch an Kapital reichsten Ländern gehören: also sind die Rubel aus der Zarenzeit und selbst die Kerenskijs noch immer zu anständigem Preis verkäuf-lich. Nicht, weil die Republik Oesterreich heute kein Geld hat und, um für zwei Wochen Nährmittel einzuhandeln, die schön* brunner Gobelins, die goldenen Schüsseln,Teller, Näpfe und Vasen der Habsburger verkaufen muß, steht ihre Renner*Krone so niedrig, sondern, weil der Wirthschaftkundige weiß, daß diese Republik, einsam, ohne Kohle und zureichende Korn* menge, niemals in Wohlstand aufsteigen könnte. Sie wird ja nicht einsam bleiben; doch ihr Gefieder schlimm zerrupft sein, wenn sie die Fusion erlangt. Deutschland hat zehnmal mehr Menschen und, statt armen Alpenlandes, guten und leidlichen Ackerboden, Kohle, Kali, Zechen und Hütten, Eisen* und

Stahl*, Elektro*,Farbstoff» und Textilindustrie, die von ihrer
Höhe nur abgleiten müßten, wenn sie auf den Erdmärkten nicht
mehr beachtet würden und drum genöthigt wären, vor Mo*
dernisirung zu knausern. Deutschlands Valuta ist schlecht, weil
seine Wirthschaft schlecht ist. Auf Protzenverschwendung in
der Heimath und „Dumping" draußen (Preisschleuderei und
Unterbietungdrang, die überall Wuth, bis in den Höhen*
zug der Politik fortwirkende, wecken mußten) folgte das
zwischenZaumz wang und bissiger Wildheit taumelnde Kriegs*
getriebe; und in der Republik sieht es bis heute nicht viel
besser aus. Ein Dutzend Milliarden (Heeresgut) gestohlen,
verschoben; thut nichts: in zwanzig Tagwerken liefert die
Druckpresse sie uns zurück. „Zu wissen sei es Jedem, ders
begehrt: Der Zettel hier ist tausend Kronen werth. Damit
die Wohlthat Allen gleich gedeihe, so stempelten wir gleich
die ganze Reihe; zehn, dreißig, fünfzig, hundert sind parat.
Ihr denkt Euch nicht, wie wohls dem Volke that." Nur
nicht dem Volk jenseits von unseren Grenzen. Dem wird
berichtet: „Die Deutschen hausen wie Bankeroteurs oder
Hochstapler. Drucken täglich sechzig Millionen Mark. Geben
für ihre Söldnerschaar in jedem Monat dreizehnhundert Mil*
lionen aus, mehr als vierzig auf den Tag, mehr als das Zwölf*
fache Dessen, was die theuerste Friedenspräsenz des kaiser»
liehen Heeres gekostet hat. Den Arbeitlosen, denen sie loh»
nende Arbeit schaffen müßten und könnten, zahlen sie Bei-
träge, deren Abstand vom Lohn so klein ist, daß er zu Arbeit
nicht lockt (.Zwölf Mark Unterstützung, achtzehn Höchst*
lohn: für sechs Märker zerrackere ich meine Knochen nich.')
Sie richten in jeder Woche neue Aemter ein.miethen oder kau*
fen neue Bureaupaläste, achten neuer Staatsgutverschleppung
kaum, schleußen Riesenschiffe mit Luxuswaaren an ihre Ufer
und schneiden ihrem Leben das Kleid so üppig zu wie das
Hofgesinde in der faustischen Kaiserpfalz. Das kann nur mit
einem Krach enden. Ein Narr, wer ihr Papiergeld zum Nenn*
werth nähme." Her Wisseil, der sparsame Gemein wirthschaft
wollte und deshalb aus dem Ministerium gedrängt wurde, hat
im Mai gesagt: „Welche unerträglichen Zustände entstehen,
wenn in unserer Wirthschaft ein Loch offen gelassen wird„

sehen wir jetzt in den besetzten Gebieten. Hier werden un»
geheure Mengen von Fertigwaare, deren wir augenblicklich
jgar nicht bedürfen, aus den Ententeläsdern eingeführt und
«reichen auch das unbesetzte Gebiet. Waaren für mindestens
achthundert Millionen Mark sind schon hineingeschoben wor»
den. Dadurch wächst nicht nur unsere Verschuldung aus Aus*
land auf die gefährlichste Höhe, sondern schon droht vielen
Betrieben, besonders in der Textilindustrie, der sichere Unter*
gang und ihren Arbeitern Beschäftigunglosigkeit." Stellen Sie
sich vor, was seitdem, in fünf Monaten planloser Wirthschaft,
hereingekommen ist. Schaufenster und Ladenparaden helfen
Ihrer Phantasie gesch wind nach. Und bedenken Sie, daß durch
das Einfuhrloch deutsches Getreide auf den besser zahlenden
Weltmarkt gelangen kann. Was herein,was hinausgehen darf,
muß der Staat bestimmen, muß dem Staat zinsen. Wenn wir
in Angst vor der Bezahlung der nöthigsten Rohstoffe schwitzen,
dürfen wir uns nicht eine Milliardenschuld für feine Fertig*
waaren aufbürden. Wir bezahlen sie? Nein. In die Zettel, die
uns das Ausland zum Fünftel, höchstens Viertel ihres Nenn*
betrages abnimmt, muß erst die Arbeit künftiger Jahre, Jahr*
zehnte Werth pumpen. Kein der Zusammenhänge Bewußter
kann über das Elend der Valuta staunen. Deren Genesung ist
unlösbar an die derWirthschaft geknüpft. Und nicht alle Heil»
mittel haben wir in der Hausapotheke. Auch nach der Ent*
strickung aus geistlos unsittlicher Zwangswirthschaft, durch
deren breite Lücken der Schieber und Schwindler kriecht,
brauchen wir Hilfe von draußen. Ist noch nicht offenbar, daß
nur internationale Wirthschaft Europa zu retten vermag?
„Die ewigen Kniebeugen unserer Regirung vor dem
Tyrannenthron der Entente können Sie doch nicht billigen!"
Billigen? Ich beseufze sie in schmerzendem Grimm. Doch
keine war, nach dem Geschehenen, vermeidlich; zu vermeiden
war, in jedem Fall, der zu Demüthigungversuch heraus»
fordernde Anlaß. Wäre man gegen schädliche Hetzerei
früh, nicht mit Verbot und Strafe, sondern mit aufklären«
der Rede und Schrift, vorgegangen, dann wäre um die frem*
den Uniformträger, die sich meist doch still und höflich

halten, nicht Nachtklamauk entstanden, nicht der franzö»
sische Sergent gemordet worden, an dessen Sarg Deutsch*
land im Büßerhemd stehen, Berlin eine. Million opfern mußte.
Hätten die Regirer die Pflicht empfunden, Friedensvertrag
und Reichsverfassung, Versailles und Weimar auchinpuncto
Oesterreich in Einklang zu bringen, dann hätten sie ihrem
Ohr schrillen Keltenhohn, ihrer Hand die Unterzeichnung
einer Kotau»Urkunde erspart, in deren stammelnde Demuth
kaum je zuvor eine Großmacht sich gebückt hat. (Tag
vor Tag hoffte ich damals, Kanzler Bauer werde sich von
Kanzler Renner, dem Genossen in Carolo Marx, öffentlich
um den Verzicht auf den anstößigen Anschluß*Artikel bitten
lassen und so, aufrecht in Würde, der drohenden Beschwerde
ausweichen.) Und Marschall Foch wäre nicht zu dem frostigen
Ultimatum vom siebenundzwanzigsten September ermächtigt
•worden, wenn Berlin nicht allzu lange die in Rußlands Ost»
seeprovinzen vorgeschobenen Truppen verhätschelt oder we»
nigstens vor derbem Zugriff der Kommandogewalt behütet
hätte. War über den Unfug im Baltikum, der Letten und
Esthen in wüthende Feindschaft gegen deutsches Wesen auf«
gepeitscht hat, nicht oft genug schon geschrieben, geredet wor»
den? „Statt das Baltikum zu räumen,befördern wir neue Trup»
pen hin. Ganze Formationen sind aus unserem Heereskörper
in die Baltische Landwehr übergetreten; sie haben das Heeres»
gut nicht abgeliefert, haben die vom deutschen Volk bezahlte
Ausrüstungmitgenommen. Wir wurden aus Ost mit den selben
Lügen überschwemmt, die wir in der Kriegszeit hinnehmen
mußten. Hat dieRegirung den Grafen Goltz und die anderen
Schuldigen zu Rechenschaft gezogen? Die Werbungen für die
Baltische Landwehr haben nicht aufgeholt. Täglich bringen
Züge Truppen, Geschütze, Feldküchen, Vieh, Lebensmittel
über die Ostgrenze." Das hat, imjuli, der Abgeordnete Haase
in der Nationalversammlung gesagt. Ein Geschwader anderer
Warnungen und Anzeigen war voraufgegangen. Auch von ru»
higen Deutschen, von Offizieren sogar, hörte man, Mitau sei
dasHauptquartierderGegenrevolution. DieHäupterderWest»
mächte mußten Vermummung, Verschwörung wittern. Weil
sie, zweimal, nur leis zu Erfüllung der im Zwölften Artikel des

Waffenstillstand Vertrages übernommenen Pflicht mahnten,
entstand der (dem Westproletariat widrige) Glaube, der Ge*
neralissimus der Entente habe die deutschen Truppen gegen
Trotzkijsgedungen.NachderzweitenMahnungWarnochZeit;
nach der Antwort, die sich inOhnmachtbekenntniß erniederte,
war Fochs Handeln vorauszusehen. Er sperrt die Zufuhr von
Nährmitteln uud Rohstoffen bis in den Tag der Gewißheit,
daß die berliner Regirung alle Truppen, Stäbe, Behörden aus
den Baltenprovinzen schleunig zurückzieht, alle in Russen*
corps übergetretenen Deutschen heimruft, jede Werbung fürs
Baltenland verbietet; und droht für denFall der Weigerungoder
Ausflucht mit Einmarsch und Erneuung starrster Blockade.
Aus dem „Aufruf der Freicorps an das deutsche Vaterland
und alle Kulturvölker der Erde" weht den Höhrer ein fader
Duft an. „Das Gewissen ruft uns zur Befreiung der Mensch«
heit auf. Wir sind aus der Taufe der deutschen Revolution
hervorgegangen und kennen die Wahrheit und Wirkenskraft,
die eine soziale Weltanschauung in sich trägt. Wir kämpfen
den Kampf zur Veriheidigung der höchsten Religion gegen
das tötliche Gift des entarteten Bolschewismus. Ueber den
Haß, den der Weltkrieg zwischen den Völkern entfesselt hat,
stellen wir diese größte einigende Idee, für die wir kämpfen
und sterben wollen." Soldatensprache? Ranzige Literatur.
Bis gestern wurde die hoch besoldete, gut genährte Corps*
mannschaft von Gehorsamsweigerung offiziell mit der Angabe
entschuldigt, sie wolle durch ihr Bleiben die Hergabe des zu*
gesagten.nungeweigertenSiedlerlandeserzwingen.Jetzt.plötz*
lieh, wird die Erlöserflagge gehißt. Sicher sind in diesen Corps,
wie in allen, wackere und üble Leute; die wackersten könnten
klug genug zu der Erkenntniß sein, daß die Bolschewiken,
in enger Klemme, an Einbruch in Ostpreußen morgen nicht
denken dürfen und daß solcher Einbruchsversuch diesseits,
nicht jenseits von unserer Grenze abzuwehren wäre. Wirres
Heimathgerede hat die Erörterung verbittert. Die Einnistung
in Lettenland dem Romantikerzug nachFiume zu vergleichen,
ist eben so thöricht wie die Behauptung, das Gebot derWest»
mächte sei, weil der Friedensvertrag noch nicht in Kraft er*
wachsen ist,unberechtigt. Major DAnnunzio wird bejauchzt;

General Goltz verwünscht; und Fochs Forderung wurzelt fest
in dem Waffenstillstandspakt vom elften November 1918.
Nach Haus,liebe Landsleute! Am Besten wärs, wenn Ihr ohne
Waffen (die in den Grenzquartieren zu sammeln wären) heim»
kehrtet. Ihr wollt nicht als Deserteursgeächtet werden.das Recht
deutscher Bürgerverlieren, dem Vaterland, Mütteilanddas Leid
neuen Entbehrens aufbürden. Wollt der jungen Republik
Nothhelfer sein: und findet hier Arbeit in Fudern und Alks
heißt Euch, der rinnende Herbst und das Mädchen am Weg«
rain, von Herzen willkommen. Seit der im Wesentlichen ver«
ständigen, nirgends listigen Rede des Kanzlers ist Schlim*
mes kaum noch zu fürchten. „Wir sind fest entschlossen,
unserer Vertragspflicht gerecht zu werden, und ersinnen we*
der heimlichen Vorbehalt noch die Ausrede, daß Noth kein
Gebot kennt. Wir haben im Baltikum nichts zu suchen und
wollen um jeden Preis schnell heraus." Spät kam so kräftig
klare Rede; doch sie kam. Und der Widerhall aus Washington,
London und Paris kann nicht unhold sein. Herr Bauer tastet
sich mit derben Fühlern erst in das Größe heischende Amt
ein und hat wohl schon gemerkt, daß er Manches falsch ge*
macht hat oder machen ließ. Menschenlos. Eine Regirung,
die öffentlich ausspricht, daß sie die von ihr gelöhnte Truppe
nicht in Gehorsam zwingen kann, bringt sich selbst um ihr
Ansehen oder in den Mißruf verschmitzter Heuchelei.
Haben nicht wir zu Haus, gerade die Wachsamsten, ein
Weilchen die Wahrhaftigkeit des Ohnmachtbekenntnisses an«
gezweifelt und an neuen Militaristentrug geglaubt? Und
muß denn Alles öffentlich ausgeschrien werden? Den Führern
der Fremdenmissionen in Berlin und Düsseldorf klärt Einer,
der ihr Vertrauen erworben hat, leicht das Trübste. Ver»
trauen ist Alles. Höchstes Nahziel unserer Staatsmannschaft
muß sein, die Valuta deutscher Politik mit reinen Händen
zu heben. Herr Bauer scheint den Weg zu erblicken; und
müßte, als Sozialdemokrat, wissen, daß er ohne Internationale
nichts vorwärts brächte. Bleiben Truppentheile im Osten
störrig, so ist in rückhaltlos offener Aussprache mit den Ver*
tragspartnern zu erwägen, wie trotzdem die Räumung des
Baltenlandes rasch zu sichern ist. Nicht der schmälste In*

tejessenspalt hindert Vertrauensgemeinschaft. Ist sie fest ge*
worden, dann schwindet Lust und Gefahr der Demüthigung. •
Ob ich billige? Drei Augenmaß fehler, drei Abbitten.
Weh uns, wenn sie deutsche Gewohnheit würden!
Lerne.t, Gewarnte!
Herr Bauer hat sich gegen die Nationalisten mit schrof*
ferem Wort als gegen die Unabhängigen gewandt. Er kündet
die nahe Veröffentlichung von achthundert Urkunden über
die Genesis des Krieges an. Auf sein Ersuchen beginnt der
Ausschuß der Nationalversammlung, der mit Gerichtsvoll»
macht alle vor und in der Kriegszeit schuldig Gewordenen
ermitteln, verdammen soll, die Arbeit. Und das lange erwar«
tete Buch des Großadmirals Alfred vonTirpitz ist erschienen.
Dreimal: Endlich. Wir waren in Morast gerathenund mußten
fürchten (oder durften hoffen), die Republik schon im zweiten
Lebensjahr in Sumpf versinken zu sehen. Alltagsgespräch: die
kaiserlose.dieschrecklicheZeit.,,Wilhelm war.weißGott.keine
Wonne; aber die Jungen, die auf den nach der Abnahme seines
Bildes leeren Wandfleck im Schulzimmer Ebert»Noske in Bade«
hosen klebten, haben der Katze die Schelle angehängt." Und sie
klingelte laut Spottlieder durchs Land, als zu politischem Paä
laver mit Gymnasiasten Preußens scheinrother Kultusminister
sich aufdiePommernbeinemachte. „Das war doch früher nicht
möglich; und er hat die Bengels nicht mal untergekriegt. War
denn von allem heute Geschehenden gestern irgendwas mög»
lieh?" Dem Seufzer hing gern sich die Verwechselung von
Ursache und Folge an. Einst glänzend, jetzt dreckig. Daß
uns die Glanzzeit den Dreck vererbte, ward nicht beachtet.
„Auf die Sorte Freiheit pfeifen wir." Unter fröhlich zwin,
kerndem Aeuglein grinsten die fett Königischen. „Wartet die
Wahl ab, Bande! Hindenburg Präsident; und, fürs Erste,
eine Koalition, die sich gewaschen hat." Jetzt stehen, die
Fronten wieder starr gegen einander. Herr von Tirpitz hat
die Kommandoflagge aufgezogen. Seine „Erinnerungen"
sind unter denbisher erschienenen Rechtfertigungschriften die
einzige, die des Lesers Mühe belohnt. Ein gefährliches Buch,
voll von Widersprüchen; ein schwer entwirrbares Geknäuel.

Das Wichtigste: was er, als Zugehöriger, über Ursprung
und Führung des Krieges sagt. Keiner errathets.
Am fünften und sechsten Juli 1914, nach der Mission
Hoyos*Szögyenyi und vor der Abreise „nach Norwegen" hat
der Kaiser in Potsdam den Kanzler und den Kriegsminister,
die Leiter des Auswärtigen Amtes, des Marineamtes und
Militärkabinets (auch des General» und Admiralstabes) em»
pfangen. „Er sah weitergreifende Gefahren für unwahrschein*
lieh an; hoffte, daß Serbien nachgeben werde, hielt aber doch für
erforderlich, auch für einen anderen Ausgang gerüstet zu sein."
Deshalb wurde nach der Berathung „beschlossen, daß Maß*
nahmen, die geeignet wären, politisches Aufsehen zu erregen
oder besondere Kosten zu verursachen, vermieden werden
sollten." (Berathung und Beschluß wurden noch im Juli 1914
von den Offiziösen der Wilhelmstraße in den Bezirk „bös*
williger Phantasiegebilde" gewiesen. Im letzten Juliheft habe
ich geantwortet: „Nach der Zusage deutscher Waffenhilfe
mußte der Kaiser, ehe er auf seine lange Reise ging, die
für die Wehrmacht Verantwortlichen zu sich rufen und die
Vorbereitung des Feldzuges anordnen. Mußte: selbst wenn
er den Krieg gegen Großmächte noch zu vermeiden hoffte;
sonst fehlte er seiner Kriegsherrnpflicht. Wilhelm hat sie
erfüllt, hat den Beginn der Vorbereitung befohlen: und dürfte
den Leugner .böswillig* schelten." Das Zeugniß des Herrn
von Tirpitz bestätigt, daß die Angabe richtig war.) Am Ende
der ersten Tuliwoche 14 hat also in Berlin und in Wien die
Vorbereitung des Krieges begonnen; die Grenzen zog die
Losung: So wenig Kosten und so wenig Aufsehen wie ir*
gend möglich. Am Achten verbot das Auswärtige Amt Ur»
laubsunterbrechung und anderes Auffällige; „der Eindruck,
als ob wir Oesterreich antrieben, müsse vermieden werden".
Die bisher veröffentlichten Amtsurkunden erwiesen, daß die
Stärke des berliner Antriebes den Grafen Berchtold in die
Furcht gleiten ließ, Oesterreichs Stellung im Dreibund werde
sich arg verschlechtern, wenn es sich dem Auge des Bundes«
genossen jetzt „schlapp" zeige und das Ultimatum nicht „so
überpfeffere, daß Seibien es nicht schlucken könne". Am
Elften weiß das Auswärtige Amt, „daß die Entente in Bei*

grad zum Nachgeben gerathen habe". Am Dreizehnten
kennt der Kanzler drei Hauptpunkte des Ultimatums, da*
runter den anstößigsten: Mitwirkung österreichischer Be*
amten an Serbiens Strafjustiz. Beweis: Capelles Bericht an
Tirpitz, der, in Tarasp, sofort „den Eindruck hatte, daß dieses
Ultimatum für Serbien unannehmbar sei und leicht den Welt*
krieg herbeiführen könne". Am Zweiundzwanzigsten ist
auch der Wortlaut (der nichts wesentlich Neues bringt) des
Ultimatums in Berlin bekannt. Die Kaiserliche Regirung
hat bis in ihre letzte Lebensstunde behauptet, sie habe es
nicht früher als die Leiter anderer Großmächte kennen ge*
lernt: und wußte doch seit dem Dreizehnten, was drin stehen
werde. Herr von Tkpitz, der am Siebenundzwanzigsten,
kurz vor dem Kaiser, zurückkehrt (der Kanzler wollte Beide
gern noch länger von Berlin fern halten) findet, die serbische
Antwort habe „unvermutheles Entgegenkommen" gezeigt
und Greys Vermittlungvorschlag sei durchaus annehmbar.
Der Kaiser sagt: „Ich weiß gar nicht, was die Oesterreicher
wollen. Die Serben haben, bis auf einige Bagatellen, doch
Alles zugestanden." Der Kanzler, den Wilhelm „unzuläng*
lieh", Tirpitz „völlig in die Knie gesunken" findet, will,
weil der Kaiser ängstlich heimgekehrt ist und Grey leis ge*
droht hat, „ein Alibi in den Akten haben": seinem Herrn
beweisen könne, daß er sich um friedliche Verständigung
gemüht habe. Deshalb giebt er, der zuvor Wien eindring»
lieh vor englischer Vermittlung warnen ließ, den Vorschlag
Greys weiter; läßt aber dem Grafen Berchtold zugleich die
unsterbliche Note vorlegen, die sagt: ..Durch eine Ablehnung
jeder Vermittlungaktion würden wir für die Konflagration
vor der ganzen Welt verantwortlich gemacht und als die
eigentlichen Treiber zum Krieg hingestellt werden. Das
würde auch unsere Stellung im eigenen Lande unmöglich
machen, wo wir als die zum Kriege Gezwungenen dastehen
müssen. Wir können daher die Rolle des Vermittlers nicht
abweisen und müssen den englischen Vorschlag dem wiener
Kabinet zur Erwägung unterbreiten, zumal London und
Paris fortgesetzt auf Petersburg einwirken." Mehr hat der
zornigste Feind, in dessen Hirn noch ein Fünkchen Vernunft

glomm, niemals behauptet. In Belgrad hat die Entente Nach*
giebigkeit empfohlen. London und Paris wirken „fortge*
setzt" mäßigend auf Petersburg ein. Rußland möchte mit
Oesterreich direkt verhandeln. Sir Edward ist, trotz der
berliner Ablehnung, unermüdlich im Ersinnen neuer Vor»
schlage. Berlins Leitwunsch ist: „im eigenen Lande als die
zum Kriege Gezwungenen dazustehen". Das heißt: dem
deutschen Volk vorzulügen, der Krieg sei ihm aufgezwungen
worden. Berlin kann also nicht zum zweiten Mal einen
Vermittlungvorschlag mit schroffer Offenheit abweisen; über«
nimmt aber die Vermittlung nur als „Rolle", um nicht „als
eigentlicher Treiber zum Krieg hingestellt zu werden", und
empfiehlt den Vorschlag Greys nicht mit einer Sterbenssilbe.
Eine Regirung, die amtlich erklärt: Wir „müssen als die zum
Kriege Gezwungenen dastehen", will den Krieg, ist von
dessen Unvermeidlichkeit überzeugt, möchte nur den Schein
wahren und den Präventivkrieg in einen ihr durch Ver*
schwörertücke aufgenöthigten umlügen. Graf Berchtold ant*
wortet, „daß er die Motive für die Haltung des deutschen
Kabinets vollauf würdige." Er versteht, daß Deutschland
schlagen, aber sich für „überfallen" ausgeben will. Was er
nicht verstehen kann, ist, daß Kanzler und Staatssekretär
ihre Hoffnung auf Prestigemehrung durch die Furchtsam«
keit des Kaisers gefährdet sehen und deshalb, seit er heim«
gekehrt ist, in Urkunden, für die sie verantwortlich gemacht
werden können, zu den Wienern anders zu sprechen be*
strebt sind als in „ganz geheimen", „streng vertraulichen
Mittheilungen", die Franz Josephs Botschafter weitergeben
soll. Am achtundzwanzigsten Juli konnte ein ernstes Wort
. aus Berlin den Frieden erhalten; dieses: „Da alle Groß*
mächte in dem Wunsch einig sind, der austro*ungarischen
Monarchie die Genugthuung zu gewähren, die ihr gebührt,
ist jeder Konferenz oder Besprechung der Erfolg gewiß und
wir müßten weiter zielenden Forderungen Wiens den Bei*
stand versagen." Am selben Tag noch hätte über Europa
sich der Himmel entwölkt und jeder Staatsmann aufgeathmet.
An diesem Tag aber hat Oesterreich dem Königreich Serbien
den Krieg erklärt: weil es glaubte, glauben mußte, nur da*
durch den Berlinern sich als bündnißfähig zu erweisen.

Den Russen hat es erst sechs Tage später als Deutsch*
land, das in diesem Fall doch Sekundant war, den Krieg er»
klärt. „Man hatte vergessen, Oesterreich zu fragen, ob es mit
uns gegen Rußland kämpfen wolle. Moltke sagte mir zu mei»
nem Entsetzen, wenn die Oesterreicher zurückzuckten, hätten
wir einen Frieden um jeden Preis schließen müssen." Das
schreibt Herr vonTirpitz; und setzt hinzu, für ihn „bleibe ein
ungelöstes Räthsel", weshalb der Kanzler durchaus die Kriegs»
erklärung an Rußland gefordert habe. „Ich höre ihn noch,
wie er mit erhobenen Armen wiederholt die unbedingte Noth*
wendigkeit der Kriegserklärung betonte und damit jede wei»
tere Erörterung abschnitt." Das Räthsel istleichtzulösen:Herr
von Bethmann glaubte, die Sozialdemokraten nur bei seiner
Stange halten zu können, wenn deren Wimpel die Losung
„Wider den Zarismus" trug. Gegen die Westmächte und nur
für Oesterreichs Sache, dachte er, sind die rothen Bataillons
nicht mobil z>i machen, ohne umständliche Rückfragen aber
gegen Rußland; also muß die Geschichte in Nordost anfangen.
Aus dem selben Empfindensschacht kam die Rede gegen den
fluchwürdigen Tshinownik, die Polenproklbmation (die Ni*
kolai Alexandrowitsch „eine Ohrfeige in mein Gesicht" nann-
te) und die Scheu vor Sonderfriedensverhandlung mit Ruß»
land, die sein banges Herz doch ersehnte. Obwohl Herr von
Tirpitz in dem Kapitel über „den Ausbruch des^Teges^nach
dem erstenT5ruck vief geändert, weggelassen und eingefügt
hat, steht noch Erbauliches drin. Der Admiral fragt den Staats»
sekretär des Auswärtigen: „Konnten Sie nicht Rußland die
Durchfahrt durch die Dardanellen und alles Möglicher ver«
sprechen, um den Krieg zu verhindern?" Spitzige Antwort:
„Wenn Sie uns ein kleines Flottenagreement mit England ge«
geben hätten, wäre der Krieg nicht nöthig gewesen." Herr
von Jagow habe gesagt, England werde neutral bleiben, wenn
man es mit der Drohung deutschen Einmarsches in Holland
bluffe. Herr von Bethmann sei „vollständig zusammenge»
brochen", als er merkte, daß England Ernst mache. Der Chef
des Marinekabinets, ein Kopf der von Tirpitz gehaßten ,,Hy»
dra", ist „entsetzt über seine jüngsten Erfahrungen mit Beth«
mann". „Der Eindruck von der Kopflosigkeit unserer poli»

tischen Leitung wurde immer beunruhigender. Ein alter Ver*
trauter äußerte, er habe nie ein so tragisches und zerstörtes
Gesicht gesehen wie das des Kaisers in diesen Tagen. Moltke
beklagte sich beim Kaiser über den deplorablen Zustand der
politischen Leitung." Die Briefe des Admirals lehren, daß
im Hauptquartier der „Zustand" noch übler wurde.
„Ich habe die Ueberzeugung, daß der Kaiser die Unzu»
länglichkeit Bethmanns vollständig erkennt. Mach Dich ge*
faßt auf die große Möglichkeit, daß auf mich später das Ana*
thema fällt. Wie hätte ich persönlich gewünscht, diesen Krieg
nicht zu erleben! Ich kann noch immer nicht begreifen, daß
wir mit Rußland nicht auf einen modus vivendi kommen konn»
ten.Zu viel Jämmerlichkeit da droben. Hat Ingenohl (Flotten*
chef) den Genius des Siegers? Pohl (Admiralstabschef) hat
ihn sicher nicht. Offenbar ist der Kaiser gegen mich scharf
gemacht. Dabei habe ich die Empfindung, gerade in diesen
Fragen mehr in der Nase zu haben als Pohl im ganzen Schä«
del. Bethmann bearbeitet Pohl fortwährend, die Flotte nicht
einzusetzen. Das wäre derTod unserer Flotte nach demKrieg.
- Er und die ganze Bande von Diplomaten will die Flotte beim
Friedensschluß mit England verkaufen. Das ist das gangeGe»
heimniß. Der Kaiser will nichts mit der Flotte riskiren. An
mich kommt Keiner von selbst, da sie mich zu sehr fürchten.
Pohl kann ich nicht verklagen. Die Analogie mitMoltke (dem
der Ressortminister Falkenhayn opponirte) wirkt zu stark. Es
würde als Vordrängerei abgewiesen werden. Ich fürchte den
Kanzler und seine Leute; wie sie durch ihre Politik den Krieg
nicht verhindert haben, so werden sie auch einen jämmer»
liehen Frieden zu Stande bringen. In Berlin scheint man et-
was siegestoll geworden zu sein. Die schwersten Tage werden
noch kommen. Ich habe wenig Einfluß. Bleibt Bethmann, so
wird sicher Alles verbruddelt werden. Alles ginge gut, wenn
wir einen Eisernen Kanzler und einen ‚Alten Kaiser' hätten.
Wir haben den Erfolg unserer ersten Siege überschätzt. Wenn
man an 1870 denkt: diese Würde, dieser Ernst, der kristall»
klare Mann, der wägen und wagen konnte, und schließlich
der Eiserne! Angst und bang kann Einem werden; dazu das
siegestolle Berlin zu einer Zeit, wo noch Alles auf dem Spiel

steht. Pohl ist fürchterlich; keine Spur von Ader in dem Men*
sehen. Wenn der liebe Herrgott der Marine nicht hilft, sieht
es schlimm aus. Hier ist die Krisis (Marne) noch gar nicht
vorüber; sie wird sich Euch auch noch in hohen Personal ver=
änderungen kenntlich machen. Ich kann mich ja täuschen, aber
ich würde Falkenhayn nicht (als Moltkes Folger) gewählt ha«
ben, obendrein mit sehr großen Befugnissen. In Hintze sehe
ich die einzige Hoffnung gegen eine gewisse Sippe. Aber es
ist .ihnen' geglückt, den gefährlichen Mann (der sich aus Mexi*
ko bis ins Hauptquartier durchgeschmuggelt hatte) abzuschie«
ben (nach Peking). Hintze war der Ansicht, daß der Mangel
an Führung der Zügel die herrschende Klasse, Sieg oder Nie»
derlage, um ihre Stellung bringen müsse und daß sofortiges
großes Entgegenkommen,Sozialdemokraten auf hohen Posten,
Wahlrechtsreform in Preußen, das einzige Mittel wäre, den
ungeheuren Schwung der Nation in einigermaßen gnädige
Kanäle zu leiten. Ueber den Start des ganzen Krieges und
den Zusammenbruch seiner Kollegen war er außer sich. (Für
einen Mann, der im September 1914 zu dem Großadmiral so
sprach, müßte in der Wüste unseres Auswärtigen Dienstes
wohl breiter Raum sein.) Durch den Zusammenbruch hier
(Marne) sind all die furchtbaren Opfer ohne Erfolg gebracht
worden und ist Deutschland in eine überaus gefährliche Lage
gekommen. Alles ist letzten Endes der Spielerei zu verdanken.
Mit dem bisherigen Kasten« und Klassenwesen ist es vorbei:
Sieg oder Niederlage: wir bekommen die reine Demokratie.
Wie ist dieser Krieg schwer und vor Allem die große, große
Gefahr, daß alles Blut umsonst geflossen sein sollte! Die Fran«
zosen werden vorzüglich geführt, während Das bei uns leider
nicht der Fall gewesen ist. Laß keinenTon darüber verlauten,
aber gefährlich ist unsere Lage geworden, weil Oesterreich so
völlig versagthat.Sie sollen inGalizien vonachthunderttausend
Ausgerückten noch fünf hunderttausend haben. Nachdem un»
ser Hauptplan offenbar mißglückt ist, stehen wir frontal vor
einer Uebermacht, die alle lokalen Vortheile auf ihrer Seite
hat und zweifellos ausgezeichnet geführt wird. Pohl, Müller,
Kanzler und Kaiser haben die Flotte zurückgehalten. Ich
glaube jetzt, daß sie keinen Schuß abgeben wird, und mein

Lebenswerk endet mit einem Minus. Der Kriegsminister be«
hauptet, die Gefahr des Einbruches ins östliche Ostpreußen
sei geschwunden, weil siebenzigtausend Russenkadaver die
Gegend so verpesten, daß man nicht athmen könne. Es ist
sehr merkwürdig, in welchem Maße- wir das unbeliebteste
Volk der Erde geworden sind. Alles wünscht, daß wir unter«
liegen. Ich höre, in der Armee sei doch der Gedanke durch*
gesickert, daß die Führung versagte habe; man ist sehr ernst
geworden, schätzt die Gegner sehr hoch ein und unser ge*
waltiger erster Elan ist ohne Erfolg geblieben. Wie soll
dieser Krieg enden? Mit den selben Leuten, die ihn so
thöricht eingeleitet haben oder sich haben treiben lassen,
soll ein brauchbarer Friede zu Stande kommen? Das scheint
mir wahrhaftig eine Quadratur des Cirkels. Wir essen zwar
in dem selben Saal, sprechen aber kein Wort mit einander.
(Schon am Ende des zweiten Kriegsmonats.) Der erste An»
lauf unserer Armee hat ungeheuer viel Blut gekostet und
verhältnismäßig wenig eingebracht. Wenn wir nicht noch
Extraglück haben, wird die Lage sehr ernst. Dabei arbeitet
die Zeit nicht für uns. Auch im Osten kommen wir nicht
vorwärts. Die Welt steht gegen uns, auch die Neutralen.
Die Riesenhoffnungen des August sind verflogen. Der Kaiser
und Bethmann halten nicht durch. Wie kann der Finish
gut werden bei dem Start! Ein schier unermeßliches Ka»
pital ist in den letzten Jahrzehnten verschleudert worden;
irgendwo und irgendwie mußte der Krug zu Bruch gehen.
Meine Lage ist scheuslich, ich bin ganz isolirt; ein solches
Ende, wie es mir bevorsteht, hat meine Arbeit nicht ver*
dient. Die Resignation und der Mangel an Initiative in der
Flotte gefallen mir gar nicht. Man hat sich schon einge»
lullt in das Nichtsthun, für mich ein schrecklicher Gedanke;
und ich bin machtlos. Ich kann mir kaum vorstellen, nach«
dem die furchtbaren Fehler von der Heeresleitung im August
gemacht worden sind, wie wir aus diesem Krieg mit Ehren
herauskommen sollen. Du weißt ja, wie oft ich gesagt habe:
Es muß eine Katastrophe kommen, man weiß nur nicht,
wie und wann. Man sah es daherkriechen und konnte doch
nichts ändern und wird zum Schluß als der Schuldige ge»

nannt werden. Viele haben auf mich gerechnet; und ich kann
gar nichts ändern und das Wenige, was ich thun könnte,
auf maritimem Gebiet, wird mir auch verschlossen, weil man
das Spielzeug nicht verlieren will. Wie Alles, war auch
Dieses nur Spielzeug. (Uebereinstimmung mit dem Urtheil
des Königs Eduard: Die Flotte ist ja nur Willys Spielzeug.)
Ein unverdächtiger Zeuge sagte neulich, die drei Kabinets*
chefs thäten blindlings, was der Kaiser sage; die ganze Um*
gebung ist darauf eingestellt. An fast allen Stellen kommt
eine geradezu erschreckende Unfähigkeit zu Tage. An ein
Niederwerfen unseres Volkes glaube ich nicht einen Augen«
blick. Noch aber (nach Tannenberg, Polen, Antwerpen)
haben wir keine Siege, die ein Ausnutzen möglich machen.
Wir hatten das Glück in der Hand und haben es verspielt.
Eine sehr große Enttäuschung steht unserem Volk in jedem
Fall bevor, wenn man seine Riesenleistung und seinen Blut*
verlust dabei berücksichtigt. Wir werden in der ganzen
Welt als die Anstifter des Krieges angesehen. Laßt Euch
mal eine Brochure geben, die in Holland erschienen ist und
einen Weltbund gegen den ungehobelten, überall störenden
Parvenü Deutschland nach dem Frieden propagirt. Wenn
sie auch von Haß gegen uns trieft, so liegt doch, leider,
viel Wahres darin. Der Kaiser ist gänzlich unverändert und
es läßt sich gar nicht ernstlich mit ihm reden. Nach dem
Kriege gehe ich unter die Sozeri und suche mir Laternen*
pfähle aus, aber einen ganzen Haufen. Denn einer ganzen
Hydra müßte zu Leibe gegangen werden, wenn es besser
werden sollte. Die Nation ist glänzend; wenn nur der Kopf
anders wärel Es wird den Leuten in der Wilhelmstraße
schwer gelingen, mich als Sündenbock hinzustellen ;^zu viele
Leute wissen das Verfahren des Auswärtigen Amtes im Juli",
das wahnsinnige Hineinschlittern in den Krieg. Hinden*
bürg schneidet das Große Hauptquartier. Mit Pohl spreche
ich Dienstliches überhaupt nicht; damit aber bin ich prak»
tisch ausgeschaltet. Ich habe die Flotte geschaffen und bei
der Verwendung fast nichts zu sagen; eine schreckliche Si*
tuation für mich. Das furchtbare Jahr 1914 geht zur Rüste"
Bei der Neujahrsgratulation sagte Pohl zu)Müller:
.Schützen Sie mich auch ferner im neuen Jahr' (Das heißt

natürlich: gegen mich). Aenderung der Kabinetswirthschaft
kann nur nach einem großen Unglück eintreten. Der Kaiser
will keinen Entschluß fassen und keine Verantwortung tragen.
Wir haben einen mächtigen, gewaltigen Bau und nur eine
Hydra obendrauf. Ein solches Manko an Persönlichkeit in
den oberen Etagen zeigt doch eine 'schwere Wunde in un*
serem Staatsorganismus, die sich bitter rächen muß. Je mehr
ich von der Reichsleitung durch den Kaiser und den Kanzler
sehe, je mehr schwindet meine Hoffnung. Der Luftangriff
auf Yarmouth ist ein Verplempern. London soll geschont
werden. Auf die City müßte Alles, was da kreucht und
fleucht, konzentrirt werden nach meinem Votum. Der eigent*
lieh große Zwiespalt zwischen dem Kaiser und mir ist der,
daß ich für nothwendig gehalten habe, die Flotte einzusetzen,
und der Kaiser nicht wollte. Jetzt sucht man nach anderen
Gründen hierfür und nach dem Sündenbock. Pohl (der in*
zwischen Flottenchef geworden ist) hat in seiner Eitelkeit
und Urtheillosigkeit etwas Gefährliches eingebrockt, was ich
ausessenmuß. Pohls ganzer Erlaß vom vierten Februar (Unter*
Seekrieg) war überflüssig. In der Art des Startes mit Fanfaren»
gebläse und Drohungan dieNeutralen liegt die schlimmsteSeite
der Angelegenheit. Ich konnte Müljer aktenmäßig nachweisen»
daß von mir durchweg ein anderer Weg vorgeschlagen wurde
und Pohl später immer patzig ablehnte und nachher die Sache
allein mit dem Kaiser machte. Mich aber trifft es und man glaubt,
ich sei der Ausführende. X erzählte mir von seiner Unterredung
mit Bethmann. Der habe nur gerast: ‚Was soll ich machen?
Was soll ich machen?' Sich zermürbend in Zweifel, daß Gott
erbarm. Das kann ja nicht gutgehen. In der Budgetkommission
haben alle Parteien sich auf das Bestimmteste für die Anglie*
derung von Belgien ausgesprochen. Die diplomatische Vorbe*
reitung für einen Weltkrieg war unglaublich. In der Armee»
leitungkein Verständniß für die Bedeutung Englands im Krieg,
dagegen absolutes Vertrauen in die Siegesrezepte des toten
Schlieffen. Die Oesterreicher versagen wieder total; es schein
fast, daß sie nicht mehr recht wollen. Staat und Armee sind
durch und durch morsch; und für seine Interessen haben wir
die .schimmernde Wehr' eingesetzt! Müller gab mir neulich
den Rath, Bethmann müsse geschont werden. ‚Geh er; er hat

kein Glück', würde Fridericus Rex gesagt haben. Wenn er
doch mit seinem Krückstock vom Himmel herabkäme! Selbst
der gute Bachmann (Admiralstabschef) war entsetzt über die
Hydra; er fand die ganze Gesellschaft heute im Gartenbau
beschäftigt, mit herunterhängenden Köpfen. Gestern (bei der
Hoftafel) war es wieder sehr öde; die Unterhaltung schleppte
sich langsam entlang. Der Kaiser sah überall riesige Siege; ich
glaube aber, um sich und seine Unruhe zu beschwichtigen.
Müller ist von verschiedenen Seiten dringend gebeten wor«
den, man solle für die Dauer des Krieges mich als Chef der
Admiralität einsetzen und mir dann überlassen, wie und wann
ich mit an Bord ginge. Antwort war immer: .Ausgeschlossen!
Das thäte der Kaiser nie.'Erwill selbst den Marinekrieg führen
und Das könnte er natürlich nicht bei mir. Es ist hoffnung»
los. Ich habe aber diese Ziellosigkeit, diese Fanfaren da»
bei jetzt seit zwei Jahrzehnten miterlebt und gesehen, wie
jedes Ressort für sic^h arbeitet, Alles sich an ,Ihn' drängt,
dem man den Glauben beibringt, Alles selbst zu machen,
und von dem so große Vortheile ausgehen. Byzanz! Und
nun haben wir diesen furchtbaren Krieg und noch ganz das
selbe Durcheinander, die selbe Ziellosigkeit, vom Gesammt»
Standpunkt aus gesehen. In Konstantinopel, in der Marine,
in der Aimee, in der Politik kein Zusammenarbeiten, fast Al*
les immer noch bestrebt, nach dem Kaiser zu schielen, der von
weichen Leuten umgeben ist. Nun sehe man die Ovationen
im Reichstag; daraus geht doch die völlige Verständnißlosig*
keit des wahren Uebels hervor. Bethmann und seine Sippe,
Ballin und jetzt sogar in Reichstagskreisen machen Alle flau.
Ich sehe nur ein Mittel: Der Kaiser muß auf drei Wochen
oder mehr sich krank melden, anBethmanns Stelle muß Hin»
denburg kommen und ihm Alles unterstellt werden, zugleich
Armee und Marine. Auch Kessel war entsetzt über den Kai*
ser und seinen gesundheitlichen Zustand. ,Er habe nicht drein«
geredet, habe überhaupt nichts gethan und sehe schon, schließ»
lieh müsse er allein die Zeche zahlen.' Die Stimmung hier ist
sehr gedrückt. Falkenhayn sagt,er könne nichts mehr machen.
Den Oesterreichern traut man gar nichts mehr zu. Der alte
Januschauer schrieb mir, der Kaiser werde sich wundern, was
nach dem Krieg von seinem Königreich Preußen noch übrig

geblieben sei. Ein Feldjäger, Oberlieutenant, der aus Kon*
stantinopel kommt, wollte sich auch bei S.M.melden. Plessen
aber lehnte ab; es sei nicht genehm jetzt für S. M„ noch mehr
von der Türkei zu hören. Möge die Annahme, die bürger*
liehen Parteien wollten einmüthig durchhalten, richtig seinl
Erzberger scheint bereits umgefallen und auch von einem frei«
konservativen Parlamentarier hatte ich einen Brief, der sehr
nach Umfallen schmeckte. H APAG, Banken, Wilhelmstraße
mit allen Filialen; und selbst in der Armee außer im Osten
keine hervorragenden Erscheinungen. Daß die Flotte noch
zu einer guten Leistung kommt, glaube ich nicht mehr. Es
ist der Krieg der verpaßten Gelegenheiten. Der Kaiser saß
wieder voller Siegesnachrichten; andere dürfen an ihn nicht
herangebracht werden. Unter Anderem ,ist in Indien Riesen*
aufstand'; und so weiter. Die Wissenden bliesen Trübsal.
Es wäre möglich, daß der Kaiser sich absichtlich betrügt.
Seine Eifersucht auf Hindenburg gab Müller zu. Er beklagte
sich über die Zeppelinangriffe und ich gab ihm vollkommen
Recht. Ich will versuchen, die Kindereien mit den Zeppelin*
schiffen zu bremsen. Müller fand sich schon mit einem Groß*
Serbien ab. Oesterreich hat sich leider als ein so morsches
Gebilde gezeigt, daß wir es nicht auf die Dauer werden hal*
ten können. Wir hatten wirklich das sterbende Kamel zu sehr
belastet. Der Kronprinz freute sich, mich in Stenay zu sehen;
sonst sei Das ja schwierig, weil wir Beide .verdächtig' seien.
Man müsse nur die Leute sehen, die um den Kaiser seien:
dann könne man die Sache beurtheilen. Prinz Heinrich meinte'
der Kronprinz werde sich auch solche Leute wählen, worauf
Dieser sagte: ,Nein,Das werde ich nicht thun.'Ich habe doch
Hoffnung auf ihn. Er hat,freilich, nicht arbeiten gelernt, aber
er hat ein gutes Urtheil, läßt Menschen arbeiten, ist nicht
eitel und wird keine Kabinetswirthschaft treiben. Ich glaube
auch, daß er Menschenkenntniß hat. Aber der Kaiser läßt
ihn nicht heran. Ich habe mich in dem ewigen Kampf mit der
Kabinetswirthschaft verbraucht. Ich sah seit Jahren den Sturm
kommen und konnte nichts thun, um ihn abzuwenden. Ich
habe ja auch seit Jahren gesehen, wie die Flotte verkommißte
und für Parade und Inspektion arbeitete. Daß die Soziaide«
mokraten den Reichskanzler unterstützen, stimmt. Die Grand*

seigneurs sind Jammerlappen, die Serenissimi brave Leute,
Ludwig der Bayer ist nicht recht verwendbar. Ich könnte ver*
sucht sein, Nachfolger von Bethmann zu werden, nur um die
Kerls herauszufenstern.. Aber die Zahlen sind zu groß, daß
es trotzdem nicht gelingen würde. Helgoland hat doch nicht
ganz die Kriegsbedeutung gezeigt, wie wir früher dachten;
der Krieg in der Nordsee spielt sich in anderen Formen ab.
Ueber die Führerlosigkeit herrscht in der Marine allgemeine
Empörung. Die Oeffentliche Meinung, achtzig Prozent, will
mich haben. Alle Hetzereien gegen mich sind mit einem Mal
verschwunden; und morgen: Crucifige. Die ganze Gesell«
schaft um den Kaiser herum ist langsam eingeschlafen; der
Kaiser an der Karte selbst Alles einzeichnend. Müller erzählt,
er habe zweimal den Versuch gemacht, mich als Oberkom*
mandirenden der Marine durchzusetzen, sei aber gänzlich ab*
gefallen: der Kaiser brauche denOberkommandirenden nicht;
Das könne er selber machen. Jetzt, nach einem Jahr, haben
wir schon fünfhunderttausend Mann auf den Schlachtfeldern
liegen lassen und über eine Million Verwundete. Dabei ist
noch kein Ende dieses furchtbaren Krieges abzusehen. Der
Kaiser tröstet sich offenbar immer mit dem zweiten Punischen
Krieg. Ich habe nach Möglichkeit dagegen gesprochen; nach
diesem furchtbaren Ringen gebe es eine lange Pause, fünfzig
bis hundert Jahre; es komme also lediglich darauf an, wie wir
diesen Krieg beendeten. Die Stimmung in der Flotte ist, wie
ich überall höre, sehr verzweifelt. Helfferich hat ein längeres
Schreiben an-Bethmann gerichtet (vielleicht ist es bestellt), in
dem er nicht nur die völlige Preisgabe des U»Bootkrieges
fordert, sondern auch eine Mittheilung in diesemSinn an Wik
son. Der Kanzler holt sich Hilfe bei Falkenhayn und Müller,
Im Prinzip ist der Kaiser auch wohl gewonnen. Er war gestern
wenig gnädig zu mir. Meine Stellungnahme, falls die Vor«
schläge Helfferichs durchgingen, war so kategorisch, wie man
es nur verlangen könnte. Jetzt sind die Noten so ausgefallen,
daß wir die U.Boote wieder voll aufnehmen können, sobald
sich die Lage an Land günstiger gestaltet. Auch Hindenburg
sieht keine Aussicht, die Lage autour du roi zu ändern; die
Stuckmasse sei undurchdringlich. Er hat den Kaiser gerade*
zu angefleht, den Rathschlägen Falkenhayns nicht zu folgen,

Alles umsonst. Auch in Posen habe er den Kaiser be*
schworen, die Sache doch anders zu machen. Der war aber
von Falkenhayn vorher aufs Genauste instruirt und sagte,
Hindenburg irre sich. Ist das Ganze nicht furchtbar? Auf
der Fahrt nach Pleß war Bethmann riesengroß; aber er
wolle jetzt ruhig schlafen und nicht immer auf einem Pul*
verfaß sitzen. Er wolle jetzt Wilson sagen lassen, die
U»Boote hätten Befehl, amerikanischen Schiffen nichts zu
thun. Wir wurden nicht einig, da er ganz unnahbar. Nach»
her Vortrag. Falkenhayn war bearbeitet, Müller dito, die
übrigen Kollegen nickten immer Zustimmung. Bethmann
arbeitet nun eine Denkschrift aus und der Kaiser wird sich
unter dem Druck der gesammten Kamarilla strecken. Das
ist keine Frage. Gestern hatte er befohlen, daß die Instruk*
tion für Bernstorff zwischen dem Kanzler und uns verab*
redet werden solle. Inzwischen hat heute morgen, ohne uns
zu rufen, Bethmann den Kaiser herumbekommen. Die Sache
ist bereits entschieden. Ich glaube nicht, daß ich Das einstecken
kann; werde die Instruktion vom Kanzler einfordern und
danach handeln. Ich glaube, die Sache geht mit mir zu Ende."
Noch nicht. Nur Bachmann geht. Tirpitz bleibt. Ballin,
der den Marinesekretär bis ins Innerste, mit Hell und Dunkel,
kannte, dennoch fast liebte und nun in die Jammerecke der
„Flaumacher undeutscher Geistes" gestoßen wird, ersinnt
und ermöglicht einen Kompromiß, der im Nachtrag zu einer
Allerhöchsten Kabinetsordre dem Hof und den Aemtern
hörbar wird. Nach sieben Monaten flackert der Streit über
den Tauchbootkrieg wieder auf. Diesmal ist Generalissimus
Falkenhayn (weil seine Strategie nichts mehr vermag) dafür;
und der Admiral lobt ihn, der im Februar 16 sagt: „Geben
wir Belgien heraus, so sind wir verloren." Tirpitz wird zu
der Berathung nicht ins Hauptquartier gerufen; meldet sich,
als er von der Vertagung des „rückhaltlosen U== Krieges" ge*
hört hat, krank; wird vom Kaiser aufgefordert, den Abschied
zu erbitten; und erhält ihn am siebenzehnten März. „Ich
sah uns zum Abgrund rollen." In dem ^allerunterthänigsten"
Gesuch um Entlassung nennt er, zweimal, die Marine „das
Lebenswerk Eurer Majestät." In den Privatbriefen las mans
anders. „Spielzeug, wie AHes. Seit zwei Jahrzehnten Ziel*

losigkeit und Fanfaren. Byzanz.'V: Aus diesen Briefen,
die hundertzehn Druckseiten füllen, habe ich Bruchstückchen
gesammelt. Die Regirung der Republik müßte größere Aus*
züge in Millionenauflage verbreiten. „So war der Ursprung,
so die Führung des Krieges; so sah die kräftigste Persönlich«
keit, die im Vordergrund einsam starke, das Große Haupt*
quartier. Der Kaiser eitel, furchtsam, spielerisch, eifersüchtig
auf Feldherren und Flottenführer, launisch, gewissenlos, nur
im Ring blinder Anbeter behaglich, noch in den besten Stunden
ein Kind, das die Angst wegzusingen, wegzuprahlen trachtet.
Um ihn weiche Höflinge, listige Gunsterbirscher; auf den
höchsten Zinnen weder zulängliche Fähigkeit noch Charakter.
Jeder arbeitet nur für sich. Keiner traut dem Gefährten. West*
heer und Flotte werden schlecht geführt. Die Zeppelinfahrten
sind Kindereien. Die Siege, die, Tag vor Tag, dem Volk als un*
vergleichlicheWunderthaten, als zermalmende Weltentscheid*
ung illuminirt werden, sind Theilerfolge, an deren Wirksam*
keit ‚oben' Niemand glaubt. Die Nation preist ihre Toten als
Retter des Vaterlandes, jauchzt ihren Göttern Dank, knetet
aus Erdkloß Götzen: und ihre Führer zagen, zittern, befehden
einander tückisch, sehen das Unheil nahen und erbrüten aus
Windeiern neuen Trug. Ahntet Ihrs, die mit leuchtendem
Blick, frommen Jubel im Herzen, von der schluchzenden
Mutter, der bang stolzen Braut zu den Fahnen eiltet, wie
zu Tanz in sicheren Tod vorstürmtet, auf grüner Haide ohne
Wank das Dröhnen der Schlünde, das Dengeln der Men*
schensense hörtet? Hättet Ihrs dem Bruder, dem Pfarrer
geglaubt, Ihr, Deutsche, die willig das Liebste, den Lebens*
inhalt hingäbet, denen Darben ein Fest, Besitzesopfer Heili»
gung war? Weil Bethmann bequem ist und mit Wilhelm
‚den ersten Bock geschossen hat', darf er, der allenfalls für
ein ruhiges Oberpräsidium taugte.als der Atlas deutscher Welt
‚in den Krieg hineinschlittern'. Weil der Allerhöchste Herr
(der höchste wohnt in anderem Himmel), wie ein alternder
Tragoede auf eine junge Tänzerin, auf jeden Lorberempfänger
eifersüchtig ist, darf Tirpitz nicht an die Flotte, Ludendorff
(Hindenburg) zwei Jahre lang nicht auf den Feldherrnsitz. ‚By»
zanz. Ich gehe unter die Sozen und suche Laternenpfähle aus.
Die Katastrophe mußte kommen. Das Unheil kroch längst

heran. Die Hydra. Das Elend der Kabinetswlrthschaft. Alles
Spielerei. Die verfluchte Bande in Pleßl' So spricht ein Groß*
admiral und Nationalheros. So schrieb er schon 1914 und
15, als der ,uns unentwindbare Endsieg' sich in dicker Hülle
von Lungenschleim und Letternschwarz durch alle Gassen
wälzte und der leiseste, aus redlichster Sorge entbundene
Zweifel Schimpf, Qhrfeigen oder Schutzhaft einhandelte. Und
nun sollst Du, deutsches Volk, noch glauben, der Krieg
sei erst im Herbst 18 verloren, das Heer durch den Dolch»
stoß der Heimath gemordet worden? Sollst nach allen Lügen»
Schwaden gar die Ammenmär noch schlucken, Dein Leid,
Deine grause Noth sei das Werk deutscher Revolution? Auch
Sankt Tirpitz sagts. Eine Seeschlacht am Anfang, rücksicht*
loser Unterseekrieg 16, alle Wucht auf die flandrische Küste,
alle Luftbomben auf die londoner City: dann schafften wirs.
Was sagt er nicht? Der Waffenstillstand (den die Oberste
Heeresleitung forderte und so, wie er wurde, erzwang) war
Schmach und Schande, die Revolution (die den Admiral im
Bart längst unvermeidlich dünkte und an deren Morgen er die
Lindenlaternen mit den Köpfen der Hydra putzen wollte) war
Frevel und niederträchtiger Raub sicheren Sieges. Die Oester»
reicher sind schlappe Kerle, die Engländer Piraten, schäbige
Krämer, ausgekochte Schurken, die Amerikaner habgierige
Welteroberer, rundum nur Gesindel, Strolche, Aasgeier. Und
,das Lebenswerk Seiner Majestät' war der Versuch, ,dem deut*
sehen Volk den Weg über die See und in die Welt zu weisen'.
Waren nicht Hunderttausende Deutscher, aus eigenem Recht,
eigener Kraft, diesen Weg gegangen? Waren der jüngsten,
seit 1890 lästigsten Großmacht nicht die Meere offen und
Kolonien zugefallen, die, nach Tirpitzens Urtheil, noch 1914
.wenig erschlossen' waren? Aus den Briefen des Admirals.der
am Hof auch Höfling sein konnte, wird das .Lebenswerk Sei«
ner Majestät' in greller Klarheit erkennbar. Das sollte, konnte,
durfte dauern? Kein Erzfeind hat es in tieferen Abgrund
verdammt. Mit diesem Kriegsherrn, diesen Paladinen und
Staatssteuerern triumphale Ueberwindung der Abendlands»
menschheit? Dieser Monarchie sprach leis auf dem Krater
des Zornes der Schöpfer des Reiches, in begreiflicher Wuth
des plump Gekränkten der Bauer der Schlachtflotte das Todes*

urtheil. Schneidet das geile Papiergerank weg: und das gefähr=*
liehe Buch wird heilsam. Gefährlich ists durch die ungemeine
Demagogenkunst des Schreibers, durch die Blendkraft der
Darstellung, in deren Glitzergesträhn viel unedler, unechter
Stoff eingeknüpft ist, durch des Verfassers Fähigkeit, sich
selbst, für Stunden mindestens, zu täuschen und Selbsttrug;
dann, mit der Suggestivkraft des Gläubigen, in andere Hirne
zu pflanzen. Heilsam wird es, wenns Euch erkennen lehrt, was
war und was ist. Diese Totsünde war. Nie wurde mit Vorstel»
lung und Willen, mit Kraft und Giauben, Leib und Seele eines
tüchtigen, in Menschheit reifenden Volkes ruchloser gespielt; ,
in aller Geschichte niemals. Wen wundert, daß die aus fünf*
jähriger Lügennarkose Erwachten allen Glauben abschworen,
alle Pfosten des Gewissens, alle Wägbalken unter den Scha*
len der Sittlichkeit zerbrachen, aus Hochgefühlstaumel sich
in Fuselrausch stürzten, die Schwelle des Bewußtseins, in den
frechsten Trug sich inbrünstig verstrickt zu haben, mit jedem
Naß, wärs nur mit Jauche, überspülen wollten und sich, gott*
ähnlich, jenseits von Gut und Bös wähnten, wenn Genuß, der
rohste, ihresStrebenshöchstesZiel wurde undder schmutzigste
Pfad, von dessen Mündung es blinkt, sie nicht schreckte?
Folge der Revolution? Mit dem selben Recht nennst Du, Fant,
das Fieber die Ursache der Krankheit. Folge der Kaiserei ttfcd
des ungeheurenKriegsrtuges. Revolution mußte werden; war
nothwendig wieSintfluth und Erdbeben, Eisgang und Lenzes«
aufbluth. Auch die Revolution hat, immer und überall, Ver*
br-echen gezeugt, Verbrecher entbunden. Doch werfet alles
frevle Thun der Rebellen in Petersburg, Moskau, München,
Dresden, Budapest in eine Wägschale: hoch flattert sie, einer
leeren gleich, auf, wenn die andere unter der Zehntellast der
Kriegsgräuel sinkt. Von Verschwörertücke schmählich über*
fallen, von Fremdgift zerrüttet, von Heimathverrath erdolcht?
Weiset den spottschlechten Film auf die dunkelste Hinter*
treppe; in Flimmerhelle soll er Euch das Sehnen nach der Rück*
kehr in Wilhelms Welt einkurbeln. Niemals. Die konnte,
die durfte nicht dauern. War welker als die des sechzehnten
Louis. Tragoedie sähet Ihr, nicht von Zufalls wegen blut*
rünstiges Vorstadtspektakel. Läßt Simson sich zum zwei*

ten Mal blenden? Was üns heute drückt und quält, die
Haut striemt und das Seelenfell schindet, ist aus der Glanz*
zeit, der großen, ererbt. Doch Deutschland will wieder Ahn
werden. Wir müssen unsere Republik, so dreckig sie aus»
sieht, wollen, wir müssen sie lieben und, allem Bedenken zu
Trotz, uns in Demokratie einfühlen. Da ist der Weg und da
nur das Ziel. Der Großadmiral ist nicht .unter die Sozen
gegangen'. Bis an die Weichbildgrenze der Vernunft darf
mit ihnen Jeder gehen, der des Lebens Fackel entzünden will.
Keiner mit unreiner Hand, unentsyhnter Seele. Und kein
Auge darf schaudernd nach Umkehrgelegenheit spähen, weil
ein Feuermeer die Lichtsucher umschlingt. Welch ein Feuer!
Ein sehnend Hoffen
Feuer, das Loki über die Erde säte, oder die Brunst, die
Brünnhildens Schlaf umhegt, bis der zu Erweckung Muthige
sein Roß durch Hindarfjalls Flammensturm spornt? Die
Frage birgt Schicksal. „Wie, allzu Feierlicher, jedes Weibes
trächtiger Schoß." Jedes. Hier aber, Ewig'Gestriger, wird
eines Erdtheiles Schicksal. Nicht nur eines Volkes.
Sie versinken, ertrinken, Herr Kanzler, in Amtsgeschäft.
Sehen Fraktionen, Beamte, Genossen (von Löhlein bis, auf*
wärts, zu Sklarz), gucken in Zeitung, horchen Vorträgen,
schnuppern in die Nationalversammlung, stopfen sich mit
Gesetz» und Rede«Entwürfen, lauschen dem Segen Fritzens,
den Flüchen Philippens, geben immer ihr Bestes (Das ist,
sagte Dingelstedt zu einem von Eifersstolz keuchenden Mi«
men, ja eben das Schlimme); und hören in solchen Dranges
Stickenge bald auf, ein Mensch unter Menschen zu sein. „Ein
Kind des Volkes will ich sein und bleiben ': hundertmal sangen
Sies. Wissen Sie, im vierten Monat der Erhabenheit, noch
genau, was dieses Volk empfindet? Sie können die Reichs»
tagswahl, wie Unsaubere Seife, Schmieröl, Chocolade, Schnür*
senkel, verschieben. Keine Partei der Mehrheit von heute
hat Geld, keine kann Zuwachs hoffen, jede muß Verlust
fürchten. Also sind „noch von diesem Hohen Haus drin»
gende Aufgaben zu erledigen"; und inzwischen die Klingel*
beutet zu schwingen und die rothschwarzgoldenen Listen

dicht, zu verfädeln. Wird die Zeit für die Mache noch zu
kurz: „Die auch international höchst wichtige Arbeit des
Untersuchungausschusses darf nicht unterbrochen werden."
Bis in aschgraue Junidämmerung aber werden.Nationale und
^Sozialisten nicht stumm vor dem Pult hocken. (Wenn
die Gemeinschaft ihrer Abscheu von Parlamentströdel und
Stadtbourgeoisie für ein Wegstreckchen diese Totfeinde ver*
bündete? Betriebsräthe, Selbstverwaltung der Berufsklassen*
körper, allzu beweglichen Schlittengäulen des Kapitals jede
Gleitbahn verschüttet: Waghälse können dran denken.) Einst
muß kommen der Wahltag. Brächte ihn die nächste Sonne,
von ihrem Strahl schwöllen die Heere der Delbrück und
Haase. Dem Volk schmeckt das Novemberbräu schal. So
hatte sichs die Auswirkung des Umschwunges, Umsturzes
nicht vorgestellt. Keine Kohle im Herd, kein Feuer mehr
in der „Bewegung". Hoher Lohn: der nichts Rechtes ein»
kauft. Sozialisirung: die seit dem Frühjahr „marschirt", doch
nicht ankommt und, wenn sie käme, einen Quark mitbrächte.
Strike langweilt. Mutter weiß seit dem Kriech, was in der Fa*
brik, auf dem Fahrer* und Schaffner»Platz, in Erdloch und
Briefträgerstube los is. Umsatzsteuer in Sicht. Und alle Tage
Noske. Noch, cancellarius, dehnt sich die Frist. Raffen Sie sich
in den Versuch, Ihr Volk mal mit anderem Griff zu packen.
Links und rechts. Aufflug ins Geistige. Monarchie und Korn*
munisirung erlauben die Feinde nicht. Den Nothopferhort
nehmen sie in Beschlag; wenn vierzig Milliarden eingebuttert
sind, bliebe ihnen ja nichts mehr. Wozu erst schwitzen? Wa*
rum Millionen, Milliarden, damit sie der Steuerfiskus nichfr
schlucke, in Perlen, Automobilien, Zimmerschmuck, Pelz, Sekt,
Schlemmerei anlegen, vergraben, verspielen, verludern? Fast
Alles heute in Deutschland öffentlich Erstrebte, Versuchte ist
Geberde und Geräusch, aus denen nichts Heilsames werden
kann. Neue Gesetze? Pechschwarz hülst den Zustand, dem sie
sich anpassen müßten. Schule und Völkerbund: alles Andere
kann warten. Schule, die jedem Willigen den Urquell der
Geistesbildung breit öffnet und die Gleichheit der Rüstung bei
Beginn des Kampfes ums Dasein verbürgt. „Vata dreht Eisen
un ich jeh auch in Fabrik": solche vererbte Hörigkeit darf

nicht mehr sein; nicht für Mannheitdauer Maschinenzubehör,
wer im Engsten zu schaffen vermöchte. Völkerbund: weil wir
ohne internationale Vereinbarung nichts, gar nichts erwirken,
nicht einmal nützlich Vorsorgen können. Nicht etwa nur wegen
des Vertrages und der Reparation Commission, die alle An«
Ordnung umordnen darf. Auch im Siegerreich gehts nicht.
Nirgends auf Europens zerstampftem Festland.
Die Greise, drüben und hüben, merkens noch nicht.
Da, Kanzler, Bauer, schiäff Brünnhilde. Dorfhin muß Ihr
Wort schallen. „So, Hoher Rath, wird nicht neue Welt;
und niemals hat Wilson, Grey, Lloyd George, Cecil es so
gemeint. Stirbt noch in den Wehen der Geist und wird
nur der Buchstabe lebendig, dann ist der Vertrag uns un»
haltbar, Euch unfruchtbar. Zersplitterung in einander feinde
liehe Klein» und Mittelstaaten, deren jeder sich .national aus*
leben' will: blanker Unsinnsgletscher in einer Zeit, die Kraft,
ballung, Großbetrieb, Pool und Trust gebieterisch fordert.
Alle Eisenbahnen unseres Festlandes ein Körper; daß zwischen
Palermo und Tilsit, Saloniki und Ostende Kohlenwagons leer
auf der Strecke rosten, eine große Halde aber vollgepackt
liegt, ist nicht länger zu dulden. Ohne den Hitzwerth der
Kohle siecht mit dem Schuldner der Gläubiger. Kein Zoll,
keine Sperre. Jede Produktion da in größtem Umfang ge=
fördert, wo sie nach kleinstem Kostenaufwand den höchsten
Ertrag leisten kann. Australien hat hundert Millionen Schafe,
Argentinien Weizenüberwuchs: mit dem Riesenconcern
Europa, nicht mit kleinen Bettelsäcken, ist Abkommen mög*
lieh. Nähr* und Rohstoff, Werkzeug und Zahlmittel, Wehr*
macht und Arbeitzeit: Gemeinwirthschaft oder Chaos." Das
nationale Wesen, die Blüthe der Volkheit wird nicht ange*
tastet, der Klassenspalt nicht mit bemalter Leinwand verdeckt.
Doch schändet sich, wer in Nothdurft das Höchsterringbare,
nicht im Fernsten das Nächste sieht? Der Mensch war dem
Menschen ein Wolf: und lechzt nun, in Rudeln, nach Näh*
rung und Wärmung des Leibes, der Seele. Nur die Ein*
tracht Freier, freundlich Geseilter löscht Lokis Feuersaat und
entzündet an ihrem letzten Funken die Fackel des Lebens.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der
Zukunft in Berlin. — Druck von Paß E. Garleb G. m. b. H. in Berlin.

rffr.
— Die Zukunft
wollen!!!
Rauchen Sie, soviel
Bei Anwendung von
NICOMORS
keine Schädigung- der Gesundheit mehr.
Nicoraors ein ärztlich empfohlenes, durch D. R. P. geschütztes Präparat In
Tablettenform. Preis pro Röhrchen Mk. 2.—. Zu haben in den Apotheken, Drogerien
oder direkt durch den Alleinfabrikanten
Chem. Fabrik Hermann Drösse, Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 8.
Ii

Keine Postkarten, sondern nur künst-
lerische Aktphotographie. Man
verlange Probesendung. Postfach 2,
Hamburg 81.
Bädern
bietet der An-
zeigenteil der
Sanatorien zukunft
Hotels
Pensionen
günstige
Propaganda-
Gelegenheit.
Berliner Zoologischer Karten
Grossartigste Sehenswürdigkeit der Residenz!
Qrösste und schönste Restaurationsanlage
der Welt!
Täglich grosses Konzert.
Neu! Neu!

mit Terrarium
u. Insektarium
Rennen zu
Berlin-grunecoald
12. Tag: Sonntag, den 12. Oktober, nachm. 1 Ohr
8 Rennen im Werte uon 206000 M., u. a.:
Grosser Preis von Grunewald
80000 ML
Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrund*
bahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Straßenbahnen
D und U bis Bahnhof Heerstraße usw.

Berlin, den 18. Oktober
Moritz und Rina
Kressin, Vendemiaire nach Weltuntergang.
Lieber Bruder!
ein: länger trag' ich nicht die Qualen, die Angst, die jede
Hoffnung raubt 1 Der blonde Jägerbursch, ders singt,
ist fast so verschollen wie die schneeweiße Landfrau, die sich
heute zur Feder entschließt (und gewiß ist, daß sie nochman*
chen Abend und Morgen verkritzeln wird, ehe dieser Pralimi«
närbrief abgeht); Max ist aber, trotz Compagniegeschäft mit
dem schwarzen Kugelschieber Samiel, der, versteht sich, ein i
für ein u macht, der Wolfsschlucht entgangen. Muß Deine
leibliche Schwester drin liegen, bis auch ihre Seele Gerippe
wird?Wartenur:balde.DieAbrede lautete :SechsMonate nach
Friedensschluß nehmen wir den Briefwechsel wieder auf. Wenn
wirs, wie der Bayer sagt, „derieben". Nicht früher. Lieber
die Nothwendigkeit der Pause waren wir einig. Ueber nichts
Anderes (disons: fast). Stichelei, Zankerei, die bis an die
Injuriengrenze geht, ist auf die Länge nichts für reinliche
Leute. Und weil der Achtbarste selbst, der Unbescholtenste
nicht mehr errechnenkonnte,wie vieleHändeund Augenseine
Briefe durchwühlen würden, fiel auch die Voraussetzung un<
seres Geschreibes; wozu, wenn splitternackte Offenheit nicht
mehr möglich? Der Junge stand acht Monate unter Postsperre,
seit irgendwer ihm aus Dänemark eine Zeitung ins Haus ge*
schickt hatte. Alles verspätet, noch feucht verklebt, mit Blei*
s

stiftstrich unter der Straßenangabe.Beschwerdeundmündliche
Auseinandersetzung half nicht. Das macht keinen Appetit.
Wer hatte denn auch, seit 17, noch Kopf zum Schreiben? Je»
der bis an den Rand mit Sorge, fürs Enge und Weite, bepackt-
Aus keiner Stadt was Anderes als Fragen nach Fleisch, Fett,
Eiern, Milch. Daß wir, freilich, gar nichts mehr von einander
hören, in die Begleitzettelchen zur Kistenpost beschränkt sein
würden, hatte ich nicht gedacht. Kein Vorwurf. War ja verab»
redet. Hast in den dunkelsten Tagen immer gefragt, wie es
stehe, oder Deine unwahrscheinlich gute Lotte bemüht. Als
Adolf hier, unser Kind, obendrein gleich nach Wochenbett, in
Berlin die schwere Grippe hatte und sichs Beiden so schlimm
auf die Lunge legte, wäre ich am Ende doch verzweifelt, wenn
ichMariechen nicht in guterHut gewußt hätte.Unvergeßlich,
daß Du das schmal gewordene Ding selbst dann an die Küste
brachtest und bei ihr bliebst, bis der Mann, mit endlich heilen«
der Wunde, Dich ablösen konnte, und daß Lotte die zwei
Würmchen an unsere Milchquelle bugsirte. Alles überstan*
den. Kinder und Enkel wohlauf, der Schwiegersohn spürt die
Armprothese kaum noch, ist mit Leidenschaft Ingenieur und
Dein Schwager zwar über seine Jahre klapperig, aber in gicht»
freien Wochen beweglich wie ein Wiesel und für den Roth»
weinrest schon wieder so feierlich interessirt, als dürfe er von
Milch der Greise Verjüngung hoffen. Ueber Persönliches zu
klagen, wäre also blödsinniger Undank. Eine Weile war mir
eher, als müsse mich schämen, weil nach so großem Sterben
nicht das winzigste Grab zu bepflanzen. Wie Das heute klingt!
Viele fühlen noch bitteren Schmerz, viele Einzelne; von Ge»
sammtweh, von Tragoedienstimmung, wie Dus donnemals
nanntest, liegt nichts mehr in unserer Luft. Lagja nie. In Eurer?
Noch weniger wohl. Allmählich brennts mich doch, was davon
zu wissen. Beim Gekram in alten Briefen fand Deinen vom
Oktober 13; den letzten, so zu sagen, hochpolitischen. Un*
heilschwanger: hätte alter Romanstil ihn genannt. Schwefel*
saurer Vergleich mit dem Jahr des Befreiungskrieges; Stuck
und Granit. Dann aber Trommelwirbel der Zuversicht.
„Gecken und Tröpfe glauben sich Elite. Unsereins nicht.
Abertausende vom selben Kaliber hausen im schönen deut»

sehen Land. Gesund, rechtschaffen, tüchtig und tapfer.
Schreien nicht, brüsten und spreizen sich nicht, wollen nir*
genas Modemacher und Tonangeber sein: und werden drum
übersehen. Tummeln sich, schaffen Kinder und Kindern
Brot. Männer und Weiber, Grafen und Erdarbeiter, Feu*
dale und Demokraten, Christen und (nimms nicht übel auf)
Juden. Sind durchaus nicht Dessen froh, was sie im Glanz*
stuck an der Reichsfassade sehen; beißen im Gelärm und?
Gebimmel aber die Zähne zusammen und arbeiten rüstig-
weiter. Die machen das Vaterland stark und helfen über
Trübsal hinaus. Darfst nicht vor dem Ziel müde werden
und Resignation als Gummiflasche mit Warmwasserfüllung
aufs Kopfkissen legen. Nicht einreden, daß die dreifarbige
Herrlichkeit nur uns noch trägt, dann einstürzt und stern*
lose Nacht wird." Kannst sagen, daß nur Trostspende war;
doch weder Einsturz noch sternlose Nacht leugnen und die
Abertausende, die aufmarschiren ließest, in dem Deutschland,
das uns blieb, nicht leicht finden. Siehst noch Sterne? Bitte
ergebenst darum. Trotzdem die sechs Monate noch nicht ab*
gelaufen sind. Für uns Zwei scheint mirdas Vernünftigstejetzt
zu ratifiziren. Kannst Dir, von sehr Weitem, nicht vorstellen,
wie alt ich in diesen drei Jahren geworden bin. Innen noch
schrumpeliger als außen. Die Stunde kommt; und wir waren
einander doch was. Frater, peceavi? Meinetwegen. Nach
Neune, sagt Bismarck, ist ja doch Alles aus.
Den möchten sie nun auch auf den Müll werfen. Horche
genau hin: er ist an Allem schuld. Habe besonders viel an
ihn gedacht, als in diesen Tagen Tirpitz durchackerte. Un»
ser Großer kommt zweimal vor. Nicht schlecht gesehen. Als
S. M. seinem Bruder die Faust gepanzert, Lorber vorausbe*
stellt und befohlen hat, in China Hunnen zu spielen (erinnere
mich noch genau, wie mir Nächste über das entsetzliche Ab*
schiedsduett tobten), sagte er sich mit langsch weifigem Ge*
folge in Friedrichsruh an. „Wieder mal nach dem Alten se*
hen." Was man so nett „impulsiv" nannte. Ob in dem Land*
häuschen ohne Hausfrau der unvermeidliche Imbiß nach ein
paar Stunden zu liefern war, kam nicht in Frage. „Der Fürst
versuchte, politische Gespräche anzuspinnen; zu meinem groß*-

ien Bedauern ging der Kaiser auf diese Gespräche nicht ein,
sondern es wurde die an der kaiserlichen Tafel häufige Anek*
dotenunterhaltung geführt. Immer, wenn Bismarck von Poli*
tik anfing, vermied es der Kaiser, darauf zu achten. Moltke
flüsterte mir zu: ,Es ist furchtbar!' Wir fühlten den Mangel
an Ehrfurcht vor einem solchen Mann. Beim Abschied ver*
suchte der Kabinetschef Von Lucanus, der 1890 bei Bismarcks
Entlassung mitgewirkt hätte, dem im Rollstuhl sitzenden Für*
sten die Hand zu geben und einen Bückling zu machen. Da
entwickelte sich ein merkwürdiges Schauspiel, das von ge*
waltigem Eindruck war. Der Fürst saß da wie eine Statue,
kein Muskel rührte sich, er sah ein Loch in die Luft und
vor ihm zappelte Lucanus. Der Fürst drückte an sich nichts
aus, es lag keine Abneigung in seinen Zügen, aber er war
unbewegliche Maske, bis Lucanus begriff und sich entfernte."
Die zweite Geschichte spielt früher und ist noch viel besser.
1897 wollten sie den Fürsten vors Flottengesetz spannen.
Allerhöchstes Handschreiben lud ihn zum Stapellauf eines
Schiffes, das seinen Namen tragen sollte. Er schützte Alter
vor und Tirpitz war ausersehen, diese Falte auszubügeln.
Sein erster Brief kam zurück; der Fürst nehme keine Briefe
an, auf deren Umschlag nicht der Absender angegeben sei.
Zweiter Brief. Antwort, der Staatssekretär des Marineamtes
möge kommen. Als er eintritt, Alles beim Frühstück. Ge»
sichtsschmerz, heiße Kissen, kühle Höflichkeit. „Nach dem
Genuß von anderthalb Flaschen Sekt wurde er lebendiger.
Als die Damen den Raum verlassen hatten, war die Stirn*
mung schwül. Mit einem Mal wölbten sich die großen Augen«
brauen, er sah mich mit einem vernichtenden Blick an und
grollte los: ,Ich bin kein Kater, der Funken giebt, wenn er
gestreichelt wird.' Dem Kaiser möge ich sagen, er wünsche
nichts Anderes als to be let allone, allein gelassen zu wer*
den." Hörst ihn? Ein wildfremder Admiral und Staatssekre»
tär, mit ganzem Häuptlingsbehang und Allerhöchstem Auf*
trag; Weißsauer wird nicht kalt, also anfangen; und: „Ich
bin kein Kater, der Funken giebt, wenn er gestreichelt wird."
Die Huld Serenissimi kirrt mich nicht. Wer hats nachgemacht?
(Wenn Tirpitz noch nicht gelesen hast, empfehle besonders die

Briefe aus Hauptquartier. Schmerzlicher Genuß. In Deinen
bösesten Stunden kamen die „sonnigen Wesen" da oben
nicht schlechter weg. Räthsel mir nur, daß trotz Alledem der
helle Admiral zu glauben scheint, anderes Ende sei möglich
gewesen.) In Quengelei über Bismarcks „Fehler" kriegt Ihr
mich nicht. Adolfens neuste Puschel. Das Genie und den
Muth zu persönlicher Fronde läßt er ihm einstweilen noch;
hat aber ein langes Sündenregister auf der Walze; Berliner Kon»
greß, zu wenig Rechtsgefühl, Rüster, unzeitgemäße Freiheit*
beschränkung: die alte Leier. Er war ein Mensch, 1815 auf
einer märkischen Klitsche geboren, konnte die Welt nur aus
seinen Augen sehen und nicht Alles so einrichten, daß noch
1915 nirgends ein Keilkissen und Sofadeckchen fehlte. Er*
innerst Dich seines Wortes: „Auf Den wars nicht zugeschnit*
ten." So unpolitisch und im Herzen verprügelt das alte Bau*
erweib hier sein mag: Erlebtes läßt sichs nicht ausreden. Als
er weggejagt wurde, ging es uns über alles Hoffen gut und
wir waren nicht mal verhaßt. Griff uns Frankreich an, hatten
wir Italien, griff uns Rußland an, hatten wir Oesterreich und
Rumänien auf unserer Seite und zu Angriff waren wir Kei*
nem im Wort. Schweinitz hat damals erzählt, wie er, als Bot»
schafter, dem schwedischen Russen Giers (der immer müdev
wie in Halbschlaf versunken schien) 1890 die Rückversichev
rung kündigen mußte und von ihm hörte, Das sei ein großes
Unglück, Ende einer, trotz Antipathie in den Völkern, hun»
dert Jahre lang fest gebliebenen Staatenfreundschaft und der
russische Kaiser werde sich der Werbung Frankreichs, das-
ihm als Republik nicht bequem sei, nun wohl kaum länger
entziehen können. So fings an. Fehlerl Jedem sind Dutzende
anzukreiden. Hat denn Euer Heiliger Wilson keine gemacht,
aiser von Monologen, von denen mancher auch mir schmeckte,
sich zu Handlung ins Getümmel bequemen mußte?
Lächelst. „Alte Liebe rostet nicht." Stimmt. Liegt jetzt
aber anders. Nicht nutzloses Wiedergekäu, sondern ehrliches
Bemühen, an die Quelle zurückzugehen und mit klarem Auge
hineinzublicken. Mir ist Lächeln erfroren, seit mein Junge
den grauen Rock, der Schwiegersohn die Blaujacke aus*
ziehen mußte und Adolf die Löwenhaut des Landwehrma*

jors, die alte in der mir lieberen Preußenfarbe, ohne Salut in
die Kampherkiste verschloß. (Hatte sie stattlich getragen, als er
über Gefallene und Heimkehrer im Dorf sprach. Kurz und
würdig, ohne Krimskrams, unter hell ausgestirntem Winter»
Hümmel. „Zum letzten Mal", sagte er; und warf Schloß und
Schlüssel dann in den Teich: „damit Uebereifer nicht etwa
meinem Leichnam den Kittel anziehe".) Ahnst, wie mir war?
Hundertmal hatteich ja vonEuchgehört.dieSache werde.müsse
schlimm ausgehen, weils am Eingang nicht sauber gewesen,
mit solcher Spitze, Kriegsherrn und Paladinen, nichts zuhoffen
sei, ganze Erdkreis sammtGeist derZeit wider uns etc.pp. Wie
grenzenlos unausstehlich in all den Jahren der theure Gatte,
dessen mich werth fandest, war, kann Keiner ermessen. Von
früh bis spät Genörgel; in jeden Blüthenkelch Mehlthau.
Und ich mußte doch neben ihm stehen, als sie hier Miene
machten, ihn, wegen mangelhaften Durchhaltewillens, in die
Acht zu thun. Seit Präsident, Hofschuster bis in die Waden
und mit zwei „unabkömmlichen" Tochtermännern, mit dem
bekannten tiefernsten Blick und umflortem Kehlkopf mir von
dem „hoffenlich in keinem deutschenHaus erlahmendenSieges*
willen" sprach, sah mich im Kreis kein Kätzchen mehr. Auch
nicht, als Dein Schwager, durch die Vernunft seines Eingriffes
in den Quatsch der Lebensmittelverordnungen, die Sippe wie»
dergewonnen hatte. Man stirbt nicht dran. Brauchte mich
in den langen Monaten der Krankenpflege wenigstens nicht
«rst, wie Puttkamers Köchin, „an dem Einsamen zu ge«
wohnen". Seit 17nicht einen Tag fort. Alles lag auf mir. Ohne
den Jungen wärs nicht zu leisten gewesen. Gleich nach Be»
stattung seines Schwiegers, des Geheimen Kommerzienrathes
und Ritters hoher Orden, kam er; und blieb, mit Geschäftslast,
Telephon, Dringenden Telegrammen, Wochen lang an Vaters
Bett. Hätte mir Staar gestochen, wenn noch nöthig gewesen
wäre. Front, Etape, Heimath: von Allem hatte er nicht nur
genippt. Deine Schule; und mit seinem schön stillen Anstand
firn wie ein abgelagerter Jahrgang. Ueberall werde geschoben
undgeschachert, das Vertrauen seibisauf die letzte Faser durch»
gescheuert und der tollste Wahnsinn, daß man aus Frontdienst,
so zu sagen, offiziell Strafe gemacht und die Hetzer (die

meisten, träumt seine Jugend, seien Schwarmgeister) zu Tau»
'senden in den Graben geschickt habe. Erzählen war von Kind
auf seine Stärke. Ich sah die bepackten, zerschundenen Leute,
die nicht mehr an Sieg glaubten und, weil man ihnen anderen
Gemüthsproviant nicht in den Tornister gesteckt, sie aber
mit armen Teufeln aus allen Ländern in Berührung gebracht
hatte, von „Brudermord" zu raisonniren anfingen und um
jeden Preis Schluß machen wollten. Die Herren hinten
fleißig, viele auf ihre Art gescheit, nicht alle mit reinen Fin*
gern, ohne Vorstellung, was man dem Menschen aufbuckeln
dürfe. Und ich roch Eure Großstadt. Schmutz und Gräuel
im goldenen Becher derBuhlerin, die in Scharlach und Rosin*
färbe auf dem Thier mit sieben Köpfen und zehn Hörnern
sitzt. Einzelnes war ja in unsere Oede gedrungen. Ein Bild
wurde erst aus der Erzählung des Jungen, Alles morsch.
Lange zu halten, unmöglich. „Auch Onkels Meinung." Vor*
bereitet war ich also. Doch nicht auf dieses Ende. Man zer*
bricht sich den werthlosen Schädel und findetkeine Erklärung
Hier hat Jeder eine in der Tasche. Je eine sogar für Herr*
schaft und Gesinde. „Unter uns" wird zugegeben, daß man
das Maul hielt, um die Sache ru halten, und daß es mit Rie*
senkrach enden mußte. Alles Theater, unpreußisch, ewiger
Ausverkauf, die Vorderplätze, wie der Garde«Loewenfeld
schon auf dem Imperator sagte, iür die Herren Israeliten re»
servirt; kennst ja die Melodie. Wurde leise immer gepfiffen.
Oeffentlich knien sie sich auf die letzte Note. Dicht vor End«
triumph, als die Feinde sich schon ängstlich nach Mauslöchern
umsahen, Reich und Herrlichkeit von Juden abgemurkst. Was
für Rina? Rassestolz möchts gern glauben; denn selbst die be«
scheidene, kluge, in Anderssein doch vornehme Schwieger*
tochter hat mir die Antipathie nicht ganz weggesengt. Aber in
welche Pechhütte müßten wir uns verkriechen, wenn die paar
Semiten uns so gemeistert hätten 1 Spricht man mit irgendwas
Führendem darüber, so kommt die Antwort: Richtig; aber es
ist unsere wirksamste Schallplatte und ohne ein starkes Schlag*
wort richten wir die Leute nicht schnell genug wieder auf.
Mag sein; kann mich aber nur in Abscheu vor allem Oeffent*
liehen noch fester einnieten. Wo Lüge de rigueur ist, spiele

nicht mit. Brauche nicht: weil der kleinste Grundbesitzer
schließlich auf Eigenem steht und ohne Aeugeln durchkommt.
Nie wars so deutlich. Als Adolf die ersten Zeichen erwach*
enden Interesses fürs Allgemeine gab, war schon „Republik".
Ein Viertelhundert Monarchen abgeschwommen, Heer und
Flotte verloren, nur Rothe am Ruder. Den Jungen hat er ge*
fragt, ob ich ihm etwa zumuthe, in Pommern Vendee zu spie»
len. War aber gar nicht nöthig. Während Gebrodeis hatten
ängstlich Forsche an Bauerlegionen,Erklärung der Selbständig*
keit, Absage an Berlin und ähnliche Faxen gedacht. Der Sturm
hat rasch ausgetobt und in Landgemeinden würdest wenig
Veränderung merken. Die Leute grüßen sogar wieder. Daß
sies im Winter und Frühling manchmal nicht thaten, gab rothe
Köpfe. Meiner blieb so bläßlich wie sonst und mir wurde
fast Sport, dem grünsten Bengel zuerst Guten Tag zu sagen;
jeder hatte dann Backen von der Couleur geschwollener Pu*
terkämme und der frechste riß die Mütze runter. Jetzt Alleseher
ein Bischen strammer als in der letzten Kriegszeit, wo die Gen«
darmen selbst wie auf Eiern gingen. Von den Würdenträgern
modern style wird allerlei Spaßhaftes getuschelt. Irgendwo
soll ein Präsident jedesmal verduftet sein, wenn Schießerei an«
fing; unauffindbar, bis Ruhe hergestellt. Ein aus städtischer
Genossenschaft bezogener Landrath findet den Einfall witzig,
den werthen Vatersnamen Storch auf Visitenkarte bildlich an*
zugeben, und ist in Gutsbezirk so fremdartige Erscheinung,
daß der erste Hofhund, an dem vorbei muß, ihm die Hose
zerreißt. Alle Tage Munteres von ähnlicher Sorte. Wuth?
Viel über den Platzregen grober Erlasse, der, bei den mise*
rablen Höchstpreisen (habe sechs Monate allein gewirth*
schaftet und weiß was davon) und spottschlechter „Ver*
sorgung" mit Kohle, auch hier noch zu Generalstrike, Lebens*
mittelsperre, aufputschen kann. Aber der sogenannte poli*
tische Furor war einmal. Wird höchstens noch ins Schau*
fenster gelegt. Man reibt die Hände und schmunzelt: „Die
Kerls sind in der Nähe ganz brav, können aber nichts, ar»
beiten nur für unsere Sache, verlieren jeden Tag Anhang; und
wenn sie ganz abgewirthschaftet haben und die Bude aus*
gefegt ist, wirds besser, als wirs seit Jahrzehnten hatten."

Wirst wissen, ob Kasinolosung oder hier gewachsene
Weisheit. Sicher ist, daß die Köpfe nicht mehr hängen. „Wir
kommen wieder obenauf; desto schneller,je wüster in Berlin
die Frechheit wird." Dein Schwager, geistig in bester Form
und nun, weil Gewitterbildung so früh sah, scheu angestaunt,
findet, die Anfangstaktik der einst Konservativen sei klüger
gewesen. „Man sah und hörte sie nicht. Jeder machte, so
gut, wie es eben ging, den Berufskram, sprach, wenns nöthig
wurde, mit dem .Volksbeauftragten' oder Minister, höflich,
ohne den leisesten Anklang an Politik, Keiner schien was
zu wollen und die neuen Leute hatten fair play, ihre Leistung»
fähigkeit zu zeigen. Das war wirksamer und hat tiefer ge*
pflügt als das Gelärm applaussüchtiger Abgeordneten und
Generale, die mit allem Gespritz ihrer Reden und Schreiben
auch nur beweisen, daß keinen Dunst, wie die Karre aus dem
Sumpf zu ziehen ist. Hatten aber mehr Glück als Verstand.
Die längst spürbare Ermattung des amerikanischen Präsiden«
ten, der die Feuerbrände glimmen ließ, die Thorheit des Aus*
lief er ungverlangens, furchtsam unklare Ostpolitik der Entente:
- Das wurden Trümpfe; und das Badehosenbild hob die Valuta
der Monarchie. Seitdem sieht unsere Sippe den Himmel zu dick
voll Geigen und bildet sich ein, nach der Reichstags wähl schon
Alles umkrämpen zu können. Falsche Rechnung. Von der
Judenbraterei raucht der Schornstein nicht lange. Frage mal
Pincus, wenn ermitPrima*Offertenkommt, ob er .revolutionär'
sei. Wird sagen: ‚Gott soll hüten!' Ganz aufrichtig; für.Ruhe
und Ordnung'. Zwei Drittel wären brennend gern konservativ,
wenns ihnen erlaubt würde. Daß man sie abstieß, war größte
Difmmheit." Sein Morgenthema; schon, als er noch liegen
mußte. „Im Bund mit Juden hätten es die Junker nebst Zu*
wachs aus Rheinland und Schlesien geschafft; nur der Beistand
von Wasser* und Land«, Hof* und Pressesjuden hat den Aller«
höchsten so lange gehalten." Kein Evangelium für Deines
Vaters Tochter. Die lernt nicht mehr um. Rafft sich aber nur
seltennoch zu kräftigem Widerspruch auf. Seit Ottochen, durch
seine Heirath, in die Kreise gekommen ist und, im Ganzen,
nur Gutes gefunden hat, weiß ich, daß nicht Jeder es des
Geldes wegen thut und daß auch da reinliche Menschen

wohnen. Die Geheime, die, als ihr Sohn gefallen war, zwei*
hundert Kriegerwaisen für Schuljahre und Eheschluß aus«
stattete und kein Wort darüber in die Zeitung ließ, ist mir
lieber als die himmelnde Lehrersfrau mit der Broche, worauf
stand: „Auch mir war es vergönnt, ein theures Kind dem Vater»
land zu opfern." Trauer aus dem Waarenhaus; „in großen
Posten billiger". Alles schmeckt nach Ersatz und riecht nach
Lüge. Entre nous hält man doch wenig von den p. t. Lan*
desvätern) die, ehe noch derb geschüttelt wurde, wie wur*
mige Aepfel von ihren Stammbäumen fielen, hielt nie von
ihnen und über S. M. war oben, so lange ich denken kann, nur
eine Stimme. Dabei pimpeln sie öffentlich jetzt, als seien auch
unter den Kronen nur leuchtende Juwelen gewesen. Daß mit
so falschem Gethue nichts Rechtes zu erreichen ist, hat sich
vorm Jahr doch entsetzlich genug offenbart. Wirst starr sein,
von Royalistin Ketzerei zu hören; aber mir scheint wirklich:
Mit dieser Institution ists aus. In solchem Krieg, in_beiden
Lagern nicht ein gekröntes Haupt von Eigenwerth, nicht ein
emziges7'"äüT*3as es je ankam, das nützlich wurde, die Her*
zen mit sich hochriß, von dem Ernsthafte sagen durften, es
sei Führej und Fahne, Schwert und Domglocke eines Volkes.
Kann nicht Zufall sein. Der schüchterne Russe (an dem seine
Alix das Schlimmste that) hat wenigstens, als sie ihn weg*
jagten, Haltung, der kleine Victor Emanuel physischen Muth
bewährt. Nothwendig war Keiner, Keiner Wohlthat; und am
Besten dran, als der Vorhang fiel, der englische Georg, der
sich nie vors Auge gepflanzt hatte, still, mit der Frau, zu
Verwundeten, in Bergwerke und Armleutequartiere ging und
sich nie eifersüchtig in die Erfolge seiner Minister und Ge»
nerafe drängte. Den hätten sie auch nach schlechtem Kriegs*
ausgang nicht entthront; und haben jhn nun nicht als über*
irdisches Wesen und Allumfasser (sagt Moritz), sondern als
Ersten Gentleman und Derbysieger bejubelt, da er. zum ersten
Mal wieder der Masse sichtbar, sejn Pferd yorn_Richterplatz -
selbst in die Box führte* (Haben wir, Bismarck einbegriffen,
das „Krämervolk" nicht stock"blind unterschätzt? Auch zu
Land, erzählen Alle, war der Engländer der gefährlichste
Feind; zuerst immer tölpelig und schlecht vorbereitet, aber un*

wahrscheinlich verwegen und zäh. Damit hat er schließlich jede
Scharte, sogar die beiCambrai, ausgewetzt. Eben so wie die aus
der Erde gestampfte Armee hat mir die Art der Siegesfeier
imponirt. Alles Spektakel haben sie den Franzosen gegönnt.
Nach der Anzeige.daß der Friedensvertrag unterschrieben sei,
geht der Premier mit sämmtlichen Right Honourables in die
Kapelle, Gott für den Sieg Englands und des Rechtes zu dan*
ken. Ohne Gefackel und Wortböller. Großer Stil. Hast oft,
wenn auf dem River waren, behauptet, nirgends werde so wenig
gestohlen; im Portemonnaie würde, wenn an belebtes Ufer
legtest, nach langem Bad nicht eine Guinee fehlen. Jetzt höre
ich, auf londoner Bahnhöfen hole Jeder sich, ohne Gepäck«
schein, seinen KofFer, suchei Ihn selbstaus dem Wagon*
gebirge. Nach fünfjährigem Kriegszustand. Stell Dirs bei
uns vor! Daß die Gesellschaft heute die alte Welt in Erb*
pacht hat, macht Unsereins rasend. Ist aber viel mehr, leider,
dahinter, als unser Fürst meinte, der sie mit Landwehrkolben
abwehren wollte.) Deshalb: Kingdom und Empire kann sich
noch halten; Monarchie unserer Sorte war einmal. Predig*
lest mir schon mit weißem Stürmer auf lockigem Haar Noth*
•wendigkeit und Segen der „Evolution". Dein, hoffe ich,
sündenloses Alter hat sie in Fülle. Ein Bischen plötzlich,
wie Alles seit dem Jahr der drei Achten. Mußte wohl sein.
Ganz verdöst und verdumpft ist die als „letzte Borussin"
von zwei Dauerhochverräthern in gehobener Stellung Ange*
ulkte noch nicht. Nach dem Erlebniß seit 14 dürfte mir der
brave Hofbürger Freytag mit dem „Treugefühl, der holden
Tugend der Germanen", nicht wieder kommen. Wer so lange
in der Küche stehen, am Herd rackern mußte, hat die Nase voll.
Merkst, wie vorsichtig ich navigire? Aus der Kajüte des
Eidams abgeguckt. Einmal zwischen Klippen gescheitert;
nerermore. Der Streit um Ehre und Schande, im Nationalen,
«kältete uns in den Entschluß, den Handel erst sechs Monate
nach Friedensschluß wieder aufzunehmen. Umfang: Wie es
Euch gefällt. (Seit Irving*Theater nicht mehr gesehen. Im Deut*
Sehen habt Ihrs; und Clavigo, Imogen, noch mehr Ersehntes.
Ueberhaupt Theaterl Aber mich grauset, wenn an Reise und
Anblick Eurer Weltstadt nur denke.) Den guten Willen, alle

Riffe zu umschiffen, müßtest loben. Ob nöthig war, anzu**
fangen, so aufzuhören, diesen schimpflichen (pardonl) Frie*
den zu unterzeichnen, alles noch einigermaßen Tragfähige in
Stücke zu schlagen, das sogenannte Proletariat in den Purpur
zu kleiden, deutsches Menschenleben in das Ebenbild des In»
dustriearbeiters umzugießen und in jeder Woche von über»
müthigen Feinden mindestens zwei Ohrfeigen einzustecken:
bin jeder brenzlichen Frage scheu ausgewichen. Nicht blind.
Wo unter Menschen mußte, bin ich dem Gerede, wir seien
nicht besiegt worden, so stramm entgegengetreten, daß Adolfs
entfetteter Kahlkopf Schmachtäuglein machte. Wir haben den
Krieg verloren und Hindenburg*Ludendorff haben Waffen»
stillstand verlangt, den ein Sextaner und ein Spittelweib aW
Kapitulation erkennen mußte. Steht nun fest. Also waren die
Generale überzeugt, nur dadurch gräßlichstem Zusammen*
bruch im Feld, zweite Million Gefangene, vorbeugen zu kön»
nen. Ableugnen, vertuschen ist doch am Ende nicht preußisch.
Mußten wir danach aber ins Bodenlose sinken? Mit Loth»
ringen und einem Rand von Posen hatte mich heimlich ab*
gefunden. Straßburg und Graudenz, Westpreußen, das ganze
Posen, Nordschleswig, Memel, Abstimmung in Oberschlesien
und an der Saar, das Polenreich vier Eisenbahnstunden vor
Berlin, Danzig nicht preußisch, kein Hauptfluß mehr deutsch,
fünfzehn Jahre das Rheinland besetzt, alle Kolonien, Schiffe,
Waffen genommen, zerfetztes Land, unterworfenes, in gehör»
same Schuldknechtschaft eingespanntes Volk: mußte Das,
Alles, sein? Hatte mir anderes Abendroth geträumt, wen»
Mutter aus harter Zeit erzählte und ihr Nestheckchen mir
Brudertreue schwor. Kein Vorwurf. Warst mir, in Hell und
Dunkel, stets brüderlich nah. Und daß die Wasser zwischen
uns in Sintfluthnacht zu tief wurden, ist nicht Deine Schuld.
Wessen? Deiner „Evolution", glaube ich. Wir hatten uns-
auseinanderentwickelt. Du Globetrotter, mit weitem Rund*
blick und dem Bedürfniß, dans le mouvement zu bleiben, in
Reibung mit Kulturen, Männern (und erst Weibsen, parbleul)
von vielen Graden; ich nach kurzem Ausflug sogleich wieder
im engen Bau. Was lange nur Anlaß zu Neckerei schien, war
höllisch ernst. Wir merktens nicht, bis der Herr Gott die

"Wasser schwellen ließ. „Da er sah, daß der Menschen Bos»
heit groß war auf Erden und alles Dichten und Trachten
ihres Heizens immerdar übel, reuete ihn, daß er sie gemacht
hatte." Ich fühlte den Spalt, als Du, wohltemperirt, das Für
und Wider abwogest und, mit hochgezogenen Schultern,
dozirtest, wer nicht freiwillig in Selbsterkenntniß und Ver»
nunft einkehre, müsse eben in Fürsorgeerziehung. Diese
„olympische" Gelassenheit, schon an dem Goethe von anno
Jena einGräuel, trieb dann das Häßliche auf die Zunge. Hart
gebüßt. Aber sage mir, bitte, ob wirklich noch heute auf
dem Glauben stehst, Das von Bosheit und üblem Trachten
habe nur uns getroffen und nach Recht und Gerechtigkeit sei
deshalb unser Glück geborsten, in Scherben zerfallen. So weit
brächtest mich niemals. Unsere Menschen sind gut. Nicht nur
genügsam und fleißig. Träumen auf der Stoppelwiese und
singen in Herbstwald. Wer sie in Pausch Hunnen, Bestien,
Ferkel schimpft, ist von mir durch Ozeane getrennt, die kein
Huon durchsegelt. Messias, Zauberflöte, Neunte Symphonie,
Parsifal, die edelsten und lieblichsten Melodien in der "Welt»
fr^enshymnej sind von den Hunnen Händel, Mozart, Beet*
hoven^ "Wagner geschaffen worden, sagt Shaw. Hast, natür»
lieh, gelesen. „Junkersind nicht so viel schlechter als Fleisch»
magnaten, Hohenzollern und Habsburger nicht so vielschlim»
mer als Eisenbahn* und Petroleumkönige, daß, wer die Einen
durchdie Anderen ersetzt hat, sich ernsthaft einbilden darf, zur
Befreiung der Menschheit mitgewirkt zu haben." Für Moritz
notfrtT Der Mann giebt seinen Landsleuten noch bitterere
Pillen als Du Deinen; und ist doch auch Einer, den anzu»
hören lohnt. Unser „fluchwürdiges System" soll vernichtet,
das Reich der Güte, Liebe, Völkerverbrüderung begründet
sein und auf allen Papierthürmen wird „neue Welt", „Herr«
Schaft des Rechtes", „heller Menschheitmorgen" geflaggt.
Wäre nur außer den Wortlappen was zu spüren! In keinem
Wipfel ein Hauch von Liebe und Güte. Mein Lob der Volks»
art spricht von vergangener Zeit. Haß, Neid, feige Heuche»
lei, Verleumdung: Anderes sieht, hört, riecht, schmeckt man
kaum noch; und aus jedem Winkel kriecht Lüge auf Spinnen»
beinen. Draußen nicht sauberer-als hier. Einfach zum Speien,

wenn die verkommenste, verlogenste aller Welten von ihrem
Gewissen und edlerer Sittlichkeit schwatzt. Und so lächer*
lieh wie niederträchtig, uns als Verbrecherbande in Heiligen»
land hinzustellen, als den millionenköpfigen Beelzebub, der
den Frieden lieber Englein gestört hat und drum in den
Schwefelpfuhl muß. Arbeiten wir uns je wieder heraus?
Wo und wann wird die Aussicht frei? Wundere mich je»
den Abend, daß in diesem Stank athmen konnte, und mor»
gens, daß noch zu Anziehen des Plunders Muth.
Gelb, roth, auch grün noch fallen die Blätter. Um den
wackeligen Gartentisch, wo Frühaufsteher Moritz unter der
Wollmütze den Kaffee heiß fand (und mit jedem leidlichen
Mädel schäkerte), liegen Kastanien. Viel Regen und rauher
Nordwind. Seit Monatsanfang geheizt. Manchmal ist mir den»
noch, als müßte ohne die Kleinen das Häuschen erstarren. Nur
aus den Zwei strahlt Wärme und Leben. Die wissen noch
nicht. Daß ein Jahrhundert mühsamer Arbeit, mehr noch,
spurlos zerronnen ist, Preußen schmählich verkleinert, die
„moralischen Eroberungen" seines Wilhelm wie die physi»
sehen Fritzens in alle Gassen verdampft, seine Fahne in Staub,
seine Menschen in dürftiger Enge oder Bettler vor fremder
Thür: der Erzählung würden die lieben Bälge, die sich oft,
nach zuckersüßen Märchen, „was zum Aengstigen" bestellen,
nicht glauben. Nicht immer wirds leicht, ihnen das heitere
Gleichmaß zu zeigen, das solcher Jugend noch nöthiger als
Fettmilch ist. Hält Einen aber aufrecht. Was Dich? Glaube
an neue Welt? Für das dünnste Scheibchen liefere weißes
Mehl, daß Lotte bis Weihnacht zu backen hat.
Meine arme Seele grüßt Euch. Kennst Du ihre Färbern?
Rina.

Berlin, am Jenatag 1919.

Schwester, Gefährtin, Kindchen!
Das war eine Freude! Also das Seltenste, was heute
auf den Markt kommt. Ein dicker Brief, mit diesem Post«
Stempel, dieser Handschrift auf dem Umschlag; in der Auf»
regung den Empfangschein mit der zitterigen Pfote eines
Mümmels unterschrieben. 'Und als Lotte mich zu Dem,

was man in unserem Mittelstand jetzt Frühstück nennt, holte
und um Eins noch über dem Brief sah, sprach ihr ewig junges
Stimmchen, in dem immer ein Kichern, immer ein Schluchzen
ist: „Erst von heute an ist auch für Dich der Krieg aus."
Richtig empfunden; und kein Gespräch hatte "doch die wunde
Stelle gestreift. Mußte ausheilen. Deshalb, nicht aus dummer
Störrigkeit eines Gekränkten, mein Schweigen. WarDir sogar
körperlich nah. Weil Paßschererei hasse und, mit zerrütteter
Jahresbilanz, nicht für tausend Papiermark hundert Holländer»
gülden einkaufen kann, war an Noordwijk, den Traum stür»
mischer Winternächte, wach nicht zu denken; an Wester*
land, mit Spielklubs, Kurfürstendammburgen, Musikpavillon,
Strandpolonaise nichtimtiefsten Schlaf des Gerechten. Neder*
land verdirbt den Geschmack an unseren Nordseebädern mit
Komfort derNeuzeit. Also Ost („Baltikum" klingt modischer,
verleitet aber in Irrthum); Wasser,Sand und doch nichts,was
an Meer erinnert. Bekömmlich, wenn still und wenn heiß.
Acht Tage Carlshagen. Gut behaust und verpflegt, blühende
Haide, breiter, fast nirgends vonHominin schimpfirter Strand,
nur ein Menschentrüppchen, die wärmste Sonne des ekligen
Sommers und, nachGutachten Deines klugen Landsmanns und
Standesgenossen Flügge, des jungen Fischtyrannen, der feinste
Hering unserer Küste. Labsal; kein Düftchen vom Qualm
der Berlinerbäder. Trotz unbeschreiblicher Hinfahrt, von
Wohnung zu Wohnung genau zwölf Stunden, und Aussicht
auf zwei Klingelbahnen hätte mich zu Ueberfall entschlossen,
wenn sicher gewesen wäre, daß nicht jede Betastung noch
schmerzt. War ja kein leichter Fall. Jedes mußte innerlich,
allein, damit fertig werden. Daß wir so weit sind, lehrt die
kressiner Elegie. Keine hat je so freundlich in ein Menschen«
herz geleuchtet. „Wie wir einst so glücklich waren! Müssens
jetzt durch Euch erfahren." Das Motto vor Goethes Römi-
schen paßt nicht auf uns. Heftiges, von Eroten entfachtes
Gefühl kann (sagt man; woher wüßte ichs sonst?) völlig
verlöschen; nicht das lindere Bewußtsein von Kameradschaft,
der die Geschlechtsverschiedenheit nur einen feineren Reiz,
zärtlicheren Ton zufügt. Wärst Du mir weniger gewesen,
ein paar Scherze hätten die Wunde verbunden. Aber einen

besseren findst Du nit: wers wußte, durfte nur ernst nehmen. Ist überstanden. Nichts mehr von Schuld und Sühne. An jedem Tag haben wir einander lieb gehabt. Und wie wir einst so glücklich waren, sind wirs bis an Lethes Rand. Altpreußens Wunschmaid schüttelt das unverwelkliche Haupt und denkt, schon, von Glück zu reden, sei Frevel. Kannst nicht glauben, daß bei mir auf leichter Achsel, nicht zweifeln, daß in Schieberopel noch schwerer als in Pommer* land zu ertragen. Zwei Lieblinge, deren Kredit meinen hoch übersteigt, lehren Dich hoffen. Fontane, Gallier aus Neu* Ruppin und Apotheker mit balladesker hero»worship: „Es kribbelt und wibbelt weiter." Treitschke, Wahlborusse aus Sachsen, an dem auch nur noch Schwung, Tonfluß, Suggestiv* kraft schätze, das Semi*Poetische, den Beethoven im tauben Magister: „Entwaffnet,geknebelt,verstümmelt lag die preußi* sehe Monarchie zu Napoleons Füßen; mit vollendeter Schlau* heit hatte er Alles vorbereitet, um sie zu gegebener Stunde gänzlich zu vernichten. Nur Eins entging dem Scharfblick des Verächters der Ideen: daß dieser Staat an innerer Ein* heit und sittlicher Spannkraft gewann, was er an äußerer Macht verlor. Der ungetreuen Polen war er ledig; die alten deutschen Stammlande, die ihm blieben, hielten zusammen wie ein Mann und auf ihnen lag jetzt wieder Deutschlands ganze Zukunft." Der Korse, der Ideen nicht verachtete, dessen Genie aber im Unterfutter genug Phrasenwatte für drei Zweite Wilhelme hatte, schrieb an den Großtürken, Preußen sei ver* schwunden, und Gentz, das lüstern listige Silberfüchschen, fand den Gedanken an Auferstehung dieses Staates lächer* lieh. Trost in Thränen? Wers recht verstünde! Jeder Ver* gleich von 1806 und 1918 humpelt auf Krücken mit Blech* beschlag. Nicht auf festeren Beinen steht das Schulmärchen, mit dem wir alt wurden, Rückkehr zu fritzischem Ideal, Krümper, Schill, Blücher haben Preußen gerettet. Nicht mal Scharnhorst hätte es vermocht;,und war doch, Gattung und Typus, durchaus neuer Schlag. Rettung brachte der Ent* Schluß, sich in die durch Hassesgemeinschaft entstandene Welt einzuordnen. Wurden nach Jena die für die Nieder* läge Verantwortlichen bekränzt.und ihnen erlaubt, an jedem

Kreuzweg die Heimath anzuklagen, auf deren Haut doch die
Fäulnißflecke nicht fehlten? Hast heute aber zu Historie
kaum Geduld. Simpel also und gegenwärtig: Die für Rache»
krieg, einstweilen im Gemüth, mobil machen, sind ehren»
werth wie Brutus, doch blinder als Vater Gobbo. Gedanken
-aus verlebtem Jahrhundert haben keinen Fittich; auf die pom«
pöse Ueberschrift „Deutschlands Erhebung" wird nicht ein
Kapitel im Stil von 1813 folgen. Anleihewirthschaft hat
die Leute gewöhnt, Pflicht, die morgen fällig wird, auf
Kinder und Enkel abzubürden. Denen geben sie Papier,
•das Geldwerth vortäuscht, doch ihn erst durch künftige Arbeit
•erhalten kann. Denen bilden sie ein, bis in den neunten
November 1918 sei große Zeit, Deutschland in ewigem Glanz
gewesen und erst mit dem Nebel dieses Tages Leid und Noth,
Schimpf und Schande über uns gekommen. Hokuspokus.
Die Krisis der Kaiserei war, auf den Tag, zehn Jahre zuvor
offenbar geworden,als derReichstag über Wilhelms Interview
mit dem Mann des „Daily Telegraph" zu Gericht saß und,
am siebenzehnten November, im Reichsanzeiger stand, „der
Kaiser habe die Ausführungen des Kanzlers gebilligt", der
-die Hauptangaben des Allerhöchsten als falsch erwiesen und
gesagt hatte, „der Kaiser müsse sich auch in seinen Privat»
gesprächen die Zurückhaltung auferlegen, die für eine ein»
heitliche Politik und für die Autorität der Krone unerläß»
lieh ist."Ware der Propagandadienst der Feinde auf derHöhe
^seines Ruhmes gewesen, dann hätten Flieger die damals, sogar
von Deinem Heydebrand, gehaltenen Reden in alle Gräben
geworfen. Die Eltern vergaßen. Für die Kinder wärs nicht
-gesund. Noch gefährlicher, zu hören, daß der Krieg auch
militärisch seit Juli verloren war. Als Einer, der in die Ar»
tnee, die alte, nur gerade reingerochen hat, darf man sich
zwar nicht Sachverständniß anschminken, doch über Allge»
•meinstes mitreden. Verbote, Einschränkung, Topfguckerei
können Ueberraschung mit Kriegsbereitschaft nicht hindern.
Luftkähne und Flugzeuge sind schnell armirt, Maschinen
rasch für die Produktion von Geschütz, Granaten und ähn»
iiches Kulturgeräth umgestellt; und wie geschwind ausBauern
und Ladenverkäufern, Fabrikarbeitern, Lehrern, Kanzlei» und

Kontorschreibern ein taugliches Heer werden kann, sahen
schaudernd Verblüffte. Wir hätten obendrein die von Rosfr
nicht leicht zerstörbare Tradition, den zu Technik und Ge*
bastel inEuropa anstelligsten Menschenstoff und, noch lange,,
die breitesten Rahmen, Offizier« und (das Wichtigste) Unter»
offizier»Cadres. Auf der Debetseite steht der Mangel an
Rohmaterial, Geld, Kredit und, Goldreinette, an Massen^
begeisterung. Hüpfe mit mir drüber weg, als wärs die von
einer Welle auf den Strand geworfeme Tüllgardine. Die
Zeit der Fremdbesatzung fällt ganz aus; und wer in Mar*
tialischem über fünfzehn Jahre hinaus zu denken wagt, ver»
dient mindestens für die Kühnheit ein Kränzchen. Neben
der Hoffnung, daß Schlesien und beide Preußen die Ab*
stimmungprobe bestehen, bleibt Gewißheit, daß jeder Ver»
such gewaltsamer Grenzverrückung den Ring um die Allies-
und manche Associes sofort wieder festschmieden würde. Wo
fänden wir Genossen ? Oesterreichs liebenswürdiges Volk wird
von Slawen, Magyaren, Walachen gezwickt, als müsse und
könne es alle Sünden Habsburgs nebst k. k. Behördentücke ab»
büßen, und darf von Deutschland, nicht Deutschland von ihm,
Nothhilf e fordern. Den Japanern, denen allerlei Kindswünsche
winken, hätten wir auf keiner Front was zu bieten. Den
Russen, das friedlichste Geschöpf Westeurasiens,triebe hoch*
stens eine Macht, die in Schwarzerde und Steppe Milliarden
sät, in absehbarer Frist wieder ins Feuer. Dunst, liebe Seele~
Weder Mannschaft und Material aufzubringen noch die Wach»
samkeit ringsum so vollkommen zu täuschen. Wirds denn
versucht? „Racheschrei gellt . ." Opernfinale. Unsinn.
Eben solcher, wie Jahrzehnte lang, der Aberglaube, durch
Vertuschen, Verlügen sei „die Sache zu halten". Sie war zu
halten, wenn man den Monarchen in Selbsterziehung oder
leise Vormundschaft zwang. Englands Junker nahmen dem
König die Möglichkeit, Unrecht zu thun, und überließen
das Schwerste Cromwells derberen Nerven. Denken Deine
Schwarz weißen denn ernstlich an Restauration? Jede wäre
auf Blickweite der Krieg; und nur fraglich, wo er, drin oder
draußen, früher ausbräche. Schreit etwa Herr von*Pfiffikus„
um die Gegenpartei zu schnöder Rede oder That herauszufor»
dern, in deren Nachhall dann Volkszorn zu züchten wäre? Ini

jedem Fall würde das Mißtrauen, das denVertragdiktirthat.als
berechtigt erwiesen. Damit, trompetets, mag sich die Schmach*
friedensmehrheit abfinden; wir haben nicht unterschrieben.
Sacht, Edle und Getreue: Deutschland hat unterschrieben,
nicht Partei oder Klüngel; und Ihr habt das „patriotische Mo»
tiv" der Entschlossenen feierlich anerkannt. Nach vertrödel»
ten Monaten und unzulänglich geführter Verhandlung (die
eben drum keine wurde) war die Unterschrift Nothwendig*
keit; stand auf Ja oder Nein Sein oder Nichtsein. Sonst recht
Verständige, auf Wunsch sogar Geistreiche waren dagegen.
Weiß ich. Nicht Dümmere waren im letzten Mai des Krie»
ges für rücksichtlose Dampferversenkung und „feste gejen
Amerika". Die Lust, auch mal im Harnisch zu funkeln, Aerger
über einen Schafskopf, der, während Ueberlegung Pflicht war,
Unterwerfung geblökt hatte, Kurzsicht oder Anfall home*
rischer Schlummersucht: nenns, wie Du willst. Das Reich hätte
die Ablehnung nicht unversehrt überlebt; mehr darüber heute
lieber noch nicht. Ist ja abgethan. Jetzt der müden, abge*
hetzten, aus allen Glaubenswurzeln gerissenen Nation täg«
lieh in die Ohren schreien, sie sei „vernichtet", an jeder Ecke
den „Schmachfrieden" ausbimmeln: mit Politik, ma mie, hat
solcher Betrieb nicht einFäserchen gemein. Ehre und Schmach
ist Eigenprodukt, bereitet Jeder sich selbst. Unrecht, das
Einer, Knecht, Volk, Ueber winder, nicht abwehren kann, zieht
nicht in Schmach hinab.* Und wer seine Ehre anders als
durch sein Wirken, durch die Summe der Lebensleistung ver*
theidigen muß, mag vor Anhauch aus jedem Narrenmund
beben. Schärfe dem kleinsten Hüteknirps ein, daß Deutsch»
land nur selbst sich ehren, schänden, kräftigen, vernichten
kann. Höchste Zeit. Daß einen von Vernichtung in Athem»
nähe Bedrohten nur noch Vergnügen lockt, nur der Wunsch,
flink das zu Genußeinkauf Unentbehrliche zu erwerben, in
Bewegung setzt, wäre Adolfs blonder Enkelin, gar der brü«
netten, kein Räthsel. Doch während ich schreibe (merkst?),
summt mir Dringlicheres durch den Kopf. Neue Note der
Friedenskonferenz. Unsere Regirung wird ersucht, in Ge<
meinschaft mit den in Paris vertretenen und den neutralen
Staaten für lückenlose Absperrung des Bolschewikenrußlands
zu sorgen. Die Lücken sind fingerschmal, die fünf Petita ohne
7«

großen Gegenstand; und doch könnte ein Diplomat hier sein
Meisterstück liefern. Nicht sehr geschickt, die formale Höf*
lichkeit mit Bengallicht zu begießen, zu zwinkern: „Aha, sie
kommen uns schon." Barsch oder fein: im Drang schluckts
der Weise stumm. Meritorisch, wie der wiener Präsidialist vor
Bönhasen sagt, steckt wohl Zweierlei dahinter. Die deutsche
Truppe, die in Lettland jetzt russische Kokarden trägt und
in Berlin als Horde feiler Söldner gemalt wird, könnte zu
Trotzkij übergehen, wenn er noch mehr böte als der Zarist,
der sie gemiethet hat. Und in keinem Fall, ob der Herr Lenin
überwintert oder vom Höllensowjet geholt wird, soll der
berliner Regirung ermöglicht werden, sich besonderen Ver«
dienstes um „Gesellschaft" und Volk morgen, übermorgen in
Petrograd oder Moskau zu rühmen. Nebenbei ist wohl von
privaten Geschäftsplänen gepetzt worden, die kaum Knospe
sind. Sagen wir nun, noch so gesittet, Pfui und ziehen die
Fahne proletarischer Solidarität auf, dann ist eine Gelegen«
heit verpaßt, die fürs Erste, vielleicht, nicht wiederkehrt, und
die Unversöhnlichen des Kontinentalwestens haben einen neu«
en Trumpf im Spiel. Dem greisen Bruder ist wie im Mandel«
milchalter, wenn Feuer, Wasser, Kohle die Losung war und
im Sopranchor der Ruf erscholl: „Es brennt!" Für die Ant«
wort wäre ein unverbrauchter Bismarck nichtlzu schade. Denn,
unter uns, am Ring der fünf Sperr Vorschläge hängt der
Schlüssel, der flink den Völkerbund öffnen kann. So weit
sind wir, trotz dem harten Vertrag und der Wilsonfinsterniß.
Wärs da nicht am Ende vernünftiger, ehrlich zu erproben,
ob unserDeutschland ohne Rachege'heul, Zornzüchtung, Ge»
müthsmobilisirung nicht besser fährt? Der Vertrag ist sterb»
lieh. Revision, Anpassung an neues Bedürfniß verbürgt;
weder Oesterreich noch irgendein Afrika for ever dahin. Uns,
Allen, winkt nur ein Leuchtfeuer: Völkerbund. Ein Schlüssel«
chen klirrt. Hörst? „Es brenntl" Was sagt die Antwort?
Herr Je: nicht eine hat die fragende^Frau; und hielt
doch für Anfang und Ende, Schuld und Reinigung die Oese
hin. Wir besprechens zunächst. Heute war Festtag. Ich rieche
Berlin nicht mehr. Kein Feuer, kein Kohle . . . Wer singt?
Moritz.

Das Tagebuch eines Philosophen
T^aß die Gewinnung neuer künstlerischer Auffassungweisen
"und Darstellungformen nicht .auf das Gebiet der Literatur
und Kunst im engeren Sinn beschränkt bleibt, daß sie vielmehr
auch die Sprache der Technik, der Wissenschaft, des gesell-
schaftlichen Lebens, daß sie auch die Mode und die Regelung des
Verkehrs mitumfaßt, belegen tausend Zeichen. Sie macht sich
bis in das Gebiet der Philosophie hinein deutlich geltend, dem
man so oft eine Art von Ausnahmestellung, von Abgesperrtheit
gegenüber den allgemeinen Bewegungen der Zeit zuspricht. Wie
sehr aber auch in der Philosophie die einer bestimmten ge-
schichtlichen Lage eigenthümlichen Neigungen und Stimmungen^
Betrachtungen und Bewerthungen wiederklingen, dafür ist das
umfangreiche Werk, das Graf Hermann Keyserling unter dem
Titel „Das Reisetagebuch eines Philosophen" im Verlag von
Duncker & Humblot erscheinen ließ, ein Zeugniß. Es ist nicht
verwunderlich, daß dieses Buch ein außerordentliches Aufsehen
erweckt hat. Nicht Das, was Keyserling auf seiner Wellfahrt er-
lebt, bestimmt die Besonderheit seiner Schilderungen, auch nicht
die Art der Beschreibung seiner Eindrücke, so ungewöhnlich
diese Beschreibung in der vornehmen und vorurtheillosen Sach-
lichkeit ihres Tones und in der Gerechtigkeit ihrer Gesinnung
auch ist. Reiz und Werth seines Tagebuches beruhen auf der
Gabe, die ganze, bunte Fülle von Geschehnissen, Einrichtungen,
iV.enschen, mit denen ihn seine Reise in Verbindung bringt, aus
e;nem ihnen zu Grunde liegenden Sinn und Werth zu deuten,
durch ihre Außenseite hindurchzublicken und ihren Gehalt und
Kern ins Licht zu rücken, Das, was sie, von allen Aeußerüchkdten
abgesehen, ihrem Wesen nach bedeuten, in oft blendend geist-
vollen Aufschlüssen zu enthüllen. So ist auch sein Werk keine
realistische Wiedergabe oder keine naturalistische Abschrift der
Außenwelt; hebt er doch gleich im Anfang wegweisend hervor,
daß viele, vielleicht die meisten seiner Schilderungen mehr der
Möglichkeit als der Thatsächlichkeit gerecht werden. Auch in ihm
verschmelzen sich Dichtung und Wahrheit. So gehört es durch-
aus in die Reihe von Schöpfungen „expressionistischer" Geistes-
art, die, verwurzelt in der seelischen Tiefe ihres Trägers, dessen-
Innenleben fühlbar machen und von dessen Wesenzügen Kunde
übermitteln. Recht und Geltung dieser ganzen expressionisti-
schen Strömung sind von der Voraussetzung abhängig, daß sich

I
uns eine Persönlichkeit von wirklichem Reichthum des Gedankens
und Erlebens, von wirklicher Stärke |des Daseingefühls, von wahr-
hafter Ergriffenheit über die räthselvolle und darum' berückende
Vielgestaltigkeit der Welt offenbart, und davon, daß diese Per-
sönlichkeit nun auch Das, was sie in und mit der Welt erlebt,
in markanten und überzeugenden Strichen vor uns hinstellt.
Und diese Voraussetzungen treffen bei Keyserling zu.
Was treibt diesen baltischen Großgrundbesitzer auf die
.Reise? Die Forderung seines Ich, durch die Bekanntschaft mit
fremden Lebenskreisen die Kräfte seiner Seele zur Auswirkung
und zu neuen Gestaltungen zu bringen. Denn Esthland und
Überhaupt Europa sind ihm zu vertraut, sind schon zu sehr auf-
genommen und zu stark verarbeitet, als daß sie sein Wesen noch
zu besonderen Aeußerungen reizen könnten. Sobald ihn aber
die Luft im Suez-Kanal umfängt, fühlt er seine Einbildungskraft
von neuen Säften angeregt. Das Europäerthum in ihm verblaßt bis
zu dem Grade, daß er sowohl dessen Wesen als dasjenige des
Landes und der Kultur, die ihn abwechselnd aufnehmen, frei zu
durchschauen und in ihrem' Verhältniß zu einander zu erhellen
vermag. Er betritt Colombo; und schon spürt er nicht nur, daß
es unmöglich ist, in dieser Treibhausluft zu streben noch gar zu
arbeiten, sondern er begreift sofort, daß die Vorstellungwelt des
tropischen Menschen nur von der Botanik her verständlich wird.
„Wie die Blumen sprießen die Bilder in ihm auf, überreich üppig,
wirr durcheinander, ohne Mühe noch Aufsicht des Gärtners, und
insofern unverantwortlich." Von dem betäubenden und ermat-
tenden Druck dieser, die eigene Regsamkeit ausschaltenden
Atmosphäre hilft nur Eins: die absolute Leugnung dieser so
müde machenden Welt. Der Buddhist rettet sich vor dem Sein,
das ihn aufzehrt, indem er seine Wirklichkeit einfach in Ab-
rede Stellt. Wie in unseren Breiten Nietzsches Lehre von dem
Willen zur Macht als der Urwurzel alles Lebens und alles
Werthes, so konnte nur unter Indiens Dörrgluth Buddhas
Forderung, daß nichts sehnlicher zu wünschen sei, als dem
Dasein zu entrinnen, entstehen und zu gläubiger Anerkennung
kommen. Und da die Natur dem Inder in überwältigender Uep-
pigkeit Alles bietet, worum die Kraft weniger begünstigter Zonen
ringen muß, schläfert sie nicht nur seinen Thätigkeitsdrang ein,
sondern sie nimmt ihm auch die Antriebe zur Sehnsucht. Das
gilt für alle Formen und Abschattungen des Sehnens, bis hinauf
zu denen der Liebe, sei es die geistige oder die rein erotische.
Nur eine Sehnsucht bleibt wach und wirksam, die nach Befreiung
aus- dieser Ueberfülle, aus dieser ständigen Gesättigtheit.

Weil so der Buddhismus in unmittelbarer und zwingender Bestimmung mit den klimatischen, ethnologischen, psychologischen Verhältnissen seines Heimath landes verklammert ist, muß -auch der Versuch, ihn nach Europa zu verpflanzen, als aussicht-Jos und sinnlos bezeichnet werden. Er bedeutet für den Europäer keine mögliche Religion; für diesen erweist sich das -Christenthum trotz allen seinen unleugbaren Schwächen als die »angemessene Form zur Bildung seines seelischen Materials. Von dem höchsten Gesichtspunkt gesehen, scheint der Buddhismus dem Christenthum entscheidend überlegen. Warum? Wiekeiner sonst verstand ,und kannte Buddha die Menschen ohne Ausnahme, ohne Ansehen ihrer Begabung und Stellung, ihrer Bildung und ihres Verhältnisses zur Welt. Und darum vermochte er seine Gebote in eine Form zu bringen, daß sie zu ■allen Indern schlechtweg sprachen, „daß sie nicht allein zu einem religiösen, sondern auch zu einem politisch-sozialen Optimum führten". Das Christenthum dagegen zeigt von Anfang an den Geist einer gewissen Parteilichkeit für die gescheiterten Existenzen im Gegensatz zu den bevorzugten Klassen.
Und von der buddhistischen Religiosität führt uns Keysei-4ing zur buddhistischen Mystik und zu den mancherlei Ausprägungen des Okkultismus, die in ihr eingelagert sind, und er stellt sie in einen Vergleich zu der Theosophie des Abendlandes und der Neuen Welt. Aber der Schritt von einer Form der Kultur zu einer anderen geschieht nicht in theoretischen und abstrakten Darlegungen, sondern die Erreichung eines neuen Aufenthaltes ist es, die dem Reisenden die Möglichkeit bietet, •eme neue Stufe seiner Weltanschauung zu ersteigen und einen neuen Zug seines Ich zu entwickeln. Wie ihm die Heiligen Stätten in Benares die Gelegenheit gewährten, über Wesen und Formen der Frömmigkeit und des Kultus, über rel'giöse Kindererziehung, über die grundsätzliche Verschiedenheit des Verhältnisses der Menschen unter einander im Abend- und im -Morgenland zu sprechen, so schildert er in Dschaipur nicht nur die Mannichfaltigkeit des Kastenwesens, sondern er erleuchtet auch den Grund für die Kastenbeibehaltung. Der Hindu nimmt -die Dinge, die nun einmal da sind, in ihrer Existenz als unverrückbar an. Brahma hat Alles geschaffen und Jedem seinen «Platz und seinen Werth zugewiesen. Ihm erscheint als kindisch und sinnlos und als eine Versündigung am Werke Gottes, in dessen Schöpfung eine Aenderung vornehmen zu wollen. „Er iieurtheilt die verschiedenen Kasten nicht anders als die ver-

schiedenen Thierspezies, welche alle von Gott erschaffen sind und alle ein Recht zum Leben haben." Und Das bringt unseren Weltpilger dann zum Nachsinnen über die Bedeutung der Einheit und der Vielgliedrigkeit für die Entwicklung der Kultur, wie er denn überall Betrachtungen von allgemeiner Natur und grundsätzlicher Bedeutung einflicht. In solchen Betrachtungen erschließt er sich und uns nicht nur einen neuen typischen Zug des Lebens, sondern zugleich und in engster Beziehung damit offenbart sich ihm eine neue Wesensseite seines Ich.

Ist in Vorderindien Alles auf Brahmas Walten bezogen, vor* dem aus die sinnliche Welt nur ein Schein und Trug, ein Schleier und Nichts ist, so bedeutet ihm Rangoon, wie überhaupt Birma, den Kontrapunkt zu dieser Weltbewerthung. Während sich kein» typischer Brahmane dem Bekenntniß Theophile Gautiers anschließen würde, daß für ihn gerade die sinnlich-anschauliche Welt allen Reiz und Gehalt umschließe, fehlt in Birma jeder 'geistige Hintergrund. Keyserling empfindet es wie eine Erlösung, daß er nach seinem Aufenthalt in Indien nun in ein Land gelangt, das» ganz für die Sinne lebt, das nicht auf metaphysische Grübeleien, sondern auf den schönen Genuß des Daseins eingestellt ist. Deshalb wird dort das Leben von der Birmanerin beherrscht; ihr Wesen bedeutet ihm den Genius des Landes. So kommt er einst bei Einbruch der Nacht von einem Ausflug nach der berühmten. Schwee-Dagon-Pagode nach der Stadt Rangoon zurück. Ein. Birmanerhaus bietet ihm gastfrei Unterkunft. „Und während die runzelige Mutter gemüthlich schnarchte, rauchte und scherzte ich mit ihren vier Töchtern, ausgelassenen Kindern von bezwingender Lieblichkeit. Ihnen war meine Zunge unverständlich, ich kannte die ihre nicht. Doch verständigten wir uns gut in der allgemein-menschlichen Sprache des Frohsinns, deren Symbolik Jedem eingeboren ist."

Wahre Glanzpunkte deutender Beschreibung und symbolisireuder Aufdeckung menschlich-übernationaler und Überrassenmäßiger Zusammenhänge sind die Schilderungen des Fernen Ostens, Chinas und Japans. Als der tiefste Kern des Chinesen gilt ihm das Moralische, wie er denn überhaupt von dem Chinesen, dem chinesischen Beamten, der Art des chinesischen Staatsorganismus in Worten der Verehrung spricht. Was der Konfuzianismus als theoretische Forderung aufstellt, Das wird in den Kreisen der dortigen Beamtenwelt in weitem Umfang thatsächlich ausgeführt und gelebt. Diesen Männern ist das Politische der äußere Ausdruck des Sittlichen und die Gerechtigkeit der nor-

male Ausfluß des Wohlwollens. „Sie halten uns für moralische Barbaren, "trotz allen noch so höflichen Aeußerungen über den Westen. Unsere Systeme seien freilich bewundernswerth, aber die Menschen, deren Grundgesinnung. ... Ich fürchte, die Herren haben Recht." Um in das Wesen einer ihm neuen Gewohnheit oder Einrichtung oder Lebensform einzudringen, kennt Keyserling keine Zimperlichkeit oder Zurückhaltung. Denn er ringt ja nach einem inneren Verständnis der Welt und damit des eigenen Ich. Und deshalb kann er über die Seele des Konfuzianismus eben so sprechen wie über die chinesische Kochkunst oder über Chinas Tafelfreuden. Darum kann er nicht nur äußerlich über das Gefühls- und Liebesleben, über die Auffassung des Eheproblems in China sprechen, .sondern er deckt auch den Grund der Verwunderung seiner chinesischen Freunde darüber auf, daß er noch keine Absicht auf Heirathen bekunde: „Sie sind doch kein Wolf, kein reißendes Thier, daß Sie sich über die universale Ordnung hinwegzusetzen .wagen!" (Nebenbei bemerkt: Keyserling hat sich vor einiger Zeit doch dieser „universalen Ordnung" gefügt. Im Hause Bismarcks in Friedrichsruh hat er die Versöhnung mit ihr vollzogen; seine chinesischen Freunde werden es nun bald erfahren, daß er kein Wolf ist.) Und wie im Osten, so bleibt auch im Westen, in der Neuen Welt kein wesentlicher Zug der Kultur, der Gesinnung, der äußeren Lebensgestaltung, des geistig-seelischen Gefüges unberührt und ungedeutet. Und welche Freudigkeit über diese kunterbunte Gotteswelt mit ihren seltsamen Zuständen jind Menschenkindern lebt in Keyserlings Betrachtungen! Was ihnen aber eine im besonderen Sinn moderne Note verleiht, ist der Umstand, daß ihnen die Wirklichkeit nicht nur Ausdruck und Abbild eines schöpferischen Lebensstromes bedeutet, sondern daß das eigene Ich sich in diesem Lebensstrom wiederfindet, spiegelt und daß es, indem es in ein gedankliches und praktisches Verhältniß zur Welt tritt, sich in diesem Prozeß seines Wesens bewußt wird. So ist diese Reisebeschreibung auch ein Stück einer großen Konfession; in ihr drücken sich Lebenswille und Lebensgehalt einer reich begabten, trotz aller abendländischen Bildung ursprünglich empfindenden Persönlichkeit aus. Und so ist auch das Buch eine Urkunde der neuen und doch ewig alten expressionistischen Einstellung und Arbeit des Geistes in unserer Kunst und in unserer Philosophie.

Professor Dr. Arthur Liebert.

Herausgeber u°d verantwortlicher Redakteur: Maximilian Manien in Berlin. — Verlag Jet-Zukunft in Berlin. — Druck von Pali & Garleb G m. b. H. in Berlin.

^Autoritäten
2)aö *Tflu6Üun6trumenL
Gramofo
Bringt in jecLe/cfi&irrL
ed£e,'7tlti6i&
majuiigfacfiöter'Jlrl.
QrammonAem-
Spezi'af/latt/ü fj:7k
C&reöfiiu, GartenA tr.47
Cööt a.M.J5o6e4ttffl
T)üsse£dor£Äcmigsa£ffe 78
Miel. JSofttendtraße 40
ZA AZA
zur

Hr.S
18. Oktober 1919
DleZaknnft —

brutft nur in toffcn un& feftenen (Sj-emptaren

18. Oktober 1919 DieZnknnft
Annahme für Porweifen
Rennen zu
Berlin-Grunewald: 19. Okt.
(Rennen des Kölner Rennverein)
Berlin-Karlshorst: 23. Okt.
Leipzig: 19. Okt.
München-Riem: 19. Okt.
Dortmund i 19 Okt.
Hannover: 19. Okt.
Magdeburg: 25. Okt.
Trabrennen zu
Berlin-Mariendorf: 22. Okt.
(Trabrenn-Ges. Berlin-Westend)
Annahme von Vo r w e 11 e n für Berlin bei persönlich erteilten
Auftrüge i bis 3 Stunden vor dem ersten programmässig angesetzten
Rennen. Für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis
6V4 Uhr abends:
Schadowstrasse 8, parterra
Kurfürsten da mm 234
Bayerischer Platz 9
Eingang Innsbrucker Str. 58
Oranienburger Strasse 48/40
(an der Friedrichstrasse),
Friedrichstrasse 83
Schiffbauerdamm 19
("Kommission für Trabrennen)
Potsdamer Strasse 23a
Neukölln, Bergstr. 43
und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim
Leipziger Strasse 13a Kfinigstrasse 31/33
Unter den Linden 14
Moritzplatz
Rosenthaler Strasse
Nollendorfplatz 7
Planufer 24
Tauentzienstrasse laa
Rathenower Strasse 3
Für briefliche und telegraphische Aufträge
Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmässig
angesetzten Rennens
nur Schadowstr. 8.
An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten in der
Schadow- und Oranienburger Str., am Kurfürstendamm und Bayrischen
Platz bis 7 Uhr abends angenommen. Alle anderen Stellen schließen
die Annahme um 3U(> Uhr.

Berlin, den 25. Oktober ltfltt
Moritz schreibt weiter %
Berlin, Lukastag 1919.
Rina Regina
wird beim Anblick dieser Lukasepistel an das Rindviehchen
denken, das noch Aeltere neben den Arzt, Marienmaler und
Evangelisten zu pinseln pflegten. Erinnerst Dich, wie wir
in Bologna, später in Freising (noch nicht wieder Ausland)
die dem Reisegefährten Pauli zugeschriebenen Jungfrauen
durch den Fingerkranz beguckten und uns in das Urtheil
einlogirten, der minder heilige. Mantegna sei uns lieber, das
derbe Hendrikje des wilden Menschensohnes Rembrandt ein
echterer, drum edlerer Ausdruck des Ewig» Weiblichen? Kalb
oder Ochs: mußt es eben leiden. Ich bestätige mein Ge«
schätztes vom Vierzehnten und gestatte ich mir (Koofmich*
stil des holländischen Schloßherrn, der uns diesen herrlichen
Tagen entgegengeführt hat), dessen Schlußdrohung auszu«
führen. Ungewiß, ob im Dezember noch was für den Ofen
haben werden. Aus schmalem Vorrath aber muß ich auf
Dein Haupt feurige Kohlen häufen, damit es in Reue er«
kenne, wie ein treues Herz die ihm von lieblichem Schweigen
bereitete Qual vergilt. Fürchte, Reinette, nicht, daß von Lukas»
Lukanus und Salomonis Sprüchen nun weiter durch die Pro«
vinzen zweier Testamente taumele; gegen kressiner Bibel«
feste anzugehen, wäre thörichter Frevel. Doch schlimmer
Antwortverzögerung. Her kommt Ihr fürs Erste nicht. Das

Vehikel, das sich heute „Eilzug" nennt, lockt Keinen; und
ich sehe die in der Fuchsenkutsche Verwöhnte nicht in un*
seren elektrifizirten Sardinenbüchsen. In Hotels kein Billard»
bett, in feinen Schänken kein Stühlchen frei. Preise noch in
höchsten Akazien. Was mit Nutzen zu besprechen wäre,,
muß zunächst also beschrieben werden. Vornan Personalia.
Im Fall Bismarck scheint mir die Wahrheit zwischen!
Adolfens Credo und dem seiner Ueber*Stauffacherin zu
liegen. Der Dritte Band der „Gedanken und Erinnerungen",
über den Guido Henckel in der Nacht tiefer Ungnade sich
das Verfügungrecht gesichert hatte, soll nun ja erscheinen
und wird den großen Gegenstand für ein Weilchen (nicht
lange unter unserem Wind) wieder mitten ins Blickfeld pflan*
zen. Kann mich nicht recht drauf freuen. Erstens hat Lothar
Bucher die Feder geführt und das Urbismärckische, das im Ge»
sprach entzückte, kommt selten nur mit Knorr und Knubben,
heraus. Zweitens erwartet Herr Omnes nach langem Harren
gewiß Unerhörtes über den einst Allerhöchsten; wird aber
keine funkelnagelneuenThatsachen erfahren und denTon der
Kaiserkritik heute allzu glimpflich finden. Weiter, pflegte
der Fürst zu sagen, „glaubte ich, mit Rücksicht auf meine
Vergangenheit, nicht gehen zu dürfen." Was damals, aus.
diesem Mund, schroff klang, schallt an abgehärteten Ohren
jetzt matt vorüber. Drittens, fürchte ich, wird in diesem Band
sich der ganze Groll gegen die Sozialdemokratie austoben und
über Staatswesen und Gesellschaftevolution (kannst mir das.
Wort abermals ankreiden) Vorurtheil enthüllen, dessen Aus«
spräche Modernen Schauder über den Leib jagt. MachDichauf
Wuthgebell gegen den Junker, der Staatsstreich plante, ge*
faßt. Er überdauerts. Seit sein Buch fertig wurde, das Buch,
eines Achtzigers, ist ein Vierteljahrhundert gegangen, das im
äußeren und besonders im inneren Status des Europäers
mehr verändert hat als die zwischen Roßbach und Sedan
liegende Zeitstrecke. Goethe war, obwohl er Byron^jiogar
das blanke Spießertalent Grillparzers hoch über Kleist stellte»
kein alter Esel geworden. Lind daß der majestätische Men*
schenverstand, den man dem Schönhauser, wie im Grenzen*
losen seinem Lehrer Shakespeare, nachrühmen darf, nur in ihm

vertrautem Bezirk mit Schöpferskraft waltete, braucht mir Nie»
mand erst zu beweisen. Was er nicht gesehen, betastet, ge*
schmeckt, berochen hatte, blieb ihm fern, fremd, deshalb Irr*
thumsland. „Bildung durch Lecture", der breite Troß weg, war
nichts für ihn. Seit er im Amt saß, hat er höchstens noch mal
Historisches gelesen. ^%h.tc. ^.r;ihpT Trhicht?t w"r^p,
blieb das in der Jugend Aufgenommene frisch und immer
präsent, Tn, Fripdrif.h^1.1.^' war keine Biblioljiek. BrachTe der
Zufall Neues an ihn, so war e§ dankbar und machte auf
seine gewaltige Art Etwas draus. Siehe Kathedersozialismus.
Wenn sichs aber in der Praxis, für den staatlichen Zweck,
den er gerade wollte, dann nicht rasch bewährte, stieß ers
ungeduldig weg. Nie hat er Wissenschaft als des Menschen
allerhöchste Kraft geschätzt und in Abstrahirtem sich heimisch
gefühlt. Vielleicht sein gefährlichster Mangel. Anders aber
durfte der Mann nicht sein, der dem von Louis Napoleon
spielerisch getätschelten Gedanken des Nationalstaates die
deutsche Machtform geben sollte. Nicht mit breiterem Wipfel
ins Universum gewölbt. Mit einem seit dem Dreißigjährigen
Krieg, unserem Peloponnesischen, verdumpften, in Knecht*
Schaft eingewurzelten Stämmegewirr, mit dem engen alten
König und dem ganzen Preußenspuk dahinter die Leistung
der acht Jahre von 1863 bis 70: zeiget mir, Tadler/Einen, ders
vorgemacht hat. Deutsches Fatum, daß er weder Britanien
noch Industrialismus als Kulturform je kennen lernte. Eng«
lands Luft hat er nur geschnuppert, als er zu kurzem Besuch
bei Albrecht Bernstorff einkehrte. Cobden, Gladstone und
deren Kontinenjalanhang behender Schutzzollfeinde taugten
ihm nicht in seinen Kram, Buchers parteiisch geistreiche Dar»
Stellung verekelte ihm den Parlamentarismus, dessen An»
steckungsgefahr den Alternden auch im Hinblick auf Fried»
rieh und Vicky schreckte, Herberts Neigung in englische
Lebenshaltung behagte dem Vater, die Anglophilie des Krön»
prinzenhofes dem Kanzler nicht; und in seiner Rechnung stand
England als die den Russen feindlichste Macht, die uns, wie
in Fritzens Tagen, auf dem Festland als ihren Degen miethen
und schwingen wollte. Starre Formel: Der einzelne Eng»
länder ist ein angenehm sauberer Gentleman, die Politik des

Inselreiches aber meist die frömmelnder Krämer. Ist Dir nicht
aufgefallen, daß er, der doch so gern durch Historienschlucht
kletterte, fast nie in englische Geschichte abbog? Davon
wußte er nicht viel. Keine Vorstellung von der Wucht, den
Schöpfer» und Vernichterkräften des British Empire. Der Ge»
danke, gegen England Krieg führen zu müssen, streifte ihn
nicht. Daß wir, mit Kohle als einzigem reichlich münzbaren
Erdschatz, auf das Wohlwollen des britischen Seewächters
angewiesen seien, wußte e»; und hätte den Plan, mit dem
Schwert sich den Weg in Herrschaft über die Rohstoffe zu
bahnen, „dummes Zeug" genannt. Weil er monologisch
lebte, ganz in seine Vision eingesponnen, entging dem aus
Traum glotzenden Auge oft Wandel der Dinge, den der
Blick der Dutzendeinfalt sah. Polen blieb ihm, als es längst
eine ungemein regsame Gentry hatte, Slachta* und Bauer*
land ohne Mittelstand. Britanien, wie es unter Peel, spätestens
unterD'Israeli gewesen war. Dessen Ausflüge in romantischen
Sozialismus hielt er für Schrullen. Daß die Dominions immer
fester mit dem Mutterland verwuchsen und daraus Wesen
und Weltgewicht wurde, hat er eben so wenig gemerkt wie
die Einwirkung der südafrikanischen Goldgräberei in die
Struktur des Gesellschaftkörpers. Gar Sozialismus war ihm,
der Proudhon, Fourier, Marx, Owen, Bakunin, Blanqui und
deren Nachfahren nicht kennen wollte und Lassalle als stoß*
kräftigen Widder gegen die lästig quengelnde Bourgeoisie
benutzt hatte, nur der begreifliche, den Staat aber mit Lebens*
gefahr bedrohende Drang nach dem Geldschrankschlüssel.
Sagst richtig: Er war 1815 auf einer märkischen Klitsche ge*
boren worden; könntest hinzusetzen: Und ist, wie Goethe,
mit Bewußtsein auf einer bestimmten Lebensstufe stehen ge»
blieben. An Allem schuld? Blech. Das erste Unglück war.daß
Friedrich nicht zu Regirung kam. Seine Frau, in der ein
Zwergdämon hockte, hätte die deutsche Politik in Gewöh*
nung an westliche Lebensart gezwungen, entrußt, entborußt.
Dann saß oben Einer, der sich zwanzigmal täglich die Hand
küssen ließ und nichts „Unangenehmes" (er schnarrte das
Wort in zwei Silben) hören wollte. In jedem Sinn Zog*
ling Waldersees, von dem die Kaiserin Friedrich zu Hohen*

lohe gesagt hat, er sei ein gewissenloser Kerl, der, um seinen
Ehrgeiz zu füttern, das Vaterland dem Verderben aussetzen
würde. Seit dem zweiten Friedrich Wilhelm war die Sorte
nicht mehr bis in die Sonne gestiegen. Weil der ewige
Wechsel von Vorstoß und Rückzug, Geprahl und Geschluchz
den Allerhöchsten in den Ruf eines Hasenfußes gebracht
hatte, konnten wir, nach Flottenbau, Bagdadbahn, Buren*
depesche, Türkenverhätschelung, Marokko, den Frieden nur
noch dadurch erhalten, daß wir über die Grenzen riefen, man
möge sich vor dem Wahn hüten, Deutschland werde unter
allen Umständen vor Kriegsdrohung einknicken. Auch dar»
aus flimmerte Gefahr. Aber Blindheit galt als Ehrensache.
Daß ein Mann von Bismarcks Tradition nur noch im Ton
von Verachtung und Abscheu über den Rex Imperator sprach,
war doch wohl Warnung. Daily Telegraph, Fall Phili»Tütü,
Lippe, Tanger, Agadir, Cadinen: Alles wurde, Höfisches,
Staatliches, im Aufschwungsjubel verziehen. Und ich gebe
nur Pröbchen aus einer ellenlangen Liste. Als sein Kredit und
der seiner Leute bis in Kleingeld erschöpft war, strampelte
ihr Herz nach einem Häppchen Prestige. Aus Bei» undPetro«
grad wollten sie die neue, vermehrte und verbesserte Auf5
läge desbosnischen Lorbers holen. Damit die hemmunglose
Laune Serenissimi das Spiel nicht störe, wird er auf die Reise
geschickt. Als ihn Furcht zurücktreibt und er das in der
Schwarzen Küche glimmende Feuer löschen möchte, dämp»
fen auch die Ruhmsüchtigen in den Akten die Gluth ihrer
Mahnrede; lassen zugleich aber Szögyenyi und Tschirschky
emsig die Blasbälge brauchen. (Der alte Magyar und der
vom Großfürsten Wladimir im Festsaal des Zars gekränkte
Sachse sind einig im Russenhaß.) Sucht die Gescheiteste
noch immer den Quell unseres Unheils?

Haiti Dies soll, kann, darf nur Nachtrag zu der Epistel
vomVierzehnten werden, also nicht ins Breite überschwippen.
Entbinde, Schwester, den greisen Pflegling der Pflicht, über
die Schutzschriften und Erinnerungen unserer Heroen a. D.
ein kräftig Wörtlein zu sagen. Ein häßliches Spectaculum.
Einer schiebt dem Anderen die Schuld zu. Keiner erkennt,
bekennt eigenen Fehl. Alle schelten das Volk, das, als Ge«

sammtheit, doch tausendmal mehr als die löbliche Befehls«
haberei geleistet hat, und jeder Feldhäuptling wischt sich
die Stiefel an der Hose der Diplomaten ab, deren Sünden«
last neben der von Kriegsführern gehäuften doch leicht wie
ein Flöckchen wiegt. (Denn Brest und Bukarest, bedenk"
es wohl, war das Werk der Obersien Heeresleitung und die
von poor Zimmermann gezeichnete Carranza*Depesche, wie
die grüne Felduniform der dem A A Zugehörigen, Erfind*
ung Seiner Arrogantischen Majestät) Geschichte, deren Bau*
stoff aus diesen Büchern käme, müßte dem Scheusal Sykorax
ähneln. Einverstanden, daß TjrjytjzjinsJWurf weitaus der
beste ist. Die Briefe aus, dem GroßgnlH,auptquartier wer«
den als Monument von unserer Zeiten Schande nicht ver«
wittern. Auch vorn manches richtig Gesehene. „Admiral Sey*
mour hat zu einem deutschen Waffengefährten gesagt: ,Ihr
Deutsche seid sehr vorangekommen; wenn Ihr es uns nur
nicht immer unter die Nase reiben wolltet!' Wir bliesen
l'anfaren, die unserer Lage nicht entsprachen. Die schlechte
Gewohnheit effektvoller Eingriffe, von Shimonoseki, der
Krügerdepesche, Manila, über die China* Expedition und
Tanger bis Agadir, führte zu dem stümperhaften Schluß«
glied der Methode in dem Ultimatum an Serbien vom Juli
1914." Allerlei eben so scharf Gepfeffertes'. Ein dickes Ta«
lent mit prächtiger Sprenkelung. An seine Heilmittel, "See»
schlacht und frühen Tauchbootkrieg, glaube ich nicht, ein
Schock seiner Angaben ist leicht zu widerlegen und .das
allgemein Politische fast so tief unter der Schwelle ern*
ster Erörterung wie in dem Wälzer, der dem Ruf des Land«
Strategen so arg geschadet hat. Der Admiral ist vom Qualm
seines Brjtenhasses stockblind; Piraten, Gauner, Schur»
ken: da staunt der Fachmann und der Laie wundert sich.
Eher begreiflich ist dieser Haß in dem Herrn Shaw, den
Du als Tank in meine Stellung vorkurbelst. Ire, Herz»
liebchen; dem Engländer drum so zärtlich wie ein Ü*rczeche
nordböhmischen Trutzgermanen. Obendrein Sozialist, Iro*
niker, Verehrer deutscher Tonkunst (aus Musikkritik wuchs
ihm der erste Ruhm), seit Heine Europas witzigster Kopf,
doch unserem Lichtenberg ähnlicher als dem serrvtit-eheri

Aristophaniker, auf Deutschlands Bühne froher als in seiner
Heimath begrüßt; und in dem Odem, den er Kandida und
Kleopatra einblies, ist ein Hauch aus Dichtersseele. Ver»
stehst, daß ihn immer gern lese, doch sein Politikum nur
.mit etlichen Salzkörnern verdaue? Manchmal ein verblüf»
fend klares Negativ von Menschlichkeit; manchmal der
Totengräber, der prinzliche Hoheit mit Silben zerstichelt.
Sein Fabrikmerkmal, poncif ist Heldenentlarvung. (Nur vom
Helden, niemals vom Kammerdiener, wird der Held aner»
kannt: abermals Goethe) Caesar, Bonaparte und minder
stattliche Knirpse mußten ans Messer. Daß der Britenlöwe
auch nur von einer Katze geworfen wurde, verrieth der
Spitzig» Witzige uns mit Behagen, das sich gern in Wieder»
holung räkelt. In den Glossen, die mir vorhieltest, ist Grey
ein betriebsamer Fant, Asquith ein tüchtiger Hotelportier
■und das aus freiem Willen in beliebigem Zeitraum neutrale
Griechenland dem neutralisirten Belgien im Rechtsstatus
gleich. Wir wollens nicht allzu ernst nehmen. Dein Zeuge
•nennt den Krieg ein Verbrechen gegen die Menschheit; sagt,
daß ohne einen Bund, der die Vereinigten Staaten, Groß»
britanien, Frankreich und Deutschland umschlingt, nicht
Friede werden kann; und mahnt die Herrschenden, nicht
zu vergessen, daß überall jetzt Leute wohnen, die in Nah»
kämpf mit Bayonnette und Handgranate geschult sind. In
■dem England, das Lügner oder Belogene uns von dem grau»
samsfeh TJTktator geknebelt zeigten, durfte der Ire laut das
Härteste, Bitterste aussprechen. Wir mußten schweigen oder
■uns In leise Andeutung beschränken. „Und aus dem Munde
der "besiegten Militaristen hört das deutsche Volk nun Straf»
predigt: weil es zu früh erschlafft sei. Meinst, daß Briten,
auch nur Franzosen so dreisten Tort einstecken, 'für die
Rüge gar noch ein großes Stück Geld zahlen würden?
Wäre das Ziel dieser Bücher nur die Entlastung der ange»
schuldigten Verfasser, dann könnte man höchstens bedauern,
daß Deutsche die Wiederaufnahme des Verfahrens nicht so
geduldig, so gründlich betrieben wie Frankreichs Ollivier
mit dem leichten H rzen. Aber sie wollen mehr: reuige
Rückkehr in Miiitärmonarchie; Eingang für Herrschaften

durch die Garnisonkirche „unseres alten deutschen Herr»
gottes", comme dit l'autre. Und Das, Trautste, pelzt mir
die Zunge. Weil nur in Orient, auch in Rußlands kaltem,
Natur ohne Verstauchung Sprünge macht, war ich noch im
vorigen Okiober für den Versuch mit parlamentarischer Re»
girung unter kaiserlicher Firma. Sagte, just am Lukastag,
dem in alle Sättel gerechten Clemens Delbrück (trotzdem
schon Feldgraue den aus dem Zuchthaus entlassenen Lieb*
knecht über die Treppe des Anhalter Bahnhofes auf die Straße,
den Leiterwagen des Triumphatorsgetragen hatten), der Kaiser
könne das Wesentliche noch retten, wenn er, statt in Belle»
vue höchst unköniglich zu latiren, die Theatersonne an seinem
FortunyHimmel ausdrehe, den Pappnimbus wegwerfe und
mit würdiger Handlung sich der Nation zu Unglücksge»
meinschaft verlobe. Nuscht für Allerhöchstdenselben. In
dem mit Maschinengewehren gespickten Sonderzug rückte
er aus. Von Moabit nach Spaa, von Belgien nach Holland.
Warum? Niemand hätte ihm das ondulirte Scheitelhaar ge*
krümmt. „Hoch auf dem Bock mit der Trauerpeitsche der
weinende Kutscher: so wird der deutsche Monarch einst zum
Richtplatz gefüh.t und unterthänig guillotinirt." Nur in
Heines frechstemVisiönchen. Ist nicht desAdlerlandesBrauch.
Nicht Einen aus dem Viertelhundert Gekrönter.hat Gewalt
vertrieben. Purpur, Stirnreif, Szepter und Apfel waren plötz»
lieh, wie eine ausgeschälte, betröpfelte Auster, .von Chro»
nos verschlungen. Schriebst sehr fein, da in solchem Krieg
nirgends ein Fürst von Eigenwerth, müsse man Monarchie
alten Stils wohl einurnen. (Nirgends auch über meister»
licher Technik ein Feldherr großen Formates: mach Deinen
Vers drauf.) Jetzt zurück? Das gäbe ein Unglück, neben
dem das von gestern Kurzschluß oder anderes Alltägliche
schiene. Wenn einmal gelacht worden ist, kann selbst Atri»
dentragoedie nicht mehr wirken. Bist etwa sicher, daß nicht
versucht wir-d, sobald Wintersturm in neurasthenischer In»
dustriestadt als Vorwand eine Staubwolke aufwirbelt? Der
Hohe Rath von Paris, an unrechter Stelle rauh, hat die Klau»
sei verschwiegen, die für die Dauer der Gebietsbesetzung den
Friedenszustand unlösbar an Republik knüpft. Bauer und

Bürger sind enttäuscht, verängstet, angewidert; und haben
Waffen und Munition in Menge. Neun Zehntel der Jugend
werden, auf Höheren und Hohen Schulen, in Kirche, Kontor
und Tanzsaal, wacker in Nationalismus gedrillt. Nicht nur
Potsdam knickst wieder, wenn irgendein Joachim, Aribert,
Jasomirgott vorbeizurasseln geruht. Auf jeder Straßenbahn
kannst Pour le Merite, Monocle, Kronenknöpfe sehen. Die
Ehehälfte, die aus dem Karmesintuch ihres Generalstäblers
eine Bluse schneidern ließ, ist schon nicht mehr zeitgemäß.
In Sanssouci prallst Du auf angeklebte Erlasse des Kaiser*
liehen Hofmarsdiallamtes. Ueber Thürklingeln findest, nicht
nur an Havel und Spree, in Schwarzweißroth dieMahnung zu
Bereitschaft für den Tag, der einst kommen wird. Und kein
amtliches Wörtchen widerspricht all demPapier.das die Herr*
lichkeit verschütteter Zeit bezeugt und das Leid von heute
als die über Abtrünnige, über Rebellen verhängte Strafe malt.
DieNationalversammlung hilft aus derNoth? Ursprung
und Führung des Krieges, Friedensmöglichkeit und Rechts*
bruch soll ermittelt werden. Sechs Ausschüsse. Ueber acht*
hundert Urkunden (Abschreckungversuch?); Zeugen; Sach*
verständige; Oeffentlichkeit, die nur von der „Rücksicht auf
Neutrale" beschränkt ist; bis in die geheimste Falte („un
so"). Vor neun Monaten schrie jeder Kenner der Welt*
Stimmung nach solchem Gericht. Hätte es anderem Frieden
die Einzugsglocke geläutet. Wäre auch das Gedächtniß
frischer gewesen. Seitdem sind nur Schleier geklöppelt wor»
den. Zwei Stunden nach Verdachtsoffenbarung ist die Mord»
kommission am Ort des Leichenfundes. Dreihundertachtzig
Tage nach dem Entschluß zu "Waffenstreckung beginnt das
Ermittelungverfahren; und noch fehlen die Akten der Militär»
und Martnebehörden. Doch besser spät als niemals; und mit
Fug darf man sagen, daß nicht in Absicht auf Vortheils»
erlistung gebuddelt wird. Der gute Wille aller, der Scharfsinn
mancher Richter steht nicht in Zwielicht. Ist ihnen auch
Aufgabe und Vermögen klar bewußt? Ueber Loewen
und Lille, Mädchenverschleppung und Männerverfronung,
Serbien und Rumänien, Diebstahl und Schiebung, Stickgas
und Luftbombardement wird alles Nothwendfge ja noch

festzustellen sein; in öffentliche Verhandlung können die
Westregirungen jeden Tag ihren Beweisstoff einbringen;
und nur dadurch würde der Ertrag des Verfahrens haltbar.
Um das Wichtigste, die Genesis, ist der dichteste Nebel
gedünstelt worden; dichterer noch als um unsere Schiffe
vor dem Skagerrak. Hier, Nationalversammlung, Deutscher
Konvent, mußt Du selbst Dir „Richtlinien" vorzeichnen.
Ob Berlin oder Wien, Paris oder London zuvor sich bedroht
glaubte, dort Herausforderung, hier Einkreisung schreckte,
ist nicht Ziel Deiner Ermittelung. Das Licht Deiner Weisheit
leuchtet weder bis in die Finsterniß des Trofanerkrieges noch
bis zu Skobelew und Boulanger, MarschalhKrüger.Delcasse*
Prinetti zurück.Hastauch nichtzuprüfen.obeinMinisteroder
Staatssekretär in dieser, in jener Stunde klug oder dumm war,
auf Gewissen oder Applaussucht horchte, die Kriegsgefahr
minderte oder mehrte (Ton und Blick, die der fremde Bot»
schafterhörte und sah, leben nicht in den Akten); eben so wenig,
ob der russische Generalstabschef in der dritten Juliwoche
1914 wissen konnte, daß seit dem Ablauf der ersten seine
Berufsgenossen in Berlin und Wien mit der Vorbereitung
des den Kriegsherren möglich scheinenden Feldzuges gegen
Rußland beschäftigt waren, und sich deshalb zu Beginn der
Mobilisirung verpflichtet wähnte. Daß schon ein im Metier
Heimischer nicht, mit den Depeschen Greys und Nikolais,
zwei Haupttreffern, in der Hand, zwei Kriegserklärungen
an Großmächte abgefeuert hätte, ist außer Frage. Was ge»
schah, um vor Einsetzung deutscher Volkskraft Serbiens Hof
und Regirung als Mitschuldige der Mörder von Sarajewo,
zweierOesterreicher.zu erweisen? Wann wurde der anstößige
Inhalt, wann der Wortlaut des Ultimatums in Berlin be«
kannt und war danach Frist, das eine, freundlich bestimmte
Wort, das Oesterreich»Ungarns Rachedrang sofort gebremst
hätte, durchs Telephon zu rufen? Hat im Juli und August
1914 Rußland, Frankreich, England Krieg gewollt oder haben
ihre Minister alles zu Friedenswahrung irgend Erdenkliche
gethan? War also der Krieg, der dennoch ausbrach, von Ver*
schwörertücke uns aufgezwungen? Präventivkrieg oder
Ueberfall, in dessen Noth jedes Gebot des Rechtes und der

Sittlichkeit verblaßte? Sollte die Anzeige von Ueberfall und
Nothstand nur, fürs Erste, von dem Einbruch in Belgien
«ntschuldigen.dessenNeutralität von Preußen vorgeschlagen,
von Deutschland verbürgt war (und dessen Festung Lüttich
doch Oberst Ludendorff, wie der General in seinem Buch
ruhig erzählt, „schon im Frieden" auf Generalstabspapier
sturmreif zu machen hatte)? Diesen Grundfragen hat, vor
dem Ohr und dem Aktenhort der Welt, unser erster Paria»
tnentsgerichtshof die Antwort zu finden, nicht Hirn, Herz und
Nieren deutscher, befreundeter, verfeindeter Staatsmänner
und Generale zu prüfen. (Franz Joseph und Nikolai, Szögyenyi
und Tschirschky sind aus Himmel oder Hölle unabkömm«
lieh.) Aller Schwatz von „auch Schuldigen" muß vor dieses
Gerichtes Schranke verstummen. Heimlich^etwa für später
geplantem Krieg war mit den Wehrmitteln wachsamer Poli«
tik vorzubeugen und im Fall des Mißüngens in stärkerer So»
zietät zu begegnen. SchmähHcher_yeberfall oder nicht: that is
the question. Nach der Verneinung hätte der erlauchte Aus»
schuß die Pflicht, auszusprechen, daß niemals und nirgends ein
aus eigener Kraft reif gewordenes Volk so niederträchtig belo«
gen, in so schwer durch dringlichem Trugdunst auf die Massen»
Schlachtbank gezerrt, in Elend und Schmach gerissen wurde.
Das wäre entsetzliche Wahrheit; immerhin: Wahrheit.
Ists vier Fünfteln der Menschheit lange schon. Die aber
sind, weil wir nichts zugaben und in trübem Wasser mit
Einkreisung undSuchomlinow krebsten, überzeugt, daß Alles
abgekartet, gewollt und die Sprecher der Nation im Hehler»
geheimniß waren. Nein. Zwei mattgesetzte Kaiser fürchteten,
als feig verrufen zu werden. (Der Jüngere hatte oft bramsig
geKraht: ^Tn zwei Jahren schlage ich los." Wie Nestroys
Knieriem: „Wann i amal anfang'! I fang' aber net an." Wie
das Barbierschild -im Fabelsevilla: „Morgen wird gratis
rasirt.") Excellente Flachköpfe ersehnten ein Kränzlein und
schworen drauf, daß große Politik nur, jenseits vom Tümpel
ihres Ethos, mit Roßtäuscherkniffen zu leisten sei. Als den
Schwächlingen unter Hermelin und Kammgarn die Höschen
feucht wurden, war die nationale, d<e militärische Ehre (oder
welche Falstaff sonst auf der Pfanne hat) schon engagirt.

Los also die Schwerter! Nicht mal Beth* und Zimmermann
haben die Aermel aufgestülpt und sich zu Metzelei bereitet.
Nie. Ihr lächelnder Mund schrie, ihr grünbleicher stotterte:
„Bluff!" Was Bülown, nach der Dämpf ung Wilhelms, gelun»
gen war, mußte, wenn sie das Ding hinter dem breiten Rücken
desKaisers drehten.auchDenengelingen.dieindemFlottbecker
den Kreator ihrer berlinischen und römischen Glorie haßten.
„Meine Stellung war vor dem Krieg eben zu miserabel,"
wimmerte Theobald; und bekennt in seinem Buch weiner«
lieh bieder, daß ers anders gemacht hätte, wenn Rußlands
und Britaniens Eingriff zu ahnen gewesen wäre. Der Ver«
dacht moralischer Schuld schwindet erst, wenn die politische
Schuld nicht mehr geleugnet wird. Aus Taperei, Hoher Rath,
ist, in der Tropenzone des Militarismus, Tragoedie geworden.
Unsere Staatsgenossenschaft, die für allerlei Brimborium Geld
hat, soll neben dem Wissenschaft», Arbeit*, Aufbau», Schatz»
ministerium eins für Volksaufklärung einrichten. Schleunig.
Das beschreibe volksthümlich dem Volk, wie das letzte Ge«
sieht unserer Monarchie war, aber, bitte, mit allen Pickeln
und Warzen. Das erzähle, was war und was ist; wie der
Krieg begonnen und warum er verloren wurde. Das wider»
lege die Wälzer undTraktätchen, die der Einfalt verschüttete,
doch nur scheintote Seligkeit vorgaukeln, und zerbreche die
Spiegel, deren Glas die Weide gottähnlichen Dünkels ist.
Das schlage aus dem Fels der Wahrhaftigkeit Feuer und
sende die Flamme der Hoffnung weit ins Reich hinaus. Sonst
(Adolf solls hören) geht die Republik in die Binsen.
Mit ganz anderer Wucht könnten wir auf festem Grunde
dann zu den Siegern sprechen. Die Note, die uns um Ab»
Sperrung des Bolschewikenrußlands ersuchte und aus der ein
Künstler (nicht ein Wortjongleur) viel machen konnte, ist von
Amtes wegen noch nicht, von Unabhängigen, Kommunisten, /
Syndikalisten mit begreiflichem Wuthschrei beantwortet
worden. Wird wohl den Neutralen zugeschoben. Schade.
Hier war was zu sagen. Verpaßter Anschluß. Der Minister
fürs Auswärtige ließ gewiß oft die „internationale, revolu»
tionäre, Völker befreiende Sozialdemokratie" leben. Treibt
er jetzt nicht mehr internationale Politik? Wer, Magister

oder Personalien*Schüler, ihm andere empföhle, müßte recta
nach Caracas oder Gerolstein. Nur keine „Orientirung" noch
Pfiffigkeit aus ähnlich dufter Kiste! Occidentirung oder ein»
«am in Frost. Ein Rußland, mit dem irgendwie zu rechnen
wäre, ist noch nicht in Sicht. Yudenitsch in Petrograd würde
den Bolschewiken keine Lebensgefahr; er und seine Konsorten
müßten ihnen die Sorge für drei Viertelmillionen Hungern*
der abnehmen. Aerger fühlbar würde Denikin als Gebieter
des ukrainischen Korn« und Viehlandes. AberUljanow»Lenin
ist, wie andere Zaren, in Kasan stärker als in Moskau, ge«
waltig in Smolensk, unüberwindlich am Ural. Laß Dich, Re*
publikanerin, nicht etwa in Leichenjubel über den Hingang
der Sowjets verführen. Sie sterben schon bald zwei Jahre
lang; und werden in Nähe und Ferne noch höllisch unsanfte
Lebenszeichen geben. Das Manifest der Dritten Internatio*
nale war eins. „Vereinigt Euch, Arbeiter und Arbeiterinnen
aller Länder, zum Kampf gegen Ständevorrecht, den bürger«
liehen Staat und das bürgerliche Eigenthum, gegen alle For*
men nationaler und sozialer Knechtung unter dem Banner
der kommunistischen Internationale der That." Sogar die
Kolonialsklaven Asiens und Afrikas werden aufgerufen. Eng*
land wird von Basra bis Bombay den Widerhall spüren. Der
Bolschewismus hat die zähsten Wühler und seine Kerntruppe
stürzt sich in Martyrien wie ins Dampfbad. Da Deutsch*
lands Heeresleitung und Regirung das Pflänzchen importirt
liat, dürften wir auf die Entwickelung seit 1917 stolz sein.
Nur dankt uns die Welt auch dieses Gewächs nicht gerade
innig. Erneutes Bündniß mit einem russischen „Reich",
Brücke nach Japan: Narrenchor aus der Hexenküche; und
-unser Rummel in den Ostseeprovinzen der gröbste Unfug.
"Wenn mir Unter den Linden Offiziere mit Russenkokarde
begegnen, wird mir übel, als hätte ahnunglos Margarine ge*
löffelt; die ewig von Zorn über Entehrung Schäumenden
scheint es nicht zu verdrießen. Gesegnete Mahlzeit. Ver*
nunft blickt heute nach West. Vernunft würde Unsinn, wenn
nicht morgen, endlich, Gespräch mit West begönne. Ist genau
■so lange versäumt worden wie Parlamentsgericht und Volks*
aufklärung; und aus diesem Zaudern wucherte die ärgste Ge«

fahr. Ist kein General oder Civilvertreter des Hohen Rath es
erreichbar, dann müßte von allen Thürmen geschrien, ge»
läutet, gefunkt werden, daß es auf dem Weg, dessen Lehm
und Pfützen wir seit Frühjahr durchwaten, nicht weiter geht.
Ce eher Clemenceau vermag noch Manches; von Wirfhschaft,.
Finanz, Gesellschaftbau, Volksb?dürfniß inPhysis und Meta«
physis hatte er nie einen Schimmer. All die würdigen Herren
müßten sich, wie selbst Mahadöh that, von goldenen Tischen
zu Abstieg ins Niederland armer Menschen bequemen. Dann
erst würden sie merken, daß in ihrem Namen Drachensaat:
ausgestreut wird. Oesterreich hat nichts zu essen, zu feuern,
zu zahlen. Seine Krone gilt kaum noch fünf Schweizerrappen
und ihm wächst weder Kohle noch so viel Korn, wie Noth»
dürft fordert. In Graudenz und anderen deutschen Städten
fließen die Thränen breitstämmiger Männer, heult Alter und
Jugend in Schauder vor dem Einzug der Polen auf, die, fürch»-
ten Alle, Mißhandlung nicht nazarenisch vergelten werden.
Der Anblick des Leides müßte Robusteren den Schlaf mor«
den.Uns brummt man fürsOkkupantenheerKosten auf.dieda«,
Deutschland der fetten Pharaonenjahre nicht tragen könnte,,
und zwingt die Regirung (die sich an Schloß, Marineamt,
Herrenhaus, Neues Palais nicht wagt), immer wieder für
Fremdmissionen die üppigsten Hotels zu miethen. Wars sc*
gemeint? Dann erntet ein Lenin von den Feldern, die hastiger
Eifer der Allies et Associes bestellt hat. So wars nicht gc*
meint. Ohne freundliche Internationale, die Keinen entrech*-
tet, Keinen der Rachsucht ausliefert, würde der Friede Po»
panz, der Vertrag ein Zwinger mit halb schon durchfeilten!
Gitterstäben. Diese Internationale Derer, die Menschen sein
wollen, wird; oder die Dritte. Redet, Ihr in der Wilhelm»
straße, statt aus der Preßluke zu schimpfen. Saget, was ist.
Ich glaube an neue Welt. Aber nicht, daß sie uns,
während wir saufen, Bac spielen, Fox trotten, Seidenmädel
ödet Wollgeschäfte schieben, zu Weihnacht gebacken wird-
Und Du? Bietest, ganz im Geist eines Satansadventes, für
Glauben Mehl und malst neben Sankt Lukas
Moriti.

Oberschlesien
\ —.eographisch ist Oberschlesien das im Centrum Mitteleuropas
gelegene Vorgelände derGebirgszüge der Sudeten und Beskiden.
Seine natürliche Lebensader ist die Wasserstraße der Oder, die es
durch die deutsche Tiefebene an die Ostsee anschließt. Von dem-
Wassergebiet der Weichsel im Osten trennt es das weite und wasser-
arme Hochland des polnischer. Juras. Vom Wassergebiet derDonau und
ihrer Nebenflüsse im Südwesten und Süden wird Oberschlesien durch
den erheblichen, aber wasserreichen Gebirgszug derBeskiden getrennt.
Geologisch ist Oberschlesien ein sudetisches Land. Es birgt in
seinem Innern das größte Steinkohlenvorkommen Centraieuropas und
bildet mit dem mährisch-schlesisch-westgalizischen Steinkohlenrevier
eine geologische Einheit. Auf den oberschlesischen Antheil dieses
Steinkohlenvorkommens entfallen rund 114 Milliarden Tonnen abbau-
würdige Kohle, davon 60 bis 80 Milliarden in der ersten Teufen-
stufe bis 1000 m. Der mährisch-czechische Antheil umfaßt insge-
sammt ungefähr 10 Milliarden Tonnen, der westgalizisch-polnische
20 Milliarden Tonnen Vorrath in den ersten Teufenstufen Neuere
Aufschließungen haben jedoch eine viel größere Mächtigkeit des-
galizischen Reviers ergeben. Dem Flächeninhalte nach beträgt der
galizische Antheil des Steinkohlenbeckens 45, der polnische 6 und>
der oberschlesische 49 Prozent.
Ethnographisch istOberschlesien das Land, in dem die völkischen
Ausläufer den Germanen, Polen, Czechen, Mähren und Slowaken
aufeinanderstoßen. Die wachsende Industrie hat außerdem Volks-
splitler der verschiedenartigsten Nationen ins Land gezogen. Heirath,
gemeinsame wirthschaftliche, kulturelle und religiöse Interessen haben
ein festes Band um die Bevölkerung (2,2 Mil'ionen) geschlungen und-
ihr kein deutlich nationales, sondern ein mehr internationales Gepräge
gegeben. Im Kulturniveau hebt sich diese Bevölkerung am Schärfsten
von der Kongeßpolens und Galiziens ab. Die Sprache ist deutsch
(900 000), polnisch (1,1 Million) und in Theilgebieten mährisch. Die
Sprache der Intelligenz ist fast durchweg deutsch, die des Volkes
zu etwa 54 Prozent polnisch, doch mit starken deutchen Sprach--
kenntnissen. Für den deutsch und polnisch sprechenden Ober-
schlesier bedeutet der Sprachunterschied kein Trennungmoment in--
dem Zusammengehörigkeitgefühl. Der Unterschied zwischen eineru-
Westdeutschen und einem deutschen Oberschlesier ist fast eben sc
groß wie der zwischen einem polnischen Oberschlesier und einem
Galizier oder Kongreßpolen. Die Kultur ist durchweg deutsch. Irgend-
welche oennenswerthe familiäre oder historische und kulturelle Bande

mit Polen bestehzn nicht; nur auf religiösem Gebiet macht sich ein •polnisch-mystischer Empfindensgleichklang bemerkbar. Die Oberschlesier sind überwiegend katholisch, nur der Kreis Kreuzburg ist zum großen Theil evangelisch.

Der historische und der wirthschaftliche Werdegang sind eng verknüpft, weil sie einander bedingen. Um das Jahr 1000 war Oberschlesien ein polnisches Land ohne jegliche wirthschaftliche Bedeutung. Seine allmähliche Entwickelung als Durchgangsland für den deutsch-böhmischen und deutsch-polnischen Handel, der sich seinen Weg dem Oderthal nach bahnte, weckte früh den Drang nach Selbständigkeit in schlesischen und oberschlesischen Piasten. Im vierzehnten Jahrhundert findet Oberschlesien den Anschluß an die damals wichtige Wirthschaftstraße Deutschland-Böhmen dadurch, daß seine Piasten sich der Krone Böhmens unterstellen, mit der sie dann .zur habsburgischen Hausmacht kommen. So fällt dann auch in das sechzehnte Jahrhundert die erste Biüthezeit des tarnowitzer Bleierzbergbaues. Der Versuch der Habsburger, die schlesische Wirthschaft nach der Adria abzulenken, führ! zu latentem Trennungstreben der schlesischen Fürsten, das die schlesischen Kriege des achtzehnten Jahrhunderts vorbereitet. Sie bringen Oberschlesien an Preußen. Damit eröffnet sich ihm sein natürlicher Zugang ins Meer. Die Schranken, •die seinen Aufschwung hemmten, sind gefallen. Seine Wirthschaft entwickelt sich in immer erheblicheren Sprüngen. Schon 1804 giebt es 49 Hochöfen, 158 Frisch- und 1 Löschfeuer, 1 Cementstahlwerk, .2 Raffinirhämmer, 13 Schlackenpochwerke in Oberschlesien. Schon werden 400 000 Centner Roheisen und 240 000 Centner Stabeisen produzirt. 1325 sind 27 Zinkhütten in Betrieb. Den eigentlichen Aufschwung Oberschlesiens bringt das Bündniß Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn, das Oberschlesien auch die Wirthschaft xege nach den Donauländern öffnet. Um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts ist Oberschiesien das wichtigste Industrierevier Mitteleuropas, das allein 45 Millionen Tonnen Kohle und 4V2 Millionen Faß Cemenl jährlich produzirt. Im Jahr 1913 sind 63 Kohlenbergwerke, 10 Eisenerzgruben, 22 Zink- und Bleierzgruben, 17 Koks- und Cinderanstalten, •4 Briquettefabriken, 9 Hochöfenbetriebe, 24 Eisen- und Stahlgießereien und allerlei Verfeinerungwerke, 16 Zinkhütten, 8 Zinkblech--wa'zwerke, 2 Blei- und Silberhütten, 10 Portlandcement- und 30 Kalkwerke, 12 Papierfabriken, 2 Elektrizitätwerke und eine Anzahl chemischer Werke, Ziegeleien, Chamotte-, Textil-, Porzellan- und Glasfabriken in rastlosem Gang.

Die nach Deutschland hinneigende wirthschaftliche Entwickeuung Oberschlesiens hat auch der Kultur ein deutsche Gepräge ge-

gebet.. In Sitten und Lebensgewohnheiten ist der Oberschlesier
deutsch mit geringen slavischen Einschlägen. Schon 1827 gab es 720
rein deutsche und nur 70 oberschlesisch - polnische Schulen. Die
erste polnische Zeitschrift war die 1842 in Pleß erschienene „Tygod-
nik polski powiecony wloscianom"ohne politischen Charakter. 1847 er-
klärte der oberschlesische Abgeordnete Wodiczka im Vereinigten
Landtage: „Wir Oberschlesier wollen nur als deutsche Brüder, als
Preußen angesehen und behandelt werden." Im Jahre 1901 erklärte
der Abgeordnete Von Jasdzewski noch als Sprecher der pol-
nischen Fraktion im Preußischen Landtag, daß die Agitation in
Oberschlesien wirthschaftlichen Charakter trage, an der die Polen
in keiner Weise betheiligt seien. All Dies beweist nur, daß der Ober-
schlesier bis etwa in die vierziger Jahre des neunzehnten Jahr-'
hunderts im Wesentlichen oberschlesisch dachte und fühlte. In den
Jahren des bismärckischen Kulturkampfes wird auch Oberschlesien
zur Walstatt der protestantischen und katholischen Weltanschau-
ungen. Die katholische Intelligenz, insbesondere die Geistlichkeit,
geräth in Opposition zu der protestantischen Regirung. Seitdem gilt
sie als verdächtig. Kardinal Kopp überklebt mühsam den Riß. Die
Regirung hat jedoch kein Vertrauen mehr. Der Wiederholung solcher
unziemlichen Opposition muß vorgebeugt werden. Nun erscheinen
auch die ersten großpolnischen Pioniere auf dem Plan. Jeder wich-
tige Posten wird mit evangelischen Beamten aus deutschen, meist
nicht einmal schlesischen Gegenden besetzt. Das gilt bis zu den
Stellen der Gendarmen und Amtsdiener: „Loyalität" und gewisse
„völkische Garantien" rechtfertigen die Zurücksetzung der Parität
und des eingeborenen Oberschlesiers. Die Privatindustrie muß an
dem selben Strang ziehen. Die Leute, die sich in einer Stellung
in Oberschlesien aufopfern, werden für ihre oberschlesischen Kriegs-
jahre in der Carriere entschädigt. Katholischer Glaube und pol-
nischerName nehmen dem eingeborenen Oberschlesier die Befähigung
zu höheren Beamtenstellen, wenn er sich nicht etwa doppelt ur-
deutsch geberdet. So entsteht, besonders in den Städten, eine
deutsche Oberschicht. Die Herstellung polnischer Drucksachen wird
verboten oder nach Möglichkeit erschwert. Der polnisch sprechende
Oberschlesier muß seine politischen Gebetbücher und Erbauung-
schriften aus Krakau beziehen. Dort findet er die Hinweise auf den
Weißen Adler, auf die Jungfrau Maria, die Schutzkönigin Polens,
und Aehnliches. In Kanülen sickert der polnische Nationalismus in
den oberschlesischen Volkskörper. Die polnische Sprache wird aus
den Schulen verbannt. Die deutsch orientirte oberschlesische In-
telligenz verliert allmählich die Kenntniß der polnischen Sprache

und mit der Sprachbrücke zugleich die Führerschaft über den polnisch sprechenden Theil des oberschlesischen Volkes. Dieser Theil bildet nun die soziale Unterschicht. Im Jahr 1918 kommen in Oberschlesien aus Einkommensteuern von Deutschen 21, von Polen 2 Millionen Mark, aus Grund- und Gebäudesteuern 3,4 und 0,9 Millionen Mark; 17 000 gewerbliche Betriebe sind deutsch, nur 1000 polnisch. Dieser Unterschicht zeigt der hakatistische Beamte, der vorwärts will, sich.als Zucht- und Schulmeister. Der Plebs muß Kultur eingetrichtert werden. Die Kultur spendenden Kreisschulinspektoren und Landrätbe überhasten das Tempo. Drakonisch sind die Urtheile der Besserungjustiz. Unverhüllt wird jede evangelische Kirchen- und Siedlungpolitik gefördert. Bitterniß dringt ins Herz desOberschlesiers. Der polnisch sprechende kommt sich fremd in seiner Heimath vor; der deutsch sprechende, der sich seiner annimmt, wird als staatgefährlich verdächtigt. Beide sind Staatsbürger zweiter Klasse, nicht nach geschriebenem, aber nach ungeschriebenem Recht. Der geheime Ministerialerlaß von 1886, den der Unterstaatssekretär Von Gerlach ans Tageslicht gebracht hat, erweist die Zurücksetzung der Oberschlesier bei der Beamtenauswahl.

Nun ist der Boden für die großpolnische Agitation vorbereitet. In den neanziger Jahren erschienen landfremde Großpolen in größeren Mengen: Aerzte, Rechtsanwälte, Apotheker, Geistliche und Redakteure. Der polnisch sprechende Oberschlesier betrachtet sie noch als Fremde. Ihr Hochpolnisch ist ihm kaum verständlich. Die sprachliche Brücke wissen sie jedoch bald zu schlagen. In richtiger Erkenntniß der Lage geben sie ihrer Agitation einen katholischen und stark demokratisch-sozialen Einschlag. Ihr erster Reichstagsabgeordneter Korfanty ist mehr ein Verkünder sozialer als nationaler Unzufriedenheit. Die Bewegung greift rasch um sich. Radikalpolnische Zeitungen entstehen. Polnische Centrumszeitungen radikalisiren sich. Der polnisch sprechende Oberschlesier gerät unter großpolnischen Einfluß und wird seiner eigenen Intelligenz, die die sprachliche Brücke zu ihm verloren hat, entfremdet. Der Krieg vollendet das Werk. Der lange Belagerungzustand, das laute alldeutsche Lärmen, die Schützengrabenpolitik gegenüber den „unsicheren Elementen", die Spionenpsychose und die grundlose Verhaftung der großpolnischen Führer: Zündstoff in Fülle. Als der Krieg verloren ist, verdichtet die allgemeine Unzufriedenheit mit dem preußischen System sich zu der Parole: „Los von Preußen!"

Wirthschaftlich bildet Oberschlesien eine Einheit, deren Zerreißung dem Land furchtbar schaden müßte. Die Kreise Leobschütz, Neiße, Grottkau, Neustadt und Ratibor haben den besten Ackerboden Mitteleuropas und sind die Kornkammern Oberschlesiens. Die

durchschnittliche Ernte Oberschlesiens beträgt: "Weizen 110 500, Roggen 314 200, Hafer 268 335, Gerste 126 900, Kartoffeln 1 753 000 Tonnen. Aus anderen Bezirken werden nur kleine Mengen eingeführt; auch die Ausfuhr ist nicht erheblich. Oberschlesien liefert einen Theil seiner Produkte nach Deutschland ab und bezieht einen Theil aus dem jetzigen Gebiet Polens; in der Hauptsache aber ist es Selbstversorger. Der durchschnittliche Viehbestand umfaßt 500 000 Stück Rindvieh und 470 000 Schweine. Im Bezug von Schweinefleisch, das mit Kraut und Kartoffeln und im „Zur" die Leibspeise der Oberschlesier liefert, ist Oberschlesien also zum Theil auf die polnischen Gebiete angewiesen.

In den Kreisen Cosel, Gleiwitz, Groß-Strehlitz, Lublinitz, Rosenberg und Pleß besitzt Obeschlesren gewaltige Wälder, deren Holz für seinen Bergbau und seine Papierindustrie wichtig ist. Oberschlesien braucht jährlich 1 Million cbm Grubenholz, von denen es zwei Drittel aus seinen eigenen Waldkreisen deckt. Das Rückgrat der oberschlesischen Wirthschaft aber bildet sein Kohlenbergbau und die auf ihm fußenden Industrien. Die Kohlenförderung beträgt 45 Millionen Tonnen. Beschäftigt werde* im Bergbau 125 000 Arbeiter» davon 85 000 unter Tage. Die Jahresleistung beträgt 350 Tonnen pro Kopf. Die Zink- und Bleierzgruben beschäftigen 11 000 Arbeiter bei einer Jahresproduktion von 100 000 Tonnen Galmei, 400 000 Tonnen Zinkblende und 50 000 Tonnen Bleierze. An Koks werden 2 Millionen Tonnen produzirt (4600 Arbeiter). Die Eisenhütten liefern mit 5500 Arbeitern 1 Million Tonnen Roheisen und verhütten dazu 180000 Tonnen oberschlesische, 300 000 Tonnen deutsche, 80 000 Tonnen posensche, 60 000 Tonnen russische, 400 000 Tonnen schwedische und 110 000 Tonnen andere ausländische Erze. Die Eisen- und Stahlgießereien beschäftigen 4000 Arbeiter und produziren 110 000 Tonnen Gußwaaren, die Fluß-, Schweißeisen- und Walzwerke mit 20 000 Arbeitern 4,5 Millionen Tonnen, die Verfeinerungwerke mit 17 000 Arbeitern 325 000 Tonnen. In der Zinkindustrie werden 13 000 Arbeiter beschäftigt und 400 000 Tonnen Zinkblende, 250 000 Tonnen Schwefelsäure, 1,7 Millionen Tonnen Rohzink, 40 000 Tonnen Kadmium und 50 000 Tonnen Zinkbleche erzeugt. Schließlich werden 47; Millionen Faß Cement, 2 Millionen Tonnen Kalk und 100 000 Tonnen Papier- und Zellstoffe erzeugt. Der Hauptsitz des Bergbaues und der industriellen Werke ist das „Centralrevier": die Kreise Beuthen, Kattowitz, Hindenburg, Gleiwitz und Tarnowitz. Zwischen allen Industrien Oberschlesiens bestehen die innigsten Wechselbeziehungen. Auch wegen der Wasserversorgung sind die Kreise auf einander angewiesen. Das Industrierevier ist wasserarm, Quell- und Brunnenwasser ist nur in ganz unzureichenden Mengeu vorhanden,

daß Flußwasser völlig unbrauchbar. Die Bevölkerung wird daher
mit Grubenwasser versorgt. Die wichtigsten Wasserwerke sind:
das der Rosaliengrube im Kjeis Beuthen, das der Adolfschächte
im Kreis Tarnowitz, das bei Zawada im Kreis Gleiwitz. Sie
werden durch Wasserschutzbezirke geschützt, die sich organisch
über das ganze Industrierevier erstrecken müssen. Die Wasser-
werke sind aber schon an den Grenzen ihrer Leistungfähigkeit
angelangt und in Zukunft wird die Oder den Industriebezirk mit
Trink- und Betriebswasser versorgen müssen. Auch hierin zeigt
sich wieder die wirthschaftliche Untheilbarkeit Oberschlesiens.
Von seiner Kohlenproduktion verkauft es ungefähr 4OV2 Mil-
lionen Tonnen, davon 6xfa in Oberschlesin selbst. Das jetzt pol-
nische Absatzgebiet nahm fast 8 Millionen Tonnen auf. Der Haupt-
weg der wirthschaftlichen Entwickelung Oberschlesiens führt nach
dem neuen Deutschland, der zweite nach den Donauländern und
erst der dritte nach dem jetzigen Polen. Das alte Polen mit Ruß-
land nahm noch nicht 5 Prozent der oberschlesischen Ausfuhrkohle
auf. Die Eisenerzeinfuhr wird zu 45 Prozent aus Deutschland ge-
deckt. Alteisen ist nur von dort erhältlich. Auch auf den west-
fälischen Koks ist die oberschlesische Eisenindustrie angewiesen
da die Heimathkohle nicht so guten ergiebt.
Das oberschlesische Volk ist ein Einheitvolk gemischten Blutes.
Einen scheinbaren, rein äußerlichen Trennungstrich zieht der Ge-
brauch verschiedener Sprachidiome. Die Gesamtbevölkerung Ober-
schlesiens setzt sich sprachlich wie folgt zusammen:
A. Bei Deutschland verbleibendes Gebiet:
deutsch
polnisch
Sa.
1. Neiße 101 000
Grottkau 41 000
Falkenberg 37 000
7s Neustadt 51 O^O
101 000
41 000
37 000
51 000
230 000
2JU UUJ
B. Abstimmungsgebiet:
deutsch
polnisch
Sa.
Centrairevier

V2 Neustadt
Tarnowitz
Beuthen
Gleiwitz
Hindenburg
Kaüowitz
Königshütte
Rybnik
26 000
118 000
76 000
79 000
114 000
48 000
30 000
17 000
79 000
44 000
52 000
145 000
79 000
81000
146 000
25 000
102 000
106 000
68 000
44 000
78 000
263 000
147 000
160 000
260 000
73 000
132 000
123 000
147 000
L

	deutsch	polnisch	Sa.
Kobschütz	83 000	—	83 000
Cosel	20 000	57 000	77 000
Oppeln	57 000	95 000	152 000
ir. Strehtitz	15 000	58 000	73 000
Lnblinitz	10 000	40000	50 000
Rosenberg	10COO	42 000	52 000
Kreuzburg	28 000	24 000	52 000
	1 040 000	1 156 000	2 196 000

Darunter sind ungefähr 200 000 Evangelische und 19 000 Juden; alles Andere ist katholisch. Die deutschen Beamten sind fast durchweg evangelisch; deshalb findet man auch die größten evangelischen Gemeinden im Centrairevier. Dort und in den Städten sitzen die jüdischen Kaufleute. Nur im Kreis Kreuzburg ist ein großer Theil der polnischen Landbevölkerung evangelisch. Die jüdische Intelligenz ist im Kommunalfreisinn Oberschlesiens vorherrschend. Ein Drittel der kommunalen Ehrenämter und die Hälfte der Handelsrichterstellen sind in den Händen der Juden.

Die drei Hauptparteien des politischen Lebens sind das Centrum, die Polen und die Sozialdemokraten. Bis Eide des neunzehnten Jahrhunderts herrscht das Centrum allein. Korfanty kommt ihm ins Gehege. Die Sozialisten können nicht aufkommen. Die mit den bestehenden Zuständen Unzufriedenen aller Richtungen sammeln sich in den Reihen der Polen. Erst die Revolution schafft dem Sozialismus freie Bahn Der Wahlkreis Hindenburg, der den ersten Gioßpolen, Korfanty, in den Reichstag schickt, ist jetzt die Hochburg der Unabhängigen; „Hindenburg, die freiste aller Republiken." Vor dem Krieg haben die Polen nur drei Sitze im Reichstage inne und gerade wieder die Industriewahlkreise Kattowitz-Hindenburg, Beuthen-Tarnowitz und Pleß-Rybnik. Im Krieg wird Korfanty in Tost-Gleiwitz neu gewählt. Für die Wahlen zur Deutschen Nationalversammlung und zurPreußischenLandesversammlung proklamiren diePolen Wahlenthaltung. Die Politik der Parteien wird nicht etwa von Oberschlesiern gemacht. Das Centrum wird vom breslauer Centrum der Porsch, Herschel und Bitta geführt, die auf dem rechten Flügel stehen, während die Mehrheit der oberschlesischen Centrumsanhänger links steht und stehen muß. Lange werden die Breslauer die Führung nicht mehr behalten. Das selbe Bild zeigt sich bei der Sozialdemokratie. In der berliner Partei geben Hörsing und Loefifler den Ton an; zu Hause sind sie längst Könige ohne Volk. Der Sozialdemo-^ kratie waren bei Ausbruch der Revolution alle Trümpfe in die Hand gegeben. Vo» ihr erhoffte der Oberschlesier die Anerkennung als rollwerthiger Staatsbürger. So lange der Unabhängige Haasc dem Rath der Volksbeauftragten vorsaß und Herr von Gerlach Unterstaats-

Sekretär im Ministerium des Innern war, schien auch die Gewährung
voller Staatsbürgerfreiheit in naher Sicht. Der breslaueC Volksrath
rief auf den dreißigsten Dezember 1918 eine Versammlung in das
breslauer Rathhaus, an der der Volksbeauftragte Landsberg und der
preußische Minister des Innern theilnahmen. Dieser Versammlung
legte der Volksrath Richtlinien vor, in denen er die Einführung der
doppelten Amtssprache, die Einberufung eines oberschlesischen Land-
tages und die Besetzung der Aemter durch Oberschlesier empfahl.
Die Verwirklichung dieses Vorschlages wäre eine von allen Ober-
schlesiem dankbar empfundene That geworden. Zur Entscheidung
wurden aber aus Oberschlesien gerade die Beamten berufen, von
denen man eine Verdammung ihrer bisherigen Politik nicht erwarten
konnte. So blieb Herr Landsberg in seinem aus dem Jahr 1848
übernommenen Traum von dem „durch die Revolution geschaffenen
unitarischen Deutschland" und der jetzige Ministerpräsident Hirsch
bei seinen falschen Informationen über Oberschlesien. Was heraus-
kam, war eine Mißgeburt. Die „Vier Breslauer Beschlüsse" forderten
wenigstens die Besetzung der Beamtenstellen mit Oberschlesiern.
Herr von Miquel wurde als Regirungpräsident von Oppeln durch
den Geheimrath Bitta, Centrumsmann ältester Richtung und drei-
sprachigen Oberschlesier, ersetzt. Dessen guter Wille zu Reformen
hätte sich bei einiger Beharrlichkeit vielleicht durchgesetzt, wenn
ihm nicht die breslauer Centrumsführerideaie an einem Bein gehangen
hätten und der Staatskommissar Hörsing nicht ans andere gehängt
t worden wäre. Der evangelische Ostpreuße Otto Hörsing, der 1909
als Parteisekretär nach Oberschlesien kam, vom August 1914 bis
zur Revolution aber im Feld war, ist der „möglichst" katholische
oberschlesische Beamte, der in Erfüllung der breslauer Beschlüsse
die Wünsche der Oberschlesier den berliner Regirungstellen über-
mitteln soll. Aus seiner tiefgründigen Kenntniß der oberschlesischen
Volksseele heraus glaubt er wohl einen der dringendsten Wünsche
dadurch zu erfüllen, daß er den zweiundzwanzigjährigen Referen-
dar Dr. Gotthilf, einen Israeliten, zu seinem Vertreter bestellt, der
während der sehr häufigen Abwesenheit des Staatskommissars Ober-
schlesien mit seinen Regirungskünsten beglückt. Ein oberschlesischer
katholischer Seminardirektor geistlichen Standes wurde allerdings
als Regirungrath nach Oppeln berufen; ihm folgten zwei katholische
Räthe aus dem Westen. Der hakatistische Oberregirungrath Kley
^wurde Dezernent für Oberschlesien im Ministerium des Innern und
drei Gerichtsassessoren wurden Regirungassessoren. Diese gewal-
tige Reformarbeit von sechs Monaten wurde dann in offiziösen Zei-
tungartikeln den Oberschlesiern laut als Kulturreform (Kulturauto-
nomie) angepriesen, deren sie allerdings wegen ihrer notorischen

Undankbarkeit nicht ganz würdig seien. Zur Friedensdelegation
aber wurde der Bannerträger des Hakatismus, Herr von Schwerin,
entsandt; von den ihm beigegebenen Sachverständigen waren 17
evangelisch, 6 jüdisch, 5 katholisch und nur wenige Oberschlesier.
Der abgesetzte Regirungpräsident Von Miquel war natürlich dabei.
Inzwischen regirt Herr Hörsing. Er führt den verschärften Be-
lagerungzustand ein, auch für Gebiete, in denen niemals Unruhen
waren, und erläßt ein besonderes Censurgesetz, dessen Rechtsboden
nicht ganz klar ist. Der Grenzschutz tritt mit dem Kürassierstiefel
auf. Bei von ihm vorgenommenen Verhaftungen kommt es manchmal
vor, daß viel Privateigenthum der Verhafteten beschlagnahmt wird.
Die Spionenpsychose von 1914 wird durch die Hochverrätherpsychose
von 1919 abgelöst. Die Verhaftungen großpolnischer Führer erweisen
sich durchweg als grundlos. Daneben werden deutsch orientirte
Oberschlesier nach altem Muster des Großpolonismus geziehen, ver-
folgt, verhaftet und, weil nichts gegen sie vorliegt, wieder freigelassen.
Welcher Oberschlesier lacht nicht, wenn der Pfarrer Rassek groß-
polnischer Neigungen geziehen wird? Für die Lebensmittelversorgung
geschieht nichts, dem Schleichhandel wird immer wieder der Tod
angedroht: und jeder Oberschlesier weiß doch, daß von jenseits der
Grenze Nährmittel in Hülle und Fülle eingeschmuggelt werden.
Die preußische Regirung aber scheint zu glauben, daß in Ober-
schlesien Alles aufs Beste bestellt sei. Nur einige Krakehler (Mieß-
macher, Schwarzseher) seien unzufrieden. Herr Hörsing hat ja
telegrapbirt, daß 1 650 000 Oberschlesier geschworen haben, lieber
zu sterben als Polen zu werden. Herr Hörsing und Herr Loeffler
versichern täglich, daß sie die Sprachrohre der oberschlesischen
Arbeiterschaft seien und daß alle anders Redenden entweder Groß-
polen sind oder einen Kirchenstaat wider die Sozialdemokratie auf-
richten wollen. Daß von 2 200 000 Einwohnern 1 650 000 den Rütli-
schwur geleistet haben, ist immerhin Etwas. Wahrscheinlich haben
die Säuglinge mitgeschworen. Die frühere Gefolgschaft von Hörsing
und Loeffler ist zum größten Theil schon bei den Unabhängigen
gelandet. Auch eine Folge der Gewaltpolitik. Eben so gut wie
die preußische Regirung ist die deutsche Presse informirt. Der
Oberschlesier, der die Artikel über die Stimmung seiner Heimath,
die Hof berichte über Leben und Treiben des Staatkommissars, den
‚Mythos vom einfachen Schmied" (Herr Hörsing hat stets nur Pläne
geschmiedet) und Aehnliches liest, schüttelt den Kopf und bedauert
die Journalisten, denen solches Zeug aufzuschwatzen war.
Die von posener (Czapla) und oberschlesischen (Korfanty) Polen
mit klügster Geschicklichkeit geleitete Gegenpartei nützt jeden Fehler
der Preußen aus. Ein Beispiel. Herr Hörsing „baut den Belage-

rungzustand ab". Er verlängert die Polizeistunde bis halb Zwölf und verzichtet auf die Straßen - Nachtausweise. Die polnischen Blätter schreiben: „Herr Hörsing scheint das Sauf- und Bummelbedürfniß für unser Hauptbedürfniß zu halten, darum ist seine Milderung eine Ohrfeige für das polnische Volk. Für solches Wohlwollen bedankt es sich. Er soll lieber die Censur aufheben und das Versammlungrecht wiederherstellen. Damit wird er den geistigen Bedürfnissen des Volkes entgegenkommen." Die polnischen Führer wissen aber, daß der Oberschlesier sich sofort von ihnen abwenden würde, wenn sie sich ihm als seine neuen Herren enthüllen würden. Auf die Phrase von den verlorenen Kindern, die Allmutter Polen liebend an ihr Herz drücken möchte, giebt der Oberschlesier keinen Pfefferling; der Druck, fürchtet er, köonte ihn in Zärtlichkeit zerquetschen. Darum versprechen ihm die Polen die von der preußischen Regirung versagte Selbständigkeit. In der warschauer Verfassung ist eine besondere Wojwodschaft Reuthen mit autonomen Befugnissen vorgesehen. So steht der politische Kampf um das Herz der Oberschlesier.

In den Artikeln 83 und 87 der Friedensbedingungen wird der mährische Theil des Kreises Ratibor der Czechoslowakei, der polnische Theil des Kreises Neustadt und die Kreise Ratibor, Cosel, Leobschütz, Oppeln, Kreuzburg, Lublinitz, Rosenberg, Gleiwitz, Beuthen, Hindenburg, Kattowitz, Tarnowitz, Groß-Strehlitz> Pleß, Rybnik dem Poleoreich zugeschrieben; der endgiltige Vertrag will das Schicksal der den Polen zugedachten Gebiete durch Abstimmung entscheiden. Die Ordnung der Verhältnisse Oesterreich-Schlesiens, das organisch zu Oberschlesien gehört und in dem die wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse gleich geartet sind, wird dem Interessenausgleich der Polen und Czechen überlassen.

Wie die Abstimmung ausfallen wird, kann kein Kenner der oberschlesischen Verhältnisse voraussagen. Die Seele des Oberschlesiers ist national zu gleichgültig, als daß die Nationalisten irgendeiner Richtung die Masse des Volkes mit Sicherheit in ihre Rechnung einstellen können. Das Resultat der Abstimmung wird ein Zufallsergebnis sein, das von dem Finish der Stimmung des jetzt durch alle nationalen Gassen gehetzten Oberschlesiers abhängt. Die preußische Regirung hat alles zur Verärgerung des Oberschlesiers Mögliche gethan. Der aber steht den Polen viel zu fremd gegenüber, um ihrer. Herrschaft mit besonderem Vertrauen entgegenzust hen. Die Kreise Pleß und Rybnik werden wohl sicher, die Kreise Cosel, Lublinitz, Rosenberg und Kattowitz vielleicht für Polen, die Kreise Leobschütz, Ratibor undKreuzburg sicher, die Kreise Gleiwitz, Strehlitz, Oppeln, Hindenburg wahrscheinlich und die Kreise Beuthen und Tarnowitz vielleicht für Deutschland stimmen. Maßgebend ist

das 1,1 Millionen Einwohner fassende Centrairevier, wo der Sozia-
lismus eine starke Werbekraft für Deutschland aufbietet. Im Kreise
Kreuzburg ist der Protestantismus, in den ländlichen Kreisen das
Centrum mächtig.
Die Oberschlesier werden von beiden Seiten umworben. Die
Deutschen sagen ihnen: „Oberschlesien hat nur von 900 bis 1100
und seitdem nie mehr zu Polen gehört. Seine Geschichte und Kultur
ist deutsch. Deutschland' braucht die Kohlen Oberschlesiens und
Oberschlesien die deutsche Industrie. Die polnisch sprechenden
Oberschlesier sind gar keine Polen, sondern nur , Wasserpol aken'.
Besitz und Intelligenz ist deutsch. Oberschlesien ist durch deutsche
Arbeit gewachsener Kulturboden. Der Oberschlesier verliert beim
Anschluß an Polen die Renten der Sozialversicherung, die Militär-
renten und die sozialen Errungenschaften der Revolution, den kurzen
Arbeitstag und Aehnliches. Die Konkurrenz der polnischen Arbeiter
wird Eure Löhne drücken. Polen ist ein Land, das wirthschaftlich
und staatlich erst aufgebaut werden muß. Der oberschlesische Steuer-
zahler wird die Kosten dieses Aufbaues zu tragen haben. In Polen
giebt es keine Aerzte und keine Hygiene. (Entlausunganstalten!)
Aus Polen ist überhaupt nichts zu holen."
Die Polen sagen: „Es ist das größte Unrecht der Geschichte,
daß die polnischen Brüder in Oberschlesien achthundert Jahre lang
unerlöst geblieben sind. Die Polen Oberschlesiens brauchen in
Zukunft nicht mehr für den preußischen Militarismus zu bluten.
Sprache undHerz ist polnisch. Oberscblesien wird in einem Menschen-
alter polonisirt sein. Deutschland muß an Polen so viel zahlen,
daß den Arbeitern alle materiellen Vortheile erhalten bleiben. Deutsch-
land hat durch den Krieg Alles verloren, ist ärmer als Polen und
wird den Spartakisten anheimfallen. In Polen giebts Brot und Speck
in Fülle. Aber auch die wahre Freiheit giebt Euch nur Polen."
Deutschen und Polen steht das Interesse ihrer Nation, nicht
das Interesse der Oberschlesier im Vordergrund.
Oberschlesien ist auf Deutschland angewiesen. Der natürliche
Verkehrs- und Handelsweg führt das Thal der Oder entlang durch
Deutschland. Die oberschlesische Industrie kann ohne das deutsche
Absatzgebiet sich nicht entwickeln. Das durch den Friedensvertrag
verkleinerte Deutschland nimmt ihr immerhin noch 17 Millionen Ton-
nen Kohle ab. Wenn für Deutschland das Interesse an der Entwicke-
lung der oberschlesischen Industrie fortfällt, kann es seinen Bedarf
aus dem niederschlesischen, dem sächsischen und dem westfälischen
Kohlenrevier decken. Da Oberschlesien kein anderes konkurrera-
fähiges Absatzgebiet für diese .Mengen hat, muß die Förderung zu-
rückgehen und 50- bis 60 000 Arbeiter und deren Familien werden

brotlos. Die oberschlesische Eisenindustrie muß ihre Erze zum Haupttheil aus Deutschland oder auf dem Weg über Deutschland beziehen und Alteisen bekommt sie überhaupt nur aus Deutschland. Die deutsche Industrie ist ihr Hauptabnehmer für Fertigfabrikate.

Auch die Czechoslowakei ist auf Oberschlesien angewiesen. Aul der Textilindustrie beruht ihre industrielle Geltung in Mitteleuropa- Die Textilindustrie kann nur Flammkohle gebrauchen; die Czechoslowakei produzirt aber nur Backkohle. Sie ist daher für alle Zeiten auf die oberschlesische Kohle angewiesen. Der Bezug von westfälischer Flammkohle würde die Czechoslowakei auf den Textilmärkten Mitteleuropas konkurrenzunfähig machen.

Polen ist weder auf Oberschlesien noch Oberschlesien auf Polen angewiesen. Polen hat in dem dombrowaer und in dem galizischen SteinkohlenTorkommen und in seinen Braunkohlen einen Schatz, der seine Industrie für Jahrhunderte völlig saturirt und es außerdem noch zur Hauptlief eräntin des Kohlenbedarfes im Osten machen wird. Schon im alten Rußland wurde die Donezkohle des russischen Hauptreviers auf russischen Märkten durch die Dombrowa-Kohle verdrängt und die Ausbeute mußte wegen dieser Konkurrenz zurückgehalten werden; sie ging deshalb von 1115 Millionen Pud im Jahr 1908 auf 1085 im Jahr 1909 zurück. Dombrowa fördert 7, Gaworzno 2, Ostrau-Karwin 10 Millionen Tonnen Kohle jährlich. Polen kann die oberschlesische Kohle gar nicht verdauen; seine Nordreviere wird bald die zu Schiff herangebrachte Kohle beherrschen. Polen kann den Oberschlesiern auch weder nennenswerthe Erze noch Alteisen liefern. An Grubenholz liefert es allerdings etwa 40 Prozent; doch ist diesei Antheil im Nothfall aus Oberschlesien selbst zu decken.

Osteuropa ist für Oberschlesien nur ein Nebenabsatzgebiet. Die Zukunft Oberschlesiens liegt in seiner Ausgestaltung als Achse des künftigen Donau-Oderkanal, als Industriecentrum der Wasserverbindung Ostsee-Mittelmeer. Die Donauländer werden, je mehr sie sich industriell entwickeln, desto mehr auf die oberschlesische Kohlencentrale angewiesen sein. Der Wasserweg Donau-Oder ist ohne allzu große Schwierigkeiten zu schaffen und war schon von der wiener Regirung ins Auge gefaßt. Eine Wasserverbindung Oder-Weichsel über Oberschlesien ist wegen der Wasserarmuth des Quergeländes und der polnischen Mittelgebirge nicht möglich. Die Entwickelung Oberschlesiens wird aber gelähmt, wenn man das Land auftheilt. Wer die deutschen Kreise von Oberschlesien abtrennt, nimmt ihm die Kornkammer. Wer gar das Industrierevier zertheilt, . handelt wie Einer, der die Theile einer Maschine auf verschiedene Bahnhöfe bringt und dann von ihr verlangt, daß sie laufe. Schon die Versorgung mit Wasser und elektrischer Kraft wäre nach der

Theilung Oberschlesiens gelährdet. Ein ruinirtes Oberschlesien aber kann keinem Volk nützen. Das müssen die Westvölker bedenken. Die Einheit des Volksstammes der Oberschlesier muß erhalten werden. Die Sprache ist nur eine äußerliche Scheidung. Jeder kann die Sprache des Anderen lernen. Das Blut kettet die Oberschlesier zusammen. Sie wissen, was ihnen von der preußischen Regirung versprochen und was gehalten worden ist; sie hören, was die polnische Regirung verspricht, sind aber noch nicht sicher, was sie halten wird. Wie bisher nur die Mitglieder der Ostmarken- und Kriegervereine als „zuverlässig" galten, werden unter polnischer Herrschaft nur die Sokolisten und Legionäre dafür gelten. Der Oberschlesier, der einen deutschen Verwandten oder gar einen deutschen Namen hat, wird höchst verdächtig sein. Alles natürlich im Mantel des Rechtes mit der Einschränkung der „gewissen Garantien". Deshalb müssen die deutsch und die polnisch sprechenden Oberschlesier sich zusammenschließen und von dem Herrscherstaat, je nach der Abstimmung, für sich das Recht auf unbeschränkte Selbst- • Verwaltung fordern. Die „wahre Freiheit1' ist nicht die geschenkte, sondern die aus eigener Kraft erworbene.

Die Neutralisirung Oberschlesiens mit offener Thür nach Deutschland würde unseren kulturellen und wirtschaftlichen Interessen genügen und wäre der Zertheilung vorzuziehen. Für die Czechoslowakei ist das' größere Uebel der Anschluß Oberschlesiens an Polen, das kleinere sein Verbleiben bei Deutschland, der Ausweg die Neutralisirung mit Einschluß Oesterreich-Schlesiens. Oberschlesien bei Polen bedeutet für die Czechoslowakei die dauernde wirtschaftliche und politische Abhängigkeit von Polen und die Verewigung des czechisch-polnischen Gegensatzes, für Oberschlesien die ständige Aussicht, Kriegsschauplatz zu werden. Für Polen wäre Oberschlesien ein Danaergeschenk. Für Oberschlesien der bedingunglose Anschluß an Polen der Anfang vom Ende. Dem polnischen Interesse genügt die Neutralisirung Oberschlesiens. Dessen Zukunft liegt in de*r Centraistellung zu den Industrien Mitteleuropas. Diese Stellung muß nicht nur die Investirung-des Kapitals der Anliegerstaaten, sondern auch anderen Kapitals zur Folge haben. Die Westmächte müssen wünschen, daß Oberschlesien in seiner wirthschaftlichen Entwicklung nicht durch das „Sonderinteresse irgendeiner Nation oder Nationengruppe" gehemmt werde, das sich „nicht mit den gemeinsamen Interessen Aller verträgt." Diese Formel Wilsons ist nicht entkräftet. Deshalb darf die Losung, wenn Vernunft sie bestimmt, nur lauten: Oberscblesien den Oberschiesiern! *.*

Hatauageber unt* verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb C. ■>. b. H. in Berlin.

I

* CO

Berlin, den 1. November
Wie es kam
Topika.
\ 7ier Blinkfeuer haben für Minutendauer den feuchten Ok*
* tobernebel durchzuckt. Der Reichsfinanzminister ließ
künden, daß die Deutsche Republik in ihrem ersten Lebens«•
jähr vierzig Milliarden Mark verbraucht habe und daß ihre
Schuldenlast hinter der Schwelle des neuen Jahres den Grat
von zweihundert Milliarden überwachsen werde. Die Ver*
zinsung der Reichsschuld allein wird in jedem Budgetjahr fort*
an also ungefähr zehntausend Millionen Mark fordern. Wahn*
sinn nur, durch dessen Dunkel kein Vernunftfünkchen glimmt,
konnte solchen Aufwand beschließen, von dem kein Sieg je
zu entschädigen vermochte. Weil heroische Tollheit alle in
den Krieg gerissenen Länder in ähnliche Durchhalterleistung
zwang, konnte der Friedensschluß.in seiner finanziell* wirth*
schaftlichen Auswirkung, die demSieger selbst nichtGewinn,
Surplusprofit, keinem auch nur Aufwandsersatz bringt, dem
Besiegten kaum milder werden, als er geworden ist. Bleibts
nun aber bei der hemmunglosen Geldverschleuderung, vor
der jeder Wache seit Jahren laut warnt? Duldet die National*
Versammlung, daß für Wehrmannschaft, der nur noch Polizei«
pflicht obliegt, in jedem Monat dreizehn* bis fünfzehntausend
Millionen ausgegeben werden, daß Waareneinfuhr, die ums
Sechs* bis Zehnfache die Ausfuhr übersteigt, erlaubt, allerlei
Schiebung begünstigt, den Arbeitlosen ,die das Recht auf Woh*

nung, Gewand, Nahrung haben, statt auskömmlicher Natural-
hilfe ein Geldlohn gewährt wird, der das allzu Menschliche in
ihnen bestimmen muß, vor widriger Arbeit mäkelnd zu zau*
dern? Zweitens: Als Folger Balfours, den hoheGeisteskultur,
liebenswürdigeSkepsis.KennersfreudeandeutscherMusikund
Philosophie nicht vor dem Anfall eiskalten Deutschenhasses
bewahrt hat, ist Lord Curzon of Kedleston Leiter des inter*
nationalen Britengeschäftes, Herr der londoner Foreign Office
geworden. George Nathaniel Curzon ist fast Einundsechzig;
war, während der um elf Jahre ältere Balfour schon im Staats*
Sekretariat für Schottland saß, bei dessen Oheim Salisbury
Privatsekretär (in solchem Dienst schult sich meist ja der
junge englische Edelmann fürs Regireramt); wurde Unter*
Staatssekretär des Indischen Amtes, des Auswärtigen, Vice*
könig von Indien (wo er sich mit Kitchener nicht vertrug);
veröffentlichte nicht unbeträchtliche Schriften über Rußlands
Vordrang in Mittelasien, über „Probleme des Fernen Ostens";
hat fünfzehn Jahre im Unterhaus gesessen und ist 1911 in
die Kammer der Peers berufen worden, wo er in der letzten
Kriegszeit die Politik des Kabinets Lloyd George vertrat. Er
galt als der unsunfreundlichsteStaatsmannBritaniens; mit dem
Marquis of Lansdowne selbst, dem Stifter der Entente Cor*
diale, hatte die deutsche Diplomatie lieber als mit Curzon
zu thun; kommt Der, hieß es, ans Steuer, dann stehen wir vor
dem Krieg. Seine berühmte Rede, die Indien als den Pivot
aller Britenpolitik zeigte, in jedes Britenhirn den Entschluß
rammen wollte, auf jeder vom Schicksal erwählten Walstatt
für Indien zu fechten, habe ich mehr als einmal hier citirt.
Der Krieg ist verbraust; und hat, wie jeden Gewissenhaften,
auch den neuen Lord Feuerbrand im Tiefsten gewandelt.
Rußlands Riesenleib ist von tausend Wunden geschlitzt,
das geschlagene, in Schuldknechtschaft gepferchte Deutsch*
land ist weder im Aermelkanal noch in Bagdad eine Ge*
fahr und Indien nur von der Bolschewikenaussaat ernstlich
bedroht. Lord Curzon hat sich mit fast inbrünstigem Eifer
zu dem'Gedanken des Völkerbundes bekannt, der Sendung
Greys nach Amerika (der Heimath der Lady Curzon) gern
zugestimmt und öfter, als hörbar wurde, bewiesen, daß er

die Noth wendigkeit eines würdigen Verhältnisses zu Deutsch«
land klar empfindet. Er ist zu klug, um zu verkennen, daß
Europa, daß auch sein British Empire ein kräftig sich re»
gendes, der Menschheit eingeordnetes Deutschland braucht
und die Zeit schrankenlos nationalistischer Politik verstrichen
ist. Wenn man ihn nicht, nach üblen Brauch, sogleich wie»
der durch die Anheftung eines Ekelnamens ärgert, als Jingo
und Northcliffiden verschreit, nicht durch thörichtes Geäugel
mit slawo »japanischer Zukunftkoalition in neues Mißtrauen
hetzt, wird mit ihm zu leben sein. Drittens: Curzons Kollege
WinstonChurchill hat Italiens angelsächsischen Kredit durch
die Behauptung zu heben versucht, das Königreich habe sich
stets vorbehalten, in einem Krieg Englands gegen die Kaiser»
reiche des Dreibundes neutral zu bleiben. So wars nicht; konnte
auch nicht so sein, da der Dreibundsvertrag vom Mai 1882 nur
Vertheidigung gegen Frankreich und Rußland als Zweck setzte
und in einem Zusatzprotokol ausdrücklich die Absicht auf
irgendwie feindsäliges Trachten gegen England von sich wies.
Erst 1896, als die deutsche Marine» und Türkenpolitik die
Gefahr anglo»deutschen Zwistes näherte, erklärte Italien, offi»
ziell und feierlich, daß es für den Fall eines Krieges, der
England an Frankreichs Seite fände, sich den Bundesge»
nossen nicht zu Waffenhilfe verpflichten könne. Berlin und
Wien haben sich damals zwar geweigert, diese Erklärung „zur
Kenntniß zu nehmen"; doch mußte der Lehrling.in Diplo»
matie, wissen, daß Italien, mit seinen langen, tingeschützten
Küsten, dieFeindschaftBritaniens niemals herausfordern dürfe.
Von Alledem wird zu reden sein, wenn, endlich, die Texte
der Dreibundsverträge veröffentlicht werden. Der Unter*
suchungausschuß der Nationalversammlung müßte sie ein»
fordern. Aus seinem Arbeitbezirk leuchtete das vierte Blink»
feuer auf. Graf Bernstorff wurde über das Friedensvermittler»
mühen des Präsidenten Wilson vernommen. Der Botschafter,
dessen männisch nüchterne Klugheit nicht in Wahnvorstell«
ung neigt, ist fest überzeugt, daß der Präsident gerechten Frie»
den redlich erstrebte und ihn erlangt hätte, wenn nicht der
deutsche Beschluß rücksichtlosen Tauchbootkrieges jäh in
die leisen Tastversuche eingebrochen wäre. Graf Bernstorff
10«

ist erst fünf Wochen nach seiner Heimkehr aus Washington
ins Große Hauptquartier gerufen und vom Kaiser empfangen
worden. General Ludendorff hat ihn dort mit ironischer Höf«
lichkeit bewirtbet und versichert, binnen drei Monaten, spä*
'testens Ende 17, ehe ein amerikanischer Soldat auf Europas
Festland stehe, werde das Heer der Feinde niedergerungen sein.
(Wenn General Ludendorff, wie gedruckt worden ist, den
Botschafter eines trügenden Gedächtnißbildes zeiht, so kann
ich bezeugen, daß Graf Bernstorff noch in Kreuznach unserem
Freund Ballin, am nächsten Tag, ohne Groll, in Berlin das Ge*
sprach bis ins Kleinste genau so wiedergegeben hat wie jetzt
im Verhör.) Das wichtigste Ergebnißder Ausschußsitzung war
die öffentliche Feststellung der Thatsache, daß schon am acht»
zehnten Januar 1916 der Deutsche Kaiser sich schroff gegen
Wilsons Vermittlung gewandt und an denStaatssekretärZim«
mermann telegraphirt hat: „Es wird vorgegangen!" Auf die
Gefahr, daß auch Amerika uns den Krieg erkläre. Dieses
Telegramm ist Verhängniß geworden.

Vor elf Jahren

„Am achtundzwanzigsten Oktober 1908 stand in der Ion»
doner Zeitung The Daily Telegraph ein Artikel, der den
Titel ,The German Emperor and England' trug und als per*
sonal interview bezeichnet war. Der Verfasser ließ den Deut»
sehen Kaiser in direkter Rede zu einem entamteten britischen
Diplomaten sprechen. ,Ihr Engländer seid völlig verrückt,
Oft und laut habe ich Euch gesagt, daß einer der heißesten
Wünsche meines Herzens der ist, mit England in bester Freund»
schaft zu leben. Falschheit und Arglist sind meinem Wesen
fremd und mein Handeln beweist die Wahrhaftigkeit meiner
Worte. Daß Ihr sie mißdeutet und mir nicht glaubt, empfinde
ich als eine schwere persönliche Beleidigung. Ein großer
Theil Eurer Presse warnt das Volk, die Hand, die ich Euch
hinstrecke, zu fassen, und behauptet, meine andere Hand
halte einen Britanien bedrohenden Dolch. Ich kann immer
nur wiederholen, daß ich Englands Freund bin. Aber ich bin
in meinem Land mit diesem Gefühl in der Minorität. In
breiten Schichten Deutschlands, unten und im Mittelstand,

ist die Stimmung Euch unfreundlich. Mit aller Kraft arbeite
ich an der Besserung unserer Beziehungen: und Ihr seht in
mir den Erzfeind. Während des südafrikanischen Krieges
war Deutschland von bitterster Feindschaft gegen Euch er*
füllt. Oeffentliche und private Meinung kehrte sich wider
England. Was aber that ich? Wer hat denn der Rundreise
der von den Buren Abgeordneten, die eine europäische Inter*
vention gegen Euch erwirken sollten, ein Ende gemacht?
Ich. Die Leute waren in Holland und Frankreich bejubelt
worden und auch das deutsche Volk hätte ihnen gern Kränze
gewunden. Ich aber weigerte mich, sie zu empfangen: und
sofort hörte die Agitation auf und Eure Feinde konnten nichts
ausrichten. Als in Südafrika der hitzigste Kampf tobte, for«
derten die Regirungen von Rußland und Frankreich uns auf,
gemeinsam vorzugehen und die Beendung des Krieges zu
erzwingen; sie meinten, die Stunde sei gekommen, wo man
England bis in den Staub erniedern könne. Ich antwortete,
Deutschland werde nie an der Vorbereitung einer Nieder»
läge Britaniens mitwirken, nie für eine Politik zu haben sein,
die es in einen Konflikt mit einer Seemacht vom Rang Eng«
lands zu bringen vermöchte. Im Archiv des Schlosses Windsor
liegt das Telegramm, in dem ich damals der Königin Victoria
den Plan Eurer Feinde und meine abweisende Antwort mel»
dete. Das ist noch nicht Alles. In der Schwarzen Woche
(im Dezember 1899), als Eure Fehlschläge sich häuften und
ein Brief meiner verehrten Großmutter den tiefen Kummer
ihres Gemüthes verrieth, begnügte ich mich nicht mit einer
schnell meine Sympathie ausdrückenden Antwort, sondern
that noch mehr: ich ließ von einem meiner Offiziere die
Kopfzahl und die Position der in Südafrika auf beiden Seiten
fechtenden Truppen feststellen, entwarf nach diesen Angaben
den unter solchen Umständen für Englands Interessen taug«
lichsten Feldzugsplan und schickte ihn, als mein General*
siab ihn gebilligt hatte, nach England. Auch dieses Doku«
ment liegt in Windsor Castle. Und mein Kriegsplan glich
in allem Wesentlichen dem vom Lord Roberts dann mit
Erfolg ausgeführten. Handelt so ein Feind Englands? Aber
Ihr sagt, unser Flottenbau bedroheEuch. Nein: Wir brauchen

eine große Flotte, um unseren Handel und unsere anderen Interessen zu schützen. Der Kreis dieser Interessen wird sich noch erweitern. Wir müssen uns für die Auseinander« Setzung vorbereiten, die im StillenOzean (früher, alsManche glauben) nöthig werden wird. Japans rascher Aufstieg und Chinas Erwachen zeigt, welche Aufgaben im Fernen Osten von den europäischen Mächten zu bewältigen sind. Um für den Kampf um die Zukunft des Stillen Ozeans in Be» reitschaft zu sein, brauchen wir eine starke Flotte. Wenn in diesem Kampf einst britische und deutsche Geschwader für die selbe Sache streiten, wird auch England sich der That« sache freuen, daß Deutschland sich eine große Flotte ge« schaffen hat." Das ist der Hauptinhalt der personal interview. Als sie in Deutschland bekannt wurde, glaubten einfältige Gemüther, Meinung und Wort des Kaisers seien gefälscht, entstellt und mindestens durch groben Vertrauensbruch ans Licht gebracht worden. Die Enttäuschung kam schnell. Wolffs Telegraphisches Bureau und die Norddeutsche Allgemeine Zeitung übernahmen den Artikel des Daily Telegraph. Da« mit war der Wortlaut beglaubigt; war auch erwiesen, daß der Kaiser die Verbreitung wünsche. Nun brach der Sturm los; drinnen und draußen. Wuth und Hohn, Geheul und Gelächter im Ausland; überall. In Deutschland eine leiden» schaftliche Empörung, wie sie ein Halbjahrhundert lang nicht erlebt ward; in Nord und Süd; in allen Ständen; auch in der Armee. Niemals war über den Kaiser laut so geredet, nie noch so geschrieben worden.

Die Kaiserkrisis ist Allen sichtbar geworden. Seit sech» zehn Jahren ward hier gesagt, daß sie kommen müsse, wenn erwachender Massenmuth zu Wahrhaftigkeit nicht ein Wun» der wirke. Seit dem März des Jahres 1890 hatte die mäch« tigste deutsche Stimme sie angekündet. War Bismarck ein verbitterter Greis, der ins Amt zurück wollte? Hat er nicht Alles, was geschehen ist, vorausgeahnt? Wir müssen dafür sorgen, daß nicht auch seine düsterste Prophezeiung noch erfüllt wird. Wir wollen nicht neue Sündenböcke in die Wüste schicken; nicht betitelte und besternte Herren zu Prügelknaben machen. Die Halbmänner, deren schädlicher

Einfluß Jahrzehnte lang, Unheil zeugend, fortgewirkt hatte,
sind beseitigt. Was sie angerichtet haben, sieht jedes un=
getrübte Auge. Ob die Spur ihres Trachtens je ganz weg*
zuwischen sein wird, bleibt fraglich. Doch der Ring ist ge«
sprengt. Und unzulängliche Rathgeber nisten sich überall
ein. Jetzt hat die Nation mit dem Kaiser zu reden. Nur
mit ihm. Die Fehler der Handlanger verschwinden neben
der furchtbaren Gefahr, die er heraufbeschworen hat. Dem
Reich heraufbeschworen hätte, auch wenn keins der vor
Britenohren von ihm gesprochenen Worte gedruckt worden
wäre. Merkt die Kurzsicht noch immer nicht, daß die Ver»
öffentlichung der Interview in dem traurigen Stück deut«
scher Geschichte der einzige Akt ist, der uns Trost gewäh»
ren kann? Daß in dem Streit um das Bestimmungrecht des
deutschen Volkes die Hauptfrage nur lauten darf: Hat der
Deutsche Kaiser die Sätze, die der britische Oberst ihm zu<
schrieb, gesprochen?

Er hat sie gesprochen. Konnte sie sprechen. Und hat,
als er sie las, in ihnen den Ausdruck seines Denkens und
Wollens erkannt. Seine Absicht war, den Briten zu sagen,
daß er sie herzlicher liebe, als der Mehrheit seiner Lands«
leute erwünscht sei; daß er ihr Reich vor dem Zusammen«
bruch bewahrt, in tiefster Noth ihnen, die im Landkrieg
rathlos waren, den wirksamen Feldzugsplan geliefert, die
heimlich wühlende Feindschaft der (ihnen jetzt eng befreun«
deten) Mächte vereitelt, die Einladung in ein antibritisches
Bündniß nicht nur abgelehnt, sondern, trotzdem sie Ver»
schwiegenheit bedingte, nach London gemeldet habe; und
daß die deutsche Flotte zum Kampf gegen Japan und China
bestimmt sei. Die Mehrheit der Deutschen haßt England
(also habt Ihr die Kriegsgefahr vor der Thür und die Wahl,
ob Ihr morgen losschlagen oder noch hastiger Dreadnoughts
bauen wollt). Wenn ich die russischen und französischen
Anerbietungen, die im Vertrauen auf unsere Diskretion nach
Berlin kamen, nicht abgewiesen und flink meiner Groß«
mutter mitgetheilt hätte, wäre es Euch schlecht gegangen
(überlegt also, ob Rußland und Frankreich zuverlässige
Freunde sind). Um Euch aus der Ohnmacht zu helfen,

habe ich, der höchste Kriegsherrdes deutschen Heeres, einen Feldzugsplan für die britische Armee ausgearbeitet (also die Neutralitätpflicht verletzt) und dem Großen Generalstab zur Prüfung übergeben (also die Zeit meiner klügsten Offiziere in Englands Interesse belastet). Meine Flotte baue ich, um für den Kampf um den Stillen Ozean stark zu werden (also merket Euch, daß wir da große Ambitionen haben, und er* zählet den gelben Männern, daß wir ihnen ans Leben wol* Jen). Das hat Wilhelm der Zweite, Deutscher Kaiser und König von Preußen, vor Engländern gesagt. Daß Einer, der sich der Macht entkleiden will, so spräche, wäre noch zu begreifen. Auch ihm müßte staatsmännischer Sinn empfeh* len, die Herrscherhoffnung des Erben nicht im Keim zu zerstören. Daß Einer, der weiterregiren will, sich draußen so um alles Vertrauen, um allen Glauben an seine Eignung für die einfachsten Aufgaben der Politik gebracht hat, ist ohne Beispiel in der neuen Geschichte. Ohne Beispiel auch die Wirkung dieser Worte auf dem weiten Rund der Erde. Angeln, Romanen, Slawen, Mongolen stehen gegen uns ver* eint. Vom Weißen bis zum Gelben Meer Wuth und Hohn. Will der Kaiser und König der Krone entsagen? In geringerer, in nicht selbst verschuldeter Fährniß hat sein Großvater daran gedacht. Den Enkel wird kein Frauen» wünsch und keine Volksdrohung drängen. Sein Wille ist frei. Doch er darf sich nicht darüber täuschen, daß seine Volksgenossen jetzt gegen ihn sind und daß kein Kanzler sich, der alte nicht noch ein neuer, halten kann, der nicht aus dem Munde des Kaisers die Bürgschaft unverbrüch» licher Selbstbescheidung bringt. Die muß Deutschland for» dem. Auch das Haus Hohenzollern. In dieser grausam ernsten Stunde noch. Sonst wird es zu spät.

Wer das Nahen der Kaiserkrisis früh erkannt, fast zwei Jahrzehnte lang vor ihr, trotz Schmähung, Vermögensschä« digung, Einsperrung, als vor der drohenden Reichsgefahr furchtlos gewarnt hat, Der braucht sich jetzt nicht in Schweiß zu schreien, um den Applausspendern zu beweisen, daß ihm im Dunstkreis der Majestät feige Scheu nicht für immer die Kehle zugeschnürt hat. Der darf ruhig reden; gelassen

wie Einer, der von unbestrittenen, unbestreitbaren That»
Sachen spricht. Sind sie bestritten worden? Sind sie zu be»
streiten? Nicht Einer hats auch nur versucht. Im weiten
/
deutschen Land nicht ein irgendwie Beträchtlicher.demFron*
pflicht nicht das Kreuz so nutzlosen Mühens aufzwang.
So weit sind wir. Endlich. Und dürfen aufathmen: denn
der Erdkreis merkt nun wieder, daß auf deutschem Boden
nicht eine Heerde lebt, die der Wink des Hirten auf eine
kahle Dühnenklippe treibt oder in den Stall pfercht. Daß
germanische Volkheit im Qualm der Städte den Stolz freier
Sassen noch nicht verlernt hat; daß sie nach selbstherrlichem
Ermessen ihr Vertrauen giebt und nimmt; und, wenn Noth«
wendigkeit befiehlt, dem Haupt der in ihrem Bereich mäch«
tigsten Familie mit unüberhörbarer Stimme, wie Hiobs Gott
einst dem wilden Meer, zuruft: ‚Bis hierher darf Deine Ge«
walt reichen und nicht um Fußes Breite je weiter!' Das ist
geschehen. Da der Wunsch treuer Herzen, die Majestät möge
sich wieder mit Wolken kleiden und in Dunst wie in Win»
dein wickeln, unerfüllt geblieben ist, im Gebraus üppigen
Hoflagerlebens wohl gar nicht vernommen ward, haben tau»
send schrille Stimmen von dem Kaiser und König Gehör
erzwungen. In den rauhen Chor klang eine fromm mahnende
Weise hinein; wie ins Feuergeläut der umflorte Ton einer
Totenglocke. Der Vorstand der Konservativen Partei hat
eine Erklärung veröffentlicht, in der gesagt wird: ‚Wir sehen
mit Sorge, daß Aeußerungen Seiner Majestät des Kaisers,
gewiß stets von edlen Motiven ausgehend, nicht selten dazu
beigetragen haben, zum Theil durch mißverständliche Aus»
legung, unsere Auswärtige Politik in schwierige Lage zu
bringen. Wir halten, geleitet von dem Bestreben, das kaiser*
liehe Ansehen vor einer Kritik und Diskussion, die ihm
nicht zuträglich sind, zu bewahren, und von der Pflicht be*
seelt, das Deutsche Reich und Volk vor Verwickelungen und
Nachtheilen zu schützen, uns zu dem ehrfurchtvollen Aus«
druck des Wunsches verbunden, daß in solchen Aeußerungen
künftig eine größere Zurückhaltung beobachtet werden möge.'
Eine Totenglocke. Die einen ehrwürdigen Wahn zur letzten
Ruhstatt geleitet. Ein König von Gottes Gnaden dürfte nie

getadelt, niemals zu, größererZurückhaltung'gemahnt werden. Der wüßte besser als jeder Andere, was ihm ziemt, was dem Lande frommt. Der fünfte Novembertag des Jahres 1908, der diese Erklärung gebar, ist aus Preußens Geschichte nicht mehr zu tilgen. Vor zwanzig Jahren, beim Johanniter» mahl in Sonnenburg, hat Wilhelm der Zweite die .Edelsten des Volkes' als seine zuverlässigsten Helfer gerühmt. Sechs Jahre danach sprach er in der Krönungstadt preußischer Könige: ‚Wie der Epheu sich um den knorrigen Eichstamm legt, ihn schmückt mit seinem Laub und ihn schützt, wenn Stürme seine Krone durchbrausen.so schließt sich der preußi» sehe Adel um mein Haus.' Der sichtbarste Theil des Adels hat vor der Antwort auf die Reichslebensfrage solange ge= zaudert, daß die kaiserliche Katachrese an Sätze erinnern mußte, die Goethe ins Buch seines Erlebens schrieb: ‚Wie die Mollusken keine Knochen, so hat der Epheu keinen Stamm, mag aber gern überall, wo er sich anschmiegt, die Hauptrolle spielen. An alte Mauern gehört er hin, an denen ohnehin nichts mehr zu.verderben ist, von neuen Gebäuden entfernt man ihn billig; die Bäume saugt er aus und am Allerunträglichsten ist er mir, wenn er an einem Pfahl hin» aufklettert und versichert, hier sei ein lebendiger Stamm, weil er ihn umlaubt habe.' Die Zeit ist vorbei. Der Adel will nicht länger anschmiegsamer Epheu sein. Nicht blind, wie ihm zugemuthet ward, durch Dick und Dünn folgen- Noch aber ist nichts gewirkt, nichts gesühnt, nichts ver» bürgt. Ist durchaus nicht sicher, daß nach ein paar Wochen das alte Leid nicht wieder die Volkskräfte lähmt. Das abe darf nicht sein. Um des Reiches, auch um des Kaisers willen. ‚Der Dreizack gehört in unsere Faust' ‚Der Admiral des Atlantischen Ozeans grüßt den Admiral des Stillen Ozeans.' ‚Auf dem Erdball keine Entscheidung mehr ohne Mitwirk* ung des Deutschen Kaisers!' .Hohenzollern»Weltherrschaft.' -.Deutschland in der Welt vornan!' Konnten solcheWorte dem Briten lieblich "klingen? Und schlimmere sind gesprochen worden; viel schlimmere geschrieben. Ist Engländern zu ver» argen, daß die hitzige Werbung um die Liebe der Moham» medaner und Amerikaner,' daß die Politisirung der Bagdad»

bahn, die als gunstloses Geschäftsunternehmen die City nicht
beunruhigt hätte, ihr Mißtrauen weckte? Daß sie der Mär
nicht trauen, Deutschland dehne sein Steuerrecht bis an den
Bezirk der Vermögenskonfiskation, nur um seinen Handel
zu schützen, trachte nur deshalb, neben dem stärksten Land,
heer sich eine seinen Kolonialbesitz ins Ungeheure über»
wachsende Flotte zu schaffen? Kriegsschiffe, deren Stapellauf
mit Schlachtgesängen und hellen Fanfaren der Erobererhoff»
nung gefeiert wird? Ohne Verständigung über die Grenzen
der Seemacht keine aufrichtige Freundschaft mit England.
Niemals. Denn für England ists die Lebensfrage, ob es die
ungefährdete Herrschaft über die Meere behält; und es muß
Jeden hassen, ders zwingt, noch schwerere, theurere Rüstung
auf sich zu nehmen. Und die anglo»deutsche Konfliktsgefahr
wirkt über den Erdkreis hin und bestimmt in Orient und
Occident die Gruppirung der Mächte. Das könnte jeder Nüch*
terne wissen. Wozu dann die stete Umwerbung, die den stol»
zesten Deutschen längst auf die Nerven fällt? Seit das Tempo
des Flottenbaues nach jähem, leider allzu suggestivem Ent*
Schluß beschleunigt worden ist, steht Deutschlands internatio*
nale Politik unter widrigem Gestirn. Und was wird die Häuf,
ung der finanziellen und der politischen Schwierigkeiten
schließlich erreichen? Was die Familienpolitik in der Buren»
kriegszeit erreicht hat: neue, vorher unahnbare Koalitionen.
Nur ein für die bedächtige Konstruktion und die stille
Abwickelung politischer Geschäfte völlig ungeeignetes Tem*
perament konnte hoffen, ein Herrenvolk von alter Kultur und
politischem Genie dadurch zu gewinnen, daß man, als Erbe
nachgewachsener Macht, ihm sagt: ‚Wenn ich Euch damals
nicht gerettet hätte,wäre es Euch miserabel gegangen'; und zu
verstehen giebt, wie die Gnade des Verwandten der Unfähig»
keit in Kolonialkriegen ergrauter Krieger aus dem Sumpf ge»
holfen hat; einem Volk zu verstehen giebt, dessen im Verkehr
mit Deutschland empfindlichster Punkt das Bewußtsein mili=
tärischer Schwachheit ist. Wer so oft, so furchtbar geirrt hat,
kann Vertrauen in seine Eignung zum Amt eines Reichsge»
schäftsführers niemals mehr heischen.
Im Jahr 1898 hat Rußland vorgeschlagen, den Prinzen

Georg von Griechenland zum Gouverneur von Kreta zu er*
nennen. Auf diesem Posten, hat Abd ul Hamid erwidert,
werde ich nie einen Fremdling dulden. Dennoch wird, als in
Kandia der Britenkonsul während eines Straßenkampfes von
wüthenden Musulmanen getötet worden ist, die fremde Be*
Satzung auf Kreta verstärkt und die Pforte gezwungen, ihre
Truppen von der Insel zurückzuziehen. Am dreißigsten Ok*
tober 1898 spricht in Bethlehem der Deutsche Kaiser zu den
evangelischen Pfarrern: ,Auf die Mohammedaner kann nur
das Leben der Christen Eindruck machen. Daß sie vor dem
christlichen Namen keine Achtung haben, kann ihnen kein
Mensch Verdenken. Politisch reißt man, unter allen mög«
liehen Vorspiegelungen, ein Stück nach dem anderen von
ihnen weg, wozu man gar keine Berechtigung hat.' Acht
Tage danach antwortet er in Damaskus auf die Ansprache
des Scheichs: ,Möge Seine Majestät der Sultan und mögen
die dreihundert Millionen Mohammedaner, welche, auf der
Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Khalifen verehren. Dessen
versichert sein, daß zu allen Zeiten der Deutsche Kaiser ihr
Freund sein wird.' Zu allen Zeiten. Das ist ein festes Ver«
sprechen. Drei Wochen zuvor ist das Gerücht von einem
anglo»deutschen Vertrag durchgesickert. Krisenstimmung. Ni*
kolai Alexandrowitsch hat die Abrüstung empfohlen. Bei Fa«
schoda wird eine neue Reibungfläche zwischen England und
Frankreich sichtbar... Hat das Deutsche Reich wirklich den
Briten Südafrika sammt der Delagoabai überlassen, dann ist
Frankreichs Kolonialmacht bedroht; wird die Republik die
Folgen der Unklugheit spüren, die, als Hanotaux gefallen
war, den deutschen Vorschlag einer Verständigung über die
ostasiatischen Fragen unbeantwortet ließ. Chamberlain rühmt
in Wakefield das neue anglo»deutsche Abkommen als einen
wichtigen Erfolg der Unionistenregirung und versichert die
.deutschen Freunde', daß England ihnen nie zumuthen werde,
für englische Interessen Opfer zu bringen. Schon am Lord»
mayorstag aber erwähnt Salisbury in der Guildhall die Freund»
schaft mit Deutschland nicht mehr; erinnert er an die Mög»
lichkeit eines um das Türkenerbe entbrennenden Krieges, für
die Britanien seine Seemacht stärken müsse. Was ist geschehen?

Der Deutsche Kaiser ist alsTriumphator durch das Osmanen»
reich gezogen und hat dem Islam ungefährdetes Leben verbürgt.
Persönliches Regiment. Kaum Einer hatte gewußt, welches
Unheil da wuchs. Einer, ders ahnte, stöhnte, als der Plan der
Orientreise auftauchte, im Sachsenwald, seine Trompete sei
leider durchschossen; sonst hätte er mit letzter Lungenkraft
noch das alte Warnerlied wieder geblasen. Und wäre gewiß
wieder nicht gehört worden. Hier wurde gefragt, ob man
wirklich glaube, daß die Westmächte still zuschauen werden,
wenn der Deutsche Kaiser versuche, im Orient alle anderen
Herrschergestalten zu überstrahlen; ob der Papst nicht für
sein Protektoratsrecht, Oesterreich»Ungarn für seinen Balkan»
handel fürchten werde. Vergebens. Hundert Posaunen preisen
die hohe Bedeutung der Reise. ‚Auf Allerhöchsten Befehl'
wird, als kehre ein vom Sieg gekrönter Kreuzritter heim, ein
feierlicher Einzug veranstaltet. Am ersten Dezembertag steht
der Oberbürgermeister, barhäuptig, trotz schlechtem Wetter,
am Brandenburger Thor, reckt die Denkerstirn in die Höhe
des Pferdekopfes und giebt, im Namen der .braven Bürger»
schaff, dem Dankgefühl und dem Huldigungbedürfniß der
Reichshauptstadt mannhafte Worte. Fünfzig Jahre nach Acht»
undvierzig; und Wilhelm nennt, wie der Großohm,die Stadt»
genossen .meine lieben Berliner'. In der Thronrede wird die
Reise ausführlich erwähnt; wird auch gesagt, dem Deutschen
Kaiser (dessen Titel und Macht doch nicht aus den Wolken,
sondern aus der versailler Spiegelgalerie stammt) sei ‚die Ge»
walt von Gottes Gnaden verliehen'. Wie in der Zeit, da
Zions Herrlichkeit durch den Traum Friedrich Wilhelms
spukte. Um die aufhorchenden Westmächte rasch zu be»
ruhigen, versichert Graf Bülow, der Staatssekretär, im Reichs»
tag, die Orientreise habe nicht die ‚ihr untergeschobenen
Motive und Ziele' gehabt. .Deutschland hat im Orient keine
direkten politischen Interessen.' Zu den Reden von Beth«
lehem und Damaskus stimmt die neue Tonart nicht. Da«
hinter steckt Etwas, denkt man in London; denkts in Paris.
Vergessen ist die Glückwunschdepesche, die Wilhelm prompt
nach Kitcheners Sudansieg an die Großmutter sandte; ist alle
Artigkeit, die er eifernd Franzosen erwies. Delcasse klopft.

noch mit schüchternem Finger, bei Salisbury und Curzon an. .Seht Ihr nicht, was Euch bevorsteht? Uns Allen? Um die Liebe der Musulmanen wirbt der Imperator, weil er will, daß sie in der seinem Trachten günstigen Stunde die briti« sehe Herrschaft vom Erdball abschütteln. Die Bagdadbahn, für die er sich wie ein Aufsichtrathsmitglied oder ein an» derer Acquisiteur eingesetzt hat, soll ihm den trockenen Weg nach Indien sichern. Und daß der hastige Flottenbau nicht von der Nothwendigkeit des Händelsschutzes geboten ist, brauche* ich Euch nicht erst zu beweisen.' Wo die Wuth über Wilhelms Telegramm an Paul Krüger nachzittert, muß solche Warnung wirken. Durch die Dreyfuskrisis und den Burenkrieg wird die Entwickelung verzögert. Englands Miß* trauen ist aber nie mehr geschwunden. Auch nicht, als der Enkel der Großmutter den Plan zur Vernichtung der Buren geschickt und ausgeplaudert hat, daß Rußland und Frank* reich ihn in einen antibritischen Concern ziehen wollten. Nie wieder. Die Mächte, von denen 1808 Caulaincourt ge« sagt hatte, sie könnten niemals Bundesgenossen werden, und die noch bei Faschoda, noch in den Tagen von Ladysmith und Mafeking unversöhnbar schienen, befreunden sich, ver* loben sich gegen die .deutsche Gefahr*. Weil der Deutsche Kaiser Poseidons Dreizack und das Weltarbitrium für sich geheischt, die Buren zum Kampf ermuntert, die gelbe gegen die weiße Menschheit aufgestachelt, nach ostasiatischem Be* sitz die Hand gestreckt, sich den Admiral des Atlantischen Ozeans genannt, im Khalifat und im Scherifenreich die Rolle des Islamretters an sich gerissen hat. Nur deshalb... Per* sönliches Regiment.

Dessen Werk war die franko*russische, die franko»bri* tische, die anglo*russische Verständigung. Was unmöglich schien, wurde Ereigniß. Totfeinde verscharrten den alten Haß und schworen einander Treue. Wer trieb sie in so seltsame Bundesgenossenschaft? Warum sah ein Reich, das Tag vor Tag seine friedliche Absicht betheuerte und von keiner Beute je einen saftigen Fetzen erschnappte, sich plötz* lieh auf allen Seiten von Feindschaft umringt? Weil das Haupt dieses Reiches zu oft den Mund geöffnet, zu oft mit

der Ankündung großer That, mit Verheißung, Drohung, Werbung den Erdkreis beunruhigt hatte und weil schließ» lieh Jeder die Einkreisung des Ruhestörers wünschte. Ge« meinsamer Widerwille ist stärker als die Sucht nach Augen» blicksvortheil. Alle mißtrauen dem Deutschen Kaiser; aus allen Ecken züngelt der Hohn nach ihm: und wir haben keine Waffe, die ihn wirksam vertheidigen könnte. In den skandinavischen Ländern sogar ist offiziös erklärt worden, seit man Wilhelm so kenne, wie er sich in der Interview selbst dargestellt habe, müsse man von ihm abrückfn und in den Britenconcern eintreten. Der englische Premier» minister verspricht den Franzosen Hilfe für den Fall naher Fährniß. Das eine Beispiel zeigt den sichtbaren Segen des persönlichen Regimentes. Jedes der zwanzig Unheilsjahre, die hinter uns liegen, hat ihn jedem wachen Auge gezeigt. Warum ist Deutschland, das, trotz seiner Kraft, in dieser Zeit Keinem auch nur das winzigste Stück genommen hat, vereinsamt und ringsum gehaßt? Weil es sich von dem un» steten Willen eines Kaisers lenken ließ, der keinen Bluts* tropfen eines Staatsmannes in sich hat. Neun Zehntel aller Schwierigkeiten, die das Reich hemmen, hat die persönliche Politik dieses Kaisers bewirkt. Sie zu enden, ehe von ihr, wie Bismarcks trüber Blick ahnte, das Reich zerstört ward, ist nationale Pflicht. Bonaparte hatte sich mit dem Schwerte den Weg auf den Thron gebahnt und zwar nicht den Land» besitz, doch den Phantasieschatz und den Kriegerruhm eines nach Anerkennung dürstenden, kaum der Lilienfron ent» laufenen Volkes für die Dauer gemehrt. Dem Lande, das er allein vor den Bütteln Europas zu schützen vermochte, durfte er, so lange die Schlachtenfortuna ihm lachte, den Willen seines hemmunglosen Genius aufzwingen. Friedrich Wilhelm der Vierte war ein schwächlicher Schöngeist, der den starken Mann spielen wollte und dessen krankes Hirn wähnen mochte, Fritzens Preußen sei für die Freiheit noch nicht reif. Wilhelm der Zweite, der vierzig Jahre nach der Revolution auf den Zollernthron kam und im Reich kein Monarch ist, hat der Nation nie Nützliches geleistet und für seinen Willen dennoch die höchste Geltung verlangt.

Nun sieht er die Ernte. Wenns ihn, nach allem Gesche*
henen, möglich dünkt, wird er die Krone auf seinem Haupt be»
halten. Doch niemals wieder darf an seinem Willen das Schick*
sal des Deutschen Reiches, deutscher Menschheit hängen.
Als der verhängnißvolle Artikel im Daily Telegraph
erschienen war, empfahl der Kaiser den Rekruten in zorniger
Rede strenge Selbstzucht. Als Deutschland in Scham und
Schmerz erbebte, ging er auf die Jagd. Zuerst nach Eckartsau,
wo er sich dem Erzherzog Franz Ferdinand als Gast ange*
sagt hatte. Die Frau des Schloßherrn lag, mit schwerer In*
fluenza, in Kindsnöthen. Der Mann mußte ihr, für die er
der Hoffnung auf ebenbürtige Nachkommenschaft entsagt
hat, fern bleiben und für das Jagd» und Tafelvergnügen
des hohen Gastes sorgen. Das Paar lebt einfach, wie an»
dere Edelleute auf dem Land. Nun mußten Automobile
herbei (der Kaiser braucht ein Halbdutzend für sich und
sein Gefolge); mußte aus dem Waldrevier das Wild zu*
sammengetrieben, das Schloß zu Prunk und Lustbarkeit ge*
rüstet werden. Wir lasen, daß Franz Ferdinand die Flinte
nicht in die Hand nahm; daß Wilhelm an einem Tag drei
Dutzend Hirsche schoß und in fröhlichster Stimmung war.
Dann gings nach Donaueschingen zum Fürsten Max Egon
von Fürstenberg. Ob der muntere Kavalier sich diesmal eine
Wachsnase geklebt hat, die er in der Wärme des Kerzen»
lichtes langsam abtropfen ließ, erfuhren wir nicht; dieses
Kunststückchen soll ihm früher viel Beifall ein gebracht haben.
Sogar die Zahl der geschossenen Füchse blieb uns verborgen.
Mancherlei aber vernahmen wir. Aus Berlin und aus Frank*
furt waren Bänkelsänger gerufen worden, die Couplets vor*
trugen. An den Abenden, wo Europa die Berichte über die
Kaiserdebatte des Reichstages las. ‚Der Kaiser und die hohen
Herrschaften applaudirten stürmisch und sprachen in per*
sönlicher Unterredung ihre dankbare Anerkennung für das
brillant gewählte Programm und die tadellose Vorführung
aus.' Ein in Berlin sehr bekannter Cabaretier hatte mit zwei
Gefährten der Jagdgesellschaft einen frohen Abend bereitet.
Geschmackssache. Da an Bord der .Hohenzollern' Matrosen*
kapellen, vermummte Coupletsänger, Damenkomiker, Salon»

zauberer, Gedankenleser, sogar Generale als Cancantänzer
gern gesehen sind, mag solches Biervergnügen auch an der
Donau munden.Jagd,Frühstü:kimWald,Tafelmusik,Tingel«
tangel, ausgelassene Heiterkeit: der Kaiser und König wollte
keinen Zweifel darüber lassen, daß ihn die im Reichshaus
anberaumte Gerichtssitzung nicht bekümmere. Kanzler, Bun*
desrath, Reichstag, Staatjministerium betrauern des Reiches
Noth und fordern den Thronenden auf, das Ansehen der
Krone fortan besser zu wahren; das Land bebt in Krämpfen
und kann seinen Gram nicht, kann seine Scham nicht länger
bergen; aus spöttischem Auge blickt der Fremdling über
die Grenze und scheint zu fragen, ob, was er da sieht und
hört, sich wirklich im Reich Wilhelms und Bismarcks er«
eigne. Der Kaiser will der Welt beweisen, daß solches Ge«
triebe ihm nicht eine Abendstunde verdüstert. .Mein Kurs
ist der richtige und er wird weitergesteuert.' Der Kaiser
jagt, schlägt sich, wenn der Bänkelsang einen saftigen Witz
bringt, auf den Schenkel und lacht, daß die Scheiben zittern.
Der Kaiser ist lustig. Er ahnt nicht, was draußen wird.
Wilhelm jagt mehr als seit der Unheilszeit Ludwigs des
Sechzehnten wohl je ein Regirender; und eine Jagdart, die
in kurzen Stunden Dutzende, Hunderte von Thieren auf die
Treiberstrecke bringt, ist von edlem Waidwerk recht fem.
Aus dem Hofbericht müßte festgestellt werden, wie viele
Tage im Jahr der Kaiser auf der Jagd verbringt. Er reist
und zerstreut sich ein Bischen viel. Eduard macht meist
Geschäftsreisen, von denen er Etwas heimbringt; geht er an
die See oder in die böhmische Quellenstadt, dann lebt er
wie ein reicher Privatmann und lernt dabei Leute kennen,
die er sonst nicht sieht. Der bewegliche Victor Emanuel
sucht im Gewühl zu verschwinden. Selbst der alte Franz
Joseph lebt in Ischl kaum anders als ein wohlhabender Feld«
zeugmeister. Nur Wilhelm zieht immer mit dem ganzen
Imperatorptunk durch die Welt. Diese Freude wäre ihm
zu gönnen, wenn ihr nicht ein höchst gefährlicher Irrthum
erwüchse. Wo was zu schauen ist, sammeln sich Gaffer.
Wo das Auge sich umsonst sättigt, ist die Hand zum Applaus,
die Kehle zum Jubel bereit. Den Wenigen, die ihm vom
n

Unmuth des Volkes zu sprechen wagten, hat der Kaiser
lachend geantwortet: ‚Sie sind wohl nicht von hier? Auf
meinen Reisen sehe ich doch, wie das Volk denkt. Zeitung*
.Schreiber und Parteibonzen nörgeln. Die Nation jauchzt
mir zu.' Leider: weil ihr Tubel nicht aus dem Herzen kommt;
nur aus heftig erregten Sinnen. Auch dem Perserschah würde
zugejauchzt, wenn er in solcher Pracht einherkäme. Die
Reizmittel des Caesarismus wecken in jeder Masse die Lust,
mit Hand und Mund wenigstens in dem Ausstattungstück
mitzuwirken, das da durch die Straßen geführt wird. Wer»
ben dem in ewiger Glorie Spazirenden aber nicht haltbare
Liebe. Der Kaiser hat sich einst einen .Richter in Empfängen'
genannt. Diese Empfänge werden sorgsam inszenirt und oft
zuvor mit Statisten durchprobirt, bis .Alles klappt'. Das
Schauspiel ist ohne Eintrittsgeld zu genießen: kein Wunder,
daß die Menge herbeiströmt. Nach dem grauen Alltag ein
buntes Vergnügen: ‚Hurra!' Am Abend freut der Kaiser
sich dann des Kinematographen, der den Empfangenen und
die Empfänger im Bild zeigt. .Wie mein Volk heute wieder
gejubelt hat, als es mich sah!' Und ist glücklich. Wenn der
Dalailama in der Kutsche, der Afghanenemir auf dem Pferd
gesessen hätte, wäre der Jubel vielleicht noch lauter gewor*
den. Was er werth war, könnte Wilhelm jetzt wissen.
Nicht der Jagd nur, den Einzugsfreuden und dem Bän*
kelvergnügen waren die dunklen Novembertage geweiht.
Als am berliner Königsplatz der Gerichtstag dämmerte, ließ
das Kommando der Hochseeflotte an alle Gefechtseinheiten
eine Verfügung ergehen, die offenbar der kriegsherrlichen
Initiative entstammt. Lest sie; und lobet den Herrn, der
Alles weislich verfüget.
Kiel, den zehnten November 1908.
Seine Majestät der Kaiser haben befohlen, daß das Hurrarufen
innerhalb des einzelnen Schiffes absolut gleichmäßig unter Hochnehmen
der Mützen zu erfolgen habe. .' Beim Paradiren und Hurrarufen ist
daher nach folgendem Befehl zu verfahren: Es sind Posten mit
Winkflaggen auf beiden Brückennocken, auf der Hütte, am Bug,
am Heck und an sonst geeigneten Stellen des Schiffes aufzustellen.
Auf das Kommando: ‚Drei Hurras für .. .' werden die Flaggen hoch-
genommen. Gleichzeitig verläßt die rechte Hand der paradirenden

Leute das Geländer und geht an den Mützenrand. Auf das erste Kommando ,Hurra' gehen die Winkflaggen nieder, das, Hurra -wird -wiederholt, während die Mützen durch Strecken des rechten Armes unter einem Winkel von etwa fünfundvierzig Grad kurz hoch- genommen und. sobald das Hurra verklungen ist, unter Krümmung des Armes kurz vor die Mitte des Oberkörpers genommen werden. Gleichzeitig gehen die Winkflaggen wieder hoch. Beim zweiten und dritten' Hurra wird entsprechend verfahren; nur werden die Mützen nach dem dritten Hurra nicht wieder vor die Mitte des Oberkörpers genommen, sondern kurz aufgesetzt, worauf die rechte Hand wieder auf ihren Platz am Geländer geht.
Bei der bevorstehenden Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers ist bereite nach diesen Bestimmungen zu verfahren.
• I. V.
von Holtzendori'f.
Am siebenzehnten November wolite der Kaiser in Kiel die Rekruten vereidigen. Der wichtige Erlaß ward gewiß im Donauschloß des Fürsten Max Egon besonnen.
,Es ließ mir keine Ruhe: ich mußte reden', schrieb Friedrich Wilhelm der Vierte an Thile. Könnte auch sein Großneffe geschrieben haben. Er muß reden. Und Nie» mand hat das Recht, ihn zu hindern. Nur: die Nation will für seine Reden nicht länger verantwortlich sein. Für von ihm Gesprochenes und Geschriebenes nicht. Denn sie glaubt nicht, daß der fast Fünfzigjährige sich ändern, ,sich Zurück« haltung auferlegen' könne. Das Reichsgeschäft fordert ein politisches Temperament, nicht ein dramatisches. Der Kaiser langt nach der Augenblickswirkung und freut sich, als wäre die Welt eine Schaubühne, an Worteffekten, Gruppenbild dem, Abgängen und Aktschlüssen. Wir freuen uns nicht daran; haben für solches Vergnügen höchstens von Acht bis Zehn abends Zeit. Wir wollen die Geschäftsleitung un> geschmälert Politikern gesichert wissen, die über den Augen* blick hinaus denken und jedes Thuns, jedes Unterlassens Folge bis ans Ende ermessen. Die sich nichts stets vor dem Photo« oderKinematographen fühlen. Gründlich vorgebildet sind und alle Stunden des Tages (und, wirds nöthig, auch der Nacht) ihrer Arbeit hingeben. Denn ohne zu arbeiten, von früh bis spät, kann heute selbst ein Genie nicht re« giren. Für einen Jupiter, der aus der Wolke hervorblitzt,

danken wir. Wollen endlich in gleich starker Rüstung mit
den Rivalen um das Lebensrecht kämpfen. Und Leuten,
die an die Staatsspitze nicht taugen, nicht auf ewig unlös»
lieh verbunden sein. Uns die Möglichkeit wahren, taktlose,
ungeschickte oder kompromittirte Menschen wegzujagen.
Solche Möglichkeit bleibt nur, wenn diese Menschen nicht
im Purpur geboren sind.
Damaskus, Kiautschau, Tanger. Krüger, Stoessel, Witte,
Loubet, Goluchowski, Tweedmouth, Hill, Wortley, Haie ..
Wer zählt die Völker, nennt die Namen? Wir haben ge«
nug. Schon müssenManuskripte.die Bekenntnisse des Kaisers
enthalten, heimlich zurückgekauft werden. Schon müssen
wir knirschend hören, wie in Westminster der Premier und
die ehrenwerthen Abgeordneten das Reichshaupt in offener
Sitzung höhnen. Wir wollen nicht mehr. Wilhelm der
Zweite hat bewiesen, daß er zur Erledigung politischer Ge*
schäfte ganz und gar ungeeignet ist; hundertmal bewiesen,
daß ihm selbst bei günstigster Marktkonjunktur kein Ab»
Schluß gelingt. Er mag viele Fähigkeiten haben; diese fehlt
ihm völlig. Und hätte er den Keim ^n sich, so fände er,
der Soldat und Seemann, Theologe und Historiker, Maler
und Aesthetiker, Dichter und Komponist, Jäger und Yacht*
man, Prediger, Maschinentechniker und Regisseur ist, nicht
die Muße, die innere Stille, ohne die nichts hienieden zu
reifen vermag. .L'univers sous ton regne': Das paßte viel*
leicht in die Tage des Sonnenkönigs. Heute würde durch
die Ubiquität eines Herrschers nur Aergerniß gegeben. Wer
mag denn immer von Einem hören, in jedem Morgen* und
Abendblatt neidisch seines Erlebens Spur finden? Wir wol*
len auch nicht, daß der Kaiser seine Standarte über die
Wälle einer Festung wirft, die für uns werthlos ist und deren
Schanzen wir dann doch stürmen müssen, um die Standarte
zurückzuholen. Gehts wie bisher weiter, so müssen wir
einen Krieg führen, um die verlorene Achtung wieder zu
erwerben und uns vom Fluch der Heerdenlächerlichkeit zu
lösen. Das wollen wir nicht. Ein langwieriges Schauspiel
nur: da wäre der Blutpreis zu hoch.
Der Kaiser ist nicht Monarch. Das Reich ist souverain;
nicht der Kaiser. Der darf das Reich nicht ohne die Zu»

Stimmung Sachverständiger binden. Und diese Sachverstän«
digen dürfen nicht gezwungen sein, drei Viertel ihrer Kraft
immer erst an die Beantwortung der Frage zu verwenden,
wie ihr vernünftiges Planen dem Kaiser plausibel zu machen
ist. Wir wollen nicht Tag vor Tag in unserem Kulturge«
fühl gebildeter Europäer durch Rede und Schrift beleidigt
sein. Wir wollen Staatsgeheimnisse wahren. Fremden we»
der schmeicheln noch drohen. Unwahrhaftigkeit, Gaukel«
spiel, Byzantinerprunk verachten. Wieder bündnißfähig wer»
den. Uns vor Händeln hüten, unvermeidliche aber ohne
feiges Zagen ausfechten. Uns nie ohne Deckung zu weit
vorwagen, nie aber auch vor einer Gefahr oder einem Bluff
zurückweichen. Dieser Wille schon zwingt die alte Reichs*
kraft herbei. Und die alte Achtung kehrt wieder, seit be=
wiesen ist, daß der Deutsche auch gegen den Kaiser noch
zu wollen wagt.
Einem deutschen Zeitungschreiber hat der Deutsche
Kaiser des Herzens Schrein nie noch entriegelt. Engländer,
Amerikaner, Romanen fanden den Weg zu ihm. Auch ein
Beschwerdepunkt: die bis zur Umwerbung gehende Be»
günstigung der Ausländer. Mancher deutsche Künstler, Ge«
lehrte, Industrielle, Kaufmann gäbe ein Jahr seines Lebens
hin, um Wunsch und Planen ins Ohr des Kaisers zu bringen.
Kann aber nicht erreichen, was den Armour, Menier, Etienne,
Gunsbourg in den Schoß fällt. Das Ansehen der Deutschen
wird schmaler, wenn ihr Repräsentant sie seltener als Fremde
in seine Nähe zuläßt. Unter den Amerikanern, die ans Ziel
kamen, war auch der Journalist William Bayard Haie. Zwei
Stunden lang hat der Kaiser zu ihm gesprochen. Was er
da gesagt hatte, sollte veröffentlicht werden; nach dem Ion«
doner Oktoberskandal mühten die Leiter des Auswärtigen
Amtes sich hastig, die Veröffentlichung zu hintertreiben,
und stimmten den Verlag des .Century Magazine' wirklich
zum Verzicht auf den fetten Bissen. Dennoch sind wichtige
Theile des Berichtes ans Licht gekommen. Was Wilhelm ge»
sagt haben soll, klingt beim ersten Hören unglaublich. Eng»
land hat, da es sich den Japanern verbündete, die Sache der
weißen Rasse verrathen und wird in naherZeitfürdieseSünde
zu büßen haben. Der Krieg um die Zukunft des Still«

Ozeans ist nicht lange mehr zu vermeiden. Wenn zwischen
den Vereinigten Staaten und Japan der blutige Kampf be»
ginnt, muß England wählen. Bleibt es dem Bündnißvertrag
treu und ficht für die Gelben, so wird es in der weißen
Welt verhaßt und verliert mindestens in Amerika seine Ko
lonien; daß Australien und Neuseeland ihm auf diesen Weg
nicht folgen würden, zeigt schon die Einladung, die das
Sternbannergeschwader jüngst an ihre Küsten rief. Läßt es
die Japaner im Drang allein, so schürt deren wüthende Ent»
täuschung in Indien die fortglimmenden Funken; in ganzen
Stößen liegen Proklamationen in Tokio fertig und der Aufruhr
wäre das Werk kurzer Wochen. Diese gefährfiche Wahl
wird den Briten nicht erspart. Und wer, wie Deutschland,
unter britischem- Hochmuth leidet, wer, wie Wilhelm, vom
König Eduard zwei Jahre lang ‚geschnitten' worden ist,
muß wünschen, daß diese Entscheidung nicht zulangehinaus«
geschoben werde. Mit den Vereinigten Staaten ist das
Deutsche Reich einig. Beide werden, mit der Hilfe der
Mohammedaner, die für diesen Fall mit deutschen Gewehren
- ■ -*
bewaffnet, von deutschen Offizieren erzogen sind, gegen die
anglosjapanische Koalition kämpfen, sie niederzwingen und
sich China verbünden, dessen Gebiet unantastbar und allen
Völkern offen sein soll. Als Preis verlangt Deutschland
nur Egypten und das Recht, den Türken das Heilige Land
zu entreißen. Dann droht von Asien keine ‚gelbe Gefahr';
bleibt Europa auch vor dem Schrecken britischer Hege*
monie bewahrt. Das Volk, das den schnöden, nieder*
trächtigen Krieg gegen die Buren geführt hat, ist von Gottes
Zorn bedroht. Mit Frankreich wird, wenn der Britenleu
erst aus der Hand frißt, Deutschland sich leicht verständigen.
Britanien ist ein sinkendes Reich und sein König . . .
Auf Eduards Haupt hageln die Pfeile.
Alles erfunden, heißts in Berlin; nie hat Wilhelm auch
nur ein ähnlich klingendes Wort gerprochen. Von allen
für die Urtheilsfindung Wichtigen zweifelt im Innernsten
Keiner an der richtigen Wiedergabe des Gespräches. Sie
zu bestreiten, könnte das Patriotengefühl uns drängen.
Dessen Regung diesmal aber unwirksam bleiben müßte,
spricht Wilhelm der Zweite. Zu viele Leute leben, die

solche Gedanken, fast in der selben Fassung, auf Wil«
heims Lippe gefunden haben; auch in Deutschland zu viele.
Wenn wir heute leugnen, werden wir morgen überführt.
Wenn wir heute aufathmen, schnürt morgen neuer Gram,
neue Scham uns die Kehle zu. Je schneller das Gift heraus«
eitert, je rascher der im Inselreich gehäufte Sprengstoff zer»
prasselt, um so besser für Deutschland. Wir könnens dem
Kaiser nicht ersparen. Warum ersparte er uns nicht die Wahl,
zuerst an ihn oder ans Reich zuerst zu denken? Er hat in
den beiden Interviews Britanien, Rußland, Frankreich, Japan,
Holland, die Türkei gekränkt, alle Anderen mißtrauisch ge»
macht und in Amerika, wo er so eifernd Liebe gesät hatte,
nur Haß und Hohn geerntet. Vorbei. Zwei Möglichkeiten
boten sich ihm. Er konnte dem Reich das Opfer freiwiliger
Abdankung bringen oder auf das Amt des Geschäftsführers
verzichten, für das er nicht paßt und das heute keinem Ge«
krönten und drum Unentfernbaren zufallen darf. Diesen
Verzicht hat er öffentlich ausgesprochen; braucht unser Ver«
trauen in seine Politikerfähigkeit also nicht mehr. Er will
nicht inBossuets, nicht in Fritzens Sinn ferner noch deutsches
Schicksal regiren, sondern der still thronende König und
Kaiser reifer und selbstbewußter Völker sein, die mit seinen
Ahnen Verträge geschlossen haben. Ob ers vermag, müssen
wir inGeduld abwarten. Doch entschlossen sein, jedem Schritt,
der auf den Weg ins Unglück zurückführen könnte, uns
wuchtig entgegenzustemmen. NichtFriede: Waffenstillstand.
Auch Deutschlands Volk muß sich ändern. Dem Tand,
dem Prunkschauspiel, derTitelsucht entsagen, demSchmeichel«
dienst sich entwöhnen, seine Grundrechte gebrauchen, dem
König und Kaiser imponiren lernen. Wer kennt denn die
Verfassung gründlich? Wer nur von Denen, die sie jetzt
umstülpen oder flicken möchten? Sie genügt dem Bedürfniß
noch; mit geringeren Rechten und Machtmitteln hat Bri«
taniens Parlament die Stuarts unter den Willen des Gesetzes
gebeugt. Kriechet nicht vor dem Kaiser noch haltet Euch
fern von ihm wie, in der Sterbestunde, Chinas Edle von
dem Himmelssohn, dessen Siechbett Keiner nahen darf und
der in Asiens Hofpomp einsam verröchelt. Seht ihn mensch«
lieh; den Menschen. Wenn an seinem Willen auch nie wieder

das Schicksal deutscher Menschheit hängen darf: ein guter Vertreterleuchtender ReichshoheitkanndieserImpressionable, mit seinem wirbelnden Eifer, seiner fluthenden und ebbenden Einbildnerkraft, morgen noch werden. Macht es ihm leicht; unüberwindlich schwer nur die Erfüllung des jäh etwa auf« flackernden Wunsches, wieder in den Bereich nüchterner Geschäfte hineinzutosen. Ringet ihm Achtung ab; die Er» kenntniß, daß Ihr sicherer, als er that, aus der Summe des Möglichen das Nothwendige herausrechnen könnt. Und sprecht gelassen dann, mit.artiger Tapferkeit, zu den Frem« den: ,Daß Euch des Kaisers Zunge gekränkt hat, schmerzt uns. Daß er in der Stunde des Scheltens und Drohens eben so ehrlich war wie in der des Werbens und Streicheins, braucht Ihr nicht zu glauben. Wir wissens. Fraget fortan nicht immer nur ihm nach. Meinet nicht, Ihr Briten, weil seine vom Onkel gereizten Nerven von Weltkatastrophen träumten, für die Abwehr deutscher Erobererheere Euch rüsten zu müssen. Im Bannkreis solchen Spukes müßte Euer Wohlstand, wie unser jüngerer, versiechen; und trotz der Interessenspaltung sind wir doch Verwandte und nicht für ewige Zeit vor der gelben, der braunen und schwarzen Menschheit in sicherer Hut. Wenn Ihr die Hoffnung auf« gebt, sechzigMillionen arbeitsamer, gestählter und geschulter Menschen je wieder als arme Vettern aus dem Kontinental« winkel behandeln zu dürfen, werden wir uns eines Tages auch über die Flotte'verständigen. Weil wir müssen. Beide. Schon denkt mancher Ernüchterte wie Fritz von Preußen einst: Ich glaube nicht, daß wir uns je überreden lassen dürfen, eine Kriegsmarine zu schaffen; den großen Flotten Europas würde unsere doch nie an Kraft gleichen; und wenn wir weniger Schiffe haben als andere Nationen, ist die Aus» gäbe nutzlos. Einem habt Ihr fürchterliches Planen zuge« traut. Er blitzt nicht mehr; wird Euch mit Donner nicht mehr aufschrecken; ein Kaiser wie andere Kaiser werden. Merkts Alle, in West und Ost! Wie Wilhelm über eine Person, eine Sache denkt: daran hängt von morgen an die Entscheidung nicht. Der Versuch, ihn durch Schmeichelei zu ködern oder durch Bluff einzuschüchtern, verheißt nicht länger Lohn. Wer mit dem Deutschen Reich Geschäfte

machen will, muß die Stimmung des deutschen Volkes er«
rechnen. Wer dem Deutschen Reich Schaden oder Schande
stiften will, auf die einmüthige Abwehr vom deutschen
Volk gefaßt sein. Das will in ernster Stille mit starkem
Arm das Land seiner Kinder bestellen. Und sein Kaiser hat
auf die Möglichkeit verzichtet, Unrecht zu thun."
That was the true beginning of our end
Nach elf Jahren, im Grau des Sturmmonats, der den
zweiten Geburtstag der Deutschen Republik bringt, schien
Erinnerung an den Vorspuk der Revolution mir nützlich;
drum habe ich Hauptstücke aus den vier Novemberheften von
1908, ohne ein Zusatzwort, hier wiederholt. Der sie schrieb,
wollte weder Herausforderung zum Krieg noch feiges Ge«
duck nach heftiger Drohgeberde; wollte würdigen Frieden
und deutschem Staatswesen angepaßte Demokratie. Nach
zwanzig Fiebertagen lernten gläubige Herzen wieder hoffen;
denn Wilhelm, der sich am Alltag König und Kaiser von
Gottes Gnaden nannte, hatte sich dem Willen der Nation
gebeugt und sich der Censur des von ihm ernannten Kanz*
lers unterthan. Noch, wurde hier gesagt, ist zwischen Volk
wnd Herrscher nur Waffenstillstand. Daraus wäre leidlicher
Friede geworden, wenn Fürst Bülow die Stunde, deren Ge»
fahr er muthig auf sich nahm, zu zeitgemäßer Verrück«
•ing der Machtschranken genützt und den Kaiser, der sich
nach der Heimkehr an die Havel ins Bett legte und um je»
den erschwinglichen Preis Ruhe erkaufen wollte, in den Ent»
schluß zu Parlapentsregirung überredet hätte. Daß er, statt
auf unverwischbare Handlung zu dringen, sich mit Worten,
mit der in den Reichsanzeiger gedruckten „Zusicherung fort«
dauernden Vertrauens" begnügte, hat ihn das Kanzleramt,
die Hohenzollern das Thronrecht gekostet. Vertrauen! Ge<
schichtenträger, Philiner, Schranzen wisperten den Kaiserge*
schwind in den Glauben, Bülow habe, um sich warm in
Massengunst zu betten, nebenbei auch als Werkzeug hol»
steinischer Rachsucht, den Allerhöchsten verrathen. Bald
hörten wir, daß „mein Bernhard" nur noch mit den Namen
mißliebiger Thiere oder schlichtweg als Gaukler, Seiltänzer,
Hochverräther bezeichnet werde; und als den Häuptern einer

großen Fraktion in einem Lindenrestaurant von einem mit
Orden behängten Ceremonienmeister bestätigt worden war,
daß der Kaiser aufathmen würde, wenn der Reichstag dem
lästigen Novembermann das Amt verleide, barst der Block,
auf dem der geistig Behende sich felsfest gewähnt hatte.
Der in Gnadenschein („Hier ist der Kerl geflogen") Ver*
abschiedete empfahl (Monts war Trumpf) für windstille Zeit
Herrn von Bethmann, für Tage internationaler Bewölkung den
Grafen Bernstorff (den man seitdem, bis in den Sommer 1918,
Serenissimo fern hielt); und hat, ehe er die Merkmale des Hof*
bannes spürte, selbst wohl geglaubt, über ein Finanzgesetz
gestrauchelt zu sein. Von Hurtigen war inzwischen die Le*
gende geschweißt und gehämmert worden, dem schuldlosen
Kaiser sei schnödes Unrecht geschehen, sein arglos edles
Herz eines Abgefeimten Beute geworden, Parlament und
Presse ihm mindestens zu stummer Abbitte verpflichtet. Sacht
fügte Alles sich wieder ins alte Gleis. Herrn von Beth,
mann, der unter dem Novemberwind unsanfter als der Kanz*
ler (nur der Majestät unhörbar) geredet hatte, ging es, wie
später noch oft: aus richtiger Erkenntniß hob er sich nicht
in die von ihr geforderte That. Er konnte steif, konnte bockig
sein, über Quark die Flagge des „allein Verantwortlichen"
hissen, all seine Taschen, wenn Wilhelm ihn anrauchte,
nach Cigarette und Zündzeug durchsuchen, um entschüch»
terten Mannesstolz in Qualm zu erweisen; hatte aber, als ein
in so gewaltiges Amt Unzulänglicher, nicht die ruhige Kraft,
den Machtstand zu ändern, dessen Verjährtheit er doch
empfand. Aus klemmendem Drang hat er aufgestöhnt: „Für
mich ist eben das'Schlimme, daß ich vor dem Krieg eine
so miserable Stellung hatte!" Als miserabel war sie ihm be»
wüßt, der durch Glanz wanderte und einen Troß achtbarer
Bewunderer um sich sah. Nicht viel besser war die Stellung
des Herrschers, der als Prinz mit dem Musterjüngling Beth»
mann den ersten Rehbock geschossen hatte. Von der Novem»
berkrisis wurde zwar nur noch als von argem Versehen, von
Unbill gesprochen; doch nie wieder hat nach diesem Wind»
bruch der Glaube an Majestätrecht sich in die alte Wipfel^
höhe gereckt. Hielt Schwachheitgemeinschaft die Grundver*
schiedenen, den Theatraliker und den Magister, so dickt»

so lange zusammen? Beide scheuten Entschluß und brüste*
ten sich dennoch gern in Verantwortungpflicht. Beide waren
jedem schaumigen Einfluß breit offen und wollten als un*
beirrbar einsame Wolkenkreiser gelten. Beide haben sich
niemals in die Urgesetze der Akustik und Optik einfühlen
gelernt. Ihr Ziel war: Prestige; fahles aufzuhellen, neues zu
erwerben. In wirrem Strebensgetümmel wurden die Bleibsel
des Vertrauensstoffes zerzupft, dann zerfetzt. Auf den Panther»
sprung nach Agadir folgt der Kongosumpfvertrag; auf Frie»
densgelübde hastige Heeresmehrung; auf die Gewährung des
Reichswahlrechtes an Elsaß»Lothringen die Groteske von Za*
bern; auf die Bekränzung der Zarenminister Kokowzew und
Sasonow das deutsche Dardanellenkommando. Frankreich
soll von England, dann England von Frankreich weggelotst
werden. RauhesWort verprellt Italien, Rumänien. Churchills,
Haldanes, Greys Fühlversuch wird abgewehrt. Als ein Bord*
gefährte ersucht worden ist, auf der Elbe den Kaiser in die
Vorstellung zu gewöhnen, daß Südslawen und Walachen,
nach der Abrechnung mit der Türkei und Bulgarien, sich
gegen Oesterreich-Ungarn umkehren, den Enkeln von Rom
und von Hellas, von Kiew und Moskau zu diesem Rächer*
werk sich verbünden werden, daß der Kampf wider Unab-
wendbares thörichter Frevel, ertragloser, daß Habsburgs
Monarchie nur noch als ein Bund selbständiger Staaten zu
halten sei, hitzt schon der erste Piauder Vortrag den stets
Entzündlichen in Feuer und Flamme. „Absolut richtig; auch
dem Thronfolger wirds einleuchten." Der 1913 so sprach,
ist nach Franz Ferdinands Ermordung bereit, für Unhalt»
bares gegen Unabwendbares alle Lebenskräfte deutscher Na*
tion einzusetzen. Bereit? Weder er noch sein fünfter Kanzler
sehnt sich in Krieg. Doch Beide frieren in dürrem Schemen»
reich, bangen um ihres Namens Ruf, wagen sich nicht in Ge»
murr, das sie lässiger Schlaffheit zeihen könnte. Und den
Greis in Schönbrunn schreckt der Verdacht, er wolle den
Mord, der den lieblosen, ungeliebten Neffen hinstreckte, nicht
sühnen, Führersruhm, den er selbst nicht mehr erringen könne,
keinem Anderen gönnen. Jeder der Drei warf sich aus Angst
vor Pfützen, um den Fuß aufspritzenden Lachen in den Gischt
wilder Meeresdünung. Der Dreibund war längst entkräf»

tet, der Ansehenskredit im Westen verzettelt, verklimpert, der Flirt mit Frankreich, Britanien, Amerika fruchtlos ver» blüht. Aus allen Ecken der Welt, die sich von List gefoppt glaubt, lodert Wuth auf, weil der Kaiser, der sich ihr an der Rampe täglich als Friedensbürgen empfahl, Kriegserklärun» gen ausspeit, in Luxemburg und Belgien einbricht, das äch« zende Serbien bedroht und obendrein, bis an die Zähne ge» panzert, sich ins Nothwehrrecht des tückisch Ueberfallenen spreizt. Sein Wort hat Weiße, Gelbe, Schwarze gekränkt oder enttäuscht. Die lechzen nun nach Vergeltung. Und ihr Bann« fluch gesellt dem Kaiser die Nation, die ihn, trotz dem Er« lebnißvon 1908, schaltenließ.freieMenschheitnieachtenlernte, dem Erobererireb verschworen scheint. So ists gekommen. „Allerhöchstderselbe legt auf Wilsons Friedensvermitt» lung gar keinen Werth. Es wird vorgegangen!" Der Aus» schuß der Nationalversammlung möchte ermitteln, ob vor der Ansage hemmunglosen Unterseekrieges Friedensschluß möglich war. Das, meine Herren, ist nicht zu ermitteln; und ein Verfahren, das einen Botschafter zwingt, von Verhand* lung mit dem amtlosen Freund eines fremden Staatshauptes den Schleier zu heben, kann deutscher Diplomatie das fürs Nächste rechtheikleGeschäftnichterleichtern.NutzlosePlage. Niemals war, in keiner Stunde, unter den von der Obersten Heeresleitung gebilligten Bedingen Friede zu erlangen. Die war in weiten Bezirken der Technik ungemein tüchtig; in strategischer Vorschau hat sie oft, in politischer immer ge» irrt. England hat nicht, wie sie meinte, vor der Entfesselung des Tauchbootkrieges gezittert, sondern ihn, trotz klarer Er» kenntniß seiner Schrecken, mit allen Sehnenskräften herbei» gerufen: weil er ihm die-Kampfgenossenschaft mit den Ver» einigten Staaten, also, früh oder spät, sicheren Sieg verhieß. Deshalb trug die Antwort auf Wilhelms umwickeltes Frie* densangebot vom Dezember 1916 ein Stachelkleid. Und weil Männer, die schwere Berufsarbeit in apolitisches, antipoli« tisches Trachten erziehen mußte, nicht von Staatskünst ge« bändigt wurden, ist zehn Jahre nach dem Novembersturm Heereszerrüttung, Revolution und Republik geworden.

Das Gelobte LancP
Um in das Dunkel des sozialen Traumlandes, von dem
Keiner ernstlich redet, weil Keiner ehrlich daran glaubt;
endlich Licht zu bringen, wollen wir einen Schnitt legen durch
ein vollsozialisirtes Deutschland der Zukunft, und ihn so be-
stimmen, daß der wirthschaftliche. und gesellschaftliche Zustand
schon etwa ein Menschenalter angehalten haben soll, also
einigermaßen stationär geworden ist. Bei normalem Fort-
schreiten könnte ein solcher Zustand gegen Ende des Jahr-
hunderts eintreten.
Wir wollen ferner zwei sehr optimistische Voraussetzungen
machen: erstens, daß technischer Fortschritt unsere Deklassi-
rung und Distanzirung gegenüber dem Auslande bis zu einem,
erträglichen Verhältniß ausgleicht; zweitens, daß durch eine
gewaltige und rechtzeitige Reform des Erziehung- und Bildung-
wesens, deren geringster Aufwand auf etwa drei Milliarden zu
schätzen ist, der völlige Kulturbruch verhütet ist. Diese Reform
muß frühzeitig eingesetzt haben; nach vollzogener Thatsache
ist ihre Bewilligung unwahrscheinlich. Eine dritte, weniger
optimistische, dafür um so wahrscheinlichere Voraussetzung
tritt hinzu: daß die westlichen Gebiete einen stetigeren und
entsprechend langsameren Gang der Sozialisirung einschlagen
und daß im Zeitalter des Vergleiches insbesondere Amerika
sich noch nicht auf der Stufe der Vollsozialisirung, sondern
des Staatssozialismus befindet. Hierdurch wird unkritisch inter-
essirten, professionellen Gegnern (was gern geschieht) dio
Arbeit erleichtert; sie können mit der Fanfare der Weltrevo-
lution auf einen Schlag alle unsere weiteren Betrachtungen
abblasen.
Wir haben mit dem Kriterium: Das arbeitlose Einkommen
ist abgeschafft und reiche Leute giebt es nicht mehr,- die Voll-
sozialisirung gekennzeichnet. Zunächst müssen wir diese Kenn-
zeichnung einschränken, denn das Kriterium tritt nicht (und nie-
mals) restlos ein. .
Nach Theorie und Gesetz ist Jeder angestellt; für seine
Arbeit oder Nichtarbeit bekommt er Etwas, und was er be-
kommt, Das kann er nach Belieben verbrauchen, verzehren, auf-
bewahren, verschenken, vernichten oder verspielen. Anlegen,
*) Ein Kapitel aus der Schrift „Die Neue Gesellschaft", die im
berliner Verlag S. Fischer in diesen Tagen erscheint.

auf Zins geben, in Kapital verwandeln kann er es nicht, weil es' keine privaten Unternehmungen oder Produktionmittel mehr giebt.

Jede dieser Voraussetzungen ist so lückenhaft, daß nicht blos kleine Abweichungen und Toleranzen zugelassen werden, sondern vielmehr die Weitmaschigkeit des Systems nur noch einen rohen Annäherungzustand gestattet.

Freilich ist Jeder angestellt und für eine Mindestarbeit ent-' lohnt; doch Niemand kann gehindert werden, in seinen Mußestunden eine Höchstarbeit für sich selbst zu betreiben und zu verwerthen. Er kann durch künstlerische, wissenschaftliche, kunstgewerbliche, technische Nebenarbeit, durch Dienste und Hilfeleistungen, durch Rathschläge, Unterhaltungen, Fremdenführung, Auslandreisen sich nützlich machen; und keine Gesetzgebung wird ihn hindern, die Nützlichkeit in Einnahmen, auch wenn sie nur in Tauschgütern bestehen, umzusetzen. Spiel und Wetten werden blühen und Viele bereichern. Wer das Seine verloren und die Aushilfe der öffentlichen Vorschußeinrichtungen erschöpft hat, setzt Brotverleiher, Fleischverleiher, Kleiderverleiher in Nahrung. Eben so, wer aus Leidenschaft Anschaffungen macht, die seinen Lohnstand überschreiten. Allenthalben entstehen Privatlager an Gebrauchsgütern, die an die Stelle der früheren Vermögen treten.

Durch die Kraft der Verlockung entfaltet sich Schmuggel und Schieberei zu einem Umfang, der alle Widrigkeiten der Kriegs- und Revolutionzeit übertrifft. Fremde und Auslandsagenten, die den Ausfuhrhandel „von Regirung zu Regirung" besorgen, helfen die Hamster- und Sparlager verwerthen. Man rückt Bürgern zu Leibe, weil ihr unsinniger Aufwand des gesetzlichen Lohnstandes spottet; sie erklären: Dies habe ich von Freunden bekommen, Jenes habe ich eingetauscht, Dies haben mir Fremde mitgebracht, Jenes hat mir mein Verwandter aus Amerika geschickt. Gesetze, Kontrolen, Terror: •es wirkt so lange, wie keine Faser und kein Halm im Lande ist; es versagt, wenn die Hungersnoth zum ersten Mal weicht. Große, im Ausland und Inland zinsbar angelegte Vermögen entstehen und wachsen durch Uebertretung und Bestechung. "Der Schieber, der echte Sohn der „großen" Zeit, stirbt- nicht aus,, er wird je zäher, je mehr man ihn verfolgt, er ist der reiche Mann im Lande der Zukunft und bildet eine dauernde politische Gefahr, wenn er sich mit Seinesgleichen verbündet. So lange nicht eine völlig veränderte Geistigkeit einkehrt,

die den Menschen vom Besitz löst und dem Gesetz zuwendet,
die Leidenschaften bändigt und die Gewissen schärft, ist der
Leitsatz: Es giebt keine reichen Leute und arbeitlosen Einkommen, einzuschränken in die Formel: Es sollte keine geben.
Ohne gründliche Aenderung der Mentalität werden aber
auch die gesetzlichen Loh nein kommen geradezu groteske. Verschiedenheiten zeigen und sich mit einer Schroffheit, die wir
heute nicht kennen, dem Seltenheihverth der Begabung, der
Unentbehrlichkeit und der Beliebtheit anpassen. Eine Ministernothdurft, eine Professorennahrung, ein Soldatenunterhalt wird
nach wie vor durch das Mißverhältniß von Angebot und
Nachfrage gedrückt sein. Doch man denke, was eine zehnjährige Uebung im Lohnkampf- und Strikegeschäft den Beliebtheiten, Berühmtheiten und Unentbehrlichkeiten unter Parteinahme des Publikums einbringt. Beliebte Rennreiter und erfolgreiche Chirurgen, Spielklubleiter, Tenöre, Lebedamen, Possenautoren, Meisterschaftathleten könnten schon heute, wenn sie
sich klassenbewußt zu nachhaltiger Ausnutzung der Lohnkonjunktur .vereinigten, sich jedes gewünschte Einkommen zusprechen Selbst in der Form reiner Naturalwirtschaft wird
die Kinodame oder ihre Nachfolgerin der Regirung vorschreiben,
welche schmückenden Natur- und Kunstprodukte ihr zur Erfüllung des Berufes unentbehrlich sind, welche Lebensverhältnisse ihr zur Aufrechterhaltung der Stimmung bereitet werden
müssen.

Nach den höchsten Seltenheitwerthen werden Organisatoren,
Volksführer, Schriftsteller und bildende Künstler ihre Forderungen anmelden und durchsetzen. In weitem Abstände kommen die gelernten, mehr oder minder austauschbaren Kräfte.
Die Russen glaubten in den ersten Monaten, mit drei Versorgungstufen auszukommen, die sich in einem Spielraum von
etwa Eins zu Zwei bewegten. Aendert sich die herrschende
Denkweise nicht von Grund auf, so wird man einer künftigen
Gesellschaft einen Spielraum des Einkommens in der Größenordnung von Eins zu Tausend zuerkennen müssen..

Der Satz: Es giebt keine reichen Leute mehr, bedarf also
einer zweiten wesentlichen Einschränkung:-es wird Leute von
außerordentlichem Naturaleinkommen geben, zu dem Ansprüche
auf persönliche Dienstleistungen treten, welche die Bevorzugtem
sich ausbedingen.

Die Struktur der Lebensansprüche ähnelt also in ihrem
äußern, arithmetischen Aufbau der heutigen viel mehr,- als man

denkt; um so größer sind die Unterschiede des inneren, persönlichen Aufbaues. Die Wegrichtung nehmen wir schon heute wahr.

Aufwand und Luxus giebt es, und "wer ihn treibt, Das sind so wie heute, mehr noch als heute, die Schieber, Glückspilze und Abenteurer. Unmäßiger Besitz wird widerlicher, als er ist; ob weniger geschätzt, hängt vom Stande der Sitten ab, den wir noch zu betrachten haben. Es ist wahrscheinlich, daß, aller Gesetzgebung zum Trotz, Besitz sich rascher und rücksichtloser in Aufwand und Genuß umsetzt als heute.

Die Reste des heutigen Mittelstands- und Wohlstandsbesitzes aber sind aufgesogen, die Familien, die seit Menschenaltern den sichtbaren Geist Deutschlands tragen, werden weniger als andere durch Schieberei und Gesetzesüberschreitung Sondervortheile erschleichen; sobald ihr mäßiger Besitz weggesteuert und verzehrt ist, werden sie in der allgemeinen Bedürftigkeit der normaL Wirtschaftenden aufgehen.

Der Luxus, der sich in Straßen und Häusern zeigt, wird etwas Verfängliches haben; man wird wissen, es geht nicht mit rechten Dingen zu, man wird aufpassen und de'nunziren: und enttäuscht feststellen, daß nichts nachzuweisen ist; man wird die Wohlhabenden halb verachten und halb beneiden; die Frage, wie man die Umgehungen unterdrückt, wird die Hälfte _der öffentlichen Erörterungen ausmachen, wie etwa jetzt die Frage des Kapitalismus." Der verhaßte Anblick des Wohllebens aber wird im Inland (geschweige im Ausland) der bedürftigen Gesammtbevölkerung nicht entzogen sein: der Kapitalismus hat einen anderen Namen und andere Vertreter bekommen.

Die große Dürftigkeit des einigermaßen gebildeten und verantwortlichen Durchschnittes wird man nicht als Folge unabänderlicher Weltordnung noch als persönliches Mißgeschick hinnehmen, sondern als Wirkung unzulänglicher Regirung verurtheilen; und die aufsteigenden Umsturzmächte des Fünften, Sechsten und Siebenten Standes werden zu Gunsten neuerlichen Umsturzes die Verstimmung nähren.

Denn die größere Gleichförmigkeit der durchschnittlichen Lebensführung und ihre Kümmerlichkeit hebt an sich die Schichtung des Volkes nicht auf. Daß hier die Heilkraft der mechanischen Einrichtung versagt, habe ich oft genug dargetham Zunächst bleiben, drei, wahrscheinlich vier, trotz aller Armuth sich absondernde, durch Zusammenhalt und geistigen Besitz nicht machtlose Schichten bestehen. Das bolschewistische

Mittel, sie physisch zu töten, versagt wegen ihrer Menschenzahl; Verfolgungen schweißen sie enger zusammen und um ihrer überlieferten Erfahrung^ Gesinnung und Fähigkeit willen muß man sie immer, wieder von Zeit zu Zeit hervorholen und heranziehen.

Die erste Schicht ist die des feudalen Adels. Die geschichtlichen Namen sind aus der Vergangenheit des Landes nicht zu tilgen, auch in der Verarmung werden ihre Träger beachtet, um so mehr, wenn sie, was zweifellos geschieht, die körperliche Züchtung und die sichtbar gestaltete Ueberlieferung der Lebensform und Gesinnung sich erhalten. Ihr Zusammenhalt stärkt sie, ihre Verschwägerung mit dem Adel des Auslandes giebt ihnen diplomatisch wichtige Beziehungen; Beides haben sie mit dem Katholizismus und dem Judenthum gemein. Neigung und Eignung zum militärischen Beruf und zur Verwaltungarbeit wird ihnen treu bleiben; die reaktionäre Gesinnung wird abwechselnd zu Erfolgen und zu Mißerfolgen führen und in Beidem den inneren 1 Zusammenhang der Schicht kräftigen. Der unausbleibliche Rückschlag zu romantischer Werthung wird jeder anderen führenden Schicht, vor Allem dem entstehenden Beamtenadel, die Verbindung mit alten Namen werthvoll machen.

Dieser Beamtenadel bildet die zweite der sich aufwerfenden Schichten. Die ersten Staatsleute der neuen Epoche, so groß oder so klein ihre Leistungen sein mögen, bleiben unvergessen. Ihre Nachfolger stehen in Achtung als Träger bekannter Namen, in ihren Familien erhält sich politische Praxis, Personenkenntniß und Beziehung, Väter sorgen zu Lebzeiten für Söhne und Töchter und bringen sie auf den Weg. Aus dieser und der ersten Schicht wird man gern die Auslandvertreter des Staates wählen, dadurch erhält sich eine Anpassung an internationale Lebensweise und Gesellschaft, man verfügt über Repräsentationmittel und findet die Möglichkeit, auch im Inlande die Lebenshaltung zu erhöhen. Der irreguläre Wohlstand wird viel aufbieten, um Beziehung zu diesen Kreisen zu gewinnen, die manchen Hebel der Staatsmaschine in Händen halten.

Der dritte Kreis besteht aus den Nachkommen der ehemals geistig und wirtschaftlich führenden Schicht. Hier herrscht eine Stimmung, die mit derjenigen der Refugies, Emigranten und Hugenotten zu vergleichen ist. Je tiefer die äußere Macht gesunken ist, desto zäher lebt die Erinnerung. Jede Familie kennt jede andere und hält den Glanz ihres Namens hoch, der sich legendär verherrlicht, um so mehr, wenn die soziale Gesellschaft demonstrativ den Werth der alten Kulturleistungen verkennt.

Man legt sich die äußersten Entbehrungen auf, um ein Erbstück, ein Musikinstrument, eine Bibliothek, eine Handschrift, ein paar Gemälde von Geschlecht zu Geschlecht zu bewahren. Kargheit und Puritanismus wird gepflegt, um Erziehung, Bildung und Geistigkeit, so weit es möglich ist, auf der Stufe der Vorzeit zu halten; in diesen Kreis flüchten sich Bildung, Lebensart als Selbstzweck, Religiosität, klassische Musik, künstlerisches Verstand niß. Dieser Kreis wird von keinem anderen verstanden, er sondert sich ab, in Beruf, Gewohnheit, Tracht und Form verschieden. Er stellt der neuen Gesellschaft die Gelehrten, die Geistlichen, die höheren Lehrkräfte, die Vertreter der selbstlosesten und geistigsten Berufe; ähnlich den mittelalterlichen Klöstern bildet er eine Insel der Vergangenheit. Sein Einfluß wächst und sinkt periodisch mit der Zeitströmung, seine Achtbarkeit bleibt durch freiwillige Entbehrung, Wissen und Lauterkeit gewahrt.
Eine vierte unangreifbare und einflußreiche Schicht bilden nach aller Wahrscheinlichkeit die mittleren Landwirthe und selbständigen Bauern. Gleichviel, ob man die Sozialisirung des Bodens radikal durchführt (wahrscheinlich ist sie nicht): sie - bleibt auf dem Papier. Denn selbst ein Stand sogenannter Staatspächter,- Domänenverwalter oder Genossenschaftleiter wäre einem Stande unabhängiger Landwirthe sehr ähnlich, durch überlieferte Erfahrung, durch Ansässigkeit in sich geschlossen und begrenzt, durch die Wichtigkeit des Berufes, Unersetzlichkeit und Individualisation selbstbewußt und selbstherrlich, in der Lebensführung schwer beschränkbar. Hier erhalten sich konservative Traditionen des Landes in starker, defensiver Opposition, die auch politisch niemals ausgeschaltet werden kann und die der radikalen städtischen Demokratie ein Gegengewicht bietet.
Spannungen und Spaltungen allenthalben. Der Zustand der Einschichtigkeit wird ohne Sinnesänderung von Grund auf nicht erreicht, die Politik bleibt von Parteikämpfen, die Gesellschaft von Schichtenkämpfen erregt und erschüttert. Ein anderes Bild als die utopiseh verheißene paradiesische Weidegemeinschaft der Löwen und Schafe.
Die Verstimmung gegen den ungesetzlichen Wohlstand der Schieber ist allen gemeinsam, aber alle stehen unter der Gefahr der Ansteckung. Die Fronde des Feudalismus wartet auf Gelegenheiten. Der Beamtenadel bestrebt sich, die Staatsmaschine zu monopolisiren. Die Refugies des Geistes sind mißliebig geaachtet, im Verdacht geistigen Hochmuthes; und pochen auf

ihre Unentbehrlichkeit. Die Landwirtschaft wird gefürchtet,
wenn sie sich gegen die Städte auflehnt. Die herrschende, mehr
oder weniger gebildete demokratische Masse der Städte erwartet
ungeduldig und unzufrieden den allgemeinen Wohlstand, der
sich nicht einstellen will, giebt abwechselnd den vier mächtigen
Schichten und den Schiebern die Schuld und kämpft in sich um
gruppenweise Verbesserung der Lebensbedingungen.
Die Lebensbedingungen aber gehen nicht vorwärts, sondern
rückwärts. Vom ersten Tage der Revolution an ist die Leistung-
höhe der Nation abgesunken. Die absolute Arbeitleistung, der
relative Wirkungsgrad dieser Leistung, die Qualität hat sich ver-
schlechtert. Unter verringertem Umsatz hat die Güte der Pro-
duktion, die Forschungarbeit, die Vervollkommnung gelitten. Die
technischen Einrichtungen haben sich vom Raubbau nicht er-
holt. Die Hilfindustrien, die Zuthaten, die Urprodukte haben sich
verschlechtert. Mangelnde Schulung, Unbändigkeit der Jugend,
verlorene Handfertigkeit verschulden den Rückgang der Quali-
tätarbeiterschaft. Eine Generation an technischen, gelehrten und
wirtschaftlichen Führern ist ausgefallen. Hochschulen, For-
schunginstitute Lehranstalten sind an diesem Ausfall betheiligt.
Die technische Führung ist verloren. Der Rückgang der Qualität
hat den Absatz abermals verringert und entwerthet. Es kann nur
noch hergestellt werden, was billig, mühelos, ohne überlieferte
Handfertigkeit, ohne höhere Berechnung und Forschung erzeugt
werden kann; man ist hinsichtlich aller Neuerungen und aller
hochwertigen Ausführungen vom Ausland abhängig. Die tech-
nische Atmosphäre ist geschwunden, der Charakter der Landes-
arbeit ist billige Lohnarbeit.
In den Revolutionwochen traten Straßenredner auf und
sagten: Fünfhundert russische Professoren haben unterschrieben,
der Kulturstand sei nie so hoch gewesen wie unter dem Bolsche-
wismus. Berlin glaubte ihnen. Um Rußland zu kultiviren, be-
darf es zunächst einmal einer Million Volksschulen mit einem
Jahresaufwand von mehreren Dutzend Rubelmilliarden, einer
entsprechenden Zahl höherer Lehranstalten und Hochschulen;
wenn jeder gebildete Russe die nächsten zwanzig Jahre Lehrer
würde, so reichte es nicht hin. Von Eisenbahnnetzen, Ur-
produktionen, Landwirtschaft nicht zu reden. Das Gebäude
einer Civilisation und Kultur kann nicht mit einem' Schlage zer-
stört werden; erwachsen kann es nur in Jahrzehnten und Jahr-
hunderten. Die Pflege des Baues aber erfordert unablässige
Arbeit und ungestörte Ueberlieferung. Der Einbruch, der bei

uns geschehen ist, könnte nur dann vernarben, wenn vervielfachte Arbeit, Geistes- und Willenskraft eingesetzt würde; diese Hoffnung besteht nicht.

Wir sind mit der Frage der Schichtung und inneren Spaltung nicht, zu Ende. Zum täglichen Kampf tritt die revolutionäre Bedrohung. Revolution gegen Revolution: wie ist Das möglich? Vom reaktionären Umsturz wollen wir nicht reden, sondern nur vom aktivistischen.

In früherer Schrift*) habe ich die Lehre der kontinuirlichen Revolution entwickelt. Hinter jeder erfolgreichen revolutionären Bewegung steht eine qeue, die eine Negation mehr vertritt als die voraufgegangene. Hinter den Adelsrevolten standen die bürgerlichen, hinter den bürgerlichen die sozialen. Hinter dem herrschenden Vierten Stande erhebt sich der Fünfte, hinter ihm wird Her Sechste sichtbar. Wenn der Neunte dereinst den reinen Anarchismus vertritt, so mag der Elfte eine Häuptlings- und der Zwölfte eine unbeschränkte Königsherrschaft proklamiren.

Heute herrscht der Mehrheitsozialismus, gesellschaftlich gesprochen, die rechte Hälfte des Vierten Standes, der ältere, geschulte, arbeitwillige Gewerkschaftarbeiter, über die Revolution erstaunt, sie nicht als ganz- legitim betrachtend, enschlossen, das Bestehende zu schützen, sofern ihm einige Selbstbestimmung und materieller Spielraum erhalten bleibt.

Die linke Hälfte besteht aus den Jüngeren, militärisch Verdrossenen, nicht sachkundig, doch selbständig Urteilenden, die noch immer arbeiten, doch eben so gern politisiren. Ihnen als den Aufstrebenden schließen sich die Theoretiker der Schule an. Die Bezeichnung ist charakteristisch: Unabhängige; das Ziel: Alle Macht den Räthen, ist russisches Provisorium.

Der Fünfte Stand taucht empor: Arbeitunwillige. Die Anderen nennen ihn Lumpenproletariat. Enttäuschte/ Deklassirte, die vom Putsch profitiren. Ziele noch unbestimmt, nebensächlich, Lieblingausdruck: Bluthund, wenn von den Machthabern oder Regirungtruppen die Rede ist. Theilweise noch solidarisch' mit der linken Hälfte des Vierten Standes, embryonal verbunden mit dem Fünften: der Sechste.

Das sind grundsätzlich Arbeitscheue, innerlich und äußerlich Kranke und der Gesellschaft Entfremdete, durch Leiden, Strafen, Laster, Leidenschaften Ausgeschlossene, sich selbst Ausschließende, Gesetze und Sitten Verneinende; Schmerzens-

*) „Kritik der dreifachen Revolution."

kinder der Städte, Beklagenswerte; nicht Auswurf, sondern
lebendiger Vorwurf der mechanisirten Gesellschaft. Politisch
sind sie noch undifferenzirt, durch Verneinung ihren Vorläufern
verbunden Wenn sie ins Licht der Politik treten, so werden
sie eine Art syndikalistischer Kommune fordern.
Tiefer können wir heute in den unentfalteten Keim der fort-
laufenden revolutionären Negationen noch nicht einblicken.
Die unendliche Reihe aller denkbaren Prinzipienforderungen
ist in ihm enthalten; und es wäre gänzlich falsch, in dieser
Reihe eine Stufenfolge abnehmender Sittlichkeitbegriffe zu sehen,
wenn auch die ersten Etapen zunächst bis zur völligen ethischen
Verneinung fortschreiten. Später kommen Rückbildungen poli-
tischer, ethischer, religiöser Art, und jedes Mal schließen sich1
der prätendirenden Schicht Ueberläufer und Bekehrte, vor Allem
Enttäuschte und Ehrgeizige der vorausgegangenen Schichten an.
Die Zahl der Revolutionen wächst ins Ungemessene und
jede einzelne, mag sie noch so fleißig den Abscheu vor Blut-
vergießen im Munde führen, hat nur die eine Hoffnung und
Möglichkeit: durch Waffengewalt sich gegen ihre Nachfolgerin
zu schützen. Die groteske Unehrlichkeit des Spiels liegt darin,
daß jede Prätendentin den erfolgreichen Vorläufern Blutherr-
schaft vorwirft, während sie selbst schon im Voraus ihre
Truppenmacht vorbereitet.
Also auch diese Hoffnung ist gänzlich eitel, daß in einem
vorgeschrittenen Gesellschaftwesen Beständigkeit herrscht, daß
eine mechanisch herbeigeführte Brüderlichkeit weitere Revo-
Iutioneen ausschließt und ein Reich einer vorher festgelegten'
Gerechtigkeit verewigt.
Der grimmigste Haß aber wird bestehen im Lager der engst
Verbundenen: nämlich zwischen Hand- und Kopfarbeitern,
zwischen Führern und Geführten, und dieser Haß wird um so
unversöhnlicher sein, wenn Jedem der Aufstieg freisteht und
Keiner vor sich selbst mehr die Entschuldigung hat, er sei ein
Opfer übermächtiger Welt- und Wirthschaftordnung. Heute
wird dieser Haß noch überdeckt vom allgemeinen Klassen haß,
vom Haß gegen die Monopolisten der Bildung, des Standes
und des Kapitals. Zu Grunde liegt aber heute schon der allge-
meinere Bruderhaß des Unterlegenen, und wenn jene drei
Monopole gefallen sind, wird er in seiner kainitischen Ur-
sprungsform hervortreten. Es gibt kein mechanisches Mittel,
das ihn besänftigt. Menschliche Ungleichheit ist nicht zu be-

heben, menschliche Leistung und Arbeit bleibt verschieden und menschliches Glückstreben lehnt sich auf.

Wir haben die materiellen Grundlagen und die Schichtung der vollsozialisirten Gesellschaft betrachtet und wenden uns zq ihrer Lebensführung.

Die Gesellschaft ist arm, der Einzelne ist arm. Die durchschnittliche Lebensführung entspricht besten Falls Dem, was man im Frieden von einem Dreitausendmarkeinkommen verlangen konnte. Die Bedürfnisse aber sind nicht mittelalterlich vereinfacht (daran hindert die Dichte der Bevölkerung und die Komplikation des Berufes), sondern mannichfach und differenzirt und überdies durch den Vergleich des Auslandes, das Vorbild der verschwenderischen Schieber und die -laszive Freiheit des Lebenswandels geschärft. Das herkömmliche Gartenstadtidyll der Architekten und Kunstgewerbler ist eine Utopie vom Wirklichkeitwerth der arkadischen Schäfereien Marie Antoinettes. <

Die Dinge des Gebrauchs und Verbrauchs sind normalisirt und typisirt. Doch glaube man nicht, daß sie geläuterten Zeichnungen und Vorbildern entsprechen. Der Geschmack des Künstlers kämpft mit dem Geschmack der Menge und muß, da keine entscheidende Instanz ihm zur Seite steht, Kompromisse schließen. Die Kompromisse aber bestehen in billiger Nachahmung ausländischer "lster, denn im Ausland besteht ein Kunstgewerbe und keLe Gesetzgebung kann verhindern, daß seine Schöpfungen, sei es in Abbildungen, sei es in Natur, ins Inland gerathen und bewundert werden. Die halben oder ganzen Nachahmungen werden aus Ersatzmaterial, so billig wie möglich und so gut oder schlecht, wie es der verbleibende Rest von Handfertigkeit gestattet oder vorhandene Spezialmaschinen es zulassen, gefertigt. Billigkeit und bequeme Herstellung ist das höchste Prinzip, denn bei eng beschränkten Mitteln will Niemand eine Sache ganz entbehren; die Mode aber hört nicht auf: und somit wird nicht Dauerhaftigkeit, sondern häufig erneuter Wechsel erstrebt.

Wie weit wird veränderte Erziehung die Sachwünsche der Männer und Frauen vereinfachen und ihren Geschmack läutern? Vermuthlich nur wenig, denn gute Vorbilder werden selten, Armuth macht nich wählerisch und der souveraine Volksgeschmack entscheidet. Von dieser Frage aber hängt es ab, ob ordinärer Schmuck und Tand, Scherzartikel und Bazargräuel die Wünsche der Gemüther erfüllen.

Aus Geldnoth sind die Dinge alter Kunst und alter Ge-
werbe abgewandert oder aus Unachtsamkeit zerstört. Eine alte
Tasse, einen Kupferstich mag man hier und da noch finden,
wie heute in ausgeräumten Landstrichen; doch diese Gegen-
stände stehen außer Zusammenhang, einen Künstler mögen sie
anregen. Wer Etwas für sich wünscht, Ding oder Leistung,
das in der Gleichform der allgemeinen Lebensführung nicht
enthalten ist, das gleichsam außerhalb der gebilligten Bedürf-
nißliste steht, Der muß es mit langwierigen Entbehrungen er-
kaufen. Eigenbesitz an Büchern, Musikinstrumenten, Kunst-
werken; Reisen außerhalb der vorgeschriebenen Gesellschaft-
fahrten sind seltene Dinge, ein eigener Baum, ein eigenes Reit-
pferd sind legendär.
Vom Luxus nimmt also der entschuldbare Theil ein schnelle-
res Ende als der unentschuldbare. Der Aufwand, der zur Bil-
dung, zur Schönheit, zur Kräftigung neigt, geht zu Grunde,
das Reizmittel, der Schund und Unfug, der Tand, Ersatz und
Schwindel bleibt. Nicht die vierschrötige Einfachheit des Buren-
hauses entsteht, sondern der Rummel der Vorstadt. Es mag
nicht Jedem leicht und Vielen nicht bequem sein, sich1 den An-
blick eines durch und durch proletarisirten Landes vorzustellen;
die Schwierigkeit rührt daher, daß wie auf Verabredung die
populäre Meinung sich einen Verbrauchsanspruch des Haus-
haltes vorspiegelt, der den wirklichen um etwa das Zehnfache
übertrifft. Die zu Amt und Würden gelangten proletarischen
Führer haben es leicht, in sich und Anderen die Vorstellung zu
erwecken, daß sie ein sogenanntes bürgerliches Dasein mit
allen Verfeinerungen vergangener Kulturansprüche estreben und
billigen; wie sie sich mit stillschweigender Selbstverständlich-
keit des Lieferantenthums der Plutokratie bedienen, so glauben;
sie, die Anleihen, die sie bei der bisherigen Civilisation und
Kultur aufnehmen, aus den Erträgen der künftigen Gesellschaft-
ordnung einlösen zu können.
Was ein Volk jährlich zurücklegt, Das erkennt man am
Bauen. -Es wird wenig gebaut werden. Abgesehen von einigen
pflichtmäßigen Gartenstädten, die man des Prinzips wegen für
wenige Tausend bevorzugte Haushaltungen errichten wird und
die vielleicht niemals vollendet werden, wird man sich Jahr-
zehnte lang mit immer neuer Eintheilung und Ausnutzung der
alten Bauten begnügen, alte Paläste, bis unters Dach mit Haus-
haltungen angefüllt, werden in Gemüsegärten stehen und ab-
wechseln mit ausgeräumten Geschäftshäusern im Inneren zurück-

gegangene/ Großstädte. In den äußeren Straßen werden die Alleebäume niedergeschlagen sein und in den inneren Straßen wird Gras aus den Pflasterritzen wachsen.

Lange glaubte man, die Vqrliebe der Landschaftbilder des siebenzehnten Jahrhunderts für Ruinen mit eingenisteten Hütten beruhe auf Romantik; Das trifft nicht zu, man hat nur gemalt, was man nach dem Dreißigjährigen Kriege allenthalben im Lande sah. Man glaube aber nicht, daß meine Darstellung vorzugsweise von der Betrachtung der Kriegsfolgen geleitet sei; freilich werden sie das Bild der Zukunft verdüstern, doch die Schatten, die ich so spärlich wie möglich einsetze, sind im .Wesentlichen der Ausdruck einer im Wirkungsgrade stark verminderten Wirthschaft, verbunden mit der Gleichförmigkeit der allgemeinen Proletarisirung und dem Wegfall korrigirenderr vernünftigen Einzelaufwandes und beeinflussenden Vorbildes. Lichtseiten des materiellen Lebens wird ein gewisser Kollektivaufwand bilden, den auch eine dürftige Gemeinschaft sich leisten kann. Je schwerer man sich durch die Entbehrungen des Hausstandes bedrückt und der' Häuslichkeit entfremdet fühlt, desto ungehemmter wird das Leben in die Oeffentlichkeit getrieben. Der unbefriedigte private Anspruch wird auf den kollektiven Anspruch abgewälzt. Die Menschen sammeln sich in Straßen und öffentlichen Lokalen, die Verkehrhaftigkeit steigt, und üm sjo 'mehr, als jeder Akt des Lebens, auch der kleinste,, zum Gegenstand der Besprechung, Berathung, Abstimmung, Verständigung wird. An alle Einrichtungen des gemeinsamen Lebens, des Nachrichten-, Verkehrs-, Versorgung-, Berathung-, Unterhaltungwesens werden bedeutende Anforderungen der Bequemlichkeit, des Umfanges, der populären Repräsentation und Aesthetik gestellt und erfüllt. In diesen Einrichtungen, und nur in ihnen, findet die Kunst Aufgaben und Heimstätte. Oeffentliche Gebäude, Gärten, Erholungstätten, Verkehrsmittel, Ausstellungen werden mit Aufwand errichtet. Alle Bedürfnisse des Geistes und Sinnes flüchten in die Oeffentlichkeit. An populären Aufführungen, Ausflügen, Gesellschaftreisen, Führungen durch • Sammr lungen, an Klubs', Bibliotheken, Sportübungen, Schaustellungen ist kein Mangel. Die kulturelle und ethische Seite dieser Tendenz haben wir noch zu betrachten; die soziale ist, abgesehen davon, daß sie das häusliche Leben entleert und die Jugend veräußer1licht, und trotz ihrem mechanischen Anstrich, eine wohlthuende Erinnerung an mittelalterliche Bürgergemeinschaft und Solidarität.

Sollen wir das geistige und kulturelle Leben der v,oll-
sozialisirten Gesellschaft betrachten, so haben wir auszugehen
von der vollkommenen Gleichberechtigung aller Individuen in
Urtheil und Entschluß. Autorität, auch auf den geistigen Ge-
bieten, besteht nur, so weit das Volk unmittelbar- durch seinen
Willen oder mittelbar durch seine Vertrauensleute sie einsetzt,
anerkennt, bestätigt. Lebensweise und Erziehung sind sehr ähn-
lich, Geheimnisse, nebelhafte Autoritäten einzelner Berufe giebt
es nicht, Niemand läßt sich imponiren. Jeder stimmt ab, gleich-
viel, ob es sich um ein Amt, ein Denkmal, ein Gesetz, ein Drama
handelt, oder läßt durch Vertrauensleute oder Vertrauensleute
von Vertrauensleuten, abstimmen. Jeder will wissen, wie, wo,
warum (ähnlich wie heute in Amerika), und verlangt plausible
Gründe. Die Antwort: Das verstehst Du nicht, ist unmöglich.
Jeder bezieht sich auf sein Gewissen, sein Verständnißl,
seinen Geschmack und läßt keine angeborene oder anerzogene
Ueberlegenheit gelten. Die Grenzen ideeller und praktischer
Argumentation verwischen sich (denn Jeder ist zu sehr mit
praktischen Nöthen behaftet, auch zu ungeniert und ungewohnt,
sich Dem, was man früher höhere Einsicht nannte, zu fügen,
zu frei erzogen, um sich belehren zu lassen), so daß folgende
Urtheile unmöglich sind: Dieses Buch sollte man lesen, obwohl
es schwierig ist; Dieses Drama sollte aufgeführt werden, obwohl
es nicht sensationell ist; Dieses Denkmal mißfällt mir, doch muß
es stehen bleiben, weil ein großer Künstler es gemacht hat; Dieses
Lehrfach ist nötig, obwohl es keine praktische Anwendung zu-
läßt; Diesen Mann wähle ich seines Charakters und Könnens
wegen, obwohl er keine Wahlversprechungen gemacht hat. Da-
gegen werden folgende Argumente plausibel sein: Dieser hi-
storische Bau muß weg, denn er hemmt den Verkehr; Diese
Sammlung wird verkauft, denn wir brauchen Geld; Wir wün-
schen keinen Lehrstuhl für Philosophie, wohl aber für Filmtech-
nik; Dieser Schmuckplatz ist wie geschaffen für ein Carrousel;
Trauerspiele verderben die Stimmung, sie sollten in Staats-
theatern nicht aufgeführt werden. Man-erinnere sich an einzelne
überseeische Gesetzgebungen, die denn doch noch unter dem
Druck kultureller Klassenüberlieferung stehen, und man wird
solche Beispiele nicht übertrieben nennen.
Wenn jede autoritative Kontrole, wenn die Sorge, mißbilligt
oder blamirt zu werden, entfällt, Bequemlichkeit geschätzt wird,
Sparsamkeit über Allem steht, wird das Denken und Entschließen
kurzathmig, vom Tage auf den Tag bezogen. Aus der Erziehung

sind alle voraussetzunglosen und religiösen Werthungen ausgeschieden, aller anscheinend unbeweisbaren Satzungen hat sich Zweifel und Kritik bemächtigt, induskutabel fest steht allein das Bedürfniß des Tages. Was bedarf es da der langen Linie, des weiten Bogens- im Denken? Das Rechnerische tritt hervor, das Unpraktische wird verachtet, zur Quelle der Meinung wird Erörterung, Tageslecture und Propaganda. Man will das Beweisbare, das Erfolgreiche, das sichtlich Lohnende. Je kleiner die Zahl der Zwecke, je größer ihre Zugkraft. Man ist tolerant, man hat sich gewöhnt, die verschiedensten Anschauungen zu hörert, eine jede gewinnt Anhänger, von der Wasserkur bis zum Taoismus, doch Einfluß gewinnt nur die, welche viele Anhänger findet. Die Oeffentliche Meinung bestimmt Alles. Die Vertreter der absoluten Werthe haben sich dem Wettbewerb zu fügen. Religiöse Anschauung bewirbt sich mit den gleichen Mitteln um die Billigung der Zeit wie eine neue Heilgymnastik. Ein Kunstwerk bewirbt sich um Stimmen. Was ins Leben treten will, bedarf der Popularität, ohne Reden giebt es kein Schaffen. Wie zur spätem Griechenzeit ist Rhetorik und Dialektik die stärkste der Künste.

Da aber eine stille und offene Erbitterung der Handarbeit gegen die Geistesarbeit herrscht, muß diese sich mit einem Anstrich handfester Biederkeit versehen; wenn zwei Oberlehrer sich um den Posten des Gymnasialdirektors streiten, weist jeder nach, daß er der robustere Handwerker ist.

Zahlen entscheiden das Meiste. Reklame und Propaganda, die aus den sozialisirten Gewerben verschwunden sind, dienen dem Wettbewerb um persönliche und ideelle Dinge: Wahlen, Theater, Heilmethoden, Aberglauben, Kunstwerke, Aemter, Lehrstühle, Kirchen.

Di? Kunst hat zum dritten Mal den Herren gewechselt; nach dem Fürsten, dem Maecen, dem bürgerlichen Markt dient sie jetzt ausschließlich der Gemeinde und der Ausfuhr. Ob auf dem Wege der Gildenvertretung, der Ausschreibung, der Protektion oder der Beliebtheit: sie muß Anhänger werben, durch Erklärungen, Reden, Fürsprachen, und darf nicht mehr stolz auf sich beruhen. Sie muß sich darauf einrichten, im Wettbewerb des Vergleichs die Mehrheit auf ihre Seite zu ziehen, und Dies wird ihr am Besten gelingen durch die Sensation des Gegenstandes. Sie wird sich, wie alles übrige Geistesleben, auf den Gang der Tagesereignisse einzustellen haben.

Am Ausfall mehrerer Geschlechter der Handfertigkeit und Ueberlicferung hat sie zu leiden, wie alle Technik, Forschung,

Gelehrsamkeit und Gewerbsübung; doch mit diesem Niedergang
hat sich auch Anspruch und Urtheil gesenkt, Qualität wird durch
Aktualität ersetzt.
Gewisse Reaktionen der praktischen Erfahrung bleiben nicht
aus; der niemals ruhende Vergleich mit der Vergangenheit
und dem Auslande zeigt den Werth einer voraussetzunglosen,
nicht unmittelbaren Zielen dienenden Bildung, Wissenschaft
und Kunst; man trifft unüberzeugte Maßnahmen, um Der-
gleichen, etwa in der Form Freier Akademien, zurückzugewin-
nen; doch die Atmosphäre ist solchen Versuchen nicht günstig
und es bleibt bei künstlichen und sterilen Züchtungen.
Die allgemeine Stimmung ist die eines aufgeregten, rede-
gewandten, von Aktualität und praktisch-rechnerischer Neigung
erfüllten Geschlechtes, das lieber diskutirt als »arbeitet, sich!
nicht imponiren läßt, den Erfolg schätzt, das Ausland beob-
achtet, sich von kümmerlichem Leben in der Oeffentlichkeit ent-
lastet, das Geistige werthet, so weit es sich in Praxis umsetzt,
starker gemeinschaftlicher Vergnügungen bedarf und sich leiden-
schaftlich gegen alle Superiorität wehrt. Durch ständige Ab-
wanderung der Elemente, die sich dieser Stimmung zu ent-
ziehen wünschen, findet eine dauernde Zuchtwahl statt, die
olitische Wehrlosigkeit der Uebergangszeit bekräftigt zer-
setzende Tendenzen, die vom Ausland her wirken. In gleicher
Richtung wirkt Absplitterung altdeutscher Landestheile. Abge-
sehen vom wechselnden Einfluß jener vier Schichten, die wir
betrachtet haben, wird die Lebensstimmung getragen von den
halbslawischen Unterschichten Mittel- und Nordostdeutschlands,
die den herrschenden Zustand herbeigeführt haben und be-
haupten, und von ihren Assimilanten.
An die Stelle der deutschen Kultur und Geistigkeit ist ein
Zustand getreten, dessen Vorgeschmack in Theilen Amerikas
und Osteuropas vorgebildet ist. Die vollsozialisirte Gesellschaft,
die jede Bevormundung durch Schichten gesonderter Ueber-
lieferung, Geistesrichtung und Gesinnung ablehnt, hat sich ihre
eigene Civiüsationform geschaffen.
Besonnene und urtheilsfähige Menschen, vor denen ich
Ausschnitte dieses Bildes ausbreitete, sagten mir: Das ist die
Hölle. Das ist vielleicht zu viel gesagt; denn die Menschen,
die jenes Zeitalter erleben, werden im langen Verlauf sich der
Lebensführung und Lebensstimmung, die sie selbst empor-
führen halfen, einigermaßen angepaßt haben.
Walt her Rathen au.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. - Verlag del
Zukunft in neriin. — Druck von paß 6 Garleb G.m.b.H. in Berlin

1 November Ifli!»
Nr. 5
Die Zukunft —
J)ie J>eitkit£
Grutzmachery Mutier ^$m♦ friedruhsfr 208
Schiffahrts-Aktien
Kolonialwwte, Städte- und Staatsanleihen, aasländiiche Kanons
E. CALMANN, HAMBURG
Mi"
Carlton-Hotel f *!*5tJf •=
Ocgenuber dem Haupt»
Das Vollendetsie eines modernen Hotels. □ bahnhof, linker Ausgang.
Ii»»»»»»»»»
«f 1 | • L J Haus ersten Ranges
jtotei jTiarientiatt **»■•»
w Vornehmer, ruhiger Aufenthalt
SBAE
III
HARMONIUTll
*
BESUN«"V»9«

(SeitörttndifJjand aller-
<£/)egaften uno6ie f* werden ,
Iaollen-
^ap/>bd.m.*.6S'Ris/lln)nfeii0ii
liefernAJjo/btf
Stuttgart 11
toftfdiech
fürHaus-Musi
jeder Art

1. November 1919
Neuenahrer
Sprudel für
Hauskuren
gegen Zucker, Gallensteine, Magen*, Darm* und
Blasenleiden, Leber* Nieren* und Halskrank*
heiten/ Überraschende u. glänzende Heilerfolge.
Kalt getrunken, angenehmes, erfrischendes und stärkendes
Tafelgetränk
für täglichen Gebrauch.
Rein natürliche Füllung
Erhältlich in allen Apotheken, Drogerien u.
Mineralwasserhandlungen, sonst bei der
Kurdirektion
Bad Neuenahr, Rheinland
in Körben mit 25, 30 und 50 Flaschen

eine profofdjufe in Briefen
t>on ör. 25roi>er Gf/riffianfen
25 OTarf
SrtDfn Srlef) Xorenburg urteilt Darüber: ,;£>ai
JBert fleht toie ein ragenber iMod in »eitern Slaeblanbe.
3Bai man lehren lann Dem i>er fiunfl bei (rcbrelbeni
(unt) ei ift Diel), ttMrb bern iernenben in jtt>ingenbcr
Sonn finnennabe gebracht :0er tScbriftflefler ijt Der«
blüfft, mit welcher (Sicherheit ber jicrfaffer bie (Sc»
fyeimniffe bei Fiftaffeni — bie ihm felbff mcitl nicht
bctDurit tourben — cnffcblciert. roie er ben Bieg jeigt,
Den ©rofjen bei beutfrben Crrhrirtfumi nachzuformen,
fte Dt'eflei tt jutteilen aui (Eigenem übertreffenD. Gebern,
Dornebmltcb aber Dem Jugenberjicber, BirD
aui Diefem 25ucb ein befruebtenber ^cgen rrerben;
Dem angebenben Srbrlftflelfer aber 1 ff
ei ein ungemeffener (Sehaf), bcmahrl ei
ihn boeb bor Dielen Sehlem unb führt ihn helläugig
:: :: unb 3ielilar über Den Tag hinaui." ::::
25ertd?f öfter 2Befen unt> 2Sege
* Öiefer ©cf/u(e 40 Pfennig *

®©®®®d
f5elfcn=»crlafl / 3iKf>en&adj=3at>en

1. NoTember 1919
Nr. 6
Die / d k n ii 11

1. November 1!M9
Nr. 5
Die Zukunft —
% inahme für Vorwetfen
Rennen zu
Horst-Emscher: 1., 2T. Nov.
Breslau-Süd: 2., 4* Nov.
Berlin-Karlsnorst: 3. Nov.
Trabrennen zu
Berlin-Mariendorf: 2., 6. Nov.
Annahme von Vo twetten für Berlin bei persönlich erteilten
Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmäßig angesetzten
Rennen. Für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis
63/< Uhr abends:
Schadowstrasse 8, parterre
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9
Eingang Innsbrucker Str. 58
Oranienburger Strasse 48/49
(au der Friedrichstrasse),
Friedrichstrasse 83
Schiffbauerdamm !9
(Kommission für Trabrennen)
Potsdamer Strasse 23a
Neukölln, Bergstr. 43
und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim
Leipziger Strasse 13a Königstrasse 31/33
Nollendorfplatz 7 Unter den Linden 14
Planufer 24 Moritzplatz
Tauentzienstrasse 12a Rosenthaler Strasse
Rathenower Strasse 3
Für briefliche und telegraphische Aufträge
Annähme b's 3 Stunden vor Beginn des ersten programmässig
angesetzten kennens
nur Schadowslr. S.
An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten in der
Scbaiow- und Oranienburger Str., am Kurfürstendamm und Bayrischen
Platz bis 7 Uhr abends angenommen. Alle anderen Stellen srh'itßi'u
die Annahme um 3U6 Uhr.

Berlin, den 8. November 1919
Skorpion und Schütze
Wie es kam*)
\VTeil Männer, die schwere Berufsarbeit in apolitisches,
*' antipolitisches Denken erziehen mußte, nicht von Staats»
kunst gebändigt wurden, ist zehn Jahre nach dem November»
stürm von 1908 Heereszerrüttung, Revolution und Repu»
blik geworden. Nach der ersten deutschen Niederlage an
der Marne, dem militärisch wichtigsten Ereigniß des Krieges,
war, in der fünften Feldzugswoche, Schlieffens Zweifronten»
plan zerfetzt; und den nicht von Mitschuld oder Ruhm*
sucht Geblendeten dämmerte die Erkenntniß, daß der Krieg
verloren sei, wenns nicht gelang, Englands Einfuhr, Füst»
ung, Heeresaufbau, die Gemeinschaft anglo«französischen
Handelns zu hindern. Schon die erste Antwort auf die Unter«
seefrage, aus der dann Verhängniß wurde, war von grauen»
derVerzweiflung eingegeben. Noch im November 1914 schlug
Admiral Von Pohl die Verkündung des Tauchbootkrieges
vor, der jedem nach Britanien und Irland fahrenden Schiff
den Untergang androhe. Dem Admiralstabschef widersprach
der Staatssekretär des Maiineamtes. Herr von Tirpitz wollte
sich in Blockade der Themse beschränken und schrieb: „Ich
habe Bedenken gegen die von Eurer Excellenz beabsichtigte
Methode der Kriegsführung. Der vorgeschlagene Untersee»
bootkrieg ohne Blockadeerklärung geht meines Erachtens
in seiner Wirkung auf die Neutralen sehr viel weiter als

*) S. „Zukunft" vom ersten November 1919.

eine regelrechte Blockade und ist deshalb politisch erheb*
lieh gefährlicher." (Die selben Bedenken wurden, als sie
aus den neutralen Ländern kamen, ein Gedüftel frevler Par*
teilichkeit gescholten.) Einig waren beide Admirale in der
Meinung, Deutschlands Blockaderecht fei „formal" eben so
fest begründet wie Englands; wer nicht an Wort und Form
klebt, muß, heute wenigstens, zugeben, daß die britische Ver*
kündung eines „Kriegsgebietes" („in effect a blockade adap*
ted to the conditions of modern warfare and commerce")
das entscheidende Merkmal „effektiver Blockade", die ernste
Gefährdung jedes in die Vehmzone gelangenden Schiffes*
zeigte und daß die Unterseeblockade nie in ähnlichem Sinn
„effektiv" werden konnte, also den Widerspruch der Neu«
tralen herausfordern mußte. Dennoch stimmten im Januar 15
Kanzler, Generalstab, Auswärtiges Amt dem Vorschlag Pohls
zu. Unter welchen Umständen die Zustimmung des Kaisers
erwirkt wurde, lehrt ein Brief des Admirals Von Müller (des
vielgeschmähten „potsdamer Rasputin"), der das Kaiserliche
Marinekabinet leitete. „Ich habe, eben so wie derStaatssekre*
tär, die Art der Inszenirung des Uboothandelskrieges nicht
gebilligt. Pohl hat die Zustimmung des noch sehr fachunkun*
digen Reichskanzlers gefunden und hat dann den Kaiser am
vierten Februar auf der Bootfahrt durch den wilhelmshavener
Hafen nach dem .Seydlitz' mit der verabredeten Fassung der
Bekanntmachung überrumpelt. Pohl wollte durchaus die
Veröffentlichung unter seinem Namen losschießen; und da
war allerdings der vierte Februar der äußerste Zeitpunkt:
denn an diesem Tag hatte er das Kommando der Hochsee*
Streitkräfte schon übernommen und war damals, streng genom*
men, nicht mehrChef desAdmiralstabes."Schlimm fing es an;
doch Schlimmeres naht sich noch. Am zwölften Februar, sechs
Tage vor dem angesagten Beginn des Unterseekrieges, kam
der erste Protest aus Amerika. Der Allerhöchste Kriegsherr
des Deutschen Reiches befahl die Vertagung des submarinen
Kampfes und ließ die Marinehäupter fragen, ob verbürgt wer*
den könne, daß sechs Wochen nach dem Beginn des Handels»
krieges England „einlenken" müsse. „Auf eine dumme Frage
gehört eine dummeAnt wort": sprach Herr von Capelle.Die Ad*

miraleTirpitz und Bachmann (Pohls Nachfolger) „gewannen
die Ueberzeugung.man wolle uns zu einer verneinenden Ant*
wort zwingen und dann den Rückzug vor Amerika ausschließ'
lieh durch unser Votum rechtfertigen." (Welches Vertrauen
diese Gestalter deutschen Schicksals zu einander und zu
dem von Gottes Gnade Erleuchteten hegten: immer wieder
ists lieblich zu schauen.) Die Antwort auf die Depesche
aus dem Marinekabinet lautete: „Staatssekretär und Admi«
ralstabschef sind überzeugt, daß England sechs Wochen nach
Beginn des neuen Handelskrieges einlenken wird, wenn es
gelingt, von Anfang an alle für diese Kriegsführung ver*
wendbaren Machtmittel energisch einzusetzen." Das aber
war nicht mehr möglich, seit die Antwort an Amerika die
Schonung neutraler Schiffe zugesagt hatte. „Wir ließen die
Kriegsgebietserklärung bestehen, behielten also die Amerika
verstimmende Schale des Ubootkrieges bei, um der Oeffent*
liehen Meinung Deutschlands den Anschein von Haltung
zu zeigen; höhlten aber durch die auf Veranlassung der
politischen Leitung geänderten Befehle an die Ubootkom«
mandanten den militärischen Kern heraus; handelten also
stark mit dem Wort und schüchtern mit der That. Die
Kriegsführung der Uboote war jetzt, gemäß Bachmanns Vor*
hersage, wirkunglos für den Endsieg des deutschen Volkes,
bot aber noch Stoff genug für Zwischenfälle und Verärge»
rung mit Amerika." (Tirpitz.) Die Admirale, die überzeugt
waren, daß Dummheit und Feigheit die Führung des gefähr«
lichsten Krieges aller Menschengeschichte lähme, blieben, den*
noch, in Amt undMitschuld. Nach der Versenkung der „Lusi*
tania" (am siebenten Mai) befahl der Kaiser, nicht nur neutrale
Schiffe, sondern auch englische Passagierdampfer zu schonen.
Das war selbst den Geduldigen zu arg. Der Kanzler, sagt Herr
von Tirpitz, „hatte nicht die Entschlußkraft, den U bootkrieg
ganz aufzugeben, aber er wollte ihn doch scheinbar führen,
um der deutschen Oeffentlichen Meinung gegenüber das Ge*
sieht zu wahren. Sowohl Admiral Bachmann wie ich reich*
ten wegen des Geschäftsverfahrens des Kanzlers unseren Ab*
schied ein, der aber, und zwar bei mir in ungnädigster Form,
abgelehnt wurde. Wir führten den Ubootkrieg nach einer

Methode weiter, bei der er nicht leben und nicht sterben
konnte." Im August, nach der Versenkung des „Arabic",
war wieder Tirpitz»Krisis, deren Lösung dem freundlichen
Zuspruch Ballins gelang. Nach dem Kabinetsbefehl, der die
Tauchbootkommandanten in behutsamste Vorsicht verpflich«
iet, erbittet der Flottenchef Entlassung; Antwort: „Seine Ma*
jestät verbittet sich Einsprüche gegen Allerhöchste Befehle."
Im September verzeichnet der Stabschef des Flottenbefehls«
habers „praktisch gänzliches Aufhören jeder Ubootverwend*
ung". Admiral Von Holtzendorff hat Bachmann abgelöst; er
und der Generalstabschef Von Falkenhayn sind für unge*
hemmten Tauchbootkrieg, der im Frühjahr beginnen soll.
Am siebenzehnten März scheidet Herr von Tirpitz aus dem
Amt. Am Vierundzwanzigsten wird der französische Dampfer
„Sussex" torpedirt. Die berliner Ableugnung (in einer üb*
len Note des Auswärtigen Amtes) wird von Washington aus
bündig widerlegt und daran die Drohung geknüpft, Arne»
rika werde die diplomatischen Beziehungen zum Deutschen
Reich lösen, wenn dessen Regirung nicht auf Unterseekriegs»
führung nach der bisher angewandten Methode verzichte.
Zwei Tage nach dem Eingang der Note schrieb ich an
den Kanzler (der mich zu Aussprache gebeten hatte):
Grunewald, 22. 4:. 16.
„Eure Excellenz!
Wir spielen das Spiel unserer Feinde, wenn wir nicht,
ohne jede Säumniß, ohne jeden Hinterhalt, Das thun, was
frivole oder seichte Gesellen .Nachgeben' nennen.
Was wünscht der Feind? Daß wir in Bruch mit Amerika
gerathen. (Der mit den U. S. A. würde automatisch den
mit den Südstaaten bewirken.) Was würde ihn maßlos ent*
täuschen, in Resignation zwingen? Wenn wir rasch unver*
rückbare Verständigungbasen mit Amerika fänden.
England hat die Weizenausfuhr beendet; hat offenbar
die besten Sorten ,drin': denn der Preis ist in der letzten
Woche um dreißig Points gefallen. Englands Ernährung ist
gesichert: Das müssen wir, als Rechner, die nicht Hasard*
spieler sind, annehmen. Woher soll noch radikale U»Wirk*
ung kommen? England schiebt die letzte Entscheidung in

der Wehrpflichtfrage auf: weil es hofft, die Antwort werde
dadurch ihm erleichtert werden, daß die Vereinigten Staaten
eine Million Mann aufstellen. Spielen wir Englands Spiel?
Und darf auch nur für eine Sekunde gefragt werden, ob
es wichtiger sei, das Gesicht zu wahren, das Phantom einer
,Ehre' zu retten, die zum Wappenschild im Leichenzug des
deutschen Volkes werden könnte, oder die Zukunft von
siebenzig Millionen deutscher Menschen zu verbürgen?
. ..Man hat Eurer Excellenz den Ruf gemacht, Politik allzu
gern zu ethisiren. Deutschlands Geschichte und Genius wird
Eurer Excellenz danken, wenn jetzt, was Schwäche sein
sollte, Ihre Riesenstärke wird.. . In diesem Fall gehört Muth,
gehört Größe nur zu dem Entschluß, rasch, gegen künst*
lieh geschaffene aura popularis, das Nothwendige, das nicht
Schimmernde, das dem Mob der Politik erst spät Einleuch«
tende zu thun. Die Entscheidung kann nicht schnell genug
fallen. Der Gestus, der sie bringt, nicht groß, vornehm,
kühn genug sein. Keine Rückfragen, kein Hin» und Her*
zerren. Das, Alles, würde nur den Eindruck vertiefen, daß
wir unter Druck nachgeben. Kein Haften an Details, kein
Bestreiten der Angaben, sondern, in einer kurzen, wahr»
haftig großen Antwort die Unterstellung, das Angeführte
sei wahr und unser Standpunkt zu hoch, als daß wir uns.
jetzt noch in Einzelprüfung herabließen.
Der U*Krieg kann nichts Entscheidendes in absehbarer
Zeit erreichen. Der Bruch bedeutet mindestens Verlängere
ung des Krieges bis tief ins Jahr 1917. Einigen wir uns-
jetzt ganz schnell, ganz groß und wahrhaftig, dann flammt
sofort der Zwist Amerikas und aller kleinen Neutralen gegen
England auf, das nachgeben muß. Wir bekommen wieder
Lebensmittel durch die Sperrlücken und können bis in die
Ernte vegetiren. Aber Versprechungen in Sachen England
kann Wilson nicht geben. Sie auch nur zu fordern, wäre
unser nicht würdig. Die gute Wirkung ist unzweifelhaft ohne
Erwähnung unserer Wünsche sicherer als je zuvor. Der
Kanzler kann auf alle selbstlos klugen Politiker in dieser
Sache zählen.
.In dieser Verhängnißstunde beschwöre ich Eure Excel»

lenz, nicht kleiner zu sein als Ihr Schicksal. Nicht bei Halb*
heit und mesquinem Fragespiel sich aufhalten zu lassen. Aus
dem Herzen meines Herzens ruft meine Ueberzeugung:
Räumen Sie, wie der tapferste Feldherr oft that, früh, kühn
und nobel die unhaltbare Position. Dann sind wir in vier*
zehn Tagen anständigem Frieden näher, als wir nach einem
triumphirenden Waffensieg sein können. Denn England
prüft dann erst, wenn dieser Trumpf ihm genommen ist,
seine Karten. Fängt dann erst an, Bilanz zu machen.
... Soll der alte Zwist zwischen militärischem und poli*
tischem Wollen, zwischen Schwert und Hirn, nach nie genug
zu beklagendem jetzt neues Unheil stiften? Darf das Schick»
sal von siebenzig Millionen deutscher Menschen dem un«
gestümen Willensdrang der kühnen jungen Herren über»
lassen werden, die auf Tauchbooten befehlen? . . . Siegt,
wie ich noch hoffen will, Vernunft, dann bietet die Ant»
wortnote an die Vereinigten Staaten die erwünschte Gele»
genheit, deutlich, ohne der Reichswürde das Allergeringste
zu vergeben, auszusprechen, daß wir entschlossen sind, bei
ungeschmälerter Wahrung der Souverainetätrechte nach dem
Friedensschluß internationale Vereinbarung über alle dazu
geeigneten Wehrfragen (der Land« und der Seewaffe) zu er»
streben. Findet diese Bereitschaft zu organisirtem Frieden
den der großen Sache würdigen (nicht kleinlich zaghaften)
Ausdruck, dann ist dem Schreckgespenst des Militarismus
ein Kopf abgehackt. Und das Volk von England, dem diese
Note nicht zu verheimlichen ist, wird danach erwägen, ob
Verständigung auf solcher Basis nicht fortwährender Ent«
kräftung seines Reichskörpers, sicherer Verwüstung Europas
und unsicherer Siegeshoffnung vorzuziehen ist.
Wir wären um ein Wegstreckchen vorwärts gekommen.
Entschließt gar unsere Heeresleitung sich zu schimmerloser,
unbrechbarer Defensivkriegsführung, von der allein (seit
der letzte gewaltige Vorstoß sein Ziel, die Ueberrumpelung,
Ueberrennung der Franzosen, und dessen Nachwirkung in
den Gemüthszustand nicht zu erreichen vermochte) noch
Heil zu hoffen ist, dann können wir, ohne Zersplitterung und
rasche Abnutzung unserer Wehrkraft, warten und dem Feind

zurufen: ,Da Du nicht Frieden willst, wirf uns aus dem
eroberten Gebiet!'
In vollkommener Hochschätzung bin ich
Eurer Excellenz ergeben
Harden."
Ehe die deutsche Antwortnote bekannt wurde, sagte
ich (am sechsten Mai) in der „Zukunft":
„Die Kühnheit des Kanzlers darf nicht der des Tauch«
bootskommandanten ähneln. Das Schicksal von siebenzig
Millionen Deutschen nicht in die Hand eines wagemuthigen
Tauchbootsführers gegeben sein; auch nicht eines als Staats»
mann vermummten. Solchen Fergen aber ersehnendem Reichs*
schiff die frechen Brüller, deren ungehemmtes Treiben dem
Vaterland nachgerade gefährlicher wird als alles Trachten des
tief in sein Land zurückgeschlagenen Feindes. Hätten diese
Pistols ihre Nase, statt sie mit dem Kanariensekt der Frau
Hurtig zu begießen, ins Buch der Geschichte gesenkt, dann
müßte ihr Schrei nach dem starken Mann in der Erinnerung
an den athenischen Großgerber Kleon ersticken. Der war
auf Prahlhansenart, nach Maulheldenmeinung stark. Der schalt
den weisen Perikles, weil er vor dem Wagniß jede mögliche
Folge wog, einen schlappen Philosophen und verdächtigte,
als Haupt der Sykophantensippe, alle unabhängig das Volks»
wohl, nicht die nährende Volksgunst Erstrebenden dem Staats»
gericht. Angeberei und Einschüchterung hielten ihm unbe»
queme Redner und Schreiber vom Hals; raubten den Athenern
ihr höchstes Gut, das freie Wort, und mehrten dem Geld»
gierigen das Vermögen. .Annektiren und evakuiren': war
schon Kleons Losung. Der ganze Peloponnes wird unter»
worfen; aus Arkadien Tribut erpreßt. Höret ihn gegen My»
tilene und Sparta wettern! Nur Schrecken bändigt die Insel»
bewohner; nur schlappe Kerle können den Athenern von
unbarmherzig grausamer Kriegführung abrathen. Diodotos
mahnt Euch, dem politischen Zwist, der nicht als ein Rechts«
handel abzuthun sei, Haß und Rachsucht fern zu halten und,
ungeblendet von Leidenschaft, nur das Heil, die Zukunft
des Staates zu bedenken? Das alte Geflenn der Flaumacher,
die von Großmuth und Menschenliebe faseln, wo nur von

mitleidloser Anwendung jeder erlangbaren Waffe die Rettung
aus Lebensgefahr zu hoffen ist. Kleon kommt an das Ziel
seines Wollens. Die Gesandten reisen ab: und die wür»
digem Friedensschluß,der die feindlicheGenossenschaft lösen
konnte, günstigste Stunde ist versäumt. Weil die Stimme
staatsmännischer Besonnenheit überheult, das wichtigste
Staatsgeschäft vomLeichtsinn desrohen, unwissenden Massen»
umschmeichlers verlüdert worden ist. Glaubt der von Ge»
dächtniß pünktlich Bediente nicht, unsere Kleons, die blonden
und den schwarzen, leibhaft vor sich zu sehen?"
Mit grimmem Geheul tobt ihr Zorn um des Reiches
Mauern. Der Amoklauf in den Abgrund hat begonnen. Der
sonst bedächtig tapfere Herr von Heydebrand sogar pfaucht
den Präsidenten Wilson, der auch diesmal doch nur der Aus«
SprecherOeffentlicherMeinnng ist, wüthend an; schilt ihn „in»
solent", einen anmaßend „Scheinheiligen" und zetert: „Wir
sehen den endlichen Sieg winken (im Mai 16), sollten auf
ihn aber freiwillig verzichten und die beste, wirksamste Waffe
gegen unseren Totfeind England aus der Hand legen, weil
Das den politischen und geschäftlichen Interessen der Arne5
rikaner so paßt! Also dahin sind wir glücklich gekommen!"
Der Qualm färbt die deutsche Antwortnote, die am vierten
Mai abgeht. Im Heft vom dreizehnten wird darüber gesagt:
„Triumphsucht ruft: .Wenn wir jedes erreichbare Schiff,
ohne seiner Herkunft, seinem Ziel und Zweck (Fracht oder
Passage) nachzufragen, torpediren und, aus Grundsatz, den
Fahrgästen und der Mannschaft Rettung, 'auch, wo sie be»
quem wäre, versagen, ist schnelle Verödung der Zone, die
wir Kriegsgebiet heißen, wahrscheinlich. Der höchste Sold
wird für eine Fahrt in fast sicheren Tod nicht Seeleute heuern.
Ueber drei Monate hinaus langt Englands Nährmittelvor»
rath kaum; fangen wir im Februar, noch vor der Weizen*
einfuhr, mit ganzer Arbeit, ohne Gewissensschwindel, an: im
Hochsommer winselt Großbritanien um Gnade. Spätestens;
Salpeter, Mangan, Kupfer, Nickel, Baumwolle, Gummi, Leder
kann ihm schon früher ausgehen oder, von der Luft aus, in
den Docks vernichtet werden. Menschheit und Menschlich*
keit sind Begriffe, mit denen nur der Schwächling noch seine

Traumpaläste möblirt; nehmen wir sie in unser Zeughaus
auf, dann wird daraus nichts Rechtes. Ich wende die Waffe
an, die ich habe, und bürge, so lange kein Unbefugter mir
dreinreden darf, für den Erfolg. Jeder Schiffsbauch von Tor*
pedos oder Minen geschlitzt, nie Mann noch Maus gerettet,
Luftbomben, wie Hagelwetter, auf Städte und Dörfer, Bei»
gier, Nordfranzosen, Russen, Serben durch Hunger zu Fleh»
rufen an ihre Regirungen gekirrt: so wird Friede.' Wird
vielleicht Eintagstriumph; demAechtung, Scheidung aus dem
Menschheitkreis, Verzwergung auf ödem Strand, hinter Haß»
riffen, folgenmüßte. WerMenschlichkeit zu den überwundenen
Begriffen warf, sinkt in Thierheit. Wer im zwanzigsten Jahr*
hundert nach dem Christus sich in Kriegsformen entschlössei
deren Hammurabis und Agamemnons Heere sich geschämt
hätten, dürfte nicht staunen, wenn wider ihn der kleine Ring
menschlichen Gemeinsinnes sich in Eisenstachel aufsträubte.
Und wäre auch nur kurz befristeter Triumph ihm gewiß?
Durch die Kanalluke, die von deutscher Hand nicht zu
schließen ist, könnte England des Lebens Nothdurft erlangen;
und auf Behagen spendenden Ueberfluß so willig wie wir
verzichten. Leichter: denn es wüßte, daß ihm bald neue
Helfer erstünden. Wirksamer, also gewissenloser Untersee*
krieg riefe die Vereinigten Staaten an die Seite unserer Feinde-
Wir verlören die in Amerikas Häfen liegenden Schiffe und die
Möglichkeit, von der Funkenstation Sayville aus Nachricht,
die uns als wahr gilt, über Mittel* und Südamerika hin zu säen.
Wie lange würde es danach dauern, bis die Südrepubliken,
deren Herz für die Lateinersache schlägt, sich der Nordvor*
macht ihres Erdtheiles anschlössen? Kein Europäerstaat dürfte
noch auf Ueberseezufuhr rechnen; keiner drum Ausfuhr er*
lauben, durch die ihm selbst das Nahen des Nothstandes
beschleunigt würde. Mit zwei oder drei Genossen stünden
wir bald im Kampf gegen zwei Welten. Das hat der Poli*
tiker erkannt. Nur, leider, nicht früh genug; erst, als die
Machtfehde zwischen militärischem und politischem Wollen,
zwischen Schwert und Hirn, nach altem neues Unheil ge*
stiftet hatte. Deshalb war noch ein Jahr nach dem (nicht
nur von Ewig»Blinden bejauchzten) Untergang der ‚Lusi*

tania* von Schrecken und Angst Nutzbares nicht erreicht.
Und die Note vom vierten Mai nöthig.
Wozu sie durchleuchten? Jeder Sachverstand erschaudert
vor ihren Fehlern. Eine von internationaler Pflicht geforderte
Schrift kann niemals gelingen, wenn zwei Drittel des Rumpfes
Zwecken innerer Politik in Dienstbarkeit zugekrümmt wer»
den. Ton« und Machart recken sich nicht um eines Nagel»
randes Breite über die erste Sussex>Note: und so ist Alles ge»
sagt. Besonders unerfreulich die Wehklage über die .Hunger»
quälen vieler Millionen von Frauen und Kindern*. Daß der
Feind uns im Kriegsfall die Seezufuhr sperren werde, hat
schon Caprivi, 1893,als unvermeidliche Folge harten Kampfes
erwähnt und damit die Forderung großer Kreuzer begrün*
det, die den Weg in unsere Häfen vor Verschluß schützen
sollten. Ohne irgendeinen Anflug von Sentimentalität sprach
Bismarck darüber. .Droht Hungersnoth, dann können wir
Kartoffeln essen, statt Branntwein daraus zu machen. Der
Uebergang von Rüben« zu Getreidebau würde aber erst mög«
lieh, wenn der Krieg zwei Jahre dauerte. Das braucht Graf
Caprivi, der keinen Ar und keinen Halm besitzt, nicht zu
wissen; aber es würde Uns beruhigen, wenn wir einen Kanz»
ler hätten, ders wüßte.' Da Bismarck meinte, schon eine
franko»russische Seesperre werde unbrechbar sein, und we»
der an mehrjährigen Krieg noch gar an einen gegen Eng«
land zu führenden dachte, empfahl er, den Brotgetreidebau so
zu fördern, daß Deutschland ohne ernste Sorge das Stocken
der Zufuhr ertragen könne. In Marinevorlagen und Agrar*
Programmen der seitdem verstrichenen dreiundzwanzig Jahre
hat der Hinweis auf die Hungersgefahr oft und wirksam
um Kriegsschiffe und Schutzzölle geworben; ist niemals aber
gesagt worden, erst nach Völkerrechtsbruch könne diese Ge«
fahr uns dräuen. Was nur im Inland, von dem im Schatten
wohnenden Volkstheil, geglaubt wird, taugt nicht in Noten,
die das ganze Erdrund mißtrauisch durchhechelt. Die Rüge,
den britischen Aushungerungplan nicht vereitelt zu haben,
dürfte Präsident Wilson mit der Antwort abwehren, er habe
hundertmal ja aus Deutschland, von der höchsten Amts«
warte, gehört, daß dieser Plan schließlich scheitern müsse.

Doch beträchtlicher als der Inhalt der Note ist der allen
Tauchbootführern verkündete Befehl zu Rückkehr in dieFor»
men des Kreuzerkrieges. Damit ist die Hauptforderung der
Vereinigten Staaten zugestanden und, trotz den unwirschen
und wehleidigen Sätzen, dem Bruch einstweilen vorgebeugt.
Was Entscheidung verzögert, was peinigt, ohne nach
Menschenermessen Vernichtung vorzubereiten, ist immer (und
glitzert es noch so hell) gefährlich. Wäre unsere Stellung
ungünstiger, wenn Politik vom ersten Tag an dem Tauch»
bootkrieg nur die Zerstörung feindlicher Streitkräfte als Ziel
gesetzt hätte? Haben wir Vortheil davon, daß ein paar Hun»
dert Briten und Neutrale ertranken? Wiegt die (unbequeme,
nicht unerträgliche) Verengung des englischen Frachtraumes
den Schaden auf, den der versteckte Kampf gegen Unbe»
wehrte uns im Welturtheil schuf? Still denke Jeder den drei
Fragen nach. Der allgemeine Mißmuth über die berliner
Mainote und deren Folgen ist nutzlos. Wir müssen vor»
wärts. Aus Triumphsucht in Vernunft; aus Militarismus in
Politik. Sonst senkt das Unwägbare den Feinden die Schale.
Weiset ein Ziel, das die unbefangene Menschheit freudig er»
sehnen darf! Entschnüret Euch dem Wahn, ringsum regire,
überall, krämernde Habgier den Willen. Nur mit erblindeter
Seele leben Menschen und Völker von Brot allein. Und
keines anderen Eroberers Werk währt als des Gedankens."
Auch Herrn von Tirpitz, nach dessen Entlassung ein
Hagel von Huldigungdepeschen und Anträgen niedergepras«
seit war, gefiel, natürlich, die berliner Note vom vierten Mai
nicht; trotzdem sie den Thürspalt offen ließ, durch den der
„rücksichtlose" Tauchbootkrieg wieder einschlüpfen konnte.
Er nennt Wilsons Beschwerde ..die Niederboxungnote",
überredet sich in den Irrglauben, der Präsident habe wider
den Willen des Kongresses gehandelt, verzeichnet unwirsch
die Thatsache, daß der Kaiser, gegen den Freispruch des
flandrischen Marinecorpskommandanten, den Torpedirer des
„Sussex" strafte, und sagt: „Die Note war ein entscheiden*
der Wendepunkt des Krieges, der Beginn unserer Kapitu»
lation. Alle Welt sah, daß wir vor Amerika niederbrachen.
Seit dieser Entscheidung ging es mit uns rückwärts. Indem

das deutsche Volk das Gnadengeschenk des Ubootkrieges, das ihm als letzte Chance in den Schoß gefallen war, ver* schmähte, entschied es nicht nur seinen eigenen Austritt aus der Reihe der Weltvölker, sondern verstärkte auch den Willen Englands, bis zur völligen Vernichtung des deutschen Volkes durchzuhalten."Daß mit diesem „Vernichtungwillen'1 (der, seit er, vom September 1918 an, sich dem Ziel nähern konnte, niemals spürbar wurde: weil eben nur durch Nar» rentraum der Wahn von Vernichtung eines großen, fruchte baren Volkes spukt) irgendeine „Verständigung" unmöglich sei, hat der Admiral hundertmal behauptet; auch selbst aus» gesprochen, daß Amerika unter allen Umständen versucht hätte, „eine absolute Niederlage Englands abzuwenden". Er glaubt aber, daß die Vereinigten Staaten mit ihrer Rüstung zuUeberseekriegviel zu spät fertig geworden wären, um ihren Schützling retten zu können. Unser Erlebniß widerlegt diesen Glauben. Beharren wir, hatte Graf Bernstorff stets berichtet, auf schrankenlosem Unterseekrieg, dann ist Amerikas bewaffneter Eingriff sicher. Noch will es peacemaker werden; will sein Präsident sich ins Weltrichteramt heben. Doch in Deutsch* land währt die patriotische Wühlarbeit fort. Die Denkschrift eines in den Admiralstab berufenen sehr tüchtigen Bank* mannes „beweist", daß Britanien der Unterseewaffe nicht lange widerstehen könne. Wer die Zahl der berliner Straßen» bahnwagen, ihren Fahrplan und die Höchstziffer zuzulassen» der Fahrgäste kannte, hätte noch 1915 „bewiesen", daß die Zahl der heute in je'einem Wagen Beförderten unerreich* bar sei. Unser bester Kenner englischen Seehandels und aller Frachtraumfragen, Ballin, wurde nicht zu Rath gezogen; seit er würdige Verständigung mit Asquith Grey empfohlen hatte (und von der darob empörten höchsten Frau des Reiches, wie Millöckers Oberst von der wüthenden Gräfin Nowalska, mit dem Fächer bedroht worden war), galt er, der doch gewiß wünschen mußte, alsMitsieger, nicht als Ueberwundener, die Verhandlung mitCunard und White Star wiederaufzunehmen und den Hauptsitz seiner Rhederei aus dem Elbwinkel nach Antwerpen zu verlegen, als zum Troß „unzuverlässiger Flau^ macher" gehörig. Er sagte, freilich, voraus, daß England ira

Nothfall die Einfuhr in Unentbehrliches, das durch Geleit»
schiffe (convoi) immer gegen Torpedos zu sichern sei, ein»
schränken, im engsten Drang Abwehrmittel finden, auf seinen
und Amerikas Werften, alten und neuen, rasch sich neue
Tonnage schaffen, die Lebensgefahr überstehen, an dem Ge»
fährder unerbittlich sühnen werde; und bejahte rund meine
zwei Fragen: ob nicht auch er, der in London fast Heimische,
überzeugt sei, daß diese Gefahr, weil sie Amerikas Eintritt in
den Krieg erkaufe, von den Briten gern ertragen werde und
daß Deutschland jede Tonne der täglich gemeldeten „reichen
Ubootbeute" in der Abrechnungstunde bezahlen müsse. Statt
auf diesen Kundigen, dem die Sorge ums Vaterland dieNacht»
ruhe raubte und, als Verführerin zu Schlafmittelhäufung, die
Gesundheit zerstörte, zu hören, lauschte man Professoren und
Wanderrednern, deren Zahlengarben das ächzende Albion
erstickten und deren Mundfeuerwerk den Kanzler, der „das
sicherste Kriegsmittel nicht anzuwenden wage", mit Brand»
zündern umspritzte. Diesem Erzsünder entriegelten sie die
Pforte zur Volksgunst selbst nach dem Hochsommertag nicht,
da er mühsam, im Bund mit der Kaiserin, die Entlassung Fal»
kenhayns, die Berufung der Generale Ludendorff und Hin«
denburg in das Amt Oberster Heeresleitung durchgesetzt
hatte. Die merkte, als sie die Westfront, nach Petains Sieg
vor Verdun, abgetastet und gründlich kennen gelernt hatte,
bald, daß ihr nur noch eines Abwehrkrieges Führung anver»
traut worden sei; entwöhnte sich, trotz glitzernden Einzel*
erfolgen, nicht lange danach sogar der Hoffnung, in dieser
Kriegsform sich auf die Dauer standhaft zu behaupten, und
tauchte, auch sie, in den Glauben an die allheilende Kraft un*
gehemmten Unterseeangriffes. Ehe dieser Glaube enttäuscht
oder das Wunder, sein liebstes Kind, gezeugt haben konnte,
lächelte den neuen Männern, noch einmal, das Glück. Bei Tan*
nenberg hatte es die wüsten Züge Rennenkampfs und des rus*
sischen Offiziers getragen, der in Rominten oft Wilhelms Gast
gewesen war und im ersten Kriegswinter als Verräther erschos»
sen wurde. Jetzt trug es dieZüge eines slawischen Israeliten, des
Herrn Helphant*Parvus, der seitdem ein Magnus und Crassus
geworden und auf deutscher Erde in den weitverzweigtenWip*

fei der Regirermacht geklettert ist. Der schlug vor, das danto»
neske Wesen der russischen Revolution, von der, unter Milju»
kowund Kerenskij, wuchtigere Kriegsführung als von der mor*
sehen Zarenregirung zu fürchten war, durch die Einschlepp«
ung eines „Fermentes der Dekomposition" ins Pazifistisch«
Proletarische umzuwandeln: seinem Freunde Trotzkij (neben
dem er im Kerker gesessen hatte), dem Genossen Lenin und an«
deren verbannten Rebellen den von den Westmächten ihnen ge«
sperrten Weg nach Rußland zu öffnen. Die Oberste Heeres«
leitung stimmte zu. Jetzt sagt General Ludendorff: „Durch
die Entsendung Lenins hatte unsere Regirung eine beson«
dere Verantwortung auf sich genommen. Militärisch war die
Reise gerechtfertigt; Rußland mußte fallen. Unsere Regirung
aber hatte darauf zu achten, daß nicht auch wir fielen." Be»
quem. Doch schwemmen solche Sätzchen, in denen kein
Ahnen von der ungeheuren Bedeutung des Entschlusses pocht,
nicht die Thatsache aus der Weltgeschichte, daß mit dem
Willen, auf den Wunsch der deutschen Heeresleitung der
Bolschewismus in plombirten Wagons durch deutsches Ge»
biet nach Rußland gebracht worden ist. Am siebenten No»
vember 1917 hat er gesiegt; und noch ist kein Versuch, mit
Schwert und Vehmspruch ihn auszujäten, gelungen.

Bolschewismus

Zwei Aufrufe lehren, wie er selbst sich sieht.

I. »Am siebenten November jährt sich die Sowjetherrschaft im
revolutionären Rußland zum zweiten Mal, feiern wir zum zweiten
Mal die Befreiung des russischen Arbeiters und der ärmsten Bauer-
schaft von Jahrhunderte langer Sklaverei, die Erlösung einer von
Minderheit gewaltsam unterdrückten Mehrheit. Und dieser große
Tag ist zum Symbol der Befreiung der Unterdrückten der ganzen
Welt geworden. Daß in Rußland die ganze Macht in die Hände
der Räthe der von Arbeitern, Soldaten und Bauern Abgeordneten
überging, war ein großes Ereigniß. Seine Größe liegt nicht nur
in der eigentlichen Entstehung der Räthe, sondern in ihrer pro-
phetischen Bedeutung für den künftigen Aufbau der Oesellschaft
auf dem ganzen Erdball. Den Räthen gehört die Zukunft. Das
sieht jeder klar blickende, logisch denkende Mensch; daß es nicht
Alle verstehen können oder wollen, wundert uns nicht. Denn es
gab ja Leute, die nicht einmal an den Ausbruch der Revolution

in Rußland, Oesterreich, Deutschland und Ungarn glaubten. Jetzt,
da nach dem Aufstand und dem Sieg des russischen Arbeiters
schnell die arbeitenden Massen der ganzen Welt zu erwachen be-
gannen, da in einzelnen Ländern sogar blutiger Umsturz wurde,
jetzt sehen wir, daß der Räthegedanke an die erste Stelle getreten
ist. Auf der ganzen Erde erklingt wohl keine Sprache, in der
man nicht dieses symbolische, neue Wort mit seiner neuen Be-
deutung ausspricht. Die Entstehung der Räthe in Rußland be-
zeichnet also den Beginn einer neuen Aera auf Erden. Hier ist
zwischen Vergangenheit und Zukunft der Menschheit ein Mark-
stein; hier beginnt ein neues Leben in Freiheit. Und dieser Mark-
stein in der Zeitrechnung der Völker wurde am siebenten November
1917 aufgestellt, am Tag der großen proletarischen Revolution, die
alle Grundfesten der zarischen Herrschaft in Rußland stürzte und die
neuen Organe der Herrschaft schuf: die Sowjets. Deren Ziel ist, der
Ungleichheit in der Gütervertheilung das Ende zu bereiten. Und im
Bewußtsein der historischen Bedeutung des Räthegedankens wol-
len wir auch des großen Tages nicht vergessen, der ihn gebar: des
siebenundzwanzigsten Oktober 1905. Damals, in den finstersten
Tagen des russischen Zarismus und des beutesüchtigen Krieges ge-
gen Japan, der die ganze Untauglichkeit der Staatsmaschine ent-
hüllt hatte, öffneten breite Massen des russischen Volkes zum ersten
Mal die Augen und erkannten die Lüge, die seit Jahrhunderten
herrschte. Das Volk erwachte. Mit entblößter, starker Brust stand
es auf gegen die Unterdrücker, die den Kopf verloren hatten.
Bald hier, bald dort flammten Theilstrikes der Arbeiterschaft auf
und im Oktober 1905 vereinten sie sich zum Generalstrike. Unter
dessen Einwirkung entstand in Petersburg ein Rath der Arbeiter-
Abgeordneten, der erste Sowjet. Schon vom Tag seiner Geburt
an trat er auf den ihm gebührenden Platz in der Geschichte der
Arbeiterbewegung. Er begann den revolutionären Kampf mit voller
Wucht und wurde, trotz seiner anfangs ziemlich bescheidenen Auf-
gabe, sofort der Mittelpunkt des ganzen politischen Lebens. Seine-
Bedeutung und seine Autorität unter den Massen wuchsen mit
ungeahnter Schnelle und bald waren die Behörden genöthigt, mit
einer starken politischen Macht zu rechnen. Rasch mehrte sich in
dieser Zeit der Einfluß der Volksmassen in das Strombett russi-
scher Geschichte und deutlich war vorauszusehen, daß nahe Er-
eignisse ihre Färbung vom Willen dieser Massen erhalten würden.
Der erste Sowjet sah, als Leiter der Bewegung, daß die Revo-
lution erst begonnen hatte, daß noch zahllose Hindernisse aus
dem Weg zu räumen seien, und stand in stolzer Würde auf seinem

Posten, immer bereit, die Interessen Derer zu wahren, die ihn gewählt hatten. Der Krieg gegen Japan zeigte mit unwiderlegbarer Deutlichkeit die ganze Zerrüttung des alten Staatsapparates, des zaristischen Regimes. Im Licht dieser Erkenntniß wuchs die Bedeutung des Sowjet über Erwarten rasch. Auf ihn richteten sich nicht nur die Blicke aller Revolutionäre, sondern auch die Hoffnungen der entlegensten Provinzen. Die dadurch erschreckte Regirung fing zu fürchten an, der Sowjet könne die ganze Macht an sich reißen, und raffte sich, fast schon verzweifelnd, zu einem letzten Versuch auf. Am sechsundzwanzigsten November ließ sie den Vorsitzenden Cnristalow-Nossar, am dritten Dezember den ganzen Sowjet verhaften. Dieser erste Sowjet war von dem revolutionären Theil des russischen Proletariates geschaffen worden; war also zu Führung der Revolution berufen und vorbestimmt, der Keim proletarischer Regirung zu werden. Trotz der kurzen Dauer seines Lebens läßt er klar die in seinem Wesen enthaltene Tendenz erkennen, sich, wenn die Stunde der Revolution schlägt, in das Organ einer Regirungsgewalt der Arbeiterklasse zu verwandeln, die zur Ablösung der alten Minderheitgewalt vorschreitet. Rohe Gewalt hat ihn vertilgt; doch die wirthschaftliche Struktur, aus der er erwachsen war, blieb bestehen; und kaum zwölf Jahre danach sah Rußland abermals Sowjets, nun als die Organe wirklich proletarischer Regirung. Die große Stunde hatte geschlagen, die Arbeiterdiktatur, unvermeidlich als Uebergangsstadium auf dem Weg zum Sozialismus, war Ereigniß geworden. Und heute sind auf der ganzen Erde die Blicke der arbeitenden Massen in Hoffnung auf die Sowjets Rußlands, auf die Rätheherrschaft, gerichtet."

II. „Zum zweiten Male jährt sich der Tag, da die russischen Arbeiter, armen Bauern und Soldaten mit einer Handbewegurig das bis ins Innere verfaulte Regime der Bourgeoisie, Junker, Generale und ihrer angeblich sozialistischen Lakaien wegfegten und in ihre starken Hände die Schicksale des russischen Volkes nahmen. Als die russischen Proletarier den ersten Jahrestag ihres Sieges feierten, kam die Kunde von dem Zusammenbruch (des deutschen Imperialismus, den sie als den nächsten und gefährlichsten Feind kannten, von dem sie wußten (die Memoiren Ludendorffs haben es bestätigt), daß er mit dem Rußland der Arbeiter und Bauern nur Frieden schloß, pm dessen Erdrosselung vorzubereiten. Mit großer Freude begrüßte das russische Proletariat den Zusammenbruch der großen deutschen Ausbeutung- und Unterdrückungmacht. Aber es wußte, daß damit das russische Volk noch nicht außerhalb der Gefahrzone war; es

wuCic, daß die Sieger nicht nur dem deutschen, bulgarischen,
ungarischen Volk, gegen das sie vier Jahre gekämpft haben, ihr
Joch auferlegen werden, sondern daß sie nunmehr als ihre
wichtigste Aufgabe die Niederwerfung des russischen Volkes, das
für sie drei Jahre geblutet hatte, ansehen werden, um aus ihm
alle die reichlich mit Blut bezahlten Anleihen auszupressen, die
der Zarismus und die Kerenskij-Regirung bei den französischen,
■englischen und amerikanischen Bankiers für die Führung des
Raubkrieges aufgenommen haben. Und bald zeigte sicht daß das
russische Volk nicht geirrt hatte.
Im Westen Rußlands, in Litauen und Lettland befahlen die
Alliirten dem zusammengekrachten deutschen Militarismus,
dessen Okkupation sie selbst als Hunnenwirthschaft Jahre lang
gegeisselt haben, die unglückseligen Volksmassen weiter unter- 1
jocht zu halten, damit sie sich an die große Arbeiter- und Bauern-
republik Rußland nicht anschließen, die ihnen nationale und
soziale Befreiung verhieß. Im Süden sandten die Alliirten nach
den Häfen der Ukraine ihre Kriegsschiffe und Soldaten, um die
Regirung der deutschen Lakaien,- zuerst des zarischen Generals
Skoropadski, dann der ukrainischen kleinbürgerlichen Verräther
zu stützen. Mit französischem Geld aind Waffen wurden polnische
Armeen gegen Sowjet-Rußland ausgerüstet, das die Unabhängig-
keit^Polens immer anerkannt hat, mit englischem Geld wurde
Finland, dessen Freiheit von Rußland anerkannt wurde, gegen die
russischen Arbeiter aufgehetzt. Im Norden, in Archangelsk
wrrthschafteten die englischen Generale, plünderten die russischen
Wälder, beschossen die russischen Städte. Im Osten wurden die
Weißen Banden Koltschaks mit amerikanischen, japanischen,
englischen Waffen und Geldern ausgerüstet, wofür er den Beute-
suchern des Westens die Schätze Sibiriens auslieferte. Die englis-he
Flotte bombardirte offene russische Städte und schnitt das du ch
den Krieg ruinirteLand von der Zufuhr all der Industrieprodukte
ab, ohne die es seine Eisenbahnen, seine Kohlengruben nicht
in Stand setzen kann, damit es so1, der Transportmittel beraubt,
dem Hunger erliege. Trotz Hunger und Krankheiten, unsäg-
lichen Leiden (Rußlands verwundete Söhne werden ohne Narkose
operirt, es fehlt an den einfachsten Medikamenten), hat dieRoihc
Armee die Söldner Koltschaks über den Ural zurückgeworfen;
sie hat mehrmals-die deutsch-lettischen, lüauisch-weißrussischen
Söldner der Entente schon vor den Thoren Petrograds heroisch
zurückgeschlagen. Die russischen Matrosen haben mit Todes-
tnuth der siegreichen englischen Flotte die Stirn geboten. Die
u

Proletarier' Rußlands leiden Hunger, aber sie kapituliren nicht, clenn sie wissen, daß nur, wenn sie vom Boden Rußlands die Armeen der Banditenwegfegen, sie sich werden sattessen können: siegt Koltschak, siegt Denikin, so werden sie das Brot des hungriger, russischen Volkes ausführen müssen, um den Wucherern von Paris, London und New York die Zinsen zu zahlen. Sie kämpfen, weil sie wissen, daß nur, wenn die fremde Invasion, wenn die von fremden Kapitalisten bezahlten contrerevolutionären Banden verjagt werden, das russische Volk im Stande sein wird1, sein eingeäschertes Haus neu zu bauen, seine zerstampften Felder von Neuem zu beackern, seine stillstehenden Fabriken in Bewegung zu setzen. Die Entente irrt, wenn sie hofft, ihre Siege würden aus Rußland eine angelsächsisch-französische Kolonie machen, aus der sie in Ruhe ihre Zinsen und Zinseszinsen holen kann; selbst beiegt als Regirungmaeht würde Sowjet-Rußland ais revolutionäre Masse den Kampf fortsetzen und bis zu seinem endgiltigen Sieg fortsetzen müssen, denn nicht Ordnung und Brot, sondern Terror und Ausbeutung würden die Sieger den . Volksmassen Rußlands bringen.

Daß der Beschluß, Sowjet-Rußland zu blockiren, vom Standpunkt des alten Völkerrechtes, in dessen Namen sie den Krieg geführt haben, wie vom Standpunkt ihres ‚Völkerbundes' aus ein Verbrechen ist, da die Alliirten niemals Rußland den Krieg erklärt, da sie cynisch alle Friedensvorschläge der russischen Sowjetregirung verworfen haben, ohne sie den Volksmassen ihrer Länder mitzutheilen, ohne sie geprüft zu haben, kümmert diese ‚Vertreter der Menschheit' nicht. Sowjet-Rußland ist ein Proletarierstaat und die Kapitalisten haben sich niemals irgendwo um irgendwelches geschriebene oder moralische Recht gekümmert, wenn es sich um die Niederringung der Arbeiter handelte. Ja, die Aushungerung der Proletarier war noch immer die vorzüglichste Waffe jedes Kapitalisten, wenn seine Sklaven aucli nur ein Stückchen Brot mehr forderten. Und Sowjet-Rußland kämpft nicht um eine geringe Besserung .der Arbeiterlage, nein: es kämpft um die Befreiung der russischen Arbeiterklasse, es hat das Signal gegeben zum Befreiungskampf des Weltproletariates. Deshalb muß es mit Giftbomben, Tanks, violetten Strahlen und, wenn Das nicht hilft, mit Hunger niedergerungen werden. Deshalb, nur deshalb.

Zwei Jahre lang kämpft die Sowjetrepublik für die Befreiung des russischen, für die Befreiung des internationalen, Proletariates, zwei Jahre hungert sie, zwei Jahre wird sie. de<&-

mint durch Krankheiten, zwei Jahre blutet sie auf den Schlacht-
feldern. Sie erficht Siege und erleidet Niederlagen, sie sieht,
wie ihr die Hilfe der Proletarier anderer Länder naht, wie*
diese Hilfe in nichts zerrinnt. Trotz allen Niederlagen, die ihr
in den letzten Monaten die Heere der russischen Contrerevo-r
lution, ausgerüstet auf Kosten der alliirten Völker, beigebracht
haben, steht sie noch ungebrochen da, und welche Schläge
auf ihr Haupt noch niedersausen werden, sie wird sich wehren
bis zum letzten Tropfen Blut. Aber ihre Kräfte sind nicht
unerschöpflich. Wird das deutsche, wird das französische, eng-
liiche, italische, amerikanische Proletariat jetzt, nachdem in ihrer
Blockadenote die alliirten Regirungen die letzten Masken fallen
gelassen haben, nicht aufstehen, ihre Regirungen nicht zwingen,
zum Friedensschluß mit Sowjet-Rußland, zur Einstellung jeder
Hilfeleistung an die zarischen Banditen, zur Aufhebung der
Blockade, so wird das westeuropäische Proletariat die Verant-
wortung und die Folgen zu tragen haben, wenn die russische
Revolution niedergerungen wird. Dann wird es sich selbst
zuzuschreiben haben, wenn im Osten wieder ein Zarismus
sich aufrichtet, der, bis ihn von Neuem das russische Prole-
tariat wegfegt, Armeen zum Schutze des sterbenden europäi-
schen Kapitals aufstellen, der dem deutschen Imperialismus
auf die Beine helfen wird, unt zusammen mit Japan den Hort
der Weltcontrerevolution zu bilden und, erstarkt, den Kampf
um die neue Auftheilung der Welt zu Gunsten der deutschen
Junker, der russischen Generale, der Samurais zu beginnen.
Wir können nicht den Arbeitern eines jeden Landes vor-
schreiben, was sie zu thun haben. Eins wissen wir: Solidari-
tät- und Sympathieerklärungen, wie sie in Luzern von der
sozialistischen Zweiten Internationale angenommen worden sind,
genügen nicht. Es ist nothwendig, daß die Matrosen sich
weigern, auch nur ein Schiff mit Waffen und Soldaten für
Denikin, Yudenitsch oder Koltschak zu senden. Diese Schiffe
gehen aber von Hamburg wie von London, von Brest und
von Marseille ab. Die Regirungen der Entente find Deutsch-
lands müssen jede Unterstützung der russischen Contrerevcn
lution aufgeben und Frieden mit Sowjet-Rußland schließen. Sie
werden es aber nur gezwungen thun. Sie werden es nur dann
thun, wenn im entgegengesetzten Fall die Straßen der Städte
von Hunderttausenden wimmeln werden, die mit dem Ruf
.Friede dem Sowjet-Rußland!' bereit sein werden, ihre Brust
den Bayonnettes entgegenzustemmen. Sie werden es thun, wenn

sie wissen, daß im entgegengesetzten Fall die Eisenbahnen,
die Gruben und Werke stillstehen werden. Nur, wenn das
mittel- und westeuropäische Proletariat sich durch keine 'Ver-
sprechungen der Minister beschwindeln läßt, wenn es den Waffen-
stillstand im Osten, Friedensverhandlungen, Aufhebung der Blok-
kade im revolutionären Kampf erzwingt, haben die Gefühle^
die es für Sowjet-Rußland äußert, einen Werth für das russi-
sche Proletariat. Kann sich das mittel- und westeuropäische
Proletariat zu solchen Thaten nicht aufschwingen, nun, dann
werden die russischen Arbeiter einsam bis zum bitteren Ende
kämpfen. Dann aber dürfen sie, im Kampfe verblutend, ihren
Klassenbrüdern, in anderen Ländern zurufen: ,Wir haben der Be-
freiung des Proletariates Alles geopfert, Ihr nichts. Wir sterben
als Freie, Ihr werdet verdammt sein, als Sklaven zu leben!'"
Als Gedankenbau, den kein Denikin, kein Mannerheim
niederreißen kann und von dessen Thurm aus Rostow, aus
Nishnij, vom Ural her bis in des Ostens, des Westens Nebel»
ferne die Flammenzeichen lodern, Träge wecken, Unglauben
in Inbrunst hitzen würden, als materialisirter, in die Welt
unserer Wirklichkeit ragender Gedankt nbau konnte der Bol«
schewismus nur werden, weil die Leitung des deutschen
Feldheeres ihm die Gelegenheit zu Schichtung und Vermör»
telung der Grundmauern gab. Heimlich hat sie ihn, wäh*
rend und nach der brester Friedensverhandlung und trotz
feierlichstem Gelöbniß starrer Enthaltsamkeit, aus allen Win«
kein bekämpft oder mindestens seinen Feinden Waffen und
Kriegsgeräth geliefert. Wie ein Knabe von Fegfeuersschrecken,
so spricht General Ludendorff von dem Machtbereich der
Sowjets; in dem Buch, das ihn niedriger, als der haßvollste
Schmäher je vermocht hätte, klassirt und die zu Vertheidi»
gung des Vielgescholtenen Willigen entwaffnet hat, sagt der
fromme Kriegsmann: „Was bisher war, wurde grausam zer*
stört, die Kultur verwüstet. Der Besitz sollte beschränkt,
die Arbeitfreudigkeit getötet werden. Das Weib wurde Ge<
meingut. Die niederen Instinkte drängten sich immer schärfer
vor. Das von Diktatur beherrschte Land ging zu Grunde.
Das war für die Machthaber bedeutunglos." Daß ein Mann
solcher Technikerleistung den läppischen Schwatz von der
Kommunisirung des Frauenleibes wiederholt, ist zum Ent«
setzen;daß er auch sonst mitdemVerständnißdesblindGebo«

rer.en für Farbenreiz vom Trachten und Thun der Bolsche*
wiken redet, ist, vielleicht, aus dem Wunsch zu erklären,
durch heftigen Zungenvorstoß die Seele von Mitschuld zu
entlasten. Sind Machthaber denkbar, denen „bedeutunglos"
ist, ob das von ihnen beherrschte Land zu Grunde geht, der
Quell ihrer Macht versiecht? Müßte, wer über Politik auch
nur schüchtern mitreden will, nicht wissen, daß Kommu*
nismus, Lenins wie der von Althellas, den Besitz nicht „be*
schränkt", sondern jedes private-Besitzrecht entkräftet, die
Arbeitfreudigkeit nicht „tötet", sondern in flinkste Regung
spornt, weil er nur dem Arbeitenden, niemals der Drohne,
Lebensunterhalt verbürgt? Hat nicht auch der Stratege von
Masuren, Polen, Kurland, Litauen in Rußland „grausam zer*
stört, was bisher war, und die Kultur verwüstet" und darf
gerade er schaudernd sich von dem „Diktator" wegwenden,
der gegen die von Zins und Fronschweiß Lebenden, die
Feinde des Arbeitervolkes, mit den selben Gewaltmitteln
wüthet wie der Feldherr gegen die ihm als Feind seiner
Nation gezeigte Volksmasse? Den einzelnen Bourgeois er»
barmunglos büßen zu lassen, was, als nothwendige Folge
kapitalistischer Rechtsordnung, ihm nie als an Frevel Grenzen*
des bewußt ward, ist ungerecht? Nicht ungerechter, gewiß
nicht, als die Verkrüppelung und Tötung von Millionen,
die ein von Todesdrohung umwitterter Befehl gezwungen
hatte, für ihre „Überfallenen" Vaterländer zu fechten, gar als
die Mißhandlung und Ausplünderung, Verschleppung und
Versklavung unbewaffneter Bürger, Frauen, Greise, Kinder.
Der „blutige Diktator" im Kreml thront nicht so hoch in
Allmacht, ist aller Aufsicht nicht so auf Gletscher entrückt, wie
der Erste Generalquartiermeister in Kreuznach, Spaa, Avesnes
war; und fühlt sich dem Galiläer, der die Christen international
empfinden, Roms und Judaeas Kultur verwüsten, alles Besitz*
recht aufheben hieß und dessenjünger Syrien und Fremdland
mitSowjets besäten, wohl näher als den General, der, „gesenk*
ten Hauptes, Gott, den Allwissenden bat, ihm die Kraft für
sein Amt zu verleihen", und diese Kraft, da sie sich zu bewäh*
ren schien, mit Kreuzen, Sternen, bunt funkelndem Prunk be*
hang aus vier entchristeten Monarchien belohnen ließfln der
Meinung, den„Räthe>Gedanken" habe erstNikolaisRußland

geboren, irrt unser bester Kriegstechniker eben so wie dieEvan»
gelisten der Dritten Internationale. Schon auf dem Basler Kon«
greß der Ersten hat, vor just fünfzig Jahren, Bakunins Freund
Hins, ein Belgier, im.Namen der Foederalisten den Antrag
gestellt, „die Regirungen durch Räthe (aus den Arbeiter»
berufen zu wählende), die alten politischen Systeme durch
würdige Repräsentation der Arbeit zu ersetzen." Nichts,
predigt Salomon, der Ekklesiastes, nichts von allem unter
der Sonne Geschehenden ist eigentlich neu. Doch neu der
Versuch, auf der Grenze zwischen den Kapitalismen des
Occidents und des Orients urchristlichem Kommunismus
ein Reich, ein weiträumiges Heim zu bereiten. Zwei Jahre
schon hält es sich, von allen Seiten befehdet, von allen in
Stacheldraht eingezäunt, ohne Einfuhr des Geräthes, das es zu
"Weckung schlummernder Erdschätze, zu Heilung des schwer*
kranken Verkehrswesens, zu Aufbau festgefügter Gemein*
wirthschaft braucht. Hat ein Heer, in das der Lockruf und
Köderspeck der Denikin und Yudenitsch noch keine Lücke
riß, und ist in manchem Stadtbezirk, mancher Landgemeinde,
über*die Epoche des Niederreißens und Rodens hinaus, in
mählich Frucht spendende Kulturarbeit gelangt. Der irrlichte«
lirende Zorn der Westmächte bedroht es nicht mit näherer
Gefahr als der von allerlei Einzelprofitsucht ins Baltikum ge>
sammelte Söldnerschwarm, Fochs Blockadebefehlnichtschlim»
mer als dessen züchtig furchtsame Halbablehnung durch ber»
liner Excellenz*Sozialisten (die wieder, in harmlos behag*
lichem Würdengenuß, eine große Gelegenheit verpatzt, zwi»
sehen Ost und West uns in Frost und Mißtrauen vereinsamt
haben). Gefährdet ist Moskau, wenn die Ukraina, der letzte
Nährborn, sich spaltlos ihm verschließt; ist noch dann nicht
der Bolschewismus, dem in Osteuropa die von Krieg, Nieder»
läge, Geldentwerthung bewirkte Massenproletarisirung Tag
vor Tag Anhang wirbt und dessen Apostel bis in das Herz
Ostindiens, das Hirn Westamerikas spürbar werden. Der Frage
eines Angelsachsen hat Lenin neulich geantwortet, er wünsche
nichts sehnlicher als die Erlaubniß, Rußlands Räthe»Verfass»,
ung und Hauptgesetze im Wortlaut den Westvölkern, ihrer
breitesten Volksmasse, vorzulegen. So stolzes Bewußtsein er»
blüht nicht aus Sonnenuntergangsstimmung. Kindswahn mag

-weiterträumen, aus der Festung des Militaristenethos sei der
Bolschewismus zu überrennen. Er, den General Ludendorff
auf einer Seite (von sechshundert) „erledigt", ist die gewal*
tigste Formation, die der Krieg schuf, Siegern und Besiegten
gleich gefährlich und allen greiser Weltordnung Hörigen, nur
im Glanz der Krön», Schwert*, Geldmacht Lebensfähigen das
Gräuelbild klaffenden Höllenrachens. Und diesen Schlund
hat der Leiter des deutschen Heeres aufgethan, um aus Augen»
blicksdrang „im Osten sich Luft zu schaffen".
U = X
Um sich im Westen Luft zu schaffen, zückte, schärfte,
schwang er das Schwert des Tauchbootkrieges. Dessen ,,un»
•eingeschränkte führ ung" wäre noch im August 16 beschlossen
worden, wenn nicht Herr von Kühlmann, Gesandter im
Haag, den Kanzler in den Glauben überredet hätte, Hol*
land werde auf diesen Beschluß mit Kriegserklärung ant«
worten. Feldherr und Feldmarschall waren auf der Höhe
fremd, der Kanzler hatte ihnen aus dem Hofbann hinaufge«
holfen; noch galt drum nicht die Losung: Militärisch ists noth»
wendig, politischen Schaden muß die Regirung abwenden.
Im Jahr 1885 sprach Bismarck: „Englands Freundschaft
wäre uns wichtiger als das Schicksal Egyptens. Daß Eng«
land in dem Bewußtsein des Meerbeherrschers etwas erstaunt
aufsieht, wenn die Landratte von Vetter, als die wir ihm
erscheinen, plötzlich auch zur See fährt, ist nicht verwun*
derlich; die Verwunderung wird aber von den höchsten und
leitenden Kreisen nicht getheilt. Ich betrachte England als
den alten und traditionellen Bundesgenossen, mit dem wir
keine streitigen Interessen haben. Auch in den kolonialen
Fragen wünsche ich die Fühlung festzuhalten; und wenn
mir nachgewiesen würde, daß wir sie verlieren, so würde
ich vorsichtig sein und den Verlust zu verhüten suchen.
Deutschland kann man mit einem self«made«man vergleichen,
England mit einem alten aristokratischen Lord. Wir haben
oft zusammen gestanden, in Zeiten des Friedens wie in Tagen
der Bedrängniß, im Siebenjährigen Krieg und nachher bei
Waterloo, und noch jetzt bestehen die besten Beziehungen
zwischen den beiden Nationen. Auch für die Zukunft ist

i
die durch eine lange Geschichte bewährte Gemeinsamkeit
mannichfacher Interessen und Meinungen der Bürge des Ein»
Verständnisses. Die Möglichkeit, daß wir England einmal
in Waffen gegenüber stehen könnten, bestreite ich absolut.
Ich kann, nach meinen diplomatischen Erfahrungen, keinen
Grund absehen, der einen Friedensbruch zwischen uns und
England ermöglichen sollte; es müßte denn irgendein un»
berechenbares Ministerium in England, das weder da .ist
noch nach der politischen erblichen Weisheit der englischen
Nation wahrscheinlich ist, in der ruchlosesten Weise uns
angreifen und unsere Küste beschießen. Ja, mein Gott: dann
werden wir uns wehren; aber abgesehen von dieser Un*
Wahrscheinlichkeit ist gar kein Grund für eine Friedens*
Störung. UnsereMeinungverschiedenheitenwerdeninmensch*
lieh absehbarer Zeit niemals die Tragweite haben, daß sie
nicht durch ehrlichen guten Willen und durch geschickte,
vorsichtige Diplomatie, wie sie von unserer Seite sicher ge»
trieben werden wird, erledigt werden könnten." Herr vonTir*
pitz*meinte, vor deutsclvbritischem Krieg schütze nur die
„Risikoflotte". Auch er wollte gewiß nicht, daß Deutschland
handle, wie protzige Stümper, nach Bismarcks weisestem Spott»
wort, begehrten. „Nicht das weit vorausblickende Rechnen mit
den Kräften der europäischen Politik soll die deutsche Staats»
kunst charakterisiren, ihr Bemühen soll nicht darauf gerichtet
sein, Kriege, deren Ende nicht abzusehen wäre, vermeiden
zu helfen, sondern Deutschland soll in Europa herausfordernd
auftreten, die Rolle des Mannes spielen, der plötzlich zu
Geld gekommen ist und nun, auf die Thaler in seiner Tasche
pochend, Jedermann anrempelt." In diese Gedankenreihe
zwängt sich der Ausspruch eines dritten Mannes, der ins
Amt eines Reichsregirers berufen wurde. „Deutschland be*
zieht etwa ein Drittel bis ein Viertel seines Weizenbedarfes
und ein knappes Zehntel seines Roggenbedarfes aus dem
Ausland. Im Fall eines Krieges soll nun die Gefahr be«
stehen, daß uns diese nothwendigen Zufuhren abgeschnitten
werden und daß Deutschland, selbst wenn seine Armeen
unbesiegt an den Grenzen Stand hielten, wie eine belagerte
Festung durch den Hunger bezwungen werden könnte. Ich
weiß nicht, ob es militärische Autoritäten giebt, die solche

Ansicht vertreten; aber ich glaube, daß die Hochachtung
vor dem deutschen Militär solche Annahme von vorn herein
ausschließt. Gerade bei der Gestaltung der deutschen Grenze
ist die Möglichkeit einer nachhalligen Unterbindung der Ge«
treidezufuhr so gut wie ausgeschlossen. Wir haben so viele
Nachbarn, erstens das große Meer, dann Holland, Belgien,
Frankreich, die Schweiz, Oesterreich, Rußland, daß es ganz«
lieh undenkbar scheint, daß uns all die vielen Getreidezufuhr'
wege zu Wasser und zu Land auf einmal versperrt werden
könnten. Die ganze Welt müßte gegen uns im Bund sein; und
eine sojche Möglichkeit überhaupt nur einen Augenblick fest
ins Auge zu fassen: Das heißt doch unserer auswärtigen
Politik ein grenzenloses Mißtrauen entgegenbringen." Diese
Sätze hat einst Herr Dr. Karl Helfferich geschrieben. Der, als
das nur von grenzenlosem Mißtrauen Vermuthbare Ereigniß
geworden war, lauter als irgendein Amtsgenosse die „Ruch*
losigkeit des englischen Aushungerungplanes" verschrie, doch
ein Gegner des ungehemmten Tauchbootkrieges blieb, bis ein
frankfurter Kaufmann ihn mit einem Geschwader von Zahlen
gekentert, in Empfehlung der Unterseewaffe bekehrt hatte.
Daß der Kampf mit dieser Waffe vorbereitet werde, war
imNebelmonat des Jahres 1916 merkbar; ließ zuvor schon der
Rücktritt des Staatssekretärs Von Jagow ahnen. Zwar hatte von
allen Diplomaten auf wichtigen Posten nur einer, Graf Brock»
dorff in Kopenhagen, nicht abgemahnt. Doch die Heeres*
leitung, die der Auf blick des Volkes in ewigem Glänze sah,
hatte erkannt, daß der Krieg, wenn nicht dieses Mittel das
Reichsleben rette, verloren sei. Auch Herr von Tirpitz sagt:
„Heer und Diplomatie wußten keinMittel, die Niederlage ab*
zuwenden." (Die, wagt man, noch jetzt täglich, uns in das Ohr
zu tuten, im Herbst 18 durch „den Dolchstoß der Heimath
in den Rücken des Heeres" bewirkt worden ist.) Der Ad*
miral seufzt, von „einem mit halbem Herzen und schon ge*
brochenem Prestige unternommenen Verzweiflungschritt" sei
nicht mehr viel zu hoffen gewesen; und dieser Seufzer stieg
aus weitsichtigem Fachverstand in eine gehürnte Brust hinab.
Der^uneingeschränkte, tollkühn und zugleich klug geführte
Tauchbootkrieg hat am ersten Februar 17 England jäh auf»
geschreckt und in dem Frühjahr, der den Einsturz zarischer

Macht und Schlappen in Frankreich brachte, hart, mit eisiger
Erzfaust, angepackt. Was der amerikanische Admiral Sims
darüber erzählt, war längst bekannt; neu ist (und gründlich
nachgeprüft werden müßte) nur das über den Alltagsverrath
aus deutschen Häfen und Aemtern Berichtete. Spät, wie
immer, doch, wie immer, nicht zu spät, hat das schwer aus
Trägheit aufzurüttelnde Britengenie Abwehrmittel erfunden,
Netze, Fallen, Jagdboote.Wasserbomben, Schallapparate, und
mit übergreller Beleuchtung dräuender Lebensgefahr (Sims
in London, Balfour in Washington) den Amerikanern das
Signal zu ungestümer Schleunigung des Schiffbaues, der
Heeresrüstung, des Truppentransportes gegeben. Mit stärkster
Wucht hätte die deutsche Marine den Krieg erst vom No»
vember 19 an zu führen vermocht; und wenn unser müdes
Heer so lange hielt, mußte ungeheure Uebermacht an Men»
sehen, unverbrauchten Nerven und Material es im Frühjahr
zermalmen. Eingeschränkter, der Prisenordnung angepaßter
Unterseekrieg konnte die Kampfkraft Britaniens nicht brechen;
schrankenloser mußte, in jedem Jahr, unter Roosevelts, Tafts,
Wilsons Präsidium Amerikas Eingriff und dadurch Deutsch»
lands Niederlage erwirken. Dadurch: denn nur Kindsköpfe,
Tolle und aller Weltkunde ferne Kriegsbureaukraten konnten
je wähnen, mit einem von Dynastengewalt und zwei von
Mächlerlist vorgehetzten Gefährten könne Deutschland der
aus fünf Erdtheilen geballten Macht widerstehen. Der für
Fädelung und Streckung dieses Wahngespinnstes Verant*
wortliche führt, noch unter der ins Neunte Thierkreiszeichen
tretenden Sonne, sein schwindliges Gewissen vor dem Aus»*
schuß deutscher Nation gemächlich spaziren. Nie hat Un»
zulänglichkeit ärger gefrevelt, nie ein bürgerlich Ehrbarer aus
Pappmasse und Leim so steiles Lügengebirg emporgeklebt:
und dieser tausendfach Schuldige, von Millionen Verdammte
spreizt sich in die Glorie des Schützen Orion, der, als Walter
heiliger Pflicht, zwar die Erde entvölkern und dem Spritzgift
einer Gliederspinne erliegen mußte, von Gottes Gnade aber
inrdas Himmelszelt erhoben ward. Der ehrwürdige Wohl-
fahrtausschuß läßt sichs gefallen. Im Zodiakallicht dieses
Sowjets feiert die Deutsche Republik ihren Gebuitstag.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. .— Vcrl-au uer
Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G.m.b.H. in Berlin.

/"

Autoritäten
lagert:
tyaöTfluöiAindtrument
Gramoüi
Bringt in jedeScf&im,
masimgfadiöter'JIrt.
Grcunmofi/foft
SppziafAauA b.t
Cö£n,aM.J5oAeatd50
T)üsse£doT^Admgxit&e 78
Met, jfioftiendlra/Se 40
7&rnßerg,JiÖMfföfcl4
zur
Tran!

Neuenahrer
Sprudel für
Hauskuren
gegen Zucker, Gallensteine, Magen=, Darm° und
Blasenleiden, Leber= Nieven= und Halskrank=
heiten / Überraschende u. glänzende Heilerfolge.
Kalt getrunken, angenehmes, erfrischendes und stärkendes
Tafelgetränk
für täglichen Gebrauch. Rein natürliche Füllung
Erhältlich in allen Apotheken, Drogerien u.
Mineralwasserhandlungen, sonst bei der
Kurdirektion
Bad Neuenahr, Rheinland
in Körben mit 25, 30 und 50 Flaschen
Rauchen Sie, soviel Sie wollen!!!
Bei Anwendung von
NICOMORS
keine Schädigung der Gesundheit mehr.
Nicomors ein ärztlich empfohlenes, durch D. K. P. geschütztes Präparat in
Tabi.ntenform. Preis pro Röhrchen Mk. 2.—. Zu haben in den Apotheken, Drogerien
oder direkt durch den Alleinfahrikanten
Cn- m. Fabrik Hermann Drösse, Berlin - Schöneberg, Hauptstr. 8.
w+ ■ m. Juwelen, Perlen, Smaragde •••
• DlllIcmKen und Perienschnüre •
4 kauft zu hohen Preisen ■
« BvJ (-II. BERLIN, Friedrichstrasse 91/92
«•••CS PI" 3|JHJ»« zwischen Mittel, und Oorothenttrasse #f

1 Zahnpasta
Hekodont
< .sorg-t tür bUMKienu/Weis^*3 <j»*sundeZähne.
4 G-W Hpnnstmjnn (ihc.Ti F-iHrik Gharlottenburq II
Erstklassigen Hotels
bietet der Anzeigenteil der Zukunft Gelegenheit
a zu wirksamer Propaganda. ==

Deutsche
Spar Prämienanleihe
1919
1. Die Anleihe beträgt Fünf Milliarden Mark ia Füüf Millionen. Anleihescheine!»
zu Eintausend Mark, rückzahlbar innerhalb 80 Jahren nach untenstehendem Tilgung's-
plane. Sie ißt eingeteilt in fünf Reihen (A, B, C, Ü, E). .Jede Reihe enthält 2500 Gruppe»
(1 b m 2500), jede Gruppe 400 Nummern (l bis 400).
2. Halbjährlich findet eine Gewinnverlosung nach untenstehendem Gewinn-
pläne statt.
3. Vom 1, Januar 1940 an steht dem Inhaber das Recht zu, unt't Einhaltung
einer Kündigungsfrist von einem Jahre die Rücksablung zum Nennwert zuzüglich d e
Zuschlags von 50 Mark für jedes verflossene Kalenderjahr unter Abzug von 10 T. H
des Gesamtbetrags zu verlangen.
4. Sollte vor dem l Januar 1930 eine neue gleichartige Spar-Prämienauloihe zur
Ausgabe gelangen, so haben die Inhaber der Stücke dieser Anleihe das Zeichuungs-
vor recht*
fr. Die Inhaber der Stücke genieQen die untenstehenden Steuerbegünstigungen.
Gewinnplan:
5 Gewinne zu 1000 000 Mark = 5 000 000 Mark
5 -
„
500 000
.,
= 2 500 0; 0
■
S
liOOOOO
N
= 15000(0
•
6
„
200i 00
1»
= 1000 000
»
10
it
150 000
»
= 1500000
m
20
M
H
100 000
= 2000000
»
50
tl
H
50 000
= 2 500 000
m
100
k
o
25 000
= 2 500 000
•
200
m
10000
«
= 2000000
»
300
m
5 000
n
= 15C0 000
u
400
■
3000
M
= 1200 000
m
400
n
2 (.00
9
= 800 000
U
1000
N
1000

.
== 10 0000
Fl
Im ganzen jedes Halbjahr
2500 Gewinne Über zusammen 25 000 000 MarK.
Gcwinnverlosungen finden am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres, erstmals
im Marx 1920, statt Hei jeder Verlosung werden 2500 Gewinne im Gesamtbeträge
von Fünfundzwanzig* Millionen MarK gezogen. Die gezogenen Gruppen und Nummern
gelten für sämtliche fünf Reihen. Sie werden im' »Deutschen Reichsanzeiger* bekannt-
gemacht. Ein mit einem Gewion gezogenes Stück nimmt auch forner an den Gewinn-
Ziehungen bis zu seiner Tilgung teil. Ein und dasselbe Stück kai n jedoch in jeder
Ziehung nur einmal gewinnen. Die Gewinne werden von dem auf die Verlosung
folgenden 1. März oder 1. September ao, die der ersten Verlosung vom 1. April 1020
an unter Abzug von 10 v, H. ausgezahlt.
Tilgungsplan:
Tilgung
Bonus
In den Jahren
jährliche
Stückzahl
jährlicher
Gesamtbetrag
Mark
jährliche
Stückzahl
im
einzelaen
Mark
jährlicher
Gesamtbelrag
Mai k
19W-1929
50 000
50 ODO 000
25 000
1000
25 CO 11 U)
1930—1939
75 reo
75 000 000
37 600
1000
'iTOOJOOO
1940-1919
100 000
100 030 000
50 0T0
1000
5 i 000 'lOO
1950-1959
• 75 000
75 000 000
37 5H)
2000
76 ' <H) 000
1900-1999
60 000
50 Cl 0 000.
25 UM
4000
HUÜHlOOO

Die Tilgungsauslosungen finden am 1. Juli jedes Jahres, erstmals am I.Juli 1320,
im Anschluß an die Gewinnverlosung statt Zur Feststellung- der zu tilgenden Stücke
(60 000, 76000 oder 100000) werden jedesmal 4, 6 oder 8 Nummern gezogen. Die ge-
zogenen Nummern gelten für alle Gruppen und Reiben. Sie werden im .Deutschen
•Reiohsanzeiger" bekanntgemacht. Jedes gezogene Stück wird zum Nennwert zurück-
gezahlt mit einem Zuschlag von 60 Mark fUr jedes bis zur Fälligkeit verflossene Jahr;
die Stücke jeder zweiten gezogenen Nummer erhalten außerdem den im Tilgungspinn
Angegebenen Bonus. Die Tilgungssummen mit Zuschlag und Bonus werden toq dem
Auf die Auslosung folgenden 29. Dezember an gegen Aushändigung des Stückes aus-
bezahlt. t
Steuerbegünstigungen:
a) Befreiung eines Besitzes bis zu 25 Stück von der Nachlaßsteuer und bezüglich
derselben Stücke von der Erb an fall Steuer. Keine Nachlaß- oder Erbanfallsteuer
für die auf den Namen Dritter bei der Reichsbank oder anderen vom Reichs-
minister der Finanzen noch zu benennenden Stellen auf fünf Jahre und mehr
oder auf Todesfall hinterlegten Stücke (bis 10 Slück für jede einzelne dritte Person). (
b) Der Vermügenszuwacbs, der sich aus dem Besitze der Anleihestücke gegenüber
dem bei der Erwerbung der StUcke anzunehmenden Vermögenswert ergibt, unter-
liegt nicht der Besitzsteuer (VermÖgenszüwachssteuer).
Der Ueberschuß des Veräußer ungs wertes über den Tilgungswert bleibt frei
von der Kapitalertragssteuer.
•) Die dem Besitzer der Stücke auf Grund der vorstehenden Bestimmungen zu-
stehenden Leistungen sowie der aus dem Verkauf der Stücke erzielte Gewinn
unterliegen im Gewinn jähre weder der Einkommensteuer noch der Kapital-
ertrags Steuer.
d) Bei jeder Art der Besteuerung werden die Anleihescheinn bei einer Stückzahl bis
zu 50 Stück höchstens zum Nennwert, vom 20. Jahre ab zum Kündigungswerte,
bewertet.
Zeichnungsbedingungen«
1. Annahmestellen. Zeichnungsstellen sind die Reichsbank und die im offiziellen
Zeichnuugsprospekt aufgeführten Geldinstitute. Bie Zeichnungen können aber
auch durch Veunittlung jeder Bank, jedes Bankiers, jeder Sparkasse und Kredit-
genossenschaft erfolgen. — Zeichnungen werden
Ton Montag, den 10., bis Mittwoch, den 26. November 1919,
mittags 1 Uhr,
entgegengenommen. Früherer Zeichnungsschluß bleibt vorbehalten.
A Zeichnungspreis. Der Preis für jedes Spar-PrUmienstück beträgt 1000 M. Hierron
sind 500 M. in h% Deutscher Reiebsanleihe zum Nennwert berechnet und 61.O M.
in bar zu begleichen.
1 Die mit Jauuar—Jali-Zinsen ausgestatteten Reichsanieihestücke sind, mit Zins-
scheinen, fä'lig am 1. Juli 1920, die mit April— Oktober-Zinsen ausgestalteten
Stücke mit Zinsschemen, fällig am 1. April 1920, einzureichen. Den Einlieferern
von 5% Reichsanleihe mit April—Oktober-Zinsscheinen werden auf ihre alten
Anleihen Stückzinsen für 90 Tage = 1,25% vergütet.
. Sicherheitsbestellung. Bei der Zeichnung hat jeder Zeichner eine Sicherheit von
10% des gezeichneten Betrages mit 100 M. für jedes Prämienstück in bar zu
hinterlegen.
\. Zuteilung. Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungssehlufl statt
Die Art der Verteilung bestimmt das Reichsfinanzministerium.
-6. Bezahlung. Die Zeichner sind verpflichtet, die zugeteilten Beträge bis zum 29. De-
zember d. J. zu begleichen. Die Begleichung hat bei derjenigen Stelle zu er-
folgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.
Sollen 5% Schuldbuchforderungen zur Begleichung verwendet werden, so ist
sogleich nach Erbalt der Zuteilung ein Antrag auf Ausreichung von Schuldver-
schreibungen an die Reichsschuldenverwaltung, Berlin SW 68, Oraniens-traße 92—94,
zu richten. Der Antrag muß einen auf di^ Begleichung der Spar-Prämienstücke
hinweisenden Vermerk enthalten und spätestens am 20. Dezember d. J. bei der
Reichssohuldenverwa tung eingehen. Vordrucke zu solchen Anträgen mit Form-
vorsebriften sind bei aüen Zeiebnungs- und Vermittlungsstellen zu haben. Darauf-
hin werden Schuldverschreibungen, die nur zur Begleichung von Spar-Prfimien-
stücken geeignet sind, ohne Zinsbogen ausgereicht Die Ausreichung erfolgt ge-
bührenfrei und portofrei als Reichsdienstsache. Diese Schuldverschreibungen
sind spätestens bis zum 20. März 1920 den in Absatz 1 genannten Zeichnungs-
oder Vermittlungsstellen einzureichen.
6. Assgabe der Stocke. Die Ausgabe der Prämienstücke erfolgt im Februar 1920;
Schuldbuchgläubiger erhalten erforderlichenfa'Is bis zur ersten Gewinnverlof-ur g
im März n. J. durch ihre Vermittlungsstellen Nummernaufgabe. Zwis^henscheine
sind nicht vorgesehen;" *
1. Umtausch der Kriegsanleihen. Die Reichsbank wird, soweit möglich, unentgeltlich
Stücke von höherem Nennwert als 600 M. in kleine Stücke tauschen.
Berlin, im November 1919.
Reichsfinanzministerium
Anleihe-Abteilung-.

Berlin, den 15. November 1919
Gerechtes Gericht
Geburtstag
^^Tirgends eine Fahne, ein Wimpelchen oder Blinklicht fest*
^ liehen Stolzes auf Errungenschaft, die das Volk sich
selbst nur, keinem Ragenden, danken darf. Im ganzen Reich
stockt, auf Kabinetsbefehl, der Personenzügeverkehr. Weil,
heißts amtlich, nur diese Sperre die Abfuhr von Kohle und
Kartoffeln ins Maß des Nothwendigen fördern kann. Blech,
flüstert Hinz dem Kunz zu, faule Ausrede; nach dem ewi»
gen Regen dieses Sommers war unsere Kartoffelernte jämmer»
lieh, bis zu vierzig Centner vom Morgen unter dem Durch«
schnitt, seitdem sind noch sehr große Mengen erfroren, und
wird Ablieferung beträchtlichen Umfanges verlangt, so muß
der Landwirth vom Saatgut zehren und im nächsten Jahr
die Anbaufläche kleinern; auch für die Kohle, die auf den
Halden liegt, hätten unsere Wagons lange gereicht. Elf No<
vembertage lang darf kein Mensch, dürfen nur Güter», Vieh»
und Ministerzüge auf deutscher Eisenbahn fahren, weil der
berliner Regirerklüngel fürchtete, irgendwoher könne auch
ihm nun der Sturm nahen, der ein Jahr zuvor an der Wasser»
kante aufbrauste und die Kaiserlichen vom Prunksitz fegte.
Wer durch die Hauptstadt wandert, lernt solchem Gerücht
glauben. Neunter November. Der Geburtstag deutscher Repu«
blik ist zum ersten Mal wiedergekehrt. Sonntag: ohne Störung
der Wirthschaft, deren Noth mit jeder Stunde knausern muß;
wäre würdige Feier möglich. Am Vorabend, lasen wir, hatte der
15

Reichspräsident sein „neuesHeim"(wo einst.ineinemderfein»
sten Paläste von Altberlin, der kluge Hausminister August
Eulenburg waltete) eingeweiht und vor der Massenfütterung
„in herzlichen Worten der bestimmten Hoffnung Ausdruck ge«
geben, daß die neue Wohnung stets eine Stätte der Kamerads
schaftlichkeit (mit den Gebrüdern Sklarz) und vertrauensvoller
Arbeitgemeinschaft mit der Regirung zum Wohl des deut*
sehen Volkes (und des Herrn Helphand»Parvus) sein werde."
Mit dem Mobiliar königlicher Schlösser, lasen wir, ist das Heim
des höchsten Vertrauensmannes deutscher Nation ausgestattet;
und gaben der bestimmten Hoffnung stillen Ausdruck, daß
im Keller der edle Burgunder, im Empfangsaal das holde Bad«
hosenbild der Dioskuren nicht fehle. Auftakt? Heute dräut
vor dem Präsidentenschloß düster ein Tank. Zwischen Leip«
zigerstraße und Linden ist in die Wilhelm» und Ebertstraße
kaum Einlaß zu erlangen. Ueberall Wachmannschaft, Stahl»
helme, Armeerevolver, Stacheldrahtstapel. Eben so ists an und
in der Bendler» und Regentenstraße, wo die Herren Gustav
Noske, Georg Sklarz und andere Gewaltige thronen. Ver»
Sammlung unter freiem Himmel ist verboten; unter Dach»
sparren nicht, wenn die löbliche Behörde sie zu erlauben
geruht hat. Der Belagerungzustand wirkt mit all seinen
Schrecken von der Höhe in Volkstiefen hinab; einst als
die ärgste, niederträchtigste Schmach von der Sozialdemo*,
kratie in den Höllenpfuhl verdammt, jetzt ihr und den Kon»
Sorten Schutz, Hort, feste Burg, Heilszwinger. Der gestattet
die munterste Brutalität. Zeitungen werden verboten, Vernich»
tet (ein Beispiel: „Die Republik", deren Herausgeber, Herr
Herzog, obendrein in der Nationalversammlung vom Reichs»
wehrminister beschimpft und dessen Widerrede von dem
ehrenwerthen Präsidenten verschwiegen wird), Flugblätter
in Beschlag genommen, Hunderte Lästiger in schon über»
füllte Gefängnisse und Schutzhaftpferche abgeführt, unter
allerlei Nobelnamen Strikebrechergarden gedrillt; und Jubel
umheult den Generalissimus und Oberbefehlshaber in den
Marken, wenn er sein Lieblingverb konjugirt, mit der Riesen»
tatze eine Tischplatte prügelt und in irgendeinen Saal brüllt:
„Ich habe fest zugepackt und werde noch fester zupacken."
Ein Blick in die Zeitung. „Reiche Beute bei einer Razzia.

Haussuchung in einer Centrale der Unabhängigen. Ein Kom»
munistennest ausgenommen- Achtzig Verhaftungen." Alltag*
liches. Nestroys „Revolution in Krähwinkel" muß wieder ins
Licht; Lecocqs Clairette Angot muß wieder höhnen: „Barras
est roi et Lange est la reine, cela ne valait pas la peine,
assurement, de changer de gouvernement." Wars nöthig, ein
Viertelhundert alter, meist ehrwürdig witternder Herrscher*
häuser zu zertrümmern, die Wurzelfasern der Wirthschaft zu
zerschneiden, aus einer sauberen «ine schmierige Kaserne zu
machen, da Knechtung, Lüge, Heuchelkram doch fortwähren
soll? Winket, im Trüben schwelgende Schmarotzer, statt vor
dem Spott und Brechreiz der Welt das Gaukelspiel mit Frei*
heit, Demokratie, Wahrung des durch Revolution Errungenen
weiterzuspielen, winket schnell einen Wilhelm oder Ruprecht
zurück: denn in „Ruhe und Ordnung", an das von Euren
Wünschen nun so innig ersehnte Ziel, wird seine Hand
sicherer führen, als Eure täppischen Büttel je vermöchten.
Die Monarchisten lächeln nicht mehr: unbändiges Gelächter
schüttelt sie und ihre Wonne kreischt auf. Keines Traumes
verwegene Kühnheit hat so putzige Miß wirthschaft noch gar
solchen Anhangszuwachs zu ahnen gewagt. Die „Deutsch*
Nationale Volkspartei" hat mehr eingeschriebene Mitglieder,
als die Konservative Partei je Stimmen zur Wahl schaaren
konnte. „Nur, Kinder, jetzt keinen Finger rühren! Wer die
Kerls stört, ist ein Rindvieh; sie arbeiten ja für uns. Hat
man so raschen, so kläglich in Elendsgrau rülpsenden Katzen*
jammer schon einmal erlebt?" Am Tag der Neugründung des
Reiches ist Schulfeier verboten. Wehrt ihr ein Schambleib*
sei oder die Furcht vor widerspänstiger Regung der Lehrer,
Schüler, Eltern? Keine Fahne, kein Wimpel noch Blinklicht
festlichen Stolzes auf Errungenschaft. „Einige Massenzüge,
denen rothe Fahnen vorangetragen wurden, sind, ehe sie in
die innere Stadt gelangten, zerstreut und die Rädelsführer
verhaftet worden. Ein geschlossener Zug von Reichswehr*
truppen- hat am Denkmal Friedrichs des Großen Unter den
Linden einen mit schwarzweißrother Schleife geschmückten
Kranz niedergelegt und ist dann in guter Ordnung zurück*
marschirt. Das Publikum sah ruhig zu, gab zum großenTheil
aber auch seiner Befriedigung Ausdruck." Am neunten No*
i.v

vember 1919. So zeigte die Jahresbilanz der deutschen Re»
volution sich dem Auge. Ist ihr heiliges Feuer völlig ver»
glüht?Glimmt es jung unter pechschwarz verrußter Schlacke?
Ward ein großer Aufwand, schmählich, verthan?

Sieben Briefe

1. „Am achten November 1918 erlebte ich als junger Student
unsere Revolution in den Straßen Leipzigs, angewidert von
all dem Häßlichen und Gemeinen, das gerade in Leipzig der
Umsturz mit sich brachte. Dann las ich Eisners münchener
Proklamation: und da ward mir so froh und zuversichtlich
zu Muth, daß all das Andere vor mir versank; denn ich fühlte,
daß die Stunde zur Befreiung des Geistes und der großen
Liebe geschlagen habe. Ich sah Eisner nie, hörte ihn auch
nie sprechen; und doch hat die Kunde von seinem Tod lange
in mir fortgezittert. Es wäre mir eine tiefe Freude, wenn Sie
die folgenden Verse, jugendlich überschwenglich, wie sie sind,
in die ‚Zukunft' aufnehmen könnten. -

Dem Gedächtniß Kurt Eisners.

Am Tage, da die alte Form zersprang,
Aus der das warme Leben längst entflohn,
Da drang zu uns, wie heller Glockentorr,
Dein Lied, der Völker heiliger Gesang.
Wir hörtens, folgten jubelnd seinem Klang
Und harrten bei Dir aus, trotz Spott und Hohn,
Denn überreich war unsrer Seele Lohn,
Die sich ans Licht, zu froher Freiheit rang.
Du fehlst uns heut, gefällt von frevler Hand.
O könntest Du auch jetzt uns Führer sein,
Uns leiten auf den immer dunklern Bahnen!
Wir danken Dir; und schließen stumm die Reihn.
Und dann sei vorwärts jeder Blick gewandt.
Dein Segen aber ruht auf unsern Fahnen."

2. „Obwohl viele Verbände und Einzelfirmen der Industrie
sich mehrfach gegen einzelne Rechte, die den Betriebsräthen
durch das neue Gesetz eingeräumt werden sollen, ausgesprochen
haben, scheint die Gefahr, die diese Bestimmungen in sich
bergen, noch nicht klar genug geworden zu sein. Junge Men-
schen ohne Lebens- und Geschäftserfahrung können nicht die

wichtigsten Entscheidungen großer Betriebe bestimmen, mag, es sich nun um Perspnalfragen, Investirungen, Kapitalsbeschaf^ fung oder Anderes handeln. Auch der Einblick in die Bilanz- wäre ein unnützTiches und unkluges Zugeständniß; richtig verstanden und bewerthet wird eine Bilanz nur von dem auf diesem Gebiet Heimischen, der die Zusammenhänge der Wirtschaft genau kennt. Geschäftsgeheimnisse sind nicht mehr geschützt und jeder Konkurrent, auch der ausländische, kann versuchen, die in die wichtigsten Dinge eingeweihten Angestellten zu sich herüber zu ziehen. Ist von jedem plötzlich in solche Stellung Erhobenen anzunehmen, daß er all den aus diesem Zustand sich ergebenden Versuchungen widerstehen werde? Jede Firma wird genöthigt sein, einen Angestellten, der so tief eingeweiht ist und der ihr so schädlich werden kann, selbst unter Opfern sich zu erhalten. Unsere Industrie kann nur dann genesen, wenn sie nicht von allen Seiten geknebelt wird, und als eine neue Knebelung müßte sie es empfinden, wenn die Wirksamkeit der Betriebsräthe nicht hur auf die Gebiete beschränkt würde, wo sie ersprießlich werden kann."

3. „In den letzten Monaten ist über die Gründe, die den inneren Verlust des Elsaß bewirkt haben, viel, auch in die Zukunft', geschrieben worden. Gestatten Sie auch mir, aus meiner Erfahrung heraus darüber zu sprechen. Ich war während des Krieges über zwei Jahre im Elsaß und habe dieses wundervolle Land lieben und verstehen gelernt. Mir ist unzweifelhaft,, daß wir mit liebevollem Eingehen auf die Eigenart des Elsässers das Land gewonnen hätten. Die Elsässer waren, wie jedes zwischen zwei großen Nationen hin- und hergeworfene Grenzvolk, in Mißtrauen, Opposition, Spott geneigt. Bezeichnend ist, daß die Grabsteine auf den Friedhöfen vielfach erst seit 1870 französische Inschriften tragen. Aber wie viel guter Wille in diesem begabten Volk, wie viel aufrichtiges Bestreben, in ein erträgliches Verhältniß zu uns zu kommen, besonders in den breiten Massen, die durch und durch deutsch sind und auf die wir uns stützen mußten, statt den französirten oder doch nach Frankreich hinneigenden Notablen nachzulaufen. Doch trotz all den Fehlern auf unserer Seite, der unklugen Beamtenauswahl, der Ueberhebungsucht mancher Lehrer und Dozenten (ein besonders trauriges Kapitel), den Ausnahmegesetzen und Chicanen, dem sinnlosen Wechsel von Schmeichelei und Brutalität, trotz Alledem waren wir dem Ziel, der inneren Eingliederung des Elsaß, nah. Zabern hat JUJes verdorben. Und was danach noch zu retten war, wurdi

durch unser Verhalten im Krieg zerstört. Vom ersten bis zum
letzten Kriegstag galt der Elsaß als Kriegszone, als Gebiet
militärischer Operationen. Der Verkehr von Ort zu Ort war
gehemmt, Handel und Wandel geschädigt. Dazu kam die
seelische Pein eines Volkes, das nah Verwandte im deutschen
wie im französischen Heer hatte. Statt diesen Zustand nach
Möglichkeit zu erleichtern, machte man ihn durch Verfügungen,
Verbote, durch Bedrückung und Anstachelung des Denun-
ziantenwesens unertragbar. Ein auf der Straße gesprochenes
französisches Wort konnte dem Sprecher Strafe eintragen. Straß-
burg galt während des ganzen Krieges als bedrohte Festung,
obwohl seit dem Oktober 1914 mit militärischer Bedrohung
nicht mehr zu rechnen war. Eine Folge dieses Zustandes war,
daß die Offiziere des Gouvernement und der Garnison dauernd
den Sold der Mobilen bezogen; eine zweite, daß die Bürger
vier Jahre lang in lästig engen Schranken leben mußten. Kein
Brief, kein Paket verließ uneröffnet die Stadt; kein Spazir-
gang, keine Straßenbahnfahrt ohne Paßkontrole an den Festung-
thoren; keine Reise aus der Stadt, kein Besuch von Ange-
hörigen ohne besondere Erlaubniß des Gouvernement (die in
den weitaus meisten Fällen, selbst bei großer Dringlichkeit,
versagt wurde). Aus dem Wust von überflüssigen Verfügungen
verdient eine, der Vergessenheit entrissen zu werden, weil sie
'Bände spricht'. -iMuSornrner, 1,915 erschien plötzlichjein Ukas,
der ibefa.hl, „daß, bei, Militär^und Civil binnen drei Jagen_ die
französisch....gestützten Bärte^ ..(hje^ $uatre) "zu 'verschwinden
hätten. Das Hohngelächter, das dieser Erlaß "bis m die Kreise
der Deutschen weckte, klingt mir noch im Ohr. So wurde im
Elsaß regirt. Durften wir erwarten, daß dieses Land unser
Scheiden mit trauerndem Herzen sehen werde?"

4. „Bisher hatten wir hier nur Gefangene gehabt, die aus
amerikanischen Lagern kamen. Sie waren voll des Lobes über
die gute Behandlung. Viertausend Mann waren gut und warm
bekleidet, hatten vortreffliche Stiefel, die meisten auch Regen-
mäntel (die in Deutschland jetzt ein kleines Vermögen kosten).
In den meisten Lagern hatten die Gefangenen jeden Tag Fleisch,
alles Andere reichlich, Rauchwaare ad libitum erhalten. Heute
kamen Gefangene aus englischen Lagern. Der Unterschied ist
beträchtlich. Diese Leute sehen mager und müde aus, tragen
alte, zerschlissene deutsche Uniformen oder schmutziges Civil-
zeug. Die Stimmung ist auch nicht so gut wie die der 'Ameri-
kaner'. Ich muß noch bemerken, daß die meisten Gefangenen
mit der Regirung von heute nicht zufrieden sind und den
Wunsch nach Wiederherstellung des Kaisertumes andern

Ein anderes Thema. Alle Beamten und Offiziere sollen
eine gleich auszuzahlende Entschuldung- (Entschuldigung-) Zu-
lage von tausend Mark. für Verheirathete und sechshundert
Mark für Unverheirathete erhalten. Das klingt schön und thut
bitter noth; doch staunt man, wenn man die Bestimmungen
über die Auszahlung an Offiziere liest. Da steht: ‚Nur die-
jenigen Offiziere erhalten die Zulage, die seit dem' zweiten
März dieses Jahres ununterbrochen Dienst gethan haben.' Wie
konnte diese widersinnige Bestimmung entstehen? Also der
Offizier, der ununterbrochen seit dem zweiten März Dienst ge-
than und demnach Gehalt (im Osten sogar ein recht hohes)
bezogen hat, erhält obendrein diese Zulage; da als Stichtag
der zweite September gilt, also mindestens hundert Mark (Ver-
heirathete mehr) monatlich. Die Offiziere aber, die einen Tag
lang keinen Dienst gethan oder in Folge zeitweiliger Entlassung
Monate lang keinen Pfennig erhalten haben, gehen leer aus.
Ich zum Beispiel, war, ohne meine Schuld, ja, gegen meinen
Willen, vom ersten Juli bis zum ersten September ohne dienst-
liche Beschäftigung, habe also zwei Monate keinen Pfennig Ge-
halt oder Pension erhalten: und nun soll ich, wie viele andere
alte Offiziere, leer ausgehen. Aehnliches war früher undenkbar.
Sämmtliche Führer der Heimkehr-Abtheilungen mußten sich
gestern zur Entlohnung der Schreiber äußern. Die wollen aus
Klasse 4 in Klasse 3 kommen. Wir Alle waren dafür. Die
Schreiber erhalten nun 40 bis 70 Mark mehr im Monat. Ein
mir unterstellten Schreiber, der verheirathet ist und einen Sohn
hat, erhält jetzt über 520 Mark, obwohl er nur abschreibt und
Eingänge registrirt; er bezieht mehr Gehalt als ich, der ich
sein Compagnieführer und seit 96 mit nur dreijähriger Unter-
brechung Soldat bin. Allerdings bin ich Junggeselle. Mein
Gehalt beträgt 447 Mark nebst 45 Mark Burschengeld. Der
Schreiber erhält fast das Doppelte seines Feldwebels."

5. „Verehrter Herr Harden, unsere Regirung hat, wie ich in
der Zeitung las, in einer Note an die Schweiz sich über die
schlechte Behandlung Deutscher in amerikanischer Kriegsge-
fangenschaft beklagt. Ich weiß nicht, auf welches Material
die Regirung sich dabei stützt. Gerade in den letzten Wochen
aber sind in unsere Gegend viele aus amerikanischer Gefangen-
schäft Entlassene zurückgekehrt, darunter manche, die zuvor
in französischer Gefangenschaft waren. Die Erzählungen dieser
Leute bezeugen nun übereinstimmend, daß Behandlung, Ver-
pflegung, Ausstattung, Hygiene bei den Amerikanern geradezu
vorbildlich gut war. Da die aus französischer Gefangenschaft

Uebernommenen oft in jämmerlichem Zustand waren, führten die
Amerikaner ein Kräftigungregime ein. Die Leute wurden zunächst ungemein gründlich untersucht und Verletzungen, Hautstriemen, offene Wunden, Knochenbrüche, die durch Schläge hervorgerufen worden waren, festgestellt und notirt. Dann wurde diesen ausgehungerten Leuten für acht bis zehn Tage eine Uebergangsdiät vorgeschrieben; sie bekamen Schleimsuppen, Zwieback, Weißbrot und andere leichtverdauliche Sachen. Alle Gefangenen wurden zuerst gebadet und abgeseift, dann bekam jeder ein Paket mit doppelter Kleidung, Kamm, Bürste, Zahnbürste, Zahncreme. Während der ganzen Zeit wurde auf strengste Hygiene gesehen. ‚Da hat man erst mal gelernt, was Reinlichkeit ist', meinte Einer. Als sie entlassen iwurden, durfte Jeder aus den Lagerbeständen mitnehmen, was er wollte. Einer hatte fünf Paar Stiefel mitgebracht, die er zuerst gar nicht zu nehmen wagte. Diese Freigiebigkeit mag ihren Grund darin haben, daß die Amerikaner aus ihren ungeheuren Beständen den Franzosen nicht gern viel überlassen und der Rücktransport nach Amerika viel Zeit und Geld kosten würde. Unsere Landsleute sagten: ‚Außer der Bewegungfreiheit hat uns nichts gefehlt und wir hatten es jedenfalls besser als die in Deutschland Festgehaltenen.' Die Regirung müßte mit" ihrem ‚Material' rasch herausrücken, damit man sieht, auf welche Vertrauensmänner sie sich beruft. Ich halte diese Note für eine der Thorheiten, an denen die letzten elf Monate überreich sind. Wicjnnüssen. doch gerade piit Ajqerjka in gute Beziehungen kommen und _ dqrßen_ Denen, ^die Das verhindern wollen, nicht in die Falle.geJiea."

o. „Sehr geehrter Herr Harden, wie ich weiß und durch eins der letzten Hefte Ihrer ‚Zukunft' bestätigt finde, kümmern oder bekümmern auch Sie sich um ein gewisses Drurn und Dran an bestimmten Personen, die in Deutschland von der revolutionären Woge (Jahrgang 1918) auf die ‚Höhe' geschwemmt wurden, entweder, weil sie zu leicht waren und blieben, oder, weil sie Alles, was man so Ballast nennt, schleunigst über Bord warfen, oder, weil sie verstanden, sich von hervorragenden Schwimm-Meistern ins Schlepptau nehmen zu lassen, oder aus anderen Gründen. Als Unterlage für Ihre Studien erlaube ich mir, Ihnen zwei Drucksachen der Nationalversammlung zugehen zu lassen, nämlich die Nachweisung der bei den Reichsbehörden und bei den Kriegsgesellschaften auf Privatdienstvertrag Angestellten mit einem Jahresgehalt von mehr als 12 00O Mark.

An unserer preußisch-deutschen Gründlichkeit hat sich,
wie diese Aktenstücke beweisen, nichts geändert. Wie würden
wir sonst erfahren, daß Direktor Hoesterey jährlich nicht nur
22 060 Mark, sondern außerdem' noch 80 Pfennig verdient?
Und daß Oberregirungrath Dr. Haaselau, einst berliner Polizei-
bureaukrat, jetzt Stellvertreter des Reichskommissars für bür-
gerliche Kleidung, außer 15 579 Mark auch noch 96 Pfennige
bezieht? Nebenbei bemerkt: bei der grenzenlosen Nichteignung'
dieses Mannes für diesen Posten herausgeworfenes Qeld.
Auch manchen Leuten, die mehr Qeld verdienen sollen
als die ‚eigentlichen' Bureaukraten, geht in nicht wenigen Fällen
der Ruf der Unfähigkeit voraus. Sogar und gerade dem
General-Direktor Dr. Weinlig, dem 240000 Mark zugedacht
sind. Daher wohl der Name Reichs-Schatz-Ministerium. Kennen
Sie den Mann? Ich höre nur, er sei bereits Millionär und habe
sich hier eine Wohnung für 60 000 Mark gemiethet.
Daß der Pressechef der Reichskanzlei 8000 Mark weniger
verdient als, exempli causa, der Chef der Centraibuchführung
und Revision im Reichs-Schatz-Ministerium, ist eigenartig. Da-
bei hat Herr Ulrich Rauscher, wie Sie aus dem beigedruckten
Steckbrief ersehen, nicht nur das Referendar-, sondern auch
das Abiturienten-Examen hinter sich, woraufhin er denn be-
reits am zwölften November 1918 seinen Vertrag mit sechs
Wochen Kündigung zum Schluß eines" Kalendervierteljahres
nebst der ‚Stellung' eines Ministerialdirektors in der Smoking-
tasche hatte. Auf der Drucksache, die uns vorgelegt ist, wer-
den wir Abgeordnete geradezu um Entschuldigung gebeten, weil
dem Pressechef der Reichskanzlei sage und schreibe 15 000
Mark zugebilligt sind. Bei den Repräsentationverpflichtungen
und unter den heutigen Preisverhältnissen!
In Ihrer ‚Zukunft' las ich vor Kurzem den Namen Sklarz.
Wollen Sie, bitte, Seite 12 der ersten Nachweisung aufschlagen.
Dort finden Sie. ihn wieder. Können Sie mir aber vielleicht
sagen, wie die ‚mehreren Bücher' heißen, die dieser Mann (der auch
um 3000 Mark höher bewerthet wird als der Reichspressechef)
verfaßt hat? Im neusten Kürschner finde ich nichts und selbst
Degeners ‚Wer ists?' versagt. Von einem Angestellten aber,
der im Reichsinteresse die englische und die amerikanische
Presse ‚bearbeiten' soll, möchte man etwas mehr wissen als
diese' papiernen Kargheiten.
Auf den dreiundsiebenzig Seiten, die ich Ihnen zustelle,
giebt es noch sehr viel, was zur Bitte um Antwort und Aus-
kunft reizt. Für heute möge Dies als Introduktion genügen

Nun liegt allerdings die Gefahr nah, daß Sie mich nach
dem Lesen dieser Zeilen an die auch mir nicht unbekannte
Thäfsache erinnern, daß ich doch Mitglied der Nationalver-
sammlung bin und mein Fragerecht etwas direkter ausüben
könnte als auf dem Wege üher Reichspost und Grunewald.
Haben Sie schon einmal die ,Kleinen Anfragen' studirt und
die ,Antworten', die sich darauf über kurz oder lang ein-
stellen? Daß auch hierin ein Unterschied zwischen der Auf-
machung vor und nach dem neunten November 1918 nicht
zu erkennen ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Das
alte Sprichwort lautete: Ein Narr fragt mehr, als zehn Weise
beantworten können. Das neue lautet: Ein Narr fragt. Die
wissenden Weisen reden drum herum, weil sie nicht antworten
wollen. Mit ergebenem Gruß Ihr Georg Davidsöhn."
Von dem Herrn Weinlig weiß ich nichts. Der als „Schrift-
steller und Verfasser mehrerer Bücher" mit achtzehntausend
- Mark besoldete Herr Sklarz ist ein Bruder, nicht einmal der
interessanteste, des Gewaltigen, den ich erwähnen mußte, in
dessen Arbeitzimmer das mit freundschaftlicher Widmung
geschmückte Bild Ihres Parteiführers Scheidemann, sehr ge*
ehrter Herr Abgeordneter, hängt und dessen Küche und Keller,
noch wenn der Wirth abwesend ist, allerlei Reichsspitzen
anzieht. Daß auch die Pressechefs, der (zu allgemeiner Hei*
terkeit „Minister" betitelte) Herr Naumann, ein schwach,
und sein Nachfolger, Herr Rauscher, ein kräftig begabter
Journalist, dieser sehr ernst zu nehmenden Dynastie eng be=
freundet sind, kann Ihnen, der Volk vertritt, nicht fremd sein.
Wo Fritze, Justaf &. Co. lieben, können Victor und Uli allein
nicht hassen. Mit zornigem Wehmuth reden Sie von dem
mit den „Kleinen Anfragen" getriebenen Unfug. Gestatten
Sie mir, nicht Juristen nur an Ulpians Wort zu erinnern:
„Nulla est iniuria quae in volentem fiat", und Sie zu vejr»
sichern, daß es sogar in der „freisten Demokratie der Welt"
noch Mittel giebt, von wissenden Weisen auch auf hoch»
nothpeinliche Fragen Antwort zu erzwingen.
7. „Sehr verehrter Lord Parmoor, ich erhalte von dem Fight
the Famine Council zur Konferenz eine Einladung, für die ich
danke; ich bedauere, daß mir nicht möglich ist, der Konferenz
beiwohnen zu können, deren Zweck ich außerordentlich begrüße.
Zu Punkt Vier der Tagesordnung, eine durch den Völkerbund

auf internationaler Grundlage garantirte Anleihe, gestatte ich mir, mich in Folgendem kurz schriftlich zu äußern.
Der Weltkrieg kann in finanzieller Beziehung nur von der ganzen Welt geheilt werden, denn die in finanzieller und ökonomischer Beziehung geschlagenen Wunden sind in der ganzen Welt bemerkbar und werden auch auf viele Jahre hinaus noch in der ganzen Welt fühlbar sein. Es ist unmöglich, für die nächste Zeit daran zu denken, den Austausch von Waaren in der Welt Jediglich mit den selben Methoden wie vor dem Krieg zu erledigen. Man wird jedenfalls für eine Weile neue Hilfemethoden anwenden müssen. Hierzu würde der Völkerbund helfen können, wenn er wirklich ein Völkerbund wäre. Der jetzt vorgeschlagene ist aber so konstruirt, daß man von ihm- die Erledigung nicht erwarten kann. Alle Völker müßten aufgenommen oder, da die Zeit drängt, schon vorher durch eine' internationale Anleihe Schulden, die gemacht sind, und Schulden, die noch gemacht -werden, regulirt werden. Die Anleihe müßte in allen Ländern frei von allen Steuern sein und in allen maßgebenden Währungen zu bestimmten Paritätsätzen ausgestellt werden. Die Anleihe wäre dadurch sicherzustellen, daß ihr Zinsendienst in den einzelnen Ländern an erster Stelle vor allen anderen Ausgaben rangirt; die Sicherheit wäre dann die denkbar größte, die Anleihe würde in der ganzen Welt als beliebtes Anlagemittel genommen und damit fast den. Charakter eines Zahlungmittels erhalten. Ich könnte mir vorstellen, daß man einen Schlüssel für den Umtausch der Anleihen findet, die während des Krieges von einem Lande dem anderen Land gegeben worden sind. Hierzu würden auch die Schulden zu rechnen sein, die die kriegführenden Staaten in den neutralen Ländern aufgenommen haben, indem die neutralen Länder für ihre Forderungen solche Anleihen zu nehmen härten. Nach Durchführung einer solchen Transaktion würden keine auswärtigen Kriegsanleihen mehr existiren. Mit den im Inneren aufgenommenen Kriegsanleihen hätte sich jedes Land selbst abzufinden.
; Der zweite Zweck der internationalen Anleihe wäre, nicht nur diese alten auswärtigen Kriegsanleihen und Kriegsverpflichtungen zu erledigen, sondern auch für Ankäufe von Roh- und Nährstoffen Mittel zur Verfügung zu stellen. Die Länder, die verkaufen, müßten in bestimmtem Umfang internationale Anleihe in Zahlung nehmen.
Für die Einigung über eine internationale Anleihe wäre in Versailles der gegebene Verhandlungort gewesen. Das ist versäumt. Jetzt wird eine solche Anleihe erst möglich sein, nachdeir

folgende Gesichtspunkte beobachtet worden sind. Die ausr wärtigen Verpflichtungen der Länder, die Krieg geführt haben, müssen in ein erfüllbares Höchstmaß begrenzt werden. D<: Friedensvertrag von Versailles kann als freiwillig geschlossener Friedensvertrag nicht bezeichnet werden. Man hat den Frieden ohne mündliche Verhandlungen einfach diktirt, so daß von keinem ruhig denkenden Menschen Das, was gezeichnet worden ist, als das Resultat sachverständiger Unterhändler angesehen werden kann. Das deutsche Volk ist trotzdem fest entschlossen, den Vertrag so weit zu erfüllen, wie es irgend vermag; fordert man mehr, so führt man ein Unglück herbei, das nicht nur Deutschland trifft, sondern auch auf alle anderen Länder zurückwirkt. Das schon heute sichtbare finanzielle Chaos auf dem Wechselmarkt wird weiter um sich greifen und wirtschaftlich dauernd die ganze Welt" beunruhigen. So lange Reden, wie der französische Finanzminister, Herr Klotz, sie gehalten hat, noch möglich • sind, ist ernsthaften Finanzleuten die Grundlage für jede Diskussion genommen. Man wird über eine internationale Anleihe erst sprechen können, wenn anerkannt ist, daß die Verpflichtungen aller betroffenen Völker auf das Maß der Ausführbarkeit zurückzuführen sind. Kein Land darf wirthschaftlich und finanziell überlastet und dauernd ruinirt den Pakt beginnen. Die Völker dürfen nicht unter dem Druck eines Vertrages leben, der ihnen abgepreßt wurde und unerfüllbar ist; sie dürfen nicht unausgesetzt wegen der Unmöglichkeit der Leistung in Verzug gerathen und dadurch neuen Drangsalirungen und Beunruhigungen ausgesetzt sein; sie müssen erst wieder lebensfähig gemacht werden. Dann erst sind Atmosphäre und Grundlage gegeben, um international eine Lösung dieses außerordentlich verwickelten Weltfinanzproblems zu finden.

Und noch Eins. Auch für das wirthschaftliche Leben giltr was für die Kriegführung richtig ist: schneller Entschluß. Werden an sich richtige Entscheidungen zu spät getroffen, so sind sie werthlos. Seit Kriegsende werden die Ueberlegungen hingezogen, als wenn die Entscheidungen in Langsamkeit getroffen werden könnten, ohne das wirthschaftliche Leben aller, nicht nur der direkt beteiligten Nationen zu gefährden. Eile thut noth!

All Dies ist lediglich meine persönliche Ansicht; ich habe kein offizielles Amt.

Mit vorzüglicher Hochachtung, sehr verehrter Lord,,
. ganz der Ihre
Mamburg. Max M. Warburg."

Diesen Brief, dessen Abschrift mir der (wie unser Freund
Ballin zu rühmen pflegte, „enorm kluge") hamburgerFinanz«
feldherr schickte, veröffentliche ich um so lieber, als er einen
Gedanken, den ich vor bald vier Tahren aussprach, der tech*
nisch möglichen Form nähert. Im April 1916 sagte ich hier:
,,Was wird aus Schulden und Tilgpflicht? Steuern und Zölle,
die auch nurdenZins der Kriegsschulden einbrächten, müßten
Gewerbe und Handel im Wettbewerb mit Amerika, mit
Australien und der Gelbenwelt lähmen, den Eigenthums«
begriff zerbeizen, die halbwegs Satten aus Angst vor Ver*
mögenskonfiskation in neutrale Staaten gesunden Haushaltes
jagen und den Wagemuth zu ausgreifendem Unternehmen,
wie Schimmel das Rosenblatt, morden. Nur neue Gedanken,
nicht vergilbte, vergrämte, schließen den Schlund. Aus Euro«
pas Kriegsschuld werde ein Sühnhort. Aus den Anleihe*
scheinen in allen am Krieg betheiligten Europäerstaaten
(und in den zu Anerkennung des Völkerbundes bereiten)
giltiges, von allen Schuldnern verbürgtes Geld, das in jedem
der Schiedsrichtergewalt unterthanen Land an jedem Schalter,
von jedem Gläubiger zum vollen Nennwerth angenommen
werden muß. Der Völkergerichtshof verwaltetden Schatz und
sondert, zu gleichen Theilen aus den Anweisungscheinen aller
Staaten,davon,was er für sich und seine Miliz braucht. Er darf
den seinem Spruch Ungehorsamen mit Geldbuße strafen und
alle umlaufenden Anleihescheine des Staates entwerthen, ein*
ziehen, vernichten, der, ohne an Leib und Leben bedroht zu
sein, den Frieden bricht. Daher winkt ein Band, das in Ge*
meinbürgschaft zusammenhalten kann und doch nicht Striemen
einschnüren, nicht in Athemstod drosseln muß. Der alte
Erdtheil wäre aus der Geldklemme befreit; brauchte nicht
Künste und Wissenschaft dorren, Industrie, Technik, Handel
und Hausrath in Dürftigkeit zurücksinken zu lassen. Würde
sanft genöthigt, das unnütze Erinnern an vergeblichen Streit
flink und tief zu vergraben, damit nicht der Fäulnißstank
irgendwo den Willen zu großem, sauberen, dem Recht und
der Kultur, den Nächsten und Fernsten fruchtbaren Mensch*
heitgeschäft vergifte." Da der Artikel, der diese Sätze ent*
hielt („Wenn ich Wilson wäre"), durch Senatsbeschluß „zu
ewigem Gedächtniß" in das amtliche Kongreßprotokol der

Vereinigten Staaten aufgenommen wurde, dürfen wir hoffen,
daß ihrem Grundgedanken in Amerika das Feld schon be»
eitet ist. Jetzt, wie ich nach mancher Meldung glauben
darf und das Hungerkonzil bestätigt, aUch in England. Staats»
bankerot, dem das einsame Deutschland, mit einer Reichs«
schuld von zweihundertzwölftausend Millionen und einem
Markwerth von. fünfzehn Centimes, drei Amerikanercents,
nicht ausbiegen könnte, oder Internationalisirung der Kriegs*
schuld: es führt kein anderer Weg nach Küßnacht. (Spar»
Prämien»Anleihe ist vergnügliches Zauberstück und Feuer»
werk, made inWarsaw.) Weil den Bankerot des europäischen
Festlandes die vier anderen Erdtheile nicht gesund überleben
würden, muß der Entschuß werden, den Herr Warburg em»
pfiehlt. Von dem Weltbankier trennt mich nur seine Meinung,
der internationalen Anleihe müäse die Aenderung des Frie»
densvertrages vorangehen. Der ist, im Wesentlichen, gewor*
den,wie erdurchaberwitziges Handeln und strafbar thörichtes
Unterlassen deutscher Regirer, vor und nach dem Niederbruch,
annis Beth» und Scheidemann, Luden« und Brockdorff, werden
mußte. „Freiwillig", verehrter Herr Warburg, hat ein völlig
Besiegter, in Ohnmacht Hingestreckter nie und nirgends
einen Friedensvertrag geschlossen. Dieser hat furchtbar qua«
lende Härten und erzdumme Fehler; bringt aber keinem Sieger
Profit, keinem auch nur beträchtlichen Aufwandsersatz und
wird gerecht, wie nachgerade doch wohl Pflicht heischt, nur
nach der Erwägung des Leides beurtheilt, das mindestens
sechs Siegerstaaten in der Kriegszeit ertragen mußten und
dessen Nachtrag nun dem lange verschonten Deutschland
von Uebermacht aufgebürdet wird. Noch in Versailles ist
die Revision des Vertrages, seine Anpassung an gewandelte
Umstände, zugesagt worden; und auch dieses Versprechen hat
Rechtskraft erworben. Nur durch den Geist neuer Inter«
nationale wird der Pakt erträglich und drum erfüllbar. Der
ökonomische Unterbau, den wir wollen, duldet den Sumpf
nicht, der alles schon Errungene noch immer verpestet. Schich»
tet, businessmen, die Mauern, mörtelt sie fest und sorget, daß
kein fauler Pfuhl fortan himmelan stinke. Durch Schneege»
stöber undVorwintersfrost dringt von allen Seiten der Harfen*
ton gutenWollens ins offene Ohr; von allen: Belgien und Frank»

reich selbst, die abscheulicher Rechtsbruch tiefer noch als an»
dere Länder uns verfeindet hat, fangen zu fühlen an, daß ihr
Schicksal unlösbar in Deutschlands verknüpft ist, und gewöh*
nen sich, seufzend noch, in das Bewußtsein europäischer,
menschlicher Solidarität. Und verdienen die Männer und
Frauen der seit Fritzens Wutbrandungtagen von deutschem
Haß umgischteten Briteninseln nicht Dank dafür, daß sie, trotz
der Heimsuchung durch Tauchboot, Luftgeschoß, Weltver*
ruf, als Erste zu Berathung Deutsche einluden und die Ge*
fährten laut beschwören, zu Gunst deutscher Kinder auf
rasche Rückgabe des ihnen geraubten Milchviehs zu ver»
ziehten? Die Atmosphäre ist nicht mehr so dicht vernebelt,
wie des Hamburgers Auge sie erblickt; und eines Warburg
helle Baumeisterschaft wird sie desto eher lichten, je rascher
der konstruktive Verstand sich dem Schuppenhemd rostigen
Vorurtheils enthakt. Alles aber, Wirthschafteintracht und
Atmosphäre, Gemeinbürgschaft und Völkerbund, Alles hängt
an der Frage, ob wir von erkanntem, erwiesenen Fehl und
Frevel gestürzter Machthaber uns lösen oder, ihn hehlen,
gar ins Heldenbuch deutscher Geschichte einfügen wollen.
Die Welt ist willig zu Gemeinarbeit und Völkerrechtsbund
mit dem deutschen Volk, das Haus und Hof von Schutt und
Schmutz reingefegt hat; nur mit ihm. Nicht Flagellantenwahn
noch Masochismus drängt in das Verlangen deutlicher Scheid'
ung von Schuld und Schuldigen. Nie wieder wird Deutsch»
land im Kreis der Menschheit froh aufathmen, ehe sein Blut
vom Gift alter Machtgier und Rechtsschändung enteitert ist.

Im Finstern gebunden

Ist des Fliegengottes, des Lügners Wirken verjährt?
Die blinde Thorheit der Militärmachthaber wollte, daß
dem deutschen Volk stets die Kraft der seiner Regirung feind»
liehen Staaten als schon lahm dargestellt, ihre (nur allzu fest
berechtigte) Zuversicht und alles weitsichtig kluge Planen
gehehlt werde. Daß ich Stimmen aus Feindesland Deutschen
hörbar werden ließ, galt als Verbrechen wider den Heiligen
Geist des „Burgfriede" genannten Bei zu Babel. Nach einem i
vom Willen zu Volkstrug geforderten Censureingriff schrieb
ich an den Oberbefehlshaber in den Marken:

„Das Schreiben vom neunzehnten Juli habe ich empfan*
gen. Unter den Begriff militärischer Angelegenheiten, die der
Vorcensur bedürfen könnten, habe ich bisher nicht den Ab»
druck aus in breitester Öffentlichkeit erschienenen Artikeln
zu bringen vermocht, die feindliche Stimmungen, Wünsche,
Hoffnungen (nichts Anderes) verrathen. Diese Artikel, nach
sorgsamer Uebersetzung, einem kleinen Kreis gebildeter Deut«
sehen zugänglich zu machen, schien mir Pflicht. Solche Aus»
züge sind nicht erst in den letzten Wochen, sondern seit
Kriegsausbruch unbeanstandet in meiner Zeitschrift erschie»
nen. Sie beständig mit widerlegenden Einschiebseln und Zu*
sätzen zu spicken, hätte ich für falsch gehalten: weil ein ur*
theilsfähiger Leser (und auf andere kann ich nicht rechnen)
sich gegen stete Bevormundung und lehrhafte Anmaßung
sträubt und durch solche Methode das Gegentheil Dessen
erreicht worden wäre, was erlangt werden sollte. Auch hat
eine Zeitschrift die Last und den Vortheil der Kontinuität.
Die Leser wissen, da ichs ihnen mindestens zehnmal ge*
sagt habe, daß ich unsere Industrieleistung für nicht über*
treffbar halte. Das in jeder Woche zu wiederholen, wäre
unklug. Die Zeitungen, aus denen ich citire, konnte sich
Jeder verschaffen. Wenn die Kenntniß Dessen, was der
Feind sagt, hofft, wünscht, .Verzagtheit und Flaumacherei
in die weitesten Kreise' tragen könnte, müßte man an un*
serer Sache verzweifeln. Die weitesten Kreise erreiche ich
gar nicht. Vor irgendwelcher Verzagtheit habe ich immer
wieder gewarnt. Der Abdruck aus feindlichen Blättern ist
mir hier hundertmal von ernsten Patrioten gedankt worden
und hat draußen bewirkt, daß man sagt: ‚Die Leute müssen
sich stark fühlen, denn sie verschweigen die feindlichen
Wünsche und Drohungen nicht.' Kann der Feind unsere
Kriegsindustrieleistung übertreffen, so wird er den Krieg zu
seinem Vortheil enden. Kann ers nicht, so wird uns das
Uebergewicht bleiben. Daran ändern Artikel und Abdruck
nicht das Geringste. Für jeden Fall aber schien mir drin*
gend, furchtbar dringend nöthig, daß wenigstens ein kleiner
Menschenkreis erfahre, welche Wünsche und Hoffnungen
der Feind hegt. Auf den Gewinn des Großen Loses braucht
man Keinen vorzubereiten (zu solchem Gewinn ist Jeder
■

stets in der .Stimmung'); wohl aber auf die Möglichkeit,
daß er noch warten oder sich mit kleinem Nutzen beschei»
den muß. Flauheit, stumpfe Verzagtheit ist, leider, dadurch
■entstanden, daß man einen (in Schopenhauers Sinn ruch«
losen) Optimismus gepflegt hat, dessen Weissagungen sich
niemals erfüllen könnten. Dadurch, daß man dem Volk im«
•mer wieder gesagt hat, den Feinden stehe völliger Zusam«
-menbruch nah bevor, sie machten die letzte Anstrengung,
der Krieg werde rasch und triumphal für uns enden; und
Aehnliches. Enttäuschung macht muthlos. Seit Monaten wird
den Menschen eingetrichtert, der Fall von Verdun sei als
das Ende französischer Wehrkraft zu betrachten. Drei« oder
viermal schon ist ihnen die Mär von gänzlicher Vernich«
"tung der Russen vorgeplärrt worden. Die an all Das glau«
ben, sind in getährlicher Siegessicherheit und leben, als wäre
nicht Krieg. Die Zweifler und Ungläubigen sind stumpf
und mürrisch. Daß diese Taktik grundfalsch ist, dürfte
•nicht mehr bestritten werden. Sie hat erwirkt, daß wir, trotz
•ungeheuren Leistungen und allen Erfolgen, seit Monaten
■eine schlechtere Mehrheitstimmung haben als die Länder der
Feinde, denen kein sichtbarer Erfolg beschieden war. Darin
sehe ich, sehen Viele eine der ernstesten Gefahren unserer Lage.
Täglich mußte dem Volke gesagt werden: ‚Es kann noch
lange dauern. Die ältesten Großmächte Europas werden
die Waffen nicht niederlegen, ehe sie das Aeußerste ver«
sucht haben. Aber sie werden uns nicht bezwingen, wenn
jeder Deutsche sich mit dem Bewußtsein durchdringt, daß
es um das Dasein des Reiches geht. Zu Muthlosigkeit ist
kein Grund; der größte aber zu düster heiligem Ernst, denn
Europa erlebt die furchtbarste Katastrophe seiner Geschichte.'
Dieser Ueberzeugung Ausdruck zu geben, ist mir Pflicht;
•und ich vermag nicht einzusehen, was unserer Sache dadurch
geschadet werden kann, daß Deutsche hören, welche Ge«
birge von Waffen der Feind, jetzt noch, herzustellen hofft."
Einem heimreisenden Amerikaner schrieb ich, auf sei«
nen Wunsch, nach dem Sussex«Zwist einen Brief, den er
dem Präsidenten der Vereinigten Staaten vorlegen wollte. Der
glaubte damals noch, Friedensvermittlung werde erst möglich
sein, wenn beide Machtgruppen darum ersucht haben.

„Grunewald, am vierzehnten Mai 1916.
Sehr geehrter Herr,
auf Ihre Frage, ob der Versuch einer Friedensstiftung mir
nützlich scheint, antworte ich Ihnen, der mit gar nicht genug
zu dankender Gerechtigkeit das entsetzliche Ereigniß dieses
Krieges beobachtet und dargestellt hat, gern in aller Offen*
heit; aber als ein Privatmann, der nur seine Ueberzeugung,.
nicht die der Kaiserlichen Regirung, ausspricht.
Der aus einer versunkenen oder versinkenden Gedanken*
weit noch überlebende Aberglaube, der offene Ausdruck
der Sehnsucht nach Frieden sei ein .Schwächezeichen', hin*
dert beide Mächtegruppen, zu versuchen, ob von Volk zu
Volk, von Gruppe zu Gruppe nicht heute, endlich, Ver*
ständigung möglich sei. Beide aber wissen schon, daß die völ»
lige Niederwerfung des Feindes unwahrscheinlich, als sichere
Folge fortdauernden Krieges nur die Verwüstung Europa»
und die Entkräftung aller Kriegsmächte vorauszusehen ist.
Die psychologische Vorbedingung einer Friedens ver*
mittlung«Aktion ist innerlich also erfüllt.
Will eine zur Vermittlung geeignete Persönlichkeit
warten, bis sie von beiden Gruppen dazu aufgefordert wird,
dann will sie eine Stunde abwarten, in der ihr Eingriff über*
haupt nicht mehr nöthig ist. Denn ist auf beiden Seite»
der Wunsch nach Frieden so stark, daß von beiden Vermitt*
lung erbeten wird, dann entwerthet sie sich zu leerer For*
malität und ist nur noch das Feigenblatt, das die falsche
Scham der Kriegsmüden deckt.
Durchaus aber verstehe ich, daß ein bedeutender Mann,
der eine große Nation vertritt, nicht nutzlosen Eifer zeigen
und sich eine Ablehnung holen will.
Was also kann, heute und morgen noch, geschehen?
Dieses:
An alle im Krieg stehenden Staaten kann, zu gleicher
Zeit, die Frage gerichtet werden: .Seid Ihr bereit, dem Grund*
satze zuzustimmen, daß dem von der ganzen civilisirten
Menschheit zu beklagenden Krieg ein organisirter Friede
folgen muß, der, bei ungeschmälerter Wahrung aller Souve*
rainetätrechte, internationale Vereinbarung über alle dazu
geeigneten Wehrfragen, zu Land und zu See, sichert und

einem internationalen Schiedsgericht die Möglichkeit schafft,
seine Beschlüsse im Nothfall gegen Widerspänstige mit Ge»
walt oder durch Boykott durchzusetzen?'
Wer diese Frage verneint, beweist damit, daß er die
großen Zeichen der Zeit nicht erblickt oder nicht richtig
zu deuten vermag und daß er das Schicksal seines Volkes
und Staates auf die Waffe, nicht auf den Geist, stellen will.
Das ist sein Recht; aber er muß die Folgen tragen. Wer
die Frage bejaht, kann sich der Gewissenspflicht nicht ent»
ziehen, sofort den Versuch zu machen, ob auf der durch die
Bejahung gelegten Basis nicht eine Verständigung über die
Macht*, Grenz« und Hoheitrechtsfragen zu erlangen ist.
Als den Hauptgrund, der unsere Feinde zur Fortsetzung
des Kampfes spornt, erkenne ich den Glauben, das Deutsche
Reich werde nach jedem Friedensschluß seine Rüstung fort»
setzen und die Gegner von heute dadurch zu einem Kraft»
aufwand zwingen, den ihre Volkszahl oder ihre nationale
Eigenart verbietet. Deshalb sei es besser, jetzt, im Guten
oder im Schlechten, durch Sieg oder durch Untergang, ein
Ende zu machen. Im Sinn des deutschen Sprichwortes: Lie»
ber ein Ende in Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.
Dieser Glaube irrt aber. Deutschland hat den Wunsch
nach internationaler Vereinbarung bisher nicht eifrig geför»
dert, weil die Mächtegruppe, die ihn empfahl, von dem Trieb
geleitet war, in der Stunde internationalen Rechtsstreites dem
Deutschen Reich den Willen einer Mehrheit aufzuzwingen,
die der uns gegnerischen Gruppe immer gewiß war. Solchem
im Voraus bestimmten Spruch sich zu beugen, hätte das
Selbstachtungbedürfniß des deutschen Volkes niemals er»
laubt. Jetzt erst, da erwiesen ist, daß die Stimmenmehr*
heit nicht der Ausdruck einer Uebermacht war, ist eine neue
Situation geschaffen und eine haltbare Grundlage für ein
internationales Abkommen über Rüstung» und Wehrfragen
möglich geworden. Dieses Abkommen würde die Welt nicht
nur von dem Gespenst des .Militarismus', sondern auch von
der Seetyrannei befreien, unter der mit uns jetzt die fried»
liehen Völker zweier Erdtheile leiden.
Wird solches Abkommen als Ziel des Krieges erreicht,
dann war das furchtbare Völkerringen für Menschheit und

Menschlichkeit (die uns nicht weniger heilig ist als anderen
Völkern) nicht ertraglos; dann kann ihnen aus der Blutsaat
unverwelkliche Frucht reifen. Nur dann.
Und eben so unverwelklich wird der Ruhm des Mannes
und der Nation sein, die durch rechtzeitige, kluge und takt»
volle Fragestellung zu solcher Fruchtreife mitgewirkt haben.
Diese öffentliche, nicht überhörbare Fragestellung scheint
mir heute noch (aber bald vielleicht nicht mehr) möglich und
deshalb nothwendig. Ich spreche meine Ueberzeugung offen
aus.weilDeutschlandsStellungimzweiundzwanzigstenKriegs»
monat, innen und außen, noch so unerschüttert ist, daß es vor
Mißverständniß oder Fälschung seiner Absicht sich nicht zu
fürchten braucht. Lehnen unsere Feinde schon die Beantwort*
ung der prinzipiellen Vorfrage ab: Wir können warten und
weiterkämpfen. Glaubt die Kaiserliche Regirung, sie ver*
neinen zu müssen: dann weiß die Welt, daß sie sich auf
den Versuch einrichten muß, das Ende dieses Krieges mit
ausschließlich militärischen Mitteln zu erstreiten.
Herzlich grüßt Sie, Ihnen ergeben,
Harden."
Der leidige und fruchtlose Tauchbootstreit hat bis in
den Winter den Präsidenten Wilson gehindert, den Kämp*
fern die Vorfrage zu stellen, die mit mir so Viele ersehn*
ten. Daß ich den Beschluß, das frevle Wagniß rücksicht*
losen Unterseekrieges zu meiden, gelobt hatte, gab dem Herrn
von Kessel willkommenen Anlaß zu neuem Eingriff. Neuer
Abwehrversuch, in Grundsätze ausgreifender, wurde nöthig;
und ich schrieb abermals an den Oberbefehlshaber.
„Grunewald, am achtzehnten Mai 1916.
Eurer Excellenz
beehre ich mich auf das Schreiben vom siebenzehnten Mai
zu erwidern:
Als ich zum ersten Mal den Tauchbootkrieg, seiner inter*
nationalen Wirkung wegen, erwähnte, war die Entscheidung
schon gefallen. Da ich in der erfreulichen Lage war, diese
Entscheidung (der Kaiserlichen Regirung) billigen, also öffent*
lieh vertheidigen zu können, that ich es. Noch heu*" kann
ich nicht annehmen, daß daran eine Vorschrift hindern sollte,
die bestimmt war, vor der Entscheidung öffentlichen Meinung*

streit zu hindern. Ich habe, auf meine Weise, die Frage nicht
früher erörtert als alle deutschen Tageszeitungen. Daß die
Empfehler rücksichtlosen Tauchbootkrieges es schon zuvor
gethan hatten, ist eben so leicht festzustellen wie die That»
sache, daß im April durch die ganze Presse Europas und
Amerikas Aussprüche des Großadmirals Prinzen Heinrich
von Preußen, also eines auf die Wahrung deutschen Inter»
esses besonders innig bedachten Herrn, gingen, in denen die
Undurchführbarkeit rücksichtlosen Tauchbootkrieges un»
zweideutig anerkannt wurde.
Die für die Tagespresse bestimmten .Richtlinien' wer»
den in nicht seltenen Fällen dem Bedürfniß des Tages gelten:
in solchen Fällen deshalb für eine Wochenschrift, die drei
Tage vor ihrem Erscheinen fertig sein muß, weder noth»
wendig noch nützlich sein. Das von diesen Linien einge«
grenzte Hauptgebiet (militärische und politische Nachrichten)
betrete ich niemals.
Der Zweck des Verbotes, den Artikel des Herrn von
Heydebrand nachzudrucken und zu besprechen, kann offen»
bar nur gewesen sein, eine der amtlichen Entscheidung min»
destens unbequeme Preßdiskussion, pro et contra, zu unter»
drücken. Als ich den Artikel zu widerlegen versuchte, war
die Entscheidung veröffentlicht. Daß ich damals diese Amts»
entscheidung gegen den Autor des Artikels vertrat, kann
nicht wider das Interesse des Deutschen Reiches gewesen
sein. Der Versuch (eines parteilich befangenen Abgeord»
neten), daraus einen Bruch des Verbotes zu konstruiren,
zeigt mehr tückische Verschmitztheit als Redlichkeit. Als
das Verbot erging, war es nöthig (und ich habe es den Per»
sonen, mit denen ich in Verkehr bin, empfohlen); als mein
Artikel erschien, war die Situation völlig anders: und der
Kompaß der deutschen Sache wies auf die Pflicht, zu wider*
legen, was geschrieben war, um die Regirung in falschen
Fahrtkurs zu drängen oder dem Volk einzureden, diese Re»
girung wisse unser internationales Ansehen nicht zu wahren.
(Ein Beispiel Dessen, was ich mit der zeitlich bedingten
Geltung der .Richtlinien' meine.)
Das Verbot meiner Wochenschrift, das fünf Wochen
lang galt, hat die gesammte Organisation zerstört; noch heute

ist, natürlich, der frühere Abonnentenstand nicht wieder er*
reicht.Die ,Strafe'(für Versehen,deren ich mir.trotz ernstester
Gewissensprüfung, niemals bewußt geworden bin), war also
hart genug. In der Aufhebung des Verbotes kann der Unbe«
fangene um so weniger etwas einer Begünstigung Aehnliche
sehen, als ja die völlige Unterdrückung einer halbwegs ernst*
haften Zeitung oder Zeitschrift noch nie bei uns beschlossen
wurde und auch in dem mich treffenden Fall nicht verfügt war.
Das Verbot hat aber auch das Bischen Ansehen, das ich,
als eines selbständigen, nicht .gouvernementalen' Mannes,
für unsere Sache draußen geltend machen konnte, beträchtlich
geschmälert. Der Meinung unserer Feinde, bei uns werde
jedem irgendwie Dissentirenden ohne Erbarmen jetzt das
Maul verbunden, lag der Plan nah, nun sagen zu lassen:
.Auch Harden wagt jetzt nicht mehr, offen zu reden!' Das
ist ausgiebig (wie man heute zu sagen pflegt) geschehen.
In England und Frankreich. Mein alter Feind Clemenceau
schilt mich ,le serpent pythonique du Kaiser'; in einer der
verbreitetsten illustrirtenZeitungen erscheint mein Bild unter
dem des Kaisers mit der Ueberschrift ,Le maitre et le ser*
viteur'; der ,Matin' spottet immer wieder über den ,ge*
zähmten Harden"; und so weiter. An sich belanglos; doch
eine üble Erschwerung des kleinen Dienstes, den ich viel»
leicht leisten könnte.

Als ich bestimmt wußte, daß in dem Zwist mit Amerika
die Entscheidung nach der Seite der Vernunft fallen werde,
hielt ich für dringend nothwendig, das vielfach mißleitete
Volk darauf vorzubereiten; ihm, ganz objektiv, den Ge*
dankenkomplex zu zeigen, auf dem Herr Wilson steht und,
nach seiner Wesensart, stehen muß. Noch heute halte ich
die damals von mir geleistete Arbeit für nützlich und ich
durfte von ihr eine uns günstige Wirkung aufs Ausland er*
warten. Wiederum wurde das Heft in Beschlag genommen.
Nicht die neue materielle Schädigung kränkte mich bis ins
Tiefste, sondern die Thatsache, daß die jetzt souveraine Be*
hörde, mich, den sie doch nicht für einen gedankenlos taumeln»
den Esel hält, immer wieder der Verletzung vaterländischer
Interessen zeihen darf. Den dadurch erwirkten Beschluß, mei n e
dem Königlichen Oberkommando so lästige Thätigkeit ein-

zustellen, ließ ich nur fallen, weil mir gesagt wurde, die
Leiter des Reichsgeschäftes würden, im Interesse auswärtiger
Politik, diese Einstellung bedauern. Dem Schreiben Euer Ex»
cellenz muß ich nun entnehmen, daß ich abermals Bedenken
hervorgerufen habe. Wodurch? Ich weiß es nicht. Darf aber
behaupten, daß ohne meine Aufsätze viele gebildete Deutsche
die Aenderung der Marinepolitik und die Verständigung mit
Amerika nicht so leicht hingenommen, sich nicht so rasch
von dem Wahn, dieRegirung sei schlapp, weggewandt hätten.
Für diese Behauptung sprechen gewichtige Stimmen. Auch
meine Anregung einer Lebensmitteldiktatur scheint ja nütz,
lieh in die Entscheidung einzuwirken. Sind fruchtbare An.
regungen aus der Publizistik nicht allzu selten? Will man
in meiner Arbeit nur das Einzelnen Unbequeme sehen, nicht
das dem Gemeinwohl Nützliche? Ich habe nun einmal nicht
•die Fähigkeit, nach einer Vorschrift zu arbeiten. Mein Hirn
kann nicht produziren, wenn es bedenken soll, ob ein Zn»
fallswort da und dort Anstoß geben könnte. Muß es Das,
wird mir nicht gestattet, nach meiner Kenntniß, nach Ueber»
zeugung, Takt, Völkerpsychologie, auf meine Weise unserer
Sache zu dienen, dann, freilich, bleibt mir keine Wahl mehr:
ich muß verstummen, auf die Gefahr, daß man draußen
aus dem Verschwinden dieser Stimme widrige Schlüsse zie*
hen wird. Meine Arbeit ist ungemein mühevoll, ist höchst
undankbar: ich muß den Landsleuten sagen, was sie nicht
gern hören und doch hören müssen. Ein Geschäftsmann
würde sich davor hüten; würde zetern, daß wir den Erdball
,auf die Knie zwingen' werden, und, wenns etwa nicht ge«
schieht, die .schlappe Regirung' dafür vor Gott und Deutsch*
heit verantwortlich machen. Da ist nicht mein Weg. Ich
treibe, in den Grenzen meines Könnens, Politik, nicht Schacher«
machei (die im Tribunengewand stolzirenden Patriotismus
nicht schöner aussieht und nicht lieblicher duftet). Ich will
•und kann nicht eine Schleichguerilla, ein Versteckspiel mit
den Plänen des Oberkommandos aufführen und durch jäm*
merliche Geschicklichkeit zu erlangen suchen, was durch
Offenheit unerreichbar scheint. Soll mir das Bischen Wirkung*
möglichkeit abgeschnürt werden: ich kanns nicht hindern;
und muß der Macht die Verantwortung überlassen. Euer

-Excellenz wolle bedenken, welcher Bildungzone die relativ-
wenigen Leser, denen meine Artikel zugänglich sind, ange*
hören. Die sind nicht zu .verderben': weil sie nicht, wie
die hunderttausend Kunden einer Großzeitungplantage, kri*
•tiklos sind. Die würden eine ernstlich ,antinationale' Halt*
ung des Herausgebers selbst ahnden; durch Abkehr von ihm.
Diesen darf man, muß man sagen, was ich ihnen gesagt habe.
Nichts darin war unüberlegt oder gar auf Augenblickseffekt
berechnet. Wenn ich Herrn Wilson aus seinen Wesenswur*
zeln zu erklären versuchte, so geschah es, ohne Sym* noch Anti*
pathie, weil wir ihn als peacemaker wahrscheinlich brauchen
werden und weil die tausend Karikaturen und Schimpfartikel
nicht nur den Mann, wie ich weiß, tief verärgert haben, son*
dem auch unserer Sache unwürdig und schädlich sind. Daß
er an einer sichtbaren Stelle auch anständig portraitirt wurde,,
nützt uns, wie mir bestätigt worden ist. Wenn ich mehr*
fach auf den Unterschied politischer von militärischer Auf^
fassung hinwies, so geschah es (übrigens in Einklang mit
Clausewitz und Stein, Bismarck und anderen Staatsmännern
und Heerführern), weil gerade der Glaube der Feinde, nur
die militärische Auffassung komme bei uns zu Wort, das-
Werk der Friedensstiftung am Meisten erschwert.
Dieses Werk aber will ich fördern. Und kann ich darin
nicht mehr nützen, dann mag der Teufel Schreiberei und
Einkunft holen. Ich glaube nicht an triumphales Ende
(das uns auf die Dauer auch nur, politisch und see*
lisch, schaden könnte), glaube nicht, daß die Kurve
deutscher Leistung, militärischer und nationaler,
noch beträchtlich höher steigen kann; und wünsche
deshalb würdigen, vernünftigen Frieden. Den wünscht
die Regirung, das Volk und seine Mannschaft im Feld. Die
Stimmung ist nicht so, wie sie von der Höhe viel«-
leicht scheint.
Natürlich. Wir sind im zweiundzwanzigsten Kriegsmonat.
Der stellt auch vor andere Publizistenpflicht als der erste oder
sechste. Die Zuversicht zu stärken, bin ich immer bemüht
gewesen. Ich war der Erste und lange der Einzige, der die
Kriegsdauer voraussagte und stets mahnte, ,nicht zu früh
müde zu werden'. Heute nur Hurra zu schreien, den Fein»

den die Faust oder doch die Zunge zu zeigen, ist nicht nur
zwecklos: ist schädlich. Ich thue es nicht; auch nicht
um den Preis ungestörten Verlagsgeschäftes.
Denn wer heute, im Vertrauen auf ein unüber*
troffenes Heer, weitertaumelt, Der gleitet, unbe*
wüßt, in die Gefahr, das Spiel unserer Feinde zu
spielen. Die haben die Zahl und den Zeitablauf für sich.
Können sich, weil ihrer Viele sind und der größte Theil
des Erdballes ihnen offen und freundlich ist, rascher als wir
nur Krüppelreichen Gesellten von Wirthschaftwunden er*
holen. Wir müssen Politik treiben oder bereit sein, noch
mindestens ein Jahr lang, ohne tötliche Waffe gegen Eng»
land und in der Gewißheit, daß Amerika die Niederwerf*
ung der europäischen Westmächte, mit oder, ohne Wilson,
nicht thatlos dulden könnte, Krieg zu führen. Mir scheint
nothwendig, ehe es zu spät wird, ehe die Zeit gegen uns
wirkt, den Waffenerfolg politisch zu münzen. Mir schien
ungeheuer nothwendig, auf die neue Interview Greys,
die ein ernster Friedensfühler ist, höflich zu antworten; zu*
nächst, um mehr herauszulocken, publizistisch. Ich habe
es nicht, noch nicht gethan: weil ich sehe, daß alle meine
Mühen mißdeutet, an'der souverainen Stelle mißbilligt wer*
den; weil ich die übliche Schimpferei auf den Mann, den
in England uns, wie jeder Kenner weiß, freundlichsten, nie
mitmachenkonnte; weil apolitisch Denkende wähnen würden,
ich .nehme für Grey Partei'; weil, um mit einem Gegner zu
verhandeln, nöthig ist, sich zuvor innerlich einmal auf seinen
Standpunkt zu stellen. Daß ich bisher in dieser höchst be»
deutsamen Sache schweigen mußte, ist mir bitterer Schmerz.
Denn was sieht nun der Feind als Wirkung der Interview?
Verächtliche Abweisung und Schimpf. Und die Curzon,
Carson, Milner werden zu Grey sagen: ,Da haben Sie die
Folge Ihres sanftmüthigen Pazifismus 1 Mit den Deutschen
ist nicht zu reden, ehe sie lahm sind.' Für uns aber könnte
die Erkenntniß kommen, daß wir der Minute ausschlagen,
was keine Ewigkeit zurückbringt.
Weil nach der Wirthschaftverheerung Wettrüsten künf*
tig nicht möglich sein wird, bin ich dafür, daß wir künf*
tige Nothwendigkeit nicht, wie Verhängniß, über uns er*

gehen lassen, sondern, aus frei sich aufreckendem Entschluß, jetzt schon ‚in Zahlung geben': und uns damit würdigen Frie» den sichern, der uns giebt, was wir brauchen, nicht, was wir, vielleicht, dem Feind abpressen könnten und was dann eitern» der Fremdkörper würde.

Wäre nicht nützlich, daß jetzt, unter völlig veränder» ten Umständen, die Vertreter aller Censurbehörden mit Ver» trauefIsmännern der Regirung und mit nicht gedankenlosen Publizisten in freier Aussprache einmal die neuen Aufgaben der Preßstrategie-und «taktik erörterten? Daß man einan* der als gleich berechtigt, gleich patriotisch empfinden lernte? Oder können Eure Excellenz von Bindung, Erdrosselung der Geister Wesentliches erhoffen?

Mir ist gesagt worden, das Oberkommando erhalte vie* lerlei Zuschriften, die mich denunziren. Eine lange, an Er* folg und Ehre reiche Laufbahn hat Eure Excellenz gelehrt, welchen Kalibers im Allgemeinen die Leute solchen Unter« nehmens sind. Einen Mann, dessen Lebensleistung nicht ganz ertraglos ist und dessen Vaterlandliebe nur Wahnsinn anzweifeln kann, zu gefälliger Erdrosselung zu empfehlen, ist doch erbärmlich.

Kann bezweifelt werden, daß auch das Handeln des Oberkommandos verklatscht und verdächtigt würde, wenn die Möglichkeit bestünde und die Furcht nicht hemmte?

Ich habe das besondere Mißgeschick, daß zwei regsame und schreiblustige Schichten mir verfeindet sind: die niedere Journaille, die mit Recht, die Homosexualen, dAg^^tJJn* recht in mir den Totfeind sehen. Dazu kommt Kriegs« psychose; kommt die ganze Vorstellungwelt breiter Kreise, in der ich das gefährlichste Hemmniß rechtzeitigen, vernünf» tigen, würdigen Friedensschlusses fürchte. Dazu kommt der Maulpatriotismus Derer, die, nachdem sie Monate lang alles zur Diskreditirung amtlicher Politik irgend Mögliche reichlich gethan haben, sich nun in die .Empörung1 hinein» heucheln, daß .Harden so was sagen dürfe, während wir ...'

Der Wunsch, pflichtgemäß im engen Bezirk mir eine Wirkungmöglichkeit zu wahren und den Grundtrieb mei« nes Handelns nicht feig zu hehlen, zwang zu diesem Brief.

In vollkommener Hochachtung

Harden."

Dem Kanzler, der noch als Hort der Vernunft galt,
noch nicht in nackte Blöße enthüllt war, schrieb ich:
„Grunewald, am neunzehnten Mai 1916.
Eurer Excellenz
«ine Abschrift der Antwort, die ich gestern dem Herrn Ober*
befehlshaber in den Marken geben mußte, vorzulegen, fühle
ich mich verpflichtet: weil ich mit dem Herrn Ministerial*
direktor Lewald (der vergißt, daß Jovialität im Nominativ
einen Gott voraussetzt) weder darin übereinzustimmen
vermag, daß die Censur bei uns mehr Freiheit lasse als an»
derswo (ich wäre schon mit der jetzt in Rußland gewährten
zufrieden), noch darin, daß für das Walten der Censur nicht,
nach Verfassung und Sinn des Gesetzes, der Reichskanzler
verantwortlich sei.
Den paar ernsten Menschen, die Zeitungen oder Aehn<
liches machen, wird die Freude an vaterländischem Wesen
geradezu gewaltsam ausgeärgert. Von einem Lieutenant,
Hauptmann, höchstens Major empfangen sie .Weisungen'
auf einem Gebiet, das diesen vortrefflichen Herren so be*
kannt ist wie mir das Fliegerdienstreglement. Kein Swift
könnte den Zustand besser satirisiren als die Thatsache,
daß ich, höflich, getadelt werde, weil ich in'einer Zeit, da das
Erörterungverbot völlig sinnlos geworden war, die Politik
des Kanzlers gegen Heydebrand vertheidigt habe. Difficile
«st satiram non scribere.
Obwohl ich vom.Kriegsanfang an mich in die pein»
vollste Reserve gezwungen habe und, zum Beispiel, so grausig
schmähliche Dinge wie die .türkische Hipmordung und
Prostituirung armenischer Männer, Frauen und Kinder» trotz
hundert jammernden Bittbnefen, trotzdem ich fühle, daß
wir von der stummen Duldung dieser Menschheitschma.Qh
nfeToskommen werden, niemals erwähnte, werde ich unauf*
hörlich tracassirt. Auf mir lastet die persönliche Antipathie des
Herrn von Kessel. Er ist nicht nur der Schwager des Fürsten
EuTenburg: ich habe auch einen ihm Nahen, der in Er*
^-"e1;senianden war, durch Benachrichtigung des Generals ge«
rettet. Vielleicht verschieben sich ihm die Dinge so, daß er
in dem"Ketter den Bewirk er des lautlosen Abschiedes, sah;
vielleicht empfand er die (nicht ganz winzige) Gefälligkeit

als lästig. Nie konnte mich der Gedanke streifen, daß er
bewußt sich durch solches Erinnern stimmen lasse; unter
dem Bewußtsein aber wirkt es fort und macht den Herrn
geneigt, selbst so aberwitzigen Behauptungen zu glauben
wie der, ich .dürfe' mehr als .alldeutsch' genannte Herren
sagen. Hätte ich ein Zehntel Dessen geleistet, was sie an
Verrufung der .Wilhelmstraße' thaten, so wäre meine Zeit*
schrift längst ,für die Kriegsdauer' verboten.
Und diese Kriegsdauer ist unabsehbar, wenn die Regung*
freiheit Privilegium Derer bleibt, die, weil sie Unsummen
scheffeln oder gefahrlos einen Doppelsold (ein neunzehn»
jähriger Lieutenant 310, ein Landsturmmann knapp 22 Mark
imjvymat) einsäckeln und hundertfache Macht üben, den
Krieg schlürfen. Wenn ich mit Denen ginge, würde ich ge*
hätschelt; und hätte vielleicht auch solche Auflagesteigerung
wie im Krieg manche deutsche Tageszeitung. Weil ichs nicht
kann, steht dicht vor mir der Tag, wo ich meine Arbeit
einstellen und in einem neutralen Land stumm abwarten
muß, was wird.
Eure Excellenz und deren Helfer mit einer Antwort zu
bemühen, ist nicht meine Absicht. Mir schien nur Pflicht,
noch einmal anzudeuten, was ist. Insbesondere bitte ich,
das über die Interview Grey Gesagte zu prüfen. Ist es
nicht möglich, auf so ernsten Versuch anders zu antworten
als durch elenden Preßschimpf und durch billige Ironisirung
in scheinbar .neutralen' Blättern, deren ,Beziehung' zu
Deutschland le secret de polichinelle ist, dann kommen wir
nicht weiter. Und eine Kriegswoche kostet nicht nur über
eine halbe Milliarde: sie kostet auch so viel Menschenglück
und Reichskraft, daß der Gedanke daran mit rauherer, sicherer
Hand als Macbeth und Kandaules den Schlaf mordet.
Euer Excellenz bin ich mit starken Wünschen für Werk
und Erlebniß in vollkommener Hochschätzung ergeben
Harden."
Aus Schlünden der Tiefe.
„Seit wir Bulgariens sicher sind, kann uns Amerika
nicht mehr schaden": Falkenhayn am dreißigsten Dezember
1915. „Durch militärische Schläge der Landheere kann ich.

den Krieg nicht zu Ende bringen": Falkenhayn am zweiten
Januar 1916. „Wird von heute ab der Unterseekrieg um
England herum ohne Ansehen der Person geführt, so wird
England binnen zwei Monaten um Frieden bitten müssen":
Tirpitz am ersten Januar 1916. „Bei freier Hand für den
Ubootkrieg werden wir nicht nur mit England, sondern auch
mit Amerika fertig": Holzendorff am vierten Januar 1916.
„Der Eintritt Amerikas in die Reihe unserer Gegner würde
für England keine Ausschlag gebende Hilfe schaffen": Tirpitz
am achten Februar 1916. „Der Krieg muß für uns als ver*
loren gelten, wenn nicht der Eintritt Belgiens in unseren
Concern erzwungen wird. Der uneingeschränkte Ubootkrieg
ist das einzige Kriegsmittel, durch dessen Anwendung Eng*
land sicher und unmittelbar in seinen Lebensbedingungen
getroffen werden kann": Falkenhayn am dreizehnten Februar
1916. „Deutschlands Mittel werden länger ausreichen als
die Englands": Herr Dr. Salomonsohn, Geschäftsinhaber
der Diskontogesellschaft, im Februar 1916; er und zwei an«
dere Bankvorstandsmitglieder, die Herren Waldemar Müller
und Max Schinckel,empfehlen dringend den uneingeschränkt
ten Tauchbootkrieg, der England sicher niederringen werde.
„In England und noch mehr in Frankreich fehlt es an einem
ausgleichenden Faktor, der über den verantwortlichen mili*
tärischen und politischen Führern steht, während bei uns
der Ausgleich für alle Zweifel und Divergenzen in der Hand
Seiner Majestät des Kaisers liegt, bei dem alle militärischen,
außenpolitischen und innerpolitischen Fäden zusammen*
laufen. In diesem gegebenen Zustand ruht das sehr be*
deutende Moment unserer Ueberlegenheit": Gesandter Von
Treutier am dritten März 1916. „Falkenhayn ist in Ueber»
einstimmung mit Bethmann der Ansicht, der Krieg müsse,
wegen der zur Neige gehenden Widerstandskraft unser selbst,
namentlich aber unserer Bundesgenossen, bis zum Winter
1916/17 beendet werden. Dazu genügten nicht die zu er*
hoffenden Erfolge auf den Landkriegsschauplätzen": Wil*
heim, in Charleville, am vierten März 1916. „Falkenhayn bat
Seine Majestät, doch bei dem neuen Staatssekretär auf thun»
liehst baldige Ermöglichung des Ubootkrieges zu drängen.
S. M. antwortete, Admiral Capelle habe erklärt, vorEnde Som*

mersei einsolches Unternehmen ausgeschlossen. Welcher Ab»
grund liegt hinter urs!": Gesandter Von Treutier am fünfzehn*
ten März 1916. „Nach den heutigen Verhältnissen kann man
damit rechnen, daß in spätestens fünf Monaten England durch
uneingeschränkten Ubootkrieg zum Nachgeben zu bringen
sein wird. Die Marine ist bereit, diesen Krieg zu beginnen,
und mehr denn je überzeugt, daß er zum Ziel führen wird":
Holtzendorff am zehnten Dezember 1916. „Ohne rücksicht*
losen Ubootkrieg verlieren wir den Feldzug; darin haben
die Eindrücke an der Westfront mich bestärkt": General
Ludendorff am zwanzigsten Dezember 1916. „In unserer
Note vom sechsundzwanzigsten Dezember haben wir Wilson
einen ziemlich deutlichen Fußtritt gegeben. Ich hoffe immer
noch, wir lassen das Va»Banque< Spiel des verschärften Uboot*
krieges. Die Basser», Strese* und Fuhr*Männer sind doch
wirklich weniger wichtig als das Verhältniß zu Amerika.
Wilson erhebt keinen Anspruch, die einzelnen Friedens*
bedingungen mitfestzusetzen; wohl aber will er in Bezug auf
die Grundsätze gehört werden, nach denen die Friedens*
bedingungen gestaltet werden sollen, damit sie für.die Dauer
und von allen Staaten, auch von den neutralen, garantirt
werden können. Wir werden uns nichts vergeben, wenn
wir dieser Auffassung Wilsons zustimmen. Kommen wir
in Krieg mit Amerika, so haben wir von der Zukunft nichts
mehr zu erhoffen. Das ist meine feste Ueberzeugung": Herr
Max M. Warburg am sechsundzwanzigsten Januar 1917.
„Die Antwort der Alliirten, die eine freche Verhöhnung des
Friedensangebotes der Centraimächte darstellt, dürfte auf
unsere Oeffentliche Meinung eine Wirkung in der Richtung
haben, daß diese gebieterisch die Anwendung der äußersten
Mittel fordern wird": Gesandter Graf Brockdorff*Rantzau
(der also auch hier, als einziger Diplomat auf wichtigem
Posten, für den rücksichtlosen Tauchbootkrieg eintritt) am
fünfzehnten Januar 1917. „Dieser Weltkrieg ist zum Kampf
zweier Weltanschauungen geworden. UnsereGegner glauben
ehrlich (sie heucheln Das nicht etwa nur, wie man immer
wieder bei uns hören kann), für das Recht zu kämpfen, das
von der Macht mit Füßen getreten worden ist. Sie sind fest
überzeugt davon, daß Deutschland das Prinzip der jedes

Recht verachtenden Macht verkörpert und daß Deutschlands
Niederlage deshalb geradezu eine unerläßliche Bedingung
für eine gesunde und glückliche Fortentwickelung der Welt
bildet. So lange die Gegner den Krieg gewinnen zu können
glauben (und sie sind heute von ihrem Siege ganz fest über»
zeugt), sind Friedensverhandlungen hoffnunglos. Es liegt
aber auf der Hand, daß man auch heute schon die Friedens»
sache fördern könnte, wäre es möglich, die zukünftige Frie*
denspartei in England davon zu überzeugen, daß der schwere
Opfer kostende Kampf für die .idealen' Kriegsziele ein un<
nöthiger ist. Wer Das will, kommt um die belgische Frage
nicht herum. Man muß sich völlig klar darüber sein, daß
die Besitzergreifung von Belgien oder auch nur von einem
kleinen Stück von Belgien auf dem Wege von Verhand»
lungen weder heute noch jemals zu erreichen ist. Wer Bei*
gien behalten will, muß der Welt den Frieden diktiren können.
Darüber zu paktiren ist mit der Welt von heute nicht. In
meinem letzten Bericht aus London schrieb ich im Juli 1914,
daß die belgische Frage die Theilnahme Englands am Krieg
entscheiden werde. Heute kann man sagen, daß die belgische
Frage einen ganz gewaltigen Einfluß auf den Kriegsverlauf
gehabt hat und daß sie auch für Deutschlands Zukunft noch
eine große Bedeutung haben wird": Militärattache Renner
am achtzehnten Januar 1917. (Merket Euch den Mann!)
Was forderte, in einer Zeit, da, nach dem Urtheil des
Generals Ludendorff, unsere militärische Lage „schlecht",
Deutschland nur noch durch den Tauchbootkrieg zu retten
war, das „Friedensangebot", auf dessen Grund der Feind
verhandeln, Präsident Wilson vermitteln sollte? „Anerken»
nung des Königreiches Polen. Verbesserung der Grenze
Preußens gegen Polen. Wirtschaftlichen Anschluß Polens
an Deutschland. Entscheidenden Einfluß auf die Eisenbahn
und sonstige wirthschaftliche Vortheile in Polen." Das also
ein in Ohnmacht geknebelter Vasallenstaat und Tributknecht
Deutschlands geworden wäre. „Grenzregulirung im Osten
durch Annexion bis zur Linie Rigaer Meerbusen westlich
Riga, östlich Wilna, vorbei Richtung Brest«Litowsk." Also
Zerstückung Rußlands, das Kurland, Litauen und eigentlich
auch Polen dem preußischen Deutschland abtreten mußte.

,.Garantien in Belgien. Ausnutzung der Bodenschätze der
Campine. Wirtschaftlicher Anschluß an Deutschland, das
die belgischen Eisenbahnen in Besitz nimmt. Besatzung»
recht; wenn nicht ausreichend, Annexion von Lüttich. Kriegs«
entschädigung." Belgien, das nach deutschem Vertrags» und
Wortbruch unschuldig überfallen und dem neben anderen
furchtbar schweren Opfern schon mehr als eine Markmilliarde
■erpreßt worden war, sollte also noch unter den Rang des
„selbständigen" Polenstaates sinken; sollte in Zoll* und
Eisenbahnwesen, Wirtschaft und Wehrstand fortan deutscher
Willkür unterthan werden und obendrein Deutschland noch
von den Kosten des Ueberfalles, des Einbruches entschädigen.
„Räumung des französischen Gebietes mit Ausnahme des
Eisenerzgebietes von Briey und Longwy; in Elsaß*Lothrin*
gen kommen nur Grenzberichtigungen zu unseren Gunsten
in Betracht. Erwerbung des Kongostaates. Rückgabe der
deutschen Kolonien mit Ausnahme von Kiautschau, Karoli*
nen.Marianen. EntschädigungderAuslandsdeutschen.Luxem»
bürg tritt in den deutschen Staatsverband." Bedingungen der
Generale Ludendorff* Hindenburg vom fünften November
1916. Die Serben der zwei Königreiche sollten an Bulgarien,
Albanien und Oesterreich*Ungarn große Landstücke (sammt
der Hauptstadt Belgrad) abtreten, Rumänien derHabsburger»
monarchie schmalere Landstriche räumen. Auf Kriegskosten*
■ersatz wollte Baron Burian gnädig verzichten. Wären diese
hinter Wortnebel versteckten Bedingungen erkennbar gewor*
den, so hätte aus den Ländern der Feinde und der Neutralen
■ein Hohnlachen geantwortet. Deshalb ist die Frage, ob Wil»
sons Vermittlermühen durch fahrlässiges, böswilliges, täppi*
sches Handeln der Berliner vereitelt wurde, ohne Gewicht.
Nachtragsforderung der Heeresleitung war noch: „Wirfh»
schaftliche Vortheile in Rußland"; Wilhelms: „Uebergang
der von Rußland den Engländern gewährten Minenkonzes»
sionen auf uns." Auf dem Moorgrund irgendwie ähnlicher
Bedinge war nie, in keiner Stunde, Friedensschluß, in keiner
Verhandlung möglich. Und dem „Friedensangebot" war vor«
angegangen: die Polenproklamation der zwei Kaiser (die Zar
Nikolai „eine Ohrfeige in mein Gesicht" nannte), das deutsche
Hilfdienstgesetz, das auch Alte und Krüppel mobilisirte, der

Rücktritt der Minister Asquith und Grey, die längst schon
schlaffer Kriegsführung und sanfter Neigung in Pazifismus
geziehen wurden, und der Aufstieg Davids Lloyd George,
dem nur Tröpfe zutrauen konnten, er werde in der ersten
Woche seiner Präsidentschaft sich in die Kapitulation beu*
gen, die ihm das „Friedensangebot" zumuthere. Das pries
die „gewaltigen Erfolge und die unüberwindliche Kraft
Deutschlands und seinerVerbündeten"; sagte, „dieGesammt»
läge berechtige zu der Erwartung weiterer Erfolge"; trotz*
dem die Verbündeten „den Krieg zu siegreichem Ende führen"
könnten, wollten sie, „die zu Vertheidigung ihres nationalen
Daseins die Waffen zu ergreifen gezwungen waren, ihre Geg*
ner nicht zerschmettern oder vernichten". Und zu dem Heer
sprach der Deutsche Kaiser vor dem Ohr der Welt: „In dem
Gefühl des Sieges, den Ihr durch Eure Tapferkeit errungen
habt.habe Ich und dieHerrscher der treu verbündeten Staaten
dem Feind ein Friedensangebot gemacht. Ob das damit ver«
bundene Ziel erreicht wird, bleibt dahingestellt. Ihr habt
weiter mit Gottes Hilfe dem Feind Stand zu halten und ihn
zu schlagen." (Wortlaut von der Obersten Heeresleitung am
zehnten Dezember 1916 vorgelegt.) Deutschland und seine
Genossen waren nicht in ihrem nationalen Dasein bedroht,
nicht in Krieg gezwungen worden und ihre Führer, poli*
tische und militärische, wußten, daß sie weder Endsieg er»
reichen noch gar die Feinde zerschmettern konnten.
„Ueber die Unverschämtheit und Frechheit des Herrn
Wilson ist kein Wort zu verlieren; aber wir haben ihm auch
die Maske vom Gesicht gerissen": Unterstaatssekretär Zimmer*
mann, vor mindestens zwei Dutzend deutscher Zeitungleiter,
am vierten Mai 1916. „Um einer Einmischung des Präsi*
denten Wilson in die Friedensverhandlungen vorzubeugen,
raben wir in der Beantwortung seiner Note klar zum Aus»
drucK gebracht, daß wir mit unseren Gegnern direkt zu ver*
handeln wünschen": Staatssekretär Zimmermann am vier*
undzwanzigsten Dezember 1916. „Die Antwort der Entente
ist so niederträchtig, daß wir in unserer Antwort ihr durch*
aus die Maske vom Gesicht reißen müssen; ihre Gemein«
heiten müssen in kurzen Sätzen scharf zurückgewiesen wer*
den; wir müssen einen scharfen Ton anschlagen und auf die

politischen Schandthaten der Entente hinweisen. Das er*
wartet das Volk von uns": Herr Zimmermann am sechsten
Januar 1917. In der Antwortnote der zehn Regirungen (vom
dreißigsten Dezember 1916) auf das „Friedensangebot" ist
heute, leider, keine wesentliche Behauptung noch zu ent*
kräften. Was sie ausspricht, ist, auch für Millionen guter
Deutschen, Oeffentliche Meinung der Menschheit geworden;
Meinung, die, freilich, das Stachelkleid des Krieges trug.
Die „Einmischung" Wilsons, der Herr Zimmermann
„vorbeugen" will, war von dem Kanzler mehrmals mit drän*
gendem Wort erbeten worden. „Eine Friedensaktion des
Präsidenten, die nach außen hin spontan scheinen müßte,
würde bei uns ernsthaft in Erwägung gezogen werden": schrieb
Herr von Befhmann am sechsundzwanzigsten September an
den Botschafter Grafen Bernstorff; und am vierzehnten Okto*
ber: „Spontaner Friedensappell, zu dem ich den Präsidenten
weiter zu ermuthigen bitte, würde von uns gern angenommen
werden." Hauptsorge: „Wilsons Friedensaktion müßte nach
außen hin spontan erscheinen." Das ist der Bieder* und Beth-
mann, der schrieb:

AnTschirschky fürBerchtold
28. 7. 14:
„Nachdem wir bereits
einen englischen Konferenz*
vorschlagabgelehnthaben, ist
es uns unmöglich, auch diese
englische Anregung a limine
abzuweisen. Durch eine Ab*
lehnung jeder Vermittlung*
aktion würden wir für die
Konflagration vor der ganzen
Welt verantwortlich gemacht
und als die eigentlichen Trei*
ber zum Krieg hingestellt wer*
den. Das würde auch unsere
Stellung im eigenen Land un*
mögltch machen, wo wir als
diezum Kriege Gezwungenen
dastehen müssen."

An Grünau für Hindenburg
1. 10. 16:
„Graf Bernstorff ist auf
persönlichen Befehl Seiner
Majestät angewiesen, den Prä«
sidenten Wilson zum Erlaß
eines Friedensappells zu ver*
anlassen. Sofern Wilson dazu
gebracht wird, soll die wahr*
scheinliche Ablehnung des
Appells durch England und
seine Verbündeten, während
wir ihn annehmen, uns die
Grundlage verschaffen, um
die Zurückziehung unserer
Amerika ertheilten Zusage
moralisch vor der Welt, in*
Sonderheit auch vor denNeu*
tralen, zu rechtfertigen."

Wir müssen als zum Kriege Gezwungene dastehen, von (dreimal erbetenem) Friedensappell überrascht scheinen und ihn zu „moralischer" Entschuldigung von Versprechensbruch und Beschluß schonunglosen Tauchbootkrieges nützen. Das war in Orkan des Reiches Kanzler. Das wollte, mit ewig wimmernder Seele, den Königstiger Macchiavells, den blau« äugigenPunier Kleists,den blonden Borgia Nietzsches mimen. Mußte nicht Katastrophe draus werden? Und diesem Zeuger deutscher Treue soll noch die Republik, als habe sie je sich ihm verlobt, gar vermählt, in Witwenflor nachtrauern?

Schwarze Brache

Ein paar Fäden knäuelte ich, die aus dem Labyrinth des Untersuchungausschusses den Rückweg erleichtern. Wird das Ungeheuer, das der schneeweiße Bulle in den Schoß der dem Gemahl Minos Untreuen säte, nun, endlich, erlegt? Draußen nimmt man den Ausschuß ernster als in der Hei» math, wo er durch manche Devotion, durch den Hang, noch vor waidwunder excellentia in Ehrfurcht zu ersterben, die Spottlust kitzelt und wo, noch immer, das Volk die Akten, die Herkunft, den Hingang des Krieges, nicht kennt. Der war nicht aufgezwungen; war seit dein achten September 14 nicht mehr zu gewinnen, aber bis in den Frühling 18 stets, nach würdiger Bescheidung in Schicksal, leidlich zu enden, erst seit dem achten April 18 unrettbar verloren. Der Friede mußte grausam hart werden, weil Militaristengeist, dem das Mittel, Heer und Kriegsruhm, Selbstzweck geworden war, sich in unannehmbare, unerörterbare Bedinge verstieg, von Spielers Verwegenheit und Entsetzensfrucht das Heilswun« der erhoffte; weil die Entrandung Rußlands, die Zerquir* lung alter Balkanrechte und das methodisch irre Drohgelall von „Mitteleuropa" die Feinde Deutschlands in zuvor nie geahnte Zusage an Czechen, Südslawen, Polen trieb, die tief in das Fleisch und Zellengewebe Preußens und Oester« reichs schnitt; und weil, wie Herr Warburg im Januar 17 schrieb, das leichtfertige Wagniß des Krieges gegen Amerika das letzte Leuchtfeuer am Horizont deutscher Zukunft löschen mußte. Kein Mächtiger hatte den Muth, zu sehen, was war, zu hören, was wurde. Teder befahl, die Wahrheit dicht zu um»

wickeln, das Warnwort schon auf der Lippe zu würgen.
Jeder donnerte oder stöhnte: „Wenn wir nicht durchhalten,
versenken, verwüsten, bis zu Urenkeln das Vaterland, Kin*
derland in Schuldhaft ketten und, trotz Gottheit, Mensch«
heit und allen Höllen, noch Sieg erhaschen, sind wir ver*
lorenl" Darf diese Prophetenschaar staunen, mit geller Be»
schwerde die Luft erschüttern, als Verbrechen der Republik
einkerben, was sie, von Tirpitz bis hinab zu Treutier, dem
Kaiserreich vorausgesagt hatte? Deutschland ist nicht ver»
loren. So stark, allein, in trotzig*protziger Einsamkeit zu ge*
deihen, wars nie, k onnte es niemals werden; nicht nur der rings»
um bewunderten Volksleistung, auch geduldigem Wohlwol*
len der Seemächte und Rohstoffbesitzer hat es den vorganglos
schnellen Aufstieg verdankt. Internationale, die werden muß,
hebt es behutsam aus der Staublawine: wenn sichs in seines
WesensEdelgehalt erneut undvorUnedlemwiederdasSchau*
dem, der Menschheit Merkmal, lernt. Nicht vergebens harrt
es dann, wie Tantaliden, gerechten Gerichtes. Das aber muß
auf seiner Scholle, streng ohne Rachgier, beginnen. Das
heilige Feuer deutschen Willens zu Freiheit, redlicher Rechts*
wahrung und gütiger Würde ist nicht verglüht; glimmt jung
unter gehäufter Schlacke. Und wird allen Slys, trunkenen
Kesselflickern, die auf Grafenbetten, zwischen Palastgeräth die
Seligkeit unerträumter Wonne schlürfen,morgen dieHautvon
frischem Fettpolster sengen. Hören die wackeren, tüchtigen
Männer.die in der Regirung sitzen.nicht durch das Geschwätz
von „Kameradschaftlichkeit" den Kranichruf höherer Pflicht?
Reut sie nicht das dumme Verbot der Vossischen Zeitung?
Hat das Erlebniß in dem verhörsingten Oberschlesien, hat
der Rückblick auf ein Gebirg reiner Rebellenleichen, auf die
befohlene Abschlachtung schuldloser Matrosen (nicht eines
Oberlieutenants Werk) sie noch nicht begreifen gelehrt,
daß ihr dunkler Drang vom rechten Weg verleitet wurde?
Deutschlands Ackerkrume ist aufgebrochen, ist tiefer als
je durchfurcht. Damit unser Feld morsche, jedes nährende
Luftstofftheilchen einsauge, müssen wir, ohne Müdheit und
träge Furcht, früh und spät die Unkrautskeime ausjäten.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der
Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G.m.b.H. in Berlin.

Bilanz am 30. Juni 1919.
Soll.
Grundstücke
Gebäude
Arbeiter-Wohnhäuser . . .
Gleise
Licht-, Heiz- u. Wasserl.-Anl.
Kraftanlage
Werkzeugmaschinen . . . .
Inventar
Werkzeuge
Mobilien und Utensilien . .
'Zeichnungen und Modelle
Pferde, Wagen u. Autos . .
Vorräte, sowie fertige u. halb-
fertige Waren
Kassehestand
Wertpapiere u. Beteiligungen
.Baukonto (begonnene Bauten
in Fürth und Anzahlungen)
Aussenstande
Bürgschaften
Haben.
Aktien-Kapital
Gesetzliche Rücklage . . .
Spezial-Rücklage
Rücklage für Aussenstände .
Rücklage für Talonsteuer . .
UnterslützungskuBse . . . .
4tya% Anleihe von 1890. . .
4J/2 °/o Schuldverschreib, von
Iy07 ■.
4^2 °/o Schuldverschreib, von
1912
Hypoth. f'A Arbeiter-Wohn-
häuser
4»/2% Anleihe-Tilgung v. 1699
4Va°/o Scbuldverschr.-Tilgung
von 1907
4V2°/o Schuldverschr.-Tilgung
von 1912
4V2% Anleihe-Tilgung v. 1899
^ h °/o Schuldverschr.- Zinsen
von 1907 ....
4V2 °/o Schuldverschr.-Zinsen
von 1912
Nicht eingel. Gewinnanteile .
Gläubiger
: Akzeptations-Konto . . . .
Bürgschaften
Gewinn- und Verlust-Konto .
M.
494 012
2 075 138
37G 238
55 12d
86 900
5 359
28
76 175189
136 896 —
35 80;')
M)
5 696
60
1
—
1
-
7 450 000

190 488
71
1088 510
20
264 000

6 948 396
23
284 640
19 672 333
B6
M.
Pf
5 000 000
2 350 000
—

350 000
76 000
—
24 113
_
132 61 IS
50
164 500
—
634 600
-
570000
-
1G3 500
_
3 000
—
6 500
-
29 500

3 542
60
7 205
62
7 813
12
5 000
. -
5 633 002
70
3 222 242
66
284 640
—
1 0)6 765
76
19 672 3i3
85

Gewinn- und Verlust-Rechnung.

Soll.
M.
pt
1965 712
12
1 622 839
16
398 037
32
Zinsen, Skonü, Provisionen .
76 917
23
153 »95 4M
Gewinn
1005 765
67
5 2,3 667107

Haben.
M.
pf
247 739 42
Waren-Konto
4 975 927
65
6 223 667|07

Gotha, den 1. Oktober 1919.
Gothaer WJenfobriR
AKtien-Gesellschaft,
i A. Kandt.

Nachahmungen werd.gerichtl.verfolgt.
Halali
Halali
Halali
Die Zukunft
ist das beste
Insertionsorgan
ßir Verlagshandlungen

Berlin, den 22. November 1919
Kraftlose Götzen
Zwei Welten
VVTelchen Fehls, hört Jeremias die Stimme seines Gottes
* * fragen, „welcher ungerechten Handlung fanden Eure
Väter mich schuldig, daß sie sich von mir wandten, in Eitel«
keit sich verliefen und kraftlosen, unnützlichen Götzen an»
hingen, die ihnen doch nichts zu erlangen vermochten? Sie
fragten nicht: Wo ist der Herr, der uns aus dem Land Egyp»
ten geführt, durch die Wüste geleitet, in Dürrland, darin Nie»
mand wandeln noch ein Mensch wohnen kann, uns bewahrt,
vor dem Bilde des Todes unser Leben erhalten hat? Nicht
Einer fragte, nicht einmal also. In das gute Land Karmelbrachte
ich Euch, daß Ihr seiner Früchte Euch freuet und das Beste
seines Eigenwuchses genießet; Ihr aber habt, seit ich Euch ein»
ließ, das Land verschmutzt, mein Erbe mir zu Gräuel gemacht.
Priester, Schriftgelehrte, Hirten, Alle sündigten wider mich, Bei
ward den Propheten zu Gottheit und Alles bückte sich vor
Götzen, von denen nie Nutzen kam. Wandelt bis auf die In«
sein Cethim und schicket das Auge nach Cedar: ob Derglei«
chen dort jemals geschah, ob der Heide selbst Götter gegen
Götzen vertauschte. So aber hat mein Volk gethan. Den Le«
ben spendenden Quell verließ es und grub Cisternen, die
durchlöchert sind und in denen sich drum das Wasser nicht
sammelt. Ist Israel denn ein Knecht oder aus einer Leibeige»

nen Schoß, daß esjedermanns Beute werden muß?" An Büß«,
Bet* und Bummeltagen (die uns der „Revolution" genannte
Wechsel der Pfründner und Krippenfresser ja, wie andere Er*
rungenschaft, gelassen hat) sind diese Sätze, sammt dumpfer
dröhnenden aus dem Buch Samuelis, die zu Abkehr von den
Bildern des Bei und der Astaroth mahnen, von mancher Kan»
zel gekündet,erläutert worden. Gestern erst wieder.Nie hätte,
wenn Rechtsempfinden nicht im Bann tiefen Schlafes läge, die
Warngewalt dieser Sätze stärkeren, weiter schwingenden Wi»
derhall geweckt als in unserem Nebelmonat, dessen schnee«
bleiche Tag* und Nachtgestirne die häßlichste Schmach aller
deutschen Geschichte sahen. In den Tagen, wo der Ansbacher
Yelin.ohne seinen Namen, die Flugschrift „Deutschland in sei»
ner tiefen Erniedrigung", als deren Verbreiter Bonapartes Jäh*
zorn den nürnberger Buchhändler Palm erschießen hieß, von
der Sehne schickte und wimmernd befahl: „Weine laut auf,
edler, biederer Deutscher!", war nur eine schmale Oberkaste,
nicht das stumm in Vormundschaft geknebelte Volk, sündig
geworden. Heute haftet die Schuld nicht, wie 1806, an zwei mit
Pompwerg ausgestatteten Zollernpuppen, einem frömmeln*
den Genüßling und einem verlogenen,jedem Ueberragenden
mißgünstigen Spießer, nicht an ein paar Potentaten aus ähn*
lichem Mehl, an unzulänglichen Generalen und lüderndem
Hofgeschmeiß. Heute steht die Nation, steht die Volkheit vor
der Frage, ob sie in Schande waten oder sich in Selbstacht»
ungmöglichkeit retten will. Hundertmal ist von Gelehrten
und Schreibern der dem Deutschen Reich von 1914 feind»
liehen Völker das höse Wort des Taqtus wiederholt worden,
Neid sei der stärkste Beweger, Beute das höchste Ziel allen
Germanendranges. Hundertmal der Satz: ,>Die_LjBicUns.chaft
ihres Triebes zu Glücksspiel, die bewirkt, daß der Verlierer
ämTmcTe sich" selbst, die Freiheit seiner Person zu Einsatz miß*
braucht und die letzte Hoffnung auf Gewinn muthwillig mit
der Gefahr versklavten Lebens erkauft, sie schon beweist, mit
welcher Hartnäckigkeit die Germanen noch in der verwerf»
lichsten Sache beharren. Da^nennen sie selbst dann^Ifigne
(Ipsi fidem_,v,ftcant)." Soll das alte Urtheil in neue Geltung
ETuEen? Die Wahlfrist, Deutsche, neigt schon gen Abend.

Wieder Einer
Den Tag der erbärmlichsten Jahresbilanz, die je einer
jungen Demokratie vorgelegt ward, umflorte dieMamentrauer
um den Hingang des Abgeordneten Hugo Haase, Vormannes
der Unabhängigen. Seine Freunde kaben ihn laut, manchmal
wohl mit Worten zu breiten Formates, gerühmt. Mir, der ihn
nicht nah sehen konnte, lebt er als ein Mensch kräftigen Ver*
Standes und reinen Wollens. Als Parteiführer, Redner, Regirer
schien er Fernen von Mittelwuchs; Erbe, nicht Ahn und Erb»
lasser. Auf dem Kamm der rothen Woge, die ihn ins höchste
Staatsamt gehoben hatte, konnte er die Ebertsippe zerfetzt, in
Klümpchen, als ein Häuflein zerbrochener Schalenthiere, zer»
rissener Quallen an den Strand spülen. Er, leider, fühlte nur
die Dämmung durch solche Gemeinschaft. Ein Funke, eines
Schöpfergedankens Aufbrunst: and im Wirbel des Ereig«
nisses, in der Hochstimmung williger Herzen war dem So»
zialismus feste Einheit zurückgegeben und den Deutschen
die unabsehbar schädliche Enttäuschung des ersten Repu»
blikanerjahres erspart. Kein Funke sprang auf, kein zu Zeu*
gung kräftiger Gedanke durchblitzte das trübe Dunkel. Zwi»
sehen zwei großen Stunden war Haase kleiner als sein Schick»
sal. Die erste Stunde war gewesen, als er auf die Führung
der weitaus größten Reichstagsfraktion verzichtete, weil ihm
Gewissen verbot, ihr Handeln noch länger mit seiner Per*
son zu decken. (Wie herrlich hat damals, hat in den Tagen
des Streites um Liebknechts Auslieferung an Büttelgewalt,
noch unter manchem Mond Bestialität sich offenbart! Bei der
Vorstellung, nicht, wie Nothwendigkeit heischt, die Parteien,
sondern die Fraktionen des deutschen Parlamentssozialismus
könnten, ohne Opferung eines Dutzends, mindestens, berüch»
tigter Vorsitzer, Vorschreiber, sich „einigen", müßte Herrn
Lenin das Herz im Leib lachen: denn er wäre gewiß, ein Halb«
jähr nach so unsauberer Bündelung ein Kommunistenheer
auf dem Marsch zu sehen.) Haase kannte die Macht der
Organisation, der in vier Jahrzehnten herangedrillten Partei*
bureaukratie zu gut, um zu wähnen, daß die Hundertschaft,
deren Häupter er tiefer als je den störrigsten Junker ver»
achtete, schnell zerbröckeln werde. Durch Schimpf und Hohn,

durch ein Hagelwetter von Kothgeschossen ist er, in reinem Kleid, dennoch den Weg der Pflicht gegangen. Die Meuterer Tom November 1918, Matrosen und Soldaten, haben dann seinen Eintritt in die Regirung erfleht, erzwungen. („Wenn Ihrs nicht thut, bilden wir eine.") Nicht eine Minute lang sah er darin ein Ereigniß, das „Einigung" vorbereiten könne. Sein Ziel hatte er sechs Jahre zuvor, auf dem baseler Kongreß der Internationale, mit den Worten bezeichnet: „Was die edelsten Geister geträumt, was die größten Denker erkannt und als Gebot der Vernunft verkündet haben, Das wollen wir ver« wirklichen. Wenn politische Unterdrückung, soziale Aus« beutung, Klassenherrschaft geschwunden ist, dann erst kann der ewige Friede, die Völkerfreiheit und Völkerverbrüderung gedeihen." Freundlich besonnte Nüchternheit schützte den ostpreußischen Juden und scharfsichtigen Kriminalisten vor dem Aberglauben, diesem Ziel in trauter Gemeinschaft mit dem Herrn Ebert und dessen ad praedam vorstürmendenTrosse sich nähern zu können. Hat er, für eines Augenblickes Dauer, im Kanzlerhaus, auf ellenhohen Socken seines Wachsthumes Grenzen verkannt? Er fühlte nicht, welchen Werth Eisners musische Herzenskraft, wenn ihr auch dicht die Schlacke der Eitelkeit anhing und der Genius, des Schöpferwesens heiligerWollensbrand,nicht aus ihr glühte, für einWegstreck« chen erlangen, wie hurtig und sacht doch ihre bewußt sti« lisirte Güte die. starren Kanten des Widerstandes, rechts und links, wegschmelzen konnte; sah in dem sanften Diktator von München nur den einst abgeschüttelten „Literaten und Revisionisten", der mit enthuftem Fuß gegen die Deichsel des Dogmas geschlagen hatte, und spürte den kratzenden Stachel horazischer Scheu: „Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto." Da er, zu spät, die Lücken seiner Kenntniß interna« tionalen Geschäftes spürte, erkor er für das Steueramt einen geistreichen, durchaus höfisch gedrillten, nur in engem Be» zirk heimischen, von allerlei Zwirnsfäden gebundenen Roya* listen, der in hastiger Mummenschanz nicht die Zeit fand, zu sehen, was gewesen, was geworden war. Aergeres Unheil noch kam aus Haases Unvermögen, über Verhältnisse sich hinauszusetzen, die den kleinen Menschen ängstigen müssen.

Einmal noch wuchs er ins Maß sittlich Großer: als er den
nie von Volk Beauftragten, die als „Volksbeauftragte" neben
ihm walteten, den Würdenkram hinwarf, weil er, wie in heller
Stunde Luther, nicht Aufruhr in Allem sah, „was Bluthunde
aufrührerisch schelten". In flecklosem Gewand schied er, der
in der Wilhelmstraße nicht, wie der Geschäftsinhaber aus Ba»
den, in Parvenuwonnen geschwelgt hatte; trat in Reihe und
Glied zurück. Auch dieser gute Mensch redlichen Dranges,
aufrechten Pflichtbewußtseins ist nun gemeuchelt worden.
Liebknecht, Luxemburg, Jogisches, Eisner, Levine, Lan»
dauer, Haase . . . Wer zählt die Opfer, nennt die Namen?
Keinem der an Deutschlands Schmach und Leid Schuldigen
wurde, nicht dem vor Weltgericht überführten Verbrecher
kbis heute ein Härchen gekrümmt. Doch von den Rebellen»
führern, die dem Willen zu sittlicher Erneuung, die rühmlich
edlem Wahn ihr Leben verlobten, freut kaum einer sich noch
des rosigen Lichtes. „Auf der Flucht erschossen", standrecht«
lieh (also widerrechtlich) zu Tod verurtheilt, von Gewehr»
kolben „erledigt" oder, wie der Asketenleib Landauers, der ein
von der Siedhitze streng fordernder Menschenliebe verzehrter
Johannes war, von Kugeln durchsiebt, von Nägelschuhen in
blutige Klumpen zertreten, auch von „Geisteskranken" (Lieb»
knecht, Haase) aufs Korn genommen: die Methodik ist mit
bedächtiger Schnelle ausgebildet worden. Mit unzähligen
Wollensgenossen sitzen die Herren Axelrod, Mühsam, Ra*
dek, Toller im Käfig, Herr Däumig sagt in der „Freiheit",
er sei in „unterirdisches Leben" gezwungen, und an Haases
Bahre, um die zum ersten Mal wieder die Trauer aller civili»
sirten Völker in Eintracht sich schaarte, sprach Herr Crispien
die Verse: „Uns Alle berührt der Fittich unserer dunklen
Tage. Wenn einst die Menschen, nach unzähligen Kämpfen,
gelernt, was Mensch sein heißt und menschlich handeln,
dann werden sie, wie wir in diesen Tagen, mit Abscheu
sich von jenen Mördern wenden und es verstehen, warum
in unseren Herzen die Liebe starb und Haß erstehen mußte."
Ward der Aufschrei dieses Hasses in Dunkel gedrosselt? Die
Sichtbarsten wurden gemeuchelt, gemetzelt, die noch Ueber»
lebenden von der Niedertracht alltäglicher Veileumdung

Strolchen und Mörder» empfohlen: und Massenzorn heult
nicht himmelan und zerschmettert mit seinem Hall schon
das Gesindel, dessen verpalzte Zunge, verschmutzte Feder
all diese Schande auf Deutschland sudelte? Schaudernd
oder aus dem Auge kalten Ekels sieht es die Welt; und will
nicht, kann auch nicht glauben, daß hier ein Neues geworden
sei. Mit Gleichmuth blicken die für Menschenrecht und Frei*
heit (wer lacht da?) verschworenen Demokraten, Bourgeois
und Schmarotzer des Erfurter Programmes, auf das Spektakel
hernieder; mit dem schönen Gleichmuth, der diese beispiellos
würdigen Regirer nie noch verließ. Die Nacht vor der von
perversem Kitzel ersonnenen,,Trauerwoche" haben sie durch»
schlemmt und durchgröhlt, sind vor dem von Scham halb
geschlossenen Auge Landfremder durch Weimars Fürsten«
keller getorkelt, waren, als der versailler Vertrag durch den
Draht tröpfelte, nicht aufzustöbern und weihen mit Fest*
gebecher ein „neues Heim" ein, während in Deutschland
aller Verkehr stockt, die Aorta der Wirthschaft blutleer wird
und um den Leichnam Haases, der ihr Führer, Sturmpanier
in hundertSchlachten war, die Wäscher bemüht sind. Warum
nicht? „Sie aber, sie bleiben in ewigen Festen an goldenen
Tischen. Sie schreiten vom Berge zu Bergen hinüber; aus
Schlünden der Tiefe dampft ihnen derAthemerstickterTitanen,
gleich Opfergerüchen, ein lieblich Gewölke." Wer von der
Zeche munterer Spießer nicht bis ins goethische Parzenlied
klettern mag, bleibe in irdischer Niederung und frage selbst
sich, ob Shakespeares Kesselflicker Christopher Sly, der im
Lordsbett erwacht ist, statt gewohnten Dünnbiers Kanarien*
sektsäuftund eines in Weibsmieder geschnürten Pagen Weich*
feil tätscheln darf, sich von der Sorge um Altenglands Wohl
oder Weh das Haar grau färben läßt. Mit den Speckigen, deren
Symbolon wurde, daß sie vom ersten Machttag an das Futter
aus der Kaiserhof küche bezogen, hatte Haases schlichter Ernst
nichts gemein als den Parteinamen; und er hätte der widrigen
Theaterei ihrer „Beileidsbezeugung" lebend sich wohl nicht
hingegeben. Er war ein Jude, stieg leichter als fest Einge»
wurzelte auf die Hochstufe übernationalen, internationalen
Empfindens, ließ aber, besonders stark, wenn er von seinem

engsten Heimathbereich sprach, jedes helle Ohr spüren, mit
welcher Manneszärilichkeit er, in Trauer und Hoffnung,
Deutschland umfange. Daß unter den Märtyrern so viele
Juden sindj ehrtJsr^Lel; zeugt von Heldehthum, das höher als
erzwungenes oder von Ehrgeiz erpreßtes gelten müßte, und
sollte von Denen bedacht werden, die ringsum nur jüdische
Schieber, Spieler, Schacherer, Schmocks riechen. Das uralte
Strombett, durch das die Liebe zu den „Ebionim", den in
frommer Einfalt MühsäligenundBeladenen.ihreFruchterwelle
in dürres Land wälzte, ist noch nicht versandet, der Quell nicht
versiecht, aus dem Josephs Sohn Jeschua, der von Piatonis«
mus noch unberührte Reformjudenrabbi, die Bergpredigt
schöpfte. Vae Germaniae, wenn sie von dem Haß auf diese
Juden sich so vergiften ließe wie das versumpfende Rom
von der Wuth auf die jüdischen Christusbekenner, die jauch«
zend sich in Martyrien stürzten, mit tötlichen Wunden oder
in Flammenumschlingung zu Sang und Tanz von der Glücks»
Seligkeit gestimmt wurden, „für einen Menschen zu sterben,
den ihr Auge doch nie geschaut hatte". Für einen Glau»
ben, von dem sie Erhöhung der seelischen Menschheitstatur
hofften. Auch diese Opfer staatlicher Justiz waren als Feinde
nationaler Größe, als Verächter des Kaisers und aller Obrig«
keit, als Höhlenverschwörer und Hochverräther gevehmt,
dem Kommunismus, Bolschewismus viel näher als irgend»
eine bürgerlich geachtete, rechtlich geschirmte Kaste; und
überleuchten durch die Jahrtausende, dennoch, das Gedächt«
niß ihrer Richter und Henker. Wird die Romanenbehaup,
tung als wahr erwiesen, daß der Versuch, Deutschland zu
christianisiren, niemals tief durch die Kruste gedrungen sei?
Entbrennt noch einmal der Streit zwischen den Göttern des
Germanenmythos und der Gottheit des milden Orients?
Weh dem Deutschland, das wieder, dem von Tacitus er»
blickten ähnlich, hartnäckig auf der verwerflichsten Sache
stünde und den im Schoß der Judenheit gereiften Geist
des Christenthumes niederränge! Dieses Geistes Künder
war der aus derbem Stoff gefügte Rechtsanwalt Haase be»
wüßt erst im Kriege geworden. Der hat die Seelen aus»
gesondert. Wer durch dessen Erlebniß nicht bis ins Tiefste

gewandelt, durch zuvor unahnbares Leiden geläutert, ge*
adelt wurde, reihe sich in das Schattenheer der Gestrigen,
dessen Feldmarschall, Herr Paul von Hindenburg, sprach:
„Der Krieg bekommt mir wie eine Badekur." Et hic dii erant.
Doch diese Götter verwesen und ihr Abbild wird einsam
wie die Bilder Bels und der Astaroth. Aus solchem Helden*
thum blüht unserem Morgen nichts mehr und sein Duft selbst
wird bald sein wie der Athem undicht verschlossener Sar»
kophage. Der nur in Entsagung große judenchristliche
Sozialist Haase schien vom Kriegsleid, vom zehrenden Weh
tausendfacher Enttäuschung feiner, zarter geworden. Von
seiner Stirn wehte Etwas vom Stolz des Brahmanen, der
die Vedas, des Orientjuden, der die Bibel durch Sturmfluih
und Feuersbrunst trägt und weiß, daß er Reichskleinodien
der Menschheit rettet. Dieser rettete das Palladion der Armen
der Ebionim unserer Tage, hob es aus dem Schlamm, in den
feile Machtgenießer es geschleift hatten, und trug es auf ge«
radem, schmalen Pfad, ungelockt von Versuchung, mit schon
müdem Arm, ohne Flamme, doch in sauberen Händen auf den
Hügel, hinter dem das Gelobte Land neuer Internationale
sich breitet. Auch er ist von Tücke gemeuchelt worden.

So leben wir

Und Volkszorn brüllt nicht auf? „Gute Zeit für Mör*
der": steht oft an der Spitze des Blattes, das der nicht ver*
seuchte Sozialismus sich geschaffen hat. Ein grimmiger Scherz.
Flucht, mit falschen, von Amtsinhabern gefälschten Pässen,
ns Ausland, Sanatorium, fideles Gefängniß: gute Zeit. Doch
der grimmigste Scherz sagt nicht, was heute gesagt werden
muß; löst nicht Entsetzen und Schmachempfinden, die wie
Schwarzalben die Schwinge deutschen Willens zu Recht, An*
stand,Würde lähmen. Werdet unbarmherzig gegen die Schän«
der (Eures Rufes nicht nur, nein:) Eures Seins. Wer mit ihnen
noch geht und steht, wandelt und handelt, wie, nach schril*
lern Gezänk, ein Advokat mit dem Prozeßgegner in freund»
liehe Zwiesprache spazirt, Der sinkt in den selben Festbann.
„Wir trennen vom Politischen streng das Persönliche." Das
heißt: Ihr scheltet Einen Volksbetrüger, Ausbeuter, Lügner,

\

Rechtsbeuger, Mörderhehler und beplaudert mit ihm danach, daß unter zwei Mark kein aus Hamsterflügen niederschwe» bendes Ei, unter zehn kein Pfund Zucker zu haben ist und welche Benefizien die schon oben angelangten Kletterpartei« genossen wohlig genießen. Ekelt Euch selbst nicht so fader Lebenssüßstoff? Wollt Ihr in den Rang des Theateraus» schroters sinken, der, trotz der Maulschelle von gestern, dem gewaltigen Herrn Redakteur heute girrend schon um den Federbart geht? Wen Eure UeberzeugungniedrigenTrachtens zeiht, Den muß Eure Zunge ächten und die Berührung seiner Hand muß Eure wie Aussatz scheuen. Des Willens Schwinge ist gebrochen. „Schade um Haase. Er war ein guter Kerl; immer artig und nett. Aber das Attentat ist nicht unter die politischen zu rechnen." Durchaus, bequemer Herr; nur in der hier geschaffenen Atmosphäre war es möglich. Das Ge» rede vom „Narrenstreich eines Schwachsinnigen" ist billig; wie jede von Amtes wegen frankirte Lüge. Längst müßte das Ergebniß der Untersuchung öffentlich bekannt und nicht die schmälste Klinze noch offen sein. Haases Freund Dittmann hat, spät, dem Justizminister zehn Fragen gestellt, die seit drei Wochen beantwortet sein konnten, bis heute aber noch nicht sind. Und schoß ein Kranker (Tausende hat § 51 nicht vor härtester Strafe bewahrt und auch Gutachten sind atmo« sphärisch bedingt), so sind Alle mitschuldig, die, unter natio» naler oder demokratischer Maske, den Unabhängigen, der un« gewandelten Marxistenlegion, jede Schandthat nachzischel« ten und erst neulich wieder die Schwindelmär ausplärrten, Bolschewikengeld habe, leider, zu der „Revolution" mitge» wirkt. „Aber die Leute sind doch selbst für Gewalt. Trotz, dem klagen sie täglich Noske an; weil er kein Waschlappen ist, soll er ein Bluthund sein. Wenn er nicht wäre, säßen wir schon auf der Straße und in unseren guten Stuben die Zierden des berliner Mobs." Herr Noske, theurer Heide, ist ein Kapitel für sich und steht in einem Buch, dessen Sie» gel nicht ewig währen wird. Fürs Erste will ich Ihnen nur sagen, daß Ihr Glaube an diesen Schützer schlimm irrt. Nie» mand hat die alte Gewerkschaftpartei so fatal geschädigt, Niemand den Kommunisten und Syndikalisten die Einzugs»

straße so gangbar gepflastert wie Herr Gustav Noske, der
als ein Provinzkean den Allerhöchsten Kriegsherrn mimt, Pa«
raden abnimmt, vor Rennlogen sich von Wilhel minern
empfangen,umdienern läßt, seine Photographie über die Erde
sät und hinter Stacheldraht und Maschinengewehr die Alba»
Allure einlernt. Knirps als Riese. Kaumzu einem'Plehwelangts.
Der verhaßteste Mann im Reich, der, einst unter den wldesten
Schreiern vornan und im Versailler Vertrag als Bürge deut»
scher Kolonialgräuel vorgeführt, in zehnnonatiger Zwing«
herrschaft die ruhigen berliner Arbeiter in Rudeln weit über
den linken Flügel der Unabhängigen hinaus getrieben hat.
Fünf bis sechs Dutzend Mandate, mindestens, kostet die So«
zialdemokratie der Kurzstirnige, wenn ihr Gewimmer nach
„Einigung" nicht noch Hürdenschutz sichert. Draußen sieht
man ihn richtig. Ein Angelsachse, der mit sehr tiefem Ein«
druck aus Moskau kam und von mancher Schöpfung der
Räthe mit höchster Bewunderung sprach, hat mir erzählt:
„Auch dort ist man gewiß, daß vor der Wahl zwischen Mos«
kau und Noskau (wie Sie jüngst mal schrieben) kein Arbei«
ter lange schwanken werde. Lenin war sehr befriedigt, als
er hörte, wie behutsam der Herr Reichswehrminister sein
Leben wahre. Das, meinte er, möge recht lange währen;
er wünschte sich noch zehn Noskes; denn stärkere Agitatoren
für den Bolschewismus habe selbst er nicht in seinem Stab."
Des Willens Fittich ist geknickt. Zwölf Tage lang war
im ganzen Deutschen Reich der Eisenbahnverkehr für Per»
sonen gesperrt. Vorwand des Kabinetsbefehles: „Wir brau»
chen alle Gleise und Lokomotiven, um Kohle und Kartoffeln
abzufahren." So dumm wie dreist. Schafft man in übervöl»
kertem Lande dadurch Raum, daß für zwei Wochen der Bei»
schlaf unter hohe Strafe gestellt wird? Nützt nicht. Schwirr«
ten die Noskitos durch Schlüssellöcher und Bettgardinen:
im Spermatozoologischen Garten kribbelt es, wibbelt es wei
ter; gehts nach dem nächsten Bierkonzert doppelt, vierzehn»
fach emsig zu. Wenn der Hausverwalter von Hertzog, Israel,
Wertheim spräche: „Wir müssen in der Zeit des Weihnacht»
einkaufes eine Woche lang schließen, weil jeder Saal von
Schmutz, Kistenspähnen, Abfallsplunder starrt", er würde,

rauher als ein Spartakidenmörder, ins Irrenhaus gewiesen.
Welches Schwein ließ denn so trag das Haus verdrecken?
Warum wurde nicht an jedem Feierabend ausgekehrt, ge*
scheuert, gelüftet? Zwölf Tage lang zwischen Memel und
Lindau, Aachen und Saßnitz nicht ein Zug, der Menschen
fährt. Fiskus, Kaufmannschaft, Fremdenindustrie verlieren
Unsummen; Verträge werden hinfällig; Aerzte, an deren Ruf
Hoffnung sich klammerte, sind unerreichbar; Eltern sterben,
ehe der Kinder Auge, Kinder, ehe der Eltern Blick sie ein»
mal noch küßte. In der Deutschen Republik (in Liq.)- hat
Keiner gemuckt. Am achten Tag hieß es: „Die Sperre wird
nicht viel nützen und bald wiederholt werden." Am zwölf»
ten: „Schlimmer, nicht besser, ists. Für Hausbrand und In»
dustrie wird die Kohlenration morgen noch beträchtlich ge»
kürzt. Furchtbar gefährliche Lage. Aber wir hoffen ..". Keiner
muckt. Keiner fragt diese Excellenzen (so nennen sie sich,
lassen so, gar in der dritten Person, sich und ihreGesponsenan»
schnarren), woher sie die Keckheit nahmen, auch nur einen Tag
noch an ihren Adlersesseln zu kleben. Auch hier fressen nur
Privatspäßchen in Oeffentliche Meinung Schwammlöcher.
„Preußen erweist sich wieder mal als den Wall des Reiches.
Wer die Häupter des preußischen Kabinets gemustert hat,
kann nicht mehr behaupten, ein unzulänglicheres Ministerium
als das im Reich schaltende sei nicht erdenkbar." Einer
der Geheimräthe sagts, deren anständige Bureaukratenarbeit
allein noch die Karre in Gang hält. Ein anderer, auf die
Frage nach dem Wesen mancher Ressortchefs: „Die Antwort
muß ins Medizinische abbiegen. Mitesser, Komedonen ent«
stehen aus dem Sekret der Talgdrüsen, bestehen aus fett»
haltigen, zerbröckelten Epidermiszellen.Härchen und Schmutz,
sind oft das Nest von Haarbalgmilben, werden zwischen
den Daumennägeln oder mit Hebras Quetscher ausgedrückt
und ihrer Wiederkunft wird durch Waschung mit Seife und
Sublimat vorgebeugt." Ein Dritter: „Das Ministerium der
drei H? Nur eine Stimme: Ha Ha Ha!" Niedlich. Aber
aus Witzestreu wächst nichts; und die Nullen, nourris dans
le serail, wissen, wie lange Preßgefälligkeit sie in Nenner
umfälschen kann. Niemals, auch nicht in den fernen Tagen

„schwärzester Reaktion", ist Preußen so spottschlecht regirt
worden. In einem Jahr ohne höfische Hemmung und tiefen
Sehnens nach der ersten Regung, dem Gestus schon edlen Wol*
lens ist nichts, nicht das Winzigstegeschehen, was neuen Geist
ahnen ließe. Er müßte denn darin offenbar werden, daß
Minister jeden lecker gefüllten Trog, mag er selbst in
Spülicht stehen, umhocken und mit hingeschleuderten Stüm*
perartikeln Preise angeln, deren Höhe in ziemendem Dunkel
ihr Traum nicht zu erklimmen wagte. Günstlingwirthschaft
(die jetzt nur aus weniger appetitlichen Kisten wählt), Miß*
brauch des Zwangswerkzeuges, Schlamperei: schlimmer als
je. In Schule, Universität, Gericht: „viel Morast macht das
schöne Land verhaßt" (lernte der kleine Wolfgang Goethe
auf der ersten Schulbank). Nicht der schüchternste Reini*
gungversuch. Was in Oberschlesien irgendwie zu verpatzen
war, ist verpatzt worden; ein Minister, der den Kolporteur
Hörsing auf solche Warte stellte, hat sich die Matratze ge*
stopft. Die Landwirthschaft, deren Geräth noch seit Sep*
tember den Preis fast verdoppelt hat, wird mit ihrem Haupt*
produkt an Höchstpreise gebunden, die um Abgrundtiefe
unter den Sätzen des Weltmarktes liegen, also rentablen Be*
trieb nicht erlauben; also wird Luzerne gebaut oder Dauer*
weide angelegt, auf die, wenn wir den grotesken Hirsch*
Park noch ein Weilchen behalten, der hungrige Städter im
nächsten Jahr gehen kann. Leidlich schmackhafte Kartoffeln
sind schon jetzt beinahe nur noch im Schieberhandel (das
Pfund für eine Mark) zu haben. Das ganze Verkehrswesen,
das man, in dieser Nothzeit, in Preußen dem mainischen
Redakteur Oeser, im Reich dem rheinischen (nach den My*
steres de Paris langenden) Rechtsanwalt Bell zu unterstellen
wagte, ist desorganisirt; völlig zerrüttet. Wenn Herr von
Breitenbach sich entschlösse, für kurze Zeit wenigstens in
dieses Kabinet einzutreten (das ihm, vielleicht, aber zu un*
verschämt reaktionär ist), wenns auch nur der als Feldeisen*
bahnchef bewährte Herr Groener thäte, dürfte man immer*
hin auf mähliche Gesundung hoffen. Am dritten Tag nach
dem vorganglosen Unfug zwölftägiger Eisenbahnsperre wurde
amtlich verkündet, die berliner Straßenbahn könne, weil ihrem

Kraftwerk Kohle fehle, nicht fahren. Durch kein Bürger*
blättchen rauscht Zorn. „Hirsch, Hänisch, Heine &. Co. sind
unsere Leute"; sind kernhafte Patterjohten, die nur, leider,
auf Hügelland nichts, gar nichts können und deshalb schleu«
nig, mit treudeutschem Gruß, vom Staatswagen abgeschirrt
werden müßten. Die Monarchisten lachen sich einenAst; legen
vor der putzigen Hochgestalt des Herrn Hirsch, dessen Ge-
schwätz ihnen zinst, selbst den Hamberg, Spieß, Morgen«
stern des Antisemitismus ab und schaukeln sich bis in die
Hoffnung, solchen Regirern am Ende noch hundert Millionen
für die Majestät des Deserteurs zu entsteißen. Warum nicht,
wenn auf der einen Seite die Excellenz des Lieutenant Süde»
kum=Sakrow sich sonnt, auf der anderen Seite die Poly*
metisklugheit der Herren August Eulenburg und Willy Loe«
wenf eld verhandelt ? Im Reich wird das wichtigste Ministerium
von morgen, Wiederaufbau in Frankreich und Belgien,
Milliardenwirthschaft, Anknüpfung der ersten Fäden, Be*
reitung der Atmosphäre, das seit vier Monaten arbeiten müßte
(dann wären die aus dem deutschen Heer Gefangenen schon
zu Haus) und an dessen Spitze ein dem grundgescheiten Hun»
dertmillionär Loucheur gewachsener Großindustrieller taugt,
zuerst einem Industriekaufmann angeboten und, als er, im
Bewußtsein der Unzulänglichkeit, abgelehnt hat, einem tüch*
tigen Bürgermeister anvertraut, der ein Jahr brauchen wird,
bis er die seinem Amt unentbehrlichen Abtheilungen und
Dezernate aus dem Gewirr älterer Reichsministerien losgeeist
und in schimmerndem Umriß begriffen hat, vor welcher groß»
artigen, einzigartigen Aufgabe er steht. „Aber bedenken Sie
die furchtbaren Forderungen der Feinde!" Ausrede; so faul
wie das in jedes Aburtheil über die neue Soldateska pünktlich
einbrechende Geflenn über Gewaltthat der Spartakiden. Daß
der Sieger die ihm entwendeten Lokomotiven und Wagons
vom Besiegten zurückfordern werde, war doch wohl zu er«
warten. Auch die unklug Beifallsüchtigen, die jetzt noch, un»
zeitgemäß, über „die idiotische Brutalität der Entente" geifern,
würden auf ihren Pelz und Gummimantel nicht, dem Ein«
brecher zu Liebe, verzichten. Der Westen hat im Herbst viel»
fach guten Willen gezeigt und eine Finanzaktion unerschauten

Umfanges vorbereitet. Wird er jetzt kratzbürstig rauh und
wehrt jedes Gespräch über Vertragsbeding« ab: nach der
eklen Maulorgie dieser Wochen wirds verständlich.
Marloh?
Vor die Pforte zu Eingang in diese Wochen trat eine
Gestalt, die wir erst an einem Tag finster strengen Gerich*
tes wieder zu sehen erwarteten. „Zum Empfang des Feld«
marschalls hat Oberst Reinhard eine Ehrencompagnie ge»
stellt, die er auch selbst vorführte." Formalfragen wurden
hörbar. Ob der nächste, der höchste Vorgesetzte diesen Schrift
gebilligt habe. Der ganze Rummel, die Reprostitution an
erkitschte Kaiserei, mehrte in Ernsten nur den Brechreiz;
und sie hätten auf Einzelnes ohne den Namensklang kaum
geachtet. Oberst Reinhard? Das ist ja der Mann, der in
rüdestem Feldwebelston die Republik, ihre Fahne, ihre Ver*
weser geschimpft hat und den der Republikaner, der demo»
kratische Sozialist Noske dennoch zärtlich hegt. Darüber
wäre, wie über Schlimmeres in alltäglichem Scharideriebniß,
hinwegzukommen. Aber dieser selbe Oberst ist dringend
verdächtig, durch seinen leichtfertig unbedachten Befehl neun*
undzwanzig schuldlose junge Deutsche in grauser Metzelei
getötet zu haben. Daß er nicht dem Dienst enthoben wurde,
noch heute befiehlt, ist immerhin der Rede werth.
Am siebenten März wurde die Volksmarinedivision, eine
revolutionäre Novembertruppe, aufgelöst und jedem ihr Zu»
gehörigen, wenn er mit der Waffe in der Hand betroffen
werde, „Behandlung nach Kriegsrecht" angedroht. Am neun«
ten wurde der Belagerungzustand, dessen schmutzigen Fre»
veln wirgestern keuchend entronnen waren, wieder verkündet;
zum elften dieMannschaft der aufgelösten Truppe zum letzten
Löhnungappell in den Kassenraum des Hauses Französische*
straße32 geladen. Irgendwelches leere Gerücht, Kasinoklatsch
von Versuchen zu Neubildung der Division, erwirkt den Ein»
griff der Freiwilligen»Brigade Reinhard. Sechzig Mann, zwei
Maschinengewehre, zwei Lastautos; Befehlshaber: Oberlieute»
nant Marloh, ein vielfach, zuletzt durch einen Kopfschuß
schwer verwundeter Offizier. Zweck des Unternehmens: „bei

dieser Gelegenheit möglichst viele Mitglieder der Volksma*
rinedivision zu verhaften". Der Befehlshaber ist in dieUeber*
zeugung geschoben worden,der Appellsei Vorwand.die Leute
erstrebten unerlaubteBtndelung, deshalb seien Unbewaffnete
festzunehmen, Bewaffnete oder Widerspenstige zu erschießen.
Von der achten Frühstunde an sickerten sie, strömten dann
herbei; arglos (bis auf Einzelne, deren Nase eine Falle ge«
wittert hatte), nur von dem Verlangen nach Löhnung ge*
trieben. Der Empfang war, wie er nach dem Brigadebefehl
sein mußte. „Händehochl" Revolverdrohung. Bewaffnete und
zornig den Unglimpf Abwehrende kamen in eine Dunkel*
kammer, die Anderen in einen Vorderraum, zu Begleitung
mitgekommene Frauen und Verwandte in den Ersten Stock.
Als hundertfünfzig Mann festgenommen waren, wurde Herr
Marloh unruhig und bat telephonisch umVerstärkung. Dring«
licher, als die Zahl auf Dreihundert gestiegen war. Die Ver*
hafteten waren in engen Pferch eingepreßt, in, by Jove, nicht
grundloser Wuth über so unwürdige Behandlung und konn»
ten das Maschinengewehr, das sie nah bedrohte, so hintenüber*
kippen, daß seine Mündung auf die Reinhardiner zielte, die
dann, Fünfzig gegen Dreihundert, verloren waren. Da Ver«
Stärkung ausblieb, glaubte der Oberlieutenant sich dadurch
Luft schaffen zu können, daß er „schlechte Elemente'-, gut
gekleidete Männer, die Uhren, Ketten, Ringe, größere Geld*
betrage bei sich hatten und ihm drum des Diebstahls ver*
dächtig waren, aussonderte. Ein großer Theil dieser Männer
hatte für besonders treuen Dienst in der Reichsbankwache
eine Geldprämie erhalten. Allmählich kam nun Verstärkung;
nach und nach ungefähr siebenzig Mann, deren Mehrheit
aber zu Absperrung der Straße gebraucht wurde, weil das
anschwellende Gerücht von Hinterhalt und Massenerschieß*
ung dichte Haufen ungeduldig Murrender schaarte. Dieser
Menge bestätigten Frauen und andere Geängstete, daß Befehl
der zuständigen Stelle die Matrosen hergetrieben, sie ange»
-wiesen habe, ihre Waffen zu Ablieferung mitzubringen, daß
einzelne von der Kommandantur einen Waffenschein haben
und trotzdem jetzt ihre Freiheit, ihr Leben gefährdet sei,
Oberlieutenant Marloh, der im Krieg den rechten Arm

verloren, dem Geschoßregen Schädel und Rumpf durch»
löchert hat, der Alkoholiker war und an Nervenzuckung und
Bewußtseinstrübung leidet, sieht den Vorgang anders. In der
Revolution (so meinte mans imMärz noch nennen zu dürfen)
das Gräuelereigniß, das dem Einarmigen, nach all erQual für«
Vaterland, die Gewißheit sorgenloser Zukunft nahm. In deL
Matrosen Landesverräther, Straßenräuber, die sich zu neuem
Beutezug verschwören wollen und deren Aussage deshalb
keinen Glauben verdient; Erzfeinde der nothdürftig gesicher«
ten Staatsordnung. Obendrein ist dieMilitärlüge vomlichten«
berger Blutbad in sein Ohr geklungen und er fühlt sich ver«
pflichtet, alles ihm Mögliche zu thun, um das Entstehen eines
neuen Brandherdes, gar in den Geschäftsstraßen des Bank»
vierteis, zu hindern. Dennoch hat er sich nicht bedenkenlos
auf den Erlaß des Genossen»GeneralissimusNoske, der jeden
mit Waffen getroffenen Volksmarinemann mit Tod bedrohte,
gestellt, sondern, immer wieder, nach kurzen Pausen von dem
ins moabiter Kriminalgericht einquartirten Brigadestab Ver«
Stärkung erbeten. Die war, wie der Ablauf des Geschehens er«
wiesen hat, nicht zu Massenschlachtung, war aber zu Ab»
wehr kräftigen Aufruhrs nöthig. Daß durch das Reichswehr«
ministerium (vielleicht zwischen zwei Cojvertbestellungen
bei Sklarz, dem Wirth wundermild) das Gerede von gewoll»
ter„Verkitschung" der Löhnungsucher gegangen war und alle
nicht ganz Fehllose abgeschreckt hatte, wußte Herr Marloh
nicht. Daß vor dem Hause zwei Civilisten jeden Kömmling
mit dem Zuruf köderten, er solle sich sputen, denn oben
werde der Sold schon gezahlt, war im Sinn der Instruktion;
zu diesem Zweck waren ja Leute in Civil mitgeschickt wor»
den. Roth brannten vor Marlohs Auge vier Erlasse. „Jeder
ehemalige Angehöge der Volksmarinedivision, der noch mit
der Waffe in der Hand betroffen wird, wird nach Kriegs«
recht behandelt" (Noske). „Jede Person, die, mit Waffen in
der Hand gegen Regirungtruppen kämpfend, getroffen wird.
istsofortzuerschießen"(Noske).,,AlleAngehörigenderVolks»
marinedivision, die in neubesetzten Stadttheilen angetroffen
werden, sind zu entwaffnen und, wenn sie sich wehren, nie»
derzumachen; sonst festzunehmen" (Lüttwitz). „Wer sich in

"Waffen «idersetzt oder plündert, gehört sofort an die Mauer.
Daß Dies geschieht, dafür ist mir jeder Führer verantwort»
iich" (Lüttwitz). So ungeheuerliche, in Mißgriff und Miß*
brauch verleitende Befehle waren im fünften Lebensmonat
deutscher Republik möglich; und ihre Ausführung war
(war?) in die Willkür monarchistischer, aller Demokratie
■erzfeindlicher Offiziere und Unteroffiziere gestellt.
Nach der ersten Bitte um Verstärkung fragt Oberst Rein«
hard: „Sind von den festgenommenen Matrosen schon Leute
■erschossen worden? Lieutenant Schroeter antwortet: ,,So viel
ich weiß, nicht." Der Oberst: „Gehen Sie zu Marloh und
machen Sie ihn auf den bekannten Befehl Noskes aufmerk«
sam. Sagen Sie ihm, daß er rücksichtlos durchgreifen und,
falls nöthig, sofort von der Waffe Gebrauch machen solle."
Diesen Befehl hat der Lieutenant in die Französischestraße
gebracht. Spätere Befehle des Obersten: „Marloh soll recht«
zeitig jnd ausgiebig von der Waffe Gebrauch machen."
„Eigentlich gehört die ganze Gesellschaft an die^Wand."
„Sagen Sie Marloh, es könne länger dauern, bis er Unter»
Stützung gegen die Matrosen bekommt; die beste Unter»
Stützung sei die Kugel." „Wenn es so weit ist, soll er sofort
dazwischenschießen und Ordnung schaffen." „Mit Schlapp»
heit ist hier nicht weiterzukommen." „Wo soll ich denn mit
«der ganzen Gesellschaft bleiben? Die Gefängnisse sind über»
lullt." Schließlich wurde dem Lieutenant Wehmeyer, einem
Vetter Marlohs, nach einer Besprechung Reinhards mit dem
Oberlieutenant Von Kessel, befohlen: „Nehmen Sie sich ein
.Auto, fahren Sie los und bestellen Sie Marloh, Oberst Rein*
hard sei sehr wüthend, weil Marloh gegen die dreihundertGe»
fangenen offenbar nicht energisch genug vorgehe; er solle im
..ausgiebigsten Maß von derWaffe Gebrauch machen; und wenn
•er hundertfünfzig Mann erschösse: Alles, was er irgendwie
■erschießen könne, solle er erschießen." Lieutenant Wehmeyer
hat in Kessels Zimmer den Befehl wiederholt, ist abgefahren
und hat ihn „wortgetreu" dem Vetter ins Ohr geflüstert. Der
antwortete, schneeblaß: „Hundertfünfzig Mann erschießen?
Du bist wohl verrückt! Ich weiß selbst, was ich zu thun
liahe." Gegen Eins befahl er, dreißig Mann im Hof zu er*

schießen. Der beauftragte Offizierstellvertreter fand acht
Gewehre ausreichend zu Erschießung von dreißig Menschen.
Schnellfeuer auf die brüllenden, jammernden, ihre Unschuld
betheuernden Leute. Aus abgerissenen Schädeldecken spritzt
Hirn, Verwundete krampfen sich in Leichen, Kauernde, Ver*
krochene sucht und findet die Kugel. Langwierige Schläch*
terei. Ein Einziger, Herr Hugo Lewin (dessen Bruder mit»
erschossen wurde), sank bewußtlos nieder, erwachte im Ge»
knäuel der Leichen, kriecht nachmittags hervor, versteckt sich
ins Pförtnersgehäus, wird von Unteroffizieren entdeckt, mit
verwundetem Arm im Krankenauto nach Moabit gebracht,
als Ueberlebender dem Obersten Reinhard vorgeführt. Der
ruft: „Dann müssen Sie auch erschossen werden!" Entläßt
aber nach der Darstellung des Sachverhaltes den Mann bis
zum Abschluß der Untersuchung.
OberlieutenantMarloh hat einen mehrfach, unzweideutig,
mit stets stärkerem Nachdruck ihm gegebenen Befehl aus»
zuführen geglaubt; hat das Mindestmöglkhe des ihm Be*
fohlenen, schimpfend, wie im Militärverhältniß Alltagsbrauch
ist, gethan; und war gewiß, wenn ers nicht that, vor ein
Kriegsgericht zu kommen. Mußte gewiß sein; und wäre,
wenn er gewichtige Thatumstände nicht gekannt hätte, durch
§ 59 StGB entschuldigt. Sein erster Bericht, der sich auf
die Befehle des Vorgesetzten beruft, wird von dem Ober*
lieutenant Von Kessel, als lückenhaft, nach Stil und Inhalt
unmöglich, angehalten und wird unauffindbar. Aus Arbeit*
gemeinschaft mit Kessel entsieht ein zweiter Bericht, der die
Befehle verschweigt, aber auch nicht gefällt; den dritten
diktirt Staatsanwalt Weismann, billigt der Oberst, unter*
schreibt Marloh nach dem Ausruf: „Es ist eine Lumperei,
aber ich thue es im Staatsinteresse!" Ein anderer Staatsan*
walt, Herr Zumbroich, war mit dem Kriminalkommissar
Mützlitz in Kessels Dienststube, als Herr Reinhard den (dann
von Wehmeyer überbrachten) Befehl gab. Im Juli hat der
vorj Untersuchungführer befragte Staatsanwalt geantwortet,
die Sache liege vier Monate zurück, sei also nicht mehr frisch
im Gedächtniß und er (zugleich Zeitfreiwilliger des Corps
Lüttwitz) nicht der Pflicht zu Wahrung des Amtsgeheim*

nisses entbunden. Mit der selben Begründung hat der Kri*
minalkommissar sein Zeugniß verweigert; und der Polizei*
Präsident von Berlin, Genosse Eugen Ernst, hat ihm bis
gestern nicht Aussage erlaubt. Nach der Strafprozeßordnung
(§ 53 2) darf die Genehmigung zu Aussage öffentlichen Be*
amten „nur versagt werden, wenn die Ablegung des Zeug*
nisses dem Wohl des Reiches oder eines Bundesstaates Nach»
theil bereiten würde". Fordert das Wohl des Reiches, daß
nicht, über jeden Zweifel hinaus, erwiesen werde, was Herr
Reinhard dem Untergebenen befohlen hat?
Der ist ruhelos geworden, seit er, im Mai, in der „Frei*
heit" den ersten der unter dem Titel „Gute Zeit für Mörder"
gegen ihn gerichteten Artikel las. Vier Tage nach dessen Ers
scheinen wurde gegen Marloh ein Haftbefehl wegen Tot*
Schlages und Aufforderung Untergebener zu rechtwidrigem
Waffengebrauch erlassen. Der Oberlieutnant wurde gewarnt,
verbarg sich bei einem ihm verwandten Pfarrer, fuhr, mit
falschen Papieren, unter falschem Namen, am zweiten Juni*
abend nach Frankfurt am Main, lebte zwei Monate in Meers*
bürg am Bodensee, wollte von dort ostwärts, wurde am ersten
September auf dem leipziger Hauptbahnhof, von einem zu*
vor ihm Untergebenen erkannt, leugnete nicht, sondern for*
derte selbst, dem zuständigen Richter vorgeführt zu werden.
„Eigenmächtiger Entfernung von Truppe und Dienststellung"
wäre er nur schuldig, wenn er wider den Willen Vorgesetzter
abgereist wäre. Er bestreitets. Behauptet, daß er sich stellen
wollte, aber hitzig zu Abreise gedrängt, mit Stammrollen*
auszug, Noske*Ausweis, Fahrkarte Erster Klasse, fünftausend
Mark (denen später zehntausend folgten) und bestimmten Zu*
Sicherungen für künftige Zeit versehen, noch als Häftling
zu neuer Flucht ermuthigt worden sei. Was in diesen An*
gaben erweislich ist, muß die Hauptverhandlung vor dem
Feldkriegsgericht der Dreißigsten Reichs wehrbrigade lehren.
Dieses Gericht (auch die Grundlage noskischen Standrechtes
muß, endlich, ernstlich, geprüft werden) kann nicht daran den*
ken, irgendetwas vom Angeklagten Behauptete, nach üblem
Brauch „als wahr zu unterstellen" und, nach der berüchtig*
ten Reichsgerichtsentscheidung vom dreißigsten Januar 1897,

den Beweis einer Thatsache abzulehnen, weil sie „nicht ge»
eignet sei, einen Einfluß auf die Ueberzeugung des Gerichts»
hofes auszuüben". Ob Herr Marloh, der mir ganz im Sinn
alten Kadavergehorsam gehandelt zu haben scheint, unschul«
dig oder schuldig befunden wird, hängt an dem Zeugniß
des Oberst Reinhard, der ihm unterthanen Offiziere, der
Staatsanwälte Weismann und Zumbroich, deren Aussage der
Gerichtshof, natürlich, sammt der des Kommissars von den
Behörden erzwingen würde. Mir ist der Oberlieutnant so
fern, so fremd wie der Oberst. Hier geht es um das Recht.
Neunundzwanzig junge deutsche Menschen, meist wackere
Leute, nicht einer todwürdigen Verbrechens schuldig, sind,
ohne Verhör, ohne die flüchtigste Prüfung ihres Wollens,
auf schändlich rohe Weise hingemetzelt, über einen breiten
Menschenkreis ist Trauer und Elend verhängt worden. Wer
ist für so empörend Grauses verantwortlich? Mir wäre
es der Oberst, der einen kranken, überreizten Krüppel zum
Träger solchen Befehles bestimmt hat, wenn er auch nur ein
Viertel der von vier Offizieren bezeugten Worte gesprochen
hätte. Herr Reinhard hat der schreckenden Lügenmär aus
Lichtenberg geglaubt, der Volksmarinedivision gefährliche
Neigung in Hinterlist zugetraut, wollte um jeden Preis ver»
hüten, daß sich hinter dem Rücken kämpfender Truppen
ein neuer Gefechtsherd bilde, und hat weder dem Dolus,
der Absicht, noch dem Waffenvorrath, der Kampfkraft der
Matrosen nachgeforscht. Kann er sich reinigen, selbst sich
durch höheren Befehl decken: gut für ihn. Noch steht er
in dichtem Verdachtsnebel. Der kann völlig nur weichen,
wenn der Verdächtigte nicht im Machtglanz des Vorgesetzten
neben die anderen Zengen vor den Gerichtshof tritt. In
seinem Befehlsbereich ist unahnbar Abscheuliches geschehen.
Daß er, nach acht Monaten, noch kommandiren und Ehren*
compagnien vorführen darf.müßte die große Schaar Redlicher
in der Fraktion der Sozialdemokratie aus dem Schlummer allzu
gefälliger Duldsamkeit jäh aufscheuchen. Selbsterhaltung«
pflicht zieht den Klöppel der Glocke, die nicht vom Strang
der Genossen Helphand und Hänisch bewegt wird. Soll
noch ein Schock Mandate zum Teufel gehen und die müh»

same Arbeit eines Halbjahrhunderts dicht vor der^Reife
von Faulpilzen zerfressen werden? Eure Minister, gerade
Eure, wissen ganz genau, was sich um die Strafsache wider
Marloh webt. Höret Ihr die Toten? Kugeln sind noch
heute billig. Wem die nächste? Nur: „Das Geheimniß
liegt im Papier und meine Erben brechen es auf."

Ausschuß

Neues und altes Regime sind, durch allerlei Sippschaften
und Garantiescheine verbunden, wie Goethes Orient und
Occident nicht mehr zu trennen; „sinnig zwischen beiden
Welten sich zu wiegen, lass' ich gelten". Die innere Ein»
tracht, äußere Gemeinbürgschaft wurde in eines Namens
Schimmer sichtbar. Herr Ebert hat den Geheimrath Riezler
als Kanzleichef erkürt. Einen bürgerlich achtbaren Ham«
manniden, der einst ein leidliches Büchelchen geschrieben, es
Pseudonym hinausgesandt, vor Fragern verleugnet hat, in
Moskau unmöglich, in Stockholm bienenemsig war und in
dem sich die verhärmte Seele der Bethmannheit schmächtig,
finnig verkörpert. Kaisertreu bis in die weichen Knochen
und von Fama als Mitordner der „belgischen Dokumente'
gerühmt, zu deren Fälschung der Brave aber gewiß nicht mi t
gewirkt hat. Nun: politischer Berather des sozialistischen Prä*
sidenten der Republik. War bündigerer Idenlitätnachweis
ersinnlich? Unklar ist mir nur, weshalb unter solchen Wind
nicht Herr von Bethmann selbst zurückgeholt wird. Besser
als ein Budiker macht ers. Hat was gelernt und kennt drei
Ressorts gründlich. Wird von Burgunder nicht übermannt,
kann sich in der Badhose sehen und braucht sich nicht, weil
die entzügelte Zunge durchgeht, unterm Tisch von dem
Pressechef vors Schienbein stoßen zu lassen. Er würde auch
nicht, wie unser Christopher, die Spottsucht der Diplomatie
damit mästen, daß er alltäglich nach dem Thee (mit Dienern,
Silber, Blumen: nicht wie bei armen Leuten) sich zu der
Frage erhöbe: „Cherry Brandy oder Whisky, meine Hericn?"
Sondern wüßte, daß solche diinks auf der Menschheit Höhen
ihre Stunden haben, die kein Spätnachmittag schlägt. Seit er

von Bülows Signoria sich dadurch im Haus unterschied,
daß er die Tafelserviette einringen ließ, hat er Mancherlei
erlebt und gelernt. Vor dem Untersuchung*Ausschuß war
er, in Wehmuth bescheiden, erträglich, bis die Eisenstirn üb»
ler Gesellen ihn in das Wagniß schriller Trutzjede verleitet
hatte. Fast stumm ließ er dann das Spektakulum der am
Zeugentisch paradirenden Generale über sich ergehen. Sah,
aus einem Thorwinkel, sie durch das Spalier Bethörter schrei*
ten, feuerte, mit grimmigem Gestus, seine Cigarette auf den
Boden und lachte gell in das verklingende „Hoch" hinein.
Er durfte lachen. Hat diese Herrlichkeit lange genug
nah gesehen, sein Urtheil über Leistung und Charakter der
Verhimmelten nicht mehr gehehlt und sicher ungern in die
vom Personalstrategen für diesen Sonderzweck geforderte Ein»
heitfront sich gefügt. Er weiß, wie es um die Einheit steht,
und schätzt die erlauschten Aussagen nach Gebühr. Auf ihren
Kaiser haben Alle, auch Karlchen Huckebein, der Helfferich,
in jeder Tirpitztonart geschimpft; und General Ludendorff,
in dessen gräßlichem Wälzer er stets mit dem Majestätbe»
hang aufmarschirt, hat ihn, nach Hertlings Zeugniß, wie
einen tölpelnden Rekruten angepfiffen, ist ungemeldet, ein
Posa aus eigenem Recht, zu ihm ins Zimmer gestürmt. (Da«
her Allerhöchstdesselben höchst königliches Gestöhn: „Wenn
ich nur diese Feldwebelfresse nicht mehr zu sehen brauchte!")
Den Helfferich hat die Oberste Heeresleitung ohne Warnruf
weggejagt, weil er, der sich selbst großschnäuzig für das Ge»
sandtenamt angeboten hatte, in Moskau sich nicht vor dieThür
wagte, für die nächste Woche Lenins Sturz bestimmt ankündete
und nach ein paar Tagen mit feucht duftendem Unterzeug
und Bayard Riezler, nach Pskow, in die deutsche Linie, lief.
Die Generale können Theobaldum, Theobaldus kann die
Generale nicht riechen; er hat sie, sie haben ihn tausend»
mal mit der Zunge in den tiefsten Höllenpfuhl gestoßen.
Und wie sie gax über den Zimmermann denken, ist nicht
Geheimniß. Jetzt: Einheitfront gegen den Feind. Aber die
Häupter der Heeresleitung, die siamesisch Unzertrennlichen,
sind doch in ewiger Liebe einander zugeneigt? „Ich trug
dem Generalfeldmarschall, nach Rücksprache mit meinen Mit»

Arbeitern, kurz und knapp meine Gedanken für die Anlage
und Leitung aller Operationen vor und machte ihm einen
ganz bestimmten Vorschlag. Ich hatte die Genugthuung,
daß der Generalfeldmarschall stets, von Tannenberg an bis
zu meinem Abgang im Oktober 1918, mit meinem Denken
übereinstimmte und meine Befehlsentwürfe billigte. Ich
habe ihn hoch verehrt und ihm treu gedient, seinen vor»
nehmen Sinn eben so geschätzt wie seine Königliebe
und Verantwortungfreudigkeit." So spricht der General*
quartiermeister über den Marschall, der ihn seinen Helfer
und Mitarbeiter nennt. Mehr sagt er nicht, deutet mit keiner
Silbe selbständige Leistung an; und vom Oktober bis in
den Juli hat er, haben seine Freunde noch viel weniger ge»
sagt. Stand auch auf der Seite, aus der ich citirte, nicht ganz
der selbe Text. Das Perfektum der Verehrung wurde manch»
mal sehr stark betont und die Thatsache, daß der Marschall
den Schlachtenleiter „von der Abschiedsstunde beim Kaiser
an im Stich gelassen habe", mit dem Hinweis auf hohes
Alter, halb nur, entschuldigt. Daß zwei Männer, die so
lange gemeinsam die Last der Verantwortung trugen, im vor»
ausgeworfenen Schatten des Erinnerungbuches einander
wiedergefunden haben, ist erfreulich. Darf uns aber nicht
in neuen Irrthums Qualm hüllen. „Den General Luden»
dorff umheult jetzt Undank? Einverstanden. Ist nicht auch
dieses häßliche Spektakel aber die Folge einer aus allen
Quellen der Macht gespeisten Lüge, nicht nothwendig wie
schlechte Frucht von einem faulenden Baum? Das Volk
ist in den Wahn gepfercht worden und neun Zehntel der
Nation schwören noch heute darauf, daß die militärisch
großen Leistungen dem General Von Hindenburg zu
danken, die Fehler, Uebergriffe, Schroffheiten, das Ver»
steigen in Hybris dem Ersten Generalquartiermeister als
Schuld anzurechnen seien. Alles erlogen. Oberst Ludendorff
wurde, als General Prittwitz abgesägt werden sollte, zur
Kettung des preußischen Ostens ausersehen. Ein guter, fester
General, der dem Stabschef niemals dreinrede, wurde ge»
sucht. Bock von Polach war krank. Moltke wählte schließ»
lieh Herrn von Hindenburg, den Ludendorff von Hannover

abholte und der die auf ihn gesetzte Hoffnung an keinen»
Tag enttäuscht hat. Was seit dem Morgen von Tannenberg:
in Ost geschah, war Ludendorffs Werk (zu dem, viel mehr
als der Oberbefehlshaber, Oberst Max Hoffmann mitwirkte).
Als der Stabschef zu Linsingen versetzt worden war, erzwang
Herr von Hindenburg durch ein Abschiedsgesuch die Rück»
kehr des Allumfassers. Als Herr von Falkenhayn an der
Spitze des Generalstabes nicht mehr haltbar war, wurde,
endlich, für die Nachfolge General Ludendorff erkürt,
doch, um die Wirkung des Hindenburg»Mythos nicht zu
schmälern, nur zum Ersten Generalquartermeister ernannt.
Ich kann mich nicht in die Seele eines Menschen einfüh*
len, der sich für eines Anderen That feiern läßt. Hier
aber war Vergottung; brauste unter fünfzig Monden ein
Jubelchor, wie ihn nicht Luther, Goethe, Scharnhorst»
Bismarck gehört hat. Wem? Dem tüchtigen, nervenlosen,
harten General, der öffentlich ausgesprochen hat, daß er seit
der Kadettenzeit kein nicht militärisches Buch gelesen habe
und daß ihm der Krieg wie eine Badekur bekomme; dem
der Alldeutschenhaß gegen die Feinde noch nicht heiß ge#
nug war und der, nach dem Erlöschen des letzten Hoffnung*
Strahles, an alle Mauern den Satz kleben ließ: ‚Wir sind stark
genug, auch im Westen den Sieg zu erringen.' Und Luden»
dorff, der, vielleicht, kein großer Feldherr, doch, scheint mir,
der merkwürdigste Kriegstechniker aller uns hellen Zeit ist,
wird von jedem Fant angepißt. War würdelosere Fälschung,
je frecherer Spuk mit dem Empfinden einer ganzen Nation
zu träumen? Millionen Herzen wurden geheizt, um Einem
zu glühen, dessen Leistung stets nur anständiger Norm ge<
nügte." Dieses Urtheil steht im Heft vom neunzehnten April.
Seitdem habe ich (dem doch gleichgiltig sein kann, welchen
Namen ein Gott oder Götze trägt, den nur das Werden des My*
thos.die Auffütterung eines Bels beschäftigt) jede Gelegenheit
zu Nachprüfung des Urtheils genützt und von Nahen und
Nächsten, ohne Ausnahme, Bestätigung gehört. Vor der Wahl
des Ostbefehlshabers wurde nur erwogen, mit wem der schwie«
rige Ludendorff reibunglos auskommen könne. Dessen Ver*
Setzung zu Linsingen hatte nur den Zweck, den Nimbus

des Nominalsiegers von Tannenberg zu bleichen. Als Ypern-
und Verdun die Nerven Falkenhayns wundgescheuert hatte,
hieß es im Großen Hauptquartier: „Nur Ludendorff kommt
in Frage." Der sagt in seinem Buch selbst, jeden seiner (kurz
und knapp, fix und fertig vorgetragenen) Pläne, jeden Befehls*
entwurf habe, vom ersten bis in den letzten Tag, der Aelterege*-
billigt. Höflichkeit, Zuchtgewöhnung, Kameradschaft, Hoch«
Schätzung des vornehmen, zu Verantwortlichkeit willigen Kö*
nigsvasallen, nicht des Ingeniums, verbot, noch deutlicher zu
werden! Der Plan zur Schlacht bei Tannenberg_war bis ins
Em^lo!^f£i:tig»alsjderPberst^der cfie"Stäbschefs derOstcorps
fÜL ä£AJlä9b?l^£iP£&cn zu fjiefehjsempfaog bestellt hatte»
denjGjrAejrjl^abhält;^ kennen lernte. Masuren und Picardie»
Hindenburg«Stellung und Hindenburg*Progxarmji: Alles
LudencTorffs Werk. Den haben Staatsmänner und Diplo»
maten, Industrielle und Politikm'ichler, Erfinder und Boden»
reformer, hoc genus omne, aufgesucht. Immer ihn. Der war
seit dem Hochsommer 16der Kopf des Krieges. In allen Stäben»
Kanzleien, Palästen, bis in die Zeitunghäuser von Melbourne
und Tokio wußte mans. Wer die Zwei eine Viertelstunde
gesellt sah, verlernte den Zweifel. Längst ist die Legende zer»
schlissen. Nur Deutschland soll ihren Fadenschein nicht
sehen. Warum nicht? Damit ihm auch fortan nachgezischelt
werde, in diesem Krieg habe es, wie Ursprung, Führung
und Ende, auch den Feldherrn fälschlich erfunden? Aus dem
"Wunsch, mit schlauer Mythologie in Feld und Heimath „Stim»
mung zu machen", wird nicht Gottheit; formt sich an unserem
Tag nicht einmal ein haltbares Götzenbild. Den von Kaiser
und Heeresleitung bei Ausbruch des ungeheuersten, nach
Befehlshabern schreienden Krieges abgewiesenen, dennoch
als höchst tüchtig bewährten General wird die Weltkriegs*
geschichte kaum erwähnen. Fortsetzer und Vertiefer von
Lebons Durchleuchtung der Massenpsychologie werden ihn
(dessen Stockkonservatismus von dem des Jüngeren sich unge*
fähr so unterscheidet wie ein KleiskRetzow der sechziger
Jahre von Herrn Hugo Stinnes) eifernd nachforschen und
seine Vergottung als den spätesten, drum merkwürdigsten
Fall wirksamer Volkshypnose anführen. Und 1999 wird

eine Miß krähen, nun sei doch wohl gewiß, daß Bacon
die nach Shakespeare benannten Dramen geschrieben habe.
Unsere Schreiber, mindestens die vornan sitzenden, kennen
die Wahrheit; meinen aber: „Unserem Publikum können wir
sie nicht auftischen." Als wäre Journalismus Eckladengeschäft,
der öffentlich magistral Mitredende nicht priesterlicher Pflicht
verlobt. Sogar aus der „jüdischen Presse", die der alte Herr
oftpruzzenzornig verdammt hat, dampft ihm in ganzen Schwa«
den Weihrauch zu; und träuft sogleich danach schleimige Gall*
säure auf das Haupt des Strategen. Doch Chronos und Kro*
nos lassen ihrer nicht spotten; vor dem von Homers Gnade
Geflügelten und vor Gaias Sohn mit der Hippe ist der breit*
stämmige Kriegsgreis, selbst der Ehrenbürger von zwölf
Dutzend deutscher Städte nicht lange sicher. Auch die Riesen«
gasblase, die nur als Luftomnibus, nicht als Kriegswerk*
zeug, tauglich wurde, trug ihren Vollender einst in Heils*
bringe fsglorie; trug ihm aus Wilhelms Taumelsucht taxfrei
den Rang als „größter Mann des zwanzigsten Jahrhunderts
ein". Der, nur Dies ist Gewißheit, wird keinen Waffenrock
tragen und nicht zwischen Motor und Propeller, Gewächsen
aus Anderer Hirn, Kirchengebete abhaspeln. Lerntetjhr, sonst
so Flinke, gestern noch nicht, wie rasch nach Windswechsel
der höchste Schneehaufe schmilzt? Die dem Kind einge*
päppelte Lüge speit schon der Erwachsende aus. Mit dem
Plumpsack auf die Straße getriebene Schuljugend, Patrio*
tenbummel, neuer Militärmonarchismus, der hundertmal
ekler, ranziger schmeckt'als der alte, Empfang mit Männer*
küssen „auf beide Wangen", Spalier, nasse Nasentücher:
Das, Alles, hemmt das Rad der Zeit nicht. Am Ende
kommt das Auseinandergehen. Kommt die frostklare Anzeige
der Westmächte, daß sie für ein remilitarisirtes, in Altgötzen*
dienst zurücksinkendes Deutschland nicht einen Shilling,
Franc, Dollar, weder Nährmittel noch Rohstoffe übrig haben,
nicht einen Vertragsbuchstaben ändern, fest auf dem Aus«
lieferungverlangen, dessen Verzicht ernstlich erwogen wurde,
stehen und die Ewiggestrigen in ihrem Fett«Ersatz schmo»
renlassen. KommtGeneralstrike und Wirthschaftdämmerung
mit Fenrirwölfen und Midgardschlangen. War der unerblickt
jähe Valutasturz in der Woche der Ausschußorgie nicht War«

nung und Zeichen, woraus der Blödeste das Welturtheil über
den Vorgang errathen konnte? Und wird der echte, der
wahre Patriotismus durch den Versuch bezeugt, die Anker»
kette durchzufeilen, die, nur sie noch, ein leckes Schiff mit
schadhafter Turbine vor Brandungsgetrieb und Bruch wahrt?
Die beeidete Aussage der Generale, die dem Unter*
suchungzweck unnöthig war, wird erst, bis in die äußerste
Folgemöglichkeit, nachzuprüfen sein, wenn sie im Steno»
gramm käuflich ist. Was daraus und darüber in der Zeit«
ung stand, möchte selbst mein schmerzhaft enttäuschtes Herz
nicht glauben. Nicht Hellmuth Moltke, der Römer aus Dä»
nenblut, nur: schon Ludwig Benedek stünde als ein heiliger
Held aus Volksepen weit neben diesen geschlagenen Feld»
herren, in deren Schallplatte das eine Lied vom „Dolchstoß
in den Rücken des Heeres" geritzt ist, die ihre Schuld, ihre
seit dem fünften April 1918 unverzeihliche Schuld auf die
Heimath abschieben, das von Sozialisten, Centrum, Freisinn
im Reichstag vertretene Volk, zwei Drittel der Nation, da«
für haftbar machen wollten, daß der Krieg verloren wurde,
den sie selbst zwei Jahre zuvor als verloren ansahen und aus
dessen Wirbeln sie nur noch von Unterseetücke Rettung er«
hofften. Auf Unbefangene aus allen Ländern und Parteizonen
Jiat die Vernehmung wie der klirrende Sturz einer Idolsäule
gewirkt. Ist ein Viertel des Gedruckten wörtlich wahr, dann
wird grausamste Offenheit Pflicht; muß, ohne Erbarmens»
legung, der letzte Blendzauber gebrochen werden. Das bös»
artig präludirende Geschwätz des Herrn Helfferich wäre nicht
der Erwähnung werth, wenn es nur die Lausbubenwallung
umrankt hätte, nach Verkündung einer Geldstrafe mit ge«
^ückter Marknotentasche, wie vor Kassenschalter, vor die
vom Reichsparlament Abgeordneten hinzutreten. Doch der
vom Fluch der Unfruchtbarkeit seelisch verkrüppelte Vieles»
wisser, dem nie, im Kolonialamt, als Orientbahn« und Groß*
bankdirektor, Schatzsekretär, Vicekanzler, Wirthschaftpiloti
Gesandter, auf keinem Posten jemals irgendwie nützlich Fort»
''wirkendes, überall Aergernißstiftung und Luftvergiftung ge«
lungenist.hatdem Ausschußmitglied Oskar Cohn die Antwort
ge weigert, weil dieser Sozialdemokrat mit Russengeld Meuterei
und Revolution angezettelt habe. Der mit Buchbrocken Voll*

geslopfte weiß genau, daß nur Angeklagten, nicht Zeugen, ein Ablehnungrecht zusteht; daß es nur gegen Spruchrichter, niemals gegen Untersucher, und nur vor dem Beginn der Vernehmung geltend zu machen ist. Er weiß, daß seit Jahr» zehnten alle nationalen Gruppen des demokratischen So* zialismus in Klassenkampfdrang einander mit Geld geholfen haben; daß der Beschuldigte von der Regirungpartei der durch den brester Friedenspakt uns verbundenen Russen« republik das Geld erst, am sechsten November 18, empfing, als Foch schon den Waffenstillstand diktirte; und daß nur ein Bruchtheilchen Parteizwecken, die Hauptsumme der Russenfürsorge zugeflossen ist. Er müßte wissen, daß der Rechtsanwalt Dr. Cohn ein sittlich reiner, redlicher, in Bescheidenheit Jedem freundlicher Mensch ohne hart* kantiges Radikalinskigethue ist, der als Armer für Arme ar* beitet, an der Fünfzigergrenze, während Jüngere in Schwär» men untauglich,unabkömmlich wurden.imOst« und imWest* heer, scheel angesehen, in abgewetztem Unteroffiziersrock seinen Dienst that. Kann er diesen sauberen Arbeiter, der sich im engen Familienheim plagt, doch durchaus das Zeug zum Banksyndikus und Kapitalistenberather hätte, eine»Ver» brechens.verrätherischen Handelns,die seine Rede dem Hörer zublinzeelt, zeihen: als öffentlich Beamteter war er seit einem Jahr zu Anklage verpflichtet. Daß er in Tagen atmösphäri» scher Hochspannung, wüster Pogromdränge den Juden, den Unabhängigen, den Freund Liebknechts als einen Haupt* meuchler deutscher Heereskraft dem wüthenden Trieb ver* leiteter, belogener Haufen empfiehlt, ist . . . Excellenz. Ist Caroli Wonne am Opfer Anderer noch nicht satt? Wird, wider das Hoffen aller anständig Deutschen, dem Rechtsanwalt der Ebionim auch nur der Finger geschrammt: die Masse wird die Fährte intellektueller Anstiftung nicht lange sucKen.

Die sechs Ausschößlinge schirmten nur zaghaft den sie« benten. Jämmerlich zaghaft war Alles, was der Ausschuß bis heute that. Nennen Germanen Solches noch immer Treue? Wer unnützlichen Götzen anhängt, wird mit Beschwerde über ertraglosf Fron nirgends von einem Himmel erhört.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag de» Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m, b. Ii. in Berlin.

Nr. 8
Zahnpasta
Hekodont
sorgt für bie ndend weisse gesunde Zähne.
Alleiniger Hersteller:
C.W. Henqstmann Chcm.Fabrik Gharlotrenburqll
Brillanten
•••••• Mi
Juwelen, Perlen, Smaragde
und Perlenschnüre
kauft zu hohen Preisen
CnS(v BERLIN, Friedrlchstpasse 9192
zwischen Mittel- und Dorothenstrasse fljSI

Keine Postkarten, sondern nur künst-
lerische Aktphotographie. Man
verlange Probesendung. Postfach 2,
Hamburg 31.

'"«TT*»'

$ie fiunfll i>e$ abreiben*
eine Profofdjufe in Briefen
t>on ör. 35roi>er 6ftriffianfen
25 Wart
(Srttin S r I cf) Xorcn&urg urteiltbarüber: „ßai
JBerf ftetjt tr/ie ein ragenber 33Iorf in roeitem giadjlanbe.
JBai man (ebren fann »on ber ft"un(t bei <8d)reibeni
(unb c4 i|! Biel), tolrb bem Xernenben in jtr/ingenber
Jorm finnennabe gebrad)t. Oer (Jdiriftflefler tfT fer<
blüfff, mit tt>ei<f/er Siajerbeif ber Berfaffer bie ®e«
beimniffe bei gdjaffeni — bie ibm fetb|l meift niefit
betoufit Durben — entfcf/leitrt, toie er ben 2Bcg ?eigf,
ben (Srofien bei' beutfdjen Sdjrifttumi nadjjuformen,
fie nietlei 11 juoeilen aui eigenem übertreffend Gebern,
»omebmiid) aber bem 3ugenberjieber, ttirb
aui biefem 25ud> ein 6efrud>tenber (Segen Werben;
bem an geben ben 0d)rift(retter aber ifl
ti ein ungemeffener <5 a) a tj, betoabrf ti
if)n bod) »ot Dielen Sebtem unb führt ibn f)etla'ug!g
:: :: unb jielflar über ben Sag hinauf." :: ::
Seridjf über 2Befen un& 2Beae
* öiefer (3tf?u(e 40 Pfennig *

Stahlwerk Becker A.-G., Willich Rhld.
Wir laden hiermit die Herren Aktionäre unserer Gesellschaft zu einer ara
"29. November d. J., nachmittags 3 Uhr, im Ueschäitshause der Deutschen Bank iu
Düsseldorf stattfindenden
außerordentlichen General Versammlung
■ein.
Tagesordnug:
1. Abänderung der §§ ?, 17 Abs. 1 19 Abs. 2, 21 d den GesellschaftsVertrages.
§ 2. „Zweck üer Gesellschaft und Geyrenstand des Unternehmens ist die Be-
treibung von Handelsgeschäften jeder Art und insbesondere die Errichtunj,'
und der Betri b von Werken zur Herstellung von Stahl jeder Art, sowie
von bergbaulichen und anderen damit iu Verbindung stehenden Betrieben und
die Beteiligung an ähnlichen Unternehmungen.*'
§17 1 »Dar Aufsicinsrat besteht aus mindestens drei Mitgliedern."
§ 19Hl «Die Mitglieder des Aufsicbtsrats erhalten jedoch einen Anteil am Geschäfts-
gewinn in Höhe von y.fhn Prozent diejenigen Reingewinns, der nach Vor-
rahme süm lieber Abschreibungen und Rücklagen, sowie nach Abzug von
f)% Dividende verbleibt, mindestens »her eine (jesarattergutnng von riinfzig-
tausend Mark. I> e Tantiemesteuer geht zu Lasten der Gesellschaf t.»*
; § Cl d: „Zu den Obliegenheiten des Aufsicbtsrats gehören insbesor.dtne auch:
d) die Genehmigung zur Anstellung von Prokuristen und sonstigen Be-
amten, wenn deren Jatiresgetiait füuf/elintausend Mark übersteigt.
2. Ausgabe von nora. 6 Millionen Mark neue Aktien, unier Ausschluß des Bezugsrecbts
der Aktionare.
Aktionäre, die an dieser außerordentlichen Generalversammlung teilzunehmen
beabsichtigen, wollen ihre Aktien nebst zwei gleichlautenden Verzeichnissen derselben /
spätestens bis zum 23. November d J. an einer der nachgezeichneten Stellen hinterlegen
•oder die anderweitige Hinterlegung durch eine amtli-.be Bescheinigung, aus welcher die
-Nummern der hirxter.egten Aktien ersichtlich sind, dem Vorstande nachweisen.
HinterJegungstelien sind:
unseo Gesellschaftshasse in Willich,
die Deutsche Bank, Berlin und ihre Zweigstellen,
die Berliner Handelsgesellschaft, Berlin,
der Barmer Bankverein, Barmen und seine Zweigstellen,
di l 1.ssener Kreditanstalt, Essen-Ruhr,
das Bankhaus J. Krank & Co., Crefeld,
die Deutsche Nationalbank, Bremen und ihre Zweigstellen,
d«r Chemnitzer Bankverein, Chemnitz und seine Zweigstelle*,
die Industrielle Bankgesellschaft, Düsseldorf;
für die Schweiz:
unsere Generalagentur in Zürich, Centraihof, Nueschelorstr. 1.
Willich, den 3. November 1919.
Der Vorsitzende des Aufsichtsrates
Willi. Pfeiffer, Kommerzienrat.
Stahlwerk Becker A.-G, Willich Rhld.
Wir laden hiermit dio Herren Aktionäre unserer Gesellschaft zu der am 29. No-
vember d. J., im unmittelbaren Anschluß an die um 3 Uhr stattfindende außerordentliche
■Generalversammlung, im Geschäftshause der Deutschen Bank zu Düsseldorf tagenden
13. ordentlichen Hauptversammlung
•ein.
Tagesordnung:
1. Vorlage des Geschäftsberichts, der Bilanz, der Gewinn- und Verlustrechnung
für das Geschäftsjahr 1818119.
2. Beschlußfassung über die Genehmigung der Bilanz und der Gewinn- und
Verlustrechnung und üb^r Verwendung des Reingewinns.
3. Entlastung des Auf-dohisrats.
4. Entlastung des Vorstands.
5. Wableu zum Aufsluhtsrat.
6. Wah des Bilanzprüt'u igsausschusses.
Aktionäre, die an diesT Hauptv rsammlung teilzunehmen beabsichtigen, wolle«
ihre Aktien nebst zwei gleichlautenden Verzeichnissen derselben spätestens bis zum
23. November d. J. an einer der nachbezeichneten Spellen hinterlegen oder die ander-
weitige Hinterlegung durch eine amtliche Bescheinigung, aus welcher die Kummern der
'hinterlegtou Aktien ersichtlich sind, dem Vorstände nachzuweisen.
H.nL rlegunpsste len sind:
unsere Gesellscbaftskasse in Willich,
die Deutsche Hank, Berlin und ihre Zweigstellen,
die Berliner Handelsgesellschaft, Berlin,
der Banner Bankverein, Barmen und seine Zweigstellen,
die Essener Kreditanstalt, Essen-Ruhr,;
r m das hankhaus J. Frank & Co., Crefeld,
die Deui.-che National!tank, Bremen und ihre Zweigstellen,
der Chemnitzer Bankverein. Chemnitz und seine Zweigstelle«,
die Industrielle Bankgesellschaft, Düsseldorf;
für die Senweiz:
unse.e Generalagentur in Zürich, Centraihof, Nueschelerstr. L
Willich, den 3. jSovembt r 1919.
Der Vorsitzende des Aufsicht srats.
Willi. Pfeiffer, Kommerzienrat.
ichlsrats. f
zienrat. ' J.
In,

Berlin, den 29. November 1919
Für die Republik
Uebertünchte Gräber
Co dunkel wars noch nie. Während der Kriegswahnsinn
wüthete, durfte aus schwärzester Nacht noch Hoffnung
aufflattern. Helle mußte ja, mußte bald das Ostgewölk säu»
men und Lerchenruf das Nahen des Taggestirnes, den Auf»
stieg der Vernunft ankünden. Mit Donnergang kam sie, im
Sturm der Hören; und in Millionen Herzen löste der Krampf
alter Sehnsucht sich in laute, in heilig stumme Lieder überströ*
mender Freude. Die aber war schon in Wintersgrau vertönt
und klang im März dumpf nur noch, unhold wie Nebelhorn.
Doch über ebbendes Wasser hob sich steil eineMöwe, schweb»
te die Hoffnung auf neuen Sturm, der die Lügenpest wegwir»
beln, nach dem ein reines Deutschland sein werde. Kaum Vor»
stellbares wurde uns Ereigniß: tiefer noch, höher als vor dem
November ist die Heimath verschmutzt. Das, wie Jeder jetzt
■weiß, ohne Fatumszwang begonnene, drum die deutsche
Menschheit entadelnde Massengemetzel hat geendet. Im
Kleinen aber, im Engen währt der Mord weiter; setzen die
neuen Pfründner und Krippenfresser, gelehrig und munter,
das alte Spiel fort. Die schwerste Sorge, von allen die wehste,
blickt nach der Jugend aus. Ist auch ihr Fittich lahm oder
klebt er am Leim der Lüge, die Schlauheit dicht, wie ein
im Schlammtuch gewässertes Bahrtuch, über das Reich ge»
spreitet hat? Alberne Knabenstreiche, für die im Grunde

der Magistergeist verantwortlich ist, würden rasch aufhören,
wenn derConviva für Kultus und Unterricht die Anstaltleiter
beim Ohrläppchen nähme und sie mit rauhem Warnwort die
(unfertige, doch in Rechtskraft gediehene) Verfassung der Re»
publik achten lehrte. Entsetzende Kunde aber bringt fast jeder
Tag aus den Oberklassen der Höheren, den Hörsälen der Ho»
hen Schulen und manchen Jugendvereinen der in „Demokrat
tie" umgeschminkten Asphaltpatterjohten von gestern. Nir»
gends ein Hauch nur von Drang in Freiheit des Geistes, in Er«
kenntniß wenigstens Dessen, was war, ist und werden muß.
Frei dünkt sich, einen verwegenen Kerl schon, wer mit der
Zunge das welke Ideal von 1789 beleckt, in geruhsam stili»
sirten Sätzen die eingeurnte „Ewigkeit" der Französischen
Revolution besingt, an morscher Krücke, in Humpeltrab, sich
einen rüstig in Helle Schreitenden, wohl gar Führenden
wähnt. Die Sprudelköpfe, alle im schönen Jugendvorrecht
des Schwärmens heimischen, seligen Geister werden gevehmt.
Nicht einmal den Schülern des Deutschland, das vor hundert
Jahren war, den glühenden Pantheisten, Republikanern, Be»
wunderern der Harmodios und Aristogeiton, von denen Bis*
marck, zu greisenhaft spöttisch, erzählt, ähnelt das von Alten
in blinde Wuth verlogene, mit unsauberer Lymphe in Natio*
nalzorn vergiftete Geschlecht, das heute erwächst. Den Bänke»
roteurs von gestern, die es aus der Pflicht zuRechenschaftfor»
derung verleiten, sich in Ansehen und zinsender Macht halten
wollen, jubelt, schnaubenden Bonzen, deren Klitterschriften
auf den Abtritt taugen, läuft es zu: und wendet den paar Mu<
thigen.die aufrecht in neue Menschheit streben, wie dem Stank
ausHexenbreigefäß den Rücken zu. In Jena hat der junge Pro»
fessor Jerusalem (kreischet nicht auf: trotz dem Namen der vom
Semiten Jesus geweihten Friedensstätte ein blonder Germane)
in einem Vortrag neulich gesagt: „Wir müssen den Kampf
um dje Wiedergeburt des deutschen Geistes aufnehmen. Das
deutsche Volk war das einzige, das den Gedanken des Völker»
rechtes bewußt ablehnte. Den Unterthanengeist, der seine
tiefste Wurzeln in der Verachtung des'Völkerrechtes hat, müs»
sen wir ausroden, das von ihm gezeugte Staatsideal, das nur
eine Macht» und Zwangsorganisation ist, vernichten und die

Nation mit dem Geist der Humanität, mit dem Gefühl der
Würde und des Werthes der Persönlichkeit erfüllen." Sanft,
doch deutlich hat er auf die Nothwendigkeit gewiesen, die
lutherische Ethik, die zwischen Moral und Politik einen un«
übersteigbaren Wall schichtet und in Bismarck, in uns Allen
viel zu lange schlimm eiterte, aus Deutschlands Blut zu schei*
den. Juvenals Weißer Rabe. Den müßte, wenn wir in geistiger
Republik lebten, die Schwinge schnell auf einen Hochsitz
des Lehramtes tragen. Grauen Ordinarien aber wird seines
Schnabels Wuchs nicht gefallen; und ihnen, die examiniren,
also selig sprechen oder verdammen dürfen, hängt die hurtig
in Amt, Pfründe, Bürgersbehagen vordrängende Jugend an. Ist
dieses Volk verloren? Nicht seines Volkes Masse; fast sicher
seine Bourgeoisie.Vom Fachgerechter Gottheit dorrt sie; muß
im Schweiß des Angesichtes sich Brot schaffen, in Kummers*
pein den Acker bestellen und oft, statt nährenden Roggens,
Dorn und Distel ernten. Unrettbar ist sie verloren, wenn sie
nichtin letzter Stundenochaus Schandgenossenschaft sich löst.
Ihr in allen Pfützen besudeltes Maul die Worthülse von Frei*
heit und Recht beschmatzen zu hören, ist so ekle Zumuthung
wie das feist zähe Erdreisten des Noskesozien Ebert, sich als
Kämpfer „gegen Gewalt und Unterdrückung" vor geblen*
dete Augen zu pflanzen. Wo der Profit, das Geschäft mit
halb erst verdorbenen Erbsen oder Oeffentlicher Meinung
mehr gilt als Würde, wird jeder Versuch, mit demHinweis auf
metaphysische Mächte zu wirken, nur als putziger Zeitvertreib
empfunden. Die Nation, rufst Du, steht, die Volkheit vor der
Frage, ob sie in Schande waten oder sich in Selbstachtung*
möglichkeit retten will? Bist Du, Tropf, denn gewiß, daß
Selbstachtung ihr Athembedürfniß ist? Von Nutzen und
Schaden, Vortheil und Nachtheil mußt Du ihr reden: und
darfst sicher sein, daß sie Hochgebirge erklömme, Ozeane
durchschwömme, um von Grat oder Strand Tausendmark*
scheine zu säckeln. Mag es so sein. Auch in dieser Sprache läßt
sich, wenn höher schwingende das Verständniß übersteigt,
sagen, was gesagt werden muß. Seit dem unverjährbar schimpf*
liehen Manifest der Dreiundneunzig, das in grellem Mittags»
glänz die Leuchtkraft der Sonne leugnete, hat dem deut*

sehen Volk nichts so furchtbar geschadet wie das schmäh*
liehe Ereigniß im Untersuchung»Ausschuß der Nationalver»
Sammlung. Nichts Anderes. Armenierschlächterei, Menschen»
Verschleppung aus Belgien und Lille, Unterseefrevel, Cavell
und Fryatt, seitdem Dschenghis«Khan nicht erschaute, von ihm
selbst, vom Lahmen Timur nicht mit so meisterlicher Technik
vollendete Landverwüstung: all diese und hundert andere öf»
f entlich erhobene und begründete Anklagen umfassen Kriegs»
handlungen, also Handlungen organisirten Wahnsinns, und
könnten, wenn sie noch klarer erwiesen würden, nicht die Na«
tion belasten, die sich für die Rasenszeit, für deren Macht«
gierzwecke und Raubsüchte fester als je zuvor knebeln ließ.
Jetzt aber noch, ein ganzesjahr nach derNiederlage.demWaf»
f enstillstand, der Verkündung neuen Geistes, war Prostration
des Volkskörpers, Prostitution der Volksseele, war Kniefall zu
Anbetung der widrigsten Form alter Gewalt. Kein Redlicher
kann danach von den Westmächten noch Abrüstung, keiner
Verzicht auf internationales Gericht über die Angeschuldig»
ten fordern. Trotz dem schrillen Nationalistenschwatz von
künftigem Rachekrieg, dem Geprahl von den Einwohner»
wehren als „denKrümpern unseres neuen Scharnhorst" hatten
wir leis, in Amerika und England, allgemach auch schon im
tiefer verbitterten Frankreich, das Dämmern der Erkenntniß
bereitet, daß hartnäckiges Bestehen auf dem Auslieferung»
Verlangen ein Fehler wäre. Nun die Spottgeburt eines Er»
mittelungverfahrens sichtbar und vom Hohngelächter zweier
Welten umjohlt wurde, wäre jeder neue Versuch auf diesem
Feld unnützlich, unwürdig; können wir nur noch die Zu»
lassung je eines Deutschen in die Untersuchunginstanz und
das Spruchgericht erstreben. Das ist die erste Folge der häß»
lichsten Schmach deutscher Geschichte. Als zweite Folge
würden wir die eiskalte Abkehr der Mächte erleben, deren
von Vernunft in Klugheit zurückgelenkter Wille sich zu Hei»
ferdienst rüstete. Einem remilitarisirten, vor Moloch und Bei
in Staub hinsinkenden Deutschland Hilfe? Nur zu Selbst»
mord Entschlossene dürften daran denken. Der am zweiten
Geburtstag der Republik beschrittene Weg führt die Sieche
von dem einzigen Born weg, aus dem ihr Genesung quellen

kann. Das Deutschland, dessen Kontur seitdem sich dem Auge
der Menschheit zeichnet, müßte einsam, an ödem Strand, hau*
sen. Läßt sichs abermals, von den selben Irrführern, in Un*
heil bethören? Wird die letzte Ankerkette durchfeilt, die ein
leckes Schiff mit schadhafter Turbine vor Brandungsgetrieb
und Bruch wahrt? Aus vielfarbigem Stimmengeschwirr blinkt
die Ahnung, daß wieder eines Schicksals Wehenstunde schlug.

Vor einem Sturm

1. „Die Kartoffelernte war, wie nach der langen Regenperiode
im Sommer zu erwarten, nicht ergiebig. 45 Centner im Durch-
schnitt vom Morgen (als mittlere Ernte gilt sonst hier 80).
Dazu kommt noch, daß uns 90 Morgen eingefroren sind.
Rechnet man nur einen Ertrag von 40 Centner Kartoffeln
vom Morgen und einen Preis von 20 Mark für den Centner,
so 'macht Das 72. Mille Verlust. Nachbargüter hatten nicht
einmal die zur Naturallöhnung ihrer Arbeiterschaft nöthige
Kartoffelmenge geerntet; auch wir kommen wahrscheinlich nicht
mit der nöthigen Saatmenge bis ins nächste Frühjahr hinaus.
Wird auf Ablieferung gedrungen, so wird vom Saatgut gezehrt
und wir müssen im nächsten Jahr die Anbaufläche ver-
ringern . . . Was Sie 1908 über Wilhelm schrieben, klingt,
ah obs gestern aus der Feder geflossen wäre. Schade, daß
man auch damals nicht auf Sie gehört hat. Kann Deutsch-
land eine Insel werden? Wer je daran glaubte, könnte von
diesem Irrthum heute geheilt sein. Wir haben ausgespielt:
Nos numerus sumus, fruges consumere nati, und wenn Lloyd
George die Fruchtfolge bestimmt, ists immer noch besser,
als wenns irgendeine in 'Deutschland mitregirende Ignoranz
thut. Wirtschaftlich stehen wir unter dem Zeichen des Aus-
gleiches unserer Inlandspreise mit den Welthandelspreisen. Das
vollzieht sich stoßweise und ungeregelt. Zuerst sollen die
Kohlenpreise drankommen. Die landwirthschaftliche Maschinen-
industrie denkt aber voraus und hat seit Ende September die;
Preise zum Theil schon um 50' bis 75 Prozent erhöht. Die
Landwirtschaft soll aller Voraussicht nach zuletzt kommen;
und den Letzten beißen die Hunde. Ich kann, so schwer es
einem deutschen Junker' wird, nur wünschen, daß wir bis
dahin schon polnisch sind. Da sich unter dieser jammervollen
Regirung und diesem elenden Parlament ja Alles ungeregelt
abspielen muß. Deutschland geht mit Nothwendigkeit den

schwersten Lohn kämpfen entgegen, weil die als ,Theuerung'
• empfundene Annäherung «n die Welthandelspreise den Lohn-
verhältnissen jede Stabilität nimmt. Wichtig wäre, in die Tarif-
verträge (wie es in England schon der Fall sein soll), viel-
leicht in alle Verträge, Bestimmungen aufzunehmen, die Kon-
junkturschwankungen ausgleichen. Diese ausgleichende Wir-
kung wird bei der hier, im Osten, üblichen Geld- und Natural-
■ löhnung der. Landarbeiter eben durch die viel angefeindete
Naturallöhnung erreicht, da ihr Papiergeldwerth im Tempo
der Geldentwerthung steigt. Doch wären Bestimmungen denk-
bar, die diese Wirkung auch auf den bar zahlbaren Theil des
Lohnes verbreitern. In der Praxis würde die Sache etwa
so aussehen: Monat vor Monat wird von der Regirung in
jedem Bezirk der mittlere Brot-, Fleisch-, Kartoffel-, Kohlen-
und Wohnungpreis festgestellt (nicht etwa festgesetzt'). Das
hat gar nichts mit Zwangswirtschaft zu thun. Alle Lohn-
verträge sind unter Verbürgung einer bestimmten Höhe des
Gesammtbetrages dieser einzelnen Posten abzuschließen. Diesen
Gesammtbetrag wollen wir ,Unterhaltsmittel' nennen. Bei
weiterer Theuerung tritt ganz automatisch zu allen Löhnen
ein der Erhöhung des Unterhaltsmittels prozentual gleicher
Zuschlag, im umgekehrten Fall ein entsprechender Abzug. Das
soll natürlich nur ein ungefähres Beispiel sein, aber so ähn-
lich müßte es schon werden, sonst wird des Kampfes kein
Ende, jede Uhr hat einen Kompensator. Auch das Leben
der Wirthschaft braucht Sicherung des regelgemäßen Ganges.
Mit unserer Preiswerferei gehts nicht weiter. Ein Höhen-
förderer, der im September 12 500 Mark kostete, war mir jetzt
für 17 500 angeboten worden (freibleibend). Ich schlage tele-
graphisch zu; nun heißts: 19 900. Ich sagte Ihnen schon:
Die Maschinenindustrie baut vor. Sie hat eben keine Höchstpreise,
aber wir Landwirthe haben sie. Nun werden mir die Leute sagen:
Ein Höhenförderer (er erspart mir beim Schoberbau in der
Ernte zehn bis zwölf Leute) ist nicht nothwendig, ist Luxus.
Antwort: Die Pflüge sind in ähnlichem Maß gestiegen. Wird
Das auch für ,Luxus' gehalten? Oder sollen wir von unge-
pflügtem Boden ernten? Der Boden ist nicht unser t;nziges
Betriebs- und Produktionmittel; und dann Höchstpreise! Sie
haben ja selbst schon öfter diesen Unfug getadelt. Auch ich
baue Luzerne und die Nachbarn, denen die Luzernesaat zu
theuer ist, legen Dauerweide an. Die Produktionmittel, die
uns übriggeblieben sind, reichen eben zur vollen Bewirth-

Schaffung nicht mehr aus, man wird nicht rechtzeitig mit der
Bestellung fertig, verspätet sich mit der Ernte und bleibt
schließlich mit den Kartoffeln sitzen. Nun sagen die Leute,
man solle es doch aus Patriotismus' thun. für 70 000 Mark
ist uns Das zu theuer; und außerdem hat Niemand was von
den verfrorenen Kartoffeln, nicht einmal die Schweine. Also:
wenn in der jetzt beliebten Art weiter gewirthschaftet wird, dann
können die Städter wirklich, wie Sie schrieben, in einigen Jahren
auf die Weide gehen; zu essen giebts nichts mehr."
2. „,Nicht Flagellantenwahn noch Masochismus drängt in das
Verlangen deutlicher Scheidung von Schuld und Schuldigen':
sagten Sie in Ihrem Heft vom fünfzehnten November. Ein
Kind, das sich an der Tischkante gestoßen hat, schlägt zornig auf
den Tisch ein. Der gereifte Mann, dem ein Unglück zustößt,
prüft in erster Linie das eigene Thun, ehe er Alles auf Tücke
Anderer oder auf das Walten eines bösen Zufalls schiebt. Selbst-
erkenntniß ist der erste Schritt zur Besserung; diese alte Weisheit
soll heute auf einmäT nicht gelten. Wie das Kind auf die Tisch-
kante schlägt, heulend und schimpfend, so handeln heute un-
zählige Deutsche. Man kann gar nicht deutlich genug das
Deutschland Wilhelms des Zweiten schildern, wenn man die Auf-
erstehung des deutschen Volkes vorbereiten will. Das ist viel
nützlicher als das kindische Gebah-ren in Berlin, das, wie man
beinahe glauben möchte, absichtlich von den jetzigen Macht-
habern bestellt ist, ihre vor dem Zusammenbruch stehende
Macht zu schützen- Wie hat der Kaiser hier Alles verdorben!
Ein kleines Beispiel: sein Jagdbetrieb. In meiner Jugend war es
üblich, die Stände auf den Treibjagden zu verlosen. Hier sollte
fair play sein, sollten die selben Chancen Jedem eingeräumt
werden. Nur die Geschicklichkeit durfte entscheiden. Dann
kamen in Schlesien die Kaiserjagden auf. Schoß S. M. an einem
Ort 900 Stück, so mußte der nächste Jagdherr ihm 1200 Stück
vor die Flinte treiben. Fasanen wurden zu Hunderten "kurz
vor der Jagd ,gekauff. Auf ganzen Herrschaften das Wild ein-
gefangen und in die Dickungen vor den Allerhöchsten Herrn
gesetzt. In den Nächten vor der Jagd wurden die Triebe umstellt
mit Treiberwehren, damit das Wild nicht entkommen konnte. Das
hieß dann Jagd' und der Allerhöchste glaubte noch gar, nur seiner
Geschicklichkeit den Vorsprung vor den Mitschießern zu ver-
danken. Bald kam es zu allerlei Schwindel. Auch Andere,
Kleinere, gewöhnten sich an die Allerhöchste Jagdmanier. Man
erzählte sich die tollsten Sachen über die Kunst, mit der Manche

ihre Strecken vergrößerten. Die Massenschlächtereien hat S. M. eingeführt. Auch das Fälschen der Qesammtstrecken, an denen Hunderte von Stücken zugelogen wurden. In dieser Zeit klagte ein kleiner Lieutenant einmal, daß er nur vier Jagden in der ganzen Saison mitgemacht habe, und gestand, nach dem Resultat gefragt, er habe ‚nur 1200 Stück' geschossen. Wie harmlos muthet dagegen die Eintragung Ludwigs des Sechzehnten in sein Schießbuch Einen an: ‚80 Stück geschossen; durch die Ereignisse unterbrochen'. Einmal jagde dei" Kaiser bei einem englischen Lord. Er schoß 20 oder 30 Stück. Seine Lordschaft wollte für den Winter nach Indien und hatte deshalb keinen Fasanenaufzug gemacht. Der Kaiser mußte sich deshalb mit einer jedem Sterblichen erreichbaren Jagdstrecke begnügen. Solches Land hätte sogar einen Wilhelm ertragen."

3. „Ein neues Theater ist eröffnet; gespielt wird: ‚Untersuchung-Ausschuß'. Ausschuß. Professor Klugscheißer und Professor Neunmalweis sammt den Doktoren Gerngroß und Wichtigthuer müssen natürlich mitmachen. Vor solchem Ausschuß steht ein Staatsmann vom Format Bethmanns (in jeder Beziehung:) groß da. Der Angeschuldigte stellt ‚fest' (was wackelig ist:), daß von ihm alles ihm Mögliche geschehen sei. Punktum. Der Lehrer tadelt den Schüler. Der aber ‚stellt fest', daß er alles ihm Mögliche gethan habe. Dann können wir ja beruhigt sein. Jedes Gericht läßt, bei Spezialfragen, einen Sachverständigen zu. Hier fehlt er. Der gerade könnte feststellen', ob alles Erdenkliche geschehen sei, könnte den Richtern, Examinatoren sagen, was im staatsmännischen, im Diplomatendienst gebräuchlich ist. Dann brauchte sich nicht jeder Parteiling zu bemühen, die Szene (statt "zum' ernsten Tribunal) zum kitschigen Theater zu machen. Ein Schaustück für die Menge wird inszenirt. ‚Ihr seht: alles Erdenkliche geschieht. Lieb Vaterland, magst ruhig sein.' Sogar der uns durch die Tradition theuer und lieb gewordene Ausschluß der Öffentlichkeit darf nicht fehlen: ein Brauch, von dem1 der Bruch mehr ehrt als die Befolgung. Das nennt man dann Erforschen der Wahrheit. Wozu haben wir eigentlich eine Revolution gehabt? Um auf dem' Status quo ante zu verbleiben? Ein großer Aufwand, schmählich, ward verthan. Herr David stellt eine Unterlassung fest: der Reichstag hätte, vor Erklärung des unbeschränkten Ubootkrieges, bis ins Kleinste über Alles aufgeklärt werden müssen; dann hätte der Reichstag die Verantwortung gehabt. Hätte! Wann hat der Reichs-

tag sich der Verantwortung würdig gezeigt? Ich sah immer
nur Parteihamster. Hat der Reichstag, dieser Pagodenconcern,
sich am vierten August 1914 seiner Verantwortung völlig
bewußt gezeigt? Hat er Alles gethan, was sein Recht (Das
heißt: in so ernster Sache, seine Pflicht) war? Und Mitglieder
dieses Reichstages wollen über Andere zu Gericht sitzen? Sind
wir so arm an Tüchtigen, daß wir allüberall stets nur auf die
M. d. R. zurückgreifen müssen? Sind sie weniger kompromittirt
als die Staatsmänner und Diplomaten vor den Schranken? Theater, HerrHarden; ich muß, leider, Ihrem Hohnwort zustimmen.
Statt der ‚Komoedie der Irrungen' studire man Tollers
, Wandlung* ein. Wandlung thut noth; nur sie kann helfen."
4. „Nach der Lecture der Aussage Hindenburgs vor dem
Untersuchungausschuß ist mir Bedürfniß, mich an Sie zu
wenden, dem ich durch regelmäßiges Lesen der ‚Zukunft'
seit mindestens fünfzehn Jahren so viel verdanke. Wenn Hindenburg, ein Mann, von dem man annehmen möchte, daß er
sagt, was er wirklich denkt, und nicht durch seine Aussage ein
Parteisüppchen kochen will oder die Motive seiner Handlungen
zu verschleiern beabsichtigt, wenn dieser Mann vor dem; Ausschuß öffentlich die Behauptung unterstreicht, die deutsche
Armee' sei ‚von hinten erdolcht worden', so zeigt Das ein so
ungeheures Mißverstehen der inneren Zusammenhänge, der
psychologischen Zustände, die zum Zusammenbruch führen
mußten, daß Dem nicht oft und energisch genug widersprochen
werden kann. Sie .thatens oft. Thun Sie es immer wieder!
Oerade die Unterdrückung dieser Lüge ist so unendlich wichtig. Das deutsche Volk kann sonst geistig nicht gesunden;
die Quellen der Heilwasser müssen vor Verschüttung und
Vergiftung gewahrt werden. Oft schon sind Sie in Ihrer Zeitschrift diesem Aberglauben entgegengetreten. Werden Sie nicht
müde! Die deutsche O. H.L. ist von der alliirten O. H. L. besiegt worden. Die Alldeutschen sagen, daß die Frontsoldaten
bis zuletzt in guter Disziplin geblieben seien. Das mag ja
zum Theil stimmen, wenigstens bei den kräftigsten Kampfdivisionen, deren Mannschaften ausgesucht waren, lange gedrillt,' meistens im Anfang der Zwanziger, durch gute Verpflegung, Alkohol, Aussicht auf behagliche Quartiere und fette
Beute in den feindlichen, reich ausgestatteten Stellungen leicht in
Stimmung zu halten waren. Im Sommer 1918 schrieb mir ein
gut beobachtender Vicefeldwebel von der Westfront in das
Rekrutendepot im Osten, wo ich Rekruten als Vicefeldwebel,

dann als Offizier ausbildete: ‚Mit diesen Kerls kann man, wenns was zu fressen und zu erbeuten giebt, noch zehn Jahre Krieg führen.' Von revolutionärer Propaganda war an der Front fast gar nichts, sogar in der Etape sehr wenig zu merken; die Meuterei im November konnte solchen Umfang nur annehmen in Folge der unglaublichen Entfremdung zwischen Offizier und Mannschaft, der vollkommen falschen Behandlung der Mannschaft, der gänzlichen Unkenntniß der Offiziere vom Major aufwärts von Alledem, was die Leute dachten und fühlten. Ich kann mir nicht denken, daß es einen Soldaten giebt, der leichter zu führen, dessen Vertrauen und Ergebenheit leichter zu erwerben ist als der deutsche Durchschnittssoldat. Gewiß nicht der Tommy oder Poilu, und ganz gewiß nicht der Amerikaner. Aber die Kluft war zu groß, war unüberbrückbar; und ganz selten nur hat ein Offizier sich bemüht, über den Abhang hinwegzukommen. Versuchte ers, so wurde er auch1 sofort von seinen Kameraden verdächtigt, angehaucht und, wenn er nicht an der Front war, mit dem Schützengraben ‚bedroht'. Die Lüge wurde-zu offenkundig. Alles versuchte, sich zu drücken, das ‚Rauskommen' war eine Strafe, beim Abschiedsappell aber gab es hochtönende Reden: ‚Siegfriede', ‚Ehre, fürs Vaterland zu kämpfen', (Pflichterfüllung, bis aufs Aeußerste' und so weiter; Das konnte doch nicht halten! Und dann die Ahnunglosigkeit der höheren Kommandostellen! Am zehnten November, als in Warschau schon in einigen Bataillons Soldatenräthe gewählt worden waren, versammelte der Generalgouverneur Beseler die Kommandeure der Landsturmbataillone, um sie über die Stimmung der Truppen zu befragen: und alle betheuerten, ihre Truppen ‚fest in der Hand zu haben'. Das Gebäude wankte schon: und doch konnten diese Herren nicht den Muth aufbringen, die Wahrheit zu sagen; nur ja nicht /mit seinem Bataillon auffallen': Das war die Losung. Der älteste Major verlor seine Manneswürde vor Generalstreifen. Das war das führende Deutschland. Das, nur Das hat unsere Armee erdolcht. Die Truppen waren gut, treu, wie man es sich nicht besser vorstellen kann. . Oft genug sagten mir Soldaten (ich war zehn Monate kriegsfreiwilliger Grenadier und Gardefüsilier, zweiundzwanzig Monate an der Front und wurde erst im Herbst 1918 Offizier): ‚Wir könnten schon längst Frieden haben; es geht ja nur noch für das Kapital'; Ja, wenn es zur Vertheidigung der Heimath wäre! Aber sie wollen doch bloß annektiren! Und diese selben

Soldaten thaten trotzdem noch ihre Pflicht, eil es ihnen angeboren
und anerzogen war, aus Treue und Kameradschaft. Es war
so leicht, mit diesem Volksheer auszukommen; aber nicht im
altpreußischen Stil, den Hindenburg-Ludendorff wünschten. Von
Schiebungen und Unterschleifen zum Schaden der Mannschaft
will ich gar nicht erst reden. Systematisch wurde die Stim-
mung der denkenden Soldaten untergraben, systematisch wurde
die Liebe und Lust zur Sache getötet, aber nicht durch revo-
lutionäre Propaganda oder Einflüsse der Heimath, sondern
durch die Anwendung eines veralteten Systems in der Aus-
bildung und Auswahl der Offiziere, durch das Fehlen geistiger
Fühlung zwischen Offizier und Mannschaft, durch die Demorali-
sation, durch die der wilhelminischen Zeit eigenthümliche Men-
talität der deutschen sogenannten bürgerlichen Gesellschaft.
Bitte, verehrter Herr Hürden, treten Sie der Lüge vom ,Dolch-
stoß von hinten' noch derber, schroffer als bisher entgegen!"
o. ,,Waren Helden nur im Großen Hauptquartier? Giebt es
sonst keine Helden zu verehren, wenn man durchaus ehren1
will? Schämen sich die Deutsch-Nationalen, schämt sich Hin-
denburg nicht selbst bei dieser Heldenverehrung, wo Tausende
und Abertausende Helden als im Krieg Beschädigte ohne Be-
achtung im Lebenskampf stehen? Fängt der Held beim General
an~ beim Offizier, saßen die Helden im Hauptquartier, waren
die Soldaten an der Front nur Heldenobjekte? Gehört nicht
viel mehr Heldenthum dazu, als gemeiner Soldat im Dreck
in jeder Noth auszuhalten, ohne Offizierlöhnung, ohne Offizier-
kost und Kleidung, ohne Offizierversorgung der Hinterbliebe-
nen? Uns Opfer des Krieges widert der Hindenburgrummel
an. Leute, die das deutsche Volk auspowerten, ihm das Letzte
nahmen, weil sie nicht den Muth hatten, ihren Mißerfolg
einzugestehen, wollen diesem betrogenen, verhetzten Volk heute
noch ihre Schuld in die Schuhe schwindeln und lassen sich
als ,die Helden' feiern. Wir Krüppel ertragens nicht länger.
Nachdem diese ,Führer und Helden', mit allen Gewalten aus-
gerüstet, ein gebundenes, machtloses Volk in den Abgrund ge-
führt haben, stellen sie sich als die Erdolchten hin; den Wölfen
soll von Schafen Gewalt angethan worden sein!"
6. „Wir dachten, der preußische Militarismus sei tot, als wir
am neunten November den Offizieren die Achselstücke von
den Schultern rissen. Ludendorff verabschiedet, der Caesar in
Holland, mit ihm der Caesarenwahnsinn. Vier Millionen Sklaven
wieder freie Männer, von unerträglichem Zwange befreit. Wer

erinnert sich noch an den Jubel vom neunten November? Heute
müssen wir sagen: Der preußische Miltiarismus ist noch immer
nicht tot; obwohl nicht mehr viel von ihm übrig ist. Das Miß-
trauen der Gegner ist leider nicht völlig grundlos. Noch giebt
es Wahnwitzige in Deutschland^ die das alte Spiel fortsetzen
wollen, die in Asien, in Egypten, Irland Bolschewismus ent-
fachen, den preußischen Adler wider Europa führen wollen.
Es mag sein, daß die Spartakiden mitschuldig daran sind,
daß Deutschland wieder ein Heer halten muß. Gewaltherr-
schaft der Bettler, Arbeitscheuen, Verbrecher wäre eben so un-
erträglich wie die der Junkerkaste und ihres Häuptlings von
ehedem. Die Demokratie braucht Bewaffnete, um ihrem Gesetz
Achtung zu schaffen. Nur scheint es fast, als ob Leute mit dem
Gedanken spielen, diese Waffen gegen die Republik zu wenden
und gegen Europa. Sie haben nichts gelernt und nichts ver-
gessen, obwohl alle Wissenschaften ihnen schon von Beginn
des Krieges an sagten, daß Deutschland ein Industriestaat sei
und das Ausland zur Noth ohne Deutschlands Kaufmannswaare
leben könne, Deutschland aber ohne des Auslandes Korn und
Wolle langsam verhungern und erfrieren müsse. Wenn es uns
heute so schlecht geht (darüber müssen wir uns einmal klar
werden), so ist daran nur der Mangel an Vertrauen bei den
Anderen schuld. Noch immer zweifelt man an der ehrlichen
Friedensliebe Deutschlands, an seinem ehrlichen Willen, den
Vertrag von Versailles durchzuführen. Wir müssen dieses
verlorene Vertrauen wiedergewinnen, wenn wir leben wollen.
Unser. Wirthschaftleben liegt in schweren Zuckungen, nicht,
weil wir zu wenig produziren, sondern, weil wir die Produkte
nicht fortzuschaffen vermögen. Unser weitverzweigtes Eisen-
bahnnetz, auf dessen Maschen wir einst gewaltige Heere von
einer Front zur anderen warfen, war "eine starke militärische
Waffe. Man kann daher jenen Absatz des Waffenstillstandes^
(wenn auch nicht billigen, so doch) verstehen, der uns die Loko-
motiven nahm, die rothen Blutkröperchen aus dem Kreislauf
unseres Wirthschaftkörpers. Hätte man Vertrauen zu uns, daß
wir mit unserem rollenden Material Güter und Kohlen, nicht
Soldaten, befördern wollen, längst wäre man uns entgegenge-
kommen. Mangel an Vertrauen ist es, der den endgiltigen
Friedensschluß hemmt, deutschen Kaufleuten und deutschen
Schiffen den Weg ins Ausland sperrt, Oesterreich den Anschluß
an Deutschland, Deutschland den Eintritt in den Völkerbund
wehrt. Begreift Ihr nicht, Deutsch-Nationale, daß Eure mili-

tarististische Schwäche, die fade Erinnerung an dunkles Mittel-
alter, daß Ehreneqmpagnien, Säbelgerassel, Achselstücke, Hin-
denburgerei es sind, die bei den anderen Völkern auch heute
noch so großes Mißtrauen erwecken, alle Wege zur Verstän-
digung verrammeln? Der ganzen Welt müßte laut und klar
gesagt werden, daß Deutschland, die gewaltige, große Mehrheit
der Deutschen, nicht mehr kaiserlich ist, sondern demokratisch
wie die ganze civilisirte Welt, nicht mehr militaristisch, son-
dern pazifistisch wie die ganze civilisirte Menschheit. Mit Grauen
und Abscheu denken wir zurück an" die planmäßig* zerstörten
und verwüsteten, einst blühenden Gefilde Nordfrankreichs, durch
die wir, vor Amiens aus dem Gefecht gezogen, drei Tage und
drei Nächte marschirten, ohne ein lebendes Wesen zu finden.
Mit Grauen und Abscheu denken wir der unschuldigen Frauen
und Kinder und Thiere, die 'auf das Geheiß des Tyrannen den
furchtbaren Tod in den Fluthen des Meeres starben. Mit Grauen
und Entsetzen denken wir daran, daß Ihr selbst, Ihr Hüter der
Ordnung und des Staates;, die Bazillen des Bolschewismus aus
den Ampullen gelassen habt, daß an Euren Händen nicht nur
das Blut der armen russischen Bürger und Bürgerinnen klebt,
sondern daß Ihr auch verantwortlich seid für das Blut Eurer
eigenen, deutschen Mitbürger, die in den Spartakustagen von
Verbrecherhand verstümmelt und gefoltert wurden. Deutschland,
das Land der Dichter und Denjcer, zeige der Welt, daß Du ihr
nicht nachstehst an politischer Einsicht und an Gerechtigkeit.
Warte nicht ab, bis man Dir die Auslieferung Derer abnöthigt,
die schuld sind an deml Krieg, schuld an unnöthiger Grausamkeit,
schuld an der Zerstörung des Völkerrechtes. Die Demokratie
Deutschlands muß zeigen, daß sie stärker ist als das monar-
chistische Prinzip, um dessen willen der zweite Wilhelm Europa
in Brand steckte. Auf Wunsch1 des deutschen Volkes selbst muß
ein internationaler Gerichtshof aus den höchsten Richtern Eu-
ropas gebildet werden und auch ein Deutscher soll mit zu
Gericht sitzen über den Deutschen Kaiser. Sind Wilhelm von
Hohenzollern und seine militärischen und civilen Helfershelfer
schuldig, die Fackel des Weltkrieges entzündet, schuldig, das
Völkerrecht zerrissen zu haben wie einen Fetzen Papier, schuldig
am Tode von unschuldigen Frauen und Kindern, schuldig der
Verwüstung blühender Linder, schuldig an der Heimsendung
der russischen Bolschewisten? Dann lasten Weltkrieg und Welt-
revolution auf ihrem fluchbeladenen Gewissen: und die Welt
möge über sie zu Gericht sitzen. Aus freiem Willen muß Deutsch-
land diese Männer dem Gericht des Völkerbundes überliefern."

7. „Wie es heißt, sollen die unter vielfach ungeheuren Schw
rigkeiten um ihre Existenz ringenden Auslandsdeutschen zu
dem ,Reichsnothopfer' herangezogen werden. Bei Besprechung
der Verhandlungen vor dem Untersuchungausschuß wurde die
Frage gestellt, wo die Wuth des deutschen Volkes über die an
seinem Untergang Schuldigen bleibe. Ich stelle die weitere
Frage: Wo bleibt die Wuth und der flammende Protest aller
Deutschen, die mit dem Reichsnothopfer den von einer Anzahl
pflichtvergessener Verbrecher verursachten Schaden bezahlen,
sollen? Im Civilleben ist Jeder für den Schaden verantwortlich,
den er über Andere bringt. In jedem Prozeß werden die Kosten
und Strafen nach dem Verschulden bemessen. Das Reichsnoth- ,
opfergesetz macht durch eine starke Progression zwar große
Unterschiede, kennt aber keinen solchen zwischen Schuldigen
und Unschuldigen. Das ist eine ungeheure Verletzung des
Rechtsempfindens jedes schlichten Mannes. Ist Das Demokratie?
Wird sich Niemand finden, der, so lange es noch .Zeit ist,
solche Ungeheuerlichkeit verhindert, daß die Hauptverbrecher
in der deutschen Tragoedie bei Vertheilung der durch sie ver-
ursachten Kosten nicht mehr zu bezahlen haben werden als jeder
unschuldige Familienvater, der blutenden Herzens vor dem
Untergang seines Vaterlandes und seiner Familie steht? Das
deutsche Volk hat ein Recht, volle Sühne zu verlangen. Eine
solche ist nicht zu erwarten, wenn der kommende Staatsge-
richtshof die Schuldfrage, wie beabsichtigt ist, in die ,Verletzung
amtlicher Pflichten' begrenzt. An der Ehre sind diese Leute
nicht zu packen. Ihr arrogantes Auftreten vor dem Unter-
suchungausschuß zeugt von der Art ihres Wesens. Der empfind-
lichste Punkt, an dem diese Edelsten der Nation zu packen sind, ist
ihr Geldbeutel. Also: Antrag, daß die Schuldigsten durch die
Einziehung ihres gesammten Vermögens, die Nächstschuldigen
durch eine Progression bis auf 80, auf 90 Prozent ihres Ver-
mögens haftbar gemacht werden. Das: wäre eine Sühne, die vom
deutschen Volke als solche angesehen werden dürfte. Und erst
dann würden die noch Dreisten am eigenen Leib spüren, welches
Elend sie über sechzig Millionen Menschen gebracht haben."
8. „Sie schrieben 1916 an den Kanzler, daß im Feld ein neun-
zehnjähriger Lieutenant 310, ein Landsturmmann 22 Mark monat-
lich erhalte. Die zweite Angabe ist irrig. Ein Landsturmmann
erhielt in der ,glorreichen königlich preußischen Armee' nur
53 Pfennige für den Tag, also im Monat 15 Mark als .mobile
Löhnung'; 22 Mark wären noch zu viel gewesen. Für den ,Oe-

meinen', auf dem des Krieges Last mit seinen Strapazen, Entbehrungen, Blutopfern, Hunger und Elend in seiner erbarmunglosen Wucht ruhte, der für die hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften die Welt erobern sollte (versteht sich: im Rahmen eines , Verteidigungskrieges'), für ihn waren 53 Pfennige pro Tag genug. Im Jahr 1919 bekamen wir dann ,Zulage' und stiegen auf 70 Pfennige. Als im August 1918. der Soldat, des militärischen Hundedaseins müde, Hindenburg und Ludendorff den Krempel vor die Füße warf, erhielten wir eiligst ,mit rückwirkender Kraft ab ersten August' eine Mark pro Tag. Dazu elende Verpflegung, Unterkunft und Behandlung. Dagegen erhielt ein Hauptmann 730 Mark pro Monat, ein Oberlieutenant 400 bis 500 Mark. Wasl manche Herren sich noch nebenbei verdienten, ist öffentliches Geheimniß. Außerdem aber wirklich ,tadellose' Verpflegung und Unterkunft Als der Krieg schon verloren war, wurde schleunigst noch eine fette ,Theuerungzulage' von 400 bis 900 Mark, je nach dem Rang, gezahlt. Was bekam der Soldat? Nichts. Und angesichts dieser Schandzustände behaupten die Hindenburg und Ludendorff noch kühn, die Heimath habe von hinten her die Armee erdolcht! Das ist grundfalsch. Durch das Elend der inneren Zustände war die Armee schon lange reif zur Revolution geworden. Mit solchem Offiziercorps und solcher politischen Leitung mußte jeder Krieg verloren werden. Ich bin draußen gewesen und sage: Der Zusammenbruch ist militärisch, politisch und wirtschaftlich ein Gottesgericht über das Deutschland der letzten vierzig Jahre."

„Verehrter Herr Harden, ein erster Brief an Sie, dessen Zeitschrift ich seit etwa fünfzehn Jahren lese. Einen langen Brief möchte ich Ihnen über andere Fragen nicht schreiben, da ich noch unter den Kriegsfolgen leide. Mit Ihnen glaube ich einig zu gehen, wenn ich fast Alles darauf zurückführe, daß wir jetzt die Folgen einer besonders seit 88' herangebildeten falschen Mentalität sehen; von der Kaiser-Wilhelm-Akademie bis abwärts zur Volksschule spürte man diesen Geist. Heute will ich Sie -nur darauf hinweisen, daß Ihr in der neulich abgedruckten Beschwerde ans Oberkommando erwähnter Plan, ins neutrale Ausland zu gehen, 1916 von Ihnen nicht durchführbar gewesen wäre. Ich war vom Herbst 1916 bis Februar 1917 als Landsturmmann auf der Grenzschutzstation Neunhäuser in Lothringen, die den Grenzverkehr zu überwachen hatte. Diese Station, wie auch alle ähnlichen und alle Küstenstationen, bekam in jeder Woche ein gedrucktes ,Fahndungblatt des Generalgouvernements Brüssel',

verschlossen und persönlich überbracht. Es vcar nur für die
Führer der Stationen bestimmt, wie aus dem Aufdruck hervor-
ging, und die Führer hatten es sofort zurückzugeben. Durch
die Lässigkeit des Führers, der sich mehr .gesund' als dienstlich
nutzbar machte, hatte ich Gelegenheit, mehrfach in das Heft
Einblick zu gewinnen. Wie groß war mein Erstaunen, als ich
unter den Fahnenflüchtigen, Kriegsgefangenen, Verbrechern, die
beim Grenzüberschreiten festzunehmen seien, im Alphabet fand:
.Harden, Maximilian, Schriftsteller, Berlin.' In den folgenden Hef-
ten stets das Selbe. Hiervon können Sie jeden Gebrauch machen."
Von Verbrechern gehaßt, ins Vehmbuch geschrieben zu
sein, ist Ehre. Da kein noch nicht ganz Toller versuchen
konnte, ohne einen mit sämmtlichen Weihslempeln gezierten
Paß Deutschlands Grenze zu überschreiten,hatte die würdige
Militaristenbehörde also den löblichen Plan, einen mit Amts*
eilaubniß undLeumundszeugniß Reisenden festnehmen, fest«
setzen, ins Dunkel verschwinden zu lassen. In dem selben
Jahr erbat der Kanzler meinen Besuch, betheuerten, auch in
den folgenden Jahren, hohe und niedere Schergen der Mili*
tärdiktatur noch in Verbotszeit mir innige Verehrung („Könnte
Ludendorff Sie nur mal hören!"); von drängenden Amts«
insassen wurde ich 1918 ersucht, Friedensbotschaften nach
Amerika zu kabeln; und am Tag schriftlicher Abdankung
sagte der Kaiser: „Harden ist zwar mein Feind, aber für
die Friedensverhandlungen müßte man ihn unter allen Um*
ständen heranziehen." Dennoch: auf dem Fahndungblatt,
zwischen Fahnenflüchtlingen und Verbrechern. Lehrt dieses
kleine (drum erwähnenswerthe) Symptom nicht den Zwie*
spalt der Gewalten ermessen, in den das Reich versunken
ist? Die Generale leugnen ihn: und haben selbst noch gestern
ihn mit dem Blechblitzen des Kasernenhofgewitters beleuch»
tet, das einen in Fährniß bewährten Botschafter zermalmen
sollte und das Graf Bernstorff wohl noch kräftiger, minder
schüchtern, als er bisher that, abwehren wird. Wie übel das
Auftreten der Heeresleiter und der ihnen Affiiiirren gewirkt
hat, zeigen die Stimmen, die ich, aus verschiedenen Zonen,
hier sprechenließ; wie übelimSaal.sogarauf Nichtsalsnationale,
wäre leicht zu erweisen. Darüber wird zu reden sein, wenn die

beglaubigten Aussagen vorliegen ; dann auch, noch einmal.über
den,,Dolchstoß".Bis dahin taugt ein kurzerGedächtnißauszug.
Am zwanzigsten Dezember 1916 schrieb General Ludendorff:
,Ohne rücksichtlosen Ubootkrieg verlieren wir den Feldzug;
darin haben die Eindrücke an der Westfront mich bestärkt."
Da der Tauchbootkrieg, wie alle intim Sachverständigen vor»
aussahen, England nicht lähmte, Amerika nicht hinderte, in
jedem Monat eine Viertelmillion unwahrscheinlich gut ge»
rüsteter Krieger mit nie erblickten Mengen von Geschütz,
Geschoß, Proviant, Wagen, Pferden, mit ganzen Tank»
geschwadern in Europa zu landen, war Deutschlands Feld»
zug verloren. Daß aus erzwungenem Verzicht auf sieghafte
Behauptung Katastrophe, Niederbruch in Ohnmacht wurde,
hat die Oberste Heeresleitung, nur ihr Fehl, verschuldet.
Statt nach dem vierten April, der nicht die Eroberungen
Amiens, nicht die Trennung der Briten von den Franzosen,
nicht die Aussicht auf die Besetzung der Meeresküste ge»
bracht hatte, das Heer in die starken Stellunglinien zu sam»
mein, wo es, nach Ausruhe, sich auf kaum vom Feind zu
begrenzende Zeit halten konnte, und in solchem Stand, ohne
Hast, Verhandlung zu beginnen, hat der Feldherr den Staats»
geschäftsleitern bis in den August felsfeste Siegesgewißheit
ausgesprochen, in zwecklosen Offensiven, ertraglosen Blut«
opfern bis in den Julitag des von Foch still vorbereiteten
Tankangriffes das Heer zermorscht, die grause Wirklichkeit
auch nach dem Unheilseinbruch noch nicht erkannt, viel zu
spät/viel zu hastig, zehnmal zwischen zwei Sonnen, die Er»
langung jedes Waffenstillstandes gefordert. Nicht die Mann»
schaft, d;e Herr von Hindenburg im Oktober mit über»
schwänglichen Dankesworten pries, sondern die Führung war
dieses Endes schuldig. Und sollte drum barsche Rügerede
und Triumphatorsgeberdc in frommer Scheu meiden.

Marloh?

Vor acht Tagen sagte ich hier: „Oberst Reinhard ist
dringend verdächtig, durch seinen leichtfertig unbedachten
Befehl neunundzwanzig schuldlose junge Deutsche in grau»
ger Metzelei getötet zu haben. Kann er sich reinigen, selbst

sich durch höheren Befehl decken: gut für ihn. Noch steht er in dichtem Verdachtsnebel. Der kann völlig nur weichen, wenn der Verdächtigte nicht im Machtglanz des Vorgesetz» ten neben die anderen Zeugen vor den Gerichtshof tritt. In seinem Befehlsbereich ist unahnbar Abscheuliches geschehen. Daß er, nach acht Monaten, noch kommandiren und Ehren« compagnien vorführen darf, müßte die große Schaar Red» licher in der Fraktion der Sozialdemokratie aus dem Schlum» mer allzu gefälliger Duldsamkeit jäh aufscheuchen." Die Na» men der Neunundzwanzig (nicht: Zweiunddreißig; die über» all unrichtig angegebene Ziffer scheint aus Verwechselung mit der Hausnummer zu kommen), die durch das Schnell» feueraus nur acht Gewehrläufen zerstückt wurden, sind: Ja* kob Bonczyk, Paul Brandt, Theodor Biertümpel, Ernst Bur» sian, Kurt Dehn, Otto Deubert, Willy Ferbitz, Robert Göppe, Baruch Handwohl, Walter Härder, Alfred Hintze, Anton Hintze, Hermann Hinze.Walter Jacobowsky, Otto Kanneberg, Willy Kuhle, Max Kutzner.Otto Lewin, Maitin Lewitz, Her» bert Lietzau, Max Maszterlerz, Ernst Mörbe, Karl Pobantz, Paul Rösner, Siegfried Schulz, Paul Ulbrich, Werner Weber, Karl Zieske, Gustav Zühlsdorf. Der Aelteste war Vierund» vierzig, der Jüngste Neunzehn. Die Paragraphen 823 und 844 des Bürgerlichen Gesetzbuches sagen: „Wer vorsätzlich oder fahrlässig das Leben eines Anderen widerrechtlich verletzt, ist dem Anderen zum Ersatz des daraus entstehenden Schadens verpflichtet. Im Fall der Tötung hat der Ersatzpflichtige die Kosten der Beerdigung Demjenigen zu ersetzen, welchem die Verpflichtung obliegt, diese Kosten zu tragen. Stand der Getötete zur Zeit der Verletzung zu einem Dritten in einem Verhältniß, vermöge dessen er Diesem gegenüber kraft Gesetzes unterhaltpflichtig war oder werden konnte, und ist dem Dritten in Folge der Tötung das Recht auf den Unterhalt entzogen, so hat der Ersatzpflichtige dem Dritten durch Entrichtung einer Geldrente insoweit Schadensersatz zu leisten, wie der Getötete während der muthmaßlichen Dauer seines Lebens zur Gewährung des Unterhaltes ver» pflichtet gewesen sein würde. Statt der Rente kann eine Ab» findung in Kapital verlangt werden, wenn ein gewichtiger

Grund vorliegt. Der Anspruch wird nicht dadurch ausge«
schlössen, daß ein Anderer den Unterhalt zu gewähren hat.
Die Ersatzpflicht tritt auch dann ein, wenn der Dritte zur Zeit
der Verletzung erzeugt, aber noch nicht geboren war." Alle
von den Neunundzwanzig pflichtgemäß zu Unterhaltenden,
auch die bis in den elften Märzmorgen von ihnen gezeugt
ten Kinder, haben also das Recht, von dem Mörder ihrerEr»
nährer vollen Unterhalt, Rente oder Kapital, auf Jahre hinaus
zu fordern. Das muß ihnen in jeder Zeitung, die nicht dem
Verbrechen dient, gesagt werden. Viele Rechtsanwälte wer*
den bereit sein, diese gute Sache ohne Sonderentgelt zu füh»
ren; noth wendige Kosten oder Vorschüsse werden wir schnell
aufbringen. Und Alle, denen das Recht kein geringes Ding,
die Erhaltung ungesäuberter Augiasställe nicht Lebensbedürf»
niß ist. werden sich der Möglichkeit freuen, dieses schänd»
lichste all der seit einem Jahr in Deutschland gehäuften Ver»
brechen zu Wahrheitermittelung nicht nur vor das Feldkriegs»
gericht der Dreißigsten Reichswehrbrigade, gegen dessen Ur«
theilspruch es kein Rechtsmittel giebt, sondern auch vor bür*
gerliche Gerichte zu bringen. Da jedes Gericht verpflich»
tet ist, in den Grenzen seiner Machtbefugniß den Staat vor
Schaden zu behüten, jeder zu Rechtspflege Mitwirkende,
der dieser Pflicht fehlt, des Vergehens im Amt schuldig
wird und da mehrfach in letzter Zeit des Mordes Beschul»
digte sich der Gerichtsbarkeit entzogen haben, ist schleunig
vorbeugende Handlung unausweichlich nothwendig. Mein
Laienurtheil glaubt, daß Liebknechts Familie von dem Staat,
dessen Organe den oder die Mörder ihres Ernährers ent»
wischen ließen, das Recht auf Unterhalt erstreiten (und in
diesem Civilprozeß wichtige, in Tiefen, auf Höhen Licht
werfende Wahrheit erlangen) könnte. Ueber jeden Zweifel
hinaus ist aber gewiß, daß der Staatskasse beträchtliche Opfer
auferlegt würden, wenn jetzt noch, da derThatbestand öffent»
lieh dargestellt ist, Einer von Denen verschwünde, die drin*
gend verdächtig sind, den Befehl zu Ermordung der Neun*
undzwanzig gegeben, durch Urkundenfälschung oder sonst»
wie die Spuren der That verwischt, vernichtet zu haben. „Der
Angeschuldigte darf in Untersuchunghaft genommen wer»
21*

den, wenn dringende Verdachtsgründe gegen ihn vorhanden
sind und entweder er der Flucht verdächtig ist oder That«
Sachen vorliegen,aus denen zu schließen ist, daß er Spurender
That vernichten oder daß er Zeugen oder Mitschuldige zu einer
falschen Aussage oder Zeugen dazu verleiten werde, sich der
Zeugnißpflicht zu entziehen. Der Verdacht der Flucht bedarf
keiner weiteren Begründung, wenn ein Verbrechen den Ge<
genstand der Untersuchung bildet." Dieser Vorschrift (§ 112
StPO, in der Militärstrafgerichtsordnung § 176) konnte, spä»
testens nach der Vernehmung vom sechsten September, der
Untersuchungführer gedenken. Warum Kriegsgerichtsrath
Dr. Meyer, der die Untersuchung mit ernstem Willen zu
Gerechtigkeit und ohne Ansehen der Person geführt zu haben
scheint, dieses Mittel zu Sicherung der Sühne nicht emp*
fahl, wird, vielleicht, die Hauptverhandlung lehren. Er weiß,
welche Verantwortlichkeit er auf sich genommen hat; weiß
besser als jeder Andere, daß dieses Sicherungmittel nicht
etwa nur gegen Herrn Reinhard in Betracht kam. Am vier*
ten Abend nach meiner Veröffentlichung wurde offiziös ge«
meldet, Oberst Reinhard sei „beurlaubt" wordenf Das heißt:
Er ist „aus Anlaß des eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens
einstweilen vom Gerichtsherrn oder von der vorgesetzten
Dienstbehörde dem militärischen Dienst enthoben" (§ 174);
steht alsZeuge also nicht mehr imMachtglanz desVorgesetzten.
Der erste Befehl, den Oberlieutenant Marloh empfing,
schrieb ihm vor, „bei der Gelegenheit des Löhnungappells
möglichst viele Mitglieder der Volksmarinedivision zu ver*
haften" und alle bewaffneten oder widerspänstigen Leute
sofort erschießen zu lassen. Der Befehl war objektiv wider»
rechtlich: denn die Matrosen waren aufgefordert worden,
ihren Sold zu holen und ihre Waffen abzuliefern; von der
zuständigen Stelle aufgefordert. Der letzte Befehl, den Mar*
loh hörte, gebot im Namen Reinhards (der schon „sehr wüth*
end sei"): „Sie sollen im ausgiebigsten Maß von der Waffe
Gebrauch machen; und wenn Sie hundertfünfzig Mann er«
schössen: Alles, was Sie irgendwie erschießen können, sollen
Sie erschießen." Dreißig Mann, denen nicht eine einzige
Frage gestellt, keine Möglichkeit zu Rechtfertigung, Aussage,

Yermächtnißsicherung gegeben worden war, wurden'in den Hof geschickt und in einer Ecke in drei Gliedern aufgereiht. Was ihnen drohe^ ahnten sie erst, als sie acht Gewehrläufe auf sich gerichtet sahen. „Fertig machenl Legt an] Feuer!" Entsetzensgeheul und Bitten um Erbarmen übertönten die erste Salve. Acht gegen Dreißig (einer der Brüder Levin kam mit einem Armschuß davon): die Dauer des wüsten Gemetzels wird auf zwanzig Minuten geschätzt. Unsäglich Furchtbares müssen unter dem Schnellfeuer von Volksgenossen in dieser langen Zeitspanne die ohne Verhör und Spruch zu Tod durch Aasjägerei Verurtheilten durchlitten haben. Einzelnen wurde das Schädeldach weggerissen; die meisten erlagen erst nach vielfacher Verwundung. Daß, dennoch, die Anklage Herrn Marloh des Totschlages, nicht des Mordes, zeiht, also zwar vorsätzlichen, aber nicht aus ruhiger Ueberlegung entstände* nen Handelns, soll wohl in den Zustand Marlohs begründet werden, aus dessen Kopf nach der ersten Verwundung vier« zehn Knochensplitter gelöst wurden und durch dessen tiefes Schädelloch man noch jetzt in Erregungstunden das Hirn pul* siren sieht. Doch er wehrt sich gegen die Annahme „krank» harter Störung der Geistesthätigkeit, durch welche die freie' Willensbestimmung ausgeschlossen war" (§ 51 StGB), und steht fest in dem Bewußtsein, einen wiederholten Dienstbe« fehl ausgeführt und nur dadurch die schwere Strafe, Tod oder Zuchthaus, vermieden zu haben, die dem im Kriegszu* stand Ungehorsamen droht. Durfte der Oberst solchen Mann zum Träger solcher Befehle wählen? Seine Pflicht, nicht des Untergebenen, war, ernstlich zu prüfen, ob irgendein Grund zu Gewaltanwendung gegen die Soldsucher der Marinedivi* sion zwang. „Wer durch Mißbrauch seiner Dienstgewalt oder seiner dienstlichen Stellung einen Untergebenen zu einer von Demselben begangenen, mit Strafe bedrohten Handlung vor* sätzlich bestimmt hat, wird als Thäter oder als Anstifter mit erhöhter Strafe belegt." Daß diese Vorschrift des Militärstraf* gesetzbuches nicht schon nach dem Abschluß des Ermittelung* Verfahrens eine „Richterliche Handlung" bewirkte, war einer de"? Gründe, die mich zu Veröffentlichung des Thatr?estandes trieben. Einen anderen habe ich schon angedeutet. Der in

Sachen Liebknecht*Luxemburg schwer beschuldigte Oberlieu*
tenant Vogel ist mit dem Paß eines Velsen entflohen; dem Ober*
lieutenant Marlon istderPaß eines Hauptmanns Moergner(der
Wäschezeichen wegen sorgt man hübsch sauber stets für
Gleichheit der Initialen), nebst Stammrollenauszug, Noske»
Ausweis, Fahrkarte Erster Klasse, sind fünftausend Mark ge*
liefert.noch zweimal je fünftausend nach Meersburg geschickt
worden. Marlohs erste Meldung, die sich auf den wieder*
holten Dienstbefehl berief, verschwand, die zweite stellte die
That als Ergebniß freien Entschlusses dar, die dritte wurde in
Reinhards Zimmer fom Staatsanwalt Weismann einem Schreib,
fräulein diktirt, von dem Oberst gebilligt, endgiltig angenom-
men, doch von Marloh erst nach dem Ausruf unterschrieben:
„Es ist eine Lumperei, aber ich thue es im Staatsinteresse!"
StaatsanwaltZumbroich verlor dasGedächtniß an einen immer»
hin nicht alltäglichen Vorgang; Reinhards letzten Befehl; da*
mit dem Wohl des Reiches nicht i\achtheil entstehe, wurde
die Genehmigung zu Aussage dieses Staatsanwaltes und eines
Kriminalkommissars geweigert. Das wiesT^&Iks, au^ irSen<^'
wo in Klüngeln lauernde Verdunkelungwünscfe^- eine
Sauerei! Wenns ihm an den Kragen geht, will Marloh
Alles sagen. Das kann verflucht eklig werden. Aber mHn
ihm, wenn wir zusammenhalten, nicht glauben." Auch$eser
Desperadoschrei wurde weithin hörbar. Wer irgendwo» n"
gendwie zu Rechtssicherung, Unrechtssühnung mitzuwirlt"
vermag und sich in feige Bequemlichkeit wegduckt, ist e^
Wicht. Ich bin weder gegen Reinhard noch für Marloh
der, wenn in ihm ein Fünkchen von der Seelenbrunst ein«
Hamlet, eines sittlich heldischen Fortinbras, auch nur eine:
kleistischen Homburg glömme, lieber seinen Degen zerbro
chen, den acht Gewehrläufen die eigene Brust als Ziel ge«
boten als in solche Sünde wider den Heiligen Geist allei
Menschheit sich erniedert hätte. Dieser Durchschnittsoffizier
erwuchs in anderem Klima. Der Oheim, in dessen Woh*
nung er die ersten Angststunden durchfieberte, der ihn dann
väterlich berieth und dessen Tochter sich ihm verlobte, ist
der Pfarrer Dr. Rump, der in der potsdamer Garnisonkirche
neulich, in Gemeinschaft mit dem jetzt ungemein redelusti»

■
gen General Ludendorff, zu Wiederherstellung der Kaiserei
aufrief. Wer wähnt, aus Schlehenbeere Rauenthaler Aus«
lese zu keltern? Kirchenfromme Urmilitaristen, die noch in
das nach Mordgelegenheit auslugende Tauchboot den Herrn
und Heiland mitzerren (und über die Nietzsche alles Nö«
thige gesagt hat), leben und sterben in Kadavergehorsam
undsegnen die uns bestialisch dünkende Metzelung derNeun»
undzwanzig am Ende noch als eine Heilsthat. Wir dürfen
es nicht, wie Jesaias stumme Hunde, verschlafen. Aber auch
nicht dem Gefühlsrufe folgen. Hier geht es um das Recht.
GmbH
Das Recht zu schützen, inReine zu wahren, scheinen jetzt
(nicht so sehr in der Mordsache Marloh wie in sie noch näher
dünkendem Fall) auch Häupter der Sozialdemokratischen
Fraktion, Minister und Exminister, mit rühmlichem Eifer be*
müht.Siebegrüßen, so meldetihrOfficiosissimus, „dieGelegen»
heit, seit längerer Zeit herumschwirrende Gerüchte, die nichts
als dreiste Lügen und Verleumdungen sind, gerichtlich zu wi*
derlegen". Die Angabe, diese Gerüchte seien von einem jungen
Kaufmann Sonnenfeld, der einer Unterschlagung bezichtigt
wird, in Umlauf gesetzt worden, kommt aus vermeidlichemt
also leichtfertigem Irrthum; und die angekittete Drohung
kann Denen nur schaden, denen geholfen werden soll. Hun*
dert Gauner haben mit barscher Ableugnung und Strafver.
fahrensdrohung ihr Leben zu fristen getrachtet und sind ge-
rade in der sozialdemokratischen Presse dann aus vollen
Hohnschläuchen bespritzt worden. Doch täppisches Ent*
gleisen in Einschüchterungstreben darf nicht die Freude an
schönem Drang nach Wahrheit trüben. Die excellenten Ge»
nossen wollen dem Recht leuchtenden Sieg erstreiten: wer
dazu mitwirken kann, muß sich in Pflichterfüllung sputen.
)as dürfen die über Verleumdung Stöhnenden vom Fern«
ten noch fordern. Zuerst also: An irgendeinen Herrn Son«
«nfeld oder andere, zu Recht oder Unrecht, Beschuldigte
lie allein wichtige Frage nicht mit dem dünnsten Fäd«
gebunden. Das „Gerücht" (wenn man die Erzählung
er, in der Sozialdemokratie mitführender Männer, durch

Urkunden belegte Sachdarstellung so nennen darf) war sehr
lange vor dem nun als Unterschlagung angeprangerten Streich
und würde dessen Ahndung überleben. Die allein wichtige
Frage lautet: Haben regirende Sozialdemokraten ihre Amts»
macht zu Begünstigung von Geschäftsleuten genützt, denen
sie befreundet sind und von denen sie sich Vortheil, klein
oder groß, gewähren ließen?
Um die Antwort, die ich als klares Nein hören möchte,
zu schleunigen, will ich ein paar Hauptstücke aus dem mir
Berichteten ans Licht bringen. Der russischen und deutschen
Sozialisten seit einem Vierteljahrhundert als „Parvus" bekannte
Dr.Helphand.der inMünchen einen Verlag „zu Verwerthung
der Rechte russischer Autoren" gründete, 1905 nach Rußland
zurückkehrte, mit Herrn Trotzkij zusammen im Gefängniß
saß, in der Türkei sich als Schriftsteller mühsälig nährte, hat
dort nach dem Ausbruch des Völkerkrieges durch Getreide»
zufuhr sehr große Summen „verdient". Er durfte nun in
Deutschland, das ihn zuvor ausgewiesen hatte, leben; gab
eine Wochenschrift heraus, die er, nach Herzens „Kolokol",
„Die Glocke" nannte, als deren Leiter er den damals in der
Flugblattcentrale der Sozialdemokratischen Partei beschäftig»
ten Herrn Konrad Hänisch mithohemjahresgehalt anstellte, die
den Krieg durchaus deutsch»patriotisch bejahte und deren De»
fizit, bis zu hunderttausend Mark im Jahr, er gern deckte. Noch
größere Zuschüsse forderte und erlangte Helphands „Verlag
für soziale Wissenschaften", den er in der Regentenstraße üp«
pig einrichtete. Sein Sozius wurde Herr Georg Sklarz, auch
ein aus Ost eingewanderter Israelit, dem drei Brüder folgten;
und er befreundete sich den Herren Ebert und Scheidemann,
deren Mißtrauen ihn zunächst abgelehnt hatte. Er hat in
Kopenhagen, mit ungemeinem Kostenaufwand, ein „Institut
zur Erforschung der sozialen Folgen des Krieges" geschaffen;
durch wohlfeile Kohlenzufuhr den Dank der dänischen Ge»
werkschaften erworben; auch (Alles in GmbH mit Herrn
Sklarz, der zugleich im deutschen Nachrichtendienst ge»
standen haben soll) Automobile hinübergebracht; und, in
Einverständniß mit der Obersten Heeresleitung, die Reise
der Herren Lenin, Trotzkij und anderer Bolschewiken aus

der Schweiz nach Rußland ermöglicht. (Die Westmächte
hatten den gefährlichen Russen die Durchfahrterlaubniß ge*
weigert; Parvus pilotirte sie in plombirtem Wagon durch
Deutschland und Skandinavien.) Waren die klugen Sozien
selbst Bolschewiken? Der Vermuthung schon widersprach
der Teutonenhall ihrer „Glocke"; lauter noch ihr Plan, einen
„antibolschewistischen Kalender" in Millionenauflage nach
Rußland zu schmuggeln. Wozu all die Geschäfte der Klu*
gen aufzählen? Sie verpflegten das nach dem neunten No»
vember 18 in den Reichstag einquartirte Regiment; gründe*
ten die „Marketendern des Corps Lüttwitz", der aus dem
ReichswehrministeriumMillionenbeträge zuflössen; die„Neue
Wach» und Schließgesellschaft", in der Herr Henk, Schwie*
gersohn des Reichsministerpräsidenten Scheidemann, hoch
besoldet wurde; erwarben das Mitrecht zu Verwerthung des
vom Dr. Friedmann, dem Kultusminister Hänisch in Berlin
einen Lehrstuhl s? cherte, erfundenen Heilmittels gegen Tuber*
kulose; hatten vcn den Herren Ebert und Scheidemann unter*
zeichnete Blankovollmachten (die ich gesehen habe) zum Ein*
kauf von Lebensmitteln; waren Alles in Allem. Dabei stets
zu Wohlthat, für Proletarierkinder und andere Bedürftige,
willig; sogar Kommunisten, Erzfeinden der Regirer, haben
sie Bureauräume angeboten und (Ahnunglosen) überlassen.
Ob auch ein jetzt viel erörtertes Einfuhrgeschäft mit deutschen
Gewerkschaften, bei dem ins Ausland gebrachte Marknoten
ihren Werth verlust schnell einholen, weit überholen könnten,
ihr Werk ist, weiß ich nicht; eben so wenig, ob ihr uns
stillbares Sehnen nach fesselloser Ein* und Ausfuhr gegen
Wissels „Planwirtschaft", die der sanfteste Sozialist doch ver*
langen müßte, sich irgendwo wirksam gewehrt, an unserer
offenen Westgrenze oder im Baltenland sich gesättigt hat.
Und mir fehlt das Sachverständniß zu Urtheil über das Wesen
all dieser höchst einträglichenGeschäfte. Sauber oder unsauber,
achtbare Kaufmannsarbeit oder Schiebung: Das mögen, Das
müssen Andere prüfen. Ich will keinem der Sozietät Zugehö*
rigen einen Verrufszette ans Zeug flicken, sondern zu rascher
Ermittelung der officiosissime gesuchten Wahrheit mithelfen:
und erwähne deshalb heute nur das Unerläßliche. Dürfen aber

Marxisten, die dem Kapitalismus Totfeindschaft geschworen haben, empört auf brüllen, wenn Alltagsvertraulichkeit mit Verkörperern der doch gewiß nicht edelsten Form des Ka« pitalismus ihren Ruf mählich gefährdet? Parvus &. Co. hat Riesengeschäfte erlangt, die unsere Regirer in Nothzeit doch wohl nicht aus Galizien und Rußland Eingewanderten zu über, lassen brauchten. Ein Bruder Sklarz ist in der stärksten berliner Metallfirma, die von Heer und Marine große Materialmengen erwarb, schnell emporgekommen. Ein anderer ist, mit acht« zehntausend Mark Gehalt, im Auswärtigen Amt angestellt, das für die„Bearbeitungder englischen und amerikanischen Presse'* wohl auch ohne Import einen Tauglichen gefunden hätte. Der dritte, das Haupt der Familie, nennt vor Zeugen den Ministe» rialdirektor Rauscher,,denPropagandachefHelphands";rühmt sich, von dem Gesandten Naumann in spätestens einer Stunde jeden Paß bekommen zu können; bewirthet in, beliefert aus seiner Wohnung, die im Adreßbuch als Heim des Verlages für soziale Wissenschaften steht und vor deren Hausthür nachts so viele Autos klappern, so viele Kisten abgeladen werden, daß dieNachbarnüberRuhestörungklagen.hohe und höchste Würdenträger; tischt ihnen auch, wenn er verreist ist, freund* lieh auf. „Dreister Schwindel und Verleumdung" mag, wir hoffens, Manches entstellt, ins Uebelste verzerrt haben. Auf einem Amtsbriefblatt des Reichswehrministers Noske aber steht, vom sechsten Mai datirt und in die Regentenstraße 24 adressirt: „Bitte für drei Herren Mittagessen. Zwei Uhr. v. G.(ilsa)." Auf einem Amtsbogen des Herrn Scheidemann wird dem Verlag für soziale Wissenschaften G. m. b. H. aus „triftigen Gründen" die Verlängerung der Erlaubniß zu freier Papiereinfuhr erbeten. Der Reichswehrminister schreibt an das Generalkommando inKowno: „Auf Veranlassung der Reichs* regirung wurden zu Propagandazwecken russische Kalender zumKampf gegen denBolschewismushergestellt."(VonParvus &. Sklarz, die dick dran verdienen: Kalender, die nichts gegen die Bolschewiken sagen.) Die Linienkommandantur schicke sie nach Kowno; der Transporteur, Genosse Sonnenfeld, „reist im Reichsinteresse; alle Militär* und Civilbehörden werden gebeten, ihm auf sein Ersuchen in jeder Art behilflich zu sein. Der Reichswehrminister." Da in Kowno der General*

r> -
stab sich weigert, die Kalender, wider die Vorschrift, als
Militärgut zu befördern, und der*Berufung auf das Reichs*
interesse witzig antwortet: „Die Militärbehörde ist nicht das
Reich; der Militarismus ist ja abgeschafft", bemüht Minister*
Präsident Scheidemann sich selbst und schreibt, man solle die
Ballen über Tilsit nach Mitau senden. Schon drei Monate zu*
vor hat er geschrieben: „Der Verlagfürsoziale Wissenschaften
hat eine Million russischer Kalender fertiggestellt, deren Aus*
fuhr nach Rußland im deutschen Interesse liegt. Alle Militär*
und Civilbehörden werden dahej: gebeten, bei der Beförderung
dieser Kalender jede Hilfe zu leisten, besonders auch bei dem
Bahntransport." Aufdruck: „Die Reichsregirung." Siegel der
Reichskanzlei. Unterschrift: „Ph. Scheidemann." Der selbe
Mann fährt, nach dem Rücktritt, im Auto des Herrn Georg
Sklarz von Luzern, wo der (ihm erzfeindliche) Internatio»
nale Sozialistenkongreß tagt, nach Zürich; wohnt vier, sechs
oder acht Wochen lang mit dem Genossen Parvus in dem
Suvretta«Haus, dem Millionärhotel von Sankt Moritz: und
wundert sich, trotz alter Welterfahrung, dann, weil um ihn,
den Proletarierführer, bei diesem Valutastand, geraunt wird.
Genug für heute. All diese Geschichten, hundert häß*
lichere noch, werden seit Monaten erzählt; Urkunden, seit
ein paar Wochen auch photographirte, herumgereicht. Ehe
die Führer der Monarchisten, die sich,, zuletzt, in der Hitzig*
Straße mit diesem Brandstoff „eingedeckt" haben, ein Feuer
anzünden konnten, soll nun, durch den Willen der Sozialisten*
fraktion selbst, wie sich gebührt, Licht werden. Gut. Nur:
bis zu gerichtlicher Hauptverhandlung vergingen, wenn der
Angeschuldigte einen leidlichen Anwalt hat, drei Vierteljahre,
auch ohne Verschleppungwunsch mindestens fünf Monate.
Bis dahin aber muß, endlich, doch wohl die „Verfassung»
gebende Nationalversammlung" aufgelöst und die Wahl eines
Reichstages im Gang sein. Die Sache will Eile; und will, als
einPoliticum, anderes Urtheil, als Schöffen, Amts* und Land«
richter aus ihrem Busen zu schöpfen vermögen. Hier ist eine
Aufgabe für den von der Verfassung geschaffenen Unter*
suchung*Ausschuß. Hier kann er, den von allen Seiten jetzt
Zorn und Spott umzischt, sich gesund baden und in jungen
Ansehensglanz heben. Hier darf die Regirung sich, wie ihr

beliebt, vertreten lassen. Mißt, nach Recht und Brauch des
Politikers, nicht nach der Paragraphenelle, den Abgeordneten
der Abgeordnete. In acht Tagen schon kanns beginnen (der
kalt gewordene Leichenschmaus mag abgeräumt, im Januar
würdigerer bereitet werden) und vor Weihnacht der Rieht»
spruch gekündet sein. Zeugen und Urkunden sind schnell
zur Hand. Sems Feind lauscht. Wer zaudert, würde verdäch<
tig. Und wer, vor Marxens verachtendem Blick, Bestrafung der
Sünder ersehnt, kann die Rachsucht noch früh genug füttern-
Res publica.
So dunkel wars noch nie. Aus vielfarbigem Stimmenge,
schwirr aber blinkt die Ahnung, daß wieder eines Schicksals
Wehenstunde schlug. Das liebe Oesterreich, das noch einmal,
trotz allem Erlebnißgraus, zu lange liebenswürdig sorgloses
Grillchen,nicht Ameise, war, hungert, friert: und der deutsche
Bruder, dem der magerste, finsterste Winter dräut, könnte ihm
nurGrimasseund Almosen spenden.dieSelbstachtungso streng
wie Achtung des Bruders verbieten müßte. Geholfen würde
den Oesterreichern nur durch Gemeinschaft der Nachbar«
länder, die Kohle und Nährstoff abzugeben haben, mit einer
Clearing'Großmacht.die einen großen Theil des Kronen werth*
Verlustes auf lange Frist kredi-iirt. Eine rasch angeschwol*
lene Schaar amerikanischer Menschen aber widert heute Eu<
ropens stumpfes Beharren in pulslosem Greisengeist und sie
möchte sich jeder Pflicht zu Pflegschaft in Museumsstarre ent<
knüpfen. Britaniens erlernte Orientalenweisheit besinnt schon
die Frage, ob sie, David Bull ohne Brother Jonathan, sich
nicht flink an Rußlands Rohstoffborn schlängeln müsse, und
warnt Frankreich nicht mehr vor dem Anschlag der rauhsten,
der schrillsten Noten. Schwer, zwischen frisch aufgeschütteten
Mißtrauenswällen, athmet Deutschland. Kriecht es, unter
funkelndem Helm, in die alte Hürde zurück oder ordnet
würdig sich in Menschheit? Läßt sichs wieder in Militär«
monarchie schwatzen und lullen oder weiht es sein Haus
zu hehrer Republik, der sein Genius die Neuform baut und
die jedem Bürger Heim und Eigenbesitz wird? Der Klöppel
schwingt aus. Die Wochenstube muß sauber sein. "*
H*««uagcber un*J verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der
Zukunft la Berit«; — Druck-Nc* Paß 6. f-r'-fc C, -s 'r "t-"u,

Berlin, den 6. Dezember 1919
Die Unverschämten
Propaganda
T^\ie Centrale für Volkstäuschung arbeitet so emsig weiter,
■^^als hätte nie ein Novemberwindchen geweht und als
glänzte über Alldeutschland noch der Wonnemond blühen*
der Kaiserei. Warum auch, ehe der Friede die Kraft inter*
nationalen Rechtes erlangt hat, auf das vom Sieger nicht ver*
botene, nicht verbietbare „Kriegsmittel" trügender Darstell*
ung verzichten? Nicht jeder Frechlingsfinte kann der ernst«
haft Beschäftigte nächlaufen. Die allerletzte Nebelungleistung
unserer ehrwürdigen Behörde für Innen» und Außen*Propa»
ganda ist immerhin aber kurzer Rede werth. Vor (ungefähr)
einem Halbjahr hatte ich hier erwähnt, Wilhelm habe am
sechsten Juli 1914, vor seiner Abreise, als deren Ziel auch
damals amtlich die norwegischen Gewässer genannt wur*
den, die für Deutschlands Wehrmacht Verantwortlichen zu
sich gerufen und das für die Vorbereitung des Krieges Noth*
wendige angeordnet. Diese Besprechung nannte ich „Kriegs»
rath", weil mir bekannt war, daß Freiherr von dem Busche,
Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, einer Frage des
Vorgesetzten schriftlich geantwortet hatte: „Am sechsten
Juli hat in Potsdam eine Berathung militärischer Stellen
beim Kaiser Statt gefunden. Es wurde beschlossen, auf alle
Fälle vorbereitende Maßnahmen für einen Krieg zu treffen.
Entsprechende Befehle sind hierauf ergangen. Quelle durch*

aus zuverlässig," Diese vom dreißigsten August 1917 da»
tirte amtliche Auskunft, die mir auf „illegalem" Wege zu»
gegangen war, wollte ich, natürlich, nicht erwähnen. Die
Gewißheit, daß ich sie nicht kenne, ermuthigte zu einem
Dementi in der üblichen Lümmelform. Wolffs Telegraphen*
Bureau verschickte den Auszug eines Rügeartikels der Deut*
sehen Allgemeinen Zeitung. Meine Antwort steht im letzten
Juliheft dieses Jahres. „Der Kriegsrath vom sechsten Juli
soll ,ein ähnlich böswilliges Phantasiegebild wie die Legende
vom Kronrath' sein. Diese (von mir nie geförderte) Le»
gende entstand aus der Angabe des Fürsten Lichnowsky:
am fünften Juli 14, ,bei der entscheidenden Besprechung in
Potsdam', sei beschlossen worden, mit Oesterreich, auch.wenns
nöthig werde, in einen Krieg gegen Rußland, zu gehen. Die
Angabe ist richtig; nur war nicht Kronrath, sondern Zwie»
spräche mit Szögyenyi, der einen Brief Franz Josephs und
ein Memorandum der wiener Regirung ins Neue Palais ge»
bracht hatte (und danach Empfang Beth* undZimmermanns).
Vier Botschafter, Mensdorff, Lichnowsky, Wangenheim, Mor*
genthau, haben den Vorgang erwähnt; und als in Berlin ein
Mitregirer die Herkunft des (nur in den Nebenumständen
irrigen) Gerüchtes ergründen wollte, antwortete der Nächst«
untergebene (Busche), im Gerede habe der Diplomaten»
empfang vom fünften sich wohl mit der militärischen Be»
rathung vom sechsten versträhnt. Nach dieser Antwortschrift
verzichtete der Frager auf das Schwergeschütz amtlicher Ab«
leugnung. Von Alledem wird zu sprechen sein, wenn, end«
lieh, die von dem Staatssekretär Kautsky gesammelten Akten
der Kriegsgenesis aus der Dunkelkammer geholt werden.
Böswilliges Phantasiegebild oder Reitende Artilleriekaserne:
nach der Zusage deutscher Waffenhilfe mußte der Kaiser,
ehe er auf eine lange Reise ging, die für die Wehrmacht
Verantwortlichen zu sich rufen und die Vorbereitung des
Feldzuges anordnen. Mußte, selbst wenn er den Krieg gegen
Großmächte noch zu vermeiden hoffte; sonst fehlte er seiner
Kriegsherrnpflicht. Wilhelm hat sie erfüllt, hat den Beginn
der Vorbereitung befohlen: und dürfte den Leugner ,bös«
willig' schelten." Jetzt ist wieder ein Sums gemacht worden,

der beweisen soll, daß alles Reden von Krön» oder Kriegs»
rath „längst widerlegte Legende" sei. Weder jetzt noch je zu*
vor aber ist irgendwas Wesentliches widerlegt worden. Der
von Amtes wegen befragte Baron Busche kann sich „an die
Quelle nicht mehr erinnern" und hält für „denkbar, daß er
sie irriger Weise als zuverlässig bezeichnet hat". Dann soll
ihn der Teufel holen. Gab er 1917 in einer Sache von un*
überbietbarer Wichtigkeit dienstliche Auskunft, deren Grund*
läge er nicht mit ernstem Eifer prüfte, dann ist er fürs
.winzigste Amt untauglich; wärs gewissenlose Vergeudung
von Staatsgeld, diesem Herrn, der ja oft genug schon aus
Bukarest „irriger Weise" berichtet hatte, noch länger Ruhe*
gehalt zu zahlen. Aber die „eingeleiteten Nachforschungen"
(wie die Kerle schreiben!) haben auch Anderes ergeben. Die
Vertreter des Großen Generalstabes, des Admiralstabes, des
Marineamtes sind am sechsten Juli vom Kaiser empfangen
worden; er hat ihnen gesagt, was gestern geschehen, und
befohlen, den beurlaubten Chefs zu melden, welche „mili*
tärische Möglichkeit ins Auge zu fassen" sei. Das wird von
Männern bescheinigt, die sich durch ehrenwerthen Patriotis»
mus verpflichtet glauben, in solchem Fall, wo „vor dem Ohr
des Feindes" Deutschlands Unschuld erwiesen werden soll,
nur Unschädliches über die Lippe, aus der Feder zu lassen.
Wird nach fünfundsechzig an Erlebniß nicht armen Mona»
ten bescheinigt. Doch die drei Amtsvertreter sind einzeln,
nicht gemeinsam, empfangen worden: also war nicht Kriegs«
rath. Mit so albernem Kniff wird Bauerfang erst möglich, wenn
die Hauptmannschaft der Presse „Schmiere steht", wie eine
andere, nicht minder löbliche Zunft zu sagen pflegt. „Rath"
hieß bei Wilhelm fast immer: „Ich rede und die Befohlenen
sperren gefälligst die Ohren auf." Wer kam denn bei ihm zu
Wort? Ich bin gewiß, daß er auch im Sommer 17 den Bot»
schafter Bernstorff, der doch Beträchtliches zu erzählen hatte,
nicht angehört, sondern ihm eine Arie gegen „Wilson und
die Yankeesbande" von der Platte geschmettert hat. Kriegs»
rath oder Einzelempfang: am sechsten Juli 14 hat der Kriegs»
herr „die für die Wehrmacht Verantwortlichen zu sich ge»
rufen und die Vorbereitung des Feldzuges angeordnet". So

las mans hier; und so ists als Wahrheit erwiesen. Oder
zweifelt ein in Preußen Heimischer, daß von der Empfangs*
stunde an Alles gethan wurde, damit Heer und Flotte in
bester Bereitschaft zu Mobilmachung und Krieg sei? Und
wagt nach dieser „amtlichen Feststellung" noch Jemand, den
schimmeligen Quark von der russischen Mobilisirung, die
„den Krieg unvermeidlich gemacht" habe, auf den Anrichte»
tisch deutscher Nation zu stellen? Der Mobilisirung, die
nur unter dem friedsamsten aller Zaren so lange nach Ser*
biens Bedrohung durch zwei Großmächte beginnen konnte? -
„In Rußland, Frankreich, Oesterreich»Ungarn ging die
Auffassung dahin, daß Mobilmachung noch nicht nothwendig
Krieg bedeute. In Zeiten politischer Spannung kann man
keinem Staat zumuthen, durch Zurücknahme von getroffe»
nen Mobilisirungmaßnahmen sich in einen Zustand mili*
tärischer Inferiorität zu versetzen. Die Gründe, warum Ruß»
land am einunddreißigsten Juli nicht mehr zurückkonnte,
sind auf Seite 324 des Buches (‚Das Verbrechen', von dem
Dr. Richard Greiling, auch Verfasser des Buches J'accuse'
und ‚Die Enthüllungen des Prozesses Suchomlinow', sämmt*
lieh von der Militärcensur der Deutschen Republik verboten)
zutreffend ausgeführt. Dem Nachweis, daß die britisohe Re*
girung ehrlich und aufrichtig um Erhaltung des Friedens be«
müht wari muß beigepflichtet werden. Wegen der großen
Ausdehnung des Gebietesund der Weitmaschigkeit des Eisen*
bahnnetzes bildete eine russische Mobilmachung keine so un«
mittelbare Bedrohung wie eine deutsche, französische oder
österreichische. Deutschland hat den Krieg als Präventiv
krieg bewußt herbeigeführt und Kriegsziele angestrebt, die
ein einigermaßen ehrliebender Gegner nicht annehmen konnte.
Der am fünften Juli beschlossene Präventivkrieg war schon
im September zum Eroberungskrieg geworden. Daß das
deutsche Friedensangebot vom zwölften Dezember 1916 un«
annehmbar, daß es vielmehr, nach dem vom Abgeordneten
Erzberger mitgetheilten Urtheil eines neutralen Diplomaten,
‚ein unter Zuchthausstrafe angedrohter Friede' war, ist klar.
Freilich sind die territorialen Ziele der Entente (Armenien,
Irredenta, Elsaß»Lothringen) an sich viel berechtigter als die

der Alldeutschen. Im zweiten Bande des .Verbrechens' wer«
den die deutschen Annexionisten, der preußische Militaris«
mus und das Junkerthum in ihren Gefahren für die Mensch»
heit geschildert. Die sogenannten Friedensschlüsse von Brest»
Litowsk und Bukarest sind die unerhörtesten Gewaltakte, die
die Geschichte seit vielen Jahrhundertenzu verzeichnen hat."
All diese Sätze hat Seine Excellenz der General Graf Max
Montgelas, Demokrat, geschrieben und im Sommer 1918
Herrn Greiling übermittelt,dem sie einRuhmeskränzlein win»
den und der sie, weil Seine Excellenz jetzt, als Gutachter (wirk»
lieh: Gutachter) der berliner Regirung und zu Ueberprüfung
von Kautskys Arbeit berufener Herausgeber amtlicher Ur»
künden, von Alledem das Gegentheil verkündet, nun in der
Neuen Schweizer Zeitung veröffentlicht hat. Der Graf und
General, der noch im Sommer 18 so vernünftig über Ruß»
lands Mobilisirung und Deutschlands Schuld an Beginn und
Verlängerung des Krieges, so empört über „die Lüge des
Vertheidigungskrieges" sprach, hat zwar sein Urtheil um»
gekrämpt (was ja ihm unbestreitbares Recht ist), kann aber
den neuen Sums vom sechsten Juli nicht gemacht haben.
Wer wars? Zu Leitung der äußeren und inneren Pro»
paganda ist im Auswärtigen Ministerium Herr Dr.OttoDrie»
sen erkürt worden. Gewiß ein wackerer Mann; da er eine
der vielen rechten Hände des Propagandachefs Erzberger
war (nur eins der Händchen, die der Herr Finanzminister
auch im Auswärtigen noch hat), ist er wohl irgendwie tüch-
tig. Nur: im Jahr 1918 hat er ein Buch veröffentlicht, das
den Titel trägt: „Das deutsche Volk und seine Fürsten; eine
Antwort auf die Verständnißlosigkeiten des Auslandes" und
das zu Verherrlichung Wilhelms'und anderer deutschen Für»
sten sich auf die steilsten Wortgipfei hebt. Kosthäppchen
gefällig? „Welches auch die künftige politische Entwicke»
lung des Deutschen Reiches im Innern sein möge: Das wird
nie und nimmer auch nur im Geringsten berühren das ur»
alte, auf unerschütterlicher Gemüthsgrundlage beruhende
Vertrauensverh ältniß zwischen dem deutschen Volk und seinen
Fürsten. Auch, als Jklar zu Tage trat, daß, wie für den Aus»
bruch des Weltkrieges, auch für dessen Verlängerung un»

seren Kaiser keine Schuld trifft, ist die Entente ihrem Ver»
leumdungziel treu geblieben. Sie hat der genialen Kriegs*
führung Hindenburgs und Ludendorffs nichts Gleichwer»
thiges gegenüberzustellen. Der Kriegsherr, die Offiziere und
das Heer bilden ein unzertrennliches Ganze. Ewig wahr ist
das Wort Kaiser Wilhelms, das dem Deutschland des zwan«
zigsten Jahrhunderts die wirtschaftlichen Wege gewiesen
hat; .Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser/ Unabhängig
von der wandelbaren Macht der Parteien ist das innere Ver«
hältniß des deutschen Volkes zu seinen Fürsten; es ist das
in tausendjähriger Geschichte täglich neugeborene Gefühl
der geistigen Einheit von Fürst und Volk." Genügts? All
der verschlissene Plunder aus der amtlichen Schwindelge»
nesis, vom Bombenwurf auf Nürnberg bis zum Franzosen»
einbruch in den Elsaß, wiederholt Herr Driesen gläubig;
und beruft sich, als auf den Entschleierer britischer Tücke,
auf den Professor Mendelssohn»Bartholdy, der, in Gemein»
schaft mit Excellenz Montgelas, die (schon in der ersten
Lebenswoche verschollene) versailler Schutzschrift für die
Unschuld kaiserlicher Regirung verfaßt hat und nun die vom
gewissenhaften Fleiß des Herrn Kautsky gesammelten Akten
herausgiebt. Noch las ich die Ernennung des Herrn Driesen
nicht im Reichsanzeiger; weiß aber, daß er schon als Haupt
der Propaganda „für Außen und Innen" arbeitet, und könnte
seinen frommen Kinderglauben für den Born halten, dem
die Mär über den sechsten Juli 14 enttröpfelt ist. Doch er
oder ein Anderer: in dem Auswärtigen Ministerium, für das
ein marxistischer Sozialdemokrat (ein, seit er am ersten August
1914 durch den Mund eines belgischen Dolmetschers in Paris
feierlich und gutgläubig die Ablehnung der deutschen Kriegs»
kredite zusagte, den Westvölkern als Lügner und Verräther
geltender) die Verantwortung trägt, scheint nicht nur Nie«
mand zu finden, der eine Note, eine den letzten, schwäche«
ren Noten der Clemenceau»Mandel*Pichon an gedrungener
Schlagkraft auch nur zu vergleichende, schreiben kann, er»
kennt nicht nur Keiner den verhängnißvollen Blödsinn einer
Ostpolitik, die Rußland geradezu in die weit geöffneten Arme
Englands und Amerikas treibt, sondern ragen ringsum noch

die wurmig morschen Stützen des alten Systems. Wenn Herr
Schüler, Personalienreferent und, sagt man. Alles in Allem,
von diesem Zustand Nutzen erhofft, soll er wenigstens die
arbeitsamen Routiers, Staats« und Unterstaatssekretäre, Bot»
schafter und Gesandte, zurückrufen, deren Muße das arme
Reich nicht ewig mit Ruhesold würzen kann. Mit dem Herrn
von Romberg, einst, leider, Gesandten in Bern, in dem alle
üblen Eigenschaften deutscher Diplomatie sich verkörpern
und dessen Einführung (als eines „Sachverständigen") in den
Untersuchung«Ausschuß zu dessen Entwerthung vor allem
Ausland genügen würde, und mit dem Trefflichen, der zu
dem Bilde des ältesten Kronprinzensohnes, als des „ange«
stammten Königs von Preußen", aufblickt, wird das Geschäft
nicht zu führen sein. Während der Propagandachef von
morgen um die Verhimmelung Wilhelms und anderer An*
gestammten bemüht war, spottete der aus Bissings Schand«
wirthschaft aufgeschossene Pressechef von heute öffentlich,
auch im Sommer 18, Derer, die von einem den Belgiern ge*
thanen Unrecht zu reden, 'gar ihm Sühnung zu heischen
wagten, und forderte Belgiens Kongo als „Entschädigung"
, Deutschlands. Um die selbe Zeit bat ein deutschfreundlicher
Schweizer, der meinen Einfluß überschätzte, mich, „doch,
endlich, die Abberufung des Romberg durchzusetzen, dessen
Rieselbeeten das schlimmste Gewächs entkeimt ist und bei
dessen Namen schon in den stillsten Ostkantonen ruhige
Leute wild werden." Und mit dieser Garnitur will Deutsch«
land Vertrauen erwerben? Mit ihr im Rücken sollen Red«
liehe zu fremden Völkern sprechen, in die Wilhelmstraße,
in irgendeine wichtige Reichswerkstätte sei neuer Geist einge»
zogen? Im vorigen Winter haben wirs geglaubt; durften wirs
glauben. Jetzt tritt, jetzt trete jeder Reinliche im Stahlwamms
tiefsten Mißtrauens in den Dunstkreis deutscher Regirung.
Doch jeder heimse den ihrem Widerwillen mühsam aus»
gequetschten Erkenntnißstoff. Am dreißigsten Juni 14 be<
richtet der Botschafter Tschirschky, in Wien herrsche auch
in Ernsten der Wunsch, einmal gründlich mit Serbien ab»
zurechnen; und Wilhelm schreibt an den Rand des Berich»
tes: „Jetzt oder nie!" Neben Tschirschkys Meldung, er warne

vor unüberlegten Schritten, steht die flegelhafte Rüge des Kaisers: „Wer hat ihn dazu ermächtigt? Das ist sehr dumml Geht ihn gar nichts an, da es lediglich Oesterreichs Sache ist, was es hierauf zu thun gedenkt. Nachher heißt es dann, wenn es schiefgeht: DeutschlandhatnichtgcwolltllTschirsch« ky soll den Unsinn gefälligst lassen! Mit den Serben muß aufgeräumt werden, und zwar baldl W." Tschirschky muß umfallen; sagt zum Grafen Berchtold „mit allem Nachdruck im Namen seines kaiserlichen Herrn, daß man in Berlin eine Aktion gegen Serbien erwarte und es in Deutschland nicht Terstanden werden würde, wenn Oesterreich» Ungarn die ge» gebene Gelegenheit vorübergehen ließe, ohne einen Schlag zu führen". Am fünften Juli wird in Potsdam den Oester» reichern, die ihre Absicht auf „Verkleinerung" Serbiens gar nicht hehlen, unbedingte Waffenhilfe, auch für Krieg gegen Rußland, zugesagt. Am Sechsten den für Heer und Flotte Deutschlands Verantwortlichen die Vorbereitung nahen Krie* ges befohlen. Am Dreizehnten wird aus Wiesners Bericht in Wien bekannt, daß Hof und Regirung in Belgrad nicht im Allergeringsten zu dem Attentat auf Franz Ferdinand mitge« wirkt haben, nicht einmal irgendwelcher Mitwissenschaft ver», dächtig sind; „es bestehen vielmehr Anhaltspunkte.Dies als aus* geschlossen anzusehen". An dem selben Tag wird in berliner Reichsämtern der wesentliche Inhalt des wiener Ultimatums gelesen (dessen Kenntniß dann eben so hartnäckig geleugnet wird wie später die Fälschung der in Belgien gestohlenen Staats» Urkunden). Alle Vermittlervorschläge werden abgewiesen oder durch Heuchelkomoedie vereitelt. Denn: nach offener Ab' lehnung jedes Vorschlages, schreibt, am Achtundzwanzigsten, Bethmann an Berchtold, „würden wir als die eigentlichen Treiber zum Krieg hingestellt werden" (die „wir", wie heute unzweideutig erwiesen ist, waren). Das aber „würde auch unsere Stellung im eigenen Lande unmöglich machen, wo wir als die zum Kriege Gezwungenen dastehen müssen". Müssen. Deshalb spricht am vierten August der wahrhaftige Mund Seiner Majestät des Allergroßmächtigsten, Allerdurchlauch* tigsten, Allergnädigsten Kaisers, Königs und Herrn: „In un< beirrbarer Redlichkeit hat meine Regirung auch unter heraus»

forderndenUmständ en die Entwickelung aller sittlichen, geisti*
gen und wirtschaftlichen Kräfte als höheres Ziel verfolgt. In
aufgedrungener Nothwehr mit reinem Gewissen und reiner
Hand ergreifen wir das Schwert." Der Propagandachef, der
dasWagniß unternimmt, dieses Lügengespmnst, das unsauber«
ste, in das irgendwo jemals ein Volk verfjtzt worden ist, aus
der Welt zu schwatzen, zu kritzeln ,in reinliches Gefädel auf»
zuknäueln, verdient für seine Kühnheit schon den Kranz.
OHL
Als es (im Stil des höchst königlich Bewährten) „schief
ging", hieß es in Oesterreich, Ungarn, derTürkei, Bulgarien:
„Deutschland hat es gewollt." Von Rechtes wegen. Warum
es so zum Entsetzen schief gehen mußte, lernt man klar erst
nach tiefem Blick in die Schwarze Küche erkennen, in der
die Oberste Heeresleitung „Politik" (was ihr Politik schien)
machte. Da sie selbst ihr Wollen deutlicher, als ein Anderer ver»
möchte, ausdrückt, gebe ich heute zunächst hier zwei Proben.
I. „An Seine Majestät
Großes Hauptquartier, den 27.6. 17.
Euer Majestät haben mir vor einigen Wochen eine vom
Auswärtigen Amt übermittelte Aeußerung eines russischen Polen
Von Kunowski und einen Ausschnitt der Freisinnigen Zeitung
zugeleitet. Beide Schriftstücke befassen sich mit der Person des
Reichskanzlers. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, sie auf
ihren Werth zu prüfen, und bin zu Folgendem gekommen:
Die Ansichten des Herrn von Kunowski sind in dem Euer
Majestät vorgelegten Bericht anscheinend nicht richtig wieder-
gegeben. Dem Chef des Kriegspresseamts gegenüber hat sich
Herr von Kunowski am zweiundzwanzigsten Juni folgender-
maßen geäußert: „Den Russen und übrigens auch den Franzosen,
Engländern, Italienern usw. komme es darauf an, einen möglichst
dauernden Frieden zu erzielen. Hieraus ergeben sich verschie-
dene Schlußfolgerungen. Die Russen möchten nicht gern Son-
derfrieden schließen, weil sie fürchteten, es dann mit England,
und Frankreich zu verderben und wehrlos Deutschland ausge-
liefert zu sein, wovon man eine Unterstützung der Reaktion be-
fürchte. Diese Befürchtung werde vor Allem durch die AufV
fassung gestützt, daß es in Deutschland nicht eine einheitliche

politische Gewalt gebe, sondern daß der Reichskanzler einer-
seits, die Oberste Heeresleitung andererseits völlig verschiedene
Ziele zu erreichen suchten. Vom Reichskanzler vermuthe man, daß
er an sich den Wünschen Rußlands und der Entente weit mehr
entgegenkommen würde, wenn er nicht von der Obersten Heeres-
leitung daran gehindert würde, die ihrerseits positive Ergebnisse
des Krieges verlange. In Folge Dessen seien die Aeußerungen
des Kanzlers nichtssagend und die Russen könnten nichts damit
anfangen. An sich bestehe gegen die deutsche Regirung, ins-
besondere gegen den Reichskanzler, keine besondere Abnei-
gung. Aehnlich sei die Auffassung bei den andern Entente-
mächten. Wenn auch hie und da gesagt worden sei, man könne
mit dem Kanzler, der den Krieg begonnen habe, keinen Frieden
schließen, so spiele Das keine wesentliche Rolle.'
Demnach geht die Ansicht unserer Feinde nicht, wie aus
dem Euer Majestät vorgelegten Bericht entnommen werden
muß, dahin, daß der Kanzler ihr gefährlichster Feind sei.
Die Freisinnige Zeitung, das Blatt Eugen Richters, ist das
offizielle Organ des doktrinären bürgerlichen Freisinns. Sie ver-
tritt mit der Blindheit, wie sie dem bürgerlichen Freisinn eigen
ist, den Parlamentarismus in reinster Form. In diesem Ziel ist sie
mit den großen Blättern des jüdischen Freisinns; dem Berliner
Tageblatt und der Frankfurter Zeitung, durchaus eines Sinnes.
Das Blatt hat jedoch bei Weitem nicht den gleichen Einfluß wie
die letztgenannten Blätter. Die Freisinnige Zeitung äußert nun
ihre Befriedigung darüber, daß der Kanzler fester als je im
Sattel sitzt. Daß Dies kein geschlossener Ausdruck des Frei-
sinns ist, geht aus einem1 Artikel des Berliner Tageblatts hervor,
in dem ein Personenwechsel im Reichskanzleramt als ein noth-
wendiger Beitrag Deutschlands zur Lösung der Weltkrise be-
zeichnet wird.
Im Uebrigen vertritt die freisinnige Presse diesen Standpunkt
meines Erachtens aber auch nur deshalb, weil sie glaubt, unter
dem jetzigen Kanzler ihrem Ziel, dem Parlamentarismus, näher
zu kommen. Einem starken Staa'tswesen, wie wir es brauchen,
hat die Freisinnige Zeitung niemals zugestimmt und wird sie nie
zustimmen. Wenn sie den Kanzler für den Vertreter eines starken
Staatsgedankens hielte, würde sie ihn sicher nicht stützen. In
welchem Maße der Freisinn am reinen Parlamentarismus festhält,
geht aus dem anliegenden Artikel der Frankfurter Zeitung her-
vor. Er fordert, daß der Träger der Krone völlig in den Hinter-
grund treten soll vor den aus dem Parlament zu entnehmenden

Leitern der Politik, die die Kontrole über die gesammte Ber
amtenschaft haben sollen.
In einer gelegentlichen Stellungnahme eines freisinnigen
Blattes für den Kanzler kann ich daher nur , ein wenig gutes
Zeichen erblicken.
Ich weiß nicht, ob Euer Majestät auf Grund der mir über-
sandten Aeußerungen des Herrn von Kunowski und der Frei-
sinnigen Zeitung angenommen hatten, daß der Kanzler im deut-
schen Volk als der Träger einer starken und damit unseren Feinden
gefährlichen äußeren Politik gilt und daß seine Gesammtpolitik
von der Masse des Volkes getheilt und gestützt wird. Wäre es-
der Fall, so müßte der Reichskanzler in der Presse und im
Reichstag eine Mehrheit haben. Die ist aber nicht vorhanden.
Bis vor Kurzem war das Bild folgendes:
Für den Reichskanzler traten die gemäßigten Sozialdemo-
kraten und der Freisinn mit ihrer Presse ein, Nationalliberale
und Centrum verhielten sich verhältnismäßig passiv, die rechts-
stehenden Parteien und Blätter, die großen parteilosen Zeitun-
glen (Lokalanzeiger, Vossische Zeitung, Tägliche Rundschau,
Deutsche Zeitung) und der bei Weitem größte Theil der Provinz-
blätter stellten sich mehr oder weniger schroff in Gegensatz zum
Kanzler.
Eine gewisse Wandlung ist in letzter Zeit dadurch ein-
getreten, daß, wie schon erwähnt, einzelne große sozialdemo-
kratische und freisinnige Blätter (Vorwärts und Berliner Tage-
blatt) anfangen, nach einem Kanzlerwechsel zu streben. Wenn
der Vorwärts derartige Wünsche kund, giebt, so sind es gleich-
zeitig die Wünsche der sozialdemokratischen Parteileitung.
Die Gründe dieser Lage und des Wechsels sind klar. Sozi-
aldemokratie und Freisinn haben ihn bislang gestützt, weil sie
sahen, daß er ihrem Dängern nachgab. Sie erhofften von ihm
eine größere Annäherung an ihre politischen Ziele, den Par-
lamentarismus, der auch für die Sozialdemokratie die erste
Etape bildet. Es ist bezeichnend, daß unmittelbar nach Eurer
Majestät Osterbotschaft bei beiden Parteien die Forderung des
gleichen Wahlrechts erhoben, die Theilnahme von Parlamen-
tariern an der Regirung und die sofortige Neuorientirung ver-
langt wurde. Diese Forderungen traten immer stärker hervor.
Anscheinend sind aber seit Kurzem Zweifel darüber aufge-
taucht, ob der Kanzler so weit gehen wird und darf. Daher die
Wünsche des Berliner Tageblatts und des Vorwärts nach einem
Kanzlerwechsel. Sie werden sich ihm erst dann wieder zu-

wenden, wenn erneute Zugeständnisse gemacht würden, und dann nach einiger Zeit das Spiel wiederholen.

Ganz ähnlicher Art sind die Gründe, die zu der Pasr sivität des Centrums und der Nationalliberalen geführt haben. Auch diese Parteien streben einer wesentlichen Erweiterung der Parlamentsmacht zu. Auch ist dem Centrum die Aufhebung des Jesuitengesetzes und des Sprachenparagraphen zugestanden. Sie treten aber doch nicjit rückhaltlos neben den Kanzler, weil sie im Uebrigen mit der Handhabung der Politik durch den Kanzler nicht einverstanden sind. Sie erblicken in dem Fehlen jeder straffen Führung und einer starken Hand im Inneren und in der Scheu der Regirung vor scharfen und durchgreifenden Maßnahmen eine schwere Gefahr und glauben nicht, daß der Kanzler nach seinem politischen Vorleben im Stande sein wird, die deutschen Forderungen nach außen rückhaltlos zu vertreten. Bei den rechtsstehenden Parteien und dem größten Theil dei parteilosen Blätter, die entweder Forderungen in Richtung auf den Parlamentarismus nicht stellen oder als parteilose Blätter nicht das gleiche Interesse an ihnen haben, überwiegt naturgemäß die Kritik an der Politik des Kanzlers, da sie Sonderwünsche, die ihnen der Kanzler erfüllen könnte, nicht haben. Sie stehen daher im offenen Kampf. Sie fürchten vom Kanzler eine weitere Verringerung der Staatsgewalt, ein Abbröckeln von der Macht der Krone und ein schrittweise weiteres Nachgeben nach innen und nach außen.

Eine Mehrheit für die Politik des Kanzlers besteht demnach »icht. Diejenigen Parteien und Kreise, welche ihn augenblicklich stützen, thun Dies nur bedingt und aus egoistischen, dem StaatsWohl entgegengesetzten Interessen. Dem scheint zu widersprechen, daß der Kanzler bei seiner letzten großen Rede eine Art Vertrauensvotum fast des ganzen Reichstages erhielt. Diese Vertrauenskundgebung bezog sich aber, wie ich aus vielen Anzeichen schließe, nicht auf den Kanzler und seine Politik, sondern sie erfolgte lediglich auf die vom Kanzler betonte Uebereinstimmung der Reichsleitung mit den Bundesgenossen und der Obersten Heeresleitung. Ich bin überzeugt, daß die Führer der rechtsstehenden und der Mittelparteien des' Reichstages!, wenn sie von Euer Majestät befragt werden', diese meine Meinung bestätigen würden.

In diesem Zusammenhang darf ich aber auch allgemein auf die hohe Bedeutung hinweisen^ die meines Erachtens eine Fühlungnahme Euer Majestät mit den politischen Führern des Volkes hätte.

Voran stelle ich die Bedeutung1, die ein solcher Schritt für
das Vertrauen des Volkes zu. Euer Majestät und für die innere
Stärke und .den Zusammenhang des Volkes hätte. Leider haben
die Hoffnungen, die an Euer Majestät Osterbotschaft geknüpft
wurden, nämlich, daß der Parteihader aufhören würde, sich nicht
erfüllt. Die Zerrissenheit ist größer als vordem. Auf der einen
Seite ist die Begehrlichkeit der politischen Führer gestiegen;
sie hoffen, mit dem Weinen Finger die ganze Hand zu erraffen;
auf der anderen Seite sind die Befürchtungen, daß es auf dieser
Bahn weiter, als es für den Staat gut ist, gehen wird, gestiegen.
Daß diese Folgen eingetreten sind, ist meines Erachtens lediglich
dem Umstand zuzuschreiben, daß es dem Kanzler nicht eigen
ist, klar umrissene Entschließungen zu fassen, sie in fester
Form" zu vertreten und an diesen Entschließungen unverrückt
festzuhalten.
Eine enge Fühlungnahme Euer Majestät mit den politischen
Führern wird Diese lehren, daß zwar Euer Majestät gewillt sind,
dem Volk ein größeres Maß von Mitarbeit an den Geschicken
des Landes zuzugestehen, daß aber die Grenzen feststehen.
Dann werden die linken Parteien sich bescheiden, die rechten
aber werden sehen, daß der beschrittene Weg nicht in den Ab-
grund führt. Beide werden von der Kritik ablassen und statt
Dessen positiv mitarbeiten.
Euer Majestät werden aber aus einer solchen Fühlungnahme
meines Erachtens auch die Ueberzeugung gewinnen, daß die
rechten Parteien noch immer die Vertreter desjenigen Theils
des Volkes sind,' der auch jetzt noch am Ehesten und ohne For-
derungen bereit ist, selbstlos für Euer Majestät bis zum Letzten
einzustehen, mögen auch seine Führer im Festhalten am Be-
stehenden und Betonen ihres Standpunktes manchmal zu weit
gegangen sein.
Euer Majestät werden außerdem ein sicheres Bild über
manche andere Vorgänge auf dem politischen Gebiet erhalten.
Die Stockholmer Konferenz ist leider in den Augen der Welt
und deä deutschen Volkes nicht Das geblieben, was sie sein
sollte: ein privater Schritt der Sozialdemokratischen Partei. Sie
ist zu einem hochpolitischen Akt geworden. Die Außenwelt
glaubt, dahinter Euer Majestät Absichten zu sehen, und im
Inneren fühlen sich die anderen Parteien, nicht ohne Recht, hinter
die scheinbar von der Regirung als Sprachrohr benutzten Sozi-
aldemokraten zurückgesetzt. Durch die Konferenz sind die
internationalen sozialdemokratischen Tendenzen zweifellos ver-

stärkt; und auch im Innern hat dadurch das Ansehen des monarchischen Staates schwer gelitten. Das Alles werden, glaube ich, die politischen Führer Euer Majestät bestätigen.

Gestatten Euer Majestät mir noch ein Wort über die Sozialdemokratie. Die sozialdemokratischen Tendenzen sind in Wahrheit bei Weitem nicht so verbreitet, wie. es nach dem Auftreten ihrer Führer und der Rücksicht, die sie genießen, angenommen werden kann. Zu Beginn des Krieges sagte sich der sozialdemokratische Theil der arbeitenden Bevölkerung überhaupt von seinen Führern los, so daß Diese einlenken mußten. Leider übernahm es die Regirung nicht; ihrerseits nun die Führung zu übernehmen. Die führerlose Masse ist dann allmählich wieder in die Hand der sozialdemokratischen Häupter gekommen, aber es sind heute mehr denn je ‚Mitläufer'. Gefährliche Anzeichen des Wachsthums sind aber schon vorhanden. Die Sozialdemokratische Arbeitgemeinschaft hetzt die niedrigsten Instinkte auf und die sozialdemokratische Mehrheit ist gezwungen, um nicht an Einfluß zu verlieren, ebenfalls alle Forderungen ihres Anhanges, mögen sie auch noch so albern und ungerecht sein, zu vertreten. Wenn somit eine sozialdemokratische Gefahr zur Zeit noch nicht besteht, so ist es doch hohe Zeit, daß die Regirung die Zügel straffer nimmt. Die schwerste Sorge ist aber augenblicklich das Sinken der Stimmung im Volke. Sie muß gehoben werden; sonst verlieren wir den Krieg. Auch unsere Bundesgenossen bedürfen einer starken Rückenstärkung, sonst ist die Gefahr vorhanden, daß -sie abfallen. Dazu gilt es im Inneren die schwierigsten wirthschaftlichen und für die Zukunft bedeutsamsten Fragen zu lösen, wie Ernährungpolitik, Vorbereitung der Umstellung in die Friedenswirthschaft usw. Es entsteht die Frage, ob der Kanzler zur Lösung dieser Fragen (und sie müssen richtig gelöst werden, sonst sind wir verloren) im Stande ist. von Hindenburg."

II. „An den Herrn Reichskanzler.

Chef des General- Großes Hauptquartier, den 7.7.1917.
Stabes des Feldheeres.

Auf Euer Excellenz Schreiben v. 25./6. beehre ich mich zu erwidern:

Ich stimme Euer Excellenz darin zu, daß die Stimmung in der Heimath zweifellos herabgedrückt ist. Den Grund hierfür sehe ich jedoch nicht, wie Euer Excellenz, in erster iLnie in getäuschten Hoffnungen auf ein frühes Kriegsende, sondern in be-

deutend höherem Maße in wirtschaftlichen Schwierigkeiten und
innerpolitischen Unstimmigkeiten. Das geht meines Erachtens
unter Anderem aus den mir regelmäßig im Auszug zugehenden
Berichten der Stellvertretenden Generalkommandos und auch'
aus dem Gesammtbild der Presse zweifelsfrei hervor.
Das Volk ist mjt Recht "empört darüber, daß Versprechungen
auf dem Gebiet der Ernährung nicht gehalten werden.konnten.
Es ist bereit, jeder Möglichkeit offen in das Gesicht zu blicken,
wenn sie ihm ungeschminkt dargestellt und es selbst davon
überzeugt wird, daß die Regirung ihr Möglichstes thut, um ver-
meidbare Schäden abzuwenden; auch muß es sehen können,
daß überall gerecht verfahren wird. Das Nichtinnehalten der Ver-
sprechungen hat aber das Vertrauen des Volkes in die be-
rufenen Führer, die Beamtenschaft, schwer untergraben; auch
sieht die Bevölkerung, daß dem Wucher, dem Ketten- und
Schleichhandel nicht mit Erfolg entgegengetreten wird. Es ist
ferner kaum zu bestreiten, daß auf dem Gebiet des Ersatzfutter-
mittelwesens und der Trocknung der Nahrungmittel schneller
und ergiebiger hätte gearbeitet werden müssen.
Euer Excellenz erwähnen im Einzelnen die Kohlenversor-
gung. Ich habe bereits Ende des Jahres 1916 während meiner
Anwesenheit in Berlin mündlich die in Betracht kommenden
Stellen der Regirung auf die Notwendigkeit durchgreifender
Maßnahmen in der Kohlenversorgung hingewiesen; ich habe am
20.2.1917 schriftlich meine Ansicht wiederholt, daß ein Kohlen-
kommissar nunmehr beschleunigt eingesetzt werden müsse, und
dabei betont, daß nur eine ganze Persönlichkeit mit weitest-
gehender Vollmacht die Aufgabe bewältigen könne. Die Er-
eignisse haben gezeigt, daß jedenfalls die Persönlichkeit des
bisherigen Kohlenkommissars nicht ausreichte; ob seine Voll-
machten genügende waren, ist mir sehr zweifelhaft. Jetzt kann
ich nur hoffen, daß der neue Kohlenkommissar der geeignete
Mann ist und daß seine Tüchtigkeit nicht durch Ressortschwierig-
keiten beeinträchtigt wird. Wenn nunmehr das alleinige Heil
in der sofortigen Freigabe von fünfzigtausend Facharbeitern aus
dem Feldheer gefunden wird, so muß ich mit allem Nachdruck
darauf hinweisen, daß eine solche Abgabe in Zeiten entschei-
dender Kampfthätigkeit, in denen das Heer die Aufgabe des un-
bedingten Standhaltens erfüllen muß, von Heute auf Morgen
gar nicht mgölich ist. Das Feldheer hat vom November 1916 ab
bereits hundertsechzigtausend Facharbeiter, einen sehr werthvollen
Bestandtheil seiner Kraft, zur Verfügung gestellt; trotzdem hoffe

ich, die Kohlenarbeiter so rechtzeitig zurückschicken zu können,
daß durch ihre Arbeit ernste Schwierigkeiten im Winter ver-
mieden werden. • Sollte Das aber wider Erwarten nicht möglich
sein, so betone ich schon jetzt (um das Hochkommen anderer
Urtheile so weit wie möglich zu verhindern), daß ich die
Schul an solchen Zustdänden lediglich in den Versäumnissen und
Fehlgriffen früherer Zeit und der anfänglichen Scheu vor durch-
greifenden Maßnahmen erblicken kann. Ein Abladen der Schuld
auf meine Schultern, wie es seiner Zeit mt vöilligem Unrecht in
der polnischen Frage und in der Frage der belgischen Arbeiter
geschah, lehne ich im Voraus ab.
Den zweiten Grund der inneren Unzufriedenheit erblicke
ich, wie eingangs erwähnt, in den innerpolitischen Unstimmig-
keiten. In immer verstärktem Maße wird aus der bei Beginn des
Krieges vorhandenen Geschlossenheit eine Zerrissenheit, wie
sie selbst in den schlimmsten Zeiten vor dem Krieg nicht be-
stand. Der Grund ist mir klar. Der Einfluß unverantwortlicher
Organe auf die Volksstimmung ist stärker als der der Regirung
und der zur Führung des Volkes berufenen Beamtenschaft. Dieser
Zustand wäre nicht eingetreten, wenn im Volke die Ueber-
zeugung herrschen würde, daß die Regirung mit festem Willen,
ohne nach rechts und links und nach außen zu sehen, ihren Weg
gehf. So aber wirkt auf die Volksstimmung, insonderheit in
der Kriegszielfrage und auf dem; Gebiet der Neuorientiurng, nicht
die Rücksicht auf das allgemeine Staatswohl, sondern unge-
hemmt diejenige auf Privat-, "Partei- und Sonderinteressen. Das
, hat nothgedrungen zu den inneren Gegensätzen und Zwistig-
keiten geführt.
Ich bin daher der Ansicht, daß innere Schwierigkeiten viel
mehr als die getäuschten Hoffnungen auf ein nahes Kriegsende
die Schuld am Sinken der Stimmung tragen.
Was Euer Excellenz Ausführungen über diese getäuschten
Hoffnungen im Zusammenhang mit dem Unterseebootkrieg und
mit der allgemeinen Lage anbetrifft, so kann ich auch sie nicht
unwidersprochen lassen. • .
Das Feldheer hat sich ohne Weiteres mit der Möglichkeit
eines weiteren Kriegswinters abgefunden. Es ist jedem einzelnen
Soldaten am Feinde selbstverständlich, daß alle Gefahren, Ent-
behrungen und Nöthe ertragen werden müssen, bis wir zu
einem brauchbaren Frieden gelangt sind. Ich denke, es müßte
nicht schwer sein, in der Heimath die gleichen Empfindungen
und Aussichten zu wecken und zu erhalten, wenn dem Volk

von den berufenen Organen immer wieder klar gemacht wird,
um was es geht. Euer Excellenz betonen sehr richtig, daß wir
einem Helotendasein entgegengehen, wenn wir nachgeben, so
lange bei unseren Feinden noch keine Friedensneigung durch-
bricht. Andererseits halten Euer Excellenz es aber für ausr
geschlossen, daß unsere Feinde zum Frieden gezwungen werden
könnten, und Euer Excellenz erblicken die Lösung daher in
einem Verständigungfrieden, der bis zum Herbst erfolgen muß,
wenn Otsterreich-Ungarn bei der Stange gehalten werden soll.
Zu diesem Zweck soll der Unterseebootkrieg zwar energisch
fortgeführt, im Uebrigen aber Alles vermieden werden, was den
Entschluß Englands zur Anknüpfung von Friedensverhandlungen
erschweren könnte.
Ich glaube nicht, daß England zu einem Verständigung-
frieden bereit ist, so lange es noch hoffen kann, daß Deutschland
vor England zusammenbricht. Arn Allerwenigsten wird es zu
einem solchen Frieden bereit sein, wenn Oesterreich-Ungarn im
Begriff ist, abzufallen. Der Gewinn, den England aus einer Fort-
setzung des Krieges bis zu Deutschlands Zusammenbruch gegen-
über einem Verständigungfrieden ziehen kann, ist so unge-
heuer, daß es die längere Kriegsdauer in gewohnter Energie und
Entschlossenheit auf sich nehmen wird. Daran habe ich keinen
Zweifel und Das beweist jedes Blatt der englischen Geschichte.
Wohl aber wird England sofort zu einem , Verständigungfrieden'
bereit sein, wenn es einsieht, daß der eigene Zusammenbruch
| früher alj der deutsche erfolgt. Wir können sicher sein, daß
jeder englische Friedensversuch der Beweis seiner nahenden
Agonie ist. Es würde meines Erachtens ein Unheil für unsere
staatliche und wirthschaftliche Zukunft bedeuten, wenn wir einen
solchen englischen ,Verständigungfrieden' annähmen, ohne daß
wir durch einen Abfall Oesterreich-Ungarns und eine gleich-
-zeitige eigene Agonie zum sofortigen Frieden gezwungen wären.
Ein solches ungünstiges Zusammentreffen halte ich aber für
äußerst unwahrscheinlich. Ich theile nicht Euer Excellenz An-
sicht, daß die Vorstellungen des Unterseebootkrieges als über-
trieben erkannt sind, daß alle auf statistische Berechnungen!
gegründeten Voraussetzungen sich als völlig unzuverlässig er-
wiesen haben und daß die Nothwendigkeit für England, Frieden
^u schließen, in ganz weite Fernen gerückt ist. Ich bleibe viel-
mehr auf dem in meinem Schreiben vom 19. 6. 17 klargelegten
Standpunkt stehen.
Wann der Augenblick gekommen sein wird, an welchem
33

das Gewebe der gesämmten Kriegswirtschaft unserer Feinde
zerreißt, kann man nicht mit Bestimmtheit voraussagen; daß
er aber in absehbarer Zeit kommt, ist mir sicher.
Bis dahin müssen wir mit allen Mitteln versuchen, Oester-
reich bei der Stange zu halten. Das beste Mittel ist und
bleibt die eigene Entschlossenheit. Geben wir früher nach, so
gehen wir auch dann einem Helotendasein entgegen, wenn wir
einen , Verständigungfrieden' schließen, zu dem, wie ich wieder-
hole, England meines Erachtens nur unmittelbar vor dem Zu-
sammenbruch bereit sein wird. Der Wirthschaftkampf Deutsch-
lands gegen den von England um uns gelegten und immer
mehr verstärkten Ring bleibt dann eben so aussichttos wie
im Fall einer völligen Niederlage.
Wir müssen also den Krieg mit allen Mitteln und mit
äußerster Schärfe führen! Euer Excellenz bemängeln die Luft-
angriffe auf London. .Ich schätze die Engländer nicht so ein,
daß bei ihnen durch Nachgiebigkeit oder schonende Rücksicht
irgendetwas errreicht werden kann. Der militärische Werth der
Angriffe ist groß. Sie halten viel Kriegsmaterial von der
französischen Front fern und vernichten wichtige feindliche
Staatseinrichtungen verschiedener Art. Daß hierbei auch1 un-
schuldige Menschen benachtheiligt werden, ist bedauerlich, aber
nicht zu vermeiden. Um Euer Excellenz hiervon abweichen-
der Ansicht besseres Verständniß entgegenbringen zu können,
bitte ich um gefällige Mittheilung der Unterlagen für die
Auffassung, daß der vorletzte Luftangriff auf London die
Instinkte des englischen Volkes in verheerender Weise auf-
gepeitscht hat, und um Angabe, welche Staatsmänner einem
Friedensschluß vor diesem Angriff geneigt waren, jetzt aber die
ron Euer Excellenz erwähnten Erklärungen abgegeben haben.
v. Hindenburg."
Mit beklemmtem Athem liest mans. Erinnert, zuerst,
sich der hundertmal wiederholten Betheuerung, nie sei von
den Heeresleitern Eingriff in die Politik erstrebt, auch nur
versucht worden. (Ich höre, wahrlich, schon die Ausredet
„Ja, wenn die Regirung eben völlig versagte . . .!" Nichts
ist in dem Dunstkreis unmöglich, wo man, zum Beispiel,
über die Urkunde des mit Zangen herausgeholten Gestand*
nisses, daß am sechsten Juli 14 der Kaiser den Verantworte
liehen die Kriegsvorbereitung befohlen habe, zu Täuschung
frommer Einfalt schreibt: „Die Legende vom potsdamer
Kriegsrath''; nichts, wenn in neun Zehnteln aller Preßpro»

vinzen die Pflicht, solchen Trug anzuprangern, nicht erfüllt
wird.) Der Leser besinnt, zweitens, die Seltsamkeit eines
Zustandes, in dem Einer das Denken und Wollen eines Ah*
deren für eigenes Innenerlebniß ausgiebt. Was der Marschall
unterschreibt, ist das Programm des Generals Ludendorff
und seiner Leute. Die Beweisfülle könnte für Minuten Trübe
entwölken. „Ich habe im Februar 17 meine Ansicht wieder*
holt, daß ein Kohlenkommissar beschleunigt eingesetzt wer*
den müsse": Herr von Hindenburg in dem Brief an den
Reichskanzler. „Im Februar 17 drang ich auf die Einsetz«
ung eines Kohlenkommissars": General Ludendorff auf der
achten Seite seines Buches. Eben so ists mit der Entlassung
der Bergarbeiter aus dem Frontdienst; mit allem Uebrigen.
Ceterum censeo: Der Nationalheld lebt nicht auf unserer
Erde, ist mit Haut und Haar ein Geschöpf des ludendorff*
ischen Hirnes; drum können nur Narren oder Schwindler
den Aelteren preisen, den Jüngeren verdammen. Schnell
mit dem Wort Fertige werden die aus den Anklagebriefen
sprechende Denkweise .,alldeutsch" nennen. So war jadie At*
mosphäre,wo die eingebürgerten Fremdwörter Telegramm und
Depesche durch das unverständliche Wort „Fernschreiben"
ersetzt wurde. Doch unter den Alldeutschen sind gescheite,
politisch gebildete Leute: und in den Briefen graut kein
Dämmern von Verständniß des Nothwendigen und desMög*
liehen. Schon das Streben nach Parlamentarischer Regirung
gilt hier als Todsünde. Vom Wesen des Parlamentarismus
weiß der General („der eigentliche Hindenburg") nicht mehr
als von dem des Bolschewismus, den er geschlechtlicher
Promiskuität verleumdet und zu dessen Wegbereitern er die
Herren Kühlmann und Hintze (im Ernst) zählt. Frankfurter
Zeitung und Berliner Tageblatt, die in Verherrlichung der
Kriegsthaten und Kränzungdes Heros doch, bei allen Göttern,
nicht säumig waren, bleiben Judenblätter und vertreten „ego*
istische, dem Staatswohl entgegengesetzte Interessen". Edel,
selbstlos und treu sind nur die Führer und Zeitung*
macher „der rehtsstehenden und der Mittelparteten". Auf*
gewärmter Kohl ist auch das über die Sozialdemokratie Ge*
sagte. Kohl ohne Nährgehalt; Herr Dr. Helphand*Parvus,
der tief unterirdisch die Augustschwenkung der Sozialisten*
IB«

Fraktion erwirkte, wird sein Goliathlachen in die Luft brüllen, wenn er liest, die Arbeiterschaft habe die Führer zu Um* kehr gezwungen. Eben so grausig falsch ist das über die Stimmung des Feldheeres Vorgetragene. Zu Bergen (schon aus dem Nachlaß Liebknechts und Haases wärs zu erweisen) häuften sich damals längst die Beschwerdebriefe und Zorn* episteln von der Front, zu Hunderten standen die Krieger* namen darunter und der Ton des Grimmes gellte so laut, daß die Angerufenen die zerquälten Leute schwichtigen und ihnen, wie gerade die Abgeordneten Haase und Cohn hundert* mal thaten, antworten mußten, ehe die Militärmaschine sich nicht selbst totgelaufen habe, sei nichts, am Wenigsten von Aufruhrsversuch, zu hoffen. Der Glaube, „das Feldheer habe sich ohne Weiteres mit der Möglichkeit des vierten Kriegs* winters abgefunden,", war wüsten Irrthums. Nicht minder gefährlich der Wahn, „in absehbarer Zeit werde das Gewebe der gesammten Kriegswirthschaft unserer Feinde zerreißen. Von Unkenntniß zeugt die Berufung auf „jedes Blatt der englischen Geschichte": die gerade, von den Verhandlungen mit Washington, dann mitTalleyrand bis zu denen mit Botha, lehrt, daß Britanien niemals dumm genug war, einen starken Gegner durchaus „vernichten" zu wollen. Herr von Beth« mann war in Vernunftrecht, als er die Schädlichkeit der, trotz aller Aufbauschung, ertraglosen Luftangriffe unterstrich; sie und ."die noch effektsüchtig thörichtere Fernbeschießung von Paris haben, nach dem Zeugniß gewichtiger Briten und Fran* zosen, mit dem Schutt ehrwürdiger Kirchen, mit dem Blut von Frauen und Kindern das Sehnen nach Verständigung weggeschwemmt und den Lansdowne und Painleve die zu Friedensstiftung tauglichen Waffen entwunden. Unverzeih- lich aber ist, daß der Kanzler auch nur einen Tag lang das herrisch barsche Dreinreden politisch Unwissender duldete, die nach einem Krieg, von dem selbst Herr Helfferich, ihr neuster Sozius, in Moskau sagte, er werde nicht einen Stein des Staatsgebäudes auf dem anderen lassen, den Wagen des Heuchel» Konstitutionalismus im alten Trab weiter kutschiren, nur „die Zügel straffer" noch anziehen wollten.

Ihre blinde Verkennung aller Wirklichkeit wird erst Dem begreiflich, der weiß, aus welchen Fässern sie Wissenschaft

zapften. Ungemein tüchtigen Großindustriellen, die ihren
leeren Schulsack wie einen Ehrenschild tragen und im Be«
zirk der Politik wie wilde Rangen auf einer Maiwiese toben,
schlichen Monomane und emporgekommene Reporter nach:
und was aus solchen Spundlöchern rann, wurde von den
mit militärischer Arbeit Ueberlasteten als reiner Trank der
Labe geschlürft. Daher das fast kindische Irren im Urtheil
über Partei» und Pressewesen, gar über Bedürfniß und Mög«
lichkeit deutscher Zukunft. Daher, noch jetzt, das stete
Straucheln über Grundbegriffe, im Alltagsgebrauch glattge»
hobelte, der Politik. Militarismus, Internationale, Demo*
kratie, Sozialismus: diesen Generalen sinds böhmische Dör»
fer. Vor vielen Jahren erzählte mir der sozialdemokratische
Abgeordnete Bios, der jetzt dem württembergischen Frei»
Staat präsidirt, Marschall Moltke, den vor dem alten Reichs»
tag ein trunkener Arbeiter angerempelt hatte, habe zu ihm,
der dem Greis den vom Gaesarschädel gefallenen Helm auf*
hob, nach dem Dankwort gesagt: „Das war kein Organi»
sirterl" Die vier Worte des nur im Heim Redseligen offen»
harten tieferes Verständniß des Sozialismus und seiner Er*
zieherleistung als alles von dem Herrn Ludendorff Geschrie«
bene und Geredete. Der (als mildernden Umstand muß
mans erwähnen) ist als nur militärisch geschulter, im Ge*
neralstab überbürdeter Oberst ins Feld gezogen und, unter
dem Druck ungeheurer Hirnspannung, vier Jahre lang kaum
zu Athem gekommen. Doch er selbst müßte schaudern, wenn
er auf den Abstand seines Buches von irgendeiner Schrift
Moltkes, der frühsten noch, blickt. Er hat nie erkannt, daß
Deutschland, weils fast ein Drittel seines Volkes nur vom
Ertrag des von fremder Rohstofflieferung abhängigen Aus*
fuhrhandels ernähren kann, nichts von triumphalem, ihm die
Weltfeindschaft noch mehrenden Endsieg, Alles nur von Ver*
söhnung der Weltmächte zu hoffen hatte, die das Thor der
Rohstofflager und der Absatzmärkte öffnen und schließen
und deren geduldigem Wohlwollen1 der Aufschwung deut»
scher Wirthschaft zu danken war. Daß sich also kein gün*
stigerer Kriegsausgang erdenken ließ als einer, der dem Deut«
sehen Reich sein Hoheitgebiet, nach unbeträchtlicher Ab*
splitterung, wahrte und als Plus nur die allgemeine Erkenntniß

seiner Leistungfähigkeit zubrachte. (So habe ich schon 1914
an Ballins wirthlichem Tisch vor dem Ohr eines Deutschen
Botschafters das allein erstrebenswerthe Kriegsziel bezeich»
net.) Dieser Ausgang schien dem General Ludendorff viel
zu schmal. Dem Frieden, der immer, bis in den April 18,
zu haben war, hätte er, hätte der von des Technikers Leistung
in den Schimmerkranz des Volksheiligen gehobene Feld«
marschall niemals zugestimmt. Er hat das physische und
seelische Vermögen Deutschlands über», das der drei West»
mächte fatal unterschätzt; ist für das menschheitwidrige Wag»
niß fessellosen Tauchbootkrieges gegen Neutrale, für den
grausig grotesken Frieden von Brest»Litowsk (den er durch
telephonisch wüthendes Drängen erzwang), für die zuvor
nirgends erschaute Verwüstung Nordfrankreichs, die Miß*
achtung Amerikas, sogar für die zähe Selbstblendung vor
dem Augenschein zerschmetternder Tankwirkung verantwort»
lieh. Mit all seiner bewundernswerthen Technik und Bai»
lungskraft hat er nicht eine der gegen uns verbündeten Groß»
mächte besiegt; hat, um Rußlands Fall zu erwirken, ihm den
Bolschewismus eingeimpft: von seinem, des Monarchisten,
Militaristen, Ordnungwahrers, Kapitalschützers, Standpunkt
aus also das schlimmste, am Längsten nachwirkende Unheil
der ganzen Kriegszeit gestiftet. Für die nach seinem Willen
versenkten Schiffe, auf seinen Wink in Wüste gewandelten
Länder haftet das deutsche Volk; muß es, dem der Krieg sonst
um drei Kostenviertel billiger geworden wäre, Menschenalter
lang arbeiten. Und hätte, wie er zäh behauptet, wirklich
Bolschewikenwühlerei Heer und Heimath zermürbt, so wäre
auch dafür er, der die Einschleppung nach Rußland wollte,
verantwortlich. Daß Einer, der, nach solchem Erlebniß, die
völlige Vernichtung des Heeres nur dadurch meiden konnte,
daß er zehnmal zwischen zwei Sonnen Waffenstillstand, um
jeden Preis, erbat, sich in Rügerede undTriumphatorsgeberde
aufreckt, ist ohne Vorgang in aller Menschengeschichte.

Kriegsgefangene

„....., 28. 11. 19.

Sehr geehrter Herr Harden, ich wende mich an Sie im1
Namen vieler russischen Kriegsgefangenen (in Deutschland), die
die Russische Sektion der Kommunistischen Partei in Deutsch-
land bilden. Ich bitte Sie, meinen Brief in Ihrer .Zukunft' abzur

drucken. Sie werden die Bitte'wie die Provenienz des Briefe*
vielleicht seltsam finden? Nun, dann müssen eben die ,Seltsant-
keiten' erklärt werden. • ■ ,
. . .' Wir versuchen gerade in diesem Augenblick, die AufmerK-
samkeit der Oeffentlichkeit auf uns zu lenken, weil die Deutschen
endlich einmal am eigenen Leibe spüren, was die Zurückbe-
haltung von Kriegsgefangenen bedeutet.
Wir, von denen viele seit fünf Jahren gefangen, die wir fast
zwei Jahre nach Abschluß des Friedens mit Rußland in Ge-
fangenenlagern eingesperrt geblieben sind, wir verlangen jetzt,
auch gehört zu werden. Wir haben keine Gelegenheit, unsl
der deutschen Oeffentlichkeit bemerkbar zu (machen: denn unsere
kommunistische Presse fristet unter der demokratischen' Presse-
freiheit eines Noske ein unterirdisches Wiokeldasein. Aber jetzt,,
wo die Gemüther der Deutschen durch die selbe Ungerechtigkeit
erhitzt sind, der sie seit zwei Jahren schuldig sind, ohne sich
auch hur im Geringsten zu bedenken, jetzt schreien wir laut: Ihr
habt kein Recht, Euch zu empören! Ihr seid nicht um ein Haar
besser als die von Euch so heftig beschimpften Franzosen!
Vor mir liegt ein Blatt der Frankfurter Zeitung, worin der
Leitartikler pathetisch sagt: ;Von Neuem' und vor aller Welt
wird die Frage aufgeworfen, ob es mit den unverbrüchlichsten,
elementarsten Forderungen der civilisirten, der christlichen, der
bürgerlichen Gesellschaft vereinbar sei, daß Kriegsgefangene
mehr als ein Jahr nach Einstellung der Feindsäligkeiten noch in
Massen zurückgehalten werden.' Wir stellen uns diese Frage
schon seit einem Jahr; und waren damals schon ein Jahr,in Massen'
Zurückgehalten. Wir haben uns antworten müssen: Ja, Das
ist vereinbar mit den Forderungen der civilisirten, christlichen,
bürgerlichen Gesellschaft'. Noch mehr. Wir haben uns sagen
müssen: Bei uns in Rußland haben die unchristlichen, unciviln
sirten, unbürgerlichen Bolschewiki die deutschen Kriegsgefan-
genen sofort nach dem Sturz der civilisirten, christlichen, bür-
gerlichen Regirung befreit. Wir dagegen wurden hierbehalten,
weil wir arbeiten sollten, umsonst arbeiten sollten (wiederherzu-
stellen gab es in Deutschland bekanntlich nichts); und wir
wurden nach dem neunten November ,1918, wo von uns noch un-
gefähr eine Million Mann in Deutschland war, allen gegen-
revolutionären Lockungen und Drohungen überlassen. Erst
kamen die Entente-Kommissionen, die unseren Abtransport ver-
boten, weil sie erst ,für uns sorgen müßten'. Diese Vertreter
der Civilisation, des Christenthums und der bürgerlichen Ge-
sellschaft gaben jedem von uns eine Hose und einige Cakes und

wutheten uns dann zu, in die Weißen Garden Denikins oder Kolt-
•chaks einzutreten, damit wir zur größeren Ehre der Civilisatiore
und der bürgerlichen Gesellschaft totgeschossen werden könnten.
Einzelne von uns fielen auf diesen Schwindel herein. Viele von
uns thaten so, nur, um aus der Hölle herauszukommen, als die
uns die Gefangenschaft im civilisirten Deutschland erschien.
Sie desertirten in Massen; und wurden in Massen zusammenkar-
tätscht. Einige aber blieben hier; und deren Zahl beträgt Zwei-
hunderttausend! Als die Entente mit ihren Werbungen kein
rechtes Glück mehr bei uns fand, kamen die von der deutschere
Regirung geduldeten und unterstützten Agenten der russischen
Reaktion zu uns. Wir, die wir fast insgesammt die Schwäche
haben, die Sowjet-Regirung für unsere rechtmäßige Regirung
zu halten, die wir meist ganz instinktiv, aus dem Gefühl heraus
Bolschewiki sind, wir werden bespitzelt; für ,regsame' Agi-
tatoren giebt es Straflager, in denen die Behandlung mehr als ab-
scheulich ist. Wir können und werden bei Gelegenheit mit
Einzelheiten aufwarten. Heute aber verlangen wir, daß die
deutsche Oeffentlichkeit, will sie nicht heucheln, auch für unser
Los sich erwärmt, das viel schlimmer ist, als das unserer in
Frankreich gefangenen deutschen Kameraden sein kann. Wir
warten länger, wir haben ältere Ansprüche; wir haben Jahre lang
bei schwerster Arbeit gehungert; wir sind seit vielen Monaten
ohne jede Nachricht von unseren Verwandten; wir werden seit
Jahren mit Lügennachrichten über unsere Heimath bombardirtr
denen wir aber, trotzdem wir uncivilisirt sind, nicht so leicht
glauben wie die ,civilisirte bürgerliche Gesellschaft'. Wir ver-
langen heute unsere Heimsendung, verlangen sie sofort, und
werden Ihnen, Herr Harden, dankbar teein, wenn Sie auch für uns
eine Lanze brechen und unseren Nothschrei hörbar machen."
t Dem Grundgedanken dieses Briefes (dessen Aufgabeort
und Schreiber ich, um nicht dem Rächerarm den Weg zu
weisen, in der „freisten Republik der Welt" lieber noch
verschweige) muß jeder Ehrliche zustimmen. Daß die
•Russen, zwei Jahre nach dem Friedensschluß, noch hier,
noch eingesperrt und in Zwangsfron verpflichtet sind, ist*
einfach, eine Schande; von der keine flinke Ausrede die Regi»
rer erlöst. Die Heimsendung wäre, über Schaulen, Schweden
oder zu See, längst möglich gewesen, wenn man die Moskauer
öffentlich aufgefordert hätte, dazu mitzuwirken. Das ist
nicht geschehen (weil Parvus jeden Verkehr mit den Bolsche»
wiken verboten hat?); und das Bewußtsein dieser schimpf*

liehen Sünde lähmt die Zunge, die mit Stachel wort Frankreichs
verstümmelten Leib peitschenmöchte. Das hat die Gefangenen,
nach dem Wortlaut des Friedensvertrages, „after the Coming
into force of the present Treaty" (Artikel214) heimzusenden:
und noch ist der Vertrag nicht in Kraft gesetzt; hat, zweitens»
als Präsidialmacht des Pariser Kongresses, vom Besiegten
die Erfüllung übernommener Pflicht zu fordern: und die
Räumung des Baltikums ist verzaudert, für die in Scapa Flow
versenkten deutschen Kriegsschiffe nicht Ersatz geliefert
worden. Warum mußte das böse Abenteuer in Litauen» Lett>
und Esthland so langedauern? Amvierzehntenjuni beschloß
der Sozialdemokratische Parteitag in Weimar einstimmig:
„Die noch im Baltikum stehenden deutschen Truppen müssen
schleunigst zurückgezogen werden. Alle Kampfhandlungen sind
sofort einzustellen, da für die Zwecke baltischer Junker kein
Tropfen deutschen Blutes vergossen werden darf. Der Partei-
tag erwartet weiter, daß die Regirung alle zulässigen Mittel an-
wendet, um das Ueberlaufen deutscher Soldaten zur baltischen
Landeswehr zu verhindern, das seit Mitte Mai eingesetzt hat.
Offiziere, denen eine Begünstigung dieser Ueberläuferei nachge-
wiesen werden kann, sind sofort zu entlassen. Die deutschen
Soldaten sind ferner darüber aufzuklären, daß sie sich im Fall
des Üeberlaufens nicht nur des Schutzes der Deutschen Republik
begeben, sondern im Fall späterer Rückkehr auch der Gefahr
der Bestrafung wegen Üeberlaufens aussetzen. Die Soldaten
sind vor den Landversprechungen zu warnen, da das lettische
Volk nach dem Krieg eine Ansiedlungpolitik nicht dulden wird,
die in irgendeiner Form eine Wiederaufrichtung der Vormacht-
stellung der Junker im Baltikum ermöglichen würde."
Der Beschluß war von den Abgeordneten Hermann Müller
(der jetzt Minister des Auswärtigen ist) und Davidsohn emp»
fohlen worden. Warum'vergingen Monate, bis die Regirung,
auch dann saumsälig, ihm zu gehorchen begann? Haben Pri*
vatunternehmer an der Werbung, Waffnung, Nährung der
Truppen verdient? Die Goltzischen sind schließlich nicht
durch berliner Winke, sondern durch die Schlauheit der Bol<
schewiki verscheucht worden (denen zuletzt, neben anderen
guten Sachen, noch ein prächtiger Panzerzug mit Tausenden
deutscher Söldner zugefahren wurde). Wirthschaft, Horatio
Müller? Von demWillkürwechsel zwischen demüthiger Bitte
und „geharnischtem Protest" ist nichts zu hoffen; Alles von

schleuniger Erfüllung besiegelter Pflicht. Will das deutsche
Volk nach der Niederlage noch Thaten vom Schlag der bei
Scapa Flow geschehenen, dann muß es dafür zahlen (nicht
mit Schwimmdocks, Baggern und anderem unentbehrlichen
Geräth, mit dessen Wegnahme nur gedroht, das von keinem
Verständigen ernsthaft begehrt wird); wills von den alten
Chören die alten Lieder hören, alltäglichem Aufruf zu Rache»
krieg lauschen, dann darf es nicht erwarten, daß der Sieger
um eines Buchstabens Spanne von seinem Vertragsrecht weiche.
Wer dessen Bedingen genügt, für den Aufbau Frankreichs
einen durch Größe und Weisheit überzeugenden Plan und
die zu Ausführung nöthigen freien Arbeiter bietet, die Russen,
endlich, heimschickt oder wenigstens jedem Zwang entkettet:
Der nur thut alles zu rascher Befreiung gefangener Deutschen
Mögliche. Und nur er kann mit reinem Gewissen den Wi»
derstrebenden schmählichen Unrechtes zeihen.
Noch ein in Kriegsgefangenschaft, im Gefilde der Angst*
Vorstellung von Bürgerkrieg, durch groben Mißbrauch der
Dienstgewalt Geschädigter erbittet das Wort:
„Durch Umsturz der Regirung war ich gezwungen, nach
vierjähriger Dienstzeit in meinen Civilberuf zurückzutreten. Da
ich in meinem Beruf als Koch keine Stellung fand, trat ich bei
der Volksmarinedivision in Berlin in Dienst. Am achtundzwan-
zigsten November trat ich meinen Dienst im Mafstall an. Hier
wurde ich als Wachführer dem Wach- und Patrouillendienst zu-
getheilt und versah mit meinen Leuten den Dienst so, wie es
einem Ordnung liebenden und rechtschaffenen Soldaten zu-
kommt. In den Dezemberkämpfen wurde ich von den Regirung-
truppen verhaftet, aber durch Flucht konnte ich mich retten zu
meinen Kameraden in das Schloß ;und den Marstall. Am iachrund-
zwanzigsten Dezember wurde ich der Reichsbankwache zugetheilt
und versah hier meinen Dienst bis zum siebenten März 1919 zur
vollsten Zufriedenheit des Reichsbankdirektoriums. Während in
den berliner Straßen die Kämpfe tobten; versah ich mit hundert-
zwanzig Kameraden den Dienst auf der Reichsbank. Unsere
Parole war: ‚Kein Schuß; nur das Vermögen des Volkes be-
schützen, das unserer Bewachung anvertraut ist.' Niemand von
unseren Leuten betheiligte sich an den Kämpfen. Da aber die
Marine zum größten Theil in den Straßen Berlins mitkämpfte,
wurden wir am siebenten März von der Brigade Reinhard ent-
waffnet. Das Reichsbankdirektorium ließ durch Direktor Garten-
;

Schläger dafür danken, daß wir uns so musterhaft bis zu unserer
Ablösung gehalten hätten. Jeder erhielt einen Schein, daß wir
laut Kommandenturbefehl aufgelöst seien und uns freier Abzug
gewährt sei. Die Kommandantur bestellte uns zum elften März
nach der Französischen Straße 32, wo wir unsere Restlöhnung
abholen sollten. Der elfte März kam. Totenstille herrschte in der
Straße. Vor der Thür des Hauses sitzt ein Civilist. Auf meine
Frage, ob schon Jemand da sei, erwidert er: Ja, der Zahlmeister
ist eben gekommen; sechs Mann sind oben, geht hinten durch,
Ihr werdet zuerst abgefertigt.' Ahnunglos gehe ich mit meinem
Freunde Willy Schulz nach dem hinteren Theil des Gebäudes
und mache die Thür auf. ,Hände hoch!' wird uns in die
Ohren geschrien und gleichzeitig sind mindestens zehn Re-
volverläufe auf uns gerichtet. Ich hebe natürlich die Hände nicht
hoch und lache darüber, da ich es für einen Scherz halte. ,Hund
Du, elender, Hände hoch!' werde ich noch einmal angerufen,
worauf ich antworte: ,Ihr seid wohl verdreht?' Ehe ich weiter
sprechen konnte, wurde ich am Kragen gepackt, Kolbenstöße
saßen in meinem Rücken, und ehe ich zu mir kam, stand ich einem
einarmigen Civilisten gegenüber, der mich militärisch anhauchte,
meine Brieftasche (Inhalt 350 Mark nebst Lebensmittelkarten),,
meine silberne Uhr nebst goldener Kette (Werth 580 Mark) zu
sich nahm. Später erkannte ich in ihm den Marloh, der Herr Ober-
lieutenant angeredet wurde. Immer mehr |yon meinen Kameraden
füllten den engen Raum, in dem wir wie Heringe zusammenge-
preßt standen. ,Kein Laut! Wenn Einer die Schnauze aufmacht,
lasse ich sofort einen Streifen Maschinengewehr in Euch feuern!':
so schrie der Einarmige. Nach zweistündigem Warten mußten
wir an dem Marloh vorbeidefiliren. Auf jeden zehnten Mann
mußte einer rechts hinaus; für die anderen hieß es: ,Geradeaus;
zeigen Sie Ihre Uhr oder zeigen Sie Ihre Finger!' Endlich kam
ich an die Reihe, zeigte Marloh meine Ausweise, die ich krampf-
haft in den Händen hielt, und stellte die Frage an ihn, wie er
dazu komme, mich und meine Kameraden festzuhalten und zu
mißhandeln. Insbesondere bat ich ihn, mir meine Brieftasche
nebst Uhr herauszugeben, worauf er mir entgegnete: ,Rechts
raus! Wir sprechen uns nachher, blauer Hund!' Ahnunglog
betrat ich das Nebenzimmer. ,Hut ab! Hier ist eine heilige
Sache!' So rief mir einer der Henkersknechte entgegen. Name,
Stand, Wohnort, Geburtstag, Waffen gehabt; Unterschrift. Nach-
dem ich unterschrieben, wollte ich den Feldwebel Etwas fragen,
worauf mich Dieser anbrüllte:, An die Wand kommste! Kehr das
Gesicht der Wand zu!' Da ich vor Uebermacht stand, mußte

ich gehorchen, um mein Leben zu sichern. So waren wir achtzig Mann in diesem Raum. Endlich nahten Schritte, Stimmen wurden laut: ‚Maschinengewehre an die Fenster! Wenn Einer einen Laut von sich giebt, wird er erschossen!' Wir wurden dann nach dem Hof geführt, ohne zu ahnen, was mit uns geschehen solle. Die ersten Dreißig waren gerade nach der befohlenen Ecke geschritten, als es aus allen Ecken Kugeln auf die Unglücklichen regnete. Die meisten warfen sich auf den Erdboden und baten um ihr Leben, die anderen versuchten, zu flüchten; aber vergebens: schwerverwundet brachen sie zusammen. Nun sollten wir Letzten dran glauben. Die Zähne aufeinanderbeißend, trat ich den kurzen Weg mit vier Mann an, um den Todesstoß zu empfangen. Plötzlich stürmt ein mir bekannter Hauptmann in den Hof; ich rufe ihn an: ‚Herr Hauptmann Gentner, retten Sie uns!' Es entsteht ein Gespräch, das von Marloh überschrien wird: ‚Hier bin ich ausführendes Organ, hier bestimme ich, Dreißig habe ich erschießen lassen, bei Denen habe ich goldene Uhren und Ringe gefunden, die jedenfalls von Plünderungen herstammen. Eigentlich müßten Alle erschossen werden, diese Lumpen, Hallunken, Verbrecher! Bedaure, in Ausführung des Befehls gestört worden zu sein. Werde die Anderen der Staats»- <
anwaltschaft übergeben.' Darauf verschwand er. Wie Hyänen stürzten sich die Henkersknechte des Marloh auf die schwerverwundeten Kameraden und gaben jedem noch einen oder mehrere Schüsse. Ich wurde dann nach Moabit und von Moabit nach Tegel gebracht. Während meiner Verhaftung in der Französischen Straße wurde mir meine Wohnung von Regirungtruppen nach Waffen durchsucht und natürlich vollständig ausgeplündert. Mir wurde ein Schade von 4500 Mark bereitet. Außerdem geschädigt von Marlohlum 930 Mark. Wie ich Ihnen den Bericht heute geschrieben habe, so habe ich schon zwanzig geschrieben, ohne daß sich ein Mensch von der Regirung um meine schwere Nothlage kümmert. In der Hoffnung, von Ihnen einen Hoffnungtropfen zu bekommen, zeichnet hochachtungvoll Hermann Roeder, Berlin, Elisabethstraße 41."

Schon vor acht Tagen habe ich die Ueberzeugung aus» gesprochen, daß alle Opfer des ruchlosenMachtmißbrauches» Ueberlebende und Hinterbliebene, Entschädigung von nach« weisbarem Verlust zu fordern haben. Das Bürgerliche Ge» setzbuch und das Tumultgesetz weisen den Weg in dieses Recht; und Anwälte werden der Menschenpflicht gewiß nicht fehlen. Noch tiefer, als hier schon geschah, in die

Hintergründe des Prozesses Marlon hineinzuleuchten, würde
ich erst genöthigt, wenn irgendein Schuldiger, Offizier oder
Beamter, der Sühngewalt zu entschlüpfen vermöchte.
Parvus mbH
»Ministerium für Wissenschaft, 29.ten November 1919.
Kunst und Volksbildung.
Sehr geehrter Herr Harden! Es ist nicht meine Absicht,
mich auf eine Polemik darüber einzulassen, ob ich ein anständiger
Mensch bin oder nicht. Deshalb darf ich einen großen Theil der
mehr oder minder dunklen Andeutungen, die Sie in den letzten
Nummern der ,Zukunft' über mich gemacht haben, mit Still-
schweigen übergehen. Nur in einem Punkt muß ich reden.
Nicht in meinem Interesse, sondern im Interesse der Männer, die
während der Kriegsjahre sich um die ,Glocke' geschaart und die
in dieser Zeitschrift gemeinsam mit mir dafür gekämpft haben,
die deutsche Arbeiterschaft zum deutschen Staatsgedanken zu
erziehen. Diesen Männern bin ich es schuldig, mit jeder nur
möglichen Entschiedenheit zum Ausdruck zu bringen, daß
zwischen der Politik der ,Glocke' und den mir in ihren Einzel-
heiten gänzlich unbekannten Geschäften der Herren Parvus und
Sklarz niemals auch nur die leiseste Beziehung bestanden hat.
Herr Sklarz hat sich für die Haltung der ,Glocke' überhaupt nie
interessirt; und auch Herr Dr. Helphand hat mir in der Führung
der Zeitschrift stets freie Hand gelassen, wenn es auch an ge-
legentlichen Meinungverschiedenheiten nicht gefehlt hat. Im
Uebrigen ist Herr Dr. Helphand, der, nebenbei bemerkt, einer
meiner ältesten Freunde ist, oft viele Monate lang, ja, bis zur
Dauer eines Jahres, von Berlin fern gewesen und hat sich
während dieser Zeit um die ,Glocke' überhaupt nicht gekümmert.
Unwahr ist auch die Ihnen zugetragene Nachricht, von
dem ,hohen Jahresgehalt', mit dem mich Parvus-Helphand ge-
lockt habe. Dieses hohe Jahresgehalt betrug zunächst ganze
3600 Mark, wurde nach Jahr und Tag auf 7200 und erst zuletzt
(Oktober 1918) auf 12 000 Mark erhöht. Angesichts der im
Krieg entstandenen Geldentwerthung ist Das ganz gewiß kein
.hohes Jahresgehalt' für den einzigen Redakteur einer größeren
Wochenschrift zu nennen. Die Seitenhonorare für Mitarbeiter
schwankten zwischen sieben und zehn Mark.
Mit dem sogenannten Russischen Kalender habe ich nichts
Anderes zu thun, als daß ich auf die Bitte des Redakteurs dieses
Kalenders einen größeren Aufsatz über ,Geschichte und Wesen

der deutschen Arbeiterpresse' für ihn schrieb. Dieser Aufsatz ist
mir mit vierzig oder fünfzig Mark honorirt worden.
Ihre Frage, ob ,regirende Sozialdemokraten ihre Amtsmacht
zu Begünstigung von Geschäftsleuten benutzt haben, von denen
sie sich Vortheil gewähren ließen', kann ich, was meine Per-
son angeht, mit einem runden und glatten ,Nein' beantworten.
Die einzige nach dieser Richtung hin einmal an mich gelangte
Anregung, einem (übrigens sehr tüchtigen) Maler den Professor-
titel zu verleihen,, habe ich, gerade mit Rücksicht auf die (wenn
auch noch so entfernte) Möglichkeit von Mißdeutungen, ab-
gelehnt.
Ich darf von Ihrer journalistischen und politischen Loyalität
gewiß erwarten, daß Sie diesen Zeilen in Ihrer Zeitschrift Raum
geben. Ich halte es für ausgeschlossen, daß die Polemik, die ich
vor zehn Jahren einmal gegen Sie geführt habe, Sie dazu be-
stimmen könnte, die Pflicht dieser Loyalität außer Acht zu lassen.
. Die Stenogramme meiner in der Landesversammlung zum
,Fall Friedmann' gehaltenen Reden lasse ich Ihnen, um auch
nach der Richtung hin jedes Mißverständniß auszuräumen, näch-
ster , Tage zugehen. Ihr ergebener
Haenisch',
Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung."
Herr Minister,
in Ihrem Brief steht, an zwei Stellen das Wort „Polemik".
Als Sie noch Redakteur in Dortmund waren, haben Sie, nicht
vor zehn, sondern vor fünf Jahren, gegen mich, der dort auf
dringendes Bitten eines Vereines, also, natürlich, ohne irgend»
welchen Entgelt, gesprochen hatte, drei Artikel veröffentlicht,
von denen ich nichts wußte, bis Sie, im Anfang dieses Jahres,
„aus Gründen der Loyalität" (scheint Ihr Lieblingwort; und
die Zofe des Fräuleins von Barnhelm braucht nicht immer
im Recht zu sein), mich baten, sie zu lesen. Der erste Absatz
enthielt einen so hohen Haufen alberner Lügen (über meine
Rieseneinnahmen, mein Auto, meinen Diener und Aehn»
liches, was zu besitzen ich, der sich nur auf Schusters Rappen
oder auf der Straßenbahn vorwärts bewegt, nie auch nur ge»
wünscht habe),daß ich nicht weiterlas und Ihnen die Blätter,
mit darauf ziemender Begründung, zurücksandte. Das be*
dauerte der Brief, den Sie mir dann schrieben; bedauerte auch
die Heftigkeit des Angriffes', deren Sie nicht mehr bewußt ge»
wesen seien,und sagte, wenn ich weiter gelesen hätte, wäre mir

erkennbar geworden, daß es „eigentlich eine versteckte Liebes» erklärung" war. Um Sie zu lehren, daß nicht Jeder um jedeti Preis mit einem preußischen Staatsminister zu verkehren strebt, habe ich diesen sehr artigen Brief nicht beantwortet. Jetzt er« wähnen Sie nur Ihre „Polemik": um, scheint mir, harmlose Leser in den Glauben zu drängeln, ich grolle Ihnen, weil Ihre Streiche mich einst schwer verwundet haben. Daß Sie zu so kniffeligen Späßchen noch die Laune aufbringen, beweist, wie wunder» lieh Sie Ihre Lage und die Ihrer nächsten Genossen verkennen. Mich hat nicht, wie Sie, Preßgunst verhätschelt; über mein Mühen fanden Sie kaum irgendwo je ein auch nur glimpf« lieh abwägendes Wort; aus jedem Preßbordellchen werde ich, seit Jahrzehnten nun, angekotzt, bins gewöhnt und grolle drum nicht einmal den Armsäligen, die in Ihrem von einem wiener Dutzendschreiber zum Lupanar entwürdigten Centraiorgan Ihre Arbeit von anno 14 fortsetzen (wie Männer Ihrer Fraktion mir erzählen: denn von diesem Zeug habe ich nicht mal des ersten Absatzes erste Zeile gelesen). Abgemacht. Sie wollen auch keine Polemik „darüber, ob Sie ein anständiger Mensch sind". Das begreife ich; billige es durchaus. Hätte an Ihrer Stelle gar nicht geschrieben. Wer Angreifer nicht durch die Gewalt seiner Lebensleistung und Persönlichkeit entwaffnet, wird durch Scharmützel zu Selbstvertheidigung nicht ge« schirmt. Ich sah nun schon drei Briefe, die Sie in dieser Sache schrieben. Armer Kuonrat! Jede Epistel machts schlimmer. Und vergessen Sie, Minister für Wissenschaft, nicht, daß zu Polemos Zwei gehören und nicht Jeder genöthigt, nicht Je* der lüstern ist, gegen Jeden zu fechten.

„Konrad Haenisch ist ein guter Kerl." Das weiß die Welt; und Solls weiter glauben. Hier stand nie „dunkle An* deutung"; mir wurde nicht Falsches „zugetragen". Der Ge* Schäftsführer, auf dessen Zeugniß Ihr Klagebrief an die „Frei» heit" sich beruft, hat ausgesagt: „Haenisch erhielt das für unsere damaligen Parteiverhältnisse unerhörte Gehalt von tausend Mark für den Monat und besondere Entschädigung für die schriftliche Hilfarbeit seiner Frau; die anderen Mit» arbeiter erhielten monatlich hundert Mark nur dafür, daß ihre Namen auf den Ankündigungen erscheinen durften, und für Beiträge Honorare, die ums Zwei» bis Dreifache höher waren

als die in anderen Zeitschriften der Partei gezahlten." Der tüchtige Maler, den Ihr Gewissen nicht betiteln wollte, war wohl der selbe, für den Herr Sklarz schon der Reichsstelle für Oele und Fette ein Beneficium abgekitzelt hatte. Neben* sachen. Von den Geschäften der Herren Helphand und Sklarz, denen Sie doch die Gunst der Parteihäupter zurückzugewin» nen suchten, „wissen Sie nichts"; zweifeln aber „auch heute nicht an der persönlichen und politischen Ehrenhaftigkeit Ihres alten Freundes Parvus". Ist Ihnen gar nicht aufge» fallen, daß dieser alte Freund, der, als russischer Revolutio» när.mehrmals aus Deutschland fortgewiesen worden war und der in Dachkammern von Verlegervorschüssen gelebt hatte, seit dem Ausbruch desKriegesMillionenscheffelte.das deutsche Bürgerrecht erwerben konnte, am Goldenen Horn eine Villa, eine zweite im kopenhagener Seenviertel, eine dritte in der Schweiz hatte, in Berlin eine Etage oder im Kaiserhof Prunk» räume bewohnte, überall mit Excellenzen verkehrte, für die Ferienreise schlecht genährter Kinder achtzigtausend Mark, ihm Pappenstiel, hinwarf, an die von Ihnen geläutete „Glocke" vierzehnhunderttausend Mark hing? Sie wußten, daß er wie «in verschwenderischer Nabob, ein Krösus und Marcus Crassus hause; waren aber innig überzeugt, daß persönliche Ehrenhaftigkeit und politischer Idealismus einem revolutio» nären Schriftsteller die zu solchem Aufwand nöthigen Sum« men hienieden im Handumdrehen einbringe. Ihnen fiel auch nicht auf, daß Ihr anderer Brotgeber, der aus Galizien ein» gewanderte Herr Sklarz, sich in den selben Stil eingerichtet hatte, über ungeheure Nährmittelmengen verfügte, mit einem Diplomatenpaß alle neutralen Länder, immer wieder, durch» birschte, mitnehmen, mitbringen durfte, was ihm beliebte, in Zürich mit den Bolschewiken verhandelte, in währen» dem Krieg, wie nach ihm Ihr Parvus, in Petrograd war? Zwischen Küngsors Mädchenblumen denkt Parsifal nur an Mutta (wie Ihr Excellenzgenosse Hülsen sagt) und an des Am« fortas Wunde. Sie „kämpften dafür, die deutsche Arbeiter» schaft zum deutschen Staatsgedanken zu erziehen". Schön; doppelt von Einem, der die wildesten Reden, sogar für Karl Liebknecht, geschwungen und hundertmal mitgeschrien hatte: „Hoch die internationale, Völker befreiende, revolutionäre Sozialdemokratie!" War Ihrem Pommerherzen, Ihrem von
■ i.

der Mutterseite her gräflichen Blut aber ganz gleichgiltig,
».schnuppe", „Wurscht", wer diese Erzieherarbeit bezahle
und Sie, den Erzieher zum Staatsgedanken, löhne? Weil Sie
der Lüge glaubten, ich halte, nach einem Vierteljahrhun»
dert pausenloser Arbeit, ein Auto und einen Diener, schalten
Sie mich öffentlich einen Wicht; Helphand und Sklarz (der
auch in Kopenhagen ein Palais besitzt), im Jahr 1914 arme
Schlucker, wurden Ihrem Kindsgemüth niemals verdächtig.
Was ich, von den Personen weitab, wußte, konnten auch
.Sie wissen, mußten Sie früh ahnen: daß Herr Georg Sklarz
dem Großen Generalstab des Feldheeres (N. O.'Mitte) als
„Vertrauensmann"diente. Weil seineDienste ungemein hoch
geschätzt wurden, erlaubte man ihm Aus», Ein* und Durch»
f uhrgeschäfte, sogar Handel mit feindlichen Ausländern, die
mit seinem Kapital arbeiteten, erlaubte ihm jede Schiebung;
der daraus fließende Ertrag wurde, wie es in einem Amts»
bescheid hieß, „als Entgelt für die Bemühungen des Agenten
angesehen". Wenn mein Gedächtniß nicht irrt, nennt Ihre
Partei solche Gentlemen Spitzel, auch wohl Lockspitzel; und
würde keinem halbwegs honorigen Mörder Gemeinschaft mit
ihnen zumuthen. Dieser Mann hat Ihr Erzieherwerk bezahlt.
An seinem Tisch haben Sie mit dem ersten Präsidenten, Mi»
nisterpräsidenten.ReichswehrministerderDeutschenRepublik
und anderen Würdenträgern oft geschwelgt. Aus seiner
Kasse beziehen Sie, Minister für Wissenschaft, Kunst und
Volksbildung, noch heute den Sold von tausend Mark für den
Monat. Und als die okkulte Genossenschaft Helphand &
Sklarz mit Hunderttausenden das Mitrecht zu Verwerthung
eines (noch von allen Zinnen der Wissenschaft und der
Praxis höchst mißtrauisch betrachteten) Heilmittels gegen
Tuberkulose erkauft hatte, da haben Sie, zuvor der rauhste
Befehder aller Einspritzsera, im Zweibund mit dem Polizei«
arzt Dr.TJreuw gestern noch in grausam hitzigstem Kampf
gegen Ehrlichs Salvarsan, den Erfinder des von Ihren Löhnern
erworbenen Mittels, Herrn Dr. Friedmann, wider den derb
ausgedrückten Willen der Fakultät, mit einem Lehrauftrag
der berliner Universität aufgenöthigt; und Ihr (diesmal dem
Zweibund mit Sklarzens Intimus, Helphands Stipendiaten
Scheidemann entkeimten) Wunsch, den Palast des Kaiser»
Wilhelm »Institutes in der Invalidenstraße als Institut für

friedmännische TuberkuIose*Forschung und «Therapie ein«
zurichten, ist erst an dem harten Widerstande des Reichs»
arbeitministers zerschellt, der das Prunkhaus der „Kriegs«
beschädigten»Fürsorge" bestimmt hat. Die Stenogramme, die
Sie mir schicken wollen, werde ich lesen. Mein Urtheil wer«
den Sie nicht wandeln; auch mir (Sie verstehen) wohl kaum
Neues über das Milieu sagen, wo, ziemlich fern von der Re*
gentenstraße, Ihr gutes Herz just für dieses eine Spritzmittel
noch mit besonders zärtlichem Eifer angewärmt worden ist.
Laut aber wiederhole ich die vor acht Tagen gestellte Frage:
„Haben regirende Sozialdemokraten ihre Amtsmacht zu Be«
günstigung von Geschäftsleuten genützt, denen sie befreun*
det sind und von denen sie sich Vortheil, klein oder groß,
gewähren ließen?" Sie haben die Frage in Ihrem Brief un«
genau wiedergegeben und stolz dann behauptet: „Was meine
Person angeht, kann ich mit einem runden, glatten .Nein' ant*
worten." Noch runder, noch glatter klangs aus dem Munde
der Herren Noske und Scheidemann.
„Staatssekretär Scheidemann. Berlin, 19. 11. 18.
Dem Verlag für soziale Wissenschaft, GmbH, sind auf
Veranlassung der Reichsbehörden vor mehreren Monaten Ein-»
fuhrbewilligungen für Papier gegeben worden. Die triftigen
Gründe, deren wegen diese Erlaubniß ertheilt worden ist, be-
stehen unverändert weiter. Ich bitte deshalb, die dem ge-
nannten Verlag bisher gewährte Hilfe in der selben Form w eiter
zu gewähren, insbesondere also eine Beschlagnahme des Papiers
oder Zurückziehung der Einfuhrerlaubniß zu unterlassen.
Scheidemann."
„Inhaber Dieses, Jean Sklarz, ist berechtigt, Lebensmittel
für die Truppen der Regirung in jeder beliebigen Menge aufzu-
kaufen. Ej wird gebeten, ihn in allen Straßen und Plätzen pas-
siren zu lassen und ihm nötigenfalls Rath und Schutz zu ge-
währen. Keine Behörde oder Privatperson hat das Recht, über
die Lebensmittel zu verfügen, die sich in den Händen des Be-
sitzers dieses Ausweises befinden. Berlin, den 9. 1. 1919.
Die Reichsregirung: Ebert, Scheidemann."
„Der Reichswehrminister. Berlin, 10. 4. 19.
Inhaber dieses Ausweises, Herr Georg Sklarz, ist beauf-
tragt, für die Regirungtruppen Nahrung- und Genußmittel aus dem
Ausland zu beschaffen, da eine bessere Verpflegung-der Regirung-
truppen unbedingt nothwendig ist. Der Reichswehrminister be-
ehrt sich daher, alle in Betracht kommenden Behörden zu bitten.

bei den'mit Herrn Sklarz zu führenden Verhandlungen ihn in
jeder Weise zu unterstützen, insbesondere die nöthige Einfuhr-
erlaubniß zu ertheilen und für den Bedarf der Truppen Be-
freiung vom Zoll nach Möglichkeit zu gewähren. Die für die
Truppen bestimmten Waaren sind möglichst als Militärgut zu
befördern. Für schnelle Erledigung wäre ich dankbar. Noske."
„Herr Georg Sklarz ist beauftragt, für die Abtheilung Lüttwitz
und Grenzschutztruppen eine Marketenderei einzurichten und
die dazu erforderlichen Waaren einzukaufen. Untervollmachten
für den Einkauf dürfen ertheilt werden. Charlottenburg, eleu
15. 4. 1919. Intendantur Abtheilung Lüttwitz."
„Berlin, 15. 4. 19.
Dem Wunsche des Herrn.Reichswehrministers Noske ent-
sprechend, ertheilen wir Ihnen hiermit die Genehmigung, für
die Regirungtruppen Nahrung- und Genußmittel aus dem Aus-
land bis zu einem Höchstbetrag von 20 Millionen Mark zu be-
ziehen. Wir machen aber darauf aufmerksam, daß für die Er-
theilung der erforderlichen Einfuhrbewilligung der Herr Reichs-
kommissar für Aus- und Einfuhrbewilligung, Berlin, Lützow-
ufer 6—8, zuständig ist, an den Sie sich seiner Zeit dieserhalb
zu wenden haben.
Herrn Georg Sklarz, Reichsbank-Direktorium,
Berlin, Regentenstr. 24. Auslandstelle."
Kennen Sie, Minister für Kunst, Augiers scharfe Ko«-
moedie „Les effrontes?" Im Ring dieser Unverschämten^
deren Unverschämtester ein Bischen schnell sich zum saube*
ren Politiker und sorglichen Pelikan«Vater läutert, sind Kerle
von Leistungund Kaliber. Doch Keiner dürfte sich neben Ihren
FreundParvuswagen.Neben ihmverzwergenauch dieStrauß,
Goldberg,Winz. Der stärkste Kopf der Zweiten Internationale
schreit nach einem Balzac; wäre Dostojewskijs nicht unwürdig.
Von ihm und Allem, was drum und dran hängt, zu reden^
würde heute zu lang. Wir sind erst im Vorhof. Seit Mo»
naten sage ich Drängern, ihre (und Ihre) Fraktion müsse
das Geschwür, damit es der Republik und dem Sozialismus
nicht schädlich werde, selbst enteitern. Als aber ein Theil»
chen des Desinfizirstoffes in das Hitzigstraßenhaus, einstAri»
berts, jetzt Helfferichs, verschleppt war, mußte ich leidiger
Pflicht gehorchen. Nothwendigkeit befiehlt. Der Versuch,
bis in den Hochsommer dieses Politicum in die Registratur
eines Landgerichtes zu lagern, darf nicht gelingen.
Herausgeber unt' verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag det
Zukunft in Berlin. — Druck von Paß £ Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Nr. 10
C. Dezember 1919
Diu Zukunft
üfah npa sta
Hekodont
sorgt für blendend weisse gesunde Zähne.
Alleiniger Hersteller:
C.W. Henqstmann Ghem.Fabrik Charlotten bürg II
f Brillanten
■ CA
Juwelen, Perlen, Smaragde
und Perlenschnüre
kauft zu hohen Preisen
M(£>%■• V BERLIN, Friedrichstrasse 91/92
■ «IpJllaaf zwischen Mittel- und Dorothenatrasse OB)

Keine j^oaUwritu, sjjiüou nur künst-
lerische Abtpho'ographie. Man
verlange Probesendung. Postfach 2,
Hamburg 31.
filmt ruiniert
die Heroen!
©hropax-Geränseh-
schtltzer, weiche
Kllgetchen für die Obren
cahutzen Gesunde und Kruke gegen
Geräusche n. Qrossstadtlann,
wahrend des Schlafes, bei der Arbeit, auf
Reisen, auf dem Krankenlager. Scbacbtel
mit 6 Paar Kugelchen M 2.0U — Zn haben
in Apotheken, Drogerien, Bandagen- nnd
tiammigeschäften oder vom Fabrikanten
'Hax Negwer,
rlii) 15U Bulowstr. 61b

Bert in W?J
Polsdamerstrt
Entbindungsheim.
Diskrete Untersuchung — Privataufnahme.
Hebamme Hartwig
Berlin N, Invalidenstr. 148". Norden 6921.
gegen nervöse Schlaflosigkeit
nur
i *^^n^lOV3l au§ pf|anz|ichen Bestandteilen:
i Gen.-Depot: HolienzolUrn-Apotbeke, Berlin W10,Königin-Augustastr.SO \

b;ctet der Anzeigenteil der Zukunft Gelegenheit
zu wirksamer Propaganda. ==

Das neue Europa. Internationale Monatschrift. Verlag „Das neue Europa", Zürich. Jahresabonnement Fr. 10,—.

Das vorliegende Oktober-November-Heft der internationalen Monatschrift »Das neue Europa« steht im Zeichen der wirtschaftlichen Neuorientierung. Eine soziale Betrachtung über „Geld und Lohn" kommt zu dem Ergebnis, daß eine von Zeit zu Zeit erfolgende Festsetzung von Mindestlöhnen, durch die jedem ein menschenwürdiges Auskommen gesichert wäre; unentbehrlich ist, wenn Ruhe und Arbeitsfreudigkeit wieder einkehren sollen. Die jetzt überall im Vordergrunde der Diskussion stehende Frage der Gewinnbeteiligung der Arbeiter am Unternehmen wird in einem anderen Aufsatz angeschnitten und sachgemäß behandelt. Der Verfasser tritt wärmstens für die allgemeine Durchführung dieser Maßnahme ein, da sie-sich bereits bei zahlreichen Unternehmungen bestens bewährt hat. Ein Artikel von Rudolf Schick („Lenin, der Utopist") beschäftigt sich mit sozialen Utopien, insbesondere mit berühmten englischen Vorläufern des heutigen Leninschen Kommunismus. — Im Unterschiede von diesen Arbeiten liegt der Beitrag des ehemaligen österreichisch-ungarischen Kriegsministers Auffenberg-Komarew auf politischem Gebiete. Er hat die jetzt vielleicht mehr denn je aktuelle Frage „Ist die Dämmerung des Militarismus nunmehr gekommen?" zum Thema gewählt und beantwortet sie negativ. Ein ebenfalls hochaktuelles politisches Thema, nämlich die ungelöst gebliebene »deutsch-böhmische Frage", greift Dr. Gustav Peters auf und weist sich als ein besonders gewiegter Kenner der einschlägigen Verhältnisse aus. Erwähnt seien schließlich aus dem ebenso interessanten als lehrreichen Inhalt dieses Doppelheftes noch zwei von philosophischen Ideen befruchtete Aufsätze: „Weltschuld und Welterneuerung" von Dr. Fr. Hülsse und „Dichter als Pazifisten" von Dr. Otto Koester.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt über den soeben im Verlage Paul Cassirer, Berlin, erschienenen neuen Roman von Kasimir Edschmid »Die achatnen Kugeln« bei, dessen Lektüre den Lesern der »Zukunft" empfohlen wird.

Berlin, den 13. Dezember 1919
Die grauen Weiber
Mangel
T^\er Untersuchung»Ausschuß der „Verfassunggebenden
Nationalversammlung", die, seit sie der Deutschen Repu«
blik eine Verfassung gegeben hat, wider das Recht, nur nach
dem Wunsch der machtgierigen, um ihre Mandate bangen
Zufallsmehrheit, weitertagt, soll dieser würdigen Versamm»
lung die Herrschaft längern. Was über „höhere Zwecke" ge«
redet wird, ist Brimborium. Damit die Rechtsbeugung, die
den hoch rentirenden Beschluß erwirkt hat, eine in Nebel ge-
wählte Constituante als Reichstag walten zu lassen, nicht hül»
lenlos sichtbar werde, wird mit der „höchst wichtigen Auf»
gäbe des Ausschusses" gekohlt, dessen „bedeutsame Arbeit1'
man nicht unterbrechen, nicht durch Neuwahl, also Entwerth»
ung ihrer Ergebnisse, beenden dürfe. Wohlausgesonnen,
Matthias Lamörmain; wär' der Gedanke nicht so verwünscht
gescheit, man wäre versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.
Ein Unterausschuß, der einzige, der bisher die Arbeit be*
gann, hat an die Erörterung der unbeträchtlichsten, simpelsten
Frage (der Möglichkeit, durch Amerikas Vermittelung Frie*
den zu erlangen) sieben Wochen verzettelt und wird kaum
vor der Weihnacht damit fertig sein. Ergebniß, nebenbei:
nichts dem Kenner des Stoffes Neue; wenn man Bernstorffs
Buch über sein amtliches Erlebniß in den Vereinigten Staaten
abgewartet und in zwei Sitzungen dann durch Kreuzverhör

die paar Hauptpunkte aus Zweifelsdünsten gelöst hätte, wäre nicht nur viel Zeit gespart, sondern auch all der tief ins Inter» nationale wirkende Schade verhütet worden, der hier voraus* gesagt wurde, nun aber wie schuldlosen Kindlein verhängte Strafe beflennt oder bezetert wird. Da die anderen Unteraus» schüsse, die ermitteln sollen, ob der Krieg unvermeidlich war (als könne ein unbefangen Wissender auch nur eine Minute noch zweifeln, daß er erst durch die deutschsaustro=ungarische Gemeinschaft von Militarismus, Kanzleigestümper, Prestige* sucht unvermeidlich, erst durch diesen Doppel»Dreibund irr* lichtelirender Unzulänglichkeit möglich wurde) und ob er, wie Belgier, Franzosen, Briten, Italer, Litauer, Polen, Letten, Esthen, Serben, Rumänen, Armenier und viele Neutrale be* haupten.mit barbarisch grausamen, vom Völkerrecht gevehm* ten Mitteln geführt worden ist, vor hundertmal breiterem Pflichtenkreis stehen, ist an Arbeitabschluß vor dem Sommer gar nicht zu denken. Die ernsthaften Anklagebücher und Gutachten müssen gründlich geprüft, die wichtigsten Zeugen ersucht werden, sich zu persönlicher Vernehmung zu stellen: sonst wird aus dem Aufwand vollends Posse und WeltskandaL Wird auch, wenn nicht in Belgien, Nordfrankreich, Serbien, Rumänien, Armenien vom Ausschuß Abgeordnete selbst sich durch Augenschein und Vernehmung ein Bild des Geschehe* nen schaffen. Entweder muß also die Constituante die Geburt der Verfassung, den einzigen Zweck ihres Daseins, um (min* destens) ein Jahr überleben oder das Ergebnfß ihrer Unter* suchung wird Makulatur. Ich kanns nicht ändern. Begreiflich ist ja der Wunsch, ein Stückchen des verlorenen Ansehens zurückzugewinnen. Erfüllbar? Nur, wenn der Ausschuß sich, endlich, über die Bräuche des Stammtisches von Liebenwalde oder Jauer (woher der erste, unwahrscheinlichste Vorsitzende kam) in dieWürde einer politischen Gerichtskörperschaft hebt, also nicht wieder vor „Honoratioren" auf Kratzfüßen in Ehr« furcht erstarrt und wenn er nichtlänger Geist und Wortlaut der Strafprozeßordnung mißachtet, deren „sinngemäße Anwend* ung" das Reichsgrundgesetz ihm vorschreibt. Alle zu Aussage Berufenen sind in gleichem Rang; nachdem der Zweite Unter* ausschuß den am Schwersten Belasteten erlaubt hat, schrifte

lieh gestellte Fragen erst nach vierundzwanzig Ueberlegung»
stunden zu beantworten, darf jeder andere Zeuge, muß jeder,
dem Selbstachtung Bedürfniß ist, das selbe Recht für sich
iordern. „Unbeeidet sind zu vernehmen Personen, welche
hinsichtlich der den Gegenstand der Untersuchung bilden,
denThat alsTheilnehmer, Begünstiger oder Hehler verdächtig
sind" (§ 56 StPO.). Unter den bisher Vernommenen, Zeugen
und Sachverständigen, ist kaum Einer, der nicht in diesem Ver»
dacht steht: und doch sind, ausnahmelos, Alle beeidet wor»
den. Jedem Zeugen ist einzuschärfen, daß er „die Auskunft
auf solche Fragen verweigern darf, deren Beantwortung ihm
selbst oder einem Angehörigen die Gefahr strafgerichtlicher
Verfolgung zuziehen würde (§ 54). „Jeder Zeuge ist einzeln
und in Abwesenheit der später abzuhörenden Zeugen zu ver«
nehmen" (§ 58). Auch diese Bestimmung ist wichtig; wo sie
verletzt wird, fügen die Aussagen, wie Räderzähne, sich in
einander. Wären die Herren Bernstorff.Bethmann.Helfferich,
Zimmermann, die Generale, die Marinemänner einzeln.Jeder
ohne Kenntniß des von Anderen Ausgesagten, vernommen
und ausführliche Berichte erst nach der Erledigungeines Be«
weisthemas veröffentlicht worden, dann hätten wir heute eine
glaubwürdige Ereignißspiegelung; nur dann dürfte man von
einem dem Willen der Strafprozeßordnung gerechten Verfah»
ren reden. Deren Wortlaut und Sinn ist in dem Stammtisch«
geplauder über hohe Politik so oft, so plump verletzt wordenT
daß keine zu Revision berufene Oberinstanz dieses Verfahren
als ein der Rechtsordnung genügendesgeltenließe. DerZweite
Unterausschuß hat der Vorschrift des Artikels 34 der Reichs»
Verfassung nicht gehorcht. Sein Verfahren ist nichtig. Er muß
verschwinden oder, mit gestähltem Pflichtbewußtsein, sich in
neues Verfahrhn entschließen. Und müßte s.ich der Gelegen»
heit freuen, den Makel wegzuätzen, mit dem ihn sein Han»
dein befleckt hat, und seiner Geschäftsordnung den Satz an»
zufügen: „Wer, ohne durch die Strafprozeßordnung des Deut»
sehen Reiches dazu berechtigt zu sein, einem Mitglied oder
Sachverständigen des Ausschusses auf eine Frage die Ant»
wort weigert, wird mit Geldstrafe bis zu fünfzigtausend
Mark oder mit Haft von angemessener Dauer bestraft."

Er soll„sämmtliche Möglichkeiten, zu Friedensbesprech*
ungen mit den Feinden zu gelangen, und die Gründe aufklä*
ren, die solche Möglichkeiten zum Scheitern gebracht haben".
Schaumschlag. Doch entschlösse er sich in neues Verfahren,
dann sprösse ihm auch aus neuem Stoffe, vielleicht, noch Er«
kenntniß. Schon vor e'inpaarWochenist inderNeuenZürcher
Zeitung angedeutet worden, daß im September 1917 Friedens*
Schluß möglich war, Berlin aber sogar unverbindliche Vor*
besprechung ablehnte. Da Deutschlands letzte Trumpfkarte,
derTauchbootkrieg, der.mit zulänglicher Bootemenge geführt,
Eintagserfolg (niemals, versteht sich, mehr) bringen konnte,
den als sicher ausgebrüllten Gewinn nicht eingetragen, nicht
für einer Stunde Dauer England in Lebensgefahr gerissen, ihm
aber die längst erhoffte Hilfe Amerikas beschert hatte, war nur
noch Friede erlangbar, der von Deutschland Opfer forderte.
Britanien war nicht inNoth.also nicht genöthigt, ihn hastig zu
erstreben, doch gewiß, das zu Sicherungseiner Zukunft Unent»
behrliche schon jetzt erreichen zu können. Frankreich hatte
unter Painleve, in der Zeit, wo die Anzettelung von Meuterei
gelungen war, nicht rosig ausgesehen; in Rußland rumorte
Lenin von Woche zu Woche lauter; Wilsons Weltordnung*
Programm, das ein erst durch amerikanischen Krafteinsatz er»
fochtener Sieg den Verbündeten aufzwingen konnte, schien
mit dem Köder nationalen Selbstbestimmungrechtes in Ir*
land, Indien, Egypten und anderswo noch die britische
Machtstellung zu gefährden. Herr Lloyd George stand zwar
fest auf dem Glauben, daß erst mit dem geschlagenen Deutsch*
land zu reden sein werde; hinderte aber die minder rauh
aus der Bahn des Pazifismus gescheuchten Kabinetsgenossen
nicht, freundliche „Fühlung mit dem Feind" zu versuchen.
EinnichtmehrbeamtetesParlamentsmitglied.ein auch aufdem
Kontinent bekannter, deutschen Landes und Wesens kundiger
Politiker, wurde gebeten, einen in neutrales Land eingebürger«
ten deutschen Freund aufzusuchen und ihm, ohne Hinterhalt,
zu sagen, unter welchen Bedingungen Deutschland Frieden
haben könne. Lichtete danach sich die Aussicht auf einen
Verhandlungweg, so sollten beglaubigte Vertreter der zwe i
Mächtegruppen ihn beschreiten; glühte kein Hoffnungstrahl

auf und sickerte lästiges Gerücht durch das Dämmergrau, so
durfte dasBritenkabinet die Verantwortlichkeit für den Schritt
eines Privatmannes ablehnen.Der Premierminister hatte diesem
Schritt nur unter der Bedingung zugestimmt, daß Deutschland,
an dessen Widerstand alle Versuche, ein Marine* Abkommen
zu erlangen, zerschellt waren, sich fortan in den Besitzstand
einer Seemacht zweiten Ranges schränke, nur die zum Schutze
seinerKolonienvor solcher Macht noth wendigen Schiffe halte
und England nicht länger in Wettrüstung zu See zwinge. Die
Annahme dieses Vorschlages hätte uns in die Westpolitik Bis*
marcks zurückgeführt, der einsah, daß sein an Rohstoffen und
Nährmitteln armes, auf Waarenausfuhr und damit bezahlte
Volksnahrung angewiesenes Deutschland sich das Wohl*
wohlen Britaniens und Amerikas wahren müsse und diese
Hüter der Rohstoffquellen, der Weizen«, Vieh*, Fettparadiese
nicht durch Seerüstung reizen dürfe, die auf beiden Seiten
die Ausgabenlast erschweren, auf beiden nur die Zahlen der
Kampfschiffe, doch niemals, uns zu Gunst, die Verhältniß*
ziffer ändern könne. Zweite Bedingung: Kein Dumping
wieder; also Verzicht auf den deutschen Mißbrauch, im Aus*
land die Waare billiger als in der Heimath anzubieten. Die
Annahme dieser zwei Pfeilerbedinge hätte uns nur genützt.
Der Krieg hat (auch, trotz der ungemein tüchtigen Leistung
von Mannschaft und Führern, am Skagerrak) unzweideutig
erwiesen, daß der Bau der deutschen Schlachtflotte aber*
witzige Milliardenverschleuderung war; in Friedenszeit hat
diese Flotte uns den Erdwesten verärgert und im Krieg mußte
sie, weil sie zu Blockadebruch untauglich war, ins Nasse Drei«
eck versteckt werden. (Auch England hat seine Flotte verbor*
gen?Als ob Einer.der denFeind in den Käfiggesperrt hat, sich
noch zu regen brauchte, nicht gemächlich abwarten könnte,
ob der Eingeriegelte auszubrechen versucht! England wäre
toll gewesen, wenn es den Gefesselten, von allen Meeren Ver*
jagten zu Seeschlacht herausgefordert, gar durch Küstenangriff
seine grauen, Dampf schnaubenden Riesen gefährdet hätte.
Neben anderen saftigen Kriegspresselügen ist diese am Spieß
längst verkohlt.) Die Kosten unserer Ausfuhrpreisschleu*
derei trug der deutsche Verbraucher; und jeder Kaufmann

weiß (und Professor Lujo Brentano hats oft warnend ge, sagt); welche Haßhügel uns der üble, nur den Dynasten der Großindustrie zinsende, den Ausfuhrdrang in ungesundes Fett mästende Dumpingbrauch häufte. Die schmerzlichste Bedingung umringte Elsaß*Lothringen. Das sollte zunächst selbständig und nach einer (noch unbefristeten) Weile dann sein Volk gefragt werden, ob es allein, in einem neutralisirten Pufferstaat, bleiben.zu Frankreich oder zu Deutschland zurück' kehren wolle. Nur Männer und Frauen.die vor mehr als zwan» zig Jahren selbst und deren Eltern im Elsaß oder in Lothrin» gen geboren wurden, sollten zu dieser Volksabstimmung mitwirken. Fiel die Entscheidung für Frankreich, so wurde Deutschland durch Ueberseeland von dem Gebiets verlust ent« schädigt. Auch in dem selbständigen Staat dürften dem Deut» sehen Reich Angehörige weder Grundbesitz noch öffentliche Aemter behalten; von dem Verlust mußte das Mutterland sie entschädigen. Rußland sollte in Europa die Grenzen der Vorkriegszeit behalten, den Italern der vom Botschafter Fürsten Bülow ihnen gebotene Landzuwachs, den Serben freier Ausgang in die Adria gewährt, die endgiltige Ab« grenzung der Balkanländer dem Völkerbund vorbehalten, dem Deutschen Reich seine afrikanischen Hauptkolonien zurückgegeben werden. Von Kriegskosten sollte es nur Bei* gien entschädigen, das es, natürlich, in den alten Stand wie» derherstellen und dessen Bürgern es jeden durch den deut« sehen Einbruch und Krieg entstandenen Schaden ersetzen mußte. Der Völkerbund sollte beide Mächtegruppen und alle zu Beitritt willigen neutralen Staaten umfassen; die ihm Zugehörigen wären verpflichtet, jeden internationalen Streit durch den Spruch des Bundesgerichtes schlichten zu lassen, ihren Parlamenten dieEntscheidung über Lebensfragen (Frie» de, Krieg, Ernennung der Regirer) zu sichern, die Truppen auf die Verfassung, nicht auf einen Monarchennamen, zu vereiden und die Eriedenspräsenzziffer des Heeres nicht über ein Halbprozent der Volkszahl zu heben. An diese Ziffern« pflicht wurde nur die Marine Englands nicht gebunden, weil es mit kleiner Europäervolkszahl das größte Erdreich zu schirmen habe. Alle im Völkerbund vereinten Staaten soll»

ten in Handelsverträgen einander das Recht der Meistbegün»
stigung gewähren undjedenicht zum Bun d gehörig eMacht, die
einemMitgliede denKrieg erklärte,inGemeinschaft bekämpf en.
Das' war nicht der ewig unmögliche „Siegfriede", auch
nicht der von herzlich Apolitischen erträumte „Deutsche Frie«
de"; doch einer.in dessenLichtfülledasdemokratischeDeutsch»
land aufgeblüht wäre. Die Bedingliste war uns viel günstiger
noch als Wilsons Vierzehn Grundsätze; und sie beweist hier
oft Ausgesprochenes: daß erst die ludendorffischen Friedens»
Schlüsse von Brest und Bukarest, diese Totsünden wider den
Heiligen Geist des Menschenrechtes und politischer Vernunft,
das Verlangen nach Eingriff inDeutschlandsOstbesitz pflanz«
ten; weil diese Friedensschlüsse mißtrauischen Blicken die
Seifenblase „Mitteleuropa" verdickten und ein von Riga bis
Midia, gar bis Basra herrschendes, als Suzerainmacht über
einem Vasallenkönigreich Polen thronendes deutsches Milita»
ristenimperium dem .Sanftesten unerträglich geworden wäre:
Wahrscheinlich hätte im Elsaß der starke Drang nach Selb»
ständigkeit gesiegt, Frankreich sich mit der lothringischen
Sprachgrenze begnügt; wäre von klugen Verhändlern noch al»
lerlei Milderung und Rabatt durchzudrücken gewesen.Ein gan»
zes Kriegsjahr, mit entsetzlicher Menschenvergeudung in drei
Offensiven und vielen Rückzügen, mit vierzigtausend Milli*
onen Mark Reichsausgabe'gespart. Keine Blutlache zwischen
Amerikanern und Deutschen. Keine Reparation Commission,
keine Zerfädelung aller vom: deutschen Handel draußen ge*
knüpften Bünde, nicht Entschädigungpflicht, die ganze Ge»
schlechter verfront. Freilich: die Tag vor Tag von Amtes wegen
BelogenenhättedieAnkündungsolchen Friedens erschrecklich
enttäuscht; der Blick in Wirklichkeit Erwachter sieht ihn wie
ein verlorenes Eden schimmern. Warum es verloren wurde?
Die Frage müßte einen ernsthaften Untersuchung»Ausschuß
beschäftigen. Die Bedingliste ist im September 1917 dem
Sekretär einer Deutschen Gesandtschaft diktirt, von Chi ff»
reurs übertragen, vom Gesandten nach Berlin, an das Aus»
wärtige Amt, geschickt worden. Drei Tage danach mußte
der Deutsche dem britischen Freund schroffe Ablehnung
melden. Wilhelm, hieß es,..habe: gesagt: „Mein Haus hat

Preußen gemacht, Preußen hat Deutschland gemacht und
wir Hohenzollern haben Elsaß «Lothringen dem Reich er»
fochten. Mein Haus Hohenzollern steht und fällt mit dem
Reichsland; und fällt es, dann kommt schließlich auch nicht
mehr viel drauf an, ob Deutschland aufrecht bleibt oder zu
Grunde geht." Provinztheaterpose; wie immer. (Wollt Ihr
glauben, daß dieser Entkrönte, nach allem Erlebniß, heute
noch völlig unverändert ist? Zweiflern ein erweisliches Bei*
spiel: als in Amerongen der tausendste Baum gefällt worden
war, ließ der allerhöchste Gast im Park sich neben dem Wipfel
der graugrünen Leiche photographiren. Das ist weniger als
Shakespeare,mehr alsHjalmarEkdal. Das istGrabbe in seiner
hellsten Stunde.) Ob der Friedensvorschlag bis in den Dunst*
kreis der Generale vordrang, war noch nicht zu ermitteln.
Gewiß .aber ist, daß er auch da barsch abgelehnt worden
wäre. Zwei Monate zuvor hatte (in dem vor acht Tagen
hier veröffentlichten Brief an den Kanzler) General Luden*
dorff, der seine politischen Bekenntnisse damals noch von
dem Feldmarschall unterschreiben ließ, ja gesagt: „Wir kön*
nen sicher sein, daß jeder englische Friedensversuch der Be*
weis seiner nahenden Agonie ist." Und ein Jahr nach der
Rügeepistel an Theobaldum sprach er zu Herrn von Hintze:
„Auf die Frage, ob ich gewiß sei.mit der Sommeroffensive den
Feind entscheidend militärisch zu besiegen, antworte ich mit
einem bestimmten Ja". Wie unklug die Menschen weit re*
girt wird, hat Oxenstjerna selbst nicht geahnt. Will der
Zweite Unterausschuß des Vorganges wahres Wesen ergrün*
den, so muß ers pfiffiger anfangen, als er bisher pflegte;
muß aus der Traulichkeit alkoholfreier Plauderstündchen in
die Schranken der Strafprozeßordnung zurückkehren. Die
(sehr kurze) Zeugenliste kann er jeden Tag haben.

Noth

1. „Der Krieg ist verloren, den wir zu vermeiden gesucht haben,
so lange es mit unserer Selbsterhaltung vereinbar erschien. Wir
konnten ihn nicht wollen, weil wir ihn auf dem Fesüande austragen
und unsere Kolonien, unseren Seehandel, unsere Schiffe preisgeben
mußten. Und doch sollen wir die Urheber gewesen sein: man wirft
uns Weltherrschaftpläne vor. Lassen wir uns doch nicht durch
solche Machenschaften irreführen; denn sie haben ja nur den Zweck,

uns zum Eingeständniß unserer Schuld zu bringen. Rußland und
Frankreich allein hätten es nicht zum Aeußersten kommen lassen,
•wenn sie nicht Englands sicher gewesen wären. Unser wirtschaft-
licher Aufschwung, unsere Arbeit, unser eiserner Fleiß erregten-jenseits
des Kanals Mißbehagen. Durch unsere Stellung als stärkste Land-
macht und die Entwickelung unserer Flotte fühlte sich das Inselvolk
in seinem Herrendasein bedroht. England hätte 1914 ,das russische
Schwert in der Scheide halten' können, aber sein Neid und Macht-
wille haben den Krieg eigentlich erst entfesselt, durch seinen Eintritt
ist er zum Weltkrieg geworden. Ueber vier Jahre haben wir stand-
haft und ruhmvoll gekämpft. Ungeheures ist von unserem Volke
verlangt und auch geleistet worden. Aber warum brachen wir denn
zusammen? Hat die Uebermacht unserer Feinde uns vernichtet?
Nein; unsere tapferen Soldaten sind nicht besiegt worden, es war
anders. In uns selbst saß der Wurm der Zerstörung. Die Heimath
hat nicht durchgehalten, sie ist in Folge der Länge des Krieges müde
und uneinig geworden. Dem zähen Vernichtungwillen unserer Gegner,
die zielsicher alle Kräfte einsetzten, haben wir nichts Gleiches ent-
gegengestellt. Wir hatten keine richtige Führung im Inneren. Die
Zügel schleiften am Boden, die Volksseele wurde durch die oft stark
hervortretende Rathlosigkeit der Regirung geschwächt, der Sieges-
wille entkräftet. Wir fielen auseinander, gegenseitiges Mißtrauen
und Feindschaft, Eigennutz und Raffgier haben die Kluft zwischen
den einzelnen Volksklassen immer mehr vergrößert. Volkfremde
und unpolitische Führer drängten sich vor, gewissenlose Agitation
machte sich breit, feindliches Geld rollte und sorgte dafür, daß man
über die Stimmung bei uns und unseren Verbündeten gut unter-
richtet war. Mochte der Soldat an der Front unübertreffbare Helden-
thaten vollbringen, dem anrennenden Feind eine Mauer von Eisen
entgegenstellen, der Hölle des Trommelfeuers bis zum Letzten trotzen:
der Zersetzung von innen heraus, die auch ihn allmählich erreichte,
war er nicht gewachsen. Allzu sehr ist die Schuldfrage in den
Vordergrund getreten; dazu ist keine Zeit. Unsere Gegner verfolgen
einen politischen Zweck damit, wenn sie uns die Schuld an dem
Weltunglück aufbürden. Wenn aber Deutsche selbst sich dazu her-
geben, unsere Gegner darin zu unterstützen, so zeigen sie damit
Mangel an nationalem und sittlichem Gefühl, an geschichtlichem
Verständniß; als ob die Kriegserklärung von unserer Seite, dieser
rein formale Akt, der sich aus dem strategischen Zwang ergab, das Ent-
scheidende gewesen wäre!" („Den Heimkehrenden die Stadt Stettin".)
2. „Den heimkehrenden Brüdern und Kameraden! Was hat man
aus Eurer deutschen Heimath gemacht? In Trümmer und Scherben

haben schmutzige Hände geschlagen, was Euch heilig und geweiht war. Geschändet hat man den deutschen Namen, für den Ihr erst gekämpft und gelitten, und dann Jahre lang noch in Gefangenschaft geschmachtet, den Namen des deutschen Vaterlandes, das die Weihestätte war Eures häuslichen Glückes, Eures vaterländischen Stolzes. Von Jüdengeld haben sich traurige Feiglinge bestechen lassen, Euch in den Rücken zu fallen, als Ihr noch kämpftet; Juden und Judensöldlinge haben des Vaterlandes letzte Wehr entehrt und zerschlagen, als es galt, einen Frieden zu schließen, der Euch, den Aermsten unter den Armen, wenigstens die Heimath wiedergegeben hätte. Darüber täuscht keine Lüge und keine Betheuerung der jetzigen Gewalthaber und ihrer Trabanten hinweg: wäre die sogenannte Regirung fest geblieben und hätte erklärt: Wir schließen keinen Frieden, wenn Ihr uns unsere Gefangenen nicht zurückgebt,-Kameraden: wir hätten den Frieden bekommen und Eure Erlösung! Nur deswegen, um Euch noch länger schänden und martern za können, um noch Tausende von Euch dem Siechthum und. dem Tode preiszugeben, deswegen allein hätte der Feind den Friedensschluß nicht verweigert. . . Beauftragte des Volkes nannten sich, die Herren, die sich in die Wolle setzten. Hat man Euch gefragt; ob Ihr noch länger hungern und dürsten und leiden wollet, n.ur damit es Denen in. der Heimath, die nie eine Kugel hatten pfeifen hören, besser erging? Die Heimath und die Front war zermürbt. Gewiß war sie zermürbt, des Rückgrats und des Marks, des Pflicht- und Ehrgefühls beraubt, Diedergebrochen und vielfach der Verzweiflung nah. Aber woher kam Das? Erinnert Ihr Euch, Kameraden, wie der böse Geist umging unter uns und Denjenigen von Euch, die erst in späteren Jahren in die Hand und Gewalt des Feindes fielen? Erinnert Ihr Euch, wie die jüdische Presse und die im Solde der goldenen Internationale stehenden Söldlinge Euch zuflüsterten, Euch unablässig, Tag und Nacht, unaufhörlich in. den Ohren lagen und Euch predigten, daß Ihr nur für den Kapitalismus kämpftet, für die Oberen, die Kaiserlinge, und die volksfeindlichen Monarchisten? Und wie man die Unzufriedenheit über den leider Gottes seuchenartig über das Volk gekommenen Wucher ausnützte und schürte, um Euch zu sagen, daß Ihr nur für die Blutsatiger Euer Leben aufs Spiel setzet? Aber hat man Euch jemals die Wahrheit gesagt, wer diese Wucherer und Blutsauger waren? Hat man Euch jemals davon gesprochen, daß der Jude, der nicht arbeiten und nicht kämpfen wollte, den deutschen Geist vergiftete und leider mit Erfolg vergiftete, so daß Keiner mehr in dem Anderen einen Bruder erkennen wollte? Kameraden!. Wir

brauchen. Euch nichts vorzumachen. Ihr habt wohl selber unter
Euch Umschau gehalten, als Ihr hörtet, daß die Juden in Eurer
Heimath überall an der Spitze waren, daß sie. die Revolution
machten und führten und überall in der Regirung auftauchten, wo
es einen einflußreichen und einträglichen Posten gab; Ihr habt
Euch da wohl unter Euch umgesehen, wie viele Juden in Euren
Reihen waren. Von Denen aus den Kämpfen, wohlgemerkt, nicht
unter den Uebergelaufenen! Noch während Ihr mit Euren Leibern
Heim und Herd beschütztet, Hand aufs Herz: wo habt Ihr Juden
getroffen? Im Schützengraben oder in der Etape und den Kriegs-
gesellschaften? Ihr braucht Euch nur selber Antwort zu geben.
Und nochmals Hand aufs Herz: Habt Ihr unter den Hungernden
und Darbenden, unter den zum Erschrecken Abgemagerten, unter
den Tausenden, von Schwindsüchtigen einen Juden gesehen? So
wenig, wie Ihr unter Euren werkthätigen Volksgenossen, am Schraub,:
stock, an der Esse, im Bergwerk, auf der rauchenden Lokomotive,
unter denStraßenarbeitern und der hart schaffenden Landbevölkerung
einen Juden findet. Ihr findet sie, wo es zu herrschen, zu profitiren,
wo es Geld zu verdienen giebt; Ihr findet sie unter den wahren
Kapitalisten, an deren Schätze keine Sozialisirung, keine Enteignung
sich wagte. Warum? Weil Diejenigen, die die deutschen Volks-
genossen gegen einander aufhetzen, die den Brüder zum Feinde
desBruders machen, aus diesenQuellen immer wieder ihr schmutziges
Geld beziehen, wie sie es aus Judenhänden bezogen haben, als es
galt, das niedergebrochene Vaterland durch Revolution und damit
die größte Versündigung gegen Euch Schmachtende vollends nieder-
zutreten. Brüder! Kameraden! Die Abrechnung kommt! Lasset
nicht auch Ihr Euch bethören! Lasset nicht, die Ihr Euch in heißer,
qualvoller Sehnsucht um Heimatb und Vaterland verzehrt, Euch
Herz und Sinne von den Fremdlingen bethören, die keine Heimath
kennen, denen es überall wohlergeht, wo sie ohne Arbeit Geld
verdienen. Deutscher Schutz- und Trutzbund . . . Die überlaute Auf-
geregtheit der Juden ist eine ihrer geschickten Waffen, um die
Erörterung der Judenfrage zu unterdrücken. Es ist darum unklug,
in, Gegenwart von Juden über, ihre Gefahr für das Deutschthum
sich zu unterhalten. Die Juden werden durch großes Geschrei
die Aussprache immer in ihrem Sinne zu lenken wissen. Darum
lernt schweigen, beobachten und handeln. Wir überwinden den
Judaismus, indem wir uns von ihm frei machen und ihm und Juden
und Judengenossen aus dem Wege gehen. Im Deutschen Schutz-
und Trutz-Bund (Hamburg 1, Postschließfach 38) finden wir den
Hort unseres Deutschthums. Das Aufnahmegesuch lautet: Ich ersuche

tun Aufnahme in den Deutschen Schutz- und Trutz-Bund. Meine Unterschrift habe ich eigenhändig vollzogen und versichere nach bestem Wissen und Gewissen, daß ich deutscher Abstammung bin und daß unter meinen bzw. meiner Frau Vorfahren sich insbesondere keine solchen jüdischen Blutes befinden. Der jährliche Mindestbeitrag beträgt drei Mark. Angesichts der jüdischen Geldherrschaft bedarf aber der Bund zur Durchführung seiner Aufgaben großer Mittel. Darum sollten die Mitglieder, die dazu im Stande sind, aus freier Entschließung sich zur Leistung höherer Jahresbeiträge verpflichten."

3. „Ein Friedensfürst zu sein und zu bleiben, war der höchste Ehrgeiz unseres nur allzu vertrauensseligen Kaisers, der selber, wie mit ihm sein ganzes Volk, einzig die unerläßliche Pflicht der Vertheidigung und Selbsterhaltung erfüllte, als der schlau Ueberlistete und ruchlos Ueberfallene endlich aufrief zur Vertheidigung der Vatererde und völkischen Freiheit. Ueberzeugt von dieser noch heute durch nichts erschütterten Thatsache leisteten die Führer aller Parteien damals bereitwillig den Schwur treuer Gefolgschaft in die Hand des obersten Kriegsherrn. ‚War sint die eide kommen?' klagt der treue Held Siegfried im Nibelungenlied. Allein wie durch das Dunkel der Jahre von 1806 bis 13 tröstend und stärkend ‚das Gestirn von Friedrichs Ehre' strahlte, wie 1870 die Erinnerung an das "Wunder der Befreiungskriege, 1914 das Gedenken an 1813 und 1870 als lebendige Kraft befeuernd und stählend wirkte, so möge einslebs kommen der Tag, von dem wir nicht eitel sprechen, an den wir jedoch in unserer Herzen Tiefen stündlich mit höchster Inbrunst denken sollen, der dreimal gesegnete Tag, an dem der Geist von 1813, 1870 und 1914 wieder das gesammte deutsche Volk durchflammt und mit Heldenblut die November-Schuld und Juni-Scfimach vom deutschen Namen abwaschen wird. Allmählich werden ja auch die heute und morgen noch abseits solcher Hoffnung und Wünsche stehenden Volksgenossen, wenn in langen Jahren bitterer Drangsal ‚das lockere Geschlecht' gemäß der Weissagung unseres schlesischen Sängers und Lützow-Jägers Eichendorff ‚wie die Erze vom Hammer, von Noth und Jammer zu festem Eisen rechtgehauen sein wird', die tiefe Wahrheit des schlichten Dichterwortes erkennen und dann er" neut bethätigen: ‚Glaub mir, mein Sohn, denn alles Andere ist Lüge: Kein Mensch gedeihet ohne Vaterland.' ... Ist es noch nicht genug, daß der englische Goldstrom durch Hunderte von Kanälen die Oeffentliche Meinung allenthalben vergiftet hat, die Gewissen einschläferte, daß der russisch-bolschewistische Rubel ungehemmt verderblichst rollte, bis Hagens tückischer Mordspeer, von der eigenen Heimath geschwungen, Siegfried, das von vorn unbezwungene deutsche

Frontheer, verrätherisch im Rücken zu Tode traf? Soll jetzt auch noch unser ganzes reines Streiten für Herd und Heimath, sollen Hindenburgs Rettungschlachten,, die Ruhmesthaten unserer Feldherren und der Todesmuth unserer U-Boot- und Luftschiffkommandanten, die doch nur zögernd und schonend für die gegen unsere Frauen und Kinder gerichtete grausame Hungerblockade, für den Kindermord französischer Flieger in Karlsruhe eioe immer noch sehr milde Vergeltung übten, zu einer deutschen Schuld und Missethat gestempelt werden?" („Akademische Feier der breslauer Hochschulen zur Ehrung der gefallenen und zurückgekehrten Kommilitonen; Gedenkrede des Rektors der Universität Max Koch.")

Ein Mann aus Westland brachte mir diese drei Urkun* den deutschen Wollens, bat mich, sie zu lesen, und sprach dann: „In unserem Archiv liegen ganze Ballen ähnlicher Artikel. Die drei Typen, dachte ich, werden genügen. Der Kommunal»Demokrat, der Antisemit, der Professor: Alle sind einig in der Gewißheit, daß Deutschland nicht mit der Waffe besiegt, sondern verrathen, verkauft, daß sein Heer von der Heimath erdolcht worden ist und seinem Volk hei» ligste Pflicht befiehlt, die Schmach der Niederlage zu rächen> den schändenden Friedensvertrag zu zerreißen. Nicht in einem einzigen Fall ist erwiesen, ist auch nur glaubhaft be» hauptet worden, daß Geld aus den Entente»Staaten oder aus Rußland die Bestechung deutscher Meinungmacher oder Krieger versucht habe; als der fast ängstlich vorsichtige Bot« schafter Joffe zu Propaganda der bolschewikischen Revo» u ion Läppersümmchen anweisen konnte, war Deutschlands Krieg längst verloren (und Sie wissen ja, daß selbst die Angabe, Herr Joffe habe für Deutschland gedruckte Hetz« blätter eingeschmuggelt, aus der Luft gegriffen war). Zu Mittelgebirg aber schichten bei uns sich die Beweise der mit deutschem Geld unternommenen Korrumpirversuche. Was allein das Bureau Erzberger für Gründung von, Be« theiligung an Zeitungen, für Telegramme zu Lügenaussaat, für Einzelbestechung in Occident und Orient ausgegeben hat, ist Ihnen eben so bekannt wie der Fall Parvus«Sklarz mit seinen Ausläufern bis an drei Alpenzüge, drei See» küsten. Wir haben die beglaubigte Abschrift des Vertrages, den Ihr Auswärtiges Amt mit Casement schloß, der im

Krieg Irland mit deutschem Geld und deutschen Waffen
aus dem Verbände des Britenreiches lösen wollte und dessen
schimpflicher Hochverrath von Leuchten deutscher Wissen*
schaft wie Herosthat (verstehen Sie, bitte, nicht: wie Hero*
strat) gepriesen wurde. Wir kennen die irischen Priester,
die ihre in Deutschland gefangenen Landsleute dem Treueid
still entbinden sollten und, weil sie diesen Schanddienst wei*
gerten, ins Loch kamen. Nicht Alles, doch viel von dem
in der Schweiz (wo nicht ohne Grund hohe Aktenstöße
verbrannt wurden) und in Skandivavien (wo es noch duf»
tige Prozesse geben wird) Geschehenen ist uns bewußt;
und das in de*n Vereinigten Staaten, in Argentinien, Vlam*
land, Brüssel, Frankreich über den Ursprung gewisser Stimm*
ungen, Zerstörungdränge, Meutereien Ermittelte ist nun lange
schon Jedem, der lesen kann und will, zügängig. Nicht schwe»
rer die lange Liste all der Kämpfe, in denen das deutsche Heer,
sicher nicht ihm zu Schmach, von den Truppen der West*
mächte geschlagen worden ist. Diese steten Niederlagen,
die nicht dadurch, daß sie in Deutschland verschwiegen oder
gar in Erfolge umgefälscht wurden, aus der Welt der Wirk*
lichkeit schwanden, nur sie haben das als Kampf krafteinheit
bewundernswerthe, doch nur auf Siegesgewißheit gedrillte,
niemals von eines himmelan weisenden Gedankens Leucht»
feuer durchglühte Heer zermürbt, in Ohnmacht zerbröckelt.
Was blieb ihm, wenn die letzte Hoffnung auf Sieg ver*
stäubte? Gestatten Sie mir, zu sagen, daß es mindestens
im letzten Halbjahr schlecht geführt war und schließlich
dem selben Fehler erlag, der im September 14 den Rückzug
von der Marne erzwungen und schon dadurch unseren End»
sieg gesichert hatte: blinder Verkennung der feindlichen Auf«
wandsmöglichkeit. Wie Moltke.Bülow.Kluck (einerlei, wers
war) nicht mit Gallienis pariser Truppen, so rechnete 18
Ludendorff nicht mit den Reserven Petains (der, nicht Foch,
Frankreichs Heer führte), wähnte sie schon durch das Bronze»
geschütz seiner amtlichen Berichte vernichtet, hielt die Eng»
länder für müde, die Amerikaner für Luxussportleute. Sie
selbst, Herr Harden, haben mehrmals geschrieben, daß seit
der ersten Aprilwoche, seit dem völlig mißglückten Ver»

such, Amiens zu nehmen, Franzosen und Briten zu trennen,
an die Küste vorzustoßen, der blasseste Hoffnungschimmer
verdunstet und iede der ertraglos folgenden Offensiven das
Werk verhängnißvollen Irrthums, nur von frühem Rückzug
in feste, schwer einnehmbare Stellungen, yoji der starken
Defensive ausgeruhter Mannschaft noch leidlicher Friede zu
erwarten war. Seit Monaten haben Sie oft auch warnend
vorausgesagt, der Rückfall in Wesen und Tonart des Militär»
monarchismus müsse, wie Zwiebelgeruch das Thränen des
Auges, in den Westvölkern das Erfrieren aller .lenzlichen
Gefühlskeime bewirken. Solche Unbefangenheit läßt Ver»
ständniß hoffen. Keinem Europäerreich bringt der Friedens»
vertrag auch nur für große Bruchtheile des verlorenen Men»
sehen«, Güter» und Geldkapitals Ersatz; daß er, wie ich
nicht leugne, für Deutschland sehr hart ist, wird durch die
von Blick kaum meßbare Höhe des angerichteten Schadens
und durch die Furcht vor neuer Auf brunst derTeutonenwuth
erklärt. Ist diese Furcht tief begründet oder nurWahngebild?
Wir haben geduldig gewartet. Das neue Deutschland, das
uns angekündet ward, konnte auf die Länge ja nicht verken»
nen, daß des Kaisers Heer in Dutzenden kleiner und großer
Kämpfe, seit dem April fast ohne Wiederkehr seiner Sieges»
sonne, geschlagen, zurückgeworfen, seines Geschützes be<
raubt, militärisch, in durchaus ehrenvollem Ringen, voll»
kommen besiegt worden und nur durch die Waffenstreckung
einem Cannae oder Sedan von zuvor unahnbarem Umfang
entgangen ist. Ich höre hier immer (auch Graf Bernstorff
hats.neben mancher schwanken Behauptung, ausgesprochen),
.Wilson habe versagt'. Auch Dies ist Irrthum. Wenns nach
dem Willen unserer Feldherren und einzelnen Zufallsmili»
taristen im schwarzen Rock ging, marschirten unsere Trup*
pen nach Berlin, München, Dresden, noch weiter ostwärts;
erlebte Deutschland, was Belgien, Frankreich, Polen vier
Jahre lang erduldet hat; wurde erst in der Reichshauptstadt
der Waffenstillstands vertrag diktirt und im Friedenspakt die
Auflösung des Reichsverbandes, die Einung Oesterreichs
mit Bayern, die Autonomie und Neutralisirung des Rhein»
landes, mit der Pfalz und Hessen, erlangt. Daß Wilson

und Andere sich solchem Drang entgegenstemmten, ändert
nichts an der Thatsache unseres vollkommenen, nur mit mili»
tärischen Mitteln erstrittenen Sieges. Dessen Anerkennung
fordert von Deutschland nicht etwa gallische Hahnseitel«
keit oder angelsächsischer Dünkel. Die Welt weiß die Wahr*
heit; und der alteClemenceau selbst ist weitab von Triumphes»
wonne. Aber nur mit einem Deutschland, das eingesehen
hat und, mit dem Freimuth seiner tapfersten Bekenner aus
wirklich großer Zeit, zugiebt, daß der in dem gewaltigsten
Heer aller Geschichte ausgedrückte Machtwille seiner alten,
gestürzten Regirer mit dem von ihm selbst erwählten Werk*
zeug besiegt, zerbrochen worden ist, können wir leben; nur
in mählich erwärmter Genossenschaft mit ihm in das Unge«
witter schreiten, das an Europas Himmel aufzieht und das
zu Weltkatastrophe werden muß, wenn Deutschland, statt
in demokratisch friedliche Internationale hinzustreben, sich
wieder in ehern blinkenden Nationalismus panzert. Das
aber geschieht; und die regirenden Sozialisten wirken, trotz
Stockholm, Bern und der Aussicht auf Genf, eifernd da*
zu mit. , Am Ausbruch des Krieges waren alle Mächte, wir am
Wenigsten, mitschuldig. Wir haben Sieg auf Sieg errungen;
sind nicht geschlagen, sondern durch den Landesverrath
von Kommunisten, Bestochenen, Juden und anderen fremd»
stämmigen Feiglingen in Waffenstillstand gezwungen, von
Wilson und ähnlichen Heuchlern um den vereinbarten Frie»
den betrogen worden, noch aber stark genug, um das Fremd»
gift auszuscheiden und die Schmach unerbittlich zu rächen.4
Von dem Historischen ist jedes Wort als falsch erweislich
und hundertmal erwiesen. Dennoch ists Oeffentliche Mein«
ung bis tief in die Reihen Derer, die sich Demokraten nen»
nen; in deren Hauptorgan, dem Tageblatt, las ich neulich
das Lied von dem hingesunkenen Germanen, der sich bald
in die alte Riesenkraft aufrecken und die Ueberwältiger zer»
malmen werde; und dachte an Ihr Citat aus dem Tacitus,
der von den hartnäckig noch in der verwerflichsten Sache
beharrenden Germanen sagt: ,Das nennen Sie selbst dann
Treue.' Die besiegten Feldherren werden gefeiert, wie nir*
gends die vom Siege gekränzten, und stehen als Ankläger,

als zürnende Götter vor dem Gericht der Nationalversamm»
lung, aus deren Schoß kein Wörtchen des Widerspruches
gegen die Kindsmär vom .Dolchstoß in den Rücken' kommt.
Alles von den alten Gewalten Vollendete wird, wie Trojas
Palladion, so hitzig vertheidigt, daß der Fremde sich Tag vor
Tag fragen muß, warum man die Vater so wohlthätigen Wir«
kens weggejagt habe. Bald, flüstert ringsum die Antwort,
kehren sie auch zurück. Aus Reichswehr, Sicherheitwehr,
Zeitfreiwilligen, Einwohnerwehren soll in der Stille eine
neue Armee werden, die, wenn die Stunde schlägt, von rasch
^umzustellenden' Fabrikbetrieben gewaffnet wird. Das Pro*
gramm Ihrer Monarchisten, deren Anhang von Mond zu Mond
wächst, ist von Wiegand in New York veröffentlicht und als
«cht anerkannt worden. Zuerst Präsidium des Marschalls Hin»
xJenburg (also Ludendorffs, der ja, mit seinem Oberst Bauer
-und anderen Knappen, von Newmans Wohnung in der als
Symbolon wichtigen Victoriastraße aus das Ganze leitet);
«dann Plebiszit über die künftige Staatsform und, wenns glückt,
der Kronprinz, der nicht auf sein Thronrecht verzichtet hat,
Deutscher Kaiser. Was den heimkehrenden Kriegern gepre»
digt wird, habe ich an drei Beispielen Ihnen zuvor erläutert.
Kann ein nicht dem Vernunftreich entlaufener Deutscher,
Monarchist oder Bolschewik, nach Alledem darüber staunen,
daß wir dem Frieden mit Deutschland nicht trauen und vier»
hunderttausend gefangene Krieger nicht heimschicken, ehe
die Vertragsvorschrift uns dazu zwingt?"
Keiner. Und wer, wie der Salamander den Leib in Feuer,
die Seele rein wahren will, Der darf so rauh schmerzender,
so wahrhaftiger Rede, wenn sie auch aus dem Mund eines
„Feindes" kommt, nicht widersprechen. Unter all dem Noten»
gestiebe der letzten Wochen sehe ich nur den Napf mit
hundertmal beschnüffeltem und beleckten Brei, den derhung»
rigsteKater nach der Kostprobe verschmäht hat. Warsnöthig,
durch die vom Präsidenten Clemenceau am achten Dezember
unterzeichneten Noten die Deutsche Republik wieder vor der
Welt in Unrechtsschein setzen und in Rückzug vor Gewalt»
androhung zwingen zu lassen? Wird dieser Rückzug durch
die Offiziösenlüge gedeckt, Frankreich habe in der Gefan»
genenfrage seinen Standpunkt geändert und komme dem

deutschen Wunsch weiter als zuvor entgegen? Den Stand*
punkt bestimmt Artikel 214 des Friedensvertrages, der die
Heimsendung „des la mise en vigueur (after the coming
into force)" des Paktgesetzes vorschreibt; und Niemand hat
diese Vorschrift je zu verwischen getrachtet. Amerika, Bei*
gien, England haben viel früher, als die Vertragspflicht be*
fahl, die Gefangenen heimgeschickt; Frankreich, die Präsidial«
macht, hat gewartet, weil der Besiegte das Baltikum allzu,
säumig räumte, französische Offiziere dort nicht vor wirrem
Geschieß der verwilderten Söldnerbanden zu schützen ver*
mochte, weder einen Aufbauplan noch Ersatz der bei Scapa
Flow versenkten Kriegsschiffe anbot und weil die Remili*
tarisirung Deutschlands den wunden Nachbar vor der Rück*
lieferung der Mannschaft warnte, aus der schnell mindestens
dreizehn Armeecorps zu bilden wären. Neues ist über das
Gekram nicht mehr zu sagen. Nicht zum Erbarmen schlecht
geführte Verhandlung, in der ein Quivis sich als starken
Mann empfiehlt, hilft uns weiter. Nur schleunige Erfüllung
besiegelter Pflicht. Freut das deutsche Volk nach der Nieder*
läge sich noch an Thaten vom Schlag der bei Scapa Flow ge<
schehenen, dann muß es dafür zahlen; wills von den alten
Chören die alten Lieder hören, alltäglichem Aufruf zu Rache*
krieg lauschen, dann darf es nicht erwarten, daß der Sie*
ger um eines Buchstabens Spanne von seinem Vertragsrecht
weiche. Das Gescharr bourgeoiser Hasenfüße, das Geflenn
der den Regirungtrog Umschmatzenden, um Futter und gott*
ähnlicheWürdeBangen darf nichtüberdieThatsachetäuschen,
daß Deutschland nur gesunden kann, wenn Sicherheit* und
Einwohnerwehren nebst Zeitfreiwilligen und anderem Mili*
taristenspiel mit dem Feuer verschwinden und die an Grund*
und Geldbesitzer vertheilten Geschütze und Waffen wieder]
in Reichsgewahrsam eingeliefert werden. Beschämend ist!
nur, daß einer sozialistisch*demokratischen"Regirung erst die
Westmächte diese Entwaffnung aufzwingen mußten. Wenn
wir nicht mit hunderttausend tüchtig gedrillten Söldnern und
ertlichen, nach dem Muster britischer Policemen vorgebil*
deten Gemeindepolizeicorps auskämen, müßte das Auge der
Welt in den Irrthum schweifen, das deutsche Volk sei zur
Räuberhorde geworden. Schwimmdocks, Bagger und anderes

unentbehrliche Hafengeräth werden uns bleiben, wenn in
See* und Flußschiffahrt Sachverständige (etwa die Herren
Huldermann, Heineken, Stinnes, Von Flügge) mit höflichem
Ernst die Nothwendigkeit erweisen und wenn für die ver*
senkten Schiffe zureichender Ersatz („auf Abzahlung") ge*
boten wird. Daß im Bauch eines vom Meeresgrund ge*
hobenen Kriegsschiffes der Brief des deutschen AdmiraU
Stabschefs an den Befehlshaber der internirten Flotte ge»
funden wurde, ist Pech; unwürdig aber, zu leugnen, daß
als dieses Briefes Hauptzweck jedem Unbefangenen der Wille
erkennbar wird, dem eingesperrten Admiral anzudeuten, die
Behörde erwarte von ihm, daß er der Uebergabe die Ver*
Senkung der Schiffe vorziehen werde. („Ihr Schicksal wird
nicht ohne uns entschieden, die Entscheidung wird von
uns selbst vollstreckt werden und die Auslieferung an den
Feind ist ausgeschlossen.") Kindhaft war der Glaube, neuer
Willkürwechselzwischen „geharnischtemProtest" unddemü=
thiger Bitte könne den Sieger bewegen, einen Kriegsakt und
eine Ersatzweigerung, gegen die zwei Verträge ihm das
Sühnrecht zusprechen, dem Urtheil fremden Gerichtes vor*
zulegen. Der militärische Ehrbegriff wollte die Vernichtung
des Geschwaders, die doch keinen Heldenthumsaufwand,
kein persönliches Opfer heischte: und die deutsche'Nation
muß den Spiritus bezahlen, der ihr diesen Ehrbegriff rein
erhalten, vor Schimmelpilz schützen soll. Thut nichts: der
Jude wird verbrannt und das „Reichsnothopfer" schwillt noch
ein Bischen höher. Das würde erträglicher, wenn mans we*
nigstens „Kaiser*Wilhelm»Gedächtniß*Spende" taufte. Nicht
ganz so kitschig wie Matthaei, des Tiefbauers, Benennung;
und, ohne bemäntelnde Heuchelei, richtig. Eitle Thorheit
ist in den Präventivkrieg, den 1914 keine fremde Groß»
macht wollte, zu dem keine gerüstet war, dem jede mit aller
erdenklichen Kunst auszubiegen strebte, geschlittert; hat ihn
mit menschheitwidrigemWerkzeug.mitmeisterlicher Technik,
doch ohne die Geniespur schöpferischer Strategie, ohne Geist,
ohne Erkenntniß des politisch Nothwendigen und Mög*
liehen, geführt; ihn gewissenlos verlängert, bis die letzte Ge»
legenheit zu leidlichem Friedensschluß verglommen war; ist
völlig besiegt, das ihr anvertraute Heer von der Ueberzahl

feindlicher Waffen in Ohnmacht zertrümmert worden: und
nun klagen die allein Schuldigen, ohne Reue, ohne Scham,
ohne Graus vor Leichenhimalayas, große Theile des deut«
sehen Volkes, das für ihre Blindheit und ihren Frevel die
Riesenzeche zahlen muß, feigen Erlahmens und tückischen
Verrathes an. Das ist die Wahrheit. Das ist die Frucht
vom Faulbaum der Kaiserei, die, in höherem Auftrag, der
Militärtribun Mäximus Bauer, Ersinner des Märleins vom
Dolchstoß, wiederherstellen, durch die erlauchte Persönlich«
keit des Windspielheros von Stenay in neuen Glanz fir«
nissen will. Wer sich auf diesen Weg, dessen Dickicht nur
Bayonnettes lichten können, sehnt, Der darf über Härte und
Schroffheit der Bedrohten nicht klagen.
Schade, daß nicht einer der vielen Fehler, die Herr Cle*
menceau in der letzten Zeit gemacht hat, nicht einer von
kluger Staatsmannschaft ausgenützt worden ist. Der noch
als Greis, als das humuslose Gefäß eines steil aufgeschosse*
nen Willens preußischste aller Franzosen möchte das unrett*
bare Europa von gestern, das im Westen mit dem Jakobiner*
Stempel beprägte, retten; schwankt zwischen der Angst vor
Wiederholung des deutschen Einbruches und dem Grauen
vor der ringsum (trotz allem Zeitungschwatz) sich wölben*
den Woge des Bolschewismus; und schirmt sich mit der
Hoffnung, ein unter der Fuchtel gehaltenes Deutschland im
Nothfall als Etapenstraße auf dem Marsch nach Leninien,
gegen die Gläubigenheerde der Sowjets, brauchen zu kön*
nen. Er spürt nicht, daß der Bolschewismus Asiens Rache
an der entarteten, Asiens Heilspende an die, dennoch, ge*
liebte, noch gebärtüchtige Tochter ist; daß in der Wiege
des urältesten Bewußtseins von Mitleidspflicht, Weihkraft
erduldeter Qual, gleichem Rechtsanspruch alles von Athem
Durchwehten auch dieses Glaubensvermächtniß, wie des Ga*
liläers, in festen Knochenbau reifte und, wie das vom Kruzi*
fixus hinterlassene, zwar von einem Paulus, Gregor, Luther
weltlichem Machtbegehr und Behagenszweck angepaßt, nie
aber, niemals wieder, aus der Scholle der Mühsäligenhoff*
nung gerodet werden kann. Ein jüngeres Auge sähe es^nicht:
denn zwischenVogesen und Peipus qualmt die Lüge aus nicht
dünneren Garben als während der schwärzesten Kriegszeit.

Weitblickender, Ziele setzender Politik brächte der Greises»
wahn reichen Zins. Doch die Lüge, jetzt die von der Unschuld
der Wilhelminer, von der Friedensschmach und der still ver»
wegenen Jagd bis in den Rachemittag, biegt alle Balken deut»
scher Regirer und Meinungmacherpaläste, Verwaltung», Bet»
und Lehrstätten. Und nochimmer gilt die Pflicht, den „Feind",
aus dessen Verlegerkassen die Feldherren Falkenhayn, Hin»
denburg, Ludendorff doch ohne Nasenärger hohen Sold ein»
säckeln, mit Volldampf anzulügen, als des dreieinigen Gottes
Elftes Gebot. Noch immer wird, nach dem hehren Vorbild
der glorreich Geschlagenen, alle Schuld dem bösen oder
blöden Nachbar zugeschoben. So leben wir. Mitten in Ge»
genrevolution. Weit vorn schon auf der Straße, an deren
Ende ein einig Volk von Schiebern aus Sturm unter das Noth»
dach derMilitäidiktatur kriecht. Das aus schwammigem Fach»
werk gefügte „Kabinet", die versklarzte Dunkelkammer, in
der kein Lichtbild deutschen Geistes zu entwickeln ist, wird,
endlich, vom Volk die Bezahlung der von alten und neuen
Regirern zerbrochenen Töpfe fordern, irgendeinen diplo»
matischen Commis in Dutastas Canossaburg schicken und
durch löbliche Unterwerfung die zerquälten Landsleute aus
der Gefangenschaft erlösen, der sie von hellsichtiger Vernunft
seit Wochen entkettet sein könnten. Von Vernunft, die
weiß", was in Europa ist, was Asiens unsterblicher Schoß
gebar und wo allein noch deutschem Streben sich die Hohl«
gasse öffnet. Soll den Heimkehrern in einer stettiner Ge»
meindeküche, von einem breslauer Koch die Mahlzeit be»
reitet und danach, mit „Heppl Heppl Hurra!" das Eiapopeia
von Max und Ehrich, den Musterknaben, gesungen wer»
den? Die Scheidung der Individualisten von Sozialisten
ist heute nicht so wichtig wie andere: Scheidung Derer, die
in der bleichen Winterssonne wahrhaftigen Willens zum Frie»
den sauber zu leben, mit den Wurzeln des Heimathgefühles
sich in Menschheit einzuordnen trachten, von Denen, die
in jeder Fremdart den Feind wittern, die dicht eingewickelte
Mumie unfroh entschlafener, schon von Lessings Zwielicht»
witz gehöhnter Vaterlandliebe als Gottheit anbeten und,
auf ihren stummen Befehl, in Lügenbrodem, auf glühender
Esse das Schwert des Rächers schmieden.

Kräftige Gebilde der zweiten Gattung hat der Prozeß
Marlon, dessen Thatbestandsaufnahme dem Leser der „Zu*
kunft" nichts Neues zu sagen vermochte, vor das von Ent*
setzen geweitete Auge gestellt. Den Brigadier Reinhard, der
enttäuscht ist, als seine erste Frage, ob Marloh auch nicht
versäumt habe, Leute der Volksmarinedivision erschießen zu
lassen, verneint wird; danach die Blutbefehle häuft („Wo*
hin soll ich denn mit den Leuten? Alle Gefängnisse sind
überfüllt. Alles, was Marloh irgendwie erschießen kann, soll
er erschießen"); den aus unsäglicher Schreckensqual von
Dreißig allein Ueberlebenden geschwind vor die Flinte stellen
will; hinter verstaubte Pathetik die Betheuerung setzt, er
hätte andere Befehle gegeben, wenn ihm bekannt gewesen
wäre, daß die Marinesöldner zu Löhnungappell in die Fran*
zösischestraße gerufen waren: und selbst doch in dem Bri*
gadebefehl vom zehnten März diesen Appell angezeigt hatte.
Den Lieutenant Penther, der „vonHerzen gern" achtGewehr*
läufe auf dreißig wehrlose Männer zielen, Köpfe und Leiber
von Kugeln durchsieben hieß und den Gemetzelten obendrein
Schimpfrede ins Grab nachsandte; Gott schuf ihn, spräche
Porzia, „und so mag er für einen Menschen gelten". Herrn
Marloh. selbst, der die arglos in seinen Machtbezirk Ge*
langten wie bei Raub ertappte Strolche, wie räudige Köter
behandelt. Offiziere, vor deren Worten und Thaten der
Deutsche sich bang fragen muß, wie Befehlsträger, die so
mit Volksgenossen verfahren, wohl in Feindesland gehaust
haben mögen. Zwei Staatsanwälte, die, weitab von ihrem
Pflichtenkreis, über Vorgänge, die sie nicht sahen, und Wei*
sungen, die sie nicht hörten, einem im Verdacht des Massen*
mordes stehenden Lieutenant verschiedene Dienstberichte
anfertigen. Herr Weismann findet sich, als beeideter Zeuge,
lächelnd mit „Erklärung" seines Dunkelungversuches, „spie*
iend", wie der Volksmund sagt, mit der Thatsache ab, daß
der von ihm diktirte Bericht von dem Lieutenant „eine Lum*
perei" genannt worden ist. Herr Zumbroich ist im Juli nicht
der Pflicht zu Wahrung des Amtsgeheimnisses entbunden,
hat auch die „vier Monate zurück liegende Sache'nicht
mehr frisch im Gedächtniß"; im Dezember, nach abermals

vier Monaten, kann er, all in seiner Munterkeit, bis ins
Kleinste aussagen; und nun bereitet sein Zeugniß „dem
Wohl des Reiches oder eines Bundesstaates" nicht den „Nach*
theil", dessen Voraussicht allein die Oberbehörde,den Justiz*
minister (und für den Kriminalkommissar Mützlitz den unter
dem Minister Genossen Heine stehenden Polizeipräsidenten
Genossen Ernst), bestimmen durfte, die Genehmigung zu
Aussage zu weigern. Die Gewaltigen, die vom Juli bis in
den November von klarer Wiedergabe der reinhardischen
Dienstbefehle Nachtheile für den Staat fürchteten, könnten,
vielleicht, auf die Spur der „hervorragenden Persönlichkeit"
belfen, die Marlohs Verschwinden und die Verjährung des
Strafverfahrens gewünscht haben soll. Ist solcher „Betrieb"
Staatsanwälten jetzt von preußischen Rechtes wegen erlaubt?
Und wird nicht flink die Ordnungstrafe zurückgenommen,
die den Rechtsanwalt Liebknecht traf, weil er als Verthei* *
•diger des Hitzkopfes Ledebour gesagt hatte, Herr Zumbroich
sei das Bindeglied zwischen der Staatsanwaltschaft und
dem Corps Lüttwitz (dem die Brigade Reinhard angehört)?
Wir sahen noch einen General, der in dem tollkühn bru*
ialen Herrn Otto Marloh den blanksten Jungdegen, die
Krone der Schöpfung, bewundert, sich in umständliche Er*
•örterung der Flucht* und Versorgungmöglichkeiten einläßt,
von der über uns verhängten Regirung mit begreiflicher
Mißachtung spricht. Und den braunen, dunkel blickenden
Hauptmann Von Kessel, auf den, wie auf den Türkenkopf
-der Budenzielscheibe, von allen Seiten die Bolzen hagelten.
Warum? In dieser Sache scheint er nicht vom Motor der
Selbstsucht getrieben worden zu sein. Er wollte Vorgesetzte,
Marlohs und eines Civilisten, vor Gefahr schützen; und
daß nicht er Herrn Reinhard, daß der Oberst ihm, dem
schon von Haft Bedrohten, ein Loblied schmetterte, zeugt
wider die Annahme, der Hauptmann habe die Befehle des
Brigadehauptes verschärft. Er befahl der Fliegenden Kraft»
wagenstaffel, die als Kerntruppe der Lüttwitzer galt, führte
Tjis. gestern die Erste Abtheilung der Sicherheitwehr (der
grünen, aus Unteroffizieren der „zuverlässigsten" Regimenter
zusammengesetzten, gut gehaltenen Polizeitruppe) und stand
«einem Vigilantendienst vor, der im Jargon der Röthesten

„die Spitzeleentrale" heißt und dem aus drei Quellen, Auch
einer in Genossenland aufsprudelnden, ungemein große
Summen, oft über sechzigtausend Mark im Monat, zurannen.
Mit den Häuptern der absterbenden und der im Schatten der»
Aufstieg besinnenden Regiiung ist er in regem Verkehr; in
der Victoria» und in der Bellevuestraße, Unter den Linden
und in mindestens vier Häusern der Wilhelmstraße gleich
willkommen. Ob ihm vorgehalten wurde, daß er im Juni, als
schon im Ermittelungverfahren, nach § 1952der Militärstraf*
gerichtsordnung.beeideter Zeuge, ausgesagt hat, er habe weder
Marloh irgendwie gewarnt noch gewußt, wer ihn zur Flucht
abholte: Das war von dem Bilde dieser unzulänglich geleite«
ten, wirren, nirgends Klarheit schaffenden Hauptverhandlung
nicht abzulesen. Der Mann, von dem hier wohl nicht zum letzten
Mal geredet wird, soll sch ilmm gewirthschaftet, einen Schwärm
Armer in Unglück gerissen haben. Doch seines Wesens
Form ist wenigstens aus einem Guß; zeigt nirgends Sprünge
noch Dillen. Dieser wird niemals schlapp; steuert den Kahn
seines Lebens immer nach dem Kompaß des „Staatsinter»
esses", das nur er und Seinesgleichen recht versteht. Was
werfen ihm Leute vor, die nach dem selben Grundsatz, nur
schwächlicher, handeln, in Zaudern und Plaudern mehr Zeit
vergeuden? Der Wackere, der beschwor, die „Lusitania" sei
bewaffnet gewesen, marschirte dicht hinter dem Kaiser, der die
Lüge von französischem Luftbombenabwurf und Angriff aus»
walzte, und der Ehrengarde, deren Verleumderzunge das ge*
drosselte, methodisch ausgeplünderte Belgien obendrein nie*
derträchtigen Neutralitätbruches zieh. In tausend Arten, Ab*
arten sahen wir seitdem neben uns den Mann, der, wie auf
Evangelium, auf die Deutschenpflicht schwor, fürs Vaterland,
vordem Feinde, das Blau vom Himmel zu lügen. LasetIhr nicht
vorgestern, der Franzos, Brite, Amerikaner, der dulde, daß
die gefangenen Deutschen erst an dem durch Vertrag be*
stimmten Tag (also fast zwei Jahre, mindestens, früher als
die in Deutschland gefangenen Russen) frei werden, sei aller
Rechte desGentleman verlustig? Nicht gestern, die Frage nach
der Schuld am Ausbruch des Krieges könne erst beantwor*
tet werden, wenn auch die Großmächte des Westens sämmt*
liehe Urkunden veröffentlicht haben? Die erste Behauptung

war auf die Faselmär gestützt, jm Sinn internationalen Ge*
setzes könne ein noch nicht in Rechtskraft gediehener Ver*
trag die Rechtswirkung giltigen „Friedensschlusses" erlan«
gen; die zweite auf den plautisch schnurrigen Einfall, wie
der Kriegserklärer, so müsse auch der Kriegserdulder seine
Unschuld beweisen. Nach dem letzten Schluß dieser Weis*
heit dürfte kein Dieb verurtheilt werden, ehe der Bestohle«
ne erwiesen hat, daß er nicht selbst irgendwann, irgendwo,
irgendwas geklaut habe oder stibitzen wollte. Die für diese
zwei Thesen haftenden Herren, General Graf Montgelas, de*
mokratische Excellenz, und Professor Schücking, Völker*
rechtslehrer und Bestätiger des sogar im Auswärtigen Amt
zornig getadelten Urtheils gegen Fryatt, sind über Abgrunds,
kluft spät, erst anno 19, in die neue Ueberzeugung geklet*
tert, sicher am Leitseil des Patriotismus, der im Angesicht des
Feindes nicht in unbeschränkte Wahrhaftigkeit verpflichtet.
Von ihrer Ehrwürde wende ich mich zu dem kupfernen
Kessel. Der kanns besser. Ist die schlankste Säule unserer
noch immer großen Zeit. Wenn, nächstens, Herr Ebert in die
Eierhäuschensphäre verduftet: wäre dieser stramme, bis aufs
Messer und bis in die Knochen patriotische Sicherheit»
wahrer nicht der paßlichste Reichspräsident, das tüchtig ra*
gende Haupt und das Sturmbanner Allen, deren Stolz (nach
dem Treffspruch eines helläugigen Fräuleins) ist, in Lust
und Leid sich als „doof und jerissen" zu bewähren? Mir
ist der Kerl aus einem Stück, „in omni feritate versutissi*
mus", lieber als der von seelisch Verlotterten gelobte Pfar*
rer und Feld»Aufklärung*Redner, der, so selbstgefällig, als
wäre er der Erste Generalquartiermeister des Himmels, dem
Gerichtshof sein Gefühl und sein Schauen offenbarte. Auch
gegen mich, der an der Rettung seines Neffen in Christo
am Ende nicht ganz unschuldig ist, hat er Einiges getratscht;
nicht ein auch nur auf Krücken haltbares Wort. Aber ich
möchte den theuren Gottesmann, der die Flucht eines des
Massenmordes Verdächtigen begünstigt und dann überlegt
hat, ob er durch rückhaltlos wahrhaftiges Zeugniß nicht die
Stellung seiner „politischen Totfeinde" stärke, ins Gespräch
mit der geistlichen Behörde entlassen, die durch Duldung
solcher Kanzelzier dichten Schwärmen das Signal zu Auf»
bruch aus der Landeskirche gäbe.

Der vom Rechtsanwalt Grünspach mit klugem Takt,
mit (mir allzu) behutsam das Vorurtheil schonender Tapfer«
keit vertheidigte Oberlieutenant Marloh ist freigesprochen
worden. Oberst Reinhard muß angeklagt, muß, nach meiner
Ueberzeugung, wie auch der Kessel stehe oder falle, als
der allein Schuldige wegen gröbsten, in seinen Folgen un*
geheuerlichen Mißbrauches der Dienstgewalt verurtheilt
werden. Die letzte Rechtsgrundlage des deutschen Staates
müßte bersten, wenn diese Anklage nicht rasch nun käme;
und des Aufruhrs heisere Stimme würde sie fordern. Weh dem
Reich, wo auch dieses alle Menschheit schändende Kapital»
verbrechen, wie die Hinschlachtung der Gefangenen Lieb»
knechtjogisches,Landauer, Rosa Luxemburg und all ihrer Ge»
nossen nicht Sühnung fände! Zwei republikanische Offiziere,
die Herren Müller und Schwabacher, haben muthig aus»
gesagt, daß der Ursprung des frevelnden Wollens in den
Bluträchererlassen des Herrn Noske zu suchen sei, der, nach
der Bekundung des Sozialdemokraten Klawunde, dem Bericht
über dieMetzelung der Neunundzwanzig in erhabener Ruhe,
ohne Zucken der Wimper, gelauscht hat; felsfest, gewiß,
„auf dem Boden des Erfurter Programmes". Von den dummen
Ausfluchten, dreisten Anschuldigungen dieses Parviden wird
noch, mit hier gebotener Deutlichkeit, zu reden sein. Wie
der Allerhöchste Bürgerkriegsherr, so fehlte auch ein an»
derer gewichtiger Zeuge der lichtlosen Hauptverhandlung:
der Geheime Regirung»Rath Strauß, dessen Name auf
Marlohs gefälschtem Reisepaß steht. • Zu erforschen, wie
er dahin kam, wer, unter welcher Begründung, das Visum
erbat, konnte das Spruchgericht reizen. Manchen Anderen,
schon jetzt, vor des Volkszornes Weihnacht, zu ergründen,
was den reichen Inhaber der kölner Eisenfirma Strauß &.
Wolff getrieben habe, nach der „Revolution" sich politisch
rastlos zu bemühen, in Weimar und Berlin Minister um sich
zu schaaren, unter dem hochkonservativen Staatskommissar
Von Berger die „innere Ordnung" zu betreuen. Wie gesellig
sie, mit welchem Betriebsmittelaufwand, gewahrt wird, läßt
die heimlich kreisende Momentaufnahme ahnen, die einer
Kellnerslaune das Leben danken soll. Köpfe ... Daß zu den
Stammgästen dieser Esplanade»Tafelrunde, aus derofterlauch»

tere Namensunterschriften heimgetragen wurden, auch Herr
von Kessel gehörte, war bekannt. Neu, daß aus der Luxusbe»
triebsstätte (für dem Aussteller persönlich Unbekannte) Pässe
zu erlangen waren, um die minder Begünstigte sich Wochen
lang in Winterschweiß plagen. Der Kasus könnte die Minister
des (preußisch) Inneren und der Reichswehr immerhin der
Untersuchung werth dünken; wenn sie nicht „im Bild" sind.
Nur den Assyrern war der Strauß ein unantastbar heiliger
Vogel. Gordianus Afrikanus, der Römerkaiser, zeigte dem
Bogen der Jagdgäste einen grellroth gefärbten als Ziel. Doch
die Legende, der Strauß wähne sich unsichtbar, wenn sein
Kopf im Sand steckt, ist aus der Kinderfibel.

Sorge

Von dem Minister für Wissenschaft, Kunst und Volks«
bildung, dem ich im vorigen Heft antworten mußte, habe
ich noch drei Briefe und zwei Stenogramme erhalten. Herr
Haenisch schreibt, nicht, wie ich glaubte, vor fünf, sondern
vor zehn Jahren habe er mir Auto, Diener und anderen
Luxus Parvorum angedichtet. Zweitens: „Ich lege das größte
Gewicht darauf, vor den Lesern der .Zukunft' mit dem denk*
bar größten Nachdruck festzustellen, daß die Verleihung
des Lehrauftrages an Herrn Professor Friedmann im Früh»
sommer dieses Jahres erfolgte, ohne daß davon die Herren
Parvus und Sklarz eine Ahnung hatten." Diese Herren haben
im Herbst für siebenhunderttausend Mark das Mitrecht zu
Verwerthung des „Heilmittels gegen Tuberkulose" erkauft,
das zuvor schon, durch Vermittelung eines berliner Arztes,
einem ungarischen Brauereibesitzer zu Erwerb angeboten wor»
den war. Den schwer zu ertastenden Werdegang des Mittels
und seines Erfinders können wir, auch dann nur aus Laien»
auge, erst prüfen, wenn hohe Stöße bedruckten und beschrie»
benen Papiers aus zwei Erdtheilen gesichtet sind. Drittens:
„Ich habe bis zur Stunde weder gewußt noch auch nur ge»
ahnt, daß, wie Sie schreiben, Herr Georg Sklarz dem Großen
Generalstab des Feldheeres (N. O.»Mitte) als .Vertrauens»
mann diente." Seltsam. In der Kreuzzeitung stand am Achten,
in den Ersten Hotels der Schweiz sei Herr Sklarz ein längst
wohlbekannter Gast. Ists auch in den Luxusherbergen des Nor»

dens, Nord« und Südostens. Fiel Herrn Haenisch niemals auf,
daß sein Freund und Verleger aus unserem Kriegskäfig, wie ein
Irrwisch, wie einst im Mai der Majestät nur Tatii»Tata durch
Europa funkelte und von jeder Reise paktolischen Gold»
sand heimschleppte? Einen Diplomatenpaß hatte und, was
ihm just beliebte, auch Menschliches, aus* und einführen
durfte? Daß ihm sogar Riesengeschäfte mit feindlichen Aus»
ländern, unter der Deckfirma des Russen Witkin, und noch
größere Verschiebungen erlaubt wurden, weil N.»0.»Mitte
das Reichswirthschaftamt in Duldsamkeit zwang? Selbst wenn
der Kulturminister nie mit den Genossen Ebett und Noske,
Legien und Janson, Scheide» und Heilmann, mit dem Kolle»
gen Erzberger, dem Grafen Ulrich Brockdorff*Rantzau, den
Herren Toepfer und Cahen über die politische Rolle der
Helphand &. Sklarz gesprochen hätte, müßte er wissen, daß
HerrSklarz, als Generalstabsagent, zuerst in Zürich die Lenin,
Trotzkij, Radek in den Durchreiseplan überredete, den, weil
die Russen nur mit Offiziellen endgiltig verhandeln wollten,
der Gesandte Von Romberg dann beglaubigen mußte. Und
fordert Herr Haenisch wirklich von Ernsthaften den frommen
Glauben, in ihmhabe dieThatsache niemals Verdachtgeweckt,
daß sein Verleger für soziale Wissenschaft „nebenbei" eine
Wach» und Schließ »Gesellschaft, eine Corpsmarketenderei
leitete, mit Nährmitteln, Kohle, Chemikalien, Automobilen,
Thermometern, Sundtransporten UndRindsgulyasMillionen»
geschäfte machte? In Hamburg ist vor acht Tagen sein junger
Neffe Pop, Inhaber der berliner Domino»Bar und Viertel»
millionär, als Lieferant von Rindsgulyas aus Pferdefleisch er»
tappt worden und hat ausgesagt, sein Onkel habe ihn mit
den Herren Noske, Scheidemann, Ebert in Verkehr gebracht,
die ihm, alle Drei, „Ausweise" zum Ankauf von Lebens»
mittein gaben. Das kann, Alles, ein Weilchen verschwiegen,
von Feilen verlogen werden. Sah aber der Minister für Kunst
niemals die Sorge in Faustens Meergemäuer einschlüpfen?
Hörte das Ohr der Minister»Genossen nicht in Advents*
lust eine Sense dengeln? „Es ziehen die Wolken, es schwin»
den die Sterne; da hinten, da hinten, von ferne, von ferne,
da kommt er, der Bruder, da kommt er, der Tod."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hardea in Bertin. — Verlag deff
Zukunft in Berlin. — Druck Ton Faß C Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Berlin, den 20./27. Dezember 191»
Mit eiserner Schaufel
Die Mördergrube
A m elften März sind in Berlin neunundzwanzig schuld»
lose Deutsche in grauser Metzelei getötet, ohne Richter»
spruch, ohne Verhör, ohne die knappste Frage nach Schuld
oder Unschuld gemordet, sind mindestens zweihundert an«
dere Deutsche, ohne den winzigsten Versuch, ihnen irgend»
welche Schuld nachzuweisen, Stunden lang, wie gefährlich
wilde Raub:hiere, in den engsten Käfig gepfercht, mißhan»
delt, ausgeplündert worden. Spätestens zwei Tage danach
wußte die Militärgerichtsbehörde, wußten zwei Staatsan«
wälte des berliner Landgerichtes, daß diese Schandthat die
unmittelbare Folge von Befehlen war, die der Reichswehr»
minister Noske und der Brigadekommandant Oberst Rein»
hard gegeben hatte; insbesondere von Befehlen des Herrn
Reinhard, „möglichst viele Mitglieder der Volksmarinedi»
vision bei der Gelegenheit des Löhnungappells zu verhaften"
und „Alles zu erschießen, was man irgendwie erschießen
könne". Die mit steigender Heftigkeit wiederholten Blut»
befehle des unwürdig leichtfertigen Befehlshabers sind am
zweiundzwanzigsten November hier in dem durch glaub»
hafte Zeugenaussagen bekundeten Wortlaut veröffentlicht
und dieser Wortlaut ist in der Hauptverhandlung wider
den Oberlieutenant Marloh als richtig erwiesen worden. In
neun Monaten sahen wir nicht einen ernsten Versuch zu

Sühnung des niederträchtig ruchlosen Verbrechens. Der That» bericht des zuerst Angeschuldigten verschwand aus den Akten; wer ihn verschwinden ließ, ist nicht ermittelt worden. Neue Berichte, deren zweiten Herr Marloh „eine Lumperei" ge» nannt hat, wurden von den weder von Amtes wegen noch durch Vorgangskenntniß dazu befugten Staatsanwälten Zum' broich und Weismann gemacht, die noch im Amt sind. Vor» gesetzte haben dem Angeschuldigten empfohlen und ermög» licht, sich durch Flucht der Gerichtsbarkeit zu entziehen; sie sind unangetastet in ihren Stellungen geblieben. Der Mann, der den zur Flucht nothwendigen falschen Paß (auf den erfundenen Namen eines Hauptmannes Moergner) un* terschrieben hat, der durch seine Weimarer und berliner Ministerfütterungen bekannt gewordene,aus weniger bekann« ten Gründen zum Geheimen Regirung.Rath ernannte kölner Eisengroßhändler Strauß, ist nicht zu Zeugniß vorgeladen, nicht gefragt worden, von wem, unter welcher Begründung, das Visum erbeten und wodurch der Geheimrath bestimmt wurde, es für einen ihm persönlich Unbekannten zu gewähren. Diese Frage wurde auch nicht dem Herrn Noske gestellt, dessen Name unter anderen gefälschten Ausweispapieren des Flüchtlings steht. Die preußischen Minister der Justiz, des Innern und der berliner Polizeipräsident wurden nicht gefragt, warum sie untergebenen Beamten die Genehmigung zu Aussage im Vorverfahren geweigert, ohne Rechtsgrund die Aufhellung des Thatbestandes gehindert haben. Ober» lieutenant Eugen von Kessel, Chef eines Vigilantendienstes, der vom Corps Lüttwitz, vom Staatskommissar für innere Ordnung (Berger» Strauß)- und vom berliner Polizeipräsi» denten (Genossen Eugen Ernst, Verfasser eines Buches über und gegen Spitzelwesen) mit Geldmitteln versorgt wird, hat als schon im Ermittelungverfahren, nach § 1952 der Mililtärstrafgerichtsordnung, beeideter Zeuge am sechsten Juni ausgesagt: „Ich habe Marloh in keiner Weise gewarnt, weil ich ja nicht wußte, was bevorstand. Ich weiß nicht, wer der Unbekannte war, der Marloh abholte, weiß, nicht, wo Marloh weilt, habe auch keine Anhaltspunkte." Mar» lohs Aussage lautet: „Kessel rief mir zu: ,Sie lassen sich sofort

eine Prothese machen, bekommen andere Papiere Und Geld
und müssen unbedingt sofort verschwinden.' Ich lehnte ab.
Kessel ließ aber nicht locker. Auf keinen Fall dürfe eine
Vernehmung in der Sache stattfinden; Oberst Reinhard und
andere, höhere Stellen dürften nicht kompromittirt werden
Danach hatte ich mit Kessel noch einen heftigen Auftritt in
dieser Angelegenheit. Als ich dann auf der Flur (des Land»
gerichtes) Kessel traf, rief er: ,Wie, um Gotteswillen, können
Sie sich hier mit mir sehen lassen!' Erwarvollkommen fassung»
los. Durch Kessel wurde auch Pfarrer Rump umgestimmt und
rieth mir nun auch zur Flucht. Der Kriegsstammrollenauszug,
den ich erhielt, trug die Buchstaben ,v. K.'; ich nehme an, daß
er von Kessel unterschrieben war. Von Kessel hat Lieutenant
Wehmeyer den Stempel, hat Lieutenant Hoff mann, sein Ad*
jutant, fünftausend Mark und die Fahrkarte Erster Klasse
nach Frankfurt am Main für mich erhalten. Auch das später
nachgeschickte Geld kam in ausdrücklichem Auftrag Kessels."
Der hat, wie ein General und ein Pfarrer bezeugt haben, mit
unermüdlichem Eifer Marlohs Flucht empfohlen und als Preis
des „Opfers für höhere Stellen" dreihunderttausend Mark
angeboten. Grund genug zu dem Verdacht, daß er am sechsten
Juni wissentlich Falsches beschworen habe, also eines Ver»
brechens schuldig sei. Was schreibt für solchen Fall das
Gesetz vor? „Die Untersuchunghaft ist zulässig, wenn drin«
gende Verdachtsgründe gegen den Beschuldigten vorhanden
sind und entweder ein Verbrechen den Gegenstand der Unter«
suchung bildet oder der Beschuldigte der Flucht verdächtig
ist öder Thatsachen vorliegen, aus denen zu schließen ist,
daß der Beschuldigte Spuren der That vernichten, Zeugen
zu einer falschen Aussage oder dazu verleiten werde, sich
der Zeugnißpflicht zu entziehen" (§ 176 der Militärstrafge«
richtsordnung). Meineid ist ein Verbrechen; der Beschul»
digte, der Marloh zu Flucht trieb, ist selbst der Flucht und
des Willens zu Verdunkelung (im Interesse des Staates und
„höherer Stellen") dringend verdächtig. Alle drei Voraus«
Setzungen treffen zu. Noch am dreizehnten Dezember aber
hatte der Gerichtsherr nicht die Untersuchunghaft angeord«
net. Der Oberlieutenant ist nach der Aussage vom^sechsten

Juni Hauptmann geworden, führte die Erste Abtheilung der
Sicherheitwehr und war dem Arm bürgerlicher Gerichtsbar«
keit unerreichbar. Im Vorverfahren waltete das Gericht des
Gardekavallerie»Schützencorps (Lüttwitz); wie das Staats«
kommissariat für innere Ordnung und das Polizeipräsidium
mitwirkten, sahen wir. Herr von Kessel hatte mit den drei
Mächten zu thun, die für seinen Spitzeldienst die Geldmittel,
bis zusechzigtausendMarkimMonat, liefern. Oberst Reinhard,
so lasen wir, ist auf seinen Antrag, mit dem ihm zustehen»
den Ruhegehalt aus dem Dienst entlassen worden. Glauben
unsere Effrontes ernstlich, mit Mächlerei und Notizengekram
die ungeheure Sache abthun, hinter die vollen Hosen eines
Preßgesindes, das stets hündisch vor thronendem Unrecht
gewedelt, nie zu Rettung geschändeten Rechtes einen Finger
geregt hat, ewig, wie hinter eine Erzmauer, sich bergen zu
können? Wähnen sie, großschnäuzige Ministerreden in
der Nationalversammlung über den unvergänglichen Ruhm
deutscher Rechtspflege könnten andere Wirkung haben als
die, stockernste Hühner zum Lachen zu bringen? Oberst
Reinhard ist, mindestens, sehr dringend verdächtig, Anstifter
der That zu sein, die Herrn Marloh vor das Kriegsgericht
brachte; und sein Handeln fällt in den Bezirk des § 118
im Militärstrafgesetzbuch, der sagt: ‚Wer vorsätzlich seine
Strafbefugnisse überschreitet, insbesondere, wer wissentlich
unverdiente oder unerlaubte Strafen verhängt, wird mit Ge*
fängniß bis zu fünf Jahren bestraft; zugleich kann auf Dienst«
entlassung erkannt werden." Daß man den Schuldigen, ehe .
gegen ihn ein Strafverfahren eingeleitet war, gehen ließ, ist
unverzeihlich. Er muß angeklagt, muß wegen gröbsten, in
seinen Folgen grausigen Mißbrauches der Dienstgewalt ver«
urtheilt und zugleich muß der ganze Rattenkönig von Ver*
brechen, Vergehen im Amt, Fälschung, Begünstigung ent*
knotet, geköpft, dem schmählich beleidigten Rechtsbewußt*
sein Sühne gesichert werden. Die letzte Rechtsgrundlage
des deutschen Staates müßte bersten, wenn diese Sühne nicht
rasch käme; und des Aufruhrs heisere Stimme würde sie
fordern. Ein junger Offizier, der vom ersten bis in den
letzten Kriegstag, als Freund seiner Mannschaft, in Graben

und Feuer stand, schrieb mir: „Die Zustände in diesem
Deutschland sind so erschreckend, daß man sie nicht län»
ger thatlos hinnehmen darf. Wenn Leute vom Schlag der
Noske und Reinhard straflos bleiben, müssen wir noch ein»
mal die Gewehre nehmen und die beschworene Verfassung,
mag sie noch so jämmerlich sein, vertheidigen. Es lohnt
sich nicht, in einem Staat zu leben, der die einfachsten, ele»
mentarsten Menschenrechte mißachtet." Eine Stimme von
tausenden. Unhörbar gewissenlosen Pfründnern, die heute
bei Herrendiner, morgen bei Familienfraß schmatzen und
sich einbilden, mit dem Schleppmantel gestern erlisteter, er»
wisperter, erstohlener Macht alle Schmach alltäglicher Rechts»
versudelung zudecken zu können. Doch die Stimmen ent«
schlossener, zum Aeußersten, wenns sein muß, zu wirklicher,
erbarmungloser Revolution entschlossener Männer. Fest ent«
schlössen auch, jeden dieser schwatzhaften, unwahrhaftigen
Zufallsminister persönlich vor dem Volksgericht für Un»
recht verantwortlich, für Schandthat haftbar zu machen. Wird
die Massenmetzelei, die bestialisch grausame Hinmordung
Unschuldiger nun, endlich, an den Verbrechern gesühnt?
Sputet Euch, Excellenzenl Sonst muß der Saustall, dessen
Pest himmelan stinkt, von außen entriegelt, entmistet wer»
den. Und die Eunuchengarde schurkischer Schreiber, denen
das Recht milchende Kuh oder dem Zuhälter Schandzins
einbringende Dirne ist, wird die Unrechtshäufer, die Groß»
Siegelbewahrer aller Schmutzerei nicht vor dem Zugriff, dem
Brandmarkeisen, dem Strang des Henkers schützen.
Ein Brief, der zu diesem Gegenstand gehört:
„Nach, langem Hin- und Herschreiben, nach drei Vierteljahren
des Wartens auf Antwort auf meine Gesuche war endlich der Tag
der Verhandlung herangekommen. Eine Woche vorher halte ich an
den Reichswehrminister geschrieben und gebeten, als Zeuge geladen
zu werden; ich schilderte in dem Brief die Vorgänge in der Franzö-
sischenstraße, wie ich sie in dem am sechsten Dezember hier abge-
druckten Brief geschildert habe. Die Antwort lautete: persönlicher
Stab des Reichswehrministers. Ihr an den Herrn Reichswehrminister
gerichtetes Schreiben ist an das Oberkommando Noske abgesandt'
Am zweiten Dezember kam wieder ein Schreiben. »Reichswehr-

gruppenkommando I, Lüttwitz. Ihr an Herrn Reichswehrminister
gerichtetes und hierher gesandtes Schreiben betreffs Zeugenladung
ist zur Untersuchungsache Marlon an das zuständige Gericht der
Reichswehrbrigade 30 weitergegeben worden.' Da von dem Gericht
keine Antwort kam, ging ich selbst ins Kriminalgericht. Die Ver-
handlung hatte schon angefangen. Meine Bemühungen, mir Eintritt
zu verschaffen, mißlangen an dem ersten Verhandlungtag. Ich hatte
mich nun an Herrn Dr. Meyer, Kriegsgerichtsrath und Anklagever-
treter im Prozeß Marlon, mit der Bitte gewandt, als Zeuge vernom-
men zu werden. Mit Achselzucken sagte er mir: Ja, Herr Roeder,
Ihr Name ist mir bekannt, aber ich habe zweihundert Anträge, Je-
den zu laden, ist unmöglich: und Ihr Geld bekommen Sie hier doch
nicht.' Ich legte ihm Papiere vor, betheuerte, daß ich schwer ge-
schädigt und ein wichtiger Zeuge sei: Alles vergebens. So trat ich
denn den Rückweg an und besorgte mir für die nächsten Tage eine
Einlaßkarte. Mit zusammengepreßten Lippen, mit geballten Fäusten,
mit laut pochendem Herzen hörte ich mir die Darstellung der schreck-
lichen Vorgänge an. Lüge auf Lüge drang an mein Ohr. Ich hätte
aufspringen mögen, um den Thätern die Wahrheit mitten ins Gesicht
schleudern zu dürfen. Ich durfte nicht. Wie ein Dolchstich ging
es durch mein Herz, als der Angeklagte den Richtern zurief: ,Von
meinen Leuten hat keiner sich der Mißhandlung schuldig gemacht,
keiner geplündert!' Ein Angeklagter braucht ja nicht der Wahrheit
die Ehre zu geben. Wo ist meine Brieftasche, Inhalt 350 Mark
nebst LeDensmittelkarten? Wo ist meine silberne Uhr nebst Kette?
Hat nicht Marloh selbst sie mir abgenommen? Ich erkenne ihn
wieder, trotzdem er heute Uniform trägt. Warum trug er damals,
als Befehlshaber einer scharf schießenden Truppe, Civil? Mein ge-
sunder Menschenverstand weiß es und der meiner hingeschlachteten
Kameraden wußte es in der Todesstunde auch. Sollte uns nicht
eine Falle gestellt werden? Der Offizier-Stellvertreter Penther, der
,von Herzen gern' auf dreißig unschuldige Deutsche schießen ließ,
ist inzwischen zum Lieutenant befördert worden. Auch ihn erkenne
ich. Ja: Dieser wars, der mich mit den schönsten Kraftausdrücken
eines ,besseren Menschen' (Das glaubt er zu sein) belegte, mich ,Ver-
brecher', ,blauer Hund' und Aehnliches schimpfte, der das Bild
eines Erschossenen hochhob und rief: ,Diesen Lumpen habe ich
eben miterschossen! Das Bild werde ich meinem Oberst zeigen!'
Dem Oberst Reinhard? Ich hörte, sah, erinnerte mich deutlicher
als je der Vorgänge: und mußte schweigen. Ich hörte auch den
Freispruch. So viele Menschen ins Unglück gestürzt: und kein Schul-
diger. Das ist gerechtes Gericht. Niemand wird sich unser nach

diesen spannungvollen Tagen noch erinnern. Oder leuchtet doch
ein Stern, der den Weg zu Gerechtigkeit zeigt? Holz und Kohle
fehlen im Haus; aber einen Stoß Antwortschreiben auf meine Ge-
suche, als Zeuge oder Kläger geladen zu werden, habe ich. Nur
schaffen sie, wenn ich sie verbrenne, mir keine warme Stube.
Wollen Sie, Herr Harden, noch einmal für uns eintreten? Hermann
Roeder, Berlin, Elisabethstraße 4 !."
Kleine Anfrage
„Anfrage Nr. 569. In dem vor dem berliner Militärgericht
verhandelten MordprozeßMarloh machte derHauptmannSchwabacber
als Zeuge unter seinem Eide das Eingeständniß: ‚Meines Erachtens
trägt an der Erschießung der Matrosen in der Französischenstraße
der Noske-Erlaß die Schuld. Wie weit die Regirung ging, illustrirt
der Fall der Haftlisten, welche kurz vor dem Versailler Frieden auf-
gestellt wurden. In diesen Haftlisten setzte sich der Reichswehr-
minister Noske über die Immunität der Unabhängigen Abgeordneten
hinweg, weil der Minister die Absicht hatte, gegen die Unter-
zeichnung des Friedens zu stimmen. Pa es sich um einen Eventual-
befehl handelte und der Minister nachher für den Frieden stimmte,
sind die Haftlisten nicht in Kraft getreten: aber ihre Aufstellung
ist überaus bezeichnend. So war es in zahlreichen Fällen.' Inwie-
weit |und seit wann ist die Regirung über dieses Vorgehen des
Wehrministers Noske unterrichtet? Was gedenkt die Regirung zu
thun, um die gefährdete Immunität der Mitglieder der Nationalver-
sammlung und umFreiheit und Leben schuldloserStaatsbürger sicher-
zustellen? Berlin, am neunten Dezember 1919. Kunert. Henke"
Um rasche Antwort wird gebeten.
Spreespelunken
Die ältere, noch aber fortstinkende Schmach des in der
Sache Liebknecht»Luxemburg gefällten Urtheils soll jetzt in
der Stille verscharrt werden. Die Zwei sind, als wehrlos
Gefangene, von der Wachmannschaft mit langsam martern«
der Grausamkeit gemordet worden. Die That wurde zuerst
schlau hinter einen dichten Lügenschleier geborgen, in den ich
den ersten Schlitz reißen konnte. Weil danach das ganze
Truggewebe sich löste, das frech erfundene Märchen von
Volkszorn und Lynchjustiz nicht mehr zu halten war, mußte
man sich zu Anklage und Hauptverhandlung entschließen.
Ein Soldat wurde (genau wie später, nur ohne öffentliche Ver»
Handlung, auf dem schwanken Grund eines Gutachtens, der

Mörder Haases) für „geisteskrank" erklärt und, „bis auf Weiteres" irgendwo nett untergebracht, der Oberlieutenant Vogel zu gelinder Strafe verurtheilt, vor deren Antritt aus der Haft befreit, mit gefälschten Ausweispapieren und Geld nach Holland, nach Argentinien befördert. Von einem Ver» fahren gegen die Paßfälscher, fahrlässigen Aussteller amt» licher Urkunden, Begünstiger der Flucht haben wir bis heute eben so wenig gehört wie im Fall Moergner»Kessel*Strauß» Noske. Die Vorspiegelung des Kriegszustandes gab dieMög» lichkeit, gegen das „im Feld" ergangene Urtheil die Rechts» mittel der Berufung und der Revision auszuschließen. Rechts* kraft und Vollstreckbarkeit erlangt solches Urtheil „durch die Bestätigung; wem das Bestätigungrecht und das Auf« hebungrecht zusteht, bestimmt der Kaiser" (§§ 419, 20, 22 der Militärstrafgerichtsordnung). Der Herr Kaiser ist nun aber als Deserteur ins Ausland entwichen. Nicht, wie neulich, bei einer Ausstellung seiner vielfach als falsch erwiesenen Ge» dächtnißbilder, General Ludendorff behauptete, um durch sein Verschwinden aus der Heimath dem deutschen Volke günstigeren Frieden zu erlangen (der gerade, wie Bona» partes Vorgang lehrt, durch freiwillige Selbststellung des Im* perators zu sichern war), sondern, wie am neunten November» abend 1918 Wilhelm selbst an seinen ältesten Sohn schrieb, „weil der Feldmarschall mir gemeldet hat, daß er meine Sicher» heit im Hauptquartier nicht mehr verbürgen könne und daß auch die Truppen nicht mehr zuverlässig seien". Aus ge» meiner Furcht, in bleicher Angst um sein von Gottes Gnade doch wohl nicht mehr zulänglich geschirmtes Leben hat er „nach schwerem inneren Kampf sich entschlossen, das Heer zu verlassen und nach Holland zu gehen". Fahnen» flucht im Feld. Gefängniß von fünf bis zu zehn Jahren und Versetzung in die Zweite Klasse des Soldatenstandes. Ge« neral Ludendorff, der um die selbe Zeit, als, freilich, Ver» abschiedeter, zur Reise Berechtigter, nach Schweden ging, kennt die Ereignisse nicht, weiß nicht, wie hart der Kriegs» minister selbst öffentlich über den Feigling urtheilte, der Millionen würdigerer Männer in den Tod gejagt hatte und in der ersten Fährnißstunde nur an seine „Sicherheit" dachte;

und sollte nicht länger noch leichtfertig über Dinge sprechen, deren Untergrund er nicht einmal durchzufühlen versucht hat. Mit dem Kaiser ist auch dessen Bestätigungrecht ge* storben. Auferstanden aber und eingegangen in die erlauchte Person des Allerhöchsten Bürgerkriegsherrn Genossen Gustav Noske, Reichswehrministers, Generalissimi, Oberkomman« direnden in den Marken. Doch „mein Justaf der Süße, der braucht was für die Füße und Klappen vor die Ohren auch und dann was Warmes um den Bauch." Fräulein Kläre Waldoff singts; und ungefähr, nur mit anderen Worten, sagts der minder beträchtliche Offiziosus des Zupackers. „Da es sich um ein Urtheil eines berliner Militärgerichtes handelt, war der Oberkommandirende zuständig. Der Bestätigung ist eine nochmalige Durchprüfung durch militärische und civile Sachverständige vorangegangen. Diese waren einstimmig der Ueberzeugung, daß auf Grund des vorliegenden Ma» terials auch eine Wiederholung des Prozesses ein anderes Urtheil nicht ergeben könne." Punktum. Und weil die „Durch» prüfung" nicht, wie sich ziemte, höchstens acht Tage, son* dern Monate gedauert hat, hören wir erst in der zweiten Dezemberwoche, daß und von wem das lieblich duftende Urtheil bestätigt worden ist. Unverschämtes Gequatsch. Wenn nur an der Frage, ob „auf Grund des vorliegenden Materials ein anderes Urtheil ergehen könne", die Entscheid dung hinge, wäre nur Revision („Durchprüfung"), nicht Be* rufung und Wiederaufnahme des Verfahrens, um die sich doch der Verstand ganzer Juristengeschlechter gemüht hat, im Strafprozeß nothwendig. Welche „militärische und civile Sachverständige" haben durchgeprüft? Die hat nicht Herr Noske nach Allerhöchstseiner Willkür auszusuchen. Nach der Militärstrafgerichtsordnung ist vor der Bestätigung „ein Gutachten der Militäranwaltschaft" einzuholen insbesondere, „wenn die Entscheidung des Kriegsgerichtes bedenklich er* scheint"; und „die Begutachtung soll nicht durch einen Be» amten oder Offizier geschehen, welcher in der Hauptverhand* lung als Richter, Vertreter der Anklage oder als Vertheidiger mitgewirkt hat; der Befehlshaber kann eine Vervollstän* digung der Untersuchung anordnen" (§ 424, 25, 26, 27).

Wollsocken, Ohrenklappen, Bauchbinde schützen den Süßen
nicht vor der Verantwortlichkeit. In abscheulicherer Nackt*
heit noch als auf dem unsterblichen Badebild mit dem fetten
Futtergenossen von der Regentenkrippe steht er vor dem
Sühngericht des Volkes: als der Mann, der verhindert hat.'daß
ein mehr als je ein anderes „bedenklich erscheinendes", ein auf
schmierige Lügen wälle gestütztes Urtheil aufgehoben, die Un«
tersuchung „vervollständigt", die Gelegenheit zu Nützung
neuen „Materials"geboten und danach auf den Willen zu Wahr»
haftigkeit von Unbefangenen ein Urtheil gegründet werde,
dem Themis nicht, wie in Strolchsarm eine jungfräuliche Seele
dem geraubten Hymen, nachtrauern müßte. Die Behaup*
tung, in dem engen Kreis der (allein in Verdacht stehen«
den) Wachmannschaft seien die Mörder Liebknechts und
der Frau Luxemburg nicht zu finden, die Anstifter, Ersinner,
Bereiter der Mordthat nicht zu ermitteln, langt über die
Grenze alltäglich gewordener Regirerfrechheit weit hinaus.
Kann die Verscharrung der Schande gelingen? Schon im
November schrieb ich: „Mein Laienurtheil glaubt, daß Lieb»
knechts Familie von dem Staat, dessen Organe den oder die
Mörder ihres Ernährers entwischen ließen, das Recht auf
Unterhalt erstreiten und in diesem Civilprozeß wichtige, in
Tiefen, auf Höhen Licht werfende Wahrheit erlangen könnte."
Die wäre auch in einem anderen Verfahren zu suchen und,
vielleicht, zu finden. In einem Strafprozeß hat der schlim«
mer Erpressung Angeklagte, ein Herr von Tyszka, behaup*
tet. er habe am sechzehnten Januar von der Behörde einen
Ausweis, eine Geldsumme und den Befehl erhalten, Lieb*
knecht, lebend oder tot, in die Kommandantur einzuliefern.
Das klang wie Klatsch von der Hintertreppe und wurde
von zweiHerren, die einst Kommandanten vonBerlin hießen,
„Schwindel" genannt. Herr Ernst Sonnenfeld, den sein Brot*
herr Georg Sklarz jetzt, wie mir scheint, zu Unrecht, der
Unterschlagung zeiht, der aber, in Gemeinschaft mit einem
adeligen (von der Abreise Sonnenfelds und von der Zu«
rückhaltung einer vor etwa künftigen Regreßklagen sichern*
den Geldsumme unterrichteten) Hauptmann, in Sklarzens
Auftrag die „Marketenderei Lüttwitz" geleitet und auf dessen

Namen die Intendantur Lüttwitz durch Vermittelung der Ge<
neralkriegskasse Millionen in die Depositenkasse Burgstraße
der Nationalbank für Deutschland eingezahlt hat, dieser
Vertrauensmann aller vier regirenden Linien des Hauses Sklarz
schrieb an seinen Vertheidiger, einen berliner Anwalt von
bestem Ruf: „Ich kann unter Eid und unter Angabe von
Zeugen aussagen, daß ich als Zahlmeister unserer Regirung»
brigade den Auftrag erhalten habe, eine Prämie von fünfzig»
tausend Mark Dem auszuzahlen, der Liebknecht oder die
Luxemburg tot in den Reichstag einliefern werde. Ich kann
diesen Befehl, der mit Erläuterungen gegeben wurde, in allen
Einzelheiten und Folgerungen genau detailliren. Später er»
zählte mir der Sohn von Sklarz, daß sein Vater und Scheide»
mann (damals .Volksbeauftragter') gemeinsam hunderttausend
Mark für diese That ausgesetzt hatten, daß sich daraufhin
Sklarzens Neffe Alfred Pop «(siehe .Zukunft' vom dreizehn*
ten Dezember, Seite 346) zu der That angeboten habe, von
Scheidemann aber, als zu unsicher, abgelehnt worden sei. Herr
Sklarz wird über die Genauigkeit meiner Aufzeichnung stau«
nen; ich begann sie in dem Augenblick, wo mir ein Licht
über den Riesenschwindel aufgegangen war. Einige Parteien
wird es auch sehr interessiren, wenn ich an Hand der Belege
nachweise, daß eine sozialdemokratische Wahlpropaganda
mit ihren großen Kosten von der Staatskasse bezahlt worden
ist." Der junge Sonnenfeld war, so zu sagen, Finanzminister
der vom Genossen Baumeister gebildeten Republikanertruppe,
die, mit siebentausend Gewehren und hundert Maschinen»
gewehren, im Reichstag hauste, Sold und Nahrung von dem
Herrn Sklarz empfing und sich mit besserem Recht als die
Reinhardiner den „Retter Berlins" nennen durfte. Der jung
in Sklarzens üble Schule gerathene Kaufmann ist zwar schlim»
men Vergehens beschuldigt und sein Name, sammt dem un»
bescholtenen seines Vaters, eines alten Mitgliedes der Sozial»
demokratischen Partei, durch Preßkloaken gezerrt, die Aus»
lieferung des mit amtlichem Auftrag und Paß nach Holland
geschickten, dort internirten Paares (die Sekretärin der Parvus
und Sklarz hat ihren Bräutigam begleitet) ist aber nicht in
der vom Gesetz vorgeschriebenen Frist gefordert, begründet

worden. Die Sehnsucht, so unbequem tief eingeweihte Zeu»
gen hier zu sehen, scheint also noch dämmbar zu sein. Doch
kann auch eine andere Kurbel dasVerfahren in Gang bringen.
Weils geschehen muß, wird es geschehen. Vergils Flügel»
wort mahnt, wenn die Himmlischen (Superi sind, wenig»
stens, Excellenzen) nicht zu Eingriff zu bewegen sind, die
Hölle in Aufruhr zu reißen. Und Schillers Ferdinand über«
setzt den Gedanken des Römers in sein sprudelndes Stürmer*
deutsch: „Kein menschliches Mittel ließ ich unversucht: ich
muß zu einem teuflischen greifen!" Noch ist der Köcher
der von Menschheit zugelassenen Pfeile nicht leer. Aber die
Hydra mag gewiß sein, daß wir mit ihr uns vom Acheron
lieber wegschwemmen als jeder schimpflichen Tücke noch
länger thatlos, doch mitverantwortlich, zuschauen werden.

Scherzo

„Vorwärts vom elften Dezember 1919: Heiteres für den Weihnachts-
tisch! Zwischen den Gefechten. Von Philipp Scheidemann. Elegant ge-
bunden Preis Mk. 10,—. Aus den Tagen der Kindheit führen die drolligen
Erzählungen hinüber in die Jahre des reifen Mannesalters. Scheidemann
selbst hat, vielleicht unbewußt und ungewollt, damit seinen eigenen Ent-
wicklungsgang beschrieben. Bezug durch alle Buchhandlungen sowie direkt
vom Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstraße 114.
Noch immer vonSklarz verlegt. Doch gar nicht verlegen.
Drollig; und elegant gebunden. Da hinten . . .

Fünf Briefe

I. »1914. Keine Ahnung hatten wir, wie wohl uns war. Was für
verwöhnte Leute wir im Deutschen Reich, dem europäischen ,Fest-
land, geworden waren. Häuser und Speicher gefüllt mit allem Gu-
ten und Schönen, was das Erdenrund hervorbrachte, in jedem Zim-
mer des Mittelstandes bis tief nach unten lag ein Teppich, oft ein
,Perser', und zu jeder der fünf deutschen Mahlzeiten wurde der Tisch
gedeckt. Wir nahmen Alles als selbstverständlich hin und hatten
die alten Zeiten völlig vergessen. Wollten auch nicht daran den-
ken, daß es überhaupt anders sein könne. Daß der Handel alle
Güter der Erde aus den Ueberschußländern dahin führe, wo sie
nöthig und willkommen waren, war selbstverständlich. Eben so,
daß stets Alles da war, Alles und überall, was man irgend wünschte,
Fabrikate und ausreichende Rohstoffe jeder Art. Arbeitlosigkeit

kannten wir fast nur noch dem Namen nach. In vielen Industrien
sprach man zwar von schlechter Entlohnung, manchmal gabs auch
Strike, der zum Nachdenken anregen konnte; aber um so was wie
öffentliche Dinge kümmerte man sich ‚aus Prinzip' nicht. Thats
mal Einer, dann sagten die Berufsgenossen von oben herab: ‚Hat
Der denn sonst nichts zu thun? Was geht Den so was an?'
Auswanderung wegen mangelnder Nahrung kannten wir nicht
mehr; Hungersnoth, erzwungene Einschränkung der Lebensführung
dünkte uns nur in unkultivirten Zeiten möglich. Bei uns gab die
, (künstlich gesteigerte) Industrie Jedem Brot und Arbeit, der arbeiten
wollte; für Den, der nicht wollte, hatte der Staat allerlei Einrichtungen
parat: Altersheime und Krankenhäuser, Genesung-, Irren-, Arbeit-und
Zuchthäuser, so daß sie nicht lästig wurden. Daß die Industrie auf den
guten Willen unserer Konkurrenten angewiesen war, die uns die Roh-
stoffe willig übeiließen, wußten nur Wenige. Und schon die Andeutung
dieserThatsache oder deranderen,daßunsereUnterbietung,dasDump-
ing, und unsere Praktiken, unsere überschlaue .Anpassung'eines schö-
nen Tages uns in Verlegenheiten verwickeln werde, — all Das wurde
verlacht und mit Statistiken unserer patentirtenWirthschaftprofessoren
totgeschlagen. Wir waren sehr stolz (richtiger: sehr hochmüthig) ge-
worden auf unsere ‚Weltgeltung'; verhehlten uns aber nicht, daß im
Grunde doch Preußen-Deutschland nur von einer ganz kleinen Schicht
beherrscht wurde, deren Ansprüche in keinem Verhältniß zu ihren
Leistungen auf wirthschaftlichem und kulturellem Gebiet standen.
Kultur und Wirthschaft waren fast völlig in den Händen Dessen,
was man früher Mittelstand oder Bourgeoisie genannt hatte; der
großen Bürgerschicht, die fast nur durch die herrliche Einrichtung
des Reserveoffizierthumes im Zusammenhang mit der sogenannten
Oberschicht stand, die in der Diplomatie, der hohen Beamtenschaft,
im Militärwesen bis auf wenige Konzession-Schulzes allein herrschte
und auf dem Grundsatz stand: ‚Willem absolut, wenn er: uns den
Willen thut.' Ohne Widerstand ergab man sich in Preußen-Deutsch-
land der ‚gottgewollten' Führung, erstarb in Ehrfurcht vor der Ma-
jestät des gestiäubten Schnurrbartes, um den uns ja, wie geschäf-
tige Federn schrieben, ‚die Welt beneidete'. . . , . :i:
Man sprach zwar noch von altpreußischer Sparsamkeit, die
Preußen groß gemacht haben sollte; aber wer wollte jetzt noch von so
was-wissen? Alles wurde großartig und ‚großzügig' gemacht und ge-
than. Wo eine Postkarte genügt hätte, da würde jetzt nach kaiserlichem
Vorbild schwungvollst telegraphirt. Ueber jede Dummheit wurden
große Reden geredet; nichts ging ohne Feier und,Aufmachung'. Jeder
Beamte oder Offizier brauchte ein Dienstauto nach allerhöchstem Vor-

bild, reiste in der Weltgeschichte herum, um Spesen zu schinden oder
um seine Person in das so beliebte öffentliche Licht zu setzen.
Im Untersuchungausschuß haben all die hohen Herren münd-
lich und schriftlich ihr Alibi nachgewiesen oder nachzuweisen ver-
sucht; kein .Maßgebender' ist im entscheidenden Moment dabei ge-
wesen, keiner hat was gewußt, gesehen, gehört. Oberste Heeres-
leitung hatte nie was von Wilson gehört, die Wilhelmstraße war
immer völlig frei in ihren Entschlüssen gewesen, Allerhöchste Mei-
nungen hätten nie irgendwo den Ausschlag gegeben. Es ist schwer,
keine Satire zu schreiben, wenn man sieht, wie Einer den Anderen
deckt, trotzdem er ihn haßt, nur damit .nichts rauskommt'. Denn
sonst könnte wohl gar zur Prüfung gestellt werden, ob wir Alle aus
Wilhelm den ungeheuren Narren gemacht haben oder oh er uns so
fürchterlich und blamabel zum Narren gehalten hat. Und dabei- sind
wir schon wieder tüchtig dabei, nach dem Vorbilde des früheren
,Allerhöchsten Herren' einen neuen Götzen aufzurichten, der uns mit
seinen Opferansprüchen das Letzte an Vernunft und Wohlstand und
Wirthschaft nehmen soll und wird, was wir noch unser nennen. Wir
lingen schon im Krieg an. Denn all Das, was wir früher Kriegs-
wirthschaft nannten und jetzt Zwangs wirthschaft nennen, was wir
nöthig zu haben glaubten zum »Durchhalten' (sonst hätten wir den
Krieg schon zwei Jahre früher verloren und welcher Jammer wäre
uns dann erspart geblieben!), all Das war schon Allmacht des Staates.
Der sollte bestimmen, was jeder Einzelne essen und wann er hun-
gern müsse. Die Leute, die es ausheckten, kümmerten sich natür-
lich nicht darum; in keiner Hofhaltung, Minister- oder Offiziers-
wohnung war was davon zu merken (da hatte man Beziehungen und
Burschen Verbindung mit draußen) und auch jeder Schlachter und
Bäcker hatte seine Austauschlieferanten, hat sie noch heute und wird
sie immer haben. Nun sind wir ein armes, bankerotes Land ge-
worden. Unser Vermögen wurde auf vierhundert Milliarden geschätzt;
davon haben wir mehr als die Hälfte im wahrsten Sinn des Wortes
, verpulvert'und mindestens das noch Erlangbare fordert dieEntente als
Reparation'. Nichts von nichts giebt nichts; so stehts in Wirklich-
keit. Und wir haben nichts als unsere Hände und Köpfe und un-
seren Willen zur Arbeit. Müssen ihn haben, um nicht buchstäblich
zu verhungern. Wer die Dinge anders malt, Der lügt. Belügt sich
selbst oder Andere im Land; denn draußen läßt sich Keiner mehr
was von uns vorlügen. Siehe: Valuta. Und kein Minister hat heute
noch ein Recht, sechsundzwanzig Zimmer als .Dienstwohnung' zu
benutzen, keiner, im Salonwagen oder im Dienstauto zu fahren. Ganz
oben muß mit dem Abbau der Flunkerei und Wilhelmerei begon-

nen werden, beim Reichspräsidenten, einerlei, ob er Ebert heißt oder Hindenburg. Freifahrtscheine und Portofreiheit muß für alle Behörden aufhören und über jeden Pfennig muß Rechenschaft gegeben werden, der aus öffentlichen Kassen ausgegeben wird. Verrechnungwirthschaft verleitet zu überflüssigen Ausgaben, die wir uns nicht mehr leisten dürfen. Das muß oben immer klarer werden. Das Heer der Beamten, das durch all die Aemter täglich wächst, können wir nicht ernähren und nicht bezahlen. Vor drei Jahren hat mir mal in einer Wirthschaftstelle solcher Drückeberger gesagt: ‚Wir wissen noch nicht, wozu wirs brauchen, aber frei geben wirs nicht.' Der Mann war wenigstens ehrlich. Und wenn wir von dem Götzen der öffentlichen undStaatsbewirthschaftung nicht freikommen, schleunigst, ohne noch weitere Erwägungen, Erhebungen, Ermittelungen und Ertiftelungen, wird es uns noch schlechter gehen.
Immer weiter streckt die Bureaukratie ihre Polypenarme und saugt dem Erwerbsleben das Blut aus. Ein Unglück ist auch, daß so Viele jetzt an die Staatskrippe drängen, die früher daran nie gedacht haben, aber bei der allgemeinen Futternoth nicht allzu kurz kommen wollen. Jedem müßte doch eigentlich klar geworden sein, daß man nicht die Zwangswirthschaft aufrecht erhalten und zugleich das Schieberthum bekämpfen kann. Eins ist mit dem Anderen unlöslich verbunden, ist mit ihm gekommen und wird mit ihm verschwinden. Genau so, wie jetzt mit der ‚Rationirung' der Personenzüge der Billethandel aufkommt; das Schitberthum im Verkehr (in Berlin kostet die Karte nach Hamburg eben nicht mehr fünfundvierzig, sondern beim .Händler' hundert Mark) ist die Folge der unsinnigen Einschränkung, die doch selbst wieder Schranken hat. Hätte Wilhelm-draußen Drahtverhau mitgegessen, so hätte der Krieg nicht fünf Jahre gedauert; wird keinem Reichspräsidenten und keinem Hindenburg ein Sonderzug gestellt, dann ist wenigstens das Gerede von Demokratie nicht geradezu possenhaft. Beglücket die Menschen nicht, Ihr Herren Regirer, und regiret so geräuschlos wie in alten Zeiten! Das deutsche Ideal war ja nie der Industriekapitän, der Welteroberer, der Uebermensch. Das war ja, Alles, nur künstlich: Regie von oben. Das deutsche Ideal ist der Philister, das Häuschen, die lange Pfeife, der Schlafrock nach arbeitreichem Leben und lebendiger Arbeit. Und dieses Ideal kann uns die Entente nicht nehmen; will es auch gar nicht. Ludwig Ollendorf f."
IL- „Sehr verehrter Herr Harden, in einer hiesigen Zeitung lese ich den Ertrag der Sammlungen für die hungernden wiener Kinder, im selben Blatt, daß in einigen Kranken- und Irrenanstalten Berlins nicht genug Kohle vorhanden sei, um den Patienten eine warme Haupt-

mahlzeit zu gewähren. So lange auch nur ein Reichsdeutscher, Kind oder Greis, Mann oder Frau, sich abends niederlegt, ohne seinem Jahre lang entkräfteten Körper eine leidlich ausreichende Nahrungmenge, weil Lebensmittel fehlen oder unerkaufbar sind, zuführen zu können, so lange die Regirung, ohne das Volk zu befragen, Lebensmittel, fertig oder in Rohstoff, nach Oesterreich sendet, den eigenen Landeskindern aber nicht die zur Verhütung von Krankheit dringend nothwendige Nahrung- und Heizmittelmenge verschafft, begeht sie in dem Augenblick, wo sie Geld oder Lebensmittel über die Grenze läßt, einen, wie mich dünkt, viel schlimmeren und deshalb härter zu ahndenden Landesverrath, als es je einer von den unzähligen war, die in den letzten fünf Jahren gesühnt wurden."
Könnten'wir den Wienern helfen 1 Doch ists nur Grimasse.
III. „Im Heft 17 des vorigen Jahrganges gab ich, als Entgegnung auf die Behauptung des Obersten Bauer, daß-,die Heimath das Heer von hinten erdolcht habe', die Gründe an, die nach meiner, eines langjährigen Frontoffiziers, Meinung dazu geführt haben, daß wir militärisch besiegt worden sind. Fünf Gründe: die Frontfremdheit der höheren Stäbe; die ,Urlauber' und so weiter, die sich Wochen und Monate lang in der Etape aufhielten und nicht zur Truppe zurückkehrten; das Hinausschicken der ,Reklamirten' ,in letzter Stunde'; die ungeheure technische Ueberlegenheit der Feinde und die Unerschöpflichkeit ihrer Reserven; das ewige Zurückgehen seit dem Sommer 1918, das den Geist der Truppe sehr niedergedrückt hatte. Eine Weile ruhte der Streit um die Frage, ob wir militärisch besiegt worden seien und werden mußten oder nicht, bis Feldmarschall Von Hindenburg vor dem Untersuchungausschuß wieder von dem , Dolchstoß in den Rücken' sprach. Aus diesem Munde wirkte das Wort doppelt verhängnißvoll und ,auf einen Augenblick ward die Lüge Wahrheit', wie Dostojewskij in den ,Brüdern Karamasow' sagt. Deshalb will ich noch einmal meine Behauptungen zu beweisen suchen. Aus den im letzten Novemberheft abgedruckten Briefen von Offizieren und Mannschaften sah ich, daß sie ähnlich empfinden wie ich. Vom August 1915 bis in den September 1918 war ich ununterbrochen im Westen im Frontdienst, als Gemeiner und als Offizier, in einer Feldbatterie thätig. Einen Monat vor dem Waffenstillstand kam ich zu einem höheren Stabe. Was ich dort sehen mußte, nach drei Jahren Frontdienst, ließ mich zuerst vor Staunen erstarren; dann aber sah ich ein, daß es so nicht weiter gehen könnte und durfte. Dennoch ging es so weiter: und deshalb schief. Mein Kommandeur, ein alter Oberstlieutenant, hatte nicht

die geringste Ahnung von Dem, was im Soldaten in diesen Jahren
vor sich -ging und gehen mußte. Es war, wie neulich hier ein Feld-
grauer sagte: ‚Die Meuterei im November konnte solchen Umfang
nur annehmen in Folge der unglaublichen Entfremdung zwischen
Offizier und Mannschaft, der gänzlichen Unkenntniß der Offiziere
vom Major aufwärts von Alledem, was die Leute dachten und fühl-
ten.' Ich glaube aber, daß die Frontoffiziere zum größten Theil nicht
in diesen Fehler verfielen, und fühle meine Behauptung durch die
Thatsache bestätigt, daß bei den mir bekannten Fronttruppentheilen
Meutereien oder Mißhandlungen und Behelligungen von Offizieren
nach dem neunten November nicht vorgekommen sind. Daß bei be-
sonders unbeliebten Führern solche Fälle vorgekommen sind, haben
sie wohl durch ihr Verhalten selbst verschuldet.
"Wie siriusfern der höhere Offizier dem Soldaten war, der in Noth
und Dreck sein ‚Kamerad' war, im Ruhequartier aber sofort wieder
der ‚Kerl' wurde, mögen einige Beispiele erhellen. Von den oberen
Behörden war befohlen worden, daß die Offiziere mit der Mannschaft
aus den Feldküchen speisten (was ganz selbstverständlich sein mußte).
Was auch selbstverständlich war, thaten die Oberen nicht; sie gingen
nicht mit gutem Beispiel voran. Ein Generalstabshauptmann beim
Divisionstab erklärte während eines Angriffes, er könne nicht ar-
beiten, weil in seinem Zimmer kein Teppich sei. Mit der selben Be-
gründung hätten die Truppen den Kampf verweigern können, weil
sie nicht einmal, wie dieser Gewaltige, ein Dach über dem Kopf
hatten. Unser Artillerie-Brigadekommandeur entsetzte sich während
der großen Flandernschlacht, Oktober 1917, darüber, daß die Batterie-
stellungen nicht ‚ordentlich' aussähen, und befahl (während des
Kampfes), daß sie auszusehen hätten ‚wie ein Schmuckkästchen'.
Dabei retteten ein paar Batterien mit Mühe und Noth die Geschütze,
es blieb kaum Zeit, die Toten und Verwundeten zu bergen, und
einige Leute geriethen in Gefangenschaft. Ende September 1918 ging
ein höherer Offizier an einem Mann vorbei, der keine Ehrenbe-
zeugung machte. Auf die Bemerkung des Offiziers: ‚Sie können mich
wohl grüßen, ganz abgesehen davon, daß ich auch älter bin als Sie', ent-
gegnete der Feldgraue mit einem Blick auf die blitzende Uniform des
Anderen: Ja, Sie und ick!' Entsetzt erzählte es uns der Kommandeur,
und als ich auf Gährung, Murren unter den Leuten und Ungerechtig-
keiten aufmerksam mache, wurde ich belächelt. Mit dem Komman-
deur besichtigte ich Batteriestellungen. Eine ist auf einem Acker.
Es sind kleine Erdlöcher ohne Deckung. Aber der Kommandeur
will ‚leutsälig' sein und sagt: ‚Macht es Euch nur recht gemüthlich!'
Anfang Oktober 1918 marschirt an unserem Stabsquartier und Ge-

fechtsstand weit hinter der Front eine Truppe vorüber, die aus der Stellung kommt. Müde, verdreckt und bespritzt. Unser Kommandeur tritt im Vollgefühl seiner Würde vor des Hauses Thijr, wohlgenährt, gewaschen, rasirt, und erwartet ein ,Achtung! Augen rechts! Statt Dessen ertönt der Ruf: ,Licht aus! Messer raus! Haut ihn!' Der Kommandeur ist entsetzt, glaubt aber, ,die Leute meinen es nicht so'. Ich warne wieder; ohne den geringsten Erfolg. In der Zeitung stand, daß der Kaiser bei Krupp die Arbeiter gefragt habe, ob sie noch durchhalten' wollten. Antwort Ja!' (Weil sie socst morgen den rothen Schein hätten und bald im Schützengraben wären, was allmählich als Strafe zu gelten schien.) Ich halte die Sache für Schwindel: und werde Pessimist und Nörgler gescholten. Ende Oktober wird die Sache bedenklicher, der Kommandeur immer unbedenklicher. Er sagt: Jetzt erhebt sich die Heimath wie ein Mann!' Ich: .Und wenn sie sich wirklich erhebt, so erheben sich die müden Pferde und die unbrauchbaren Geschütze nicht mehr.' Nun kommt die Revolution und der Waffenstillstand. Bei uns ist wenig davon zu merken. "Vertrauensleute werden gewählt (beiläufig: bei uns ein Hauptmann, ein Unteroffizier und ein Kanonier.) Der Kommandeur, niedergeschmettert, spricht: ,Wenn wir uns etwa rothe Kokarden anmachen oder die Achselstücke abnehmen sollten, erschieße ich mich. Ich kann den Eid, den ich dem Kaiser geschworen habe, nicht brechen.' Spannung, Telegramm: S. M., der Kaiser (-ra-ra-ra!) nach Holland geflohen. Ein Seufzer der Erleichterung. ,Uns kann nichts mehr passiren, wir sind ja vom Eid entbunden. Wir müssen die jetzige Regirung stützen.' Und so weiter. Im Stab der Division bleibt die Stimmung noch immer gut, bis eines Tages der Offizierkoch (den gab es noch, trotz allen Umwälzungen) mit der Verpflegung für mehrere Tage ausrückte. Von da an war die Stimmung auch bei diesem Stab schlecht.

Von den Ungerechtigkeiten bei Beförderungen und Ordensverleihungen will ich nicht erst reden; nur noch ein Wort von den monatlichen Berichten über die ,Stimmung der Truppen' sagen, die vom Batterieführer verlangt wurden und dann den langen Leidensweg über Abtheilung (Bataillon), Regiment, Brigade, Division, Generalkommando, Armee-Ober-Kommando bis zu den höchsten Stäben gingen. Und auf diesem Weg machten sie viele Wandlungen durch. Ließ nämlich ein armes Frontschwein seinen Aerger ausi sagte es also die Wahrheit, dann entgegnete die nächsthöhere Instanz totsicher: ,Aber Das können wir doch nicht so weitergeben!' Und man gab es nicht so weiter, sondern milderte, bis der Bericht,einwandfrei' auch für höchste und allerhöchste Herren war und der Untergebene so Stellung und Auszeichnung gerettet hatte. Auch

hierfür ein Beispiel. Während der Flandernkämpfe, Oktober 1917,
schrieb ein Batterieführer Ton der FuBartillerie in einen solchen
Bericht, daß die Truppe müde und abgekämpft sei, der Ruhe be-
dürfe und daß auch die Verpflegung nicht zulange. Er bekam die
Meldung zurück, mit dem Vermerk, er habe sich jeder Kritik zu
enthalten und ,rein sachlich' zu berichten. Oft habe ich gedacht:
Warum läßt Ludendorff sich nicht irgendwo ein paar Frontsoldaten
und -Offiziere herausgreifen und fordert sie auf, ihm, ohne auf seine
Person und auf seinen Rang Rücksicht zu nehmen, gerade heraus
zusagen: ,Wie sieht es aus? Worüber wird gemurrt? Wie könnte
es geändert werden? Sagt die volle Wahrheit, ich muß, in meinem
und Aller Interesse, sie wissen.' Schon der Wille, zu helfen, hätte
Wunder gewirkt. Die ,Berichte' aber waren nicht der Weg, ins Herz
der Front einzudringen. Besonders, wenn sie nicht in der Original-
fassung weitergegeben wurden. Nicht die Truppen waren für die
Stäbe da, sondern die Stäbe für die Truppen. Daß gegen diesen
Grundgedanken verstoßen wurde, immer und immer wieder: darin
sehe ich den giößten Fehler, der gemacht worden ist. Und wenn
immer wieder behauplet wird, das Heer sei von hinten erdolcht
worden, so sage ich: Ja; aber Eicht von der Heimath, sondern von
seinen eigenen hohen, höheren und höchsten Stäben, deren Papier-
krieg und Unmenge von Befehlen die Front mehr Nerven gekostet
hat als manches Trommelfeuer. C. F. Helling."

IV. ,.Seit vier Wochen haben wir die große Affaire, die unter
dem Rubrum ,Sklarz-Parvus' gebucht wird; das Rubrum!
,Ebert-Scheidemann', das den zur Wahlurne fluthend«n Massen
einst die sichere Gewähr eines neuen, freien Deutschlands be-
bedeutete, wäre packender gewesen. Bricht Keiner den Hals?
Ncch schützt all unsere lieben Häupter der sehr feste Wall
altgewohnter, von versteinerten Parteibeamten gewahrter Dis-
ziplin. Schön. Disziplin ist immer anerkennenswerth. Reden
wir zunächst nicht von schweizer Luxushotels, Autofahrten,
Sektmarken, Perlnadeln, markenfreien Freßutensilien und ande-
ren Erfordernissen proletarischer Lebensführung. Reden wir
nur von Sklarz und Parvus. Allerlei Achtung: die Leute passen
in die Welt! Auf welche Weise die Herren Sklarz und Parvus
zu ihren Millionen gekommen sind, weiß ich nicht genau;
vielleicht wird es spätere gerichtliche Verhandlung klären.
Das aber weiß ich1: mit noch so erheblicher journalistischer Be-
gabung erschreibt man sich in zwei Jahren nicht Villen an allen
rnöglichen schönen Orten des neutralen Auslandes. ,Es -ist
selbstverständliche Pflicht eines jeden anständig denkenden
Parteigenossen, alles nur irgend Mögliche zur Aufklärung der

Angelegenheit zu thun': also (oder ähnlich) sprach Scheidemann. Seit Monaten wispern hundert Eingeweihte, seit Wochen kennt die Oeffentlichkeit das Anklagematerial. Was ist bisher geschehen? Nach langem Zaudern: Haussuchung bei den Vertrauensleuten des Sklarz. Wer lacht da? Zunächst das Bureaupersonal der betroffenen Herren, das seit vierzehn Tagen mit Nachtschicht die ‚Ordnung' der Geschäftsbücher besorgte. (Preußische Justizbeamte arbeiten langsam, aber sicher; wie Gottes Mühlen. Interessanter ist die Stellungnahme des Centraiorgans der Sozialdemokratischen Partei. Schon vor Monaten erzählte der Verantwortliche Redacteur des ‚Vorwärts' all Das, was jetzt die Gemüther bewegt. Und was thut der Vorwärts' heute? Er führt zunächst einen höchst merkwürdigen Kleinkrieg gegen den Hauptankläger, Genossen Baumeister. Da werden einige schadhafte Vorhänge von den Fenstern des baumeisterschen Verlages herabgezogen, wird die ungeschickte Entlassung eines Angestellten hervorgesucht. Kleinkram. Hoffnung: Etwas bleibt doch hängen. Warum hat der ‚Vorwätrs' die Fenstervorhänge nicht herabgelassen, als Genosse Baumeister als Sekretär Lcgiens nach Versailles reiste und sein Bild in der illustrirteni Abendausgabe, die ja auch in gewisser Beziehung zum Hause Sklarz-Parvus steht, veröffentlicht wurde? Immerhin: ein Theil des Materials stammt aus trüber Quelle. Aber glaubt man etwa, daß ein Mensch von unantastbarem Ehrbegriff sich dasVertrauen des Herrn Sklarz erworben hätte, in die Lage versetzt worden wäre, in die Geschäftsgeheimnisse seines Patrons einzudringen? Der Vorwärts'^ also das Centraiorgan, ist .mit hörbarem Ruck' von Sklarz und Parvus abgerückt. Doch die sozialistischen Führer, die an dem reich besetzten Tisch des Wirthes Wundermild gesessen haben (sechsmal nur, Herr Noske?), sind für den Vorwärts' unantastbar. Sehr verständlich. Wer läßt gern seine Hausgötter von unheiliger Faust berühren? Die Fraktion der •Nationalversammlung stellt sich geschlossen hinter die Verdächtigen; so thun auch Leute, denen die erste Mittheilung des sonnenfeldischen Materials einen gelinden Schauer über den Rücken jagte. Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen. Die sozialistischen Massen werden sich später der Männer erinnern, die in diesen Tagen ihr Vertrauen nicht enttäuscht haben. Man berichtet mir die Aeußerung eines Gewerkschaftführers: ‚Die Sache ist ja ganz faul, aber an die Oeffentlichkeit durfte sie nicht.' Parteidisziplin! Giebt es nichts Höheres in der Welt als diese erstarrten Formen? Zum Teufel mit der Parteidisziplin, wenn sie der Wahrheit den Lauf verbaut! Herr Löbe, Herr

Katzenstein, Herr Legien, Herr Sassenbach und, Gott sei dank,
noch viele Andere leben, wie ich weiß, das mühsälige Leben des
Proletariers. Reizt es Sie, die Tafelgäste galizischer Geschäfts-
tüchtigkeit aus Parteidisziplin zu decken? Glauben Sie, daß
diese Deckung im Parteiinteresse hegt? Was wird aus Ihnen
an dem Tage der nächsten Wahl, wenn der Schild der Partei
nicht von allen Schmutzbrocken gesäubert ist? Immer wieder
hört man den Einwand: Wo ist der Beweis, daß einer der
Führer Geld erhalten hat? Bedarf es erst solchen Beweises,
um von Vorderplätzen proletarische Führer zu fegen, die mit
dem Gewicht ihres Amtes großzügigen' Leichenfledderern den
Rücken stützten? Nicht etwa nur in den Tagen, an denen über-
hasteter Entschlußzwang den Blick für Sauber und Unsauber
trübte, nein, in allen folgenden Monden unserer glorreichen
Republik. Ob es sich um russische Kalender, um Pferdegulyas,
um Papierballen, Apfelsinen, Kohlen, Marketenderschnäpse,
Dynamit oder Tuberkelbazillen gehandelt hat, ist gleichgiltig.
Wer diese Geschäfte und Geschäftchen durch Geldanweisung,
Paßbewilligung oder sonstiges autoritatives Eingreifen oder
Gehenlassen ermöglicht und erleichtert hat, muß fort. Herr
Ebert, Herr Scheidemann, Herr Noske, Herr Haenisch: führen
Sie den Reigen an; seien Sie überzeugt: noch viele Andere des
versklarzten Konventikels werden Ihnen folgen. Wundern Sie
sich nicht länger über den scharfen Ton der Ententenoten. Seit
Monaten kannten die alliirten Regirungen die Bedeutung der
Firma Sklarz-Parvus, kannten die Fäden, die das Händler-
paar mit höchsten Reichsstellen verknüpften. Auch hier könnte
Personenwechsel die Position nur bessern. Will man abwarten,
bis die üppig aufgeschossene Sumpfflora hoch um einen Strauß
vermehrt wird? Noch wäre freiwilliger Abgang dankenswerthe
That. Bald kommt der Tag, an dem Euch der Zorn, der Ekel
Derer hinwegfegt, deren Zahl und Elend grenzenlos ist."

Noch ein zur Ebertpartei Gehöriger streift den Fall:

V. „Der .Vorwärts' hatte im März 1919 fast 750000 Ahonnenten;
er ist jetzt bis auf etwa 110 000 heruntergekommen. (Sagen wir
beide Male statt Abonnenten lieber: Autlage.) Erklärlich, daß der
Parteivorstand nach einem Heilmittel ausschauen muß. "Wie aber
heißt es? Privat-Kapitalismus! Nämlich: Man hat den ganzen Ver-
trieb, die Spedition, einem Privatunternehmen übergeben, genannt:
Zeitung-Centrale. Die läßt durch die selben Personen austragen:
Deutsche Tageszeitung, Deutsche Zeitung, Tägliche Rundschau, Lokal-
Anzeiger, Reichsbote und Vorwärts. Kapitalist oder Inhaber ist ein
Herr Dr. Wiglow. Sollten hinter der Sache nicht unsere lieben

Freunde Sklarz-Parvus stecken? Die wunderbare Tiefdruck-Ab-
theilung des Vorwärts (die modernste Berlins, wenn ich nicht irre)
haben Partus und Sklarz längst gepachtet, so daß sie bis in die
jüngste Zeit die illustrirte Beilage des Vorwärts geliefert haben, nicht
der Vorwärts selbst, obwohl sie auf seinen Maschinen gedruckt wurde.
Weitere Versuche, Parvus und Sklarz durch Verpachtung und Aehn-
liches zu begünstigen, hat der Geschäftsführer Richard Fischer noch
immer kräftig abgewehrt. Seit einiger Zeit ist der alte Knabe als
Beirath oder Dergleichen ins Ministerium Heine gegangen. Vielleicht
ist dieser Umstand ausgenutzt worden, um ein neues Geschäft schnell
perfekt zu machen. Jedenfalls steht fest, daß der Parteivorstand
und die berliner Parteileitung in der ‚Aera der Sozialisirung' die
mit so vieler Mühe aufgebaute Spedition der Partei in die Hände
kapitalistischer Unternehmer gelegt haben."

Lacrimae rerum

Die „deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch".sind,
endlich, in vier Bänden, mit Nerochens pöbelnden Rand«
bemerkungen, erschienen. Danach steht der zu „Unter»
suchung" der Genesis berufene Ausschuß nur noch vor der
Frage, ob er sich auflösen oder als Mohrenwäscherei mbH
in unsterblichem Gelächter fortleben will. Dem am War»
muth»Stammtisch, auf der Gothein*Diele verwöhnten Beth»,
nicht Bußmann genügt, natürlich, auch dieser lückenlose
Schuldbeweis noch nicht; er erdreistet sich noch immer in
Reden und Erlasse an die deutsche Nation, vor der er als An»
geklagter, grober Täuschung Ueberführter, als ein Haupt»
schuldiger steht; und würde, wie es scheint, seine Lage erst
begreifen, wenn die Stimme seines Herrn, in altgewohnter
Barschheit, ihm zukrähte, was Millionen ihm längst, höflicher,
sagen wollten: „Er soll die Schnauze halten!" Ein neues Ge<
setz weist die im Feld und im besetzten Gebiet eines Ver»
brechens Beschuldigten vors Reichsgericht, befiehlt dem Ober»
reichsanwalt, gegen alle in währender Kriegszeit draußen
schuldig oder verdächtig Gewordenen das Strafverfahren ein»
zuleiten, und läßt Landfremde als Nebenkläger zu. Spät
kommt es; doch es kommt. Und kann, wenn den Geschädig»
ten, vom leipziger Urtheil nicht Befriedigten der Weg zu Be»
rufung an, zu Revision durch ein internationales Gericht ge*
öffnet wird, die Republik von der harten Pflicht zu Menschen*
jagd, Knebelung Widerspänstiger, Auslieferung an Feindesge»

rieht entbürden. Gewiß ists nicht: denn Artikel 228 des Frie*
densvertrages sagt ausdrücklich, daß irgendwelches Straf»
verfahren auf deutschem Boden die Auslieferungpflicht nicht
mindere; und die „Rechtsgarantien", nach denen Minister
Müller jetzt ruft, mußte er, wenns ihm Ernst, nicht Applaus*
köder nur, war, fordern, ehe er in Versailles seinen Namen
unter die Vertragsurkunde schrieb. Davon und von der neuen,
wieder nach Geknirsch den Rückzug auf ganzer Frontbreite
anzeigenden Note an die Friedenskonferenz wird zu reden
sein, wenn der Vertrag (ich hoffe: beim Einläuten von Eng*
lands christmas) in Kraft gesetzt ist. Was noch? Preußen
will in Deutschland aufgehen, den deutschen „Einheitstaat
mit freier Selbstverwaltung aller Provinzen" schaffen. Der
vom Beruf des Zeitungvertreibers in den des Staatskom*
missars aufgestiegene Ostpreuße Hörsing, dessen tapsige
Roheit die Stimmung in Oberschlesien so tief polonisirt hat,
daß der kluge Korfanty die Abberufung dieses unersetz*
liehen Helfers mit feuchtem Auge betrauerte, ist Oberprä*
sident von Sachsen geworden, der Zuckerprovinz, die nicht
ganz so schnell ins Gelüsten nach Abfall vom Reich zu re*
giren sein wird. Und vom Belagerungzustand hat uns die
Regirersorge um das Vermächtniß von Sklarz«Parvus erlöst.

Propaganda

Vor vierzehn Tagen mußte ich hier erzählen, daß zum
Chef der inneren und äußeren Propaganda im Auswärtigen
Ministerium Herr Dr. Otto Driesen ernannt worden sei, der
Verfasser des 1918 sub auspieiis des würdigen Kriegspresse»
amtes erschienenen Buches „Das deutsche Volk und seine
Fürsten; eine Antwort auf die Verständnißlosigkeiten des
Auslandes". Den am sechsten Dezember daraus angeführteni
seitdem in vielen Zeitungen weiterverbreiteten Sätzen will
ich noch ein paar nachschicken. „Mit feiner Witterung be»
gabt, setzt die Werbe* und Wühlarbeit der Entente da ein,
wo das Herz der deutschen inneren Politik schlägt: in dem
selbstverständlichen guten Verhältniß zwischen Fürsten und
Volk. Weil dem Deutschen sein angestammtes Fürstenhaus
im Empfinden so nah steht wie sein Vaterhaus, weil er in
überlieferter, mit der Muttermilch aufgenommenen Zuneig*

ung an seinem Stammesfürsten hängt, ohne sich über alle
Einzelheiten des Rechtsverhältnisses den Kopf zu zerbrechen,
deshalb zielt die Entente mitten in das Herz des gutmü«
thigen Deutschen mit ihrem vergifteten Pfeil: .Gegen die
Fürsten!' Da kommt sie uns aber gerade rechtl Denn wenn
es eine Gedankenverbindung giebt, an der wir uns auf«
richten, durch die wir uns auf uns selbst besinnen und im
Bewußtsein unserer besten Eigenschaften allen offenen und
heimlichen Feinden beweisen können, wie lächerlich falsch
ihre Ansicht ist über Das, was an politischen Fortschritten
und Zielen das deutsche Volk sich als Ideal gesetzt hat, wenn
es, wiederholen wir, eine solche Gedankenverbindung giebt,
dann heißt sie: ,Das deutsche Volk und seine Fürsten!' Der
Kriegsherr, die Offiziere und das Heer bilden ein unzertrenn«
liches Ganze. Die Einheit von Volk und Heer mit dem Lan»
desfürsten und dem Kaiser an der Spitze ist durch die erschüt»
ternden Erlebnisse des Weltkrieges bekräftigt und vertieft
worden. Jeder Deutsche ist im Innersten stolz auf seinen
Königdienst und bis in alle Fasern seines Herzens hinein
mit ihm verwachsen. In Freude und Leid, in Ernst und
Scherz gedenkt er seines Soldatenthumes. Und durch die
unvergeßlichen Erlebnisse des Weltkrieges sind dem deut»
sehen Volk und seinen Fürsten neue, höhere Kräfte innerer
Einheit zugewachsen. Gerettet und gesichert ist des Reiches
weiter, schöner Bau.... Auch diekünstlerische Durchschnitts»
bildung des deutschen Volkes geht zu einem guten Theil
auf die deutschen Fürsten zurück. Den Hoftheatern ist es
mitzuverdanken, wenn Deutschland auch in seiner Theater*
kultur an der Spitze der Völker marschirt." Und so weiter.
Ranzige Byzantinismen, wirres Geschimpf auf die „Verstände
nißlosigkeiten" und (sagen wir) Niederträchte des Feindes,
Prophetie, die 1918 kaum noch einem Sekundaner verzeih«
lieh war, und der Stil eines Oberlehrers, der zwar in Freude
und Leid stolz seines Soldatenthumes gedenkt, aber solchen
Gedanken in den „Traulichkeiten" des Kriegspresseamtes
lieber als im Grabendienst des Landstürmers nachgeht. Da
dieses Amt, so ungefähr das ekelste Gebild herrlicher Kriegs»
zeit, mit dem Gelde des Volkes „großzügig" schaltete, konnte
der süße Kitsch in dreißigtausend Exemplaren der Front

und der Heimath angethan werden. Ehe „das auf unerschüt*
terlicher Gemüthsgrundlage beruhende Vertrauensverhältniß
zwischen dem deutschen Volk und seinen Fürsten" sich arg
lockerte, die „bis in die Fasern seines Herzens hinein mit
ihm verwachsenen Fürsten" sich dünn machten und zunächst
der Kriegsherr sich aus dem „unzertrennlichen Ganzen" nach
Holland verschob, setzte der „mit feiner Witterung begabte"
Herr Dr. Driesen „die Werbe» und Wühlarbeit da ein, wo
das Herz der deutschen inneren Politik schlug": in dem
Haus der Budapesterstraße, in dessen Erdgeschoß einst auf
einer Papptafel stand: „Bureau des Abgeordneten Erzberger".
Der arbeitsame Abgeordnete, Staatssekretär, Minister lernte
den unermüdlich fleißigen Otto schätzen und schob ihn
(als einen der Vorposten, die in jedem Reichsamt für Erz»
Berger»Tiefbau wachen müssen) auf dem Umweg durch die
Voß» und Kaiserhofstraße bis in das Auswärtige Ministerium.
Der Müller merkts wohl nicht, man macht ihm auch was vor.
Ich, sprach der Kömmling, „bin der Propagandist der
Sparprämienanleihe". Einer geistlos üblen Erzbergerei, von
der alle Wohlgerüche Arabiens nicht die Spur der warschauer,
landauer Herkunft wegbaden. Für die Wohlgerüche sorgte
Herr Dr. Driesen; .großzügig', als des Kriegspresseamtes ge-
lehriger Zögling. Das Reklamegebimmel und Tamtamge»
pauk, das uns die (von keiner ihrer Pflicht bewußten Zu»
lassungstelle duldbaren) Kriegsanleihen wie Brechweinstein
verekelt hatte, wurde wiederholt. Rieseninserate; die zwar
manches ansehnliche Provinzblättchen nicht, doch in Berlin
jede von Hetero» oder Homosexualkuppelei gedeihende Zei»
tung erhielt. Drei Millionen Flugblätter mit Aussprüchen,
die Reichslotterei, Reichslotterieanleihe empfehlenden Aus«
Sprüchen von „Führern des Deutschen Reiches" (statt des
körperlich Großen, der für die ludendorffische Leistung den
Namen hingab,diesmal der kaum kürzere, dem Konkurs kaum
fernere Genosse Noske; und so). Für einen bildlosen, nur
aus Worten gefügten Film: 43 000 Mark; (an den Vater»
ländischen Filmvertrieb Julius Pinschewer). Für das An*
kleben von Lockplakaten: 60000 Mark. Für ein Lied, das be«
theuert, Deutschland wolle, könne, werde nicht untergehen,
irgendwann einmal also auch seine Schulden bezahlen: 400 000

(vierhunderttausend) Mark; im Ernst. Annahmestelle: Mo»
derner Musikverlag Leopold Maaß. Siebenzehnhundert«
tausend Stück einer vom göttinger Professor Bernstein ver«
faßten Propagandaschrift; für jedes Stück wurden 34 Pfennige
gezahlt; der Herstellungpreis wird auf höchstens 22 berech»
net. Zehn Millionen „Merkblätter" (gedruckt von der Firma
Hans Heenemann, Verlag der Wilmersdorfer Zeitung), die
durch die Post verschickt werden sollten, nur zum kleinen
Theil verschickt worden sind und, nicht nur in Neukölln,
nun in Riesenstapeln vergilben. Aehnlicher Unfug von man»
cherlei Art. Warum nicht? Für die Propaganda der Kriegs»
anleihen sind fünftausend Millionen Mark ausgegeben wor«
den; der „Propagandist für die Sparprämienanleihe" durfte,
als Matthaei Apostel, nicht knickeriger sein. Er wars nicht;
und hat mit dem Papier, das für anständige Politik und
Literatur nicht zu haben ist, gewirthschaftet, daß dem zustän«
digen Tyrannen um seine Gottähnlichkeit bang wurde. Noch
aber öffnet die Losung „Excellenz Erzbergers Anordnung"
(Deus lo vult) alle Schränke, Speicher und Keller. Blicket
auf Euren Reichsfinanzminister, deutsche Hand» und Kopf»
arbeiter, Klein» und Mastbürger, und lernet schaudernd er»
kennen, wie eine sozialistisch»demokratische, vom Weihrauch
der Römerkirche sanft umduftete Regirung das Euch abge»
preßte Geld verschleudert. Erkennet, endlich, auch, daß diese
„Propaganda", die Schreiber und Zeichner, Gelehrte und
Feuilletonweibchen, Drucker und Rentner von Meinung»
plantagen erkauft, mit „Aufträgen" besticht, der Kritik, die
sprechen möchte, den Hals zuschnürt, verächtliche, hundsge»
meine Korruption ist. Obendrein: entbehrlich; weil: nutz»
Jos. Die verstümperte, verlandauerte Kopie des von Augusto
Scherl seit Jahrzehnten empfohlenen Planes hat an Propaganda»
kosten wohl mindestens hundert Millionen verschlungen und
mit all dem widrigen Gelärm höchstens zwei Milliarden Pa»n
piergeld eingebracht. Einen Pappenstiel, der nicht acht Tage
lang den Bankerot des Reiches aufhält. Weniger hätten die
Banken allein, wenn man sie ruhig arbeiten und dick ver»
dienen ließ, auch nicht erlangt. Wo aber laset Ihr Wider*
spruch gegen den Unfug? Hier ein paar kräftige Worte; bei
den blutrothen Erzfeinden des Kapitalismus fand ich nichts

gegen den Tiefbau des erzbergerischen Lotteriepalastes, auf
dessen Trümmern doch nur noch Zwanganleihen möglich
sein werden. Die bedürfen wenigstens keiner Propaganda.
Dafür soll sie fortan „außen und innen" getrieben werden;
durch Buch, Film, Einfluß jeglicher Art. Nicht ein Geld»
zeichenläppchen würde ich dafür bewilligen. Schon in dem
(noch, leider, röchelnden) Untersuchung*Ausschuß ist viel
von Propaganda geredet, ist der Wahn gehegt worden, sie
könne aus Schwarz Weiß, aus den Schändern Belgiens neue
Aristeides, aus den nach Freiheit von lästiger Konkurrenz
lüsternen Zerstörern französischer Bergwerke und Fabriken
hehre Lichtalben, aus Sternickel einen Buddha, aus dem Zeit*
genossen Noske einenMahadöh,.einenMenschliches mensch«
lieh sehenden Menschen auch nur, machen. In diesem Text
gehts nun frisch weiter; und Herr Dr.Driesen ist durch einen
Novembererlaß des Ministerialdirektors Rauscher als Chef
der Innen* und Außen«Propaganda schon der Beamtenschaft
vorgestellt worden. („Herr Sklarz verlangte von mir groß»
zügige Propaganda für die Schriften von Parvus, Zeitung*
reklame, große Säulenanschläge mit eigenem Plakatentwurf,
und fragte mich: .Warum wenden Sie sich damit nicht
an Rauscher, den Parvus doch für die Propaganda engagirt
hat?' Ich war zunächst sprachlos und fragte dann: .Meinen
Sie Herrn Ulrich Rauscher, der in der Reichskanzlei ist?'
Ja, natürlich', sagte Sklarz; .Parvus hat ihn beauftragt, für
ihn alle Propaganda zu machen, und zahlt ihm dafür ein
anständiges Honorar.' Gleich danach bemerkte ich, daß mein
Erstaunen ihm den Eindruck mache.er habe sich verplappert."
Aussage des angesehenen Genossen Baumeister, der Ge«
schäftsführer der Firma Parvus &. Sklarz und Hauptgehilfe
des Herrn Legien war.) Ein von Helphands Kennerblick
für das hohe Amt des Propagators Ausersehener dürfte
seine Ehrenqualitäten dem Reich eben so wenig versagen,
wie er sie, in gesundem Klimawechsel, seit 1913 der Frank«
furter Zeitung, dem Generalgouverneur Bissing, dem Kanzler
Bethmann (Fürst Wedel. Propaganda), den gewaltigen Sklarz«
freunden Ebert, Scheidemann, Noske, Baake versagt hat.
Nein: Otto Driesen muß es, kein Anderer, sein. In stolzer
Wonne Fürstendiener, mit jeder Herzensfaser (im Trommel«

feuer des Kriegspresseamtes) Militarist, durch Falsch»
Prophezeiung putzig, durch Geschimpf auf die Feinde draußen
unmöglich geworden; und ein Vielarbeiter, dem als „Pro»
pagandisten der Sparprämienanleihe "nichts, gar nichts ein»
gefallen ist, dem nur, wie Spreustaub, die Millionen durch
flinke Finger gesickert sind. Der heißt schon Herr Geheim«
rath; und wird nächstens wohl, Eberti gratia, Charakter
und Titel erlangen. Wenn nicht Herr Müller durch Zufall
erfährt, was in seinem Ministerium vorgeht, und den Kollegen
Erzberger bittet, seine Leute im eigenen Haus unterzubringen.
Das brennende Bedürfniß, auch das „auf Neu" ge»
tünchte Deutschland immer wieder lächerlich zu machen,
konnte bis Jahresschluß durch das Fünfzigpfennigstück ge»
löscht sein, auf dessen häßlich bepträgtem Aluminiumleib
zwar nicht das verpönte Wort „Republik" steht, aber der
an sich albern falsche Mahnspruch: „Sich regen, bringt Segen".
(„Erst schieben, dann lieben": wäre wenigstens zeitgemäß.)
Wider das frömmelnde Unsinnsgemurmel zeugt, Tag vor
Tag, rechts und links, müde und heftige Regung, aus der
kein Segenskelchlein aufblüht. Gleich danach brauchen wir
uns nicht durch Erkürung eines Propagators von dieser
Leistung in Schlossenwetter internationalen Hohnes auszu*
liefern. Ja... Aber wissen Sie einen Besseren? Mich, Frager,
dünkt all das Gekram Firlefanz. Tapfer bescheidene, be<
hutsam vernünftige Politik empfiehlt sich selbst. Zu den
Ladenhütern unserer Reichslügenfirma gehört auch derTratsch,
„die Entente habe durch ihre Propaganda das Rennen ge*
wonnen." Nur in Amerika und, im letzten Jahr, an der
Front hat sie klug und mit großem Mittelaufwand ge*
arbeitet. Von Neutralen, Schweizern, Holländern, Skandi»
naven, hörte ich sehr oft, daß die Westmächte sie durch»
aus in Ruhe ließen, nur das Bureau Erzberger sie ausgiebig
mit Flugblättern, Zeitungen, Bildern, Filmen, Schriften be»
legte und daß dieses Bombardement („Die Wahrheit ins
Ausland": damit zu Haus kein Ramschrest mehr bleibt) ihnen
die deutsche Sache völlig verleidet habe. Gegen den tollsten
Schwindel, der immer und überall ja von solchem Wahr»
heitexport untrennbar bleibt, ist die Welt heute abgestumpft.
Nützlich, von glühender, Wüste selbst befruchtender Wirk*

samkeit ist Propaganda nur, wenn sie aus dem heißen Schoß
leidenschaftlichen Glaubens an einen Menschen oder Ge*
danken sich, nach Wehen, losrang. Die Jünger des Buddha
und des Christus, des Franciscus und des Ignatius, auch
Rousseaus und Marxens haben in ganzen Welten demWollen
ihrer Meister die Ernte bereitet; und ein Millionenheer
aus Miethlingen vermöchte niemals, was fünfhundert vom
Geist durchloderten Aposteln des Bolschewismus in drei
Erdtheilen bis heute gelungen ist, morgen gelingen wird.
Mit Recht darf Herr Karl Radek sich rühmen, seiner
Wahlheimath Rußland den besten Propagandadienst ge»
schaffen zu haben; doch selbst diesem unermattbar Auf»
rechten, dessen allumfassenden Verstand ein stählerner, aus
Felsstein noch Funken schlagender Wille beherrscht und
bedient, wurde die Schnellschöpfung nur möglich, weil ein
Schwärm inbrünstig Begeisterter, nach Martyrium Gieriger
seinem Wink sich froh in Gehorsam ergab. Solche Pro»
paganda wird nicht von den „in Reichsbetrieben auf Privat«
dienstvertrag gegen Jahresvergütung Angestellten" geleistet;
nicht mal unter dem Dr. phil. Driesen, der als „erstklassige,
wissenschaftlich, literarisch und preßtechnisch geschulte Kraft"
im Haushaltsnachtrag der Nationalversammlung vorgeführt
wird. (Im Ernst; Nr. 1137, Seite 3.) Der bessere Mann?
Wenn Herr Rauscher, Helphands Ruhmesgärtner, der sich
jetzt, wie Mephisto die Flamme, nur die Presse vorbehalten
hat, die Sache nicht selbst versuchen will und unter den
hundertfünfzig fleißigen, tüchtigen Herren der Abtheilung
(wer hätte vor der Pleite solche Ausgaben gewagt?) keiner
den Obersten zu Führerrang berufen scheint: mir schweben
zwei Mögliche vor. Ein Blonder: der in Internationalismus
bekehrte Graf Harry Keßler, ein höchst kultivirter Herr,
der gut schreibt, zwei Kontinente kennt, in London, Paris,
Rom, Brüssel, Bern, dem Haag zu Haus, überall mit der
besten und sogar mit der guten Gesellschaft, mit Herzogen
und Kommunisten in fest eingeschientem Verkehr ist, in
der Schweiz die Kunstpropaganda, die allein erträgliche, ge»
macht hat und von dem mindestens nichts Plumpes zu fürch»
ten wäre. Dragoneroffizier; Verfasser eines feinen Buches
über Mexiko und Mitbereiter des Rosenkavalierbuches; wie

Northcliffe nicht nur auf die „Jahresvergütung" angewiesen
(die, freilich, an die Hunderttausend grenzen müßte); war
Museumsdirektor in Weimar und unschuldig daran, daß er
ins Warschau Pilsudskis nicht paßte. Ein Schwarzer: der
ullsteinische Verlagsdirektor Bernhard. In der Kriegszeit
schlimm verworren, noch lange danach kaum genießbar. Doch
derb begabt, flink zu That, der Ahnung von Weltwirth*
schaft nah, auf jedem Rialto heimisch; und Einer, der, wie
Peter Mortensgaard, das Leben ohne Ideale leben kann. Alte
Leser der „Zukunft" kennen ihn als deren Plutus. Die ,,öst»
liehe Orientirung" (so, pleonastisch, nennt ers) und die
davon bedingte Beredsamkeit von zwei Fuchtelarmen und
zehn Fingerstimmen würde er sich abgewöhnen. Auch die
(von der sonst wesentlich verbesserten Vossischen Zeitung
abschreckende) Schrulle von einer „Kontinentalpolitik", die
inVerengelung Frankreichs,Verteufelung Engellands planscht
Nachhall aus herrlichen Kriegstagen, wo dieser Georg, einst
Austräger rother Flugblätter, bei Borchardt Karmesinene und
Fetthälse der Marine bewirthete. Das giebt sich wieder. Ohne
Britaniens nie ganz versagendes Wohlwollen (wir habens,
Alle, zu spät, wir von Treitschke Verführten, erkennen ge»
lernt) wäre Preußen, wäre Deutschland nie groß geworden,
nie in Wirthschaftblüthe gelangt; und daß Frankreich ihm
nach der Zeit des Großen Kurfürsten, der aus Paris Geld
bezog.immer feindlich war (und.auf dem Weg seines Willens,
sein mußte), ist schließlich doch kein Fibelmärchen. Wir
möchten und müssen uns Frankreich befreunden; können
aber ohne die Ifreundliche Hilfe Englands und Amerikas
nicht aufathmen; und dürfen an Schrulle nicht Zeit vertrö«
dein. An der Klippe des Wahnes von Kontinentalpolitik ist
Bonaparte gescheitert: und war im Format noch gewaltiger
als der in Frankophilie auferstandene, weiland Allteutsche
Monsieur Bernhard. Der ist im Recht, wenn er den Franzen«
begeiferern, denen der alte Clemenceau, nach einem Halb*
jahrhundert unbeugsamen Kampfes für Recht und Freiheit,
ein „Reaktionär" ist, die Ohrlappen kneift; tief aber im Un<
recht, wenn er seiner Kundschaft einreden will, Forderungen
wie die nach Ersatz für die bei Scapa Flow versenkten Schiffe
seien nur aus britischer Tücke und Beutegier zu erklären.

England braucht unsere Bagger und Schwimmdocks nicht,
weiß, daß es die Docks aus dem Nachlaß der Kaiserlichen
Marine jeden Tag haben kann, und würde sich an den Ver*
tragsschlüssel, der ihm, der größten Seemacht, von aller Meer*
und Küstenbeute zwei Drittel zuweist, nicht klammern, wenn
Frankreichs viel ärgere Noth nach deutschem Hafengeräth
schreit. Aus dem einstweilen letzten Artikel des Herrn Bern*
hard pflückte ich den Satz: „Der einzige Aktivposten in der
französischen Bilanz ist die Zahlungfähigkeit Deutschlands."
Der einzige ist also keiner; denn diese Zahlungfähigkeit muß
erst ermöglicht und kann nur durch Englands Hilfe ermög*
licht werden. Wie magst Du Deine Rednerei nur gleich so
hitzig übertreiben? Frankreich hat fruchtbareres Land, mehr,
besonders als Umfasser Elsaß« Lothringens, Rohstoffe und we*
nigerMenschen als Deutschland, ein unerschöpftes, kaum je er«
schöpflichesKolonialreich in Afrika undAsien.mächtige Freun*
de und Sozien, fast alles zu schleuniger Wiederbelebung sei»
ner Luxusindustrie Noth wendige; und hat wohl schon an den
siebenzehn Milliarden reichlich verdient, die Deutschland bis
zum fünfzehnten Oktober 19 für, leider, durchs Westloch ein*
gelassene Waaren gezahlt hat. (Darunter waren nur vier Mil*
liarden für Nährmittel und Unentbehrliches, dreizehn für
Luxus. So lustig leben wir: und wundern uns über das Sin*
ken der einst spröden Valuta.) Bernardi Salz war verdumpft,
als er vom „einzigen Aktivposten" fabelte und Sätze vom
Kaliber der folgenden von sich gab: „Aktiv ist jede Poli*
tik, die handelt und sich nicht treiben läßt." (Klug ist, wer
nicht dumm ist.) „Der selbe Politiker wird, selbst wenn
er das gleiche Ziel vor Augen hat, ganz verschieden han*
dein müssen, je nachdem, ob der Staat, den er vertritt, Macht
besitzt oder ob er machtlos ist und besiegt am Boden liegt."
Das mußte, wie die auch ewige Wahrheit, daß vom Fegen das
Land naß wird, einmal, wenn auch gerade nicht in Stümper*
spräche, ausgesagt werden. Nicht ganz so innig aber würde
ich dem Nachseufzer zustimmen: „Das Verständniß, das nö»
thig ist, um diesen Unterschied zu erkennen, ist, leider, im
deutschen Volk nicht sehr verbreitet." Zweifle nicht, Mann
der „Beziehungen"; auch im deutschen Volk weiß Jeder*
mann, daß er ohne Feuerrohr nicht schießen, ohne fünf

Viertelmark netto für die Zeile weder den Tod seiner Schwie»
germutter noch die Geburt eines „strammen Jungen" in die
(nicht mehr „königlich privilegirte", sondern) Berlinische
Zeitung von Staats» und gelehrten Sachen setzen kann. An
dem Internationalpolitiker Bernhard wäre also nicht viel ver»
loren; von dem Propagandachef, der eine ganz andere Art
von Phantasie (wenn mans so feierlich nennen darf) braucht,
wäre Einiges zu hoffen. Nichts von Otto dem Fleißigen.
Blond oder schwarz: Faites votre jeu, messieursl

Loyal

Sitzung der Preußischen Landesversammlung am siebenzehnten
März 1919. Abgeordneter Adolf Hoffmann: „An den Unterstaats-
sekretär Dr. Baege ist das Ersuchen ergangen, zurückzutreten, weil
ihm der Herr Minister (Haenisch) nicht gefällt, weil er nicht der
Meinung ist, daß dieser Minister der fähige Kopf sei; deshalb soll
er zurücktreten. Und wenn er es thut, so hat ihm der Herr Minister
die zwölftausend Mark Entschädigung per Jahr versprochen. Wenn
er es nicht thut, wird er an das Disziplinarverfahren erinnert, das
man gegen ihn einleiten könnte. Sagen Sie doch einmal, ob Das
eine noble Art ist, sich an seinen Sessel zu klammern. Material
haben wir so viel, wie Sie haben wollen. Wenn man einmal hinter
die Coulissen geguckt hat, weiß man, wie es da aussieht." (Steno-
gramm, Seite 288.) Antwort des Herrn Haenisch: „Meine Damen
und Herren, ich habe keinerlei Veranlassung, auf die allgemeinen
Ausführungen des Herrn Adolf Hoffmann auch nur mit einem Wort
einzugehen. Nur seine an den Haaren herbeigezogene und an mich
persönlich gerichtete Bemerkung über den bevorstehenden Rücktritt
des Herrn Unterstaatssekretärs im Kultusministerium, seines Partei-
genossen, des Herrn Dr. Baege, kann ich doch nicht ganz unwider-
sprochen lassen. Ich habe in der That Herrn Dr. Baege, der auf
Veranlassung des Herrn Adolf Hoffmann in den Novembertagen
zum Unterstaatssekretär im Kultusministerium gemacht wurde, neuer-
dings dringend nahegelegt, auf Grund der Verordnung vom sechs-
undzwanzigsten Februar dieses Jahres über die Versetzung unmittel-
barer Staatsbeamter in den einstweiligen Ruhestand sein Abschieds-
gesuch einzureichen. Auf Grund des § 3 dieser Verordnung steht
Herrn Dr. Baege auf die Dauer von fünf Jahren der gesetzliche
Anspruch auf ein jährliches Ruhegehalt von zwölftausend Mark zu.
Das ist der einfache Thatbestand. Alles, was Herr Hoffmann sonst
noch gesagt hat, ist reine Phantasie. Die sehr triftigen dienstlichen

Gründef die mich veranlaßten, Herrn Dr. Baege die Einreichung
seines Abschiedsgesuches anzuraihen, haben mit dem Gegenstand
der heutigen Tagesordnung nicht das Allermindeste zu thun. Ich
lehne deshalb ein Eingehen auf diese Gründe für heute rundweg
ab, behalte mir aber vor, zu gegebener Zeit auch darüber dem
Hause nach jeder gewünschten Richtung hin Rede und Antwort zu
stehen." Hoffmann: „Ich habe von Dem, was ich gesagt habe,
nichts zurückzunehmen. Herrn Dr. Baege, der allerdings mit Ein-
verständniß des Herrn Haenisch von mir in das Kultusministerium
berufen worden ist, in Schutz zu nehmen, habe ich am Allerwenigsten
Ursache, weil ich ihm, als ich austrat, gesagt habe, daß er nicht
mehr lange bleiben werde; Herr Haenisch werde ihn schon zu Fall
bringen und ich würde es für gescheiter halten, wenn er gleich
austräte. Das hat er nicht gethan und Das hat er zu verantworten.
Aber es ist wahr, daß,Herr Haenisch Herrn Dr. Baege, weil er
sich geäußert hat, daß er Herrn Haenisch als Kultusminister nicht
geeignet halte, darauf hingewiesen hat: wenn er freiwillig zurück-
tritt, dann bekommt er zwölftausend Mark pro Jahr, und wenn er
es nicht gut mit ihm meinte, könne er, Haenisch, ja das Disziplinar-
verfahren gegen ihn einleiten. Dazu hat ein Minister nicht das
Recht. Weiß er Etwas gegen den,Beamten, dann muß er das
Disziplinarverfahren einleiten, darf ihn aber nicht mit zwölftausend
Mark pro Jahr zum Schweigen veranlassen oder beseitigen."
Haenisch: „Diese Behauptungen des Herrn Abgeordneten Adolf
Hoffmann sind unwahr. Das geht klipp und klar aus dem Brief
hervor, den ich Herrn Dr. Baege geschrieben und in dem ich ihn
zur Einreichung des Abschiedsgesuches aufgefordert habe. Dieser
Brief, der die Behauptungen des Herrn Adolf Hoffmann platt zu
Boden schlägt, liegt im Wortlaut vor und kann zu jeder Zeit jeder
Instanz hier im Hause unterbreitet werden." Hoffmann: „Ich will
nur wünschen, daß der Brief recht bald vorgelegt wird. Sie wer-
den darin Alles bestätigt finden, was ich gesagt habe." Der Mi-
nister hat den Brief nicht dem Haus „unterbreitet". Hier ist er:
Berlin, den sechsten März 1919.
„Herrn Unterstaatssekretär Dr. M. H. Baege, Berlin.
Sehr geehrter Herr Doktor, ich sehe mich genöthigt, das Fol-
gende auf diesem Wege zur Sprache zu bringen:
Von den verschiedensten Seiten wird mir berichtet, daß Sie so-
wohl innerhalb des Ministeriums wie auch draußen gegen mich Stim-
mung zu machen suchen; nicht nur haben Sie Das bei drei Beam-
ten des Ministeriums versucht. Sie haben sich (um nur den letzten
Fall dieser Art zu erwähnen) sogar nicht gescheut, einen ganz außer-
halb des Ministeriums stehenden jungen Mann wie Herrn Dr. Ram-

melsberg gegen mich aufzuputschen. Der auch von mir sehr hochgeschätzte Rammeisberg hat mir Das eben selbst mit allen'Zeichen starker Empörung ausführlich geschildert. (Von Ihrer gegen die Politik des Ministeriums in den Kreisen des Monistenbundes usw. entfalteten Agitation sehe ich in diesem Zusammenhange ganz ab.) Verschiedenen Personen gegenüber haben Sie wiederholt mit einer ,umfangreichen Materialsammlung' gedroht, die Sie gegen mich aufgehäuft haben und mit deren Verwerthung Sie am Tage Ihres Aus" Scheidens aus dem Ministerium beginnen werden. Sie, der ,Unabhängige', haben außerdem Beamte des Ministeriums dringend ersucht, in der Lehrerschaft eine Agitation zu meinem Sturz und für meine Ersetzung durch den Demokraten Herrn Otto aus Charlottenburg zu entfalten.

Nach allen diesen Vorgängen, die nur eine Bestätigung und eine Ergänzung der Ihnen bekannten Mittheilungen sind, die mir schon Tor längerer Zeit zugegangen waren, hätte ich ohne Weiteres das Recht, gegen Sie ein Disziplinarverfahren mit dem Ziel der pensionlosen Dienstentlassung einzuleiten. Wenn ich darauf heute verzichte, so wahrhaftig nicht aus Angst vor Ihrem sogenannten »Material'; dessen Veröffentlichung sehe ich vielmehr mit heiterer Gemüthsruhe entgegen. Aber es ist^mir widerlich, in dieser ernsten Zeit, in der es wirklich Wichtigeres zu thun giebt, meine Kräfte in Affairen zu verzetteln, die auf dem Niveau des gewöhnlichen Klatsches stehen. Sagen möchte ich Ihnen nur Folgendes: Diese ganzen Vorgänge sind mir nicht meinetwegen, sondern Ihrer selbst wegen sehr schmerzlich. Es ist immer bitter, sich in einem Menschen zu täuschen; es ist doppelt bitter in diesem Fall. Seit Monaten habe ich mir die denkbar größte Mühe gegeben, Sie, wenn auch nicht auf dem Posten des Unterstaatssekretärs, so doch in einer anderen bedeutsamen Position der Unterrichtsverwaltung zu erhalten. Ich that Das einmal, weil ich Sie für einen brauchbaren Fachmann halte, sodann, weil ich gerade Ihnen, einem alten Parteigenossen, gegenüber jede menschliche und soziale Härte vermeiden wollte. Ich habe, gegen manchen Widerstand, jede Aenderung in Ihrer Stellung so lange hinausgezögert, bis eine gesetzliche Grundlage geschaffen war, die solche Härte gegen Sie ausschließt. Diese Grundlage ist nun gegeben. Nach § 3 der vor einigen Tagen in Kraft getretenen Verordnung über die einstweilige Versetzung unmittelbarer Staatsbeamter in den Ruhestand haben Sie bei Ihrem Ausscheiden aus dem Dienst Anspruch auf ein Wartegeld in der Höhe von jährlich zwölftausend Mark. Ich glaube, Ihnen nicht nur im Staatsinteresse, sondern auch in Ihrem eigenen Interesse rathen zu sollen, auf dieser Gmudlage selbst zum ersten April um Ihre einstweilige Versetzung

in den Ruhestand nachzusuchen. Bis dahin würde ich Sie beur-
lauben und mit der Wahrnehmung der Geschäfte Excellenz Nau-
mann beauftragen. Sie können sich dann voll Ihrer neuen Zeit-
schrift und Ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit widmen und zugleich
in voller Ruhe abwarten, ob und wo sich Ihnen später ein anderes
Feld einer geeigneten Thätigkeit eröffnet. Durch ein solches Ge-
such würden Sie mir und sich selbst die Widerwärtigkeiten eines
förmlichen Verfahrens ersparen. Daß aus einer weiteren gemein-
samen Thätigkeit irgendetwas Ersprießliches nicht mehr zu erwarten
wäre, werden Sie eben so empfinden wie ich. Wo das gegenseitige
Vertrauen fehlt, da fehlt auch die Voraussetzung erfolgreicher Zu-
sammenarbeit. Ganz abgesehen von Ihrer Parteizugehörigkeit, die
unter den gegebenen Verhältnissen meine Veitretung durch Sie im
Staatsministerium und im Parlament zu einem Ding der Unmöglich-
keit macht. Nach außen hin wäre die bevorstehende Neubildung
des Ministeriums die gegebene Motivirung Ihres Ausscheidens. Die
Form und der Zeitpunkt der Pressemittheilung könnten zwischen
uns vereinbart werden.
Eine mündliche Auseinandersetzung über Ihr oBen berührtes
persönliches Verhalten mir gegenüber dürfte zwecklos sein. Ich lege
nach vielen Erfahrungen ähnlicher Art auch Das ,zu dem Uebrigen'-
Nur die eine Bemerkung gestatten Sie mir: Was müssen Sie in Ihrem
Leben durchgemacht haben, um einer solchen Handlungweise einem
Manne gegenüber fähig zusein, der von der ersten Stunde an Ihnen gegen-
über von absoluterLoyalität beseelt gewesen ist und der Ihnen bis zuletzt
nichts Anderes entgegengebracht hat als Vertrauen und Wohlwollen!
Ich sehe einer schriftlichen Aeußerung über meinen Ihnen in
diesem Briefe gemachten Vorschlag entgegen, gez. Haenisch."
Der Brief erweist die Wahrheit jedes von Hoffmann ge-
sprochenen Wortes. Der von Preußen und von Sklarz*Pervus
besoldete Minister hat einem noch nicht vier Monate im
Dienst stehenden Beamten, den er ohne Pension entlassen zu
können glaubte und der ihn mit einer,,umfangreichen Mate*
rialsammlung" bedroht hatte, aus Staatsmitteln sechzigtau»
send Mark angeboten, um „sich selbst und ihm die Wider!
Wertigkeiten eines förmlichen Verfahrens zu ersparen". Und
dieser Minister hatte die Stirn, den Abgeordneten Hoffmann
öffentlich der Lüge zu zeihen. Um sich an dem Entlarver zu
rächen, hat er überall dann erzählt, Hoffmann sei erst aus
dem Kultusministerium gewichen, als ihm auf sein Drängen
noch ein Vierteljahrsgehalt ausgezahlt worden war. Im Ber«
liner Tageblatt vom fünften Dezember hat der Minister für

Wissenschaft, Kunst und Volksbildung bestritten, „dieser Angelegenheit wegen gegen Herrn Hoffmann jemals Vor* würfe erhoben zu haben". Daß er auch in diesem Fall mit Bewußtsein Unwahres ausgesagt hat, kann ich erweisen. „Ce monsieur Loyal porte un air bien deloyal": raunt Molieres Dorine. Doch den loyalen Konrad überbietet noch der loyale Gustav. Ein Russe schickt mir eine andere Num» mer des Berliner Tageblattes, die „Noske über Parvus und Sklarz" zu Wort kommen läßt, und schreibt dazu: „Muß ich dem zarischen Rußland noch abbitten lernen? Da wäre solche Interview nicht möglich gewesen; dem Zeitunghaus, das sich mit dem Abdruck dieser elenden Ausrede besu« delt hätte, wären von den petrograder Weibern die Fenster eingeworfen worden." Ich las; und lernte die Empörung des an neuberliner Moral noch nicht gewöhnten Bolsche* wiken nachfühlen. Höret den Reichswehrministerl „Ichkenne die^beiden Herren nur ganz flüchtig. Als die Wilhelmstraße von demonstrirenden Massen belagert wurde, haben Ebert und Scheidemann allerdings wiederholt einer Aufforderung des Herrn Sklarz, in seiner nahegelegenen Wohnung zu speisen, Folge geleistet. Auch ich bin, im Ganzen sechsmal, im Haus der Regentenstraße gewesen, um zu essen. In jenen aufgeregten Tagen hätte ich mich in keiner öffentlichen Gast« wirthschaft Berlins sehen lassen dürfen, wenn ich nicht Ge» fahr laufen wollte, erschlagen zu werden. Einmal hat auch Herr von Gilsa, mein persönlicher Adjutant, einen Zettel in das Haus der Regentenstraße geschickt, mit der Bitte, für ihn und für mich zwei Couverts bereit zu halten. Ohne mein Zuthun hat Sklarz für die Verpflegung des Regiments .Reichstag' gesorgt. Auf sein Angebot großer Lebensmittel» mengen habe ich das Corps Lüttwitz hingewiesen; mich dann aber um den weiteren Gang der Dinge nicht mehr gekümmert. Erst als ich später von gewissen Unregelmäßig« keiten hörte, habe ich sofort angeordnet, daß jeglicher Ge« schäftsverkehr mit Herrn Sklarz abzubrechen sei. Das sind meine ganzen Beziehungen zu Herrn Sklarz." Die Stirn dieses sousoff parvenu könnte Aigilulfs eiserne Krone tragen. Die Re» genten« ist dicht bei der Wilhelmstraße. Er, den im Januar nur die Allernächsten von Angesicht kannten, würde bei AdIo»,im

Kaiseihof, in der Deutschen Gesellschaft, wo ja nur die wüste«
sten Spartakiden verkehren.erschlagen; und weil er sammtEbert
und Scheidemann in solche Lokale nicht ungestraft ein*
kehren, auch nicht (wie Herr Ebert doch oft genug that) aus
dem Kaiserhof Futter beziehen und erst recht nicht (wie
an heißen Schlachttagen mancher General) das Mahl der
Mannschaft in der Bendler* und Wilhelmstraße theilen
kann, müssen die Drei bei Sklarz unterkriechen. Dem Major
von Gilsa, einem Mann aus guter Kinderstube, wird nach*
gesagt, er habe in ein ihm fast unbekanntes Haus einen
Zettel geschickt, auf dem steht: „Der Reichswehrminister,
Beslin W 10, den sechsten Mai. Bitte für drei Herren Mittag*
essen. Zwei Uhr. v. G." War noch im Mai am Schöne*
berger Ufer, wo man recht gut essen soll, Lebensgefahr?
Der Minister verläßt sich darauf, daß nur ein „Zettel" dieser
Sorte gefunden worden sei, vergißt aber, daß in jeder Stunde,
wo, bei Tag und nachts, Einer der Trias nicht sogleich zu
finden war, der Getreuste rieth, „malbei Sklarz anzuklingeln";
vergißt, was er für den Nährmittel* und Kalenderhändler
von Amtes wegen gethan, wie er ihn durch Frachtfreiheit
zu fördern gestrebt, welche Summen das ihm unterthane
Corps Lüttwitz dem „Marketender für Sozialwissenschaft"
ausgezahlt hat. Den Geschäftsverkehr abgebrochen?. Ja:
als die Sache ruchbar wurde; nicht, wie der Leser glauben
soll, früher. Der Generalstab in Kowno mußte den Herrn
Wehrminister erst lehren, daß der Versuch, Sklarzens Ka*
lender als Militärgut zu befördern, widergesetzlich sei. Ein
Bischen anders als im Bilde der Interview waren die „Be*
Ziehungen" also doch. Und weshalb waren nicht nur vor der
Bendler», sondern auch vor der Regentenstraße Monate lang
Stacheldrahtgestelle in Haufen gestapelt? Weil in Nummer 24
beinahe täglich die Herren Minister,, Reichs* und, Staats*
Würdenträger vor vollen Schüsseln, Schlemmernäpfchen und
Gläsern Alldeutschlands und Preußens Wohl beriethen.

Parvo beati

Die seit Wochen hier erwähnte Thatsache, daß Herr
Georg Sklarz als Agent dem Großen Generalstab des deut*
sehen Feldheeres diente, wird bis ins Lager der Unabhär

gigen verschwiegen; und ist doch für alles Kommende wich»
tig. Als vor einem Jahr ermittelt worden war, daß Herr
Sklarz lange schon mit feindlichen Ausländern Geschäfte
großen Umfanges mache und „Waarenmengen ganz ver»
schiedener Art, deren Werth in viele Millionen ging", ins
Ausland geliefert habe, wurde dem Beschwerdeführer ge=
sagt, die Nachrichtenstelle des Generalstabes habe selbst in
Stockholm Ein» und Durchfuhrbewilligungen für Sklarz er«
langt, um ihm „Entgelt für seine Bemühungen" zu schaffen.
N»0 (Nachrichten.Offizier) Mitte würde gern genauere An»
gaben hören. Und hat sie gehört. Hier nurdiebeträchtlichsten:
„Was den Fall Sklarz angeht, so ist zunächst hervorzuheben,
daß sämmtliche Geschäfte des Witkin auch: als solche des Sklarz
angesehen werden können, da die Geschäftsthätigkeit des Witkin
mit Mitteln des Sklarz betrieben wurde und als natürlich ange-
nommen werden muß, daß Sklarz diese Geschäfte hier laufend
gefördert hat. In den in der Internationalen Verkehrs"- und
Transport-Gesellschaft vorliegenden Briefen des russischen
Staatsangehörigen Witkin ist eine direkte Bezugnahme auf den
Namen des Sklarz nicht zu finden. Den Brief an Witkin, der
meine Aufmerksamkeit auf diese Beziehungen lenkte, füge ich
in Abschrift hier bei. Der deutsche Gesellschafter der Inter-
nationalen Verkehrs- und Transport-Gesellschaft, M. Breslau,
hat mir, nachdem er sich', wie schon erwähnt, lange gesträubt
hatte, überhaupt Auskunft zu geben, dann zugestanden, daß
sein ehemaliger Gesellschafter Witkin, dem bei Ausbruch des
Krieges keine Geldmittel nennenswerther Art zur Verfügung
standen, von Sklarz das Geld zur Eröffnung seines Geschäftes
in Kopenhagen (sechzigtausend Mark) erhalten habe. Sklarz hat
Dies dem Breslau gegenüber auch selbst zugestanden unter
. der gleichzeitigen Bemerkung, daß er an den siechzigtausendl
Mark das Vielfache dieser Summe durch die Geschäfte mit
Witkin wieder verdient habe. Es handelte sich bei der Unter-
redung, in der diese Aeußerung fiel, darum, daß Witkin der
Internationalen Verkehrs- und Transpor^Gesellschaft mitgetheüt
hatte, eine Partie Waaren (Thermometer) solle von Sklarz hier
ausgefolgt werden. Sklarz hat die Ausfolgerung verweigert und
dabei bemerkt, er thue Das schon aus dem Grunde, weil es
unerhört sei, daß Witkin entgegen seiner Verpflichtung^
Sklarzens Namen niemals zu nennen, es dennoch gethan habe.

Ganz zweifellos ist, daß Sklarz von der Thatsache Kenntnib
hatte, daß die von Witkin hier gethätigten Geschäfte gegen
•das deutsche Interesse liefen und daß die durch Witkin oder
seine hiesigen Agenten und Helfer ausgeführten Waaren nach
Rußland gingen. Die durch die Bücher der Gesellschaft laufend
verfolgbaren Transaktionen des Witkin betreffen Strumpfwaarer»
im Gesammtbetrage von annähernd zweihunderttausend Mark
Werth. Die Waaren sind jedoch nicht .zur Ausfuhr nach dem
neutralen Ausland gelangt, weil in Folge der drohenden Be-
schlagnahme ein Weiterverkauf hier im Inland vorgenommen;
wurde. Witkin hat aber durch andere Agenten noch viel größere
Mengen zum Theil hier mit Verdienst gehandelt, zum Theil nach
Ueberwindung der Ausfuhrschwierigkeiten über Schweden aus-
geführt. Bei allen diesen Geschäften ist ein sehr erheblicher!
Nutzen verblieben, da, zum Beispiel, Strümpfe bei den Fabri-
kanten zu 3,50 bis 5 Mark per jDutzend eingekauft und, nach-
dem die Waarenknappheit die Preiste gesteigert hatte, zu über
20- Mark das Dutzend hier wieder verkauft wurden. Bei der
.ausgeführten Waare war der Nutzen noch1 erheblich höher, was
daraus ersichtlich ist, daß, wie Breslau behauptet, Witkin'den
ihm die Ausfuhr ermöglichenden hiesigen Agenten 35 bisf
40 Prozent des Werthes der Waare nach erfolgter Ausfuhr
als Vergütung zugestand. Wie Breslau femer zugegeben hat,
hat Witkin in einer gewissen Zeitperiode große Mengen soge-
nannter Auersteine (Cer-Eisen) in Skandinavien vertrieben, die
er unzweifelhaft auch auf dem angedeuteten Weg aus! Deutsch^
land erhielt. Es ist nach Breslaus Angaben Thatsache, daß
Witkin, der zu Anfang des Krieges kein Vermögen besaß,
.zur Zeit als Millionär gilt und daß die durch die Bücher der
GmblH gegangenen Geschäfte nur einen geringen Theil des
Umsatzes Witkins bedeuten. Der Umfang der Geschäfte Wit-
kins könnte leicht ermittelt und bewiesen werden: durch Fest-
stellung der Größe der für ihn hier stets1 vorübergehend bei
Spediteuren eingelagert gewesenen Waarenbestände. Eine An-
zahl von Fakturen über von Witkin hier gemachte Ankäufe
liegt bei den Papieren der Internationalen Verkehrs- und Trans-
port-Gesellschaft, befindet sich jedoch1 unter den Geschäfts-
papieren und Korrespondenzen, die bei dem früher anhängig
gemachten Verfahren gegen diese Gesellschaft vom Ober-
kommando in den Marken beschlagnahmt wurden. Aus diesem
Grund war ich nicht in der Lage, die Einzelheiten einzusehen.
Der Verdacht, daß bei den Geschäften eine Umgehung der

Ausfuhrbestimmungen Statt fand, wurde erweckt durch eine in
den Geschäftsbüchern erscheinende Buchung, welche die Aus-
zahlung von dreißigtausend Mark unter dem Namen ,v. K.' er-
weist. (Anlage!) Wenn man diese Zahlung in Beziehung bringt
zu verschiedenen in der Korrespondenz erscheinenden Sätzen,
welche von der Anwesenheit eines ,v. K.' die Ermöglichung von
geplanten Transaktionen abhängig machen, ergiebt sich von
selbst der Schluß, daß durch das ohne jede Begründung erfolgte
Darlehen ohne Sicherheit und unter Decknamen an den Be-
treffenden dessen Mithilfe für den genannten Zweck erkauft
worden ist. Die Sendungen für Witkin gingen, so viel ich aus
den von der Verkehrs- und Transport-Gesellschaft eingeleite-
ten, aber nicht durchgeführten Bestrebungen, die erwähnten
Strurnpfwaaren auszuführen, ersehen kann, an die Adresse der
Firma C. M. Hallbaeck & Söner, Malmö in Schweden. Ich
glaube, der Ueberzeugung Ausdruck geben zu müssen, daß
die Weiterverfolgung der vorhandenen Spuren Beweise schaffen
werde für die Annahme, daß die Geschäfte des Witkin-Sklarz
großen Umfang hatten und daß in ähnlicher Weise von anderen
Russen Geschäfte hier gethätigt wurden."
Das Geschäft blühte weiter. Und den so wetterfest Ge»
schirmten, der seitdem Millionen gescheffelt hat und dem auch
das Loch im Westen üppig gezinst haben soll, muß noch
morgen jeder Ankläger, jeder Richter mit sanfter Hand an»
fassen. Einen Mann von (in Maskulinum und Neutrum) so
ungeheurem Verdienst, der so viel erzählen könnte. Die Zahl
der „v. K." ist Legion. Dämmert Euch nun, weshalb die
,.Planwirtschaft", die Lüderei mit Ein* und Ausfuhr ver«
bieten wollte, nicht geduldet, das baltische und das rheini*
sehe Schieberparadies nicht gesperrt werden durfte und wes»
halb der Zorn keuscher Tugend jetzt nach dem Staatsanwalt
brüllt? Herzerhebend (sagt man nicht so?) ist aber auch die
Vorstellung, daß am Tisch dieses Militärspitzels und Meister»
Schiebers die Genossen Ebert, Scheidemann, Noske.Haenisch
und andere Urfeinde des Kapitalismus schwelgten, bis in
das traute Heim von ihm mit Nährmitteln versorgt wurden,
Verwandte in seinen Betrieben anstellen und löhnen ließen
und ihn durch Aus« und Einfuhrscheine, durch das-Recht
auf Massenspeisung, Marketenderei, gesetzwidrige Papier«
Zuwendung und Frachtfreiheit aus Reichsmitteln Riesenein»

kunft ermöglichten. Für Pässe sorgte prompt der „Gesandte"
Naumann. Ein Bruder in der Nachrichtenabtheilung des
Auswärtigen Ministeriums, wo man die fremden Zeitungen^
mitHandelstheil und lehrreichen Inseraten, früher als anders*
wo hat; ein zweiter in Mitgenußrecht einer großen Metall»
firma, die abmontirte Schiffe und anderes Heeresgut zu nützen
und den Zubringer nach Gebühr zu belohnen vermag; der
dritte den durch Kriegsschaden rebellisch Gewordenen und
Kommunisten gar ein edler Wohlthäter, der Bureauräume,.
Schreibmaschinen, Schränke, Schließpulte liefert und, wenn
er will, Manches „nach oben" bringen kann. Eine vier*
köpfige Reichs »Wach« und Schließgesellschaft.
Noch immer sind wir imVorhof:und athmen doch schon
den Stank des von den dreitausend Rindern des Augias dem
Darm entdrückten Dungstoffes, den Herakles selbst nur durch
Umleitung zweier Ströme wegspülen konnte. Unser Alpheios
und Peneios, hoffte ich, werde dem Quellgebiet der Sozial»
demokratischen Partei Deutschlands entspringen. Und habe
sehr lange deshalb Vormännern dieser Partei widersprochen,
die mich aufriefen, die undankbare Arbeit der Klüngeltrennung,
die am Abend der Monarchie mühsam gelungen war.noch ein»
mal, amMorgen der Republik, zu versuchen. Nun ist das Un*
heil im Lauf. Dunkler kam nie eine deutsche Weihnacht. Wer
hätte vor einem Jahr, als hundert Jubelkerzen vom Winter»
grün unseres Hoffens strahlten, so die selige, fröhliche Zeit
geträumt? Seid, dennoch, getrosten Muthes! Die Stadt
des Herodes, das Rom und die pontinische spelunca des Ti»
berius sah nicht viel sauberer aus. Da klirrte eine Wurf*
schaufei, Spreu verbrannte in Zornesgluth, auf reiner Tenne
ward aus gesunden Halmen das Nährkorn gelöst und jede
Räuberhöhle wieder zu Andachtstätte geweiht. Rauhborstig
war, wie das Kleid, die Rede des einsam mächtigen Esseners,
der gell zu sühnender Reinigung rief und die Ankunft des
Erlösers verhieß. Nicht würdig fand er sich, dem kindhaft
Allgewaltigen den Schuhriemen zu schnallen. Und hat doch,
fahl leuchtend durch Wolken von Haß und Hohn, Mariens
Knaben, das Kind aus verschmutztem Stall, mit netzender
Hand zu Weltgang und Glorie des Heilands getauft.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Bertin. — Verlag det
Zukunft in Berlin. — Druck von Paß 6. Garleb G. m. b. H. in Berlin.

, r—*> ■
Bearbeitung
von Im- und Exportgeschäften und
Finanzierung derselben durch die
Rheinische
HanWsellschoftmlB.
Dusseldorf, Oststr. 129
Fernsprecher: 4410 u. 4411. Telegramm-Adresse: „Velox". p
äsiiiiiiiiiiiiiiiiiiiJiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiaiiiiiiiiiiiitiiniiitiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiriiiiiiiiiiitiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiniin
f Carlton-Hotel =»»3
J Das Vollendetste eines modernen Hotels, d bahnhof, linker Ausgang. J

Haus ersten Ranges
Einziges Gartenhotel Münchens
Vornehmer, ruhiger Aufenthalt
Hotel Marienbad
Hotel <> NUERNBERG >i
■mrr- _ » __ -m_ ^ Königstraße 39
Mm.. M ?i "WT M~\ m Kutes' bürgerliches Haus
» m. .. mit al,em Komfort.::
Erziehung in Amerika
deren Wirkung und Folgen.
PrlTatdruek. Prosp.u. Subskrfpt-Liste d.
Rekord - Verlag, Dortmund 0 22,
Wcstcnhellweg 125.
„ZUKUNFT"
Ja»ngänge XI bis XX je M. 10,—, Jahrgang
18% a 'i6,—.
Krohn. Hambura, IsestraDe 2 III.
X Bädern bietet
S zeigenteu der
2 Sanatorien Zukunft
I HOtelS günstige
• Propaganda-
X Pensionen Gelegenheit.

Zahnpasta
Hekodont
sorgt *\ c t -aenc .; t > *? ♦• undeZähne.
/ Cniger - Her:
G.W. Henqstmann Chc^f Fabrik d< rlotfenourgII
•••
DmiII^mIan Juwelen, Perlen, Smaragde
Ä Drilianien und Perlenschnure 2
■ kauft zu hohen Preisen *
• |y* Ca%itv BERLIN, Friedrichstrasse 9192 • 1*1. 9|#IK4>1 zwischen Mittel- up.t Dorolhenstrasse 00SOQ#

Keine Postkarten, sondern nur künst-
lerische ARtpho'ographie. Man
verlang« Probesendung. Postfach 2,
Hamburg 31.
Alleinig Anzeigen -Annahme
für die Wochenschrift
11
Die Zukunft
Max Kirstein
Berlin W. 9, Potsdamer Str. 23 a.

■SPAT
Iii

/"% _> I __I I gegen nervöse Schlaflosigkeit
C3 aus pflanzlichen Bestandteilen
Gen.-Depot: Hohenzoll rn-Apotheke, Berlin W10, Königin-Aug'istastr. 50
Dienstbach & Moebius, Bankgeschäft, Berlin W 56
Gegründet 18B9 Oberwallstrasse 20 Gegründet 1869
Fernsprecher; Zentrum 2035, 4970, 5904.
Ausführung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.
Sachgemässe Beratung über Kapitalsanlage.